THE LIBRARY
OF THE

PERIODICAL ROOM
CLASS 053
BOOK M823

Digitized by Google

A. Qt. 9 5.

Digitized by Google

№ 1.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 2. Januar 1832.

Des Elementes Antlitz und Gestalt
Ist wie das Werk beschaffen, das wir treiben,
Höchst blutig, feurig und höchst fürchterlich.

Shakespeare.

Phantasie

von

Wolfgang Menzel.

Des Jahres weite Thore rauschen auf,
Des Janustempels Thore rauschen auf.
Vom Himmel nieder fiel ein goldner Stern,
Und schloß des tiefen Abgrunds Siegel auf.
Des Abgrunds wilde Geister rauschen auf,
Der Krater öffnet seinen Flammenschlund,
Und seiner Lava Gluthen rauschen auf
Und wühlen tief hinab zum Meeresgrund,
Und hochgethürmte Wogen rauschen auf.

Wo brandet dieser Wogen Zorn zuerst?
Aufschäumt er an des Tajo Schlangenthurm,
Worin wie Regnar Lodbrok liegt ein Volk,
Ein ganzes Volk hinstirbt im Schlangenthurm;
Wo angefesselt wie Andromeda
Ein ganzes Volk des Drachen Beute wird,
Naht ihm der kriegerische Perseus nicht
Und wirft den Lindwurm in den Schlangenthurm.

Im Cirkus, den Europas Throne bilden,
Zum wilden Kampf ging Andalusiens Stier,
Und unter seine Füßen trat der Stier
Den zierlich leicht geschmückten Matador,
Und racheschnaubend, tückisch, bohrt der Stier
So Aug' als Horn in's edle Spanierherz,
Daß Blut sich wie ein rother Mantel breitet
Und wüthender und böser macht den Stier.

Britanniens männervolles Linienschiff,
Das einst getanzt auf glattem Meeresspiegel,
Jezt treibt es in empörter Wogen Sturm
Und unter Klippen wildgejagt umher;
Auch noch im Sturme lenkt das Linienschiff
Und sizt am Ruder ruhig der Pilot;
Doch Feuer! Feuer! tönt's im Linienschiff,
Und an der Pulverkammer leckt die Gluth.
Sturm, Klippen, Flammen allzumal bedrohn
Britanniens männervolles Linienschiff.

Hoch ragt die edle Säule von Vendome,
Worunter jezt ein Krämer wägt und mißt.
Die Waage schwankt, rasch fliegt sie auf und ab,
Der Krämer ängstlich immer wägt und mißt,
Bis daß der nord'sche Brennus seinen Degen
Zornmüthig in die eine Schaale wirft,
Und in die andre Frankreich wirft sein Herz,
Und jede Schaale voll von Blut schon ist,
So lange noch der Krämer wägt und mißt.

Digitized by Google

Des spottenden Geschickes Richterspruch
Warf in den Niederlanden Hund und Katze
Und Hahn und Mensch in einen Sack zusammen,
Und schnürt ihn zu mit einem gordschen Knoten,
Und hat Ergötzen an dem mörderischen
Gekraz' und widerwärtigen Geheul,
Bis daß ein Alexander mit dem Schwert
Scharfschneidend lösen wird den gordschen Knoten.

Der ew'ge Jude pilgerte nach Rom,
Und reicht dem heil'gen Vater seine Rechte,
Naht deiner Tage Ziel nun, altes Rom?
Wie? oder, wie der Jude ewig lebt,
Mußt ewig fort du sterben, altes Rom?
Die Flammen brechen aus Sankt Peters Dom,
Und ist's Italia, die aus den Flammen,
Ein Phönix, blutig rothe Flügel hebt?

Hoch ragen dort die alten Schweizerberge,
Und schütteln von der schneebedeckten Brust
Die angeschwollnen Ungewitter ab,
Und wieder schau'n die edlen Schweizerberge
In reinem Glanz frei den azurnen Himmel,
Und in des lezten Donners Echo hallt
Des Volkes Jubel an die Schweizerberge.

Im Port Moreas friedlich heimgekehrt
War Agamemnon zu der Heimath Heerd,
Da traf der Mord ihn in dem ersten Schlummer,
Und wildauf zuckt Orestes nun sein Schwert,
Und Eumeniden schwingen ihre Fackel.
O Hellas, eines bessern Looses werth,
Wann treibt die Freier und untreuen Knechte
Odysseus aus, und lodern freundlich wieder
Die treuen Flammen auf der Heimath Heerd?

Hinsterbend singt sein Schwanenlied der Schwan
Am Weichselufer, das sein Blut geröthet,
Der edle Lebensopfrer Pelikan,
Der für die Seinen kühn sich selbst getödtet;
Kühn, wie einst die Sarmatenkönigin,
Die schöne Wanda, eine reine Jungfrau,
Sich in der Weichsel tiefes Grab gestürzt,
So stürzte Polens Jugend in den Tod.

Der Tod, und wieder Tod und immer Tod?
Vom fernen Orient, graunvolle Schatten,
Nahn uns im Zuge Indiens Todesgötter,
Vielleicht Europas Leiche zu bestatten,
Das heimgefallen ist den Todesgöttern,
Wenn nicht der sonnenhelle Gott des Lebens
Vom Westen sendet seine goldnen Pfeile
Und zu den Todten legt die Todesgötter.

Eintritt in das Jahr 1832.

Von Fichte.

Ein Jahr, reichbeladen mit Fluch und Schmerzen, aber auch getäuscht um manche unerfüllte Hoffnung wie Besorgniß, hat sich zu seinen hingeschwundenen Brüdern gesellt; die wandellose Vergangenheit hat es aufgenommen, und wir können fortan in ihm lesen, zur Lehre, zur Freude und Warnung, wie in den ältesten Jahresblättern der Vorzeit. Das neue hat sich uns geöffnet, aber mit zitternden Fingern pochten wir an seine Pforte. Freilich beginnt mit jedem Tage, mit jeder Stunde dem Einzelnen sein neues Jahr, und wie könnte man jezt Tagwähler werden, wo fast jeder Augenblick ein Entscheidendes, Unerwartetes auf seinen Wogen rasch dahinträgt. Aber nur zu tief ahnen wir es, daß jezt dem ganzen Erdgeschlechte eine neue Epoche, ein Weltgeburtstag heranreift, daß jeder nächste Moment ihn uns bringen kann. Und deßhalb liegt es so seltsam ahnungsvoll auf unserer Brust; wie zur wichtigsten Entscheidung rückte der Jahreszeiger der vollendenden Minute zu, und fast drohend scheint das begonnene Jahr auf uns hereinzudringen. Was birgt sein ungewisses Dunkel? Könnten wir uns doch aus der Vergangenheit die Konstellation der Zukunft deuten! —

Wir gleichen den Räthselrathenden; aber wohl fühlen wir es, daß es dabei unser Leben gilt. Die uralte Sphinx, die Geschichte, steht vor uns mit dem Loostopfe voll glücklicher, voll schwerer Geschicke; wer das falsche trifft, den stürzt sie in den Abgrund. Aber nicht Arglist oder Kühnheit wird sich des besten Looses versichern, nur der offene Blick, die Demuth, die Selbstentsagung. Nicht Menschen, nicht Staatsgewalten mit Schwert oder Feder, nicht einmal Partheien vermögen mehr die Zeit zu lenken: in diesem Gebiete findet jede Gewalt ihr Gegengewicht, und alles menschlich Leitende zersplittert sich hier in Zwiespalt und gränzenlose Verwirrung. Aber je verzweifelter, je mehr ohne Ausgang die Dinge um den Menschen liegen, in desto einfacherer Größe leitet der Finger Gottes den Faden der Geschicke durch die Welt. Sichtbarer als je greift die allwaltende Macht in das verworrene Gefüge hinab, mit leichter Sicherheit ihrem Ziel es zulenkend. Aber glaubet nicht, mit verbundenem Auge dahin geführt zu werden! Das Räthsel der Zeit ist nicht verschlossen dem tiefen und getreulich forschenden Sinne, und wir glauben fast, die geheimnißvollen Grundzahlen, nach denen das Menschengeschlecht sich entfaltet, lesen zu können durch den Riß der Sturmwolken am nächtlichen Himmel.

Und was ist das Geheimniß der Geschichte? — Sehet hin! Wie die Pflanze blühend und fruchttragend ihr Werk vollendet an der Sonne des Tages, so ist auch dem

Digitized by Google

Menschengeschlecht sein Werk im Geiste verliehen; und diese Arbeit nennen wir Geschichte. Es ist aber das gemeinsame Loos alles Geschaffenen, das in ihm Verborgene zu offenbaren, und darin sein Daseyn und die Lust des Daseyns zu haben. Und so ist es auch der Prozeß des Menschengeschlechts, Alles, was in ihm verborgen ist, nach jeder Richtung von Geist und Talent, in Gutem wie in Bösem, an den Tag des Bewußtseyns zu bringen; und diese Befreiung der Individualitäten, nach allen Seiten und Anlagen, ist das höchste Recht und die höchste Bestimmung der Geschichte.

Aber so kann sie nur hervorgehen aus der Selbstversenkung in die Allgemeinheit eines gleichartigen Zustandes. Es war das Kindesalter der Menschheit die Unschuld eines unmittelbaren Gefühls, das Paradies in sich verlorner Unentschiedenheit.

So lag der Mensch im Oriente zuerst noch in der dumpfen Gleichförmigkeit des Allgemeinen gefangen. Es existirte nur das Geschlecht, nicht Er, welcher spur- und rechtlos mit dem Ganzen versank. In wandellos versteinernder Krystallisation war Alles gesondert, Priester und Lapenstand sich gegenüber; feste Kasten in unentfliehbarer Erblichkeit sich erneuernd; eine trunkene, in den Naturdienst hineingezogene Religion; thatenlose Beschaulichkeit, oder raschauflodernde, Alle plötzlich, wie durch Magie, ergreifende Begeisterung des Handelns; in der Kunst eine in sich versunkene, lyrisch brütende, bilderreiche Poesie, und wie Bienen durcheinander wimmeln, häuften ganze Völker willenlos die egyptisch-persischen Tempelstädte über einander. — Es war ein Weben in dumpfen Gefühlen und Vorstellungen, die Alle gleichmäßig umschlossen, ein halbmagnetisches Traumleben der Menschheit, das uns dennoch manche seltsame Gabe, manche verlornen Instinkte erklärt. Aber es war der herrliche, ahnungsvolle Geistesabgrund des Menschengeschlechts, die Zeit seiner Sehnsucht; der ganze Reichthum seiner Anlagen lag noch unentfaltet darin eingeschlossen, wie der Busen der Jungfrau nach geheimnißvollen Freuden sich ahnend bewegt.

Da wich an einer Stelle die Versteinerung der Menschheit, wie das Größte, das Heilbringende sich immer nur in einem Brennpunkt entzündet. Ein Volk war erlesen, die Freiheit, die Person zum erstenmale in sich hervorzurufen. Aber es war nur das erste, deshalb unvollkommene Bewußtseyn dieser Freiheit: nicht der Mensch überhaupt hatte das Recht an dieselbe, nur das einzelne Volk. Es blieb ein Sklavenstand, und der Grieche schalt den Ausländer Barbaren. Doch hier war die Wiege der freien, schönheitbildenden Kunst: die Götter wurden in menschlicher Gestalt individualisirt, und die Menschengestalt selbst vergöttert. So erschien den Griechen zuerst das Reich der heitern Phantasie, das Leben in sehnsuchtsloser Gegenwart. Sie brachten den Gedanken und die Lust des freien Geistes zuerst in die Welt; so sind sie auch Väter der Spekulation geworden.

Aber die Freiheit hat Rechte, Gesetze sich gegenüber. Diese Ausbildung, diesen Scharfsinn der Staatsweisheit und rechtlicher Verfassung aus sich zu entfalten, war dem Geiste der Römer überlassen. Ohne die Inbrunst des Orients, wie ohne griechische Phantasiefülle, war ihr Bewußtseyn lediglich auf den Staat gerichtet. Sie waren der politische Mensch; das Recht wie die Pflicht des Bürgers war ihnen die Fülle und Größe alles Menschlichen.

Damit wurden sie aber zugleich ein zersetzendes Auflösungsmittel für die alte Welt, als deren Stunde gekommen war. Nur das reine Bürgerthum, welchem der Staat schlechthin das Höchste, vermag dem Begriffe seiner Macht, seiner Siege Alles aufzuopfern. Ein geheimnißvoller Drang, der nur zweimal also erscheint in der Geschichte, als die wichtigsten Epochen sich vorbereiteten — damals und in der Völkerwanderung — trieb sie welterobernd in die Ferne. Das römische Reich sollte zuerst den Menschen negativ gleich machen, um die Wiedergeburt zu einer höhern Gleichheit in ihm zu bereiten, indem es alle Völkertrennungen in sich auflöste, und Jedem sein besonderes Recht, seine Befugniß nahm. Es ward zulezt eine chaotisch-stagnirende Masse, wie mit Sehnsucht erwartend eine tiefere Geistesbewegung, ein segnendes Wort, das ihre Bande zu lösen vermöchte.

Und dies war das Christenthum, im tiefsten Sinne die menschliche Religion zu nennen, indem sie zuerst die Individualität, die Person zu ihrem Recht erhob. Vor ihr hat jeder Mensch als solcher gleichen Werth, wie gleiche Ansprüche an die Rechte des Geistes. Wir sind Alle berufen zur Kindschaft Gottes, sind Brüder unter einander, aber allesammt Sünder vor Gott; — und so ist unser höchster Stolz, wie unsere wahre Demüthigung ausgesprochen, vertilgt aber jeder wahrhaftige Unterschied; denn wofern vor dem höchsten Maßstab alle gleich sind, wer möchte da noch wagen, sich selbst zu erheben zu einer nur ihm zuständigen Berechtigung? Jeder ist, was er zu seyn vermag, nach gottverliehener Anlage; die Sphäre seiner Individualität ist Jedem der Bereich seiner Freiheit und Rechte; Jeder ist von Gottes Gnaden berufen, zu werden, was er kann, die ganze Menschheit ungehemmt in sich zu entfalten, wenn vorher umgekehrt das Menschengeschlecht selbst nur das Individuum war. Diejenigen aber, welche sich diesen Folgerungen zu entziehen, welche die (heidnischen) Bevorrechtungen noch aufrecht zu erhalten gedächten, müßten mit ihrer Opposition, wenn sie sich selbst verständen,

m21 Kimmel

594619

Digitized by Google

eigentlich um achtzehn Jahrhunderte zurückkehren. Das Christenthum hat jederlei Kaste vertilgt.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, December.

Erster Brief.

Zustand von Lyon zur Zeit der Julirevolution.

Ich bin zur bösen Stunde nach langer Abwesenheit hierher zurückgekehrt. Geschäfte führten mich im Juli vorigen Jahrs nach dem spanischen Süden und von da nach Paris. Ich glaubte es recht klug anzufangen, wenn ich vor dem Winter wieder bei meinen Lyonischen Hausgöttern einträfe und heimisch würde. Da kam ich aber schön an. Kaum war ich ein bischen warm geworden, so brachen am 21. vorigen Monats nach langem Drohen die blutigen Unruhen aus, an denen wir lange zu heilen haben, ja deren Wunden vielleicht offen bleiben und sich nie schließen werden. Um alles Geschehene in Deutschland recht begreiflich zu machen, und um auch mit meiner Lyoner Korrespondenz auf dem Laufenden zu bleiben, beginne ich diesen Bericht da, wo ich den lezten abbrach, nämlich im Sommer vorigen Jahrs, und fasse darin das Wichtigste aus unserm öffentlichen Leben in einer Reihe von Briefen zusammen. Ich denke selbst, es ist nicht ohne Reiz, hier und da das kurz Vergangene mit der Gegenwart zusammen zu halten, um diese aus jenem entstehen zu sehen. In Lyon geht's jezt, wie in Paris, nur in anderm Sinne: beide erkennen sich selbst nicht mehr.

So viel ist gewiß, es war auch für unsere Stadt die höchste Zeit, daß die Pariser Julitage kamen und den alten, unbrauchbar gewordenen Sauerteig auskehrten. Da man unsern kräftigen liberalen Sinn fürchtete, so war ganz in der Stille ein Prevotal-Gerichtshof ernannt worden, und an dessen Organisation fehlte nichts als ein Greffier oder Sekretär; denn der Mann, welchem man diese wichtige Stelle zudachte, nahm sie nicht an. Es hätte sich jedoch leicht für Geld und gute Worte ein anderer gefunden. Gleich nach den Ordonnanzen wäre der Tanz losgegangen. Ein ganz anderer begann aber in Paris, der allen Prevotalgerichtshöfen wohl für gute Zeit bei uns ein Ende gemacht hat. Die erste Nachricht von den Pariser Julierelgnissen kam den 28. Juli durch Privatkorrespondenz hierher und machte auf die größere, gutdenkende Menge einen unbeschreiblichen Eindruck. In den fünf Tagen aber, wo wir keine Regierung hatten, fehlte es auch hier nicht an dem Willen, diesen Zustand zu Insurrektion und Plünderung zu benuzen, zumal der damalige Maire von Lyon, Lacraine-Laval, der Präfekt, Graf Bresset, und der General der königlichen Truppen, Paultre de la Mothe, Ultraroyalisten waren. Lezterm gab man sogar Schuld, er wolle die drei ihm untergebenen Linienregimenter, die mit der städtischen Nationalgarde in gutem Vernehmen standen und also nicht gegen die Stadt gebraucht werden konnten, in das mittägliche Frankreich führen, sie dort mit den Verbots von Nimes und Marseille vermischen, dann mit ihnen gegen Lyon ziehen und den Bürgerkrieg im Süden anfachen und betreiben. Der Präfekt hatte zur Bethätigung seines Sinns zwei weiße Fahnen auf seinem Hotel aufstecken lassen. Unter solchen drohenden Umständen trat die Nationalgarde kräftig und schüzend auf, und konnte um so ungehinderter gegen das aufgeregte Volk wirken, da die Linientruppen mit ihr einverstanden waren, und deren Offiziere sogar hier und da ihr Kommando übernahmen. Aus den ehrenwerthesten Einwohnern wurde schnell eine provisorische Verwaltungskommission ernannt, die sich musterhaft in ihren energischen Maßregeln zeigte und zugleich den royalistischen Maire hinderte, so viel zu schaden, als er wohl gewollt hätte. Da kam glücklicherweise die erste Proklamation des Generallieutenants des Königreichs an, und durch eine telegraphische Depesche wurde der General Paultre auf seinen Kopf für jeden in Lyon vergossenen Blutstropfen verantwortlich gemacht. Der brave General Verdier trat an die Spize der Nationalgarden. Am 3. August wurde die dreifarbige Fahne auf dem Stadthaus aufgesteckt. Dies war ein schöner Feiertag für die Stadt. Mit der gänzlichen Umgestaltung unserer Administration sprach sich auch laut ein Wunsch aus, der ächt revolutionäre Farbe hat und zugleich das lang niedergehaltene Streben der Lyoner beweist, sich von der herrschenden Hauptstadt und von der nach Centralisation strebenden Regierung loszumachen. Es war von nichts Geringerem die Rede, als Lyon zu einem munizipalen Freistaat mit eigenen Gesezen und eigener Verwaltung zu erheben, der nur in politischer Beziehung unter der französischen Regierung stehen, in administrativer Hinsicht aber ganz unabhängig von ihr seyn sollte. Dies Streben nach Emanzipation ist jezt in allen Provinzen herrschend, besonders in den südlichen. Es würde auch in Lyon schnell zur Ausführung gekommen und ins Leben getreten seyn, wenn die Stadt nicht durch unverantwortliche Verwaltung ein so großes Defizit in ihrem Gemeindebudget hätte, daß sie nicht an Anstellung und Besoldung eigener Beamten denken kann. Nehmen wir aber an, unser städtisches Vermögen wäre noch in so günstigem Zustand gewesen, wie vor einigen Jahren, wie hätte die neue, junge, schwankende und kraftlose Regierung unter Ludwig Philipp Lyons Emanzipation hindern wollen? Unserm Beispiel wäre aber der ganze Süden gefolgt, und damit wäre Frankreichs ganze äußere Kraft gelähmt worden. Daß dies nicht geschah, daß Frankreich ganz und unzerrissen blieb, daß es in dem europäischen Königsareopag mit Würde auftreten und mitsprechen konnte, dies ist im Grund einigen ungetreuen Subjekten, ihrer Verschwendung, besonders aber unserm unsinnigen Theaterbau zuzuschreiben. Lyon konnte sich nicht losreißen und selbstständig machen, und der ganze Süden konnte daher seinem Beispiel nicht folgen: er hatte keinen nationalen, materiellen und militärischen Stüzpunkt. Mit der Emanzipation ging's nun für's Erste nicht; dies hinderte aber keineswegs die Menge, von der neuen Ordnung der Dinge in Frankreich die besten Hoffnungen zu hegen. Da hieß es: „eine neue Zeit voll Wohlstand und Ueberfluß wird nun für Lyon beginnen, denn der Handel ist bekanntlich das legitimste Kind der Freiheit: immer und überall hat er nur durch die belebende Sorge seiner Mutter geblüht. Die neuen Institutionen können unsere Industrie nur befruchten. Alle ihre bisherigen Hindernisse werden verschwinden, überall wird unsern Waaren ein neuer Markt geöffnet werden. Die ruhmgekrönte französische Flagge wird sie sicher und schnell nach den beiden amerikanischen Welten tragen," und was der schönen, aber hohlen, erfahrungslosen Dithyramben mehr sind. Daran dachten nur Wenige, daß zum Blühen und Wachsen des Gewerbfleißes und Handels mehr gehört, als Revolutionen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 2.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 3. Januar 1832.

Ein jeder treibt es, wie er kann;
Ein kleiner Mann ist auch ein Mann.

Goethe.

Eine Gemäldeversteigerung in Paris.

Von Depping.

Das ganze Jahr hindurch, aber besonders im Winter, kündigen Intelligenzblätter und Anschlagzettel in Paris Gemäldeversteigerungen in den beiden Hotels Bullion und Lebrun, wo die von oben das Tageslicht erhaltenden Säle sich zu Ausstellungen von Kunstsachen vortrefflich eignen, oder auch in Privathäusern an. Hier sieht man, welche außerordentliche Menge von Gemälden sich in der Hauptstadt Frankreichs befindet, oder dahin gebracht wird. Einige tausend Gemälde werden hier jährlich, wie die Engländer sagen, unter den Hammer gebracht und gerathen aus einem Kabinette ins andere, aus einem Kunstladen in den andern. Denn manche Versteigerungen werden blos in Folge des Zusammenbringens einer Menge von Gemälden vorgenommen, welche die Krämer nicht wohl loswerden können und daher öffentlich versteigern lassen; wo dann zuweilen ein Ladenhüter, der schon seit Jahren vergebens auf einen Käufer harrte, plötzlich die Lust eines hastigen Liebhabers erregt und mehr einbringt, als der Krämer je gehofft hatte. Manchmal ereignet sich wohl auch das Gegentheil, und Niemand findet das ans Tageslicht gebrachte Gemälde eines Aufgebotes werth.

Das Hotel Bullion ist schon seit mehr als fünfzig Jahren wegen seiner Versteigerungen berühmt; es gibt hier fünf bis sechs Auktionssäle; zuweilen werden in dem einen Gemälde, in dem zweiten Kupferstiche, in dem dritten Muscheln, in dem vierten Galanteriewaaren, Meubeln, Küchengeschirr und andere Sachen öffentlich ausgesezt. Doch schöner und größer ist der Versteigerungssaal Lebruns in der Clerystraße, daher daselbst auch jezt die vorzüglichsten Sammlungen verauktionirt werden.

Handel mit Gemälden wird in Paris von Personen verschiedener Klassen getrieben. Die untersten sind die Kesselflicker in der St. Antoinevorstadt. Diese meistens aus Auvergne stammenden Leute ernähren sich kümmerlich, verstehen sich aber vortrefflich aufs Spekuliren; sie kaufen den Nachlaß geringer Haushaltungen um ein Spottgeld an sich, und suchen das Beste oder das Mindestschlechte vortheilhaft wieder anzubringen. Unter solchem Nachlasse befindet sich denn auch manches Gemälde, freilich meistens elendes Geklekse, besonders Porträts, welche ehemals dem Herrn Gemahl oder der Frau Gemahlin ein fünfzigjähriges Entzücken gewährt haben, aber jezt, da die Originale unter der Erde sich befinden und auf derselben unbekannt sind, bei dem Kesselflicker auf dem Boden herumgestellt und für einige Sous abgesezt werden, wenn sich etwa ein ärmerer Bürger damit befassen will. Ist die Rahme gut, so wird das Porträt blos deßhalb gekauft und das Gemälde zum Verbergen eines Loches in der Mauer oder zum provisorischen Ersatze einer zerbrochenen Fensterscheibe verwendet.

Unter dem Wuste solcher Schmierereyen bei den Kesselflickern findet sich auch wohl zufällig etwas Gutes, das

Digitized by Google

aber unter einer Kruste von Schmutz und Rauch dem Schlechten völlig gleich sieht und daher auf denselben Fuß gesezt wird. Die guten Malereien bleiben aber selten lange in der Vorstadt; denn es erscheinen dort schlaue Gemäldekrämer, und auch wohl Künstler aus dem Innern der Stadt, deren Späherauge das Gute bald herausfindet und für eine Kleinigkeit erhandelt. Dann wird das Erkaufte abgewaschen, ausgebessert, aufgestuzt und mit einer guten Rahme versehen, erhält einen berühmten Namen und kommt zuweilen zu einem ziemlich hohen Preise in die Sammlung eines angesehenen Bürgers, um vielleicht ein halbes oder ein ganzes Jahrhundert nachher ein ähnliches Schicksal zu erleben. Die Kesselflicker selbst erlangen zuweilen einige Fertigkeit im Unterscheiden des Guten und des Schlechten, und werden Gemäldehändler.

Eine höhere Klasse ist diejenige der sogenannten Kuriositätenhändler. Diese Leute machen schon Anspruch auf den Namen Kunsthändler, und haben außer Gemälden auch Schnitzwerk aus Holz und Elfenbein, kleine Statuen und dergleichen Kunstsachen feil, auch allerlei Kunstprodukte aus fremden Gegenden. Gewöhnlich fehlt es ihnen an Bildung; da sie aber stets den Versteigerungen beiwohnen, so erlangen sie zulezt eine große Fertigkeit im Schätzen der Gemälde und trügen sich nicht häufig in ihren Schätzungen; wenigstens wissen sie recht gut, ob ein zum Verkauf ausgestelltes Gemälde sich leicht absetzen läßt, oder nicht. Denn es gibt manches gut ausgeführte Gemälde, das Niemand anspricht und nichts Gefälliges hat. Es verhält sich damit wie mit den Menschen im gesellschaftlichen Umgange. Leute mit einem gefälligen Aeußern machen eher ihr Glück, als gründlichere und bessere, deren Verdienst aber erst ausgeforscht werden muß.

Der Gemäldehandel hat etwas Anziehendes; denn erstens hat schon der beständige Wandel unter Kunstgegenständen seine Annehmlichkeit, sogar für denjenigen, der vom Anschauen der Meisterwerke nur in sofern begeistert wird, als er Vortheil daraus ziehen kann; und zweitens haben es die Gemäldehändler mit reichen Narren und leidenschaftlichen Liebhabern zu thun, welche ihr Geld manchmal für mittelmäßige Malereien wegwerfen, die den Kaufmann nur eine Kleinigkeit gekostet haben. Mehrere solcher Narren zu Kunden zu haben, ist reicher Gewinn für den Krämer. Er sieht es überhaupt gern, wenn die sogenannten Liebhaber mehr Hitze als Kunstgefühl besitzen und sich daher leicht täuschen lassen. Viele dieser Narren kaufen zu hohen Preisen ein, starren die Gemälde einige Monate lang an und veräußern sie dann wieder um ein Geringes, um andere anzukaufen, mit denen sie dasselbe Wesen treiben. Diese sind die besten Kunden für Gemäldehändler.

Zulezt kommen die wahren Kunsthändler, die ihr Gewerbe etwas wissenschaftlich betreiben, auch wohl selbst ein wenig künsteln, Italien besucht haben und in der Kunstgeschichte Bescheid wissen. Die Anzahl dieser ist freilich geringe, und wenige stehen im Rufe völliger Ehrlichkeit, da die meisten gern die Unerfahrenheit der Kunstliebhaber benüthen, ihnen Kopien für Originale, schlechte Gemälde für gute aufbinden und auf einen bedeutenden Gewinn ausgehen. Kunstgegenstände haben eigentlich keine Preise; was für den einen tausend Franken werth ist, gilt dem andern das Doppelte. Beim Verkaufe der Gemäldesammlung des Generaleinnehmers la Peyriere in Paris ward ein kleines Gemälde von Corregio für 80,000 Franken zugeschlagen; es hätte eben so gut zur Hälfte losgeschlagen werden können; dennoch würden beide Preise für einen Liebhaber gleich hoch, für einen andern gleich niedrig gewesen seyn. Ein andermal wird dasselbe Gemälde vielleicht für 10,000 Franken verauktionirt. Es ist daher gar nichts Außerordentliches in Paris, daß man dem Kunsthändler die Hälfte des Preises anbietet, den er für ein Gemälde fordert, und daß er es dafür fahren läßt.

(Die Fortsezung folgt.)

Eintritt in das Jahr 1832.

(Beschluß.)

Wohl ist nun längst erkannt worden, daß auch der Staat nicht mehr das Höchste sey, daß er blos Mittel geworden zur sittlichen Erziehung der Menschheit. — Warum ist er bis jezt aber fast nur *negatives* Mittel dazu geblieben — ein Bußgewand und Stachelgürtel der Völker, um ihnen die Erde zu verleiden und durch Prüfung und Schmerz sie dem Himmel zu erziehen? — Vielmehr soll er, wie die milde Sonne, wie der fruchtbare Boden, allen Blüthen des Geistes ihre sichere Stätte, wie ihre Zeitigung verleihen. Der Staat ist das in jeder Richtung sich ausbildende Volk; seine erste Lebensbedingung deßhalb, die Atmosphäre seiner Existenz, das Licht seiner Tage ist die *Freiheit*: — ohne Freiheit kein Staat, sondern ein Nothstand, eine mehr oder minder peinliche und geistberaubende Schranke des Menschengeschlechts.

Diese Gesammtentwicklung hat aber zwei Seiten: die des Erkennens und die des Thuns. — Was Wahrheit im *Glauben* ist, zum freierworbenen Besitze der Wissenschaft zu machen, ist die einzige Aufgabe alles theoretischen Strebens, und die vereinzeltste Kenntniß muß darin ihren Werth, wie ihr geheimes Band mit der höchsten finden. — Die starre Kirche, der Orientalismus des Christenthums, ist durch die Reformation gebrochen worden, was die erste Geistesbewegung der Menschheit war nach dieser Seite hin; aber auch hier nicht durch Einzelne allein vollbracht, sondern Jahrhunderte lang vor-

Digitized by Google

bereitet durch die Kirchen- und Ketzerpartheien. Aber jeder freie Gedanke, wenn auch unwahr, hatte unbedingten Werth vor der dumpfen Tradition der Wahrheit voraus; denn nur im Bewußtseyn ist es die Wahrheit. Jetzt ist diese Seite der Geistesbefreiung in fröhlichem und sicherem Fortgange: hier hat das Recht des Menschen unbedingt gesiegt.

Doch auch seinem gesammten Lebensstande ist die Freiheit zu sichern. Auch das Bürgerthum, die politische Befreiung ist eine nothwendige Seite seiner Persönlichkeit; und diese an sich ewig weltgeschichtliche Idee beginnt jetzt in das Gesammtbewußtseyn des Menschengeschlechts einzutreten. Es begehrt ihrer, weil seine Reife dazu gekommen, durch die Zeitigung der Jahrtausende; und es darum zu täuschen, es davon abzuwenden, ist eben so unmöglich, als dem Frühlinge durch einige Schneeflocken zu wehren, wenn er schon treibend und knospend in den Adern der Erde glüht. Einzelne Blüthen kann man noch verkümmern oder zerknicken, nicht aber den ganzen Geistesfrühling. — Der Geist, wie der Leib, soll nicht mehr leibeigen bleiben. Diesem haben sie es zugestanden da und dort; jenem aber sein ewiges Recht zurückzugeben, davor sträuben sie sich noch gewaltig, weil sie gar wohl wissen, daß das Fleisch geduldig und träge, wenn nicht der Funke der Freiheit, des adelnden Selbstgefühls im Geiste gezündet.

Dennoch, wer berufen, sein Vaterland zu vertheidigen, ist es auch zur Mitberathung an seinem Wohl. Wem man die Waffenführung anvertraut — warum denn nicht auch die Waffe des Geistes, die freie Rede? — Und wie fragt ihr denn so seltsam: ob den Völkern Etwas fehle, ob ihrer Zunge zum Schmecken etwas entzogen werde, wenn man auch zum Reden auch fesle? — Mit gleichem Recht mochten auch die Papisten einst fragen: was die Laien denn verlieren, wenn man den Kelch ihnen verweigere oder die Bibel in ihrer Sprache? Fehle es ihnen sonst ja nicht an kirchlichen Genüssen. — Es war das tiefe Bewußtseyn eines ihnen entzogenen Rechts, das sie bewaffnete. Und wie hoch jeglicher ein solches anschlagen, was er daran setzen mag, es sich zu erkämpfen, ist ganz nur seine Sache. Das ist ja das Adelnde des Menschen, daß er seiner Ehre, seinem Entschlusse, dem freien Gelüste seines Herzens den niedern Genuß und Trieb stets geopfert hat.

So ist auch jetzt die Signatur der Zeit wohl zu erkennen. Ihr schämt Euch nicht, unvermeidlichen Naturfügungen Euch zu unterwerfen: — warum doch einer nicht minder zwingenden Geistnothwendigkeit Euch entziehen? Wohl wissen wir, daß die Völker nicht sofort reicher werden durch Verfassungen, daß ihr Bauch nicht leichter sich fülle, oder die Ernte fortan stets das achtzigste Korn tragen werde — vielmehr mag mancher Sturm, manche nachhaltige Bewegung über sie kommen. Aber nicht im Fleische, sondern im Geiste lebt unser Geschlecht: auch diese Stufe seiner Ausbildung muß erstiegen seyn, und es ist das unveräußerlichste Recht, zu seyn, was der Geist gebietet.

Und hier haben Herrscher wie Priester von je gewaltiges Unrecht abzubitten; denn dieser Geistesmord ist ihre älteste und tägliche Sünde. Zwar ist es lächerlich, sich einzubilden, der Zeit und Geschichte nach Belieben seinen Stempel aufdrücken zu können, geistige Monopole und Ringmauern zu ziehen, oder Gedanken und Meinungen mit dem Schwarz und Weiß seiner Grenzpfähle zu bezeichnen, wie irgend ein anderes Regal; doch wird es ohnmächtiger Frevel, nutzlose Sünde, wenn jede Hemmung zu spät ist.

Aber die, so da walten wollen über die Zeit, sollen zuerst sie verstehen, nicht nach Willkühr sie sich einbilden oder nach eigenem Geschmack sie übertünchen. Selbst wenn Ihr Euch nur für die Thierwärter schwer zu bändigender Völker hieltet — und manchmal klingt fast also Euer Wort — wohlan, selbst diese richten sich nach der Eigenart ihrer Pfleglinge, und reichen dem ausgewachsenen Löwen nicht mehr die schlaffe Säuglingskost. Auch die Nationen haben einen Charakter, eine Jugend und eine Reife; man soll sich die Mühe geben, sie zu erforschen und den wahren Willen ihnen abzulernen.

Und so kreiset die Zeit jetzt um den Wendepunkt der Entscheidung: ob auch fortan, wie bisher, die Wenigen in das Privilegium der Herrschaft, des Besitzes, der Ehren, der Bevormundung aller Uebrigen sich theilen werden; ob diese — die ungeheure Mehrzahl — verstummend vor ihnen stehen, oder ob Jedem die Bahn geöffnet sey. Zwar bangt Euch vor solcher Zukunft, wenn alle Vorrechte ererbter Mittelmäßigkeit zerstieben, wenn künftig Jeder nur gilt, was er selbst werth ist. Aber unwiderruflich ist Eure Zeit vorübergegangen, und nur sparsam rinnt Euch noch der Sand aus dem Stundenglase hernieder. Es ist heiterer Tag auf den Höhen, wenn sie auch mancher Windstoß noch umsaust, und das steigende Licht wird bald auch die feuchten Niederungen bestrahlen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, December.

Hinrichtung der Mörder Bishop und Williams.

Lezten Monat sind zwei von den Ungeheuern gehenkt worden, welche ihre Mitmenschen ermordeten und deren Fleisch verkauften. Ungeheuer, von deren Daseyn man keine Ahnung hatte, bis Burkes Gräuelthaten zu Edinburg an's Licht kamen. In meinem lezten Briefe führte ich an, auf welche Weise schlechte Menschen in Versuchung geführt werden, mit Leichnamen Handel zu treiben, und ich bemerkte hier nur noch, wie sehr es der Regierung, welche vor drei Jahren das Ruder führte, zur Schande gereicht, daß, nachdem es entdeckt worden, wie groß die Versuchung, wie leicht ein solches Verbrechen in großen Städten auszuführen und wie schwer es zu entdecken sey, man keine Maßregeln ergriffen,

Digitized by Google

um den angehenden Wundärzten auf rechtlichem Wege Subjekte zur Zergliederung zu verschaffen, und dann sowohl das Kaufen, als das Verkaufen von Leichnamen stark zu verpönen. Warburton, Mitglied des Unterhauses, machte zwar vor einem Jahr einen Versuch dazu; aber da er auf der einen Seite keine Unterstützung von der Regierung erhielt, und auf der andern von einigen nach Popularität haschenden Zeitschriften lebhaften Widerspruch erfuhr, ließ er die Sache wieder fallen. Die neuliche Entdeckung ist aber von der Art, daß Niemand gleichgültig dabei bleiben darf, und da das Volk eingesehen hat, daß es gerade die Freund- und Schutzlosen sind, welche am meisten Gefahr laufen, die Beute herzloser Mörder zu werden, wird es gewiß nichts dagegen haben, wenn die Leichname derer, welche in Hospitälern, Armenhäusern und Gefängnissen sterben und von Niemanden zur Bestattung abgeholt werden, den Zergliederern, unter der Bedingung der Beerdigung der Ueberreste, überliefert werden.

Die beiden Gehenkten hießen Bishop und Williams. Sie wurden mit einem Dritten, Namens May, des Mordes des italienischen Knaben, Carlo Ferrari, von dem ich das vorigemal gesprochen, für überwiesen erklärt und verurtheilt, den folgenden Montag gehenkt zu werden. Aber offenbar hatte die Jury, was May betrifft, vielmehr aus Vorurtheil und Leidenschaft und nach dem alten Sprichwort: mitgegangen, mitgehangen, als nach hinlänglichem Zeugniß geurtheilt, weswegen denn auch die Minister den König sein Begnadigungsrecht üben ließen, so daß, wenn keine andere Anklage gegen ihn erhoben wird, er wahrscheinlich ganz frei gegeben werden dürfte, obgleich er selbst gesteht, daß er seit vielen Jahren Gräber beraubt und mit Leichnamen Handel getrieben habe. In der Wohnung jener Ungeheuer fand man, nebst den Kleidungsstücken des Italieners, auch die Kleider eines viel jüngern Knaben und die einer Weibsperson, nebst der Kopfhaut einer Weibsperson. In Hinsicht der leztern ist es erwiesen, daß sie einer Person Namens Frances Pigburn gehört, und es scheint, daß es nicht schwer halten würde, zum wenigsten des Williams Frau der Theilnahme an ihrer Ermordung zu überführen; man scheint es aber nicht für rathsam zu halten, die gräßlichen Untersuchungen, nun der Arm des Gesetzes die Hauptschuldigen erreicht hat, weiter auszudehnen. Bishop und Williams bekannten vor ihrer Hinrichtung, daß sie dieses Weib und einen andern Knaben ermordet haben; was aber am merkwürdigsten ist, beide läugnetn in ihrem sogenannten Geständnisse nach der Verurtheilung und selbst im lezten Augenblicke noch, daß der zulezt ermordete Knabe ein Italiener gewesen sey, sondern behaupten, es sey ein englischer Viehtreiber gewesen, Namens Cuningham, den sie aus einem Wirthshause mit gelockt und, nachdem sie ihn, wie ihre andern beiden Schlachtopfer (denn zu mehr haben sie sich nicht bekannt), durch geistige Getränke betäubt, an einem an die Füße gebundenen Seil in den Brunnen im Garten gelassen und da erstickt hätten. Dieses absichtlich erfundene Mährchen verwirrt das Publikum, weswegen denn auch zwei der Zeugen, welche den Knaben Carlo gut gekannt, noch einmal vor dem Magistrat erschienen sind und auf's Feierlichste versichert haben, daß sie sich unmöglich geirrt haben können. Welche Absicht die Elenden dabei hatten, wenn sie sich zu drei Mordthaten bekannten und gerade in diesem Punkte läugneten, weiß man nicht. — Bishops Leichnam wurde, wie zur Vergeltung, an die Anatomiker des königlichen Kollegs abgeliefert. Den Tag vorher ließ man das Publikum zu, um die Leiche des berüchtigten Menschen zu sehen, und es sollen sich zum wenigsten 20.000 Menschen eingefunden haben, obgleich man keine Weibspersonen zuließ.

(Der Beschluß folgt.)

Lyon, December.

(Fortsetzung.)

Zustand von Lyon zur Zeit der Julusrevolution.

Als auf einmal die Bestellungen aus Frankreich, aus dem nächsten Ausland und aus den „beiden amerikanischen Welten" ausblieben, und eine Menge Fabrikanten ihren unvermeidlichen Ruin vor Augen sahen, wenn sie fortarbeiten ließen, oder Hunger und Verzweiflung von tausend Arbeitern, wenn sie ihre Arbeiten einstellten, als in Paris eine Emeute nach der andern tobte und alles Zutrauen in den Bestand der Dinge und der Regierung verscheuchte, als die Staatspapiere immer mehr sanken, je schwülstiger und anmaßender ihr in den Kammern gesprochen wurde, da gingen den Lyonern die Augen auf. Sie griffen nun gleich das Nächste an und schalten es, nämlich die ultraliberalen Journale, besonders den Temps, verkündigten öffentlich und mit ihres Namens Unterschrift ihre Mißbilligung, riethen zum festen Halten an der Regierung, auf daß das wogengepeitschte Staatsschiff endlich zur Ruhe und dadurch Handel und Wandel wieder zu Kräften komme. Unsere Männercirkel nahmen nun eine ganz eigene neue Oppositionshaltung gegen Paris an, und als dort das Uebel immer ärger wurde, sagte einmal unser bestes Blatt, der Precurseur, gerade heraus: „Europa vertraut auf uns. Paris wird sein eigenes Werk nicht zerstören wollen, sondern sich selbst achten. Wäre dies aber auch nicht der Fall, so würde Frankreich sogleich seine Sache von der der Hauptstadt trennen, denn das Land ist der Revolutionen müde. Die Provinzen wollen Frieden, sie wollen Louis Philipp und die Julicharte. Wenn's seyn muß, so werden wir diese aus den Julitagen hervorgegangenen Erwerbungen mit demselben Muth vertheidigen, den Paris bei deren Eroberung gezeigt hat, ja, wäre es nöthig, so werden wir sie gegen Paris selbst vertheidigen. Die Arbeiter in der Hauptstadt sind keineswegs die ganze Pariser Bevölkerung, und Paris ist nicht Frankreich u. s. w." Dem König und seiner Familie war man aber sehr zugethan und hatte Vertrauen zu ihm, weil im Grund an ihm kein Parisisches Haar ist, sondern nur Einfalt, Rechtlichkeit, Solidität und Familiensinn, lauter Eigenschaften, welche unsere Lyoner vor den Seinebewohnern auszeichnen. Ueberdies hatte der König die Lyoner Deputation bei seiner Thronbesteigung sehr freundlich empfangen und ihr gesagt: „Ich bin schon oft in Lyon gewesen, kenne genau Ihre Fabriken und Hospitäler und habe mich immer lebhaft für sie interessirt. Nie werde ich vergessen, wie heldenmüthig Ihre Stadt 1793 für die Sache der ächten Freiheit gelitten hat, als die Schreckensregierung ihren Arm über Frankreich ausstreckte und ihre eigenen Kinder verschlang. Ich war damals in der Schweiz, wo ich viele von Ihren Landsleuten fand. Wie gern hätte ich ihr Leiden gemildert, wie sie das meinige! Versichern Sie die Stadt Lyon, daß ich Alles thun werde, was in meinen Kräften steht, um ihren Handel und Gewerbsfleiß zu vermehren. Dafür gibt es aber nur Ein Mittel, nämlich durch festes Halten an Ordnung und Gesetzlichkeit das öffentliche Zutrauen zu gewinnen und dadurch das Geld in Umlauf zu setzen. Dies wird Bewegung in Ihre Fabriken bringen und Ihnen raschen Absatz nach allen Seiten hin verschaffen." Es läßt sich leicht begreifen, welch günstigen Eindruck diese Worte auf unsere Leute machen mußten, die überdies nicht vergaßen, daß Louis Philipp selbst zum Theil durch verständige, große Spekulationen der reichste Privatmann in Frankreich geworden ist.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 3.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 4. Januar 1832.

Der Dienst der Freiheit ist ein schwerer Dienst,
Er trägt nicht Gold, er trägt nicht Fürstengunst,
Er bringt Verbannung, Hunger, Schmach und Tod.
Und doch ist dieser Dienst der höchste Dienst,
Ihm haben unsere Väter sich geweiht,
Ihm hab' auch ich mein Leben angelobt;
Er hat mich viel gemühet, nie gereut.

Uhland.

Ein Flüchtling.

Du wirst mir vor der Seele stehen,
So lang mein Geist noch Bilder treibt,
So lang mein Blick, was er gesehen,
Noch vor sich in die Lüfte schreibt:
Auf feste Schultern hoch gegründet
Ein Haupt, vom Kummer nicht gebeugt,
Die Finger straff zur Faust gerundet,
Der Blick aus Luft und Nacht gezeugt.

Vom Sinn gedrängt, schwoll dir die Stimme,
Wie Römerwort herüberschallt;
Ja, deine Rede gab vom Grimme
Des Schicksals uns den Vollgehalt.
Wie Menschenwahn dazugesündigt,
Was Thorheit und Verblendung that,
Ward ruhig klar von dir verkündigt,
Nur donnernd sprachst du vom Verrath:

Von Einem, „der im Heimathgarten
Aufwuchs, ein unfruchtbarer Baum,
Der bei Gelag' und schnöden Karten
Verdämmerte des Lebens Traum;
Der in der Knechtschaft schwersten Tagen
Als Greis ein junges Weib gefreit,
Und, seinen Arm um sie geschlagen,
Durchtändelte die Jammerzeit."

„Als nun im Fieber seine Ketten
Das kranke Vaterland zerbrach,
Rafft' er sich auf, als gält' es retten,
Sann, Freiheit jauchzend, er auf Schmach.
Er war der Tyrannei Verwalter
Auf ihrem umgestürzten Thron,
Und ließ sein siebzigjährig Alter
Vergolden sich mit Feindeslohn."

Du riefst: „Weh diesem! der empfinde
Gott als des alten Bundes Gott;
In seinem spätgezeugten Kinde
Büß' er den frech getriebnen Spott!
Kein Quell der Pein, der ihm nicht quölle,
Bis ihn hinunterschlingt die Fluth;
Und drunten eine eigne Hölle,
Gemeine Qual ist viel zu gut!"

Ernstkräftig wiegtest du den wackern,
Den schwertgewohnten Heldenarm:
„Muß ich auf fremdem Boden ackern,
Sprachst du, das thu' ich ohne Harm!
Gern irr' ich, wie ein Missethäter,
Des Elends Stecken in der Hand,
Nur weit, recht weit von dem Verräther,
Vom unterjochten Vaterland!"

Digitized by Google

„O Männer, die mit finstrem Sinnen
Ihr seht, wie unser Würfel fiel,
Glaubt's: wäre wieder zu beginnen,
Und wieder Untergang das Ziel:
Wir schaarten wieder uns zum Heere,
Wir sprächen: Henker, gürte dich!
Nicht Glück, nicht Ruhm — wir wollen Ehre;
Und von der Ehre zehr' auch ich!"

Du sprachst's und grüßtest, und wir drückten
Mit Schmerz die dargebotne Hand,
Und unsre Lippen, durstig, bückten
Sich auf dein staubig Schlachtgewand.
Du gingst, ein herrlicher Verbannter,
Am blut'gen Schwert als Wanderstab,
Der Völkerfreiheit Abgesandter,
Geschickt von eines Volkes Grab.

Gustav Schwab.

Eine Gemäldeversteigerung in Paris.

(Fortsetzung.)

Ein Katalog gibt, wie überall, die zu verkaufenden Stücke an, und zwar meistens mit lobenden Zusätzen. Im Winter folgen diese Katalogen Schlag auf Schlag; ich habe im Monat November 1831 über ein Halbdutzend gezählt. Schlägt man die Zahl der zu versteigernden Stücke bei jeder Auktion nur auf hundert an, obschon die meisten Katalogen mehr angeben, so folgt daraus, daß in diesem einzigen Monate über ein Halbtausend Gemälde in Umlauf gesezt worden sind. Mit der Kunst ist es also noch nicht zu Ende in Frankreich, und die Julirevolution hat den Kunstsinn nicht erstickt.

Nehmen wir einen solchen Katalog zur Hand. Was für große Namen fallen uns sogleich in die Augen! Titian, Corregio, Carlo Dolci, Holbein, Ruysdael, Wouwerman, Rubens und viele andere. Man fragt, wie diese Meisterwerke so lange haben verborgen bleiben können, und wie ein Zufall erst jezt sie aus dem Dunkel ziehe. Der Katalog gibt uns hierüber keine Auskunft. Die Ausstellung ist auf den Sonntag angekündigt; Montag soll die Versteigerung beginnen. Wir verfehlen am Sonntag nicht, uns bei der Ausstellung einzufinden. Es haben sich schon eine Menge Liebhaber und Neugierige versammelt, welche die hundert an den Wänden aufgehängten Kunstwerke begaffen, untersuchen, kritisiren. Dem Eingange gegenüber, auf dem Ehrenplatze, hängt ein großes Gemälde Corregios; es schimmert uns schon von fern entgegen; wir gehen straks darauf zu, denn man hat nicht alle Tage die Freude, einen neuen Corregio zu entdecken.

Das Gemälde stellt die Ureltern im Paradiese vor. Eva steht in ihrer Unschuld da, wie sie aus des Schöpfers Händen hervorgegangen ist. Es leuchtet aus ihr etwas von Corregios Geiste. Zur Seite steht Adam, im Gespräche mit Gott dem Vater, und dieß verdirbt alles. Solch einen steifen Gott Vater hat Corregio wahrlich nicht erfunden; und dann die grüne Schmiererei, die das Paradies vorstellen soll! Dieß sollte von Corregios göttlichem Pinsel herrühren? nein, nimmermehr. Unmuthig wenden wir uns weg, und unsere Aufmerksamkeit wird durch eine in Betrachtung versunkene Madonna angezogen, deren Gesicht geschickte Farbenverschmelzung verräth, und die für ein Meisterwerk Carlo Dolcis ausgegeben wird. Wir betrachten das angebliche Meisterwerk etwas näher und finden, daß die Madonna ein so flaches, unbedeutendes Gesicht hat, als ob sie aus Elfenbein gedrechselt wäre, und daß ihr eines Auge um einen Viertelszoll höher steht, als das andere. Sollte denn Carlo Dolci nicht einmal so geschickt gewesen seyn, beide Augen gleichzustellen?

Kopfschüttelnd gehen wir einen Schritt weiter und stoßen auf das Brustbild eines dicken Weibes, dessen Gesicht mit rother Farbe, wie mit Weinhefe, im eigentlichen Sinne illuminirt ist. Dieses Bild sieht sonderbar aus; es wird für eine Ebauche des Rubens ausgegeben. Es kann seyn, daß Rubens mit keckem Pinsel solch eine Ebauche entworfen hat, um sich späterhin dieser flämischen Figur in einem seiner großen Gemälde zu bedienen. Aber die Landschaft daneben, sollte diese wirklich Ruysdaels Werk seyn, wie der Katalog behauptet? Nimmermehr. Ein Nachbar, der uns zugehorcht hat und den die Versteigerung vielleicht näher angeht, als uns, macht uns bemerklich, daß in einem Winkel des Gemäldes der Name Ruysdael steht. O freilich, ruft ein Kenner, Ruysdael mit einem S davor? Aber Salomo Ruysdael ist kein Jakob Ruysdael. Hatte nicht auch der geistreiche Dichter Piron einen Dummkopf zum Bruder? Der Nachbar erhizt sich und antwortet mit Heftigkeit: wir lassen beide streiten und gehen weiter.

Bei den Landschaften besonders wird mit den großen Namen sehr freigebig umgegangen. In diesem Fache rührt alles von Teniers, Van Ostade, Ruysdael her. Die geringste Kleckserei, die ein Bauernhaus, einige Büsche, einen Bach darstellt, führt einen berühmten holländischen Namen. Mitunter finden sich jedoch schöne Stücke; sind sie auch keine Meisterwerke ersten Ranges, so verdienen sie doch betrachtet zu werden, und würden der Wohnung eines Privatmannes zur Zierde dienen; denn sie sind gut angelegt und mit Geschicklichkeit ausgeführt. Das Auge ergözt sich an ihrem Anblicke. Fast bei jeder Versteigerung kommt eine der reizenden Landschaften des französischen, vor einigen Jahren verstorbenen Malers de Marne

Digitized by Google

vor; aber freilich ist zwischen seinen Gemälden zuweilen ein unendlicher Abstand; auch hier kann der Name täuschen, wenn man nicht genau zusieht.

Ist nun die Ausstellung auch tief unter unserer Erwartung ausgefallen, so findet sich dennoch Interessantes genug vor, um uns zu bewegen, der Versteigerung beizuwohnen. Wir versäumen also nicht, am Montage pünktlich um zwölf Uhr uns, zufolge der Ankündigung, in dem Saale der Clerystraße einzufinden. In der Mitte des Saales stehen Tische in der Gestalt eines T, mit Stühlen rings umher. Oben an dem T befindet sich ein etwas kleinerer, mit grünem Tuche bedeckter Tisch. Einige Gemäldekrämer gehen oder sitzen hie und da und unterhalten sich von ihrem Handel, und von vergangenen und gegenwärtigen Versteigerungen. Der eine erzählt, wie er in der vorigen Woche ein ungeheuer großes geistliches Gemälde, das Niemand habe beherbergen können, noch wollen, um ein Spottgeld angekauft, aus der Rahme das Doppelte gelöst und die Malerei auf den Speicher gestellt habe, bis sich irgend ein Pfarrer nach einem großen Bilde für seine Kirche umsehen werde. Ein anderer klagt über die Lauigkeit der Kunstliebhaber, denen nichts gut genug, aber alles zu theuer sey, über die Verminderung der Anzahl großer Sammlungen u. s. w. Es schlägt ein Uhr, und noch wird keine Anstalt zum Versteigern gemacht. Die Unterhaltungen werden fortgesezt; die Liebhaber betrachten die aushängenden Stücke. Zwei Uhr rückt heran. Endlich erscheint der Commissaire priseur, ein Mann in schwarzem Rocke, der über lauter Auktionsgeschäften grau geworden zu seyn scheint, und dem wohl mehr Gemälde vor den Augen mögen vorübergegangen seyn, als hundert Künstler während ihrer Laufbahn vollendet haben. Da sein Name fast auf allen Auktionskatalogen steht, so kann man ihn nicht leicht vergessen. Er heißt Bonnefons de Lavialle, und ist ein Meister in seinem Fache. Neben ihn sezt sich sein Schreiber, und zur Seite an dem T erscheint der Expert, der den Verkauf zu leiten hat, gewöhnlich ein Gemäldehändler; dieser fertigt auch den Katalog an, und je nachdem er mehr oder minder Verstand hat, füllt er diesen mit mehr oder minder Lobhudeleien. Zwei Ausrufer springen auf den Tisch, gehen mit den zu versteigernden Gemälden umher und rufen die Preise aus.

(Der Beschluß folgt.)

Handzeichnungen und Skizzen.

Von Karl Baldamus.

Es gibt gewisse kleine Leidenschaften, die man für unschädlich hält, die aber am Ende unsern Entschlüssen, in deren Eingeweide sie sich einfressen, so gefährlich werden, daß der ganze Bau des Charakters dadurch zusammenbrechen kann. Diese kleinen Leidenschaften haben die größte Aehnlichkeit mit den Termiten, jenen kleinen ameisenartigen Insekten, die das Innere der Balken und Bretter so durchwühlen, daß die bedeutendsten Gebäude auf diese Weise zum Einsturze kommen. Wie die Termites lucifuges in großen Gesellschaften leben, so ziehen auch die kleinen Leidenschaften immer bandenweis. Wie die Termiten in Südafrika große Hügel bauen, die man in der Ferne oft mit den Kraals der Eingebornen verwechselt, und die so fest sind, daß sie den Uebergang eines Reiters nicht zu fürchten brauchen, so legen auch jene Pygmäenbegierden nicht selten Befestigungen an, die der Berennung eines heiligen Georgs spotten. Die Hottentoten verspeisen die Termites lucifuges als Leckerbissen. Der Teufel, ein großer Gastronom, besezt seinen Tisch am liebsten mit den Larven kleiner Leidenschaften.

*

Wie in Sibirien der Sommer die widrigste Jahreszeit ist, so habe ich auch bei ganz kalten Naturen die Augenblicke des Warmseyns immer lästig gefunden. Miriaden Muskitos verleiden den sibirischen Sommer. Ein Heer von schwirrenden Gefühlen, die den Stechfliegen vergleichbar sind, umspielen in jenen Junius- und Juliusmomenten die frostigen Charaktere, die nur dann Reiz haben, wenn sie eine Winterlandschaft bleiben.

*

Charaktere, die ihr besseres Selbst aus dem Kampfe mit den Verhältnissen, aus der Feuersbrunst der Leidenschaften retteten, sind dem Madeirawein vergleichbar, der mehrmals die Linie passirt hat. Sie haben zwar in der Regel eine gewisse Herbigkeit, die jedoch als eine Tropennatur, als eine Feuerländerin keine erkältende Säure in sich trägt und mit dem unreifen Obste in keiner Gemeinschaft steht. Sind nicht auch die lacrimae Christi vulkanischen Ursprungs?

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, December.

(Fortsezung.)

Handelskrisen, sonst und jezt.

Die Abneigung Lyons gegen Paris hat noch einen andern und gleichfalls sehr guten Grund. Man sah hier ein, daß die dünkelvolle Hauptstadt auch in kommerzieller Hinsicht Ursache der Lyoner Gewerbs- und Handelsstockung sey. Um dies recht klar zu machen, muß ich ein bischen weit ausholen. Ehemals waren die Handelskrisen in Frankreich selten, und waren auch mehr lokal, als allgem. in. Nur der unerwartete Ausbruch eines Kriegs führte sie herbei. In der ganzen Kaiserzeit, wo sich ein Krieg, so zu sagen, an den andern reihte,

und wo ein neuer Krieg immer zu den Wahrscheinlichkeiten gehörte, kam es doch zu keiner eigentlichen Handelsstockung, sondern sie war mehr industriell. Seit der Bourbonschen Restauration und seit dem Frieden begann der Mißbrauch der Staatsanleihen, und durch diese sind gerade die Handelskrisen häufiger und allgemeiner, dadurch aber auch verderblicher geworden. Man ist jezt so ängstlich, man hat so wenig Zutrauen, daß die meisten großen Kassen Spielhäusern gleichen. Die bedeutenden Negotianten sind jezt Spieler, welche die geringste Kleinigkeit in Furcht und Angst sezt. Daher kommt es, daß ein leeres Kriegsgerücht, ein bedeutender Bankerot, oder nur ein großer Fondsverkauf ein Sinken der Papiere, Verluste, Zahlungseinstellungen und dergleichen, kurz eine Krisis herbeiführt. Die Kapitalisten, welche durch die Papiere verlieren, und die, welchen blos Verlust droht, erschrecken und ziehen daher schnell ihre Kapitalien aus den Geschäften zurück. Dadurch werden Handel und Industrie lediglich auf ihre eigenen Kräfte verwiesen. Der Konsument, der nothwendig von seinen Einkünften, von seinem Gewerb oder vom Handel lebt, schränkt sich ein und muß sich einschränken. Dadurch greift die Krisis wie eine vom Wind getriebene Feuersbrunst immer mehr um sich und erreicht auch die entferntesten Zweige der Industrie und des Handels. Hinc illae lacrymae. Im Anfang fanden die Meisten kein Arges dabei, daß die Regierungen außer Verhältniß und zu viel Papiergeld ausgaben; sie sahen darin nur eine Vermehrung des öffentlichen Vermögens. Nur wenige Scharfsichtige erhoben sich gegen diesen Irrthum und gegen die Täuschung, welche sich die Könige gegen ihr Land erlaubten. Weil aber die Menge hingerissen und von den gleißenden Vortheilen der Sache eingenommen war, so nahm das Uebel immer mehr zu. Die Bankiers wurden die Mittelsmänner zwischen Darleihern und Schuldnern, wodurch sie in kurzer Zeit ungeheure Summen auf die bequemste Art von der Welt gewannen. Kaum bemerkten dies Negotianten und Fabrikmänner, so blendete sie auch der schnell und bequem erworbene Reichthum jener Glückspilze, die vor den Anleihen mit ihnen auf gleicher Stufe gestanden hatten; sie wollten es ihnen nachmachen und warfen sich daher schnell in riesenhafte Operationen. So wurden die einfachen Kaufleute und Fabrikanten auf einmal große Spekulanten und Unternehmer ganzer Industriezweige. Von nun an sahen wir Häuser, die, ohne gut zu rechnen und zu überlegen, das Ungleichartigste zu gleicher Zeit unternahmen: Manufakturen, Spinnereien, Bergwerke, Kanäle, Dampfschiffe und Wegbauten. Im Anfang glänzte Alles. Man konnte nicht genug unternehmen, denn durch die Anleihen war, wie man sagte, die Masse der Kapitalien verdoppelt worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, December.

(Beschluß.)

Der Handel mit Leichen und seine Folgen.

Der Pöbel ist in einer solchen Wuth gegen diese Mörder, daß er zu Tausenden vor dem Gerichtshause versammelt war, die Nachricht von ihrer Verurtheilung mit lautem Freudengeschrei empfing, sie, als sie auf dem Hochgericht erschienen, mit Verwünschungen begrüßte und im Augenblick, wo das Brett unter ihren Füßen weggezogen ward und sie in den Arm des Todes stürzten, ihnen ein dreimaliges Hurrah nachrief. Natürlich gibt ein so aufgeregter Zustand der Gemüther zu allerlei Gerüchten von versuchten Mordthaten, verschwundenen Personen u. s. w. Anlaß; leider aber ist auch manches davon nur zu wahr. Bishop und Williams haben erklärt, vor der Entdeckung von Burkes und Hares Mordthaten zu Edinburg sey ihnen nicht in den Sinn gekommen, einen Menschen umzubringen, und man fürchtet, die Entdeckung der von ihnen begangenen Unthaten möchte gleichfalls zu anderm Unglück Anlaß geben. Glücklicherweise sind die Lehrer der Anatomie, denen das Gewissen von den Zeitungen etwas geschärft worden ist, mehr auf ihrer Hut, und die hiesigen haben sich sogar erboten, bis die Legislatur Maßregeln getroffen, ihnen auf gesezlichem Wege Leichname zu verschaffen, das Zergliedern einzustellen. Es gibt vielleicht auch dieser Lehranstalten zu viele, und offenbar muß die Nothwendigkeit, Subjekte auf gesezwidrigem Wege und verstohlener Weise zu erhalten, und zu diesem Ende mit den verworfensten Menschen zu verkehren, schädlich auf den Charakter der jungen Studirenden wirken, und es ließe sich vielleicht daraus zum Theil die Rohheit und Ausgelassenheit erklären, die man an den angehenden Wundärzten in England bemerken will. Früher soll es damit noch ärger gewesen seyn, indem manche Studirende selbst auf den Leichenraub ausgingen, besonders in Schottland. Ein alter Wundarzt, dessen Wahrhaftigkeit zu bezweifeln ich keinen Grund habe, erzählte mir folgende Anekdote, welche hier an ihrer Stelle zu seyn scheint. Zur Zeit, als er studirte, kostete eine Leiche 2 bis 3 Guineen, und die Herrn, welche sie lieferten, pflegten in Manschetten und geräucherten Haaren zu erscheinen. Auf einmal fiel es den Lieferanten ein, 4 Guineen zu verlangen, und als man diese Summe verweigerte, auf fünfen zu bestehen, oder keine Leichen mehr bringen zu wollen. Man wollte es erzwingen, stahl zum Theil selbst Subjekte, oder verschaffte sie sich durch andere. Doch allmählig blieben die Konkurrenten aus, weil sie wahrscheinlich als Opfer derer gefallen, denen sie ins Handwerk griffen; was aber das Schlimmste war, in dem Zergliederungssaal, welchen mein alter Freund zu besuchen pflegte, wurden alle Nacht die Subjekte, welche zur Vorlesung für den nächsten Tag präparirt waren, von einer unsichtbaren Hand zerschnitten und unbrauchbar gemacht. Der Saal war sehr hoch und erhielt sein Licht von oben, und die einzige Thüre wurde Tag und Nacht streng bewacht; aber vergebens: jeden Morgen zerschnittene Muskeln und Nerven, und keine Spur vom Thäter. Endlich stellte man einen vertrauten Mann mit geladener Kugelbüchse innen im Saale auf die Wache, und zwar so heimlich, daß Niemand im Hospital darum wußte. Mitten in der Nacht erschien an dem immer offenen Dachfenster ein Mann mit einer Blendlaterne, knüpfte ganz ruhig einen Strick fest und fing an, sich herunter zu lassen, da fuhr ihm die Kugel des Wächters durch den Leib. Am Morgen erschienen Lehrer und Schüler und fanden — den Leichnam eines ihrer Hauptlieferanten. Was war zu thun? die Sache anzeigen — das würde ein gefährliches Aufsehen und eine höchst unangenehme Untersuchung veranlaßt haben. Nach einigem Nachdenken rief der Professor: „Meine Herrn, auf den Tisch mit dem Burschen! Ich gebe Ihnen eine Vorlesung über ihn; das Subjekt ist frisch und interessant, und wenn wir es einmal zerschnitten haben, so kräht kein Hahn nach ihm.“ Gesagt, gethan, und bis auf diese Stunde hat wirklich kein Hahn nach ihm gekräht. — Doch genug von diesem empörenden Gegenstand.

Beilage: Literaturblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 4.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 5. Januar 1832.

Ich habe keinen Antrieb, als den Ehrgeiz,
Die blinde Wuth, die sich in tollem Anlauf
Selbst überstürzt und jenseits ihres Ziels
Hintaumelt.

Schiller.

Der Politiker.

Bruchstücke aus dem Tagebuche eines englischen Arztes.

Die Leiden deutscher Staatsmänner, wie ihre Verdienste, sind bisher weit mehr im Stillen geblieben, als die der englischen und französischen. Wenn daher auch die folgende Charakterschilderung eines Opfers brittischen Ehrgeizes auf unsere Staatsmänner nicht im vollen Umfang paßt, so könnte doch die nächste Zukunft in noch höherem Maaß, als es schon jezt der Fall ist, Verhältnisse herbeiführen, welche diese Skizze zu einem Spiegel auch für deutsche öffentliche Charaktere machte. Der Anfang der folgenden Schilderung scheint sich auf Canning zu beziehen, das Ende auf Lord Castlereagh. Dieser und mehrere ähnliche Artikel aus derselben Feder sollen in England Einsprüche und Klagen von Seiten mehrerer Familien gegen die Indiskretion des Arztes zur Folge gehabt haben, welcher Privatverhältnisse, in welche er vermöge seines Amtes eingeweiht war, mittelbar oder unmittelbar öffentlich gemacht und damit sich über die Pflichten weggesezt hat, welche wesentlich zur Religion des Arztes gehören. Dem sey, wie ihm wolle, uns ist es genug, daß seine Farben wahr sind. Chatam starb an Entkräftung von übermäßiger Anstrengung; er fiel besinnungslos nieder, als er seine lezte Rede in der Kammer der Lords hielt. Sheridan und Burke endeten ihr Leben bei sehr geschwächten Geisteskräften; Castlereagh und Samuel Romilly nahmen sich selbst das Leben, Canning quälten bis zu seinem frühzeitigen Tode die peinlichsten Besorgnisse.

* * *

Man wird hier die Geschichte eines Mannes finden, welchen Natur und Glück mit den seltensten Vorzügen beschenkt, der aber dennoch ein elendes Leben geführt hat. Die Ehrsucht, ihr geheimer Kummer, ihr glänzendes Elend, ihre begeisternden und tödtenden Siege, ihre vernichtenden Niederlagen haben das Leben Stafford's vergiftet. Bis auf diesen erdichteten Namen, ist in meiner Erzählung alles wahr. Sie liefert uns ein neues Blatt zur Geschichte der Märtyrer der Ruhmsucht. Der Wunsch, andere zu übertreffen und überall der Erste zu seyn, wird bei uns von der frühesten Jugend in den öffentlichen Schulen, durch Wetteifer und Eigenliebe angefacht, so daß unsere spätere Existenz ein beständiger Kampf der Eitelkeit wird, welcher gleichsam schon mit dem ersten Stammeln des Kindes begonnen hat. Das natürliche Gefühl des Neides, dessen Keim in jedes Menschen Herz gelegt ist, genügt unsern Vätern und Lehrern nicht; sie bemühen sich, dieses unselige Gefühl zu reizen, zu entwickeln, bis es endlich gährt und übersprudelt.

Stafford war zum Redner geboren; schon auf dem Kolleg zu Cambridge entwickelte sich dieses Talent bei mehr als einer Gelegenheit aufs Glänzendste. Er ging einer ruhmvollen Zukunft entgegen, jedoch war ich weit entfernt, zu ahnden, daß er einst der Führer der Kam-

Digitized by Google

mer der Gemeinden und der Lords werden sollte. Er war einfach und wahr, wenn auch im Privatleben etwas reizbar, und so wurden mir die Eigenschaften meines Freundes, im Gegensatz mit jenem trotzigen, pedantischen Hochmuth, womit Wissenschaft und Geistesüberlegenheit nur zu oft ihre Günstlinge bezeichnen, immer schätzbarer. Ich konnte nicht umhin, an dem künftigen Staatssekretär, welcher bis jezt in meinen Augen nichts weiter als ein talentvoller Jüngling war, die schlagende Lebendigkeit seiner Antworten, seine schnelle Fassungsgabe, seine Geringschätzung für das Mittelmäßige, den Flug seiner Gedanken und die Leichtigkeit seines Ausdrucks zu bewundern. Er hatte eine mächtige Vorliebe für die Politik und wußte alles andere auf sie zu beziehen. Im ein-und-zwanzigsten Jahre hatte er bereits alle Debatten des Parlaments gelesen und darüber nach eigenem Plane ein vortreffliches Inhaltsverzeichniß entworfen, vermittelst dessen man leicht finden konnte, was auf irgend einen Gegenstand dieses oratorischen und legislativen Labyrinths Bezug hatte. Er betrachtete das Talent nur als Werkzeug der Macht; Regieren war sein Ziel, und angestrengter Fleiß das Mittel, es zu erreichen. Mit einem Worte: der Ruhm hatte bei seiner Geburt den Finger an seine Wiege gelegt und gesprochen: Dieser gehört mir.

Indessen war seine jugendliche Stirne schon mit Falten überzogen; er pflegte einen großen Theil seiner Nächte zu durchwachen und stand Morgens sehr frühe auf. Den Lauf der öffentlichen Anglegenheiten verfolgte er stets mit fieberhaftem Interesse, was seine krankhafte Stimmung mehr und mehr exaltirte. Oft hörte man ihn, wenn er allein war, sein schon so mächtiges Gedächtniß üben, indem er Bruchstücke aus Pitt's und Burke's Reden laut deklamirte. Ein eigenes Vorgefühl sagte Jedem bei seinem Anblick, daß seiner eine stürmische Laufbahn warte. Seine Gesundheit fing indessen an, ernstlich zu leiden, und es war zu befürchten, sein ruhmgieriger, unruhiger Geist möchte die irdische Hülle vor der Zeit zerstören. Wir waren sehr vertraute Freunde geworden, als Stafford Cambridge verließ, um das feste Land zu bereisen.

In Florenz erkrankte er bald darauf; ich hörte nichts mehr von ihm und jede Verbindung schien zwischen uns aufgehört zu haben. Unterdessen hatte ich meine ärztliche Laufbahn begonnen, und es war geraume Zeit verflossen, da erblickte ich eines Tages, nicht ohne Ueberraschung, Staffords Namen unter den Gewählten zur Kammer der Gemeinden. Ich wollte Anfangs unsere Bekanntschaft erneuern, wir hatten uns aber schon so lange aus den Augen verloren, daß ich, nach kurzer Ueberlegung, davon abstand. Einen Monat später las ich Staffords Jungfernrede *).

*) Maiden-Speech, erste Rede eines neuen Mitgliedes der Kammer.

„Es ist nicht möglich," sagte der Zeitungsschreiber, „unsern Lesern einen Begriff von dem Eindruck zu geben, welchen dieser neue Redner hervorbrachte. Alle Augenblicke unterbrach ihn der Ruf: Hört! Hört! oder stürmischer Beifall u. s. w." Ich erkannte in dieser Rede weniger den tiefen Geist meines Freundes, als die sprudelnde Beredtsamkeit, die leidenschaftliche Begeisterung, den sophistischen Schwung und die glänzende Leichtigkeit des jungen Zöglings von Cambridge. In den Abendgesellschaften war von nichts anderem die Rede, als von Staffords Jungfernrede. Die Frauen wollten ihn kennen lernen, jede Parthei hoffte ihn für ihre Sache zu gewinnen. Man bestürmte mich mit Fragen über seine frühere Lebensumstände, und rief: „hier haben sich Glück und Ruhm die Hände gereicht." Ach! man täuschte sich, es war nur Schein!

Des andern Morgens klopfte es früh an meiner Thüre; Stafford stürzte in mein Zimmer, schüttelte heftig meine Hand und rief: „Lieber alter Jugendfreund, ich habe Sie nicht vergessen! Unter allen Aerzten in London nehme ich am liebsten meine Zuflucht zu Ihnen. Ich fürchte, tödtlich krank zu seyn, und ich habe hier noch so vieles zu thun!" Er sezte sich. Eine fürchterliche Blässe überzog sein Gesicht. Er brachte sein Schnupftuch an den Mund, und ein konvulsivisches Zittern lief über seinen ganzen Körper. Ich betrachtete ihn, wehmüthig überrascht. „Bester Stafford, was fehlt Ihnen? Ist es Kummer oder Krankheit?" — „Nicht wahr, Sie sagen mir aufrichtig, ohne Rückhalt, was Sie von meinem Zustande denken? Unsere freundschaftlichen Verhältnisse sind mir immer werth geblieben." — „Sprechen wir von Ihrer Gesundheit." — „Wohl! Meine verdammte Rede bringt mich um. Alle Kräfte bot ich auf, um einen Schlag zu führen, dessen Wiederhall weit hin ertönen sollte. Alle Kraft, Studium, Reichthum der Gedanken und der Sprache, alle Gaben der Natur habe ich für meinen Zweck zu sammeln gesucht." — „Sie haben ihn auch vollkommen erreicht, Freund. Ganz England blickt auf Sie." — „Dieser Sieg, fürchte ich, kostet mir das Leben. Ich beging die Unvorsichtigkeit, trotz meiner großen Erschöpfung, am folgenden Tage wieder in die Kammer zu gehen. Lord F*** nahm das Wort und beleuchtete meine Rede aus einem so falschen Gesichtspunkt, beschuldigte mich so vieler Ungereimtheiten, die er ganz gemächlich widerlegte, daß es mir unmöglich war, zu schweigen. Ich hatte die ganze Nacht gehustet; ein heftiges Fieber hatte mich befallen, ich war gereizt, und meine Antwort wurde heftiger und länger, als ich wollte. Als ich mich auf meinen Platz sezte, fühlte ich meine Brust beklommen und ein anhaltender Husten stellte sich wieder ein. Ich verließ den Saal, suchte die frische Luft, aber nichts konnte mir Linderung geben; ich eilte meinem Wagen zu und

Digitized by Google

sah beim Schein einer Straßenlaterne, daß mein Taschentuch mit Blut befleckt war. Bester Freund, ich fürchte, es geht mit dem Kapitel meines Lebens zu Ende. Es ist aus, es ist aus mit mir! Meine Plane, meine Hoffnungen, meine Wünsche, alles ist dahin."

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Gemäldeversteigerung in Paris.

(Beschluß.)

Nun geht die Versteigerung mit französischer Lebhaftigkeit vor sich, und die versäumte Zeit wird bald wieder eingebracht. Der Expert sagt den Preis an, und der Commissaire priseur weiß Krämer und Kunstliebhaber geschickt anzuspornen. Bald bietet er selbst darauf, um die andern in Bewegung zu setzen, bald läßt er einige Worte zum Lobe des Gemäldes fallen, erinnert, zu welch hohem Preise ein ähnliches Gemälde desselben Meisters aufgetrieben worden sey; bald ruft er diesen oder jenen Kunstkrämer bei Namen an, um ihn aufzumuntern. Zeigen sich die Anwesenden lau, so ruft er auch wohl: allons, Messieurs! ne laissez pas languir les enchères! oder: le cadre vaut ce prix! Auch habe ich ihn bei der Versteigerung eines ziemlich bunten Gemäldes rufen hören: Voilà pourtant un tableau bien meublant! eine nicht unwichtige Bemerkung für diejenigen, die Gemälde kaufen, blos um ihre Zimmer damit zu tapeziren. Dergleichen Urtheile sind für die Urheber der Gemälde zwar nicht sehr schmeichelhaft; allein man muß das Publikum bei allen Enden anfassen, wie der Franzose sagt.

So geht es ohne Unterlaß einige Stunden lang fort, und es werden manchmal in dieser kurzen Frist mehrere tausend Franken zusammengebracht und ein halbes Hundert Gemälde in Umlauf gesezt. Fangen die leidenschaftlichen Liebhaber an, heftig anzubeißen und einander zu überbieten, so ziehen die eigentlichen Krämer sich weislich zurück und überlassen den Wettstreit den Privatleuten, die das Geld nicht so hoch achten, als sie. Krämer verlieren selten ihre Fassung, und sprechen nur dann ein Wort mit, wenn sie ungefähr sicher sind, daß sie das Anzukaufende wieder an den Mann bringen können; dennoch begehen sie zuweilen Mißgriffe. Am schlimmsten werden die religiösen Gemälde behandelt, wenn sie nicht von einer Meisterhand herrühren. Für diese hält es schwer, Käufer zu finden, besonders seit Karl X. mit seinen Geistlichen nicht mehr regiert. Manche gehen zu einem Spottpreise an kleine Krämer ab, welche Hoffnung haben, sie einmal an eine Kirche mit einigem Vortheil wieder anzubringen.

Die Preise, wozu die Gemälde in den Versteigerungen aufgetrieben werden, sind bei weitem kein Maßstab, um ihren relativen Werth zu bestimmen. Man urtheilt zu oft nach dem ersten Eindruck; ein mittelmäßiges Gemälde von glänzendem Ansehen steigt zuweilen zu einem hohen Preise, wogegen bessere, aber wenig ins Auge fallende nur schlechte Aufgebote erhalten. Auch hat jedes Land seine Lieblingskünstler, deren Werke, besonders so lange die Urheber leben, sehr gesucht und theuer bezahlt werden. Außer Landes haben diese aber nur einen geringen Werth. Neuere Gemälde werden überhaupt besser versteigert als ältere, weil die Darstellungen mehr dem Geschmacke und Geiste der jetzigen Welt entsprechen.

Einige Gemäldeversteigerungen werden in Paris am Abend gehalten; man sezt dann vor die an den Tischen sitzenden Krämer Unschlittlichtchen, und es sieht possierlich aus, wie sie, während die Gemälde vor ihnen vorübergehen, mit den Kerzchen vor denselben hin- und herfahren und in einer halben Minute den Werth, den das Gemälde für sie haben kann, bestimmen. Solch eine schnelle Beurtheilungskraft ist immer ein Gegenstand des Erstaunens für mich gewesen. Bei den Abendversteigerungen, besonders im Hotel Bullion, finden sich auch wohl Diebe ein und entwenden den Krämern und besonders den Liebhabern, während sie mit gespannter Aufmerksamkeit ein vorübergehendes Gemälde beschauen, ihr spanisches Rohr, ihre Uhr oder ihre Brieftasche, und zwar mit einer solchen Behendigkeit, daß, wenn der Liebhaber wieder an Vorsicht denkt, Dieb und Gestohlenes verschwunden sind. Dies erregt einen augenblicklichen Tumult; allein der Commissaire priseur lenkt bald die Aufmerksamkeit des Publikums wieder auf den Verkauf. Wahrscheinlich sind der Diebe immer zwei, wovon der eine behende stiehlt und, während er das Gemälde mit anschaut, einem Kameraden das Gestohlene einhändigt, ohne seine Stellung zu verändern; dieser entfernt sich nun leise mit der Beute. Hätte der Bestohlene Verdacht auf einen Nachbar und wollte ihn zur Untersuchung ziehen, so würde er mit Beschämung seinen Irrthum eingestehen und den in Verdacht Gezogenen noch obendrein um Verzeihung bitten müssen. Das Beste ist also, Niemand zu beschuldigen und die Lehre zu benutzen, um vorsichtiger zu werden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, December.

(Fortsetzung.)

Zustand des Handels im Jahr 1830.

Alles dies ging auf einmal und schnell in die Höhe wie ein Brettergerüst, im Gefolg von vermehrten Ausgaben und

grenzenlosem Luxus. Paris wurde mehr denn je das moderne Babylon, wo man mit vornehmem Bedauern und Achselzucken auf die armen, zurückbleibenden Provinzen blickte. In Lyon wird man sich immer erinnern, wie verächtlich und höhnend die Pariser Herren von unserm engen Rechnen und Sparen sprachen; ja, wenn wir so ihren Luxus, ihre Paläste, ihr asiatisches Schwelgen, ihre Equipagen u. s. w. sahen und damit unsere bescheidenen Wohnungen, unser bürgerliches Leben, desgleichen die Mühe und den Fleiß verglichen, die wir anwenden müssen, um ein Geschäft ordentlich zu führen und zu betreiben, so kamen wir uns selbst ärmlich vor und beneideten jene Glücklichen, die an der Quelle saßen und die das Schicksal in Allem begünstigte. Nun kamen aber die Julustage und ihre Folgen; eine fürchterliche Krisis erschütterte in der Hauptstadt alle bedeutenden Häuser, mehrere große fielen sogar, während unsere Fabrikanten und Kaufleute zwar litten, aber doch ihr Kredit nicht erschüttert wurde und keiner fallirte. Ohne die Staatspapiere und die Pariser Stocksjobberei würde die Julusrevolution, die fast bei allen Völkern des civilisirten Europas Wiederhall und Nachahmung gefunden hat, ohne bedeutenden und lange dauernden Einfluß auf den Handel im Allgemeinen und auf den Lyoner Handel insbesondere geblieben seyn. Nach dem ersten Erstaunen und der ersten Unruhe hätte man Vertrauen zu der neuen Ordnung der Dinge gefaßt, und der Handel im Großen wäre wieder in sein altes Gleis zurückgekehrt; nur der Handel im Kleinen, d. h. der Absatz nach Paris, hätte einen Augenblick gestockt wegen der Veränderung in der politischen Lage und in den Vermögensumständen so vieler dortigen Familien. Dies ist aber im Grund von geringer Bedeutung für uns, wenn nur der Handel in's übrige Frankreich und in's Ausland gut gegangen wäre. Es ist also wohl nicht zu verwundern, daß Lyon wegen der angegebenen Ursachen nicht gut auf Paris zu sprechen ist, und sich gern ganz von dessen Einfluß losmachen möchte. Hierzu kommen bei Vielen die Erinnerungen aus Napoleons Zeit, der bekanntlich einmal drauf und dran war, Lyon zur Hauptstadt des Reichs und zum Sitze der Regierung zu erheben.

Indessen muß doch Eins bemerkt werden, was ziemlich merkwürdig und im Ausland wenig bekannt ist. Die Julusrevolution und ihre Folgen hatten einige Monate lang gar keinen nachtheiligen Einfluß auf unsere Industrie und unsern Handel. Als die Julusordonnanzen hier bekannt wurden, hörte alle Arbeit auf, denn es war voraus zu sehen, daß Unruhen oder Umwälzungen dieser Maßregel folgen würden. Niemand konnte deren Bedeutung und Dauer vorhersehen; aber schon einige Tage hernach, als die Revolution gemacht war und die neue Regierung auf gutem Grund und Boden saß, fingen die Arbeiten wieder an und wurden rüstig fortgesetzt. Seitdem waren unsere Seidenfabriken in voller Thätigkeit, und Bestellungen kamen aus allen Gegenden an: aus Deutschland für die Herbstmessen, aus England, aus Nord- und Südamerika. Im August vorigen Jahres waren selbst nicht genug Webestühle da, und der Arbeitslohn stand sehr hoch. Erst gegen das Ende Septembers und in den folgenden Monaten, als alle Bestellungen abgeschickt waren, kamen nicht viel neue an, woran die Aufstände in Belgien, Deutschland, Polen, Rußland, der Schweiz und Italien Schuld waren. Dies war jedoch keineswegs beunruhigend, denn die Magazine standen leer und konnten während einiger flauen Monate mit neuen Waaren gefüllt werden; einige Artikel mangelten ganz. Dadurch wurde es den großen Fabrikanten leicht, ihre besten Webstühle auf eigene Rechnung zu beschäftigen und ihre Magazine mit besonders schönen, neumodischen und frischen Waaren zu füllen, die zwar nicht immer vortheilhaft verkauft werden, dafür aber den großen Vortheil gewähren, Käufer anzuziehen und Bestellungen für Lyon zu gewinnen, die außerdem nach Favorges, in die Schweiz oder nach Deutschland, besonders nach Crefeld gegangen wären. Abgesehen von der Seidenfabrikation ließ sich von den andern Industriezweigen Lyons sagen, daß sie seit mehreren Jahren nicht so bedeutend gewesen sind, wie bald nach der Juliuskatastrophe. Die Vergolder, Drahtzieher, Possamentirer, Hutmacher und dergleichen hatten alle Hände voll Bestellungen, konnten nicht Arbeiter genug finden und erhöhten ihre Preise.

Wenn aber Jemand darum glauben wollte, die Arbeiter seyen zufrieden gewesen und haben sich mit ihrem Loos begnügt, der würde den Reiz und die Ansteckungskraft revolutionärer Bewegungen bei gleicher Sinnesart verkennen. Im Kleinen wiederholte sich schon im September, was in Paris geschah, aber aus einem ganz andern Grund. Dort that's der Hunger und die Nahrungslosigkeit, hier hingegen war's nur die Lust, sich wichtig zu machen und noch bessere Bedingungen zu erhalten; denn damals fehlte es uns, wie gesagt, noch gar nicht an Arbeit und alle Hände waren beschäftigt. Indessen hatten damals die Bewegungen unserer Arbeiter noch gar keinen ernsten Charakter angenommen und es war leicht, ihnen zu begegnen und sie unschädlich zu machen, denn im Grunde erkannten sie selbst das Unstatthafte ihrer Forderungen und die Unmöglichkeit, darauf einzugehen. Sie verlangten hauptsächlich Viertelei. Es sollte ihr Arbeitslohn erhöht, dagegen die Masse ihrer Arbeit vermindert, der Gebrauch der Maschinen untersagt und die fremden Arbeiter weggewiesen werden. Die Bestimmung des Arbeitslohns hängt aber nicht blos vom Willen der Fabrikherrn und Arbeiter ab, sondern richtet sich nach mehreren Umständen, die beide nicht in ihrer Gewalt haben. Gibt es Arbeit in Menge, so steht es nicht bei dem Herrn, die Erhöhung des Arbeitslohns zu verhindern; wenn aber die Bestellungen abnehmen, so muß sich der Arbeiter nothwendig geringern Lohn gefallen lassen. Arbeit wird immer nur in dem Maaß verlangt, als von außen Waaren verlangt werden. Der Fabrikherr muß arbeiten lassen, wenn er Bestellungen erhält; erhält er aber keine, so gibt es keine Gewalt in der Welt, die ihn zwingen könnte, mit Verlust blos für seine Magazine arbeiten zu lassen. Wenn die Arbeiter eine Verringerung ihrer Arbeit fordern, so kommt dies einer Erhöhung ihres Arbeitslohns gleich; sie wollen künftig für weniger so bezahlt seyn, wie ehemals für mehr. Gleich unmöglich ist die Unterdrückung von Maschinen. Durch sie und durch die Ersparung von Menschenarmen soll es dem Fabrikanten möglich werden, den Preis der Waare geringer zu stellen. Zerstörte oder untersagte man sie, so würden dadurch die Kosten der Fabrikation, mithin der Waaren erhöht, und durch ihren hohen Preis wird ihr Absatz schwieriger oder ganz unmöglich. Sollte durch die Nichtanwendung der Maschinen der Waarenpreis wieder gesteigert werden, so müßte sie allgemein seyn und sich auf alle Länder erstrecken. Es wäre Unsinn, in Frankreich zu zerstören oder nicht zu verwenden, was in England und in Deutschland verwendet wird. Nimmt man aber auch an, der Gebrauch der Maschinen könnte in allen Ländern zugleich verhindert werden, so würde ein anderer Nachtheil daraus entstehen: die Fabrikate würden schnell wieder auf den Preis steigen, den sie ehemals hatten und der allen Unbemittelten ihre Anschaffung unmöglich machte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 5.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 6. Januar 1832.

Sieht man, wie sie sich sperren, ihre ansehnlichen Personen auf eigenen Füßen von einem Ort zum andern zu tragen, so sollte man nichts anders meinen, als es seyen lauter Edelleute.

Lesage.

Für deutsche Fußreisende in Frankreich.

Die Engländer haben bekanntlich im Allgemeinen einen entschiedenen Widerwillen gegen Fußreisen, und machen sich daher auch nicht die besten Begriffe von jedem, der am Wanderstab auf den Straßen ihres Landes einherzieht. Wenn sie dieß thun, so möchte man eine Entschuldigung dieser wunderlichen Antipathie gegen die natürlichste Art des Fortkommens in dem großen Geldreichthum der Nation finden. Daß aber auch die Franzosen in diesem Punkte ganz gleich mit den Engländern denken, ist eine wirklich auffallende Erscheinung. Zunächst sollte man wohl in der ihnen eigenthümlichen Rührigkeit einen Grund zu abweichenden Ansichten in dieser Beziehung suchen. Doch diese Beweglichkeit des französischen Volkes verläugnet sich, so wie es auf mehr als ganz gewöhnliche körperliche Anstrengung abgesehen ist, vorzüglich wenn sein Ehrgeiz hiebei nicht auf die eine oder die andere Weise seine Rechnung findet. Indessen ist Frankreich, im Vergleich mit England, geldarm zu nennen; ja es herrscht sogar in dem deutschen Mittelstande größerer Reichthum, als in den nemlichen Klassen der Bevölkerung Frankreichs. Trotz dem aber hat die Masse der französischen Nation eine so gewaltige Abneigung gegen alles Reisen zu Fuße, daß sogar die ärmeren Glieder derselben, Handwerker u. s. w., wenn sie reisen müssen, lieber zu dem kostspieligen öffentlichen Fuhrwerk ihre Zuflucht nehmen. Die Deutschen weichen in dem berührten Punkte von beiden Nationen ab. Nicht allein die weniger bemittelten Klassen unter ihnen beleben als Fußwanderer die Straßen ihres Vaterlandes, sondern auch so mancher Deutsche, der sich mit Bequemlichkeit einen Platz in der Postkutsche kaufen könnte, hält es für räthlicher, zu Fuß durch das Land zu pilgern, dessen Sitten und Gebräuche er kennen lernen will. Daher macht denn der deutsche Fußreisende, dem die bewegten Bilder der Heerstraßen seines Vaterlandes vor den Augen schweben, eine ganz eigenthümliche Erfahrung, wenn er die französischen Landstraßen betritt. Er glaubt sich hier mitunter in eine Wüste versezt, so menschenleer findet er alles. Die wenigen einheimischen Fußreisenden, die ihm in den Wurf kommen, gehören nur den untersten Ständen an; es sind gewöhnlich Hausirer, Bettler u. s. w. Es gehört sogar zu den Seltenheiten, wenn man einen anständig gekleideten Eingebornen sieht, welcher sich mit höchst eigenen Füßen nach einem ganz in seiner Nähe liegenden Ort begibt. Auch der französische Bauer läßt sich in einem so schwierigen Fall von seinem Klepper entweder ziehen oder tragen. Der Fußwanderer kann daher oft Stundenlang auf einer route royale, mit welchem Ausdrucke nur die größern Heerwege in Frankreich bezeichnet werden, marschiren, ohne auf einen mit ihm in gleicher Verdammniß schwebenden Gefährten zu stoßen. Diese Oede findet man nicht allein in dem innern Lande, sondern sogar, wo man es am wenigsten vermuthen sollte, in der Nachbarschaft von Paris selbst. — Doch das unbehagliche Gefühl, sich

Digitized by Google

so allein auf einem großen Wege zu sehen, wird noch auf verschiedene Weise gesteigert. Jeder leidlich gekleidete Fußreisende erregt nämlich als ein solcher die Aufmerksamkeit aller Einheimischen, deren Blicken er sich darbietet. Sie sehen ihn mit neugierigen, ja oft bedenklichen Augen an, wundern sich, wie man sich so gut tragen kann, und doch eine solche Art des Reisens gewählt hat, und geben durch ihr ganzes Benehmen zu verstehen, daß sie die Sache nicht für ganz richtig halten, indem vielleicht nicht die lautersten Gründe den Fremden zu dieser Pilgerschaft bestimmt haben möchten. Außerdem kann sich der Wanderer darauf verlassen, daß er von jedem ihm in den Weg kommenden Gensdarmen angehalten und nach allen Regeln der Polizeiwissenschaft ausgefragt wird, auch wenn seine ganze äußere Haltung noch so sehr für ihn spricht. Wenn er auch ein solches Examen nicht zu scheuen braucht, so hat die Sache doch in mancher Beziehung ihr Unangenehmes. Abgesehen davon, daß die Brieftasche hervorgeholt und der Paß herausgenommen werden muß, mißfallen den meisten Menschen Untersuchungen, welche von Polizeiwegen ermitteln, ob man nicht vielleicht ein entsprungener Delinquent sey. Die Aufmerksamkeit der französischen Gensdarmen ist übrigens außerordentlich zu nennen. Sie lassen keinen Fußreisenden, vorzüglich wenn er sich auf irgend eine Weise durch seine Tracht bemerkbar macht, ohne Anfrage vorüber gehen. So wie sich nur ein solcher Ritter der gallischen Hermandad in der Ferne zeigt, mag der Wanderer sofort nach seinem Passe greifen; er kann versichert seyn, daß er ihn bald brauchen wird. Diese Scene wiederholt sich während eines Tagmarsches mehrere Male. Doch muß man es diesen Wächtern der öffentlichen Sicherheit lassen, daß sie ihr Geschäft auf's Höflichste abzumachen verstehen. Der Fremde hat stets mit verständigen und in ihrer Art gebildeten Leuten zu thun. Ein unnöthiges, willkührliches Chikaniren, wie es sich der Reisende so oft in andern europäischen Staaten gefallen lassen muß, hat er ebensowenig von ihnen, als von den übrigen Polizeibehörden des Landes zu befürchten. — Außer den Gensdarmen sind es die schwerfälligen Diligencen und der stets im Galopp vorübereilende Kourier, welche noch einiges Leben in die Einsamkeit der französischen Landstraßen bringen. Sogar die in Deutschland so gewöhnlichen Miethkutscher fehlen hier, da sich die Reisenden ausschließlich der beiden genannten Arten von Fuhrwerk bedienen. — Es ist unter diesen Umständen kein Wunder, wenn die Regierung selbst manche Einrichtungen vernachläßigt, welche man in andern Ländern zum Vortheil der Fußwanderer zu treffen pflegt. Die Landstraßen sind unter andern in Frankreich nicht so regelmäßig mit Bäumen eingefaßt, wie dieß in den meisten Gegenden Deutschlands der Fall ist. Man sieht zuweilen auf langen Strecken auch nicht einen grünen Zweig am Rande des Weges. Sogar in der Nähe der Hauptstadt hat man noch Gelegenheit, Bemerkungen dieser Art zu machen; unter andern gibt die Straße von Meaux nach Paris die schlagendsten Beweise, wie wenig die Franzosen einen Begriff von den Annehmlichkeiten haben, welche wohlgezogene Alleen den zwischen ihnen Hinziehenden gewähren. Ferner fehlt es selbst auf den routes royales an regelmäßig angebrachten Ruhebänken. Ebenso ist es eine Seltenheit, an den Trennungspunkten der Straßen Wegweiser zu finden. Die öffentlichen Fuhrwerke, so nimmt man in Frankreich an, werden von einem des Weges kundigen Postillon geleitet, der Eingeborne weiß Bescheid, der Fremde, welcher sich zum Fußreisen herabläßt, ist keiner Berücksichtigung werth, er mag sehen, wie er durchkommt. Sogar da, wo in der Nähe von Paris die Hauptstraßen des Reiches auslaufen und sich von einander scheiden, vermißt man die Wegweiser.

Wer sich jedoch durch alle bis daher erwähnte Uebelstände in seinem Vorsatz, Frankreich zu Fuß zu durchziehen, nicht irre machen läßt, wird sich manchen Gewinn verschaffen, auf welchen diejenigen Reisenden Verzicht leisten müssen, welche, wie es gewöhnlich geschieht, an einem Grenzort den Postwagen besteigen und ihn nicht eher als bei ihrer Ankunft in Paris verlassen. Alles zwischen diesen Punkten gelegene Land mit seinen Bewohnern ist für sie wie nicht vorhanden. In dieser Beziehung steht der zu Fuß Pilgernde gegen sie im augenscheinlichen Vortheil. Er kommt durch die Art seines Reisens in die vielfachsten Berührungen mit den Eingebornen, und lernt nicht allein die Bewohner der Städte, sondern auch die der Dörfer kennen. Wir wollen einige hierher gehörige, aus der eigenen Erfahrung entnommene Bemerkungen machen, die uns sowohl von allgemeinem Interesse, als auch von besonderem Nutzen für jeden, Frankreich zu Fuß durchziehenden Landsmann zu seyn scheinen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Politiker.

(Fortsetzung.)

Stafford fiel ohnmächtig in meine Arme, und ich suchte ihn wieder zu sich zu bringen. Als er seine Besinnung wiedergefunden hatte, drückte er heftig meine Hand; er war leichenblaß und hörte meine Worte mit der vorgefaßten Ueberzeugung, daß ein Gefäß in seiner Brust verlezt sey, schweigend an; zugleich zeigte aber die leise Bewegung seines Kopfes, daß er an meinen Trost nicht glaubte. Ich wußte, daß seine Besorgniß ungegründet war, und bemühte mich, sie ihm zu benehmen; dieß gelang mir jedoch erst in Folge einer umständlichen anatomischen und pathologischen Dissertation, in welche er mit Neugierde einzugehen schien. Ich bewies ihm, daß der

Digitized by Google

Bau seiner Brust und der helle Klang seiner Stimme jede Furcht der Art beseitigen müssen, beleuchtete mit der unendlichen Genauigkeit eines Professors die wahrscheinlichen Ursachen jenes Zufalles, der ihn so sehr beunruhigt hatte, und sagte ihm die anzuwendenden Heilmittel. Als ich aufhörte, schien er wie aus einem schweren Traume zu erwachen. Ich hatte ihm einen Aderlaß gerathen. „Gut," rief er, „öffnen Sie mir jetzt gleich eine Ader." Ein neuer Beweis von der Heftigkeit dieses schnell entschlossenen Mannes. Ich erfüllte seinen Wunsch, und nach einigen Tagen der Ruhe war er wieder hergestellt. Eine der vorzüglichsten Segnungen der Heilkunde ist unstreitig die Kunst, den Schrecken zu heilen. Es ist ein glückliches Gefühl, ein seltener Genuß, die erschütterte Einbildungskraft eines Menschen zum heitern Leben und zur Hoffnung zurückzuführen, das Gespenst des Todes von seinem Krankenlager wegzubannen und gleichsam mit Zauberkraft sein Vertrauen zur Vorsehung und zu dem Menschen nöthige Geisteskraft wieder zu wecken.

Aber wie schwer hielt es, Staffords moralische Kräfte im natürlichen Gleichgewicht zu erhalten, da dieses stets durch Ueberreizung und innere Unruhe verrückt wurde. Stets unzufrieden mit seiner Lage, strebte er rastlos, sich daraus zu reißen; aber das Lesen einer Zeitschrift war oft hinreichend, ihn den gefährlichsten Zufällen auszusetzen. Wie viele Mitbewerber! wie viele Nebenbuhler! wie viele Feinde! Die Furcht vor dem Tode gesellte sich dann zu allen übrigen Besorgnissen dieses Mannes der Politik; und wenn ich mich bemühte, ihm begreiflich zu machen, daß seine Bangigkeit, statt seine Gesundheit zu befestigen, nur seine Tage verkürzen werde, entgegnete er mit scheinbarer Gelassenheit: „Nein, nein, sehen Sie nur, mein Gemüth ist ruhig, ich denke an nichts, meine Verstandeskräfte schlummern." Während er aber so sprach, sah man seine Augenbraunen sich gewaltsam zusammenziehen; seine Gedanken arbeiteten unwillkührlich fort. Unglücklicher Stafford! „Bei mir ist Stillstand," fuhr er fort. „Die Dummköpfe schreiten vorwärts, und die lüsterne Begierde ringt um die Palme. Wer sich nur einen Augenblick vom Schauplatze entfernt, der ist vom Publikum vergessen. Meine Plane sind groß, sie sind nützlich. Sich dulden, hieße sich die Marter des Tantalus auferlegen! Und jener einfältige Mensch, der mich in den öffentlichen Blättern mit seinem Gespötte verfolgt! Tolle Epigramme, unverschämte Karrikaturen! Die Pairs sind mir nicht gewogen; ich bin aus dem Volke .... Wenn ich aber einst zur Macht gelange, wird auch das Volk mich hassen. Welche Existenz! Nur eine steinerne Seele, ein Körper von Erz, können das ertragen ...." — „Und wenn Sie so fortfahren," fiel ich ein, werden Sie unterliegen, ich schwöre es Ihnen." Er erwartete mit einem ungläubigen Lächeln und nahm eine Zeitung in die Hand, in welcher er mit Bleistift einige gegen ihn gerichtete Stellen anzeichnete, die er widerlegen wollte. Der Bleistift drehte sich schnell zwischen seinen krampfhaft zuckenden Fingern; sein unstäter Puls gab hundert Schläge in der Minute; ich nahm Bleistift und Zeitung und warf beides weit hin auf den Tisch. „Sie sind ein verlorner Mann, wenn sie nicht den Muth haben, zu fliehen. Der Zufall, welcher Sie neulich so sehr beängstigte, wird wiederkehren; Sie müssen auf das Land: werfen Sie Ihr politisches Joch von sich, vergessen Sie Ihre Plane, oder ich stehe für nichts." — „Wohlan, es sey! Ich will es thun. Meine Feinde werden es benutzen, mein Leben wird einen Rückschritt von zwei Jahren thun; aber Sie fordern es von mir: ich gehorche."

Er reiste ab; aber nach acht Tagen hatte dieser folgsame Mann schon eine starke Flugschrift geschrieben, um die Angriffe seiner Gegner zu beantworten. Ich verzweifelte, ihn jemals zu kuriren. Indessen bemeisterte sich glücklicherweise eine neue Leidenschaft seines Herzens, und gewährte ihm die Zerstreuung, deren er so sehr bedurfte. Die älteste Tochter eines edlen Pairs, dessen Besitzungen an Staffords Landhaus angrenzten, hatte ihm Liebe eingeflößt. Ein junger Oberst war sein Nebenbuhler in seinen Ansprüchen auf die Hand der schönen Emma. Diese kleine Intrike war anziehend genug, um den Mann der Politik einige Zeit zu fesseln und ihn von den Ideen abzubringen, welche sein Unglück und seine Lust zugleich waren. Doch bald wurde sein Lieblingshang auf seltsame Weise in den Bereich seiner neuen Leidenschaft gezogen. Emma's Bruder war Mitbewerber bei den Wahlen seines Bezirks; Stafford bestieg die Hustings; seine Beredtsamkeit gewann die Majorität der Schwankenden und Schwachen unter den Wählern, und die Hand der schönen Emma wurde der Preis seines Siegs. (Die Forts. folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, December.

(Fortsetzung.)

Hellmittel für Volkselend.

Durch Vertheurung der Waaren würde die Konsumtion bedeutend verringert werden, und mit ihr Fabrikation und Arbeit. Was hülfe das aber den Arbeitern, die dann weniger beschäftigt würden? Wenn diese aber verlangen, daß man ihr Leben erleichtere und ihnen die Möglichkeit eines bequemern Daseyns verschaffe, so leitet sie dabei ein sehr richtiger Instinkt, denn dies sind wir ihnen schuldig und es ist auch möglich. Es müssen ihnen materielle und moralische Verbesserungen werden. Jene gehen besonders aus zweierlei hervor: aus der bedeutenden Verringerung, wenn nicht gänzlichen Aufhebung der Abgaben, die auf den einfachsten und unentbehrlichsten Lebensbedürfnissen, auf Salz, Wein, Fleisch u. s. w. lasten, und aus der Aufhebung der Privilegien und Monopole, die der Industrie großen Eintrag thun. Unsere jetzige Regierung sollte nicht vergessen, daß sie aus dem Volk hervorgegangen ist, um für das Volk zu handeln und zu wirken, das früher ganz verabsäumt wurde; sie sollte nicht vergessen,

Digitized by Google

daß Sparsamkeit — die früher eine Tugend war — jetzt zur unerläßlichen Nothwendigkeit geworden ist. Für die Massen kann nicht so gut gesorgt, sie können nicht so leicht bedacht und belohnt werden, als Individuen. Die einträglichen Stellen der Präfekten, Sousprafekten, Steuereinnehmer u. s. w. sind nur für Wenige, und lange nicht immer für die Würdigsten, sondern nur für die, welche sich am besten vorzudrängen, sich die besten Empfehlungen auf allen möglichen Wegen zu verschaffen wissen. Für die große, unvermögende und arbeitende Masse muß durch große Sparsamkeit und Ordnung in der Verwaltung gesorgt werden, desgleichen durch bedeutende Verringerung der Gehalte, wodurch allein die Hauptsache für den Unbemittelten, die Verminderung der Steuern und Auflagen, möglich wird, und durch diese wohlfeileres und leichteres Leben. Damit ist aber noch lange nicht Alles gethan. Die moralische Verbesserung muß mit der materiellen gleichen Schritt halten; sie kann aber nur von Erziehung, Unterricht und religiöser Aufrichtung des Volkes ausgehen. Damit sieht es aber bekanntlich in Frankreich und besonders hier unter den Arbeitern schlimmer aus, als in irgend einem Lande; von ihrer Unwissenheit, sittlichen Verdorbenheit und Rohheit machen Sie sich in Deutschland keinen Begriff. Wenn Sittenbilder aus diesem Schmutzleben nicht zu unrein wären, um in diesen Blättern eine Stelle zu finden, so würde ich mir Höllen-Breughels Pinsel wünschen, um alles Grelle und Schreiende ausdrücken zu können. Ich fürchte aber die mißbilligenden Blicke und die drohenden Finger Ihrer Leserinnen, vor denen ich immer, wie sich's für einen Deutschen gehört und gebührt, großen Respekt gehabt habe.

Die französischen Journale, die sich keine Gelegenheit entgehen lassen, nachtheiliges Licht auf Deutschland zu werfen und über dortige Ereignisse zu spotten, haben auch die Unruhen in Hamburg und die gehässigen Scenen des Pöbels gegen die dortigen Juden benutzt, um schöne Phrasen daran zu knüpfen. Mit dem Tadel jener Scenen hätten sie nun zwar ganz Recht gehabt; wenn sie aber ihren Pöbel und ihre Arbeiter in Paris als Muster anführen, so ist dies gar lächerlich. Der deutsche Pöbel hat noch keine Kirchen zertrümmert, geplündert und verwüstet, keine heiligen Zeichen mit Füßen getreten, wie der Pariser. Hier in Lyon sind aber auch in der neuesten Zeit Exzesse gegen Juden vorgefallen, die eben keinen günstigen Begriff von der französischen Civilisation geben, welche jene Journale so hoch preisen und für andere Nationen als Muster darstellen. In der Straße Gavet hatte das jüdische Haus Frank einen Laden eröffnet und verkaufte da au prix-fixe, was bisher in Lyon nicht geschehen war. Gleich in der ersten Woche kamen eine Menge Arbeiter und kleine Krämer herbei und drangen in den schönen und elegant geschmückten Laden, wo schon der Neuheit und Billigkeit wegen eine Menge Käufer versammelt waren. Alle mußten hinaus; man packte sogar die Damen beim Aermel und drängte sie fort. Dabei fielen eine Menge rohe Schimpfworte gegen die Franks. Als endlich alle Käufer fort waren, ging's über die Waaren, Spiegel, Lampen und schöne Möbeln her. Das Meiste wurde unter entsetzlichem Schreien und Schimpfen zerstört. Die Polizei rührte sich erst, als die Scene wiederholt wurde; denn die Subalternen waren gewonnen. Unser hiesiges Journal du commerce machte sich eine Pflicht daraus, den Angriff auf Franks Laden und seine Familie gut zu heißen, denn es sey im Interesse — des Handels. Die Justizbehörden aber waren, nachdem sie Franks Klage so viel Hindernisse als möglich in den Weg gelegt hatten, doch gezwungen, anders zu erkennen. Schade, daß dabei so viele Schuldige straflos ausgegangen sind. Dies ist aber unvermeidlich da, wo die Behörden gegen die Arbeiter nicht kräftig aufzutreten wagen. Dies hat sich seit einem Jahre schon bei vielen Gelegenheiten gezeigt. Wenn sich diese Leute nur zusammenrotten und schreiend vor das Stadthaus ziehen, so sind sie gewiß, ihr Begehren erfüllt zu sehen, wenn es auch weder billig, noch verständig wäre. So ging es im vergangenen Juni, so ging es im September und Oktober. Dies ist auch ein Schlüssel zur Erklärung der neuesten Ereignisse, auf die wir nachstens zurückkommen werden.

(Schluß des ersten Briefs.)

Bologna, December.

Politische Stimmung.

Als der General Gradowsky den Bolognesern die Wache ihrer Stadt anbeimstellte, sagte er, auf das päbstliche Wappen deutend: „So lange dieses hier hängen bleibt, kommen wir nicht wieder.“ Die Deutschen werden wieder kommen, ruft man jetzt mahnend, wenn ihr nicht gescheider zu Werke geht, wenn ihr in eurem Thun und Lassen kein Maaß haltet. — Pah, entgegnet man, das werden sie nicht! Wer rührt denn das päbstliche Wappen an? — Ich sage, die Deutschen und nicht die Oesterreicher, weil die Italiener so sagen und weil es mir noch nicht eingefallen ist, Oesterreich zu verläugnen, so sehr auch diejenigen unter uns schreien, welche es sich in ihrer guten Meinung angelegen seyn lassen, unser potpyisches Vaterland zu zerstückeln, in der Absicht, es freier und lebendiger zu machen. Die Deutschen werden wieder kommen! ruft man hundertmal; jedoch vergebens! Die, welche zu diesem Ruf Anlaß geben, glauben es nicht, und doch sollten sie aus Erfahrung klug geworden seyn; allein was gilt Erfahrung? beim Menschen, beim nachdenkenden Individuum, bisweilen etwas, bei den Menschen nichts. Unsere Stadt befindet sich in einem Zustande, den man einzig in seiner Art nennen könnte, wenn es unter der Sonne etwas Neues gäbe. Ich will mich nicht darauf einlassen, ihn zu schildern, will nicht Mosaik pflastern, will auch nicht das beschreiben, was sich so eben hier zugetragen, zur großen Betrübniß fast aller Einwohner. Da man hier nicht weiß, wer eigentlich regiert, so weiß man auch nicht, wem man ausschließlich gehorchen soll; daher beträgt sich Jedermann nach eigenem Gutdünken, d. h. ein Prozent thut, was ihm eben einfällt, und Tausende lassen geschehen. Letztere machen die träge Masse, den Teig aus, der sich geduldig kneten läßt, und jenes Prozent ist der Sauerteig, nöthig, um die Masse in Gährung zu bringen, um sie zu heben, später aber ein Ding, das zu beseitigen man sehr wohl thut. Hier darf Alles geschrieben, gedruckt und, was noch seltener in dieser seltsamen Welt, angeschlagen und angeheftet werden; Alles! Evviva! Da wird nun gedruckt und angeschlagen an Säulen und Straßenecken, täglich, und zwar das bunteste in das Bunteste führende Zeug. Die Schäfte der Säulengänge sind beinahe das, was bei den Alten die Stäbe waren, um welche sie ihre Manuskripte rollten. Die Blätter, in die man sie wickelt, spielen eine bedeutende Rolle, und besprechen nicht allein Staatsangelegenheiten, sie lassen sich auch über Persönlichkeiten aus; auch Privatleute werden in dieser skandalösen Chronik bei dem Namen genannt und mit Fingern auf sie gezeigt. So lange man nur die Säulen und Straßenecken predigen läßt, hat es noch nicht viel zu bedeuten; aber auch die Steine auf der Straße und Mordgewehre sprechen zu lassen, das geht zu weit, und grausam lächerlich ist es, vier Regimenter Bürgergarde unter'm Gewehr dem Treiben von Wenigen, die nur Dolche führen und auf leere Taschen pochen, furchtsam zuschauen und zuhören zu sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 6.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 7. Januar 1832.

— Diese äußern Weisen der Betrübniß
Sind Schatten bloß vom ungesehnen Gram,
Der schweigend in gequälter Seele schwillt.

Shakespeare.

Der Politiker.

(Fortsetzung.)

Zehn glückliche Jahren verflossen; Stafford war der unentbehrliche Mann des Parlaments geworden. Seine positiven Kenntnisse, seine Schnelligkeit im Arbeiten, der Glanz seiner Rede, die Geschicklichkeit und der feine Takt, womit er die schwierigsten Debatten zu lenken wußte, seine geistreiche Ironie, alles fesselte die Aufmerksamkeit des Parlaments, wie der Minister. Trotz seiner vielen Geschäfte, war er mir immer ein treuer Freund geblieben, und ich ließ es, meiner Seits, an der sorgfältigsten Pflege seiner schwächlichen Gesundheit nicht fehlen. Eines Sonnabends erhielt ich gegen Abend folgendes Billet von ihm:

„Ich schreibe Ihnen in größter Eile, um Sie dringend zu bitten, morgen hieher zu kommen; die Ursache werden Sie schon erfahren. Sie müssen mir den ganzen Tag schenken; Ihre Gegenwart ist äußerst wichtig. Ich erwarte Sie zum Frühstück. Lady Stafford darf nicht wissen, daß ich an Sie geschrieben habe; thun Sie, als wären Sie uneingeladen gekommen."

Ihr aufrichtiger Freund
Stafford.

Ich bat einen Freund, meine Krankenbesuche auf einen Tag zu übernehmen, und bestieg eines Sonntags im Juli am frühen Morgen mein Pferd, um mich nach dem, in der Nähe von London gelegenen Landhaus meines Freundes zu begeben. Es war eine der schönsten Zierden der Ufer des majestätischen britanischen Stromes. Alles schlief noch, als ich ankam; ich besuchte den Park und die Gärten. London schien mir ein unerträgliches Gefängniß im Vergleich mit den grünen Laubgewölben, unter denen ich wandelte. Mit Wonne athmete ich die balsamischen Düfte, welche Blumen und Gräser verbreiteten; eine seltene Lust, welche wir unglücklichen Städter immer mit Leidenschaft genießen. Lange verweilte ich an dem Ufer des Flusses und sah dem Anschlagen der Wellen zu. Wie ist es möglich, dachte ich bei mir selbst, daß Stafford in einer so friedlichen Einsamkeit, an einem so reizenden Orte, im sichern Besitze eines großen Vermögens und einer geliebten Frau, sich so ganz den Wechselfällen des Ehrgeizes hingeben mag? Kann das Blendwerk der Macht nur den kleinsten Theil dieses häuslichen Glückes aufwiegen? Wie kann man für einen unsichern, mit so vieler Bitterkeit versetzten Genuß so dauernde, so wahre Freuden hingeben?

So stand ich in Nachdenken versunken, da schlug mir Stafford mit einem seiner Handschuhe auf die Schulter. „Doktor, ich danke Ihnen; Sie sind ein gütiger Freund." — „Bester Stafford, sagen Sie mir, ich bitte, welche Ursache . . . ." — „Stille! . . . . davon später." Lady Stafford stand an einem offenen Fenster und konnte uns hören. „Welch bezaubernder Aufenthalt," rief ich aus. „O! ein wahres Eden!" entgegnete Stafford mit ironischer Gleichgültigkeit. „A propos, Lord*** soll ja

Digitized by Google

aus dem Miniſterium getreten ſeyn.“ — „Ja, dieß Gerücht verbreitete ſich geſtern Abend.“ — „Wird ſein Nachfolger ſchon genannt?“ — „Lord ***, ſagt man, ſoll es werden.“ Er ſchwieg, wiſchte ſich die Stirne und ſchien nachzuſinnen. Wir traten ein. Schön und reizend, wie an ihrem Hochzeittage, ſtand Lady Stafford vor uns. Bewunderungswürdig war die Grazie der leichten Geſtalt, verbunden mit der edlen Würde der Frau. Entzückt und zugleich tief ergriffen fragte ich mich, was der glückliche Stafford in der Welt noch mehr verlangen könne, als von dieſem Engel geliebt zu ſeyn. Auch er liebte ſeine Frau, doch nur mit einem vom Ehrgeiz gefolterten Herzen.

Bei dem Frühſtück ſchien Stafford zerſtreut; ſeine Antworten waren kurz und haſtig, eine ſchwere Laſt ſchien ihn zu drücken. Lady Emma, welche zuweilen einen kummervollen Blick auf ihn geworfen hatte, ſtand auf und trat an das Fenſter. „Welch ſchöner Morgen!“ ſprach ſie. „Und welch wundervolle Ausſicht!“ ſetzte ich hinzu. „Ich verſtehe, ich errathe Euch beide,“ ſagte Stafford. „Ihr möchtet mich in die Idyllenwelt verſetzen, um mich von der Politik abzubringen.“ — „In Deiner Politik gibt es zu viele Wölfe,“ entgegnete lächelnd Lady Emma; „es iſt eine traurige Schäferei.“ — „Ja,“ erwiederte Stafford in gleichem Tone, „ich weiß wohl, daß es Dir lieber wäre, ich beſchäftigte mich mit Elegien, wie Lord Roscommon, ſentimentalen Angedenkens.“ Hierauf deklamirte er mit gefälligem Anſtande eine Stelle aus jenen Elegien; aber die Ironie, welche in Ton und Ausdruck durchblickte, zeigte, wie wenig ſeine eigenen Gefühle mit denen des Dichters im Einklang ſtanden. Indeſſen rief die Glocke zum Gottesdienſte, und die junge Frau, deren ſeelenvolle, ſanfte Phyſiognomie einen geheimen Kummer nicht verbergen konnte, verließ uns. — Ich blieb allein mit meinem alten Univerſitätsfreunde, ſehr begierig, die wichtige Angelegenheit, weßhalb ich hier war, die Urſache ſeiner melancholiſchen Zerſtreuung und des geheimnißvollen Weſens gegen ſeine Frau zu erfahren.

„Lieber Doktor,“ hob er an, nachdem wir uns in den Park begeben hatten, „ſeit vielen Jahren beſitzen Sie mein volles Vertrauen. Sie werden daſſelbe gewiß nie mißbrauchen.“ — „Zählen Sie ganz auf mich; wovon handelt es ſich?“ — „Ich werde heute Abend um ſieben Uhr Ihres Beiſtandes bedürfen.“ — „Ein Duell! iſt es möglich? Sie, mein Freund?“ — „Sie werden mir meine Bitte doch nicht abſchlagen? Nein, gewiß nicht! Keine Kinderei, Doktor; es muß ſeyn, meine Ehre gebietet es. Der berühmte Wundarzt G*** iſt bereits benachrichtigt; Sie werden ihm im Fall der Noth beiſtehen, aber hauptſächlich nur als mein Freund dabei erſcheinen. Wenn mir ein Unglück widerfahren ſollte, darf es meine Frau nur durch Sie erfahren; aus Ihrem Munde wird Sie gewiß am liebſten einige Worte des Troſtes vernehmen.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Für deutſche Fußreiſende in Frankreich.

(Fortſetzung.)

Jedem Fremden fallen bei ſeinem Eintritt in Frankreich die vielen in den Dörfern an der Landſtraße befindlichen Häuſer auf, welche mit der Aufſchrift paradiren: On loge ici à pied et à cheval. Die meiſten dieſer Gebäude ſind ſo beſchränkt, daß man ſie kaum zur Aufnahme von zweibeinigen, geſchweige denn von vierbeinigen Kreaturen geeignet halten möchte. Ueberdieß ſcheinen ſie in ihrer ganzen Haltung ſehr wenig für das leibliche Wohl des ſich ihnen Anvertrauenden zu verbrechen. Indeſſen laſſe ſich der Reiſende, den Müdigkeit oder die einbrechende Nacht hindern, eine Stadt zu erreichen, und der manche gleichgültige Bedürfniſſe ohne Opfer fahren laſſen kann, nicht abhalten, ſein Heil mit ihnen zu verſuchen. Er wird finden, daß er die deutſchen Dorfwirthshäuſer in vielfacher Beziehung nicht mit dieſen on loge ici u. ſ. w. verwechſeln darf. Zunächſt überraſcht den Fremden, welcher in dieſe leztern einkehrt, die hier herrſchende Reinlichkeit; die Haltung aller Gegenſtände, welche ſich ſeinem Blicke darbieten, bringt dieſe günſtige Wirkung hervor. Der Fußboden iſt mit rothgebrannten Fließen oder weißem Eſtrich belegt. Schon dieſer Umſtand gibt den Zimmern ein vortheilhaftes, nettes Ausſehen. Die deutſchen Bauerwohnungen haben gewöhnlich bretterne Fußböden. Dieſe Bretter können nur mit mühevoller Aufmerkſamkeit in einigermaßen ſauberem Zuſtande erhalten werden. Auch macht der Gebrauch, ſo wie die zu feuchte oder zu trockene Luft ihre Oberfläche nach und nach uneben und holperig. Allen dieſen Uebelſtänden ſind die Fließen und der Eſtrich nicht im gleichen Grade unterworfen. Man kann ſie höchſt bequem durch Fegen und Waſchen ſtets wie neu erhalten. Ueberdieß pflegt der Franzoſe dem Ausſehen der Fließen noch dadurch zu Hülfe zu kommen, daß er ſie von Zeit zu Zeit mit einer rothen Farbe übertüncht. — Die Luft in dieſen Dorfſtuben iſt gewöhnlich ſehr rein. Der gemeine Franzoſe hält, aus Angewöhnung, mehr als der gemeine Deutſche auf die Reinheit der ihn umgebenden Atmoſphäre. Das milde Klima ſeines heimiſchen Bodens unterſtüzt ihn hierbei auf das Thätigſte. Der deutſche Landmann gewöhnt ſich durch die gebietende Strenge ſeines Winters ſo ſehr an verſchloſſene Zimmer, daß er auch bei günſtiger Jahreszeit die Angewöhnung nicht aufgibt. Da der Franzoſe außerdem das Vergnügen nicht kennt, welches eine ſchmauchende Tabakspfeife dem deutſchen Bauer

gewährt, so bleibt seine Wohnung von so manchen unbehaglichen Dünsten frei, welche den Aufenthalt in den Ställen des leztern mitunter unerträglich machen. — Auch das Bett, welches der französische Dorfwirth dem Gaste anweist, empfiehlt sich in der Regel durch reinliche Haltung. Es besteht aus Matratzen und leichten, den Körper bequem umhüllenden Wolldecken. Man denke hierbei an die widerlichen, schwer lastenden Federbetten, wie man sie oft auch in den bessern Gasthäusern einzelner Gegenden Deutschlands antrifft. — Wenn der Reisende nicht zu große Ansprüche macht, so befindet er sich in diesen ländlichen Hotels auch ganz wohl in Bezug auf Alles, was Leibes Nahrung und Nothdurft angeht. Der wärmere Boden Frankreichs gewährt seinen Bewohnern Produkte von besserer Art und in größerer Fülle, als es das kältere Deutschland vermag, so daß es auch der Haushaltung einer französischen Dorfherberge nicht an Mitteln zu fehlen pflegt, um auf eine mehr als nothdürftige Weise den Appetit des Einkehrenden zu stillen. Was dem Gast aber im einzelnen Fall in dieser Beziehung abgehen möchte, ersezt ihm die Freundlichkeit seiner Wirthsleute. Sie lassen es sich von dem ersten Augenblicke an, wo sich der Fremde bei ihnen einstellt, angelegen seyn, allen seinen Wünschen zuvorzukommen; sie bemühen sich, ihn zu unterhalten und bezeugen durch ihr ganzes Benehmen, daß er ihnen willkommen ist. Auch in diesem Punkte möchte Deutschland im Durchschnitt gegen Frankreich im Nachtheil stehen. Wie viele unmanierliche Wirthe lernt der Reisende nicht allein in den kleinern, sondern auch in den größern Gasthäusern Deutschlands, vorzüglich in den nördlichen Theilen, kennen. Es ist auch auffallend, wie sehr man die hier angedeuteten Eigenthümlichkeiten der französischen Dorfherbergen zum Nachtheil geändert findet, so wie man in die deutschen Provinzen Frankreichs, z. B. das Elsaß, kommt. Wohnung, Bett, Behandlung des Fremden, kurz alles ist hier schlechter. — Man möchte einen Widerspruch zwischen der oben gemachten Bemerkung, daß die französischen Landstraßen so wenig von Fußreisenden besucht werden, und dem Umstande finden, daß die an ihnen gelegenen Dörfer so viele kleinen Gasthäuser von der eben beschriebenen Art aufzuweisen haben. Es würde daher die Frage ganz an ihrer Stelle seyn, wie die Inhaber dieser Gehöfte zu ihrer Rechnung kommen. Um sich die Sache zu erklären, muß man wissen, daß dieses Beherbergen von Fremden für die Hausbesitzer nur eine Nebensache ist, indem sie größtentheils ihre Existenz durch eine andere, solidere Lebensbeschäftigung begründet haben.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Umtriebe der St. Simonisten.

Jezt werden die St. Simonisten, über welche man lange gespaßt hat, wichtige Leute; sie bilden schon eine Sekte, einen politischen Verein, eine philosophische Schule und vielleicht noch mehr. Kurz, man fängt an, sie zu fürchten und ihr Daseyn für gefährlich zu halten. Es heißt, die Regierung sehe die Nothwendigkeit ein, der Verbreitung dieser halb geistlichen, halb politischen Sekte Schranken zu seyen und ihrem Treiben Einhalt zu thun; es fragt sich aber, ob sie dazu befugt ist. Freilich würde man in einem despotisch regierten Staate nicht so lange im Zweifel stehen; man würde einen Soldatentrupp gegen sie ausschicken und sie gewaltsam verjagen oder aufgreifen lassen. Aber eine Regierung, welche die bürgerliche Freiheit zu achten und Rechenschaft von ihrem Betragen abzulegen hat, darf nicht so übereilt verfahren. Sie muß erst wohl überlegen, ob die in ihrer Freiheit angetasteten Bürger nicht befugt sind, vor Gericht öffentlich Genugthuung für die ihnen angethane Unbilde zu fordern. Man sieht übrigens aus dem Beispiele der St. Simonisten, wie die Menschen an äußern Formen hängen, und wie gut sich ihre Trägheit mit der Unterwürfigkeit unter jede Oberherrschaft verträgt. So lange der St. Simonismus nichts war als eine bloße Theorie im Fache der politischen Weltweisheit und Staatsökonomie, blieb er wenig beachtet und fand wenig Anhänger; sobald er aber anfing, zwischen obern und untern Mitgliedern Unterschied zu machen, Gehorsam zu fordern, kirchliche Gebräuche und Satzungen einzuführen, stellten sich eine Menge von Liebhabern ein, die zu dieser neuen Sekte gehören wollten. Die St. Simonisten vermehrten sich bedeutend; sie bekamen Gelder und Mittel, ihren Zweck auszuführen. Ich meldete neulich, sie könnten ihre Zeitung le Globe nicht mehr fortsetzen und fordern zu Unterstützungen auf; allein der Globe selbst hat uns bald eines Bessern belehrt: nicht um die Kosten dieses Journals zu bestreiten, sondern um es unentgeldlich vertheilen zu können, sprach man die Philanthropen um Beisteuern an, und in der That ist seitdem das Blatt in großer Menge unentgeldlich ausgetheilt worden. Neulich kündigte dasselbe an, bisher seyen die St. Simonisten beim Lehren stehen geblieben, aber jezt werden sie ihre Theorie in's Werk seyen und auf's Wohl der arbeitenden Klasse direkt einwirken. Sie scheinen wirklich Anstalten zur Anlage von zwei kleinen Vereinen in Paris getroffen zu haben, worin wahrscheinlich das gemeinschaftliche Zusammenlegen der Güter und das Zusammenarbeiten ausgeführt werden soll, damit der Gewinnst nach Maßgabe der Mühe und des Verdienstes vertheilt werde. Es ist Schade, daß man nicht schon jezt den Erfolg einer solchen Anstalt sehen kann. Auch glaube ich schwerlich, daß diejenigen, die sich zu dieser Gemeinde gemeldet haben, viel mehr einlegen können, als ihren guten Willen und ein Paar tüchtige Arme; jedoch nennt man einige Personen, welche aus inniger Ueberzeugung von dem edeln Zwecke des St. Simonismus ihr Vermögen, oder doch einen beträchtlichen Theil desselben geopfert haben. Nun sollte auch die hierarchische Ordnung in der neuen Sekte eingeführt werden. Schon von Anfang an wurde dieselbe hauptsächlich von zwei Personen geleitet, wovon der eine Bazar, der andere Enfantin heißt; da man ihre Namen nie von einander trennte, so glaubten manche Leute, es sey nur ein Oberhaupt vorhanden, das sich Bazar-Enfantin nenne; denn so wurden die beiden Namen stets vereinigt. Allein dies geschah aus Grundsatz: die beiden Namen sollten nämlich die

Vereinigung zweier Prinzipien darstellen, der Intelligenz, glaube ich, und der Arbeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bologna, December.

(Fortsetzung.)

Italienische Gallomanie.

Die Erfahrung lehrt, wohin es kommt, wenn nur die Schreier sprechen, nur die Renomisten handeln; allein wer lernt von der Erfahrung? hie und da ein Greis, wenn er schon auf dem Rande des Grabes wandelt, und stirbt er, so stirbt sie mit ihm. Geschichten über Geschichten sind geschrieben worden seit Jahrtausenden, und was beschreiben sie? stets dieselben Leidenschaften, dieselben Vergehen, dieselben Fehler. Warum appelliren jezt so viele Deutsche und Italiener an die Franzosen? Ebenfalls, weil sie die Erfahrungen ihrer Väter nicht geerbt haben. Sie könnten sie aber lesen! Das thun sie vielleicht auch; sie denken sich aber ihr Bestes dabei, oder vielmehr ihr Liebstes. Botta hat seinen Landsleuten geschrieben, was sie von den Franzosen zu erwarten haben. Seine Geschichte wird erst dann ganz gewürdigt werden, wenn es nicht mehr Zeit ist, der Zeit angemessene Lehren daraus zu ziehen. Wäre sie minder schön, nicht wie ein erhabener Gesang geschrieben, seine Landsleute würden sie nicht einmal lesen. Sie beschuldigen Botta der Partheilichkeit, gerade weil er unpartheiisch ist und sich über das leidenschaftliche, in Faktionen zertheilte Publikum hinaussezt. Da sie ihn aber lesen, wie ist es möglich, daß sie sich wieder hinter das Licht führen lassen wollen? Sie machten heuer ihre Revolution, weil sie den Franzosen glaubten. — „Den Franzosen? — der Propaganda, wollen Sie sagen.“ — Nein, den Franzosen. Hunderttausend Freunde eilen uns über die Alpen zu Hülfe! schrieben die armen Getäuschten an die Mauern, als sie vor den Oesterreichern fliehen mußten. Sie flüchteten sich darauf nach Frankreich, und da sahen sie ihre Freunde. Sie wurden von ihnen mit Ironie aufgenommen, darauf mit Kälte, ja selbst mit Härte behandelt, ja sogar mißhandelt. Ihren Führern allein wurde ein leibliches Stück Brod administrirt, eher um denselben die Mäuler zu stopfen, als aus wahrer Theilnahme. Sie kamen daher so bald als möglich in ihre Heimath zurück, wo sie durch ihre Erzählungen alle Gemüther gegen die Franzosen aufs Aeußerste empörten. Botta ward nun auf einmal als ein hellsehender Patriot verehrt, schrecklich wurde gegen Frankreich losgezogen in Gesprächen, in Reden, Sonnetten, Canzonen, Oden und langen Gedichten. Eine Ode, Schrei Italiens bei dem Falle Warschaus, in Alfierischer Begeisterung aus dieser Aufwallung hervorgegangen, wird, da sie unsterbliche Strophen enthält, von dieser momentanen Aufwallung zeugen, welche mir gleichwohl nur als ein augenblickliches Schmollen vorkam. Ich täuschte mich nicht. An den Säulen und Ecken wurde alsbald wieder so zu Gunsten der Franzosen gepredigt, daß es kurze Zeit darauf den Meisten gar nicht unnatürlich schien, als man, um dem flüchtigen Vicini (Präsidenten der aufgelösten Union) zu unterstützen, ein französisches Stück in französischer Sprache im Teatro del Corso gab. Einige Griechen, welche es als unanständig und unzeitig auspfiffen, galten für ungezogene Leute. Mehrere andere Vorstellungen zu Gunsten der flüchtigen Patrioten waren schon gegeben worden; es wundert mich, daß man Trauerspiele Alfieri's dazu wählte und keine französischen Erbaulichkeiten in französischer Sprache. Bei den italienischen Armseligkeiten denke ich immer unwillkührlich an die unsrigen. Wir haben mit den Italienern so Vieles gemein, auch das Erniedrigendste, die Gallomanie. Ehemals gingen unsre Barone nach Paris, um sich den Modeschnitt ertheilen zu lassen und um auf die Bühne daselbst eine lächerliche Person mehr zu bringen; jezt wallfahrten unsere jungen Antibarone dahin, wahrscheinlich auch, um sich einen Schnitt nach französischem Muster geben und sich in dem von dort ausgehenden wunderlustigen Lustspiele hudeln zu lassen. Wahrlich, die Geschichten der Deutschen sind eine Geschichte zum todtlachen!

(Der Beschluß folgt.)

Räthsel.

Auf einer Kreisbahn rollt
Dahin ein mächt'ger Wagen,
Und reiche Ladung wird
Vom Wagen fortgetragen;
Er läuft in Einem Rad.
Die Speichen sind von Stein,
Die Achse zieht Magnet:
Sie muß theils eisern seyn.

Das Rad ist unsichtbar,
So wie des Wagens Drehen,
Doch in des Wagens Bild
Ist auch das Rad zu sehen;
Lang rollt der Wagen fort.
Und kommt er auf der Bahn
Zum Anfangspunkt, so tritt
Er sie von Neuem an.

Da tanzt und jubelt wohl
Die Ladung, halb lebendig,
Und, wie der Wagen selbst,
Bewegt und unbeständig;
Platz ist genug darauf.
Da könnte Friede seyn,
Doch ist des Zankes viel
Und unvernünft'ger Pein.

Der Wagen rollt jedoch,
Um Zänker unbekümmert;
Kracht auch sein Bau, so wird
Er doch nicht leicht zertrümmert;
Dampfwagen ist er wohl,
Doch treibt der Dampf ihn nicht;
Frachtwagen ist er wohl,
Doch ziehn ihn Pferde nicht.

Des Triebwerks feinen Bau
Hat noch kein Mensch gesehen;
Die Seile, die ihn ziehn,
Kein Sailer mag verstehen;
Die Dichter sagen wohl,
Daß ihn die Liebe rollt:
Wo kommt der Haß denn her,
Der auf dem Wagen grollt?

J. G. M.

Berichtigung.

In der ersten Strophe des Gedichts: Ein Flüchtling von G. Schwab, lese man: Der Blick, aus Licht und Nacht gezeugt, statt: Der Blick, aus Luft und Nacht gezeugt.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 7.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 9. Januar 1832.

Die Manieren der Franzosen sind angenehm, aber einförmig, und das unveränderliche Richtmaaß des guten Tons nimmt ihnen vollends alle Mannigfaltigkeit.

Frau v. Staël.

Für deutsche Fußreisende in Frankreich.

(Beschluß.)

Der französische Landmann ist im Durchschnitt geldarm; er benuzt daher gern jede Gelegenheit, welche ihm zu baarem Gelde verhilft. Viele Anwohner der Heerstraßen halten daher immer ein Paar Betten u. s. w. für gelegentlich einsprechende Fremde bereit, um sich hiedurch einen kleinen Gewinn an klingender Münze zu verschaffen. Das oben angeführte on loge ici u. s. w. ist das Wahrzeichen der Herbergen dieser Art. Uebrigens gibt es in den französischen Dörfern auch ein größeres eigentliches Wirthshaus, die Auberge.

Alle deutsche Reisende, welche sich nicht scheuen, zur Vermehrung ihrer Menschenkenntniß den französischen Landmann an seinem eigenen Herde aufzusuchen, werden einen bedeutenden Unterschied zwischen ihm und seinem Bruder in Deutschland finden. Der deutsche Landmann ist gewöhnt, seinen Sonntag, und auch wohl einen Theil der Werkeltage in der Schenke zuzubringen. Das tumultuarische Leben, welches hier Spiel, Tanz und Trunk hervorbringen, behagt ihm; er sezt sich über die Ausgaben weg, mit welchen er die sich ihm darbietenden Genüsse erkauft. Ganz anders verhält es sich mit den französischen Dorfgemeinen. Weder die Auberge, noch irgend ein anderes Wirthshaus im Dorfe ist in dem Sinne der Tummelplatz der Bewohner, wie dieß mit den deutschen Dorfschenken der Fall ist. Auch der Landmann in Frankreich begründet durch seine Lebensweise die Wahrheit des Nationalliedes: où peut-on être mieux qu'au sein de sa famille. Er hält sich gern zu Hause; für die tobenden Freuden, welche den deutschen Bauer in die Schenke locken, hat er keine Empfänglichkeit. Am deutlichsten treten diese unterscheidenden Merkmale zwischen deutscher und französischer Sitte am Sonntag in den Dörfern Frankreichs hervor. Eine heitere Ruhe herrscht an diesem Tage in ihnen; niemals hört man die gellende Musik, mit welcher die deutschen Landvirtuosen ihr Publikum auf dem Dorftanzboden zu entzücken pflegen. Die Bewohner sind reinlicher als gewöhnlich geschmückt, doch mehr für sich, als für andere; sie bleiben an dem eigenen Herd, oder vergnügen sich in einem nachbarlichen stillen Verkehr. — Man kann nicht umhin, diesen Eigenschaften des französischen Landmannes Beifall zu zollen. Sie gründen sich zunächst auf die der Nation angeborne Mäßigkeit in allen auf Essen und Trinken bezüglichen Genüssen, und dann auch auf die nationellen Begriffe vom Schicklichen. Wer den gemeinen Mann in Frankreich näher kennen gelernt hat, wird wissen, wie wenig derselbe den lauten Aeußerungen von Freude und anderer ihr verwandten Empfindungen zugethan ist, wie man sie oft in Deutschland, und nicht immer in den niedrigsten Reihen der Gesellschaft bemerkt. Es kann sich daher schon aus diesem Grunde das Zusam-

Digitized by Google

menleben der französischen Landleute nicht so gestalten, wie man es bei den Deutschen sieht. Außerdem aber scheut der gemeine Franzose die Ausgaben, welche durch ein solche Lebensweise nöthig würden. Er ist, wie schon oben bemerkt wurde, geldarm und daher auch sparsam, fast geizig. Er kann sich nicht, wie der Deutsche, im Ganzen reichere Landmann entschließen, die langsam zusammengebrachte Baarschaft leichtfertig und auf eine Weise auszugeben, die an sich schon seinem innern Sinne nicht zusagt.

Der Politiker.

(Fortsetzung.)

Ich schwieg und stand wie vernichtet. Stafford aber fuhr in stolzem, empfindlichem Tone fort: „Nun, mein Lieber! wenn ich mich vielleicht geirrt habe, da ich Sie meines Vertrauens werth hielt, so sagen Sie es. Es steht ganz bei Ihnen; nur muß ich bemerken, daß dieser wichtige Dienst eines Freundes nicht unwürdig scheint, zumal da es der erste ist, den ich je von Ihnen verlangt habe .... Sie wollen also nicht?“ — „Nein — nein, glauben Sie das nicht. Aber, lieber Freund, haben Sie an Ihre Kinder, an Lady Stafford gedacht?“ — „Ich habe an alles gedacht; es ist unvermeidlich ....“ — „Aber wenn ....“ — „Ich bin übrigens an der Sache nicht schuld. Lord Porden, der junge, unbärtige Pair, der alberne Geck, hat sich unterfangen, mich im Parlamente einer Lüge zu zeihen. Die Sarkasmen, mit denen ich seine Unverschämtheit rügte, donnerten ihn nieder. Er schickte mir eine Ausforderung, und ich kann sie nicht ablehnen. Glauben Sie übrigens ja nicht, daß ich mir aus diesem Gange ein Fest mache. Es ist traurig genug, von der Kugel eines elenden Wichtes, eines Spielers, eines Dummkopfes zu fallen. Niemand fühlt das besser, als ich. Ueberdieß ist er ein geschickter Pistolenschütze; er hat noch jedesmal seinen Mann getroffen.“ — „Was Sie sagen, ist fürchterlich!“ — „Arme Emma! die Hand eines unsinnigen Thoren, der in der Welt nur Uebles stiften kann, wird Dich zur Wittwe machen! .... O meine Kinder! ....“ Er machte eine Bewegung mit der Hand nach seiner Stirne, um den Ausbruch seiner Thränen zu verbergen. „Als ich meine Emma heirathete, sagte ich ihr, sie werde das Schicksal eines Mannes theilen, der zu langer, peinlicher Marter verurtheilt sey; der Ehrgeiz habe meine Lebensbahn mit Dornen, mit Kummer und Schmerz, mit eitlen Hoffnungen bezeichnet. Diese Prophezeihung hat sie nicht zurückgeschreckt .... ich habe sie unglücklich gemacht!“ — „Also heute Abend?“ — „Heute Abend. Ich erwarte nur noch Lord Alcock, meinen Sekundanten; er sollte schon hier seyn. — Nun! was haben Sie beschlossen?“ Schweigend drückte ich ihm beide Hände. Sein Puls ging regelmäßig; ich sagte es ihm. „Desto besser!“ rief er aus, „um so ruhiger wird meine Hand seyn. Uebrigens muß ich mich selbst darüber wundern, denn ich habe die ganze vorige Nacht über der Durchsicht der Korrekturbogen meiner großen Rede und über meinem Testamente durchwacht. A propos! haben Sie Lord Williams letzte Rede gelesen? Welche Unverschämtheit! Es ist ganz der nämliche Sinn, es sind die nämlichen Bilder, ja fast die nämlichen Worte, wie in meiner Rede, die ich vor drei Jahren über denselben Gegenstand gehalten. Sie antworten nicht? Muth, Muth, lieber Doktor! Warum so niedergeschlagen? Seyn Sie überzeugt, es wird Alles gut gehen!“

Ich war in peinliche Betrachtungen über diesen Zweikampf versunken, welcher das Leben eines Mannes, wie Stafford, in die Hand eines albernen Gecken legte. Welche Tollheit, sein Leben gleichsam auf gerade oder ungerade gegen einen Schurken auf's Spiel zu setzen! Nichtsdestoweniger sprach Stafford mit gewohnter Leichtigkeit und Unbefangenheit weiter, als ein mit Staub und Schweiß bedeckter Kourier am Gitter vom Pferde stieg und dem Kammerdiener eine ministerielle Depesche überreichte. Stafford erbrach eilig das Siegel, las und reichte mir das Schreiben hin. Der Premier-Minister bot ihm ein Portefeuille an und drang auf augenblickliche Antwort. Der Brief war aus Whitehall, und der Kourier hatte Befehl, ohne sich aufzuhalten, Staffords Antwort auf das Schleunigste zurückzubringen.

„Das fehlte noch! In dem Moment, wo ich das ersehnte Ziel erreiche, wo mir der schöne Lohn meiner langen Bemühungen verheißen wird, muß ich — welche Pein! mein Leben enden! Freund, kann man mehr Unglück haben?“ Röthe und Blässe wechselten auf seinem Gesichte; schrecklich war sein innerer Kampf. Während er die offizielle Depesche krampfhaft zwischen den Fingern zusammendrückte, schiffte eines der Boote vorüber, auf welchen am Sonntage die kleinen Bürgersleute von London nach den Lustorten in der Umgegend fahren. Die lärmende Freude der lustigen Krämer, deren beschränkter Geist sich nie über die Angelegenheiten ihres Gewerbes erhebt, bildete einen schneidenden Kontrast mit der Verzweiflung eines Mannes, der der glücklichste in England hätte seyn können. Dieser Anblick entriß ihm die Aeußerung: „Sehen Sie die einfältige Bande? Wie vergnügt die Menschen sind! O ihr glücklichen Dummköpfe!“

Wir begaben uns nun auf Staffords Bibliothek. Er setzte sich, stützte die Ellbogen mit geballten Fäusten auf den Tisch, hob seine Augen gen Himmel und sprach: „Was ist zu thun? Soll ich verzichten, ausschlagen? ... Meine ganze Zukunft verscherzen, keine Früchte erndten von so vieler Mühe und Arbeit? ...“ — „Bitten Sie den Minister um Aufschub.“ — „Er würde nicht darauf

Digitized by Google

eingehen.“ — „Gestehen Sie ihm offen Ihre Verlegenheit.“ — „Ich sollte gleichsam Beistand von ihm erbitten? Nein, er würde seine Friedensstifter auf den Kampfplatz senden, und meine Ehre wäre auf ewig verloren! Es ist zum rasend werden!“ — „Ersuchen Sie ihn nur, bis Abends neun Uhr auf Ihre Entscheidung zu warten; während dessen kann sich noch alles glücklich fügen.“ — „Gnädiger Herr,“ sprach der eintretende Bediente, „der Kourier sagt, er könne nicht länger warten, er habe die strengsten Befehle.“ „Zum Teufel mit dem Kourier! Er muß warten .... Nur eine Minute; hier ist die Antwort.“

Er befolgte meinen Rath, indem er um die erwähnte Frist bat. Bald darauf trat Lord Alcock, sein Sekundant, in das Zimmer; ein alter Krieger, dem das mörderische Spiel des Zweikampfes eine angenehme Unterhaltung war; Stafford stellte uns gegenseitig vor. „Guten Morgen, lieber Stafford. Ich bedaure, daß ich aus jener Veranlassung Sie besuchen muß. Sie werden hoffentlich diesem impertinenten Lord eine tüchtige Lektion geben. Nicht wahr? Zwei, drei kleine Argumente von Blei werden ihn wohl überzeugen.“ — „Sie haben Recht, es ist dieß die einzige Beredtsamkeit, die in seinem bleiernen Gehirn Eingang findet. — Haben Sie Alles vorbereitet?“ — „Alles. Auf sechs Schritte! O Sie schießen ihn sicher nieder.“ — „Auf sechs Schritte!“ rief ich; „das ist ja ein wahrer Mord!“ — „Unsere beiden Schädel werden dem Teufel zufahren,“ sagte Stafford; „ich möchte doch in keiner so schlechten Gesellschaft reisen.“ — „Pah! vielleicht fehlen Sie beide.“ — „Fehlen, auf sechs Schritte?“ — „Warum nicht? Wenn man sich so nahe gegenüber steht, zittert wohl zuweilen die Hand. Eine steinerne Bildsäule könnte bei solcher Gelegenheit Nervenzucken bekommen.“ — „Lieber Alcock, scherzen Sie nicht. Haben Sie es wirklich so ausgemacht?“ — „Ja doch, auf Ehre! Sechs Schritte, oder sechzig, darauf kommt es nicht an. Wenn man eine Ehrensache auszumachen hat, ist das alles Eins.“ — „Ist Ihnen nicht eben ein Kourier begegnet?“ fragte Stafford nach einigem Zögern. „Ja wohl. Ich hielt ihn für einen Kourier aus dem Ministerium. Stehen Sie vielleicht in Verbindung mit dem Minister, dem Sie vor zwei Jahren im Parlament so übel mitgespielt haben?“ — „Ja, ja; es wurde mir ein Ministerium angetragen, und der Kourier, welchem Sie so eben begegneten, war der Ueberbringer der Nachricht.“ — „Teufel! und gerade in dem Augenblick, wo Sie sich schlagen sollen! Wunderbar! Ihr Ruhm, Ihre ganze Zukunft .... Wahrhaftig, wäre ich an Ihrer Stelle, ich könnte den Verstand verlieren.“ — „Es ist ein grausamer Schlag, lieber Alcock.“ — Der Sekundant ging mit großen Schritten auf und ab, während Stafford mit merklicher Gemüthsbewegung einen Zusatz in sein Testament niederschrieb. „Könnte ich doch diesen kleinen Lord unter vier Augen bekommen; ich wollte dem Gecken vorläufig etwas zu bedenken geben. Herzlich sollte mich das freuen. Aber unter den jetzigen Umständen ist das nicht möglich.“

Stafford lächelte zu diesem charakteristischen Monolog. Unterdessen war Lady Stafford aus der Kirche gekommen; wir mußten sie zu täuschen suchen und gaben vor, alle drei bei einem meiner Freunde zum Mittagessen eingeladen zu seyn. „Zum Mittagessen?“ fragte Lady Stafford verwundert. „Ihr Anzug scheint mir mit einem solchen Vorhaben im Widerspruch zu stehen.“ — Nicht minder strafte unser trüber Ernst unsere Worte Lügen. „Liebe,“ sprach Stafford mit scheinbarer Ruhe und Gleichgültigkeit, „es ist nur ein Diner de garçons.“ — „Ich sollte doch meinen, Du seyst verheirathet,“ erwiederte seine Frau. — „Ja; das heißt, es werden nur Männer dabei seyn.“

Er umarmte Lady Stafford, und zwei engelschöne Töchter hingen an seinem Halse. Die Gewalt, welche sich Stafford anthun mußte, um seine innere Bewegung nicht zu verrathen, brach mir das Herz. „Kehre nicht zu spät zurück, mein Freund,“ sagte Lady Stafford. — „Sobald ich kann, liebe Emma.“ — „Doch nicht später als eilf Uhr, nicht wahr?“ — „Nein, nicht später.“ — Mit zitternder Stimme hatte er diese lezten Worte gesprochen. In der That, wenn seine Frau ihn um eilf Uhr nicht wiedersah, war es aus mit ihm. Als er schon im Wagen saß, sprang ihm eine seiner kleinen Töchter nach und rief, so laut sie konnte: „Vater, darf ich auch auf Dich warten? Nicht wahr, Du erlaubst, daß ich mit der Mutter aufbleibe, bis Du wiederkommst?“ — „So fahre doch zu, Kutscher!“ rief er mit Donnerstimme, dann warf er sich in die Ecke des Wagens, und eine Fluth von Thränen entstürzte seinen Augen. Armer Stafford! — Lord Alcock betrachtete ihn mitleidig und sprach: „Muth, Stafford! fassen Sie sich! so geht es nicht, so kann es nicht gehen. Was würden unsere Freunde sagen? Geschwinde, trocknen Sie Ihre Thränen; Sie sind ein Mann!“ — „Eben darum schäme ich mich nicht zu weinen.“ Er erholte sich bald, und seine Rührung schien düsterer Ergebung Platz zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Sts. Simonistische Religionsstreitigkeiten.

Ein Jahr lang vertrugen sich die beiden Namen recht gut zusammen; allein ein unglücklicher Zwist spaltete den Dualismus. Enfantin, als der Geschicktere oder Schlauere, stieß seinen Gefährten vom Stuhle des Oberhauptes. Dies

wurde in einer feierlichen Versammlung durch mystische Worte ausgedrückt, wie denn überhaupt seit einigen Monaten die Sprache des St. Simonismus sich zum Mystischen neigt. Es hieß, man habe die Nothwendigkeit eingesehen, das Hauptprinzip des St. Simonismus zu vereinfachen; Vater Enfantin (denn diejenigen, die das Kommando führen, haben den Titel Vater angenommen) habe allein den Stuhl des Oberhauptes eingenommen, er habe sich aufgestellt; Vater Bazar ziehe sich in die Einsamkeit zurück, um seinen Geist zu sammeln und nachzudenken. Dies wurde mit vieler Erstaunung angehört. In derselben Sitzung stellte Vater Enfantin auch einen Industrievater vor, nämlich den Olinde Rodrigues, welcher das Materielle der Gesellschaft leiten sollte, indeß sich Vater Enfantin, den man scherzweise den Papst der St. Simonisten nennt, blos mit dem Geistigen befassen wollte. Die Leute gingen ganz erbaut aus der Sitzung weg, worin diese großen Umwälzungen und Geburten angekündigt wurden, und der Globe theilte am folgenden Tage die Verhandlungen sehr umständlich der Welt mit; aber schon Tags darauf kam der Zwiespalt ans Tageslicht. Vater Bazar meldete in ebendemselben Blatte, er ziehe sich keineswegs in die Einsamkeit zurück, um sich zu sammeln, was eben so viel sagen wollte, als: Vater Enfantin, ihr habt den Zuhörern etwas aufgebunden. Auch protestirte ein Häuflein angesehener St. Simonisten, das heißt solcher, welche zum sogenannten Collège gehören, also Priester der neuen Sekte sind, feierlich gegen das Geschehene, das heißt gegen die Absetzung der einen Hälfte des Oberhauptes und gegen das monarchische, ja man könnte sagen, das despotische Verfahren Vater Enfantins. Der Globe nannte diese Herrn Protestanten, so daß also nun schon zwei Kirchen vorhanden sind, eine orthodoxe und eine zweite, welche die erste nicht dafür gelten lassen will. Es war vorherzusehen, daß es am folgenden Sonntage in der öffentlichen Versammlung stürmisch hergehen würde, und so geschah es auch. Es fand sich da ein junger Redner, welcher mit Gewalt alles hersagen wollte, was er, nicht auf dem Herzen, sondern auf der Brust hatte; er rief, es müsse heraus aus der Brust. Allein er wurde ausgepfiffen; es entstand ein großer Lärm, und die sogenannte religiöse Sitzung endigte wie die Aufführung eines schlechten Stückes im Theater. Alle diese Vorfälle waren eben nicht geeignet, den St. Simonisten große Achtung zu verschaffen. Man scherzte viel über den leeren Sessel, welchen man neben dem Vater Enfantin bei der lezten Sitzung hatte stehen sehen, und welcher, wie ein Redner sagte, noch die Frau erwartete, die da kommen sollte, um das Oberhaupt zu ergänzen (vermuthlich ist Vater Enfantin noch Junggeselle, oder seine Frau, wenn er eine hat, wird nicht als des Sessels würdig anerkannt, und diese Ehre bleibt einer andern, und zwar einer starken Frau vorbehalten). Durch die Vorfälle in Lyon bekam aber der St. Simonismus ein sehr ernsthaftes Ansehen. Bekanntlich haben sie Missionäre in die Provinzialstädte gesandt, unter andern auch nach Lyon. Diese wenden sich hauptsächlich an die arbeitenden Klassen, denn der Geist dieser Gesellschaft ist Arbeit und Thätigkeit; nur diese gelten bei ihr, Müßiggang und Unthätigkeiten soll ganz verbannt werden. Folglich hatten die St. Simonistischen Missionäre besonders den Tagelöhnern und Fabrikarbeitern gepredigt, und als nun neulich die Handwerker einen Aufruhr veranstalteten, wie man vielleicht keinen noch erlebt hat, indem sie eine Woche Herrn und Meister in der Stadt waren, so behaupteten einige Leute, dies sey eine Wirkung der Predigten der St. Simonisten. Diese haben den Arbeitern vorgestellt, wie schlecht die arbeitende Klasse berathen sey, und wie alle Vortheile und Annehmlichkeiten der bürgerlichen Gesellschaft sich den müßigen Reichen zuwenden. Dadurch, meinten sie, sey die Unzufriedenheit dieser Leute zur Verzweiflung und Wuth gestiegen.

(Der Beschluß folgt.)

Bologna, December.

(Beschluß.)

Sänger und Tänzer.

Da ich auf das Theater zu sprechen kam, sprechen wir lieber vom Theater. Jede Stadt in Italien hat eine Zeit im Jahre, wo ihr Opernhaus di Cartello wird, d. h. wo gewöhnlich ein Paar oder mindestens Ein Sänger von Ruf gedungen werden, und wo nebst der Oper auch Ballett gegeben wird. In Bologna ist diese Jahrszeit der Herbst bis zum Advent. Vor einem Jahre sangen hier die Lalande, die Boccabadati, die Pasta und (Herr) Rubini. (Das unhöfliche die, la, ist mir wegen des hiesigen Gebrauchs entschlüpft; ich hätte die Damen sagen sollen.) Heuer hatten wir Donzelli und Zucchelli. Beide ließen sich gut bezahlen: jener, der Tenor, erhielt 10.000 Franken, der andere als Baß 5000; von beiden erwartete das Publikum Großes; beide machten Fiasco, fielen durch. Donzelli erholte sich jedoch wieder von seinem Fall und ward der Liebling derer, die das Theater besuchten. Derer gab es jedoch nicht viele, weil sich das Theater vom Stoße, den es Anfangs erhalten, nicht wieder erholte, obgleich es Partitur auf Partitur folgen ließ und dabei strich, nähte und flickte, so daß wir la Semiramide, l'Otello, l'Esule di Roma und Lappen aus verschiedenen andern Opern zu sehen bekamen, und obgleich das zweite Ballett, la Scimia riconoscente, der dankbare Affe, sehr amusant war. In diesem zeichnete sich die Signora Teresa de Paolis aus, und bewies den unnachahmlichen Zauber der italischen Pantomime. Salvatore Paradisi, ein kleines Bürschchen in den besten Jahren, der den Affen spielte, vergaß nie seine Rolle, machte Sprünge zum Erstaunen, ergözte sehr und bewies, wie leicht der Mensch ein Affe seyn kann. Ich übergehe die andern Sänger, Tänzer, Tänzerinnen und Sängerinnen mit Stillschweigen und komme auf Zucchelli zurück, um zu melden, nicht wie er durch die Eßwuth seine herrliche Stimme verloren, sondern welch ein schönes Weib er zur Gattin hat. Madame Zucchelli ist so vollkommen schön, daß man nach langem Bestreben, ein Fehlerchen an ihr ausfindig zu machen, endlich nichts anders an ihr auszusetzen konnte, als daß ihr Kopf um einige Linien zu dünn und ihre Nase nicht regelmäßig genug sey. Ist aber auch wirklich ihre Nase nicht, wie sie ein Bildhauer gemacht haben würde, so ist sie doch so, daß man sie in diesem wundervollen Gesicht schwerlich gegen eine andere vertauschen möchte. Madame Zucchelli ist aus Verona. Wer sie beschreibt, macht glauben, er sey in sie verliebt. Leider steht zu befürchten, daß sie sich ihre Formen verderbe, denn sie ißt und trinkt, ich weiß nicht, ob aus eigenem Antrieb oder ihrem Manne zuliebe, ein bischen allzuviel.

Auch Rossini ist ein solcher Esser. Er befindet sich noch immer in Paris; seine flüchtigen Landsleute sprechen nicht gut von ihm. Sie sagen, er sey ein Geizhals und ein fanatischer Carlist. Seine Gemahlin, Madame Colbran, blieb hier; sie scheint auf ihrem Landgute länger als gewöhnlich bleiben zu wollen, um langsamer ihren Monatgehalt von hundert Scudi auszugeben. Nur so viel läßt ihr Rossini, dem sie ihr beträchtliches Vermögen unbedingt hingegeben. Avisa ux dames!

Beilage: Literaturblatt Nr. 1.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 8.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 10. Januar 1832.

— Die Freiheit ist in den Himmel wiedergekehret!
Oder säumet vielleicht in dem Gewölke sie noch?
Seht ihr sie noch?

Klopstock.

Neujahrsnacht.

In dieses Jahres Abschiedsnacht,
Wenn feindlich tobt der Winter draußen,
Wenn wild der Forst im Sturme kracht —
Wie ist's so friedlich hier zu hausen,
Sich in sich selber zu versenken
Und Welt und Leben zu bedenken!

Die sich in Sommerluft gewiegt,
Die goldnen Blumen sind zerfallen;
Doch neu ihr Wohlgeruch durchfliegt
Mit blauem Dampf des Saales Hallen;
Es steigen wohl in solchen Düften
Die Blumengeister aus den Grüften?

Die Bienen fliegen nicht mehr aus
Nach ihrer freien, süßen Beute;
Womit sie angefüllt ihr Haus,
Ihr Wachs — es nährt die Kerzen heute;
Am heitern Sommertag gewonnen,
Glüht es nun auf in Wintersonnen.

Und was, o Seele! hast denn du
Gesammelt in die Vorrathshütten?
Was säumest du, in Fried' und Ruh
Es glänzend vor dich hinzuschütten,
Und an den Schätzen, alt und neuen,
Den wohlerworbnen, dich zu freuen?

Die Lichter brennen nicht mehr frisch.
Wie wird so seltsam mir zu Muthe?
Ein Schattenspiel steht auf dem Tisch,
Drin brennt ein Lämpchen, wie mit Blute;
Daneben ein gespenstisch Wesen,
Bedacht, die Gläser auszulesen.

Und das begann, mit bleicher Hand
Die bunten Tafeln durchzuschieben,
Und an der fernsten weißen Wand
Ward schnell ein weiter Kreis beschrieben;
Ich sah allmählig sich's drin regen
Mit zuckend wechselndem Bewegen.

Da zogen kampfbereit durch's Thor
Die blanken, muthentglühten Streiter;
Die Fahnen flatterten empor,
Es drängten Rosse sich und Reiter:
So zeigten mir die ersten Scheiben
Der Völker jugendfrisches Treiben.

Dann sah ich Felder purpurroth
Sich mit der Helden Herzblut färben,
Und in Entsetzen, Gram und Noth
Der Zukunft junge Blume sterben;
Und daß sie nie sich sollt' erneuen,
Die Asche in die Lüfte streuen.

Digitized by Google

Getödtet ward ein junger Schwan,
Eh' ihm gewachsen das Gefieder;
Mit Rabenfedern ſchrieb fortan
Ein Sklave die Geſchichte nieder;
Ein Miethling mit verfälſchter Wage
Wog ab der Völker Recht und Klage.

Ein banges Mädchen ſah ich jezt
Von Land zu Land verzweifelnd wandern,
Erſchöpft von Wunden, hier gehezt,
Und feig verläugnet von den andern,
Da ſie doch jüngſt in Seide rauſchte
Und Weihrauch trank und Kronen tauſchte.

Vorüber zogen, Staub im Haar,
Der Männer lange Opferzüge;
Am Kloſter ſtand der Bräute Schaar,
Die Mütter trugen Aſchenkrüge.
Ich ſah das Grab mit offnem Schlunde —
Da ſchlug die zwölfte Glockenſtunde!

Da raſch erhob ſich die Geſtalt
Und ſchien in Nebel zu verſinken,
Und eine andre, grün umwallt,
Begann mir freundlich zuzuwinken:
„Nicht ende ſo mit Angſt und Grauen;
Noch hellre Bilder ſollſt du ſchauen!“

Um einen lohenden Altar
Zog enger ſich der Kreis zuſammen;
Vorüber zogen Schaar auf Schaar,
Am Herd die Fackeln zu entflammen;
Doch hielten ſie die Gluth verborgen,
Wie Gideons Volk am Schlachtenmorgen.

Und hat denn doch noch in der Welt,
Die Jungfrau ein Aſyl gefunden?
Die jüngſt von Schmerz und Blut entſtellt,
Sah ich im Eichenwald geſunden.
Die Augen ſtrahlten, die beſeelten,
Im engen Kreiſe der Erwählten.

Nicht Diademe theilt ſie aus,
Nur Kränze noch von Eichenlaube;
Kein Adler thront ob ihrem Haus,
Es fliegt nur ab und zu die Taube;
Wird ſie mit freuderaſchen Schwingen
Nicht endlich auch den Oelzweig bringen? —

Darf Trauer wohl mit finſtrer Schrift
Unſchuld'ger Tage Blätter ſchwärzen?
Doch Hoffnung reicht im Honig Gift,
Und untergräbt die ſichern Herzen,
Indeſſen ſie mit Farben blendet,
Die ſie dem Morgenroth entwendet.

Guſtav Pfizer.

Der Politiker.

(Fortſetzung.)

„Erlauben Sie,“ fuhr Lord Alcock fort, „daß ich Ihnen einen kleinen Rath ertheile: ſehen Sie, ich werde nur das Wort: „Feuer“ ausſprechen; dann müſſen Sie Ihre Piſtole aufheben, und ohne lange zu zielen, oder ſich nur im mindeſten zu beſinnen, losdrücken. Merken Sie ſich das.“ — „Gut, ich verſtehe.“ — „Alles kommt hier auf Geſchwindigkeit an.“ — „Ich weiß, daß mein Gegner keine Zeit verlieren wird, ich weiß....“ — „Gut! Wenn Sie aber nur die allerkleinſte Pauſe machen, ſind Sie verloren. Befolgen Sie meinen Rath, und Sie werden dieſem eiteln Vogel, der ſo ſtolz auf ſein Gefieder iſt, wenigſtens einen Flügel abſchießen.“ — „Halten Sie mich für ſo unerfahren? Wiſſen Sie denn nicht, daß ich meine Probe ſchon abgelegt habe, und daß mein Gegner D*** heute noch davon erzählen kann, wie ich ſchieße?“

Mittlerweile begegnete uns der Wundarzt G*** und wir ſtiegen aus.

Lord Alcock betrat zuerſt den Kampfplatz. „Unſere Gegner ſind pünktlich,“ ſagte er. „Sehen Sie dort den unvergleichlichen Dandy mit ſeiner affektirten Haltung? Welch poſſierliche Stellung! Er iſt wirklich köſtlich! Wie nur ein ſo kindiſches Weſen ſich unterſtehen mag, mit Leben und Tod zu ſpielen! Er wird der gerechten Strafe nicht entgehen!“ Beide Kämpfer zeigten einen merkwürdigen Kontraſt in ihrer Haltung. Einerſeits ſtand der beredte Staatsmann mit dem mächtigen, regen Geiſte nachdenkend, in ruhiger, ernſter Faſſung. Andererſeits war der junge Lord, mit anſcheinender Sorgloſigkeit, beſchäftigt, einige Diſtel- und Mohnköpfe mit ſeinem Stöckchen abzuſchlagen. Ein verächtliches Lächeln ſpielte um Staffords Lippen, während aus Pordens erkünſtelter Gleichgültigkeit der Feigling blickte, der ſich anſtrengt, Muth zu faſſen. „Wie kindiſch ſtellt ſich der Menſch an,“ ſagte Stafford leiſe zu mir. Unterdeſſen waren die Plätze bezeichnet worden, auf welchen ſich beide Gegner ſo nahe ſtanden, daß man ſie nicht ohne Schrecken betrachten konnte. „Feuer!“ rief Lord Alcock. Ein Schuß fällt; es iſt der des jungen Lords; ſeine Kugel ſauſt nahe an Staffords Kopf vorüber. Dieſer hat ſeine Piſtole noch nicht erhoben. Er mißt ſeinen Gegner mit den Augen, ſchießt in die Luft und ſpricht: „Es lohnt nicht der Mühe!“ Wüthend ſtürzt der junge Lord vor: „Heißt das Genugthuung geben? Wir müſſen wieder anfangen, und zwar gleich, auf der Stelle!“ Die Zeugen proteſtirten alle gegen die Erneuerung des Kampfes, aber umſonſt; beide Theile drangen darauf. „Zaudern Sie nicht, Stafford,“ ſagte Alcock leiſe zu meinem Freund. — „Nein! jezt nicht mehr! Der Unſinnige verlangt den Tod, er ſoll ihm werden.“

Digitized by Google

Die Pistolen wurden auf's Neue geladen und beide Kämpfer stellten sich, blaß vor Wuth, wieder auf ihre Plätze. Sie schossen zugleich, so daß man nur einen Schuß zu hören glaubte. Beide fielen. Der junge Lord lag in seinem Blute; Staffords Kugel hatte ihm die Kinnlade zerschmettert. Er wurde fortgetragen, während Lord Alcock bemüht war, mit seinem Taschentuche das Blut zu stillen, das aus einer breiten Wunde an Staffords rechter Seite floß. Er lag besinnungslos, und als er nach einiger Zeit die Augen öffnete und mich erblickte, sammelte er kaum vernehmlich: „Ha! Doktor! Mein Gott! Lady Stafford! vergessen Sie nicht ...."

Nachdem ich bei Anlegung des ersten Verbandes Hülfe geleistet hatte, schwang ich mich auf das Pferd des Wundarztes und eilte zu Lady Stafford, welche meine unerwartete Ankunft sehr zu überraschen schien. Sie stand auf, betrachtete ängstlich schweigend meine Miene, in welcher sich meine heftige Bewegung nur zu deutlich malte, und fiel — wie von plötzlicher Ahnung der Wahrheit durchdrungen — ohnmächtig in meine Arme. Als sie wieder zu sich kam, erzählte ich ihr so schonend als möglich das traurige Ereigniß, welches sie mit erzwungener Fassung anzuhören schien. Stafford wurde in das Haus getragen, ohne daß sie Verlangen äußerte, ihn zu sehen; alle Kräfte ihrer Seele schienen wie gelähmt. Staffords Wunde war nicht tödtlich; Porden aber hatte unter den furchtbaren Schmerzen des Kinnbackenkrampfes seinen Geist aufgegeben.

Das schöne, freundliche Landhaus Staffords war jezt ein Haus des Jammers. Ich ließ kein Mittel unversucht, Lady Emma aus dem Stumpfsinn zu wecken, in welchen sie versunken war, aber umsonst. Staffords erste Worte, als er sich im Stande fühlte, einige Laute zu artikuliren, waren: „Ministerium! — Minister!" Wir ließen ihn schweigen. Die Austräger der Flugblätter und Tagsneuigkeiten riefen des andern Morgens in den Straßen Londons: „Hier ist zu haben die ausführliche Geschichte des Duells zwischen Herrn Stafford und Lord Porden, nebst der Rede, welche Herr Stafford vor seinem Hinscheiden gehalten hat; so wie auch dessen Reklamation gegen die Verläumdungen der Ministeriums! — Hier ist sie für sechs Pence!" Ich kaufte dieses, in seiner Art merkwürdige Dokument, dessen Verfasser die Nachricht gab, die Duellanten haben jeder sechs Mal geschossen; worauf, in Ermanglung von Pulver, der Kampf mit Messern fortgesezt worden sey. — Die öffentlichen Blätter gaben eine richtigere Beschreibung des Vorfalls; aber wie groß war mein Erstaunen, als ich zugleich in einem ministeriellen Blatte folgende Worte las: „Neueste Nachricht: Das Ministerium des *** ist Lord William übertragen worden. Herr Stafford hat sich fruchtlos bemüht, dasselbe zu erlangen." Ich eilte zu Lord Alcock, welcher den Premier-Minister persönlich kannte, und ersuchte ihn, seine Excellenz von den Umständen in Kenntniß zu setzen, welche Stafford bewogen hatten, den verlangten Aufschub zu erbitten. „Wir durften nicht länger warten," antwortete der Chef des Kabinets. „Ich schätze Stafford; er ist ein Mann, der überall hintaugt; aber die Ernennung ist bereits geschehen; es ist nicht mehr zu ändern."

Man kann sich denken, wie ungünstig dieses Ereigniß auf die Herstellung unsers Freundes wirkte. — Einmal meldete man mir, er rede irre; er glaube, der Premierminister habe ihm einen Besuch gemacht, und verlange durchaus, Seine Exzellenz solle in sein Schlafzimmer eingelassen werden. Nur mit großer Mühe gelang es mir, ihn zu besänftigen. Er stand auf seinem Bette und rief mit irren Blicken: „Doktor! Doktor! sagen Sie doch, man solle den Premierminister hereinlassen; ich muß Seine Excellenz sprechen; es ist durchaus nothwendig." — „Lieber Stafford, er ist so eben fortgefahren; er ließ eine Visitenkarte zurück und sagte, er werde morgen wiederkommen." — „Ha! so! gut! recht gut! Das ist sehr schön von ihm. Aber mich dünkt, er kommt schon wieder: ja, ich höre seinen Wagen. Louis! laß' Seine Excellenz gleich herauf. Den Chef des Ministeriums beleidigen .... Sie werden schon sehen — die Abtrünnigen! — die Intrikanten! — die .." — Langsam und halbschlummernd wiederholte er die lezten Worte mehrmals, sank kraftlos und schlaftrunken auf sein Kopfkissen zurück und schlief ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, Ende Decembers.

Leipzig, wie es ist, in Erwiderung auf den Aufsatz in Nr. 298 bis 300 d. Bl.

Sachsen, namentlich aber Leipzig, haben das Unglück gehabt, auswärts ganz falsch dargestellt zu werden, besonders seit der sogenannten Revolutionszeit, und in süddeutschen Blättern. Entweder haben (um elende, aber jezt hergebrachte Formeln zu gebrauchen) Ultraliberale alles jezt sich Ereignende verachtet, oder Absolute die Fortschritte als Propagandenerzeugnisse geschmäht, oder eine Art von politischen Amphibien halb der Regierung, halb der Volksstimmung zu schmeicheln gesucht, lezztere, um allezeit Schuz zu finden, obgleich diese am Verkehrtesten sehen und berichten. Zu dieser lezten Klasse (neither fish nor flesh, sagt Falstaff) gehört wohl auch der Berichterstatter in Nr. 298 — 300 dieses Blattes. Wir müssen gestehen, fast in jedem Punkte anderer Meinung zu seyn. Doch nur Einzelnes sey hier beleuchtet.

Wir können nicht läugnen, daß mancher alte Mißbrauch eingerissen war, daß z. B. die bewaffneten Polizeidiener ihre Macht übertrieben, daß der Finanzetat der Stadt in schlechter Lage und unbekannt war, daß Privilegien in Fülle wucherten — diese hat man bei uns gewaltsam abzuschaffen gesucht — aber die Regierung hat nimmermehr (wie der Korrespondent meint) alles geleitet und gelenkt; es waren Tumultereigniße, nur wußte sie (rühmlich und ehrenvoll genug für sie) die

Erfordernisse der Zeit zu begreifen, Geschehenes zu übersehen und vielfach zu heilen. So mußten die Folgen jener Vorfälle im September 1830 gute seyn; doch auch schlimme sind nicht ausgeblieben, namentlich die Schuldenlast der Stadt. Die Kommunalgarde beweist eben dieses, und wenn (wie der Korrespondent muthmaßt) deren Ansehen zu schmälern eine Bestrebung ist, so ist dies doch nur, weil die Regierung eben dieses Institut nur ungern gewollt hat, obgleich wir nicht glauben und meinen, einer Bürgergarde angehören zu sollen, sey Pflicht, nicht Ehre oder Vergnügen des Bürgers.

Legitime Stimmung, aristokratischer, nicht selten an den entehrendsten Servilismus angrenzender Geist sollte sich hier laut und breit machen? — Durch wen und wo? können wir fragen. Die hier ceusirten Blätter bringen sehr wenig über Politik, sey sie des In- oder Auslands (desto mehr die Altenburger Ultraisten), so wenig, daß sie keine Ansichten äussern, außer unserer Zeitung, die ihrer Stellung gemäß zu den moderirten gehören muß. Unsere liberalen Hitzköpfe lassen alles auswärts drucken; Gott weiß, wie viel daran wahr ist; ihre verständige Mäßigung ist ein non ens. Was wird aber als ein besonderer Beweis dafür angeführt? Krug habe den Liberalismus verlassen, er wisse nur noch von Rechten der Fürsten, die der Völker möge er nicht mehr lehren; er wolle zu einem noch zehn andere Orden haben, und sein Ruhm als großer Philosoph, nützlicher Lehrer und empfehlenswürdiger Schriftsteller könne dabei leiden. Wie hat er das alles so auf einmal begangen? Durch seine Schrift über Polen. Es ist wahr, besser vielleicht, er hätte sie nicht geschrieben. Er, der ruhige Weltweise, sah das niedere Treiben der Exaltirten, die ihn auch wohl neckten, an und ließ sich von Leidenschaftlichkeit hinreißen, die ihm jezt Schmähungen zugezogen hat. Das hätte er nicht thun sollen; aber er hatte gewiß doch freies Recht, seine Ansicht über diese Nation zu äußern, ohne darum illiberal zu seyn. Er hoffte von Nikolaus, was jene ihm drohend abforderten. Was vermag mehr zu wirken? Er pries, beklagte die Polen, deckte aber ihre Verseben, ihre Unvorsichtigkeit auf und zeigte, ihr Sturz sey noch nicht die Abenddämmerung vor einer Barbarennacht der Menschheit: kurz, er sprach wie ein bedächtig ernster, bejahrter Mann, nicht wie ein beifallhaschender, unbesonnener Jüngling. Darum hat er gewiß (was auch sein Porträt von Europa zeigt) seinen freisinnigen Ansichten nicht entsagt; nur ist er ruhiger geworden, wünscht Mäßigung und Frieden zum Besten der Staaten. In jeziger Zeit hält wohl der Erfahrene für klug, etwas nachzulassen; alle Forderungen auf einmal erfüllt haben wollen, ist Unsinn. Wenige vermögen, unaufgeregt zu urtheilen; er that es, aber auch nur halb, denn ihn hatten die widrigen Brausekköpfe verstimmt. Das mag er jezt wohl selbst einsehen. Doch ist es Pflicht des Redlichen, dergleichen zu widerlegen, um einen vielfach verdienten Mann, wie Krug anerkannt ist, nicht schmähen zu lassen und das Ausland nicht zu täuschen. Er denke über Polen, wie er wolle, darum nüzt er als Lehrer nicht minder, seine Schriften sind eben so empfehlungswerth, und an Orden denkt er gewiß nicht; die lezte Muthmaßung mag er verachten, mehr ist sie nicht werth.

Sollen wir unsere Ansicht über Leipzig und das politische und literarische Treiben darin zusammenstellen, so wäre sie etwa folgende: die Regierung und der Magistrat sind thätig und bessern vielfach, Handel und Universität haben gelitten, Journalistik und Theater sind schlecht (mit wenigen Ausnahmen), die Schriftsteller sind meistens Ultras, wenige sind ruhig und verständig, ein Preßgesez ist Bedürfniß, und — doch wer weiß, was unser Planet im nächsten Jahre bringt! Gott besser' es!

Paris, December.

(Beschluß.)

Die Regierung den St. Simonisten gegenüber.

Die Deputirten von Lyon sollen bei der Regierung mit der Bitte eingekommen seyn, man möchte doch die Versammlungen der St. Simonisten aufheben, sonst könne Niemand für die Ruhe der arbeitenden Klasse haften, und was so eben in Lyon geschehen, könne in andern großen Fabrikstädten des Reichs nachgeahmt werden. Die Regierung soll diese Klagen sehr vernünftig gefunden haben und sogleich damit umgegangen seyn, dem Treiben der St. Simonisten ein Ende zu machen, aber natürlich auf eine der Verfassung angemessene Weise; denn die Machtsprüche wollen heutzutage nicht mehr wirken. Ist ein Land so glücklich und besizt eine freie Verfassung, so sind die Rechte aller Bürger gleich heilig, und sollen sie angegriffen werden, so kann dies nur auf dem gesezlichen Wege geschehen, das heißt, die Vertheidigung muß den Beschuldigten frei stehen und die Gerichte müssen zwischen der Anklage und der Vertheidigung richten. In Frankreich besonders, wo erst im vorigen Jahre ein Thron wegen Mißbrauch der Gewalt umgestürzt worden ist, darf kein Minister es wagen, gegen eine Gesellschaft, welche den Gesezen nicht zuwiderhandelt, eigenmächtig zu handeln; meint er aber, daß ein Verein gesetzwidrig sey, so mag er sich an die Gerichte wenden, damit diese entscheiden, ob wirklich Verlezung der Gesetze vorliegt oder nicht. Was nun den Einfluß der neuen Lehre auf den Aufruhr der Fabrikarbeiter zu Lyon betrifft, so möchte dieser wohl schwer auszumitteln seyn. So oft sich ein Volk aus Noth und Verzweiflung empört, sieht man die Ursachen anderswo, als da, wo sie wirklich liegen. Bekanntlich ist seit der Julirevolution zur Erleichterung der Noth der arbeitenden Klasse nichts geschehen, als daß man eine bedeutende Summe zu öffentlichen Arbeiten ausgesezt hat; da diese Summe aber nur durch Steuern aufgebracht werden kann, so folgt daraus, daß die Bürde der Staatslasten eher vergrößert als verringert worden ist, das Volk also gar keine Erleichterung der Abgaben erlangt hat. Hier bleibt also den Staatsmännern noch viel zu thun; denn das eigentliche Volk macht doch überall die Mehrzahl aus, und wenn dieses keine gegründete Ursache zum Klagen hat, bleibt der Staat gewöhnlich ruhig. Die St. Simonisten machen nun freilich das Volk auf seine elende Lage aufmerksam, und leider ist diese Lage so ziemlich dieselbe in ganz Europa; allein das Uebel ist da, es bedarf schleuniger Abhülfe. Ich halte die St. Simonisten nicht für fähig, ein gutes Gegenmittel praktisch anzuwenden, zumal jezt, da sie unter einander in Zwietracht liegen; ihnen aber deswegen Stillschweigen auferlegen zu wollen, würde eine große Schwäche von Seiten der Staatsmänner verrathen. Erstlich sind Leute, die sich lächerlich gemacht haben, nicht mehr gefährlich, und zweitens gebührt den St. Simonisten bei all ihrem Unwesen doch das Verdienst, daß sie die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Elend der unbemittelten Klassen im Staate gezogen haben. Warum hat man ihre Reden nicht früher beachtet und bessere Mittel als die ihrigen gesucht, um das Volk glücklich zu machen? Denn man mag das Ding wenden und drehen, wie man will, heutzutage ist es nicht genug, die Kunst zu erfinden, das Volk im Zaum zu halten, wie man sonst sagte, sondern man muß es zufrieden stellen und es so glücklich machen als möglich. Das ist die große Aufgabe, mit der sich noch wenige Staatsmänner in Europa beschäftigt haben, die aber immer dringender wird. Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 9.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 11. Januar 1832.

Sind die Wälder erst gelichtet
Und die Sümpfe abgeführt,
Dann zu reiner Sonne richtet
Sich das Auge, fromm gerührt.

Uhland.

Psychologische Briefe von Fichte *).

1.

Im September 1831.

Wohl haben Sie Recht, mein Freund: je feindlicher und irrer die Zeit in sich selbst geworden, je mehr die Stützen wanken oder zerbröckeln, denen wir bisher uns vertrauten, desto tiefer kehren wir in uns selbst zurück, um da eines Festen und Ewigen wieder sicher zu werden. Andacht oder Forschung, beide in rechter Weise nah mit einander verwandt, können uns immer das verlorene Gleichgewicht zurückgeben, und welche Bedrängniß der Außenwelt, welchen Kampf der Leidenschaft hätte nicht die reinigende Betrachtung schon geheilt und befriedigt! Ueberhaupt zeigt uns die Seelengeschichte der Menschheit, wie einzelner Individuen, daß sie gerade dann der verborgensten Schätze ihres Innern am ersten theilhaftig wurden, wenn es draußen zu rauh war, um sich, wie sonst, im behaglichen Sonnenscheine zu ergehen.

Wohlan, mein Freund! thun auch wir jezt also. Sie sind nicht minder der Politik satt, wie der täglichen Pestberichte aus allen Ländern. Beides, behaupten Sie, sind nur die Krankenzettel des unheilbaren Europa, um die Stadien seiner steigenden Hoffnungslosigkeit zu bezeichnen. Und in der That ist die Zeit also geartet, daß sich kaum eine andere ihr vergleichen läßt; indeß nicht der drohende Krieg, die Pest, die Theurung im Verein ist es, was sie vor andern auszeichnet: diese engverbundenen Todesparzen der Menschheit haben sonst wohl ärger ihre Reihen gelichtet. Aber der Zwiespalt im Schooße der Gesellschaft selbst, der immer unverhohlener sich ankündigende politisch-religiöse Vernichtungskampf — dieß ist das seltsam Neue und Eigenthümliche derselben. Dennoch scheinen Sie sich unsern Zustand zu hoffnungslos vorzustellen. Eine große Masse Erbärmlichkeit und Charakterschwäche, eine eben so starke Portion Egoismus, dabei geheime Lüge und Buhlschaft mit dem sogenannten Geiste der Zeit nach seinen verschiedensten Regungen und Tendenzen — dieß ist Alles. Aber so ist es eigentlich immer gewesen, und die gegenwärtige Zeit bietet nur den Unterschied, daß alle Gegensätze der Ansicht, bis zum schneidendsten Extreme überboten, in ihr dicht neben einander stehen. Will man es aber sich offen gestehen, so finden auch diese ihr geheimes Band, ihre innere Verwandtschaft in den wohlbe-

*) Im Vorliegenden gibt der Verfasser Bruchstücke einer nächstens erscheinenden Schrift über Psychologie, worin er den Versuch gemacht hat, die evolvirende Methode, welche sich in der Naturbetrachtung als besonders fruchtbar bewährt, auch dieser Wissenschaft zu vindiciren. Zum Behuf gegenwärtiger Mittheilung mußte in Form und Darstellung das eigentlich Metaphysische fast ganz ausgeschieden werden; doch hofft man, daß der Aufmerksame eine auch metaphysisch begründete Ansicht, wenigstens als Basis und Hintergrund, hier nicht vermissen wird. Welche polemische und andere nahe liegende Beziehungen diese gelegentliche Bekanntmachung veranlassen, dürfte denjenigen eben so wenig entgehen, der mit dem gegenwärtigen Standpunkt der Psychologie bekannt ist.

Digitized by Google

kannten Regungen der Eigenliebe, und so darf kein Selbstwiderspruch, keine plötzliche Metamorphose fortan mehr unerwartet scheinen. Wenn manche am gänzlich Ueberlebten noch krampfhaft sich festklammern, andere selbst das Ordnende und Sichernde der Gesellschaft ämsig zu untergraben bemüht sind: — darin wenigstens sind sie meist einig, daß sie in beiderlei Bestrebungen nur ihr Interesse verfechten, und dergleichen Regungen alliiren sich leicht. Indeß ist solcher Widerspruch nicht größer, als der eben erlebte, daß die obwaltenden Mächte der Welt selbst mit sich Versteckens spielen, indem sie mit der einen Hand die tiefedelste Freiheitsregung unterdrücken, während ihre andere der häßlichsten Mißgeburt schmeichelnd unter das Kinn greift, recht getreu dem Ausspruche, daß die Linke nicht wissen soll, was die Rechte thut; wiewohl man bei solchen Aeußerungen mit Jean Paul sogleich dazusetzen muß: Ich weiß nicht, ob ich mich dunkel erkläre, verhoff' es aber.

Sie sehen, bei allen Vorsätzen wird man selbst in Freundesmittheilungen des politischen Beischmacks nicht los; indeß wollen wir auch hier, unserer oft erprobten Denkweise getreu, nicht jammern und nicht höhnen, sondern der Nothwendigkeit fest in's Auge blicken. Wir insgesammt, edle und unedle Metalle, werden in den glühenden Schmelztiegel geworfen, aus dem das korinthische Erz der neuen Zeit hervorgehen soll: — darf es uns wundern, wenn uns manchmal heiß dabei wird? Was jeder für sich thun kann bei dieser Operation, besteht nur darin, unter der allgemeinen Gleißnerei und klugen Vielfarbigkeit seinerseits feste Farbe zu halten.

Doch auch die Wissenschaft, die gesammte Bildung geht einer Krisis entgegen, und in diesen reinern und erfreulichern Regionen ist auch ein bestimmtes Urtheil über Gegenwart und Zukunft möglich. Ohnehin wirkt kaum mehr auf die allgemeine Entwicklung, was die Zunftgelehrten etwa in ihren abgegränzten Verschlüssen Gelehrtes oder Abstruses für sich treiben. Man hat zu deutlich erkannt, daß Alles nur Eine Wissenschaft sey, daß Ein Leben durch alle ihre Glieder ströme. Selbst die hier und da hervortretende Richtung auf das Praktische, das Predigen des Gemeinverständlichen und Gemeinnützigen, wie es vielfach laut wird, genügt lange nicht mehr; es würde uns nur einer schon dagewesenen Einseitigkeit zutreiben. Nur was ewig ist und göttlichen Ursprungs in allen Dingen, verlohnt sich zu wissen. Aber hierin empfängt auch das Kleinste seine Bedeutung, sein Band mit dem Größten; dieß ist einzig der Geist der wahren, ewig sich verjüngenden Wissenschaft. Das äußerlich endlose, abgerissene Wissen dagegen, jede bloße Notiz, worin es auch sey, ist für gelehrten Ballast zu achten, an dem die mancherlei Scienzen lange genug sich müde getragen. Aber auch in der Wissenschaft erreicht nicht blos eine gewisse Ansichts- und Behandlungsweise, selbst eine gesammte Bildungsepoche völlig ihren Abschluß. Wie wir schon lange die Scholastik abgestreift haben, so droht jezt das Gleiche, und mit gleichem Rechte, der seit dem erwachten Studium der klassischen Literatur herrschenden Epoche der reinen Gelahrtheit und des äußerlich wissenschaftlichen Formalismus. — Es ist, wie wenn dort vorerst der Geist der Menschheit im Leeren und Abstrusen seinen Scharfsinn durchbilden, hier mit allerlei Sammeln und Anordnen sich hätte ersättigen wollen, doch nicht ohne lebhaftes Gefühl des Mangels und ohne bittere Klagen über das Ungenügende solcher Weisheit. Jezt endlich scheint das rechte Mahl dem Geiste bereitet zu werden, und da geziemt es sich, die alten Schüsseln vorläufig abzutragen. Was die tiefsten Geister lange voraus geschaut, oder sehnsuchtsvoll geahnet haben, es scheint als zugängliches Gemeingut Aller uns näher zu treten. Das Wesen der Dinge und selbst Gottes Walten in ihnen ist nicht so abgezogen oder geheimnißvoll, wie es den Pharisäern oder Weltweisen mancherlei Art vorzugeben beliebt, vielleicht um im zugestandenen Besitze solcher Geheimnisse zu bleiben; man muß nur in sich hinwegräumen, was von unbegründeten Vorurtheilen des Glaubens und der bisherigen wissenschaftlichen Bildung uns den freien Blick dafür verbaut. Es gibt nur Eine Wahrheit, Einen Urtypus des Daseyns im Unendlichen wie im Einzelnsten; das höchste Geheimniß aller Dinge, die Lösung des Welträthsels selbst ist in jedem Dinge einfach niedergelegt; in ihm schon könnten wir es lesen, wenn wir es selbst nur zu lesen vermögen, und wer auch nur ein Grundphänomen sich völlig zur Klarheit gebracht, der findet darin sicher den Schlüssel zu allen übrigen, ja, ich möchte sagen, zum Prinzipe der Schöpfung, zum göttlichen Walten in den Dingen selbst; denn Alles stellt, nur mehr oder minder entfaltet, dasselbe Urverhältniß dar.

Der Politiker.

(Fortsezung.)

Stafford verfiel bald in einen heftigen Schweiß, worauf es nach einigen Tagen mit ihm viel besser ging. Ich erlaubte ihm, Zeitungen zu lesen und seine Freunde zu sehen, überzeugt, daß, wenn auch dieses Mittel seiner Leidenschaft Nahrung geben mochte, dasselbe doch auch zugleich viel zu seiner Genesung beitragen würde, obschon die Zeitungen nicht immer nachsichtig über ihn urtheilten, und unter der Zahl seiner sogenannten Freunde sich mehrere Mitbewerber fanden, die er eigentlich als seine ärgsten Feinde betrachten mußte.

Es waren kaum acht Tage, daß er wieder ausging, so wurde die Kammer der Gemeinden Zeuge eines seiner

glänzendsten parlamentarischen Triumphe. Wie mit den Blitzen des Adlers gewaffnet, welcher auf ein schüchternes Lamm losstürzt, richtete er die volle Kraft seiner Beredtsamkeit gegen jenen Minister, welcher die ihm angebotene Stelle im Rathe des Königs eingenommen hatte: er donnerte ihn nieder. Der arme Mann, welcher während der Rede Staffords eine höchst traurige Rolle gespielt und alle Augen auf sich gezogen hatte, versuchte zu antworten, aber er strengte sich vergebens an. Seine starke Korpulenz und die übermäßige Transpiration, in welche Staffords bittere Sarkasmen ihn versetzt hatten, vermehrten seine Verlegenheit und machten diesen neuen Günstling der Macht zu einer Karrikatur. Er saß auf der Ministerbank gleichsam am Pranger, seine stotternde Zunge versagte ihm den Dienst, er griff nach seinem Hute und verließ den Saal unter allgemeinem Gelächter. Seine entrüsteten Freunde folgten ihm, und nach acht Tagen hatte Stafford, Dank seinem Talent, seiner Ironie und der Unfähigkeit seines Gegners, die lang ersehnte Ministerrolle erobert.

Unser Umgang wurde vertrauter, je mehr sich seine Gesundheit verschlimmerte und ärztliche Hülfe nothwendiger machte. Mitten im stürmischen Ocean der Politik wehrte sich mein Freund wie ein kühner Schwimmer gegen die vom Sturme bewegten Wellen. Immer elend, immer standhaft, immer verläumdet, brachte er Tage und Nächte im endlosen Kampfe zu, der ihm zur zweiten Natur geworden war. Sein persönliches Ansehen gewann zwar dabei, allein das Ministerium, dem er angehörte, glich einem halb entmasteten Schiffe, welches durch die Fehler seiner Führer und durch anhaltende Stürme außer Stande gesetzt war, dem Verderben zu entgehen. Die Folgen davon brachten Uneinigkeit und innere Zerrüttung ins Kabinet, was zu dieser Zeit für Englands Zustand um so gefährlicher war, als die zweifelhafte Politik des europäischen Kontinents anfing, einen ernsten und drohenden Charakter anzunehmen. Die Gelegenheiten zum Streit häuften sich, neue Hindernisse, neue Verläumdungen. Das uneinige Kabinet faßte keine gemeinsamen Beschlüsse; es verlor das Zutrauen der Nation und seine Stellung wurde unhaltbar. Das Unterhaus, dessen leitende Kraft Stafford allein gewesen war, gerieth in unregelmäßige, fieberhafte Bewegungen; es verrieth damit den krankhaften Zustand des gesellschaftlichen Körpers, wie der unstäte, heftige Puls eines Leidenden das Fieber kund gibt, das ihn innerlich verzehrt. Das Ungewitter zog sich immer mehr zusammen; die Angriffe der Presse wurden immer heftiger, endlich wahnsinnig leidenschaftlich; die Minorität, welche bisher noch mit dem Ministerium gestimmt hatte, wurde nach und nach immer kleiner. Stafford, gezwungen, eine verzweifelte Sache zu vertheidigen, stand noch allein auf der Bresche und erschöpfte alle Mittel der Beredtsamkeit. Der unermüdliche Redner verfolgte seine Gegner ohne Rast, bis endlich eine gänzliche Heiserkeit die Folge seiner parlamentarischen Hartnäckigkeit war. Man sah sich gezwungen, der Gewalt der Umstände nachzugeben. Die Opposition bildete eine kompakte Masse, während das ministerielle Heer bis auf einzelne Kämpfer zerstreut war. Stafford entsagte dem Portefeuille und fiel mit den übrigen Ministern unter der furchtbaren Last des Budgets. Die Klarheit, der Scharfsinn, womit er seine einfachen, wohlgemeinten Ansichten darzustellen wußte, hatten über das administrative und finanzielle Chaos der Staatshaushaltung großes Licht verbreitet; aber mit Macht erhob sich dagegen das Haupt der Opposition, nannte diese Sprache eine politische Marktschreierei und bemühte sich, Stafford als einen feinen Sophisten darzustellen, welcher im Uebermuthe seines betrüglichen Talents nur darauf denke, die Nation zu hintergehen. Zugleich schmeichelte man auf eine geschickte Weise den Schwächen und dem Neide des Partheigeistes, so daß der erste Artikel des Budgets von der erbitterten Opposition einmüthig verworfen wurde, was denn das Loos Staffords entschied und die Bande des ganzen Ministeriums zerriß.

Am Tage nach dieser gewaltsamen Auflösung, die ihn von allem losriß, was seinen Wünschen und Leidenschaften schmeichelte, ging ich zu ihm. Welch furchtbare Veränderung! Sein feuriges Auge war erloschen, seine sonst kräftig tönende Stimme dumpf und schwach. So fand ich ihn auf dem Sopha in seiner Bibliothek. „Diese verdammte Sitzung hat mir den Todesstoß gegeben!“ — „Sie hat Ihnen viel Ehre gemacht; es war nicht möglich, mit mehr Ausdauer, mit mehr Talent zu kämpfen.“ — „Ha! sprechen Sie nicht davon; suchen Sie nicht meiner Eitelkeit zu schmeicheln; ich verabscheue das Leben, es ekelt mich an.“ — „Es ist wahr, man ist hart mit Ihnen verfahren.“ — „Hart verfahren? gefoltert hat man mich.“ — „Man hatte Ihnen die Hände gebunden, Ihren Füßen Fesseln angelegt, und verlangte doch, Sie sollen sich frei bewegen. Ihre Kollegen...“ — „Meine Kollegen haben mich schändlich geopfert. Ihre Beschränktheit, ihr Egoismus haben dem Ministerium den allgemeinen Haß zugezogen. Ich werde es nicht überleben. Nichts hält mich mehr in der Welt! Wurzel und Zweige, was den Baum an seinen Boden, den Mann an das Leben fesselt, alles ist hin!“ — „Glauben Sie mir, einige Tage Ruhe in Ihrem schönen Landhause . . .“ — „Sie haben Recht; es ist auch mein fester Entschluß, Stadt und Parlament zu fliehen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Tischnowitz in Mähren, Mitte Decembers.

Die Polen und die Cholera.

Schwerlich ist wohl Brünn, so wenig es der Stadt an Annehmlichkeit fehlt, für den Fremden je ein anziehenderer Aufenthaltsort gewesen, als eben jetzt, da wir hier unmittelbar dem Schlusse der zwei größten Dramen zusehen, welche dieses Jahr vor den Augen des erschütterten Europas sich abrollten. Dem Schlusse? eines Akts oder der Handlung? Was wissen wir davon? wir sehen dem großen Spiele der Geschichte zu wie Kinder im Schauspielhause, denen sich das Stück schließt, so oft nach einem Akte der Vorhang fällt. Die letzten Wellen der Cholera, die wir gegenwärtig in Mähren verschwimmen sehen, erinnern nur zu sehr an eine Ebbe, auf welche die sichere Fluth folgt, und wenn man die polnischen Flüchtlinge, ernst, schweigsam, feurigen Blicks, ächte Kriegergestalten, von Morgen gen Abend ziehen sieht, klingt in tiefster Seele der Marsch: „Noch ist Polen nicht verloren.“ Alle Gasthöfe sind von polnischen Offizieren und Aerzten besetzt; sie beleben Brünn, das unter den jetzigen Umständen etwas todt ist, doch mehr durch den moralischen Eindruck, als durch ihre Menge. Sie werden nach längerem oder kürzerem Aufenthalt auf Wagen unter militärischer Bedeckung weiter befördert und erhalten von Oesterreich ein Taggeld. Es sind meistens Offiziere vom Korps des Ramorino, darunter viele Franzosen, Deutsche und Posener. Die meisten tragen Uniform, Dekorationen und Waffen, die ihnen gelassen worden. Es sind schöne Gestalten, wahre Schlachtenmänner unter ihnen, auch einige ehrwürdige Graukopfe; daß man auch auf Gesichter stößt, aus denen der ungerathene Sohn oder der verlaufene Schreiber blickt, versteht sich von selbst. Die wenigsten haben mehr, als was sie auf dem Leib trugen, über die Grenze gebracht: sie wurden von den Kosacken noch tüchtig gerupft. Wir fanden darunter höchst gebildete Männer; sie geben die Sache Polens nicht verloren; freilich ist ihre Hoffnung auf etwas gegründet, was mehr Reiche stürzen als wieder aufrichten dürfte, auf einen allgemeinen Krieg und die Ereignisse der kommenden Jahre. Sezynecki steht allgemein in hoher Achtung bei ihnen: er war ein großer Feldherr, nur zu vorsichtig, und sein Zurücktreten ehrenvoll. Weniger gut sind sie auf Ramorino zu sprechen: er war ein vortrefflicher Soldat, aber nicht ganz treu in Verwendung der Gelder. Die hiesigen Beamten sind sehr zurückhaltend im Verkehr mit den Flüchtlingen; ein Offizier der hiesigen Garnison läßt sich ohnehin nie im Gespräche mit einem derselben betreten. Ob den polnischen Kriegern der Händedruck und die freundliche Rede eines garnisonirenden Kameraden nicht zu Theil werden soll, bevor sie die Kehler Brücke im Rücken haben, weiß ich nicht.

So beruhigend im Allgemeinen die Resultate der neuern Erfahrungen über die Cholera sind, insofern sie wenigstens das riesenhafte Bild, das sich der erschreckten Phantasie der Völker eingedrückt, verwaschen haben, so gibt doch die Krankheit im concreten Falle ein allerdings ergreifendes Bild, und namentlich wird der Aufenthalt in einem Hospital nicht selten zur moralischen Folter. Wie oft, wenn ich um Mitternacht die Runde durch die Krankenzimmer machte, wenn ich hier einem schwer Seufzenden Trost einsprach, dort an den kalten, klebrigten Gliedern eines Sterbenden umsonst nach einem Pulse fühlte, durchzuckte mich der ganze Schmerz der Menschheit. Wenn ich ein blühendes Mädchen, einen rüstigen Familienvater im Verlauf weniger Stunden in ein Schattenbild verwandelt sah, wenn ich rathlos dabei stand und in allen Falten meines Gehirns vergeblich nach einem Wundermittel suchte, wenn ich einen Kranken, mit dem ich kurz vorher noch gesprochen, als Leiche fand, da wußte ich oft nicht, sollte ich der Natur oder mir zürnen, oder mich in Ehrfurcht vor der höhern Fügung beugen; heute warm, morgen kalt, vita brevis, ars longa! aber wir lernen seit Jahrtausenden, und wissen nichts! Ich schüttelte mich und — ging zum nächsten Bett. (Der Beschluß folgt.)

Berlin, December.

Zustand der Literatur

Wenn man gegen den Anfang des Herbstes für den Lauf des Halbjahres eben keine große Thätigkeit in literarischer Rücksicht hoffte, so hat sich wider alles Erwarten keine Befürchtung der Art bestätigt. Zwar ist die Universität, der Mittelpunkt des gelehrten Treibens, weniger als im Sommer besucht, doch erfreuen sich die Vorlesungen der bedeutendern Lehrer der gewohnten Theilnahme. Vorzüglich zeigt sich bei unserer akademischen Jugend ein reges, ernstes Interesse für Alles, was die nächste Gegenwart und die großen Begebenheiten unserer Zeit betrifft. Gans liest in diesem Semester neueste Geschichte. Der geistvolle und beredte Vortrag dieses Mannes, verbunden mit der Wichtigkeit des Gegenstandes, ließen ein zahlreiches Auditorium erwarten. Allein obwohl Gans den größten, 300 Menschen fassenden Hörsaal der Universität gewählt hatte, so war dieser für die heranströmende Menge dennoch unzureichend, und Gans sah sich genöthigt, in der Aula, in welcher an 1500 Personen Raum finden, seine Vorlesung zu eröffnen. Gans verbindet mit reicher, gedankenvoller Tiefe die seltene Gabe eines schönen, durchaus freien Vortrags, der, obwohl der Gedanke oft augenscheinlich erst während des Sprechens sich bildet und entwickelt, dennoch stets beredt ist und voll Wärme, ja selbst voll Affekt, ohne sich doch je von der Würde seines Gegenstandes zu entfernen. Deshalb besuchen selbst Gegner seiner politischen, höchst liberalen Ansicht sehr häufig seine Vorlesungen und verlassen befriedigt den Vortrag; wie denn überhaupt Gans ein auserwähltes Publikum um sich versammelt sieht, vorzüglich viele der höhern Militärs und der gebildetern Beamten. — Herr v. Raumer hat durch seinen letzten wackern Aufsatz: über den Untergang Polens, sich manchen neuen Freund erworben, manchen alten sich enger verbunden. Wie man sagt, hat eben dieser Aufsatz seinen Austritt aus dem Oberceusurkollegium bewirkt. — Die Sprachkunde darf sich bei uns mancher erfreulichen Fortschritte rühmen. Lachmann besorgt jetzt die längst versprochene Herausgabe des Parcival, und vermehrt so sein großes Verdienst um die vaterländische Literatur bedeutend. Leider dürfen wir sobald das althochdeutsche Wörterbuch von Graff nicht erwarten. So großartig auch die Vorarbeiten sind, so viel man sich von der genauen Sprachkenntniß dieses Gelehrten verspricht, so sehr endlich durch dieses Werk, für das jeder Deutsche Interesse nehmen muß, einem sehr fühlbaren, drückenden Mangel abgeholfen würde, so möchte in der jetzigen, jedem größern Vorhaben abholden Zeit sich gleichwohl nicht leicht ein Verleger für eine so kostspielige Unternehmung finden.

Auch das Chinesische hat jetzt hier einen Vertreter. Professor Neumann ist von seiner, freilich nur sehr kurzen, Reise nach Canton neulich zurückgekehrt, und hat nicht unbedeutende Schätze an chinesischen Werken und sonstigen Merkwürdigkeiten mitgebracht. Ob er seinen alten Kampf mit Abel-Rémusat und Klaproth ausfechten wird? Wie man versichert, will er durch gültige Dokumente nun erhärten, daß jene beiden Herren fast all ihr Wissen dem Born jesuitischer Gelehrsamkeit entschöpft haben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 10.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 12. Januar 1832.

O, eine Bürde, Cromwell, eine Bürde,
Zu schwer für einen, der den Himmel hofft!

Shakespeare.
Heinrich VIII.

Der Politiker.

(Fortsetzung.)

„Gehen Sie auf's Land," sagte ich zu Stafford. — „Ja! je eher, je lieber; jeder Ort soll mir willkommen seyn: eine Hütte, eine Höhle. Nur weit weg von dieser abscheulichen Stadt, von diesem Sitze der Lüge, von diesem unsinnigen Parlamente. Nein, es gibt nichts Elenderes, als einen Mann, der sich mit der Regierung befaßt. Welche Arbeit! welche Last! . . . Und meine Gegner erndten die Früchte davon. Ich bin beschimpft und das Gespötte aller Narren. Meine Verzweiflung, meine Buth ist Wollust für meine Feinde. Doktor, sehen Sie, das ist zu viel!"

Als ich Stafford nach Verlauf von drei Tagen wieder sah, fragte ich ihn lachend: „Nun, Freund, haben Sie die Zeitungen gelesen?" — „Nein! die Zeitungen, diese Fama eigennütziger Lügen, feiler Schmeicheleien und grober Schmähungen; diese Lästerzungen, welche einige Geldstücke zum Schweigen bringen; nein, ich bin ihrer müde. Ihre servile Veränderlichkeit, ihre Widersprüche, ihre Ehrlosigkeit — ich kann sie nur verachten." — „Heute würden sie Ihnen vielleicht einigen Trost gewähren." — „Wie so?" — „Sie fangen wieder an, Ihre Verdienste zu preisen; sie behaupten, die Nation bedürfe Ihres Raths, und die Staatsmaschine sey in Gefahr, seit Sie das Ruder aus der Hand gegeben." — „Gleichviel! Ich will nichts mehr davon hören." — „Wenn man Ihnen aber ein Anerbieten machte?" — „Ich würde es ausschlagen. Es soll sie reuen, sie sollen mich schätzen lernen!"

Ein geheimer Gedanken versteckte sich hinter diesen Worten, und ich sah wohl, sein Ehrgeiz, diese Quelle seiner Leiden, war noch nicht versiegt. Ein Bedienter trat ein und brachte mehrere Visitenkarten, welche von Mitgliedern des Parlaments für Herrn Stafford abgegeben worden waren. „Ich bin nicht zu Hause, verstehst Du wohl? für Niemand zu Hause. Ich will keinen Menschen sehen. Krank! hast Du gehört? ich bin krank! Diese Parlamentsglieder! sie haben mich betrogen, verrathen, verlassen, und wollen mich jezt noch in meinem Unglücke höhnen!" — „Bedenken Sie, daß die Bitterkeit, welche in allen Ihren Worten athmet, Ihnen schädlich seyn muß." — „Meine Seele ist voll davon. Die Verwaltung der Staatsangelegenheiten und die genauere Kenntniß der Menschen haben mir Verachtung und Ekel eingeflößt. Wenn Sie wüßten, wie niedrig sie vor den Machthabern kriechen! wie undankbar, wie falsch sie sind! Wahrhaftig, es gibt keinen schlechten Handel, wobei die Menschheit in erbärmlicherem Lichte erscheint, als den politischen Handel. Die Buhlerin verkauft ihren Leib, aber in dem Pfuhl, aus dem ich komme, verkaufen die Elenden ihre Seele. Sie gehört dem Meistbietenden, und wenn dieser sie bezahlt hat, wird sie ihm oft wieder listig entwendet. Lauter Spitzbüberei, lauter Gaunerei! Sollten sie es glauben, daß Lord B*** über drei Monate um seine Stimme

mit mir gehandelt hat, wie man um ein Pferd handeln würde? Wir wurden endlich um den Preis einer Sinekure von achthundert Pfund Sterling einig, die er auch wirklich bald darauf erhielt. Als es nun zum Abstimmen kam, sah ich ihn zu meiner größten Verwunderung gegen mich stimmen, und er hatte überdieß noch die grenzenlose Frechheit, sich schriftlich damit zu entschuldigen, daß sein Einkommen nur 790, nicht 800 Pfund Sterling betrage, wie es ihm versprochen worden."

Ein neugebildetes Ministerium trat bald darauf in Wirksamkeit. Mehrere persönliche Feinde Staffords, und namentlich jene, welche ihn mit den bittersten Schmähungen verfolgt hatten, traten in dasselbe und erklärten laut, sie werden einen ganz andern Weg einschlagen, als Stafford. Dieß war zu viel, diesen lezten Schlag konnte er nicht ertragen. Er entfernte sich von dem großen Schauplatze in Begleitung seiner Gemahlin, welche mit Ergebung den Einfluß der furchtbaren Nebenbuhlerin ertrug, welche ihr das Herz ihres Gatten streitig machte. Sie hatte ihre Existenz innig an die seinige geknüpft; sie ging in seine Ideen ein, sie opferte sich ganz, indem sie die theilnehmende Vertraute seiner schmerzlichen Gefühle wurde und ihren Widerwillen gegen Ehrsucht und Intrike unterdrückte.

Staffords Gesundheit hatte sich im Laufe von zwölf ruhig verlebten Jahren neuerdings befestigt. Nach dieser Zeit übernahm er wieder einen Platz im Parlamente und begann abermals die Grundsätze seiner Feinde anzugreifen. Sein eigentlicher Zweck konnte dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen; ich selbst verhehlte ihm darüber meine Meinung nicht. „Mein lieber Stafford," sagte ich, „Ihre Reden machen großen Eindruck." — „Ja?" — „Sie stellen Ihre Gegner und Nachfolger in ein erbärmliches, lächerliches Licht." — „Ihre Ansichten sind beschränkt, ihre Ideen falsch; ich spreche nach meiner Ueberzeugung." — „Ja, und bringen sehr geschickt das Gute in Erinnerung, das Sie früher gethan haben und noch thun wollten." — „Diese kleine Rache ist, meine ich, sehr verzeihlich." — „O, Sie rächen sich hier nicht blos für das Vergangene; es liegt darin zugleich eine Vorbereitung für die Zukunft." — „Glauben Sie das?" — „Gewiß; die Zahl Ihrer Anhänger vergrößert sich, Sie steigen täglich in der Gunst des Volkes und des Hofes, Ihre Grundsätze, Ihr System wirken nachgerade auf jene undankbare Menge, welche früher so verrätherisch an Ihnen gehandelt hat." — „Ja, ich will es versuchen, in meinem Vaterlande das Gute zu pflanzen."

Nicht lange, so strahlte der Glückstern meines Freundes in neuem Glanze. Er wurde wieder an das Staatsruder berufen, und als ich zu ihm kam, rief er mir freudig entgegen: „Triumph! Jezt stehe ich wieder oben." — „Aber auf einem Meere, wo man leicht Schiffbruch leidet." — „O, das bestreite ich nicht. Es bildet sich gegen mich eine riesenhafte Opposition, deren Verzweigungen von den höchsten Regionen bis unter das Volk herunterlaufen; ich weiß es. Dem Kühnsten könnte dabei bange werden; gefährliche Klippen umgeben mich, die Lage des Landes ist höchst bedenklich." — „Ihr Einfluß leitet aber das ganze Kabinet; die Kammer der Gemeinden hat Sie mit enthusiastischem Beifall begrüßt; man erkennt allgemein Ihre Ueberlegenheit . . . ." — „Und verabscheut sie!" — „Sobald Sie sich nur zeigen, werden Sie auf das Schmeichelhafteste empfangen; Ihr Lob ertönt aus jedem Munde." — „Der Neid verbirgt sich und der Haß brütet im Stillen, bis er sicher verwunden kann. Glauben Sie ja nicht, daß ich mich hierüber täusche." — „Ruhige Fassung und Kaltblütigkeit werden dieses Ungewitter am sichersten beschwören." — „Ja, aber meine Gesundheit verschlimmert sich, meine Kräfte schwinden, ich werde täglich reizbarer, und täglich neuen Kränkungen!" — „Sehen Sie nur selbst, lieber Freund, wie Ihr Bildniß von allen Bilderhändlern feil geboten wird; Ihr Name, Ihr Lob ist in jedem Munde." — „Heute zum Kapitol, morgen zum Hochgericht!"

(Die Fortsezung folgt.)

Psychologische Briefe von Fichte.

(Fortsezung.)

2.

Ich dacht' es wohl, daß Sie meines Enthusiasmus über unsere erleuchtete Zeit, meiner fliegenden Hitze, wie Sie es nennen, spotten würden. „Solcherlei Verheißungen von der jezt erst zu verhoffenden Blüthe der Wissenschaften hat ja, sezen Sie hinzu, jede neue Weisheit, wie sie der Reihe nach aufstand, wahrhaft marktschreierisch verkündigt: und kann die Verwirrung, die Zwietracht größer werden, als gerade jezt?" — Gern zugestanden! Und dennoch reden Sie *für*, nicht *gegen* mich. Eben dieß Schulen- und Sektenwesen, und der sich ablösende Aberglaube, den jede erregte, dieser nur deutsche Aberwitz ist gerade bisher das sicherste Zeichen der alten Zeit, der lähmende Widerstand jeder ebenmäßigen Ausbildung gewesen. Wenn es aber nach einem bezeichnenden Worte *Goethes* den Deutschen vorzüglich zur Last gelegt werden muß, daß sie die *Wissenschaft unzugänglich machen*, und wenn wir diese Kunst lezthin in der That mit verschwenderischer Mannigfaltigkeit und höchstem Scharfsinn geübt haben: was bedarf es, um solchen Vorwurf von uns abzuthun, eigentlich anders, als unsere vermeintliche Weisheit nur zu vergessen und mit frischem Blicke von Vorne anzufangen? Jeder Widerstreit der Theorien hat überall nur im Hineintragen erlogener Unterscheidungen und Begriffe seinen Grund;

Digitized by Google

die Natur und das Objekt selbst weiß nichts von solchem Zwiespalte. Und so besteht das rechte Erkennen zur größern Hälfte nur im Ablösen und Hinwegräumen des bisher den Dingen aus Afterklugheit Angedichteten, um der reinen Anschauung ihrer Natur und ihrer Entfaltung Platz zu machen, die freilich jetzt bei unserm, durch jene lange Kultur vielfach verbildeten Sinn schwer ist, in sich herzustellen. Das treue, vorurtheillose Sehen des Gegenstandes ist die einzige Quelle der rechten Erkenntniß; und wenn es bisher nur Einzelnen gelang, diesen reinen Blick für die Dinge in sich zu wecken, so gilt es jetzt die umfassende, aber blos negative That, alle jene Erdichtungen hergebrachter Theorien davon hinwegzuthun. Hier bleiben wir immer in der Mitte des Gegenstandes und sind klar orientirt über denselben, und wenn selbst über die Anschauung ein Streit entstehen sollte, so ist das Objekt vorhanden, an welchem er alsbald geschlichtet werden kann. Wie es aber im Sittlichen die höchste Vollendung und Harmonie des Lebens ist, nicht selbstwillig und eigenmächtig im Handeln da und dort einzugreifen, um sich gleichsam an die Stelle der Weltregierung einzudrängen, sondern wirkend wie leidend nur ihr und dem Gebote derselben zu dienen: so ist es auch das erste Gesetz des wahrhaften Entdeckens und Erkennens, die Dinge in ihrer gottgegebenen Ordnung und Natur zu lassen, und diese wie etwas Unantastbares, Heiliges zu erforschen, nicht zu reformiren. Die Andern aber meinen es gar klug anzufangen, wenn sie mit irgend einer fertigen Theorie oder Hypothese dazwischen fahren, gleichsam lehrend, nicht erwartend, wie es die Natur etwa machen müßte; und das goldene Wort des Dichters sollte allen Systemen und Compendien als bezeichnendes Motto vorausstehen:

So sprach' ich, wenn ich Christus wär'!

Aber wie in älterer Zeit Baco, obgleich später mißverstanden und mißbraucht, so haben zu unserer Zeit besonders zwei Genien auf jene ewig frische Quelle der Erkenntniß — die reine Anschauung — hingewiesen, Goethe und Schelling. Ja des lextern spekulative Ansicht hat eigentlich hierin das neue Element der Bildung, den unverwüstlichen Kern der Wahrheit, nicht ausgebeutet von den Anhängern, noch zerstört durch die Gegner, in die Zeit gepflanzt, daß sie auf die Heiligkeit und tiefe Bedeutung des Ursprünglichen zurückgewiesen und hiemit die Bahn der rechten Erfahrung wieder geöffnet hat.

Und Goethe — hätte er auch nur die einzige Lehre in lebendiger Anwendung gezeigt: „Das Höchste ist zu begreifen, wie alles Faktische schon Theorie ist; man suche nur Nichts hinter den Phänomenen; sie selbst sind die Lehre,*) so hätte er damit, recht verstanden, allen Theorien auf eigene Hand für immer ein Ende gemacht. So aber droht dieser Fund, um seiner Einfachheit willen wieder verloren zu gehen. Wie sich nämlich Anhänger und Bewunderer immer an das Einzelne oder Zufällige halten und nur dies zum Gegenstand ihrer Nachahmung machen, so haben sich jezt auch allerlei Leute ihm angeschlossen, und rühmen es, in seinen Pfaden zu wandeln, während sie doch eigentlich nur für ihre gründliche Mittelmäßigkeit eine hohe Protektion suchen und seinen Namen, wie einst den von Lessing, in Gefahr bringen, allerlei seichtem Treiben zum angemaßten Schutze zu dienen. Was haben denn gemein mit Ihm, der Jegliches aus dem Ganzen und Großen behandelt, jene ästhetischen Blumenleser und Phrasensammler, und die noch zahlreichere Klasse der Geistreichen, die gleichfalls Alles nur vereinzelt und zerstückelt aufzufassen vermag? Und was vollends die Absoluten bei ihm wollen, ist schwer abzusehen, da es ihm gerade daran gelegen seyn sollte, von ihrem und anderm Formelngeschwätz die Erkenntniß für immer zu reinigen.

Aber eben so wenig möchte es für den Geist wahrer Naturforschung zu halten seyn, endlose Experimente und unbedeutende Notizen vereinzelt aufzuhäufen. Was allein das einzelne Phänomen interessant und lehrreich macht, ist, im Besondern ein Allgemeines, Vorbedeutendes zu sehen. Freilich ist dabei die verborgene Voraussetzung, daß im betrachtenden Geiste das Wesen der Dinge, das Urwort des Phänomens schon niedergelegt sey, daß es nur, wie entzündet an der einzelnen Erscheinung, aus der Tiefe des Geistes plötzlich zum Bewußtseyn komme. So ist das wahre Erkennen vielmehr einem sympathetisch sich ergänzenden Wechselgespräche zwischen Geist und Welt vergleichbar, in dem, wie zwischen Liebenden, Jeder schon den halbangedeuteten Gedanken des Andern erräth; es ist eine tiefliegende Harmonie von Welt und Bewußtseyn, deren Geheimniß freilich erst die Spekulation völlig zu lösen vermag. Und ich möchte wissen, ob eine wahrhaft geniale Entdeckung je sich anders gestaltete, denn als plötzlich überwältigende Erleuchtung aus dem Gegenstande, als das Wort, welches des Dinges Wesen selbst zu unserm Geiste sprach? Ja, was wir im Leben glücklichen Blick zu nennen gewohnt sind, bei Beurtheilungen der Menschen und ihrer verborgenen Absichten, was selbst den genialen Arzt bezeichnet, daß er, wie in geheimer Verwandtschaft zum Gegenstande, durch plötzliche Divination sein innerstes Wesen und sein rechtes Uebel erräth — diese wahrhaftige Gabe des Sehers ist auch die einzig rechte Führerin in der Wahrheit. Und können wir die nah liegende Betrachtung vergessen, daß überhaupt, was wir Talent, Anlage nennen im weitesten Sinne, immer, wenn sie wirkt, et-

*) Goethes Werke letzter Hand, Th. 22 S. 251.

Digitized by Google

was Unwillkührliches ist, ein in uns, nicht durch uns sich Gestaltendes? Der langgesuchte Gedanke, das lösende Resultat, selbst der abschließende Reim ist da, blitzähnlich hervortauchend aus der Tiefe unseres Geistes, selten herausgerechnet, oder durch logischen Zwang heraufbeschworen. Die Form, die methodische Behandlung ist erst Werk der Bearbeitung, der Leib, welcher nachher dem beseelenden Gedanken angezogen wird, fast niemals aber der Witz zur Erfindung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Tischnowitz in Mähren, Mitte Decembers.

(Beschluß.)

Die Cholera in Mähren.

Da die Epidemie in Brünn stark abnahm und überdies nun, nachdem ich bisher der einzige fremde Arzt gewesen war, italienische, böhmische, französische und deutsche Aerzte in Menge eintrafen, entschloß ich mich, die Seuche auf dem Lande zu verfolgen, und erhielt bald von dem Kreisamt ein Autorisationsschreiben, mit der Weisung an alle Beamten, mich auf alle mögliche Weise zu unterstützen. Ich bin nun in den lezten Tagen mit dem Bezirksarzt zu Schlitten von Dorf zu Dorf, von Herrschaft zu Herrschaft gefahren. Wo ein neuer Ausbruch gemeldet wird, begibt man sich hin, forscht den Ursachen nach und macht die vorgeschriebenen Sektionen. Seit gestern habe ich mich in der Stadt Tischnowitz niedergelassen; ich mache die Krankenbesuche in Begleitung eines Polizeidieners und des Chirurgen, der als Dolmetscher dient. Die Seuche ist übrigens auch hier am Erlöschen, und ich werde daher der Einladung eines Edelmanns folgen, auf seiner Herrschaft die Direktion der Cholera zu übernehmen. Er ist, wie manche der hiesigen Großen auf dem Lande, ein Anhänger der homöopathischen Methode aus Eitelkeit und Langeweile; der Baron und seine Gemahlin sollen selbst kuriren; er ließ mir übrigens sagen, meinem allopathischen Wirken solle nichts in den Weg gelegt werden. Mein Aufenthalt auf dem Lande ist mir von großem Werth, da ich das mährische Land und Volk und das Treiben der Herrschaften in der Nähe kennen lerne. Das Volk ist sehr arm, gedrückt und steht auf einer tiefen Stufe der Kultur. Die Hütten sind klein, erbärmlich; der Boden ist von Lehm, der ungeheure, feuersprühende Ofen nimmt den vierten Theil des Raumes ein. In einem solchen Loche wohnt ein Dutzend Menschen; sie schlafen theils auf einer Mauer hinter dem Ofen, theils in schmuzigen Betten; ihre Haupt-, oft ihre einzige Nahrung sind Kartoffeln und Rüben. Man denke sich unter solchen Verhältnissen die Cholera. Sie hat auf dem Lande just keinen sehr ausgesprochenen Charakter, und doch sterben eine Menge Menschen; es gibt Gemeinden, in denen der sechste Mensch gestorben ist. Häufig bleiben die Leichen bis zur Beerdigung in denselben Räumen liegen. Man kann in Hütten treten, wo in einer Ecke ein Paar Leichen, in der andern drei, vier Kranke liegen. Wir machten neulich das Erhebungsprotokoll in einem Dorfe, wo die Seuche ausgebrochen war. In der befallenen Hütte war die enge Stube fast zur Hälfte durch einen Webstuhl gefüllt; zwei Betten, der kolossale Ofen, Tisch und Bänke ließen kaum so viel Raum, daß man sich bewegen konnte. Hier wohnten fünfzehn Menschen beisammen; drei waren schon an der Cholera gestorben, ein vierter lag krank ohne Hoffnung; ich machte im Vorraum eine Sektion, während der Wind den Schnee hereintrieb und Gänse und Schweine ab- und zugingen. Welch idyllisches Bild! — Für Ansteckung haben wir bis jezt auf dem Lande wenig Beweis. In Brünn kamen die ersten Fälle unter den vom ungarischen Kordon in das dortige Militärspital gebrachten Soldaten vor; der erste Kranke im Civil war ein Mädchen, das in der Nähe des Spitals wohnte und einen Liebhaber in demselben hatte, der zweite eine Freundin, welche jene während der Krankheit gepflegt. Es ist sehr schwer, mit Thatsachen in dieser Beziehung bekannt zu werden, da die Regierung, im Widerspruch mit der preußischen, welche betreitirte, die Cholera sey ansteckend, will, daß sie nicht anstecke und die Beamten darnach handeln. „Wenn Sie in Ihrem Vaterland eine Carriere machen wollen," sagte mir ein Arzt, ächt österreichisch, „so sprechen Sie sich für die miasmatische Verbreitung aus!"

Berlin, December.

(Beschluß.)

Bopp. Schlegel. Eichhorn.

Von Bopp dürfen wir die Resultate einer genauern Erforschung des Sprachstammes, dem auch das Deutsche angehört, in einem größern Werke erwarten. „Die vergleichende Grammatik des Indogermanischen Sprachstammes" wird noch in diesem Halbjahre die Presse verlassen; durch Hinzuziehung des Zend, dessen gründliche Kenntniß Bopp durch mehrere kleinere Schriften dargethan, hat der Gegenstand an Weite, aber auch an Ergiebigkeit gewonnen. Hrn. v. Schlegels Angriff gegen diesen Gelehrten, so wie gegen Schiller, Niebuhr, Arndt, Menzel haben hier ein allgemeines Bedauern für den Mann erregt. Daß Schlegel die grammatischen Forschungen der neuesten Zeit, obwohl er gern über dieselben aburtheilt, nicht verstehe, ja daß er selbst im Indischen, welches er zu seinem Altersstudium gemacht, mehr Gewandtheit als Gründlichkeit besize, darüber hatte bei denen, welchen eine Einsicht in dies Fach gestattet ist, nie ein Zweifel obgewaltet; daß aber ein Mann, dem man mindestens einen gewissen Glanz in dem Formellen der Poesie nicht abzusprechen vermochte, so ganz und gar zur Flachheit, Gehaltlosigkeit und völligen Unform herabzusinken vermöge, das konnte bei allen Bessern nur inniges Mitleiden erregen, welches freilich bei Vielen der Erbitterung über den frechen Uebermuth des Eingangs weichen mußte. Nach solcher stolzen Aufforderung, nach solchem kecken Hinwerfen des Fehdehandschuhes, meinte man, hätte sich redlicher, ritterlicher Kampf geziemt, nicht feige Verhöhnung der Schatten dahingegangener Heroen. — Wer Hegels Lehrstuhl einnehmen wird? Besezt freilich kann seine Stelle werden, ersezt nicht. Was er, außer seiner literarischen Wirksamkeit, der Universität durch seine Lehre genüzt, das dürften demnächst seine Vorlesungen beweisen, welche jezt von seinen Freunden und Schülern dem Publikum übergeben werden. Den Gedanken, Schelling oder Herbart hierher zu berufen, scheint man verlassen zu haben. Daß Eichhorn den durch Schmalz's Tod erledigten Lehrstuhl der Jurisprudenz einnehmen wird, ist gewiß für die Universität vom höchsten Gewinn. Indessen tadeln Viele die fremde, ferne Stellung, in welcher dieser Gelehrte zu der Universität sich halten wird. Er hat sich nämlich bei seiner Berufung bedungen, nur durch seine Vorlesungen mit derselben verbunden zu seyn, sonst aber, von allen betreffenden Angelegenheiten fern, weder in die Fakultät, noch in das Spruchkollegium treten zu müssen. Auch Savigny und Schleiermacher haben sich schon seit Jahren von jeder Sorge sowohl für allgemeine Universitäts- als Fakultätsangelegenheiten zurückgezogen. Mit Recht bemerkt man, wie ungebührig es sey, seine Privatneigungen oder Streitigkeiten dem Wohle öffentlicher Anstalten, für welche zu wirken man berufen ist, nicht unterordnen zu können.

Beilage: Kunstblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 11.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 13. Januar 1832.

— Mit Göttern
Soll ſich nicht meſſen
Irgend ein Menſch.
Hebt er ſich aufwärts
Und berührt
Mit dem Scheitel die Sterne,
Nirgends haften dann
Die unſichern Sohlen,
Und mit ihm ſpielen
Wolken und Winde.

Goethe.

Pſychologiſche Briefe von Fichte.

(Fortſetzung.)

Eine bedeutende Frage halten Sie mir wahrſcheinlich ſogleich hier entgegen: ob nämlich nicht eine beſonnene Kunſt, eine feſte Methode dieſe doch immer vom Zufall, Schickſal, kurz vom Unberechenbaren abhängenden Eingebungen des Talents ergänzen und überflüſſig machen, überhaupt auf untrügliche Art, wie durch Berechnung, in alle Wahrheit führen könne?

Lieber Freund, eine ſolche Kunſt, ein ſolches Surrogat aller Genialität zu entdecken, haben eigentlich alle Pädagogen in ihren Erziehmethoden, wie nicht minder die Philoſophen in ihren Syſtemen ſich längſt abgemüht. Wäre ihr Zweck je erreicht, es dürfte nach jenen kein Vorrecht des Talents, nach dieſen nichts Unaufgeſchloſſenes oder Dunkles mehr bleiben. Alles muß Jeglichem zugänglich, muß offenbar geworden ſeyn; denn ſie haben ja in der Umgränzung ihrer Syſteme alle Wahrheit und Weisheit fein beiſammen. Wenn nun aber Jacotot z. B. behauptet, aus jedem nur nicht ganz unvernünftigen Menſchen Alles machen zu können, wenn jeder neueſte Philoſoph Ihnen in ſeinem Syſtem den rechten Talisman darreicht, um alle Wahrheit daraus zu entwickeln, ſo wäre damit eigentlich ihre Abſicht — falls ſie wüßten, was ſie thun — fürder an Gottes Statt die Welt zu leiten, indem ſie ſich getrauen, jede Begabung entbehrlich zu machen, und ſo die Geſchichte voraus zu geſtalten, wie zu konſtruiren. Die höchſte Wahrheit und Gewißheit iſt Allen aufgethan; denn jeder kann ſie ſich eindemonſtriren laſſen, und die unfehlbare Pädagogik lieferte ihrerſeits den jährlichen Bedarf an herangebildeten Genialen für Krieg, Staatsverwaltung, Seelſorge und Unterricht: alle Geiſtesunterſchiede und Anhöhen wären gehörig nivellirt, und auch hier das demokratiſche Gleichheitsprinzip unter den Geiſtern glänzend gerechtfertigt. — Freilich wird die untrügliche Vortrefflichkeit eines ſolchen Zuſtandes nie eintreten; es thut daher nicht Noth, ſich vor ſeiner erbärmlichen Langeweile im Voraus zu ängſtigen. Der Genius, der einzig von Gottes Gnaden Geborne, läßt ſich weder vertilgen, noch erſetzen; noch weniger überträgt aber Gott die Leitung ſeiner Welt in andere Hände, wiewohl eigentlich das Streben des Menſchen halb bewußt ſtets darauf gerichtet iſt, das Heft des Weltregiments in ſeine Hand zu bekommen.

Ernſthaft gewendet, läßt ſich indeß die Frage nur bejahen: ob nicht auch in der Wiſſenſchaft wie in der geſammten Bildung ein bewußter Fortſchritt möglich ſey, damit nicht immer Sandkorn an Sandkorn gehäuft, von Vorne angefangen werden müſſe. Unſere Anſicht davon liegt eigentlich ſchon im Vorigen. Die vereinzelte Erfahrung und das abſtrakte Philoſophiren ſind lange genug in ſtarrer Iſolirung ausgebildet worden, um ſich dort in ihrer ungenügenden Zerſplitterung, hier in ihrer Leere zu zeigen. Nur in wechſelſeitigem Durchdringen zeugen beide ein Lebendiges. Wie wir nämlich ſchon anderswo

einsahen, daß auch die Spekulation unsern ursprünglichen Horizont nicht überspringen kann — und dieß ist eben der Wahn aller Schulweisheit, daß sie aus sich etwas Neues, außer ihr nicht Vorhandenes zu entdecken und uns anzubilden vermöge — wie sie vielmehr Nichts ist, als die tiefste Selbstorientirung des Menschen über seinen ursprünglichen Besitz, die Entfaltung seines noch unentwickelten, oder auch mannigfach verkünstelten und entstellten Bewußtseyns von Gott und den Dingen: so ist es auch ihrerseits die rechte Erfahrung, die nun gar nicht mehr im Gegensatze zur Spekulation steht: — der natürlichen Entfaltung der Dinge aus ihrem Ursprunge zuzusehen, wie ihren Lebenslauf und den Umkreis ihres Daseyns an ihnen zu verfolgen. Und auch in Rücksicht auf Psychologie sprechen wir es nicht zuerst aus, wie selbst die Erscheinungen der Seele und des Geistes nur richtig erkannt werden, wenn man sie in ihrer Entwicklung aus ihrem natürlichen Complex, aus ihrer Naturvoraussetzung betrachtet. Hier brauch' ich Sie nicht an die hohe Bedeutung zu erinnern, welche die Naturwissenschaft für Psychologie, ja für Geschichte und Religion schon jezt erlangt hat; und wenn es uns gelänge, theurer Freund, den bezeichneten Bildungsgang auch jezt noch in Theorie wie Ausübung rein und wohlbetreten zu erhalten, der höchste Lebenszweck könnte darin schon erreicht scheinen. Das wahrhafte Talent, der gesunde Sinn für die Sache ist freilich immer auf dem rechten Wege; aber die gewohnten Vorstellungen einer Bildung, in welche er seit Langem hineingewachsen, selbst eine nicht mehr auf Anschauung gegründete, sondern durch Reflexion und Denkgewohnheit zweifach abgestumpfte Sprache legt der klaren Fassung des eignen Gedankens die schwersten Hindernisse in den Weg. Vor sich selbst wird man unsicher, und die innerste Ueberzeugung, ausgesprochen, beinah uns fremd; was geschieht vollends, wenn wir sie andern anzueignen suchen! Und so werden auch wir in unserm nächsten Geschäfte mehr hinwegzuräumen und zu vergessen haben, was die ewig fließende Quelle des Wahren ableitet oder eindämmt, als daß wir sie in all ihren Ausströmungen sogleich schon verfolgen könnten. Was bisher meist für die Psychologie geschehen, gleicht kaum einem trocknen Skelette oder Präparate des Geistes; in solche doch immer wahre, wenn auch leere Formen könnte doch wenigstens die rechte Betrachtung, sie belebend und begeisternd, hineinwachsen. So aber ist das Meiste nur leeres Sparrwerk, das vorerst völlig eingerissen werden muß, aus keinem andern Grunde, als weil es in ganz willkührlichen und erdichteten Annahmen besteht.

Was ich daher Sie zunächst nur bäte, wenn Sie prüfen und sichten, ist, meine Behauptung nicht in ihrer starren Einzelheit und polemischen Negation, sondern aus ihrer Gesammteinheit zu fassen, und aus dem Mittelpunkte, der Alles festhält. Es ist so leicht als gewöhnlich, aber Nichts entscheidend, ein tiefreichendes Erkenntnißprinzip, statt sich an ihm zu orientiren und mit freier Hingebung sich in seine Anschauungsweise hineinzuüben, durch verschiefte oder aus dem Zusammenhang gerissene Konsequenzen zu bekämpfen. Wie ein jedes Kunstwerk seinen Gesichtskreis, sein Licht hat, aus welchem heraus es allein genossen, wie begriffen werden kann, gleichwie es selbst bei jeder Naturerscheinung der Hingebung, der Andacht bedarf, um sie zu begreifen, so muß auch eine bestimmte Weltansicht das Gleiche verlangen, und um desto eher, je mehr sie nur nach einzelnen Seiten hin sich darzustellen vermag.

Eben so möchte sich ergeben, daß aus dieser Grundansicht auch über die dunkeln und zweifelhaften Parthieen unseres Seelenlebens, über alles Ahnungsvolle und Vorbedeutende ihrer gegenwärtigen Existenz, selbst über Tod und individuelle Fortdauer ein neues Licht sich verbreite. Dennoch kann es nicht fehlen, daß die gewohnte Vorstellungsweise, welche auf der lange genug uns eingeübten Wissenschaft und Bildung beruht und beinah wie eine neue, erkünstelte Natur unsern Blick umfängt, eben deßhalb nicht mannigfach mit uns in Widerspruch trete und vermeine, daß unsere Ansicht gegen die Natur selbst angehe, weil diese ihren Gewohnheitsmeinungen sich nicht fügt. Dieß unvermeidliche Loos können wir indeß um so leichter tragen, als im Großen und Ganzen wenigstens die Grundansicht, von der wir ausgehen, täglich tiefere Wurzeln schlägt, während hier nur das Einzelne in seiner Anwendung vielleicht als neu betrachtet werden darf. Uebrigens vergeben Sie heut meine lange und ziemlich abstruse Unterhaltung. Nächstens kommen wir zur Sache selbst.

Der Politiker.

(Fortsetzung.)

Stafford vollendete beharrlich das begonnene Werk. Die gefürchtete Opposition hatte sich zwar gebildet und manchen vergifteten Pfeil auf ihn abgeschossen; aber er blieb Sieger. Jedermann fragte sich, ob er im Stande seyn werde, sich zu halten, da der Zustand seiner äußerst schwankenden Gesundheit allgemein bekannt war. Er redete oft laut in seinen Träumen und fing an, Nachtwandler zu werden; seine wunderlichen Grillen setzten seine Bedienten in Erstaunen, und seine seltsamen Einfälle auf der Rednerbühne grenzten zuweilen an das Ungereimte, worüber eine Morgenzeitung sich einige boshafte Bemerkungen erlaubte. Ein fürchterlicher Gedanke drang sich mir auf: wäre es möglich, daß sein Geist gelitten hätte? — Ich eilte zu Lady Stafford, und sie erzählte mir umständlich die Sonderbarkeiten, die man

Digitized by Google

in neuerer Zeit an ihm bemerkte. „Wissen Sie," sagte sie, „was neulich Lady Amelie Wilford begegnet ist?" — „Nein." — „Auf dem lezten Ball des *** schen Gesandten wurde sie ohnmächtig; ich eilte, ihr beizustehen, und da wir ziemlich genau bekannt sind, begleitete ich sie nach Hause. Sie erzählte mir, ein starrer, fürchterlicher Blick meines Mannes habe sie vor Schrecken in diesen Zustand versezt; sie könne sich aber durchaus nicht erklären, wodurch sie sein Mißfallen in einem so hohen Grade erregt habe." — „Steht ihr Mann in politischer Beziehung nicht in freundschaftlichem Verhältnisse mit Stafford?" — „Allerdings; sie haben aber vor einigen Tagen einen heftigen Wortwechsel gehabt. — Mein Mann, der am Geländer eines Altans lehnte, auf welchen Lady Wilford zuging, empfing sie mit finsterer Miene und einem wilden, irren Blick, der den gräßlichsten Eindruck auf sie machte. O, ich kenne diesen Blick, Doktor, er hat mich schon für den Verstand meines Mannes zittern machen!" — „Welch ein Gedanke!" — „Leider *fürchte* ich nur zu sehr, was Sie für Einbildung halten." — „Stafford ist ein Mann von starkem Geiste." — „Ja, *seine* Verstandeskräfte sind groß; er ist ungeheurer Anstrengung gewachsen, aber die Ruhe des Gemüths fehlt ihm. O mein Gott! könnte ich mich täuschen! möchten jene furchtbaren Irrlichter nichts Schrecklicheres bedeuten!"

Die Möglichkeit, daß die Ruhmsucht diesen edlen, großen Geist zerstören könnte, erschütterte mich. Ich ging sogleich zu Stafford, der allein in seiner Bibliothek war, und überzeugte mich leider, daß unsere gräßlichen Besorgnisse nicht ungegründet waren. In seinem Gesichte lag unverkennbar ein Zug, der auf Geisteszerrüttung deutete. „Ha! lieber Doktor," rief er, indem er mir einen Stuhl anbot, „Sie finden mich gebeugt, niedergedrückt." — „Stafford! Sie gönnen sich selbst keine Ruhe, Sie wollen ihr eigenes Verderben. So kann eine Gehirnentzündung nicht ausbleiben. Um Gotteswillen! halten Sie ein!" — „In der That, ich fühle mich erschöpft." — „Was enthält die Flasche hier?" — „Opium; Abends nehme ich gewöhnlich eine ziemliche Dosis, nur um einschlafen zu können." — „Mehr braucht es nicht, Ihre Denkkraft gänzlich zu zerstören! Stafford, das ist entsetzlich!" — „Ich habe nicht den Muth, mich anzukleiden, nicht, mich auszukleiden; Alles ist mir zu viel. Doktor! Doktor! ich weiß nicht, ob es mir möglich seyn wird, Ihnen meinen fürchterlichen Zustand begreiflich zu machen. Es ist mir, als starrten ringsum funkelnde Augen mich an. Alles wird lebendig; alle Gegenstände personifiziren sich wunderbar, entsetzlich; ich fühle mich beklommen, die Luft, in der ich athme, scheint verbrannt." — „Ihr Nervensystem ist äußerst angegriffen." — „Meine Existenz ist wie ein Traum, und meines Ichs werde ich nur in Zwischenräumen ganz bewußt. Alles erscheint mir anders, verzogen; die Gegenstände vergrößern sich und meine Einbildungskraft sieht sie unter ganz andern Formen. Dieser Zustand ist unerklärlich." — „Unerklärlich? nein; Sie sollten sich darüber nicht wundern; und wäre es noch schlimmer, Sie müßten es nur als die nothwendige Folge Ihrer Thorheit betrachten." — „Meiner Thorheit?" — „Ja. Entsagen Sie der Politik, oder die Natur wird sich an Ihnen rächen." — „Ich meiner Stelle entsagen, während die Kammern versammelt sind? alles liegen lassen, was ich begonnen? Unmöglich! Wie ich mich gebettet habe, will ich schlafen." — „Das heißt nicht leben." — „Nein; ich gestehe selbst, daß ich mir über das, was in meinem Gehirn vorgeht, nicht ganz Rechenschaft zu geben weiß. Mein Gott! behüte mich vor Wahnsinn!" — „Sie allein haben das Heilmittel in Händen." — „Mein Kummer, der Aerger, der mich verzehrt — braucht es mehr, um den stärksten Geist aus den Fugen zu treiben? Wie! habe ich mich nicht seit Beginn der Sitzung herabgewürdigt, einer ganzen Heerde von Einfaltspinseln zu schmeicheln, um die Stimmen dieser stupiden Herrn für das Ministerium zu gewinnen? Ich habe sie geschont, um meine Kornbill durchzusetzen; ich habe sie zum Essen eingeladen, ich bin selbst zu ihnen gegangen, ich habe ihr einfältiges Geschwäz angehört und mich bemüht, munter, liebenswürdig, geistreich bei ihnen zu seyn; ich habe die Langweiligkeit dieser Menschen ertragen, die ich von ganzem Herzen verachte. Und als ich diese parlamentarische Hundekoppel am nöthigsten brauchte, hatte sie sich nach allen vier Winden zerstreut und mich allein gelassen, mit einer Minorität von 43 Stimmen." — „Von jeher haben alle Minister dergleichen unangenehme Erfahrungen gemacht. Sie können nicht verlangen, allein verschont zu bleiben." — „Ich weiß es, ich fühle es wohl," fuhr er fort, indem er mit großen Schritten auf und abging; „aber warum fehlt diesen politischen Geschöpfen alles Gefühl für Dankbarkeit, warum sind sie gewissenlos und ohne Grundsätze? warum?" — „Die gegenwärtige Sitzung wird bald zu Ende seyn, Sie haben die größten Hindernisse bereits überwunden. Lassen Sie sich nicht abschrecken; ich bin überzeugt, vierzehn Tage Ruhe auf dem Lande geben Ihnen Lebenslust und Gesundheit wieder." — „Nein! o nein, für mich ist Alles vorbei! Die Verlegenheiten werden immer größer; rings umher, vor mir, nichts als neue Hindernisse! Gerechter Himmel! wie soll ich mich da herauswinden? — Ja, ich werde das Ruder verlassen; Sie haben Recht, es muß seyn. — Ich hatte meine ganze Erfahrung, alle Gewandtheit aufgeboten, um einen Vertrag abzuschließen, wobei die Interessen Spaniens und Frankreichs sich vereinigen ließen. Die meisten Kontinentalmächte hatten bereits ihre Genehmigung dazu gegeben, da bringt mir

Digitized by Google

ein verdammter Kourier aus Dowing-Street eine höfliche Note vom Wiener Kabinet, worin in den schmeichelnden Formen der österreichischen Diplomatik angekündigt wird, die Ausführung meines Planes müßte als eine Kriegserklärung gegen Oesterreich angesehen werden.“ — „Ich gestehe, das ist höchst niederschlagend.“ — „Metternich allein lähmt mein Werk! seine Feinheit ist teufisch! Was ist hier zu thun? Die Korndill, für deren Annahme ich mich verbürgt, die ich mit so großer Mühe vorbereitet hatte, kann nun nicht durchgehen; gestern kündigten mir drei Familien aus der Kammer der Lords an, sie könnten sie nicht mehr unterstützen. Auch die Kammer der Gemeinen hat sich gegen die Bill gewaffnet. Im geheimen Rathe stehen wir alle feindselig gegen einander. Seine Majestät haben mich gestern sehr kalt verabschiedet, und sogar einige beissende Worte gegen mich fallen lassen, als Sie eben mit aller Gemächlichkeit Ihr leztes Glas Claret schlürften.“ — „Pah! Morgen früh stehen Sie vielleicht desto höher in Gnaden.“ (Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Peter III. auf der Bühne.

Der Anschlagzettel des Théâtre français kündigte neulich ein neues Trauerspiel an: „Peter III., Kaiser von Rußland.“ Das Gerücht sagte, daß es einen noch ganz jungen Dichter zum Verfasser habe, Namens Victor Escouse, welcher bereits ein gräßliches Melodram auf der Bühne des Theaters der Porte St. Martin, nämlich Feruch, den Mauren, gegeben hat. Er war damals achtzehn Jahre alt; jezt ist er ein Jahr älter. Mit welcher Kühnheit wird ein so junger Dichter einen historischen Stoff aus der neuern Zeit, den man im Norden nicht einmal als Geschichte zu erzählen wagt, aufgegriffen und geschildert haben. Das wird wieder eine der Früchte seyn, die man in weniger freien Ländern zu den verbotenen rechnen würde. Schon um der Merkwürdigkeit willen, die Geheimnisse der neuern Politik im Angesichte des Pariser Publikums dramatisirt zu sehen, müßte man solch eine Aufführung nicht versäumen. Mit diesen und ähnlichen Gedanken fand ich mich zur gehörigen Stunde ein. Der Saal war bereits voll und bot einen glänzenden Anblick dar. In der lezten Zeit hat der Saal des Théâtre français einige Veränderung erlitten. Man hat einsehen lernen, daß, wenn die Säulen zwischen den Logen sich schön ausnehmen, zum Tragen der obern Gallerien sehr zweckmäßig sind und ein recht architektonisches Ansehen haben, sie doch andernseits die Zuschauer hindern, zu sehen und gesehen zu werden. Man hat daher die Einrichtung getroffen, hier wie in der komischen Oper, die hölzernen kannelirten Säulen durch dünne eiserne, aber vergoldete Säulchen zu ersetzen, die zwar mager aussehen, aber dagegen die Logen ganz offen stellen; zudem hat man in den meisten Logenreihen die Zwischenwände nur so weit heraufgehen lassen, daß man die Arme darauf stützen kann. Das Licht des großen Kronleuchters fällt also ohne Hinderniß bis hinten in die Logen, die noch dazu mit hellem, rosenfarbigem Papiere bekleidet sind. Kein Damenschmuck geht verloren, und die schönen Zuschauerinnen können mit der Versicherung hingehen, daß die auf ihren Putz verwendete Mühe und die von der Natur ihnen verliehenen Reize von tausend neugierigen Blicken werden gehörig gewürdigt werden; daher die schöne Welt hier gern ihre natürlichen und künstlichen Vorzüge zur Schau stellt, und nur die Oper bietet einen noch prächtigern Anblick dar, wenn der Saal voll ist. Man war in gespannter Erwartung des neuen, kühnen Versuches eines so jugendlichen Dichters. Zuerst wurde das Lustspiel la jeune femme colère von Etienne und Nanteuil gegeben, ein niedliches, vortrefflich gespieltes Stück, das auch als Operette, und ich glaube gar als Ballet, eingerichtet worden ist. Nur scheint die Bühne etwas zu groß für ein so kleines Stück, das sich besser für eine Vaudevillebühne eignete, wiewohl man auch im Théâtre français gern ein heiteres und kleines Stück neben einem tragischen sieht. Diesmal kam das Lustspiel um so gelegener, da man leicht vorhersehen konnte, daß es in dem neuen Trauerspiele nichts Heiteres geben würde. Das kleine Stück war zu Ende und die Aufführung des großen nahte heran. Orchestermusik konnte sich nicht hören lassen, denn der Schauspielsaal war so voll, daß die Musikanten ihre Plätze dem Publikum hatten räumen müssen. Endlich rauschte der Vorhang auf, und sogleich kündigte sich Peter III. durch seine halb preußische, halb russische Montur, durch seinen Offizierstock und seinen dreieckigen Hut, und mehr noch durch seinen mürrischen Ton und sein gebieterisches Wesen an. Gleich Anfangs brach er in Wuth aus über das Betragen seiner Gemahlin, von der er gräuliche Dinge gehört hatte. Nur ein jugendlicher, unerfahrener Dichter kann solch einen Fehler begehen; wenn Peter III. schon im ersten Auftritte wüthend ist, was soll während der fünf Aufzüge aus ihm werden? Oder soll er das ganze Stück hindurch wüthen? Ach ja, das ist es leider, was ihm der junge Dichter zugedacht hat. Sein Peter III. ist wirklich ein furchtbarer Mann, denn seine Wuth kennt gar keine Intervalle; bei ihm ist der Zorn kein furor brevis, nein, es ist ein anhaltender Wahnsinn. Ist der wirkliche Peter so gewesen, so begreift man, wie man ihn zulezt so grausam behandeln konnte; denn er selbst behandelt die Leute wie ein Mensch aus dem Tollhause. Nun tritt ein Page aus dem Gemache der Kaiserin. Peter hält ihn an; der Page zittert und bebt, und gesteht, daß er ein Liebesbriefchen zu überbringen habe. Er muß es ausliefern, und wenn der Kaiser zuvor wüthend war, so kann man denken, wie er sich nach dem Lesen dieses Briefchens aufführt, worin Katharine sich ganz ihren Leidenschaften überläßt. Peter erfährt, daß seine Gemahlin zwar bald Mutter werden wird, daß er sich aber des Vaterrechts nicht erfreuen darf. Er unterhält sich mit dem Pagen und entdeckt, daß es Ivan ist, den man in ein Gefängniß verschlossen hatte. Katharine hatte ihn aber aus Mitleid losgelassen und zum Pagen gemacht, ohne ihm das Geheimniß seiner Abkunft zu entdecken. Der Kaiser stellt ihn auf die Probe, um zu sehen, ob der junge Mensch erhabene Gesinnungen verrathe, und als er dies bemerkt, beschließt er sogleich, Ivan zu seinem Nachfolger zu bestimmen. Der junge Ivan überläßt sich, als er wieder allein ist, dem Entzücken über die ihm geöffnete glänzende Aussicht. Der junge Dichter hat hier seiner Phantasie vollen Lauf gelassen; es herrscht in dem Monologe des jungen Ivan eine Begeisterung, die zuweilen durch sehr gewaate Gedanken und Aeußerungen verdorben wird, doch im Ganzen sehr poetisch ist. Aber nun folgt eine furchtbare Scene. Peter fordert von seiner Gemahlin Rechenschaft wegen der heimlichen Korrespondenz, und kündigt ihr an, sie soll nicht Herrscherin bleiben. Der Kaiser donnert fürchterlich, und ich begreife kaum, wie es der Schauspieler Beauvalet bis zum lezten Auftritte so aushalten kann. (Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 12.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 14. Januar 1832.

Voudrais-je partager ma vie
Entre les jeux de la folie.
Et l'ennui de l'oisiveté,
Et trouver la mélancolie
Dans le sein de la volupté!

Gresset.

Lafayettes Salon.

Ich bin weder liebenswürdig, noch galant, noch sehr „poli," fast gar nicht einmal civilisirt, und im Allgemeinen ziehe ich die Faubourgs der Stadt, das Melodram der Tragödie vor. Darum sind mir Soiréen, besonders aber die Soiréen der großen Welt, recht eigentlich zuwider. Was man, genau genommen, unter einer „Soirée" verstehe, ist mir nie ganz klar geworden. Etwa ein Durcheinander von Herrn und Damen, welche sich mit großen Anmaßungen in einem Hause versammeln, dessen Herr, nicht minder anmaßend, empfängt? Ein Quodlibet von Mißgunst, Widersprüchen, Ansprüchen, Eifersucht und Haß? Ein in Seide und Cachemirs gekleidetes, mit Blumen geschmücktes, Parfüms zum Schwindelerregen duftendes Gewimmel; ein tanzendes, singendes, lachendes, durcheinander plauderndes Gewühl, langweiliger und hundertmal lästiger als ein Volksauflauf in Hemdermeln und Mützen? Dieß also wäre eine Soirée? Oder vielleicht eine unheimlich schweigsame Versammlung vom Kopfe bis zum Fuße schwarzgekleideter Herren, die in düstern Reihen um grüne Tafeln sitzend, zierliche Rosakarten mit vollen Händen Goldes bedecken? Während sie ihrer Frauen Vermögen unbarmherzig verspielen, sehen diese, hinter den Stühlen ihrer Herrn Gemahle stehend, mit weit vorgestrecktem Halse, schwellenden Adern, starren Auge, zitternd dem Spiele zu. Die Töchter, deren Ausstattung der grüne Tisch verschlingt, tanzen indeß im anstoßenden Salon gedankenlos dahin, lauschen den Liebesschwüren eines jungen Mannes mit Schnauz- und Knebelbarte *), eines sentimentalen „Jeune-France," der ihre Herzensruhe untergräbt, mit Saint-Simonismus und Poesie sie von Grund aus verdirbt! Ihr armen Frauen, die ihr heute Abend noch zu euern Töchtern gesagt: „Amelie, coëffire mich, mein Kind; du hast mehr Gout als Nardin!" Kompliment der guten Mutter, Oekonomie der guten Hausfrau! Ihr armen Mädchen, die ihr eurem Vater, dem Spieler, in kleinen Geschenken, zart und lieblich, wie ihr selbst, euer Nadelgeld zurückgebt! Ach, wie seyd ihr zu bedauern! Und dieser Gatte, dieser Vater hält sich für einen Ehrenmann! — Ist dieß eine Soirée?

Hätte ich übrigens zu wählen, immer noch lieber den Salon, wo man spielt. Das Spiel ist doch etwas, ist eine ernste, wichtige Beschäftigung in unsern Tagen, in der Stadt, wo Alles, was geschieht, Spiel ist, wo man „Trois Sir" und „Trois pour Cent" spielt, sein Gewissen gegen eine Stelle, sein Vaterland gegen einen Titel pointirt. Ja, ich ziehe die spielenden Soiréen vor. Eine Nacht am Spieltische, beim Dufte von Ambralichtern, mit spiegelblanken, gleich Aalen hingleitenden Karten, reizende Damen zur Seite, die auf unsere Hand pariren, der warme Hauch ihrer ruhigen oder schnelleren Athemzüge, der unser Haar umweht oder rasch um-

*) Die jetzige Modetracht der jungen „Romantiker."

säuselt, liebliche Wesen, deren holdes Lächeln den Gewinn uns dankt, die dem Verlierenden, immer noch reizend, schmollen (die unglücklichsten Spieler sind Damen) — dieß Alles könnte man in der That fast Vergnügen nennen.

Arme Jugend, Politik und Spiel nützen dich ab, richten dich zu Grunde, machen dich linkisch, widerlich, verdrüßlich, trocken, wie das Alter zu weiland des Regenten Zeiten. In jenem Stübchen au sixième, in einer Mansarde, die das Licht von Oben empfängt, in die es hineinregnet, deren ganzes Geräthe aus einer angestrichenen Bettstelle, einem Tische, zwei Stühlen und einem Koffer besteht, haust ein Student, der arme Sohn eines reichen Vaters, der ihm befohlen, mit hundert Franks monatlich zu leben und zu lernen. Eben kleidet er sich zum Balle an. Ueber weißbaumwollene Strümpfe zieht er Chaussetten „à jour," über diese wieder Chaussetten von Linnen, über diese dann die Stiefeln. Er geht zu Fuß zum Balle. Bei seiner Ankunft legt er in der Portierloge die Stiefeln ab und zieht die im Mantel mitgebrachten Schuhe an. Seine Hosentasche ist nicht leer; zwei Fünffrankenstücke ruhen darin ganz bequem. Er könnte fahren; aber nein, lieber spielen! Er spielt und verliert, geht vom Ball nach Hause; auf dem Pont Michel stiehlt man ihm Mantel und Schuhe.

Einem Balle zusehen, ein Konzert anhören — in der That ein ganz herrliches Vergnügen! Wer tanzt auf diesem Balle? Zu Hymens Altare reife, recht wespenartig eingeschnürte, jede ihrer Bewegungen abmessende Demoiselles, mit köstlichen, aber leblosen Augen; junge spöttische Weiber, welche leere Worte, wie eine eingelernte Lektion, laut und schnell herplappern, oder einem, gleich einem Geheimniß, leise ins Ohr flüstern; Mama's mit gewaltiger Körperfülle und dunklem Teint, in feuerfarbenen Kleidern, Geschmack nur im Kopfputz, von Politik schwatzend und Punsch trinkend. — Wer singt im Konzerte? Sänger und Sängerinnen vom Theater, die jene Gesellschaft „du bon ton" zu ihren Soiréen einladet, auf der Straße aber nicht einmal grüßt; glänzende Opfer geselliger Vorurtheile, zu eurer Ergötzlichkeit mit Blumen geschmückte Parias, denen ihr Beifall klatscht, und die ihr geringschätzt, die ihr bewundert, und auf die ihr herabblickt; oder alberne Dilettanten, Parasiten, die, wie andere von ihrem Gedächtnisse, von ihrer Kehle leben.

Minder stürmisch, aber nicht minder gehaltlos sind die wöchentlichen Soiréen anderer, sehr anständiger Salons. Es sind, wie man zu Madame Tencin's und Mademoiselle de L'Espinasses Zeiten zu sagen pflegte: „Bureaux d'esprit." Ich kenne von diesen Salons nur einen, alle andern aber sollen diesem gleichen. Es wird dort Thee getrunken und Butterbrod gegessen. Man muß sich präsentiren lassen; es ist de bon gout und bringt in Mode. Um acht Uhr findet man sich, so schwarz wie immer möglich gekleidet, ein. In einem todtenstillen Vorzimmer verlangt ein baumlanger Bedienter Hut und Namen, schlägt den Vorhang zurück, der die Antichambre vom Salon scheidet, und schreit aus vollem Halse den Namen des Ankommenden. Dieser tritt ein, grüßt; damit Basta. Ist der Name nicht etwa ein berühmter, so nimmt man vom Eingetretenen so gut wie keine Notiz. Ein Hausfreund mit zuvorkommender, munterer Miene tritt auf uns zu, drückt uns die Hand und geleitet uns zu dem Hausherrn, einem kleinen, blassen, hagern Manne, trüben, leidenden Aussehens, der es übrigens trefflich versteht, die Honneurs zu machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Politiker.

(Beschluß.)

„Ich erzähle Ihnen," sagte Stafford, „hier nur einen Theil meines Verdrusses; denn Sie wissen nicht, lieber Freund, daß mein Leben selbst in ewiger Gefahr schwebt. Ich habe zwei, drei Duelle auf dem Hals; lezthin in Hyde-Park flog mir eine Pistolenkugel nur zwei Zoll am Kopfe vorüber. Kein Tag vergeht, wo ich nicht Briefe erhalte, die mein Leben bedrohen. Was soll daraus werden!" — „Sie müssen suchen, Ruhe zu bekommen." — „Wie kann ich das? O hätte ich nur das verdammte Portefeuille nicht angenommen! Sagen Sie mir recht aufrichtig, Doktor, und Sie müssen nicht denken, ich sey so einfältig, an die Albernheiten zu glauben, womit die Aerzte zuweilen ihre Patienten zu beruhigen suchen: kann Ihre Kunst mir Hülfe schaffen? können Sie dieses schreckliche Fieber vertreiben und meinem Geiste Ruhe wiedergeben? Zu was rathen Sie? Zu einem Aderlaß? zu Bädern?" — „Zu beidem." — „Ich kann der ärztlichen Behandlung nur wenig Zeit widmen, denn ich habe heute wenigstens zwanzig Briefe in der Stunde zu diktiren. Morgen muß ich die Sitzung eröffnen; es werden heftige Debatten vorkommen ...."

Ein Bedienter trat ein und meldete den Oberst O'Morven. „Ha! der Elende! Ich weiß, was ihn herführt. Seit drei Wochen steigert er mit dem Preise seiner Stimme, die er mir verkaufen will. Ich mag ihn nicht sehen; ich bin ausgegangen." Als der Bediente sich entfernt hatte, rief ihn Stafford zurück: „Georg! halt! einen Augenblick! Bitte den Herrn Oberst, einzutreten. Ich bedenke eben, daß dieser Mann über fünf Stimmen gebietet; ich werde morgen seiner bedürfen." — „Ich bedaure Sie, lieber Freund!" — „Ha! — Leben Sie wohl, lieber Doktor. — Ich war sehr aufrichtig gegen Sie; bewahren Sie mein Geheimniß. Adieu! Adieu! — Nun, Herr Oberst!" sprach er weiter, im muntern Tone eines Schauspielers, der seine Rolle spielt; „immer frisch und gesund, wie ich sehe?" Und lachend schüttelte der Politiker einem Manne, den er verachtete, die Hand. „Welch ein Leben!" rief ich, während ich

Digitized by Google

die Treppe hinabging. „Unter allen meinen Kranken ist doch keiner so zu beklagen, wie der glückliche, der mächtige, große Stafford.“

Aber nur zu bald verglommen die Strahlen dieser untergehenden Sonne. Mein Freund hielt bei voller Geisteskraft eine merkwürdige Rede, welche seine Frau um so mehr über seinen Zustand beruhigte, als die Zeitungen meldeten, der Redner habe ein ungewöhnlich kräftiges Aussehen gehabt; aber Niemand, als ich, wußte um das Geheimniß eines Mannes, der seiner Liebe zum Ruhme und zur Macht zum Opfer zu fallen drohte. Stafford hatte, ehe er in die Kammer ging, eine starke Dosis Rum zu sich genommen, um seinen Nerven die nöthige Spannung zu geben; aber kaum war seine Rede zu Ende, so wich diese erkünstelte Kraft, und er mußte halb todt nach Hause gebracht werden.

Sein heller, klarer Geist begann allmählig immer dunkler und verwirrter zu werden; sein Kammerdiener mußte ihn eines Tages darauf aufmerksam machen, daß er im Schlafrocke in das Parlament fahren wollte. In seinem Familienkreise hatte er bisweilen Anfälle von übermäßiger Fröhlichkeit. Eines Morgens suchte mich sein Kutscher auf und erzählte mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit, sein Herr treibe tausenderlei Narrheiten. „Neulich Abends,“ sagte er, „verlangte Herr Stafford, ich solle ihn in die Themse fahren; vorgestern wollte er an der Schenke zum rothen Kopf aussteigen. Ich weiß wirklich nicht mehr, was ich thun soll.“ Ich verstand mich mit seiner unglücklichen Gemahlin, und es gelang uns, ihn zu vermögen, daß er auf sein Schloß in Derbyshire abreiste.

Einige wichtige politische Maßregeln waren nach seinem Wunsche in Erfüllung gegangen. Dieser Erfolg trug wohl noch mehr als die schöne, reizende Natur zu seiner Genesung bei. Das Unzusammenhängende in seinen Ideen verschwand nach und nach, und wir durften wieder hoffen. Ich hatte ihn auf das Land begleitet, und hielt ihn nun für hinlänglich hergestellt, um seine Geschäfte wieder beginnen zu können. Einige Tage nach seiner Rückkunft trat er auf der großen Bühne auf und hielt zwei, drei wohldurchdachte Reden, in welchen sich weniger die Einbildungskraft, als die überzeugende Macht des Verstandes aussprach. Er vertheidigte sein Terrain Schritt für Schritt und blieb, trotz seiner eigenen Prophezeihungen und der angestrengtesten Bemühungen seiner Gegner, Sieger.

Aber diese Beredtsamkeit voll Kraft und Verstand, die wir so eben noch mit unendlicher Freude bewundert hatten, da sie unsere Hoffnungen zu rechtfertigen schien, war leider — ein sonderbares Phänomen, das aber in solchen Fällen nicht selten ist — der Vorbote des unglücklichen Augenblicks, wo Staffords Besinnung auf immer schwinden sollte. Als er nach Hause kam, wollte er sein ganzes Haus beleuchtet haben, und vertheilte selbst die brennenden Lichter an mehrere Fenster; er begab sich dann in die Küche, setzte sich mit dem Hausgesinde zum Nachtessen und nöthigte seinen Kammerdiener in den Garten, um ihm die wahren Grundsätze der Staatswirthschaft auseinanderzusetzen. Seine erschrockene Familie, vom tiefsten Schmerz ergriffen, wagte es nicht, sich diesem neuen Ausbruch von Narrheit zu widersetzen, und um zwölf Uhr wurde er, im höchsten Grade berauscht, von dem Trinkgelage mit seinen Bedienten zu Bette getragen. Als ich des andern Morgens sehr früh zu ihm kam, war er schon aufgestanden und eben beschäftigt, seinem jungen Sekretär einen Brief zu diktiren. „Setzen Sie sich Doktor,“ sagte er. „Lassen Sie mich mit dem Doktor allein. Gehen Sie, gehen Sie!“ Er rückte sodann seinen Stuhl näher zu dem meinigen und brach in Thränen aus. „Gestern,“ hob er an, „gestern war ich betrunken; können Sie es glauben? im höchsten Grade betrunken. Und alle meine Bedienten waren zugegen; ich schäme mich, sie anzusehen.“ — „Pah!“ erwiederte ich mit erzwungenem Lächeln; „das sind Lapalien! Sie kennen ja den Vers des Horaz: Semel insanivimus omnes.“ — „Doktor, Doktor, verlassen Sie mich nicht! Sie haben sich alle gegen mich verschworen, alle; sie hassen mich alle. (Er drückte mir heftig die Hand, weinte, jammerte und sah mich mit den kläglichsten Blicken an.) Das Volk möchte mich in Stücken reißen; die Kammer, die Pairs — ha! die Undankbaren! was habe ich gethan? Gott weiß es, daß ich mein Vaterland liebe! Gott weiß es, daß ich ihm treu dienen wollte! Horch! — still!“

Er stand auf, schloß die Thüre und setzte sich wieder. „Sollten Sie es glauben, der Sekretär, den ich vorhin fortschickte — der Schurke, er hält es mit Metternich; den König hat er schon gewonnen, auch die Kammern sind ihm geneigt; er trachtet nach meiner Stelle im Ministerium, und Lady Stafford hilft ihm.“ — „Haben Sie heute früh schon wieder getrunken?“ fragte ich kalt und ernst. — „Nein, es ist die Wahrheit, die reine Wahrheit. A propos, ich habe Ihnen ein Geheimniß anzuvertrauen, ein großes politisches Geheimniß. Die europäischen Staaten neigen sich alle zu einer republikanischen Verfassung — ich — ich — (mit leiser Stimme) will sie vereinigen, ihnen einen Centralpunkt geben und aus Europa eine große Republik machen. Zwölf Präsidenten — Sie verstehen mich — Unsterblichkeit — die Zukunft — die Dankbarkeit der Völker. — Sie dürfen mich aber nicht verrathen!“ — „Nein, gewiß nicht.“ — „Nun, auf unsere Angelegenheit zurückzukommen: ich muß Ihnen doch sagen, warum ich Sie rufen ließ.“ — „Sie vergessen, daß ich von selbst gekommen bin.“

Er achtete nicht auf meine Worte und fuhr fort: „Lieber, alter Jugendfreund, ich habe Sie von jeher liebgehabt; Sie haben nie etwas für sich selbst nachgesucht, Sie sind mir immer ein treuer Freund geblieben.“

Digitized by Google

Hier brach er von Neuem in Thränen aus; ich fühlte das innigste Mitleid mit dem Unglücklichen. Welch ein Anblick! Der edle, geistreiche Stafford in solchem Zustande! Er bot mir den Gesandtschaftsposten in Petersburg an, sprach noch manches verworrene Zeug, bemerkte endlich, daß ich ihm nicht mehr antwortete, und hielt plötzlich inne. Eine Leichenblässe überzog sein Gesicht, er stand auf, wurde roth, ging im Zimmer auf und ab und rief: „Ha! Doktor! Ich sehe wohl — ich sehe —“

Hier sank er ohnmächtig nieder, und am folgenden Tage gaben alle Zeitungen die fürchterliche Nachricht von seinem Selbstmorde.

Wahrscheinlich erfüllte meinen armen Freund, in einem lichten Zwischenraum, das Gefühl des Verlusts seiner Verstandeskräfte mit Entsetzen, und er wollte lieber sich den Tod geben, als sich selbst überleben. Der Unglückliche!

So lebte in der grausamsten Pein, so endete durch seine eigene Hand einer der größten Männer seiner Zeit. Geringachtung der wahren, reinen Freuden des Privatlebens, unaufhörliches Streben nach Macht und Größe waren seine einzigen Fehler. Seine übermenschlichen Anstrengungen, um die Palme des politischen Ruhmes fest zu halten, haben ihn um Verstand und Leben gebracht; er hat das wahre Glück mit Füßen getreten, um einem eingebildeten Gute nachzujagen; er ist von der Höhe seines Ruhmes herabgestürzt, wie ein Adler, welcher, vom Blitze erschlagen, todt zur Erde fällt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Peter III. auf der Bühne.

Katharine ist in diesem Trauerspiele gar nicht, was sie wirklich war. Der Dichter hat ihr einen weichen, unthätigen, verschlossenen Charakter gegeben, der sie zu einer unbedeutenden Person macht. Vielleicht wollte er des Kontrastes halber alle heftigen Leidenschaften in dem Gemahle concentriren und ihm eine sanfte, aber nicht getreue Gemahlin gegenüberstellen. Eine Hauptperson ist Alexis Orloff, Bruder Georgs, des Günstlings der Kaiserin. Dieser verräth von Anfang bis zu Ende einen Haß gegen Peter, welchen der Dichter nicht hinlänglich motivirt hat. Georg selbst ist ein unschlüssiger Mann, wie er auch in der That war, und nur durch seinen Bruder wird die Verschwörung gegen Peter eingeleitet, besonders seitdem der trunkene Kaiser bei einem Gastmahle Georg Orloff verspottet und ihm ein Glas Wein ins Gesicht geschleudert hat. Alexis spricht sehr kräftige Worte, um seinen Bruder zum thätigen Mitwirken bei der Verschwörung zu bestimmen. Komisch, aber mit Wahrheit geschildert ist ein Auftritt zwischen Alexis Orloff und einem Gardeoffizier. Ersterer will diesen Offizier zum Mitschuldigen machen und forscht auf eine feine Art seine Gesinnung aus; der Offizier antwortet eben so fein, indem er nicht weiß, ob er es mit einem wirklich Unzufriedenen, oder mit einem Ausspäher zu thun hat. Katharine sucht ebenso die Gesinnung des jungen Pagen auszuforschen; da sich dieser aber zu ihren Füßen wirft und ihr schwört, ihr sein Leben und seine Liebe zu widmen, nimmt sie ihn in Freundschaft auf. Der Page begleitet sie nach Peterhof, wo der Kaiser sie verhaften läßt; Joan hört Lärm und glaubt, in einem einsamen Gange, der zum Gemache seiner Gebieterin führt, Fußtritte von Feinden zu vernehmen; er opfert sich für sie auf, wird verwundet und stirbt. Dieser Tod ist ganz unnöthig, und der Dichter hätte solch einen Luxus von Mordthaten ersparen können. Die vermeintlichen Feinde, denen er sich widersetzt hat und von denen er niedergemacht wird, sind noch dazu Freunde der Kaiserin, nämlich die beiden Orloffs und ihre Gefährten, welche zu ihrer Rettung erscheinen; ehe sie aber auftreten, überläßt sich Katharine dem bangen Gefühle eines baldigen Todes, da sie von dem wüthenden Peter nichts Geringeres zu erwarten hat. Bereits hat ihr der zornige Gemahl in öffentlicher Versammlung die Krone vom Haupte gerissen und seine Geliebte, Elisabeth, zur Kaiserin ausgerufen. Die verworfene und eingesperrte Katharine überdenkt alles Große und Herrliche, was sie für Rußland thun würde, wenn sie Alleinherrscherin wäre, und entwirft mit Begeisterung das Gemälde der künftigen Größe Rußlands. Diese Begeisterung in einem Augenblicke, da man befürchtet, von Feinden überfallen und gemordet zu werden, ist eben nicht sehr an ihrer Stelle; allein ein junger Dichter versäumt nicht gern eine Gelegenheit, solch einen Monolog anzubringen; wahrscheinlich schwebte ihm hiebei der Schillersche Monolog in Maria Stuart vor Augen; aber Schiller hat ihn auf eine ganz natürliche Art herbeigeführt, was Victor Escouffe nicht gethan hat. Das Blatt wendet sich zuletzt und Peter wird in demselben Schlosse, worin er die Kaiserin eingesperrt hatte, festgehalten, und die Verschwornen beschließen seinen Tod. Nun kommt der Gardeoffizier, den Alexis zuvor angeworben hatte, wieder zum Vorschein; dieser ist nämlich in der Zwischenzeit Kommandant von Peterhof geworden; ehe noch die Verschwornen über die Todesart übereingekommen, ladet der Offizier den abgesetzten Kaiser zu einem Gastmahle mit angeblichen Anhängern seiner Parthei ein und vergiftet ihn. Bald taumelt Peter auf die Bühne, leidet die fürchterlichsten Schmerzen und ruft den Tod herbei. Der rachsüchtige Alexis aber will die teuflische Freude haben, seinen Feind mit eigenen Augen leiden zu sehen, und Peter stirbt nach langem Wuthgebrülle. Dieser letzte Auftritt ist gräßlich; ich habe wahrlich keine Lust, Peter zum zweitenmale seinen Geist aushauchen zu sehen.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 6:

Erdball.

Räthsel.

Ich bin ein ehrlicher Gesell,
Bei Schönen wohl gelitten,
Und mangl' ich, suchen sie mich schnell,
Darf sie nicht lange bitten;
Wohlwollend sehen sie mich an,
Und denkt: ich bin nicht 'mal ein Mann.

Ich bin auf Erden mannigmal,
Im Wasser meist zu finden;
Ich glänz' im schön geschmückten Saal
Beinahe zum Erblinden;
Empfänglich für das Schöne bin
Ich ohne Herz und ohne Sinn.

Ich lehr' euch heimlich mit Geschick
In liebe Augen sehen.
Da kann ein Wink, ein Herzensblick
Herüber, hinüber gehen.
Dem wird oft warm, wenn Andre friert,
Wer diese Optik einstudirt.

L. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 2.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 13.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 16. Januar 1832.

Noch keinen sah ich fröhlich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streu'n.

Schiller.

Bajazet *).

Von Schlachtenthal zu Schlachtenthal
Zuckt Bajazet, der Wetterstrahl;
Heut schlägt er ein in Kermans Gluthen
Und morgen in des Isters Fluthen.

Athens uralte Götterpracht,
Stambul erzittert seiner Macht,
Natoli's reichste Fürsten spenden
Des Friedens Zoll mit vollen Händen.

Von schweren Zügen auszuruhn,
In Brussa's Hainen schweigt er nun,
Da weckt ihn längst ersehnte Kunde:
„Europa wider dich im Bunde!“ —

„„Nun schütze, heiliger Prophet,
Die Tempel, die ich dir erhöht;
Ich selber zieh' hinauf nach Norden,
Die Feinde deines Worts zu morden.““

Nikopolis, dort winkt zum Streit
Der höchste Herr der Christenheit,
Um ihn geschaart, gleich Ungewittern
Ein Lanzenheer von Frankenrittern.

Der Fürst der Pfalz, der Wallachei,
Der Ungarn Führer zog herbei,
Auch Hohenzollers treue Schaaren,
Und Baierns Heer, stark in Gefahren.

„Ihr Krieger, auf von eurem Sitz!
Sonst trifft euch Bajazet, der Blitz;“
Der Frankenritter Rosse traben,
Es fliehn die türkischen Asaben.

Die übermüth'gen Ritter schrein:
„Und stürzte selbst der Himmel ein,
Wir hielten ihn mit unsern Speeren!
Auf! Bajazet die Flucht zu lehren.“

Der aber hält in dunkler Pracht
Mit seiner Schaar am Hügel Wacht;
Jezt bricht er vor, jezt reißt die Glieder
Sein wetterleuchtend Zucken nieder.

Vergebens wehrt der Deutschen Muth
Des raschen Kämpfers wilder Wuth;
Denn ihm vereint, sie zu verderben,
Sich zürnend der Despot der Serben.

Die Fahne des Propheten weht,
Der Janitscharen Säbel mäht,
Es treffen mit den Wurfgeschossen
Die Spahis von den schnellen Rossen.

*) Aus dem dritten Bande der Bilder des Orients, von Henrich Stieglitz.

Digitized by Google

„Ruht nicht, ihr Würger, im Gefecht!
Mir nach! den Fall der Brüder rächt;
Mir nach! der Staub auf Gottes Wegen
Führt uns dem Paradies entgegen.“ —

Wie deckt die Ebne weit und breit
Die blut'ge Saat der Christenheit!
Wie sank im Dienst erhabner Tugend
Europa's heldenmüth'ge Jugend!

Und wie sein Rachedurst gestillt,
Blickt Bajazet auf das Gefild
Und jagt vom Siegerfeld im Westen
Gen Ost zu glühnden Freudenfesten.

Von Blüthen strozt sein Lebensbaum,
Er schwelgt in neuer Siege Traum;
Da droht der Ost mit schwarzen Wettern
Die volle Krone zu zerschmettern.

Auf blutgetränktem Siegerpfad
Ist Timurs Heeresstrom genaht;
Der große Wolf an ihrer Spitze
Beut Trotz dem löwenmüth'gen Blitze.

Nun sieht Angora's üppig Feld
Den Kampf der Herrschaft um die Welt;
Des Tatars Schlachtdrommeten blasen,
Des Türken Trommelwirbel rasen.

Auf beiden Seiten glühn im Streit
Die Kaisersöhne kampfbereit,
Auf beiden Seiten fegt in Massen
Der Tod der Kämpfer dichte Gassen.

Heiß zuckt im Kampf der Wetterstrahl,
Doch Timurs Lager ohne Zahl
Speit für die hingestreckten Horden
Ein neues Heer zum grausen Morden.

Er selbst, der graue Würger, hinkt
Durch's Lager hin; wild grinsend winkt
Sein Blick zum Kampf, und heulend fegen
Die Tausende dem Feind entgegen.

Der Huf der Elephanten stampft
Auf Türkenleibern, hochauf dampft
Im warmen Blut ein Berg von Leichen,
Doch keiner will dem andern weichen.

Jezt dringt der Kern der Türken vor;
Umsonst! sie prallen ab vom Thor,
Wo der Tataren Räderwagen
Ein undurchdringlich Bollwerk ragen.

Jezt schwankt des Kampfes Wechselspiel,
Wo Mustafa am Hügel fiel;
Durchbohrt vom Pfeile der Tataren,
Sinkt dort der Kern der Janitscharen.

Und immer wilder wogt die Schlacht,
Und schwärzer gähnt des Todes Nacht;
Es würgen die gereizten Sieger
Des löwenmüth'gen Sultans Krieger.

Der Löwe selbst, von Wuth entbrannt,
Ist in der Feinde Schwarm gerannt,
In ihrem Fleisch den Zahn zu wetzen;
Und keiner wagt ihn zu verletzen.

Doch wie vom Kampfe matt sein Arm,
Umzingelt ihn ein dichter Schwarm
Und wirft — gewürgt sind die Begleiter —
Ein Netz um's Haupt dem kühnen Streiter.

Sie schleppen ihn zu Timurs Zelt,
Den Herrn der Welt zum Herrn der Welt;
Ein Eisenkäfig — düstre Kunde! —
Umfängt den Herrlichen zur Stunde.

Den prächt'gen Löwen, stolz und stumm,
Schleppt nun der Wolf mit sich herum;
Das Auge voll von Ungewitter
Blizt durch das dunkle Eisengitter.

Da zehrt und zehrt er nun voll Schaam
An seiner Schmach, an seinem Gram;
Da wühlt und wühlt er heiße Schmerzen
Hervor aus todeswundem Herzen.

Er brüllt mit unheilvollem Schall
Sich selbst und seiner Söhne Fall,
Bis er in qualdurchzucktem Beben
Hat ausgebrüllt sein Heldenleben.

In Brussa's Hainen ruht er nun,
Von schweren Zügen auszuruhn;
Doch wenn der Schlachten Wetter schwellen,
Siehst du den Blitz sein Grab erhellen.

Lafayettes Salon.

(Fortsetzung.)

Wer von einem Balle kömmt, findet in diesem Salon den allerauffallendsten Kontrast. In diesem literarischen Boudoir ist es todtenstille; auf den dicken Teppichen, den prachtvollen Bärenfellen knarrt kein Stiefel, kein Tanzschuh. Um den merkwürdig dekorirten Theetisch

lehnen auf Sophas die Auserwählten des Salons, Maler, Dichter, Journalisten, Gelehrte, Gesetzgeber und Gesetzkundige, unterhalten sich halblaut, oder hören, ohne dieß jedoch merken zu lassen, einem Redakteur des Figaro zu. Dieser, nachläßig gekleidet, lang und schmächtig, steht, der Uhr den Rücken zugekehrt, die Rockschöße in den Händen, ganz allein am Kamin und wärmt sich. Ein wahres Vergnügen, ihm zuzuhören: er spricht in der That vortrefflich, ist ein verwegener Kritiker, feiner Spötter, jedes Schriftstellers guter Freund. Dabei aber weiß er den mächtigsten literarischen Ruf in haarkleine Stücke zu zerreißen; paradoxirt, disputirt nach Herzenslust über alle Systeme, die er, wie man die Hand umkehrt, über den Haufen wirft und sofort wieder aufbaut; das Alles nur um des Behagens willen, den Zuhörer im Zweifel zu lassen, ob er ihn nicht zum besten gehalten. In einer Ecke des Salons, dem Vorhange, der uns eingelassen, zur Seite, befindet sich ein großer Tisch, wie in den Leselabinetten, mit einer Lampe. Er ist mit aufgeschichteten Büchern, Journalen und einem Dutzend durcheinanderliegender Karrikaturen bedeckt. Die Etiquette heischt, daß man diesem Tische einen Besuch abstattet, verbietet dagegen, wie solches der Mangel an irgend einem Sitze andeutet, sich daselbst niederzulassen. Stehend also nehmen wir ein Buch, blättern es, mit der Miene eines Mannes, der den Inhalt bereits kennt, der Alles gelesen, Alles gesehen, flüchtig durch. Dann schlürfen wir ganz langsam unsere Tasse Thee und speisen unser Butterbrod. Wir fassen nun Muth, und hören der Unterhaltung zu. Muth bedarf es dazu, das habe ich erfahren! Ich weiß den ganzen Salon, so zu sagen, auswendig, kenne die Zahl seiner großen herrlichen Spiegel, vor denen man nicht einmal gähnen kann, ohne daß alle Welt es sieht. Ich sah das Piano immer geschlossen, die Harfe stets in ihrem grünen Ueberzuge ruhen; sah die gutmüthige, sanfte Frau vom Hause, zu meinem größten Bedauern, zweimal in der Woche im Kreise betäubender Schönredner der Folter preisgegeben; hörte die guten Herrn die arme junge Frau mit eitel Politik bestürmen, sah Cormenin auf der einen, Mahül auf der andern Seite in die Gepeinigte dringen, daß sie sich für die äußerste Rechte oder das linke Centrum entscheide.

Noch einmal, Salons sind mir ein Gräuel; Soiréen, alle in diesem Winter aufgesproßten aristokratischen Reunions sind mir in den Tod zuwider, sie langweilen mich, machen mich krank; ists meine Schuld? „So gehen Sie nicht hin, unerträglicher, grämlicher Mensch!“ wird es heißen. Amen!

Einen Salon indeß stelle ich mit den übrigen durchaus nicht in eine Klasse; ja, dieß ist mein Salon. Leser, habt Ihr diesen Winter etwa einen Ball, wo Ihr nicht tanzen könnt, ein Konzert, in dem falsch gesungen wird, und ists gerade ein Dienstag, so laßt in Gottes Namen Ball und Konzert im Stiche, und fahrt Rue d'Anjou Saint-Honoré, zu General Lafayette.

Hier herrschen Freiheit, Behaglichkeit, trauliche Herzensergießung; hier gibt es keine raffinirten Formen, keine superlativen Konvenienzen, keine Etiquette, keine ceremoniösen Präsentationen, nur ganz einfache Höflichkeit, ganz einfache Rücksichten, nichts mehr, nichts weniger. Lafayettes Salon ist ein öffentlicher, ein universell intimer Cirkel, in den der Freund den Freund, der Sohn den Vater, der Reisende seinen Kameraden einführt. Jeder kommt nach Belieben, zur beliebigen Stunde, und geht, wann es ihm beliebt. Hier finden alle Länder, alle Klassen der Gesellschaft sich zusammen, vermischen sich, bieten sich die Hand. Hier hat ganz Frankreich, ganz Europa seine Deputirten, hier begrüßt Amerika Washingtons Freund, hier huldigen alle Liberalen, alle Proscribirten der Welt dem Priester der triumphirenden oder besiegten Freiheit.

Welcher Gelehrte, Dichter, Historiker, Soldat möchte in Paris gewesen seyn und nicht sagen können: „Ich war bei Lafayette!“ Wen kann die Besorgniß, bei diesem Manne sich nicht an seiner Stelle zu finden, von solchem Besuche abhalten? nur etwa den Unredlichen, den schlechten Bürger; wen sonst aber? Prinzen und Herzoge, Marquise und Grafen und Barone? Lafayette ist Marquis von altem Adel; seine Gemahlin war eine Erbin der Noailles; erscheint nur! ihr vergebt euch wahrlich nichts in diesem Salon! Männer des Volks, Handwerker, Künstler, junge Leute ohne Namen und Vermögen? Lafayette ist der Mann des Volkes, unterzeichnet nie anders, als Lafayette; kommt nur zu ihm, habt keine Furcht, er wird euch nicht beschämen. Dem Armen, wie dem Reichen, dem Rotürier, gleich dem Edelmanne bietet er die Hand, und das nicht aus Berechnung, wie so viele Ex-Gentilshommes, die ihn nachäffen, nein, ehrlich und biederherzig. Den Greis, der in eurer Liebe, im Enthusiasmus, den er euch einflößt, sich glücklich fühlt, umstürmt die laut durcheinander redende, lachende, lärmende, vor seinen Augen sich erhitzende und wieder aussöhnende Menge.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, December.

Zweiter Brief.

Die Nationalgarde. Die Fortifikation.

Die Nationalgarde Lyons, welche gleich nach der Julirevolution in einem kritischen Moment die Ruhe und Ordnung in der Stadt bewahrte, spielt bei unsern neuesten Er-

eignissen durch ihre Lässigkeit und ihr Nichteinwirken eine zu bedeutende Rolle, um hier nicht einen Augenblick besprochen zu werden. Sie begann mit einer etwas schwülstigen Adresse an den hôte glorieux, an den Citoyen des deux mondes, an den würdigen Lafayette. Die drei Legionen Lyons selbst waren 12,000 Mann stark. Dazu kamen noch zwei Legionen, 8000 Mann stark, aus den Vorstädten Guillotière, Croix-Rousse und Vaise, also zusammen 20,000 Mann. An der Spitze dieser ansehnlichen Masse standen größtentheils ehemalige Offiziere. Schon Ende Augusts konnte auf dem Bellecourplatz eine Musterung seyn, wo mich die kaum eingekleideten Truppen durch ihre gute Haltung in Erstaunen setzten. Das Uebel aber, welches die Zahl der Pariser Nationalgarden verringerte und die Bürgerpflicht, die Waffen für Aufrechthaltung der innern Ordnung zu tragen, auch bei dem besten Willen beschwerlich machte, nahm auch hier schnell überhand. Ich meine den thörichten Luxus in der Kleidung und sonstiger Ausschmückung. Da mußten theure Musikbanden angestellt und wie Theatersoldaten geputzt werden. Dies schmeichelte der Eitelkeit der Reichen und Wohlhabenden, den Unbemittelten aber war es drückend. Die Nationalgardenspielerei ward auch bald so groß, daß alle Würde dieses edeln Instituts verloren ging. Den höchsten Grad erreichte sie, als voriges Jahr der Herzog von Orleans hierher kam; da war des Nach- und Vorreitens, des Paradirens und Banketirens kein Ende. Viele Unbemittelte steckten sich dadurch in Schulden, und Frau und Kinder mußten zu Hause entbehren, damit der Herr Wind machen konnte. Am ärgsten war dies in der armen, gewerbfleißigen Croix-Rousse und in der Guillotière. Dies Jahr wäre das Elend dieser Leute nicht so groß und drückend geworden, wenn sie im vorigen nicht so viele thörichte Ausgaben gemacht, sondern für sich und die Ihrigen hübsch gespart und einen Nothpfennig auf die Seite gelegt hätten. Davon haben aber wenige Franzosen einen Begriff.

In genauester Beziehung mit der Nationalgarde stand die dem General Fleury vom Genie und dem Marechal-des-Camp Hulot, als Kommandanten der 19ten Militärdivision, übertragene Befestigung der Stadt, besonders der Höhen der Croix-Rousse und der Guillotière, desgleichen der Straßen von Genf und von Bourg. Dies war in der Zeit, wo man eine Invasion von Seiten Oesterreichs und Sardiniens fürchtete. Diese Vorsicht war sehr nöthig, denn Lyon liegt bekanntlich an dem Zusammenfluß zweier bedeutenden Ströme, und ist der Knoten der Hauptverbindung der Hauptstadt und ganz Mittelfrankreichs mit dem Süden. Es wäre ein großer Mißgriff, unsere Stadt vertheidigungslos zu lassen; denn der thätige Feind würde seine erste Bewegung nach ihr richten, und wenn er sie genommen, nicht nur Kontributionen aller Art erheben, sondern auch eigene Befestigungen daselbst anlegen, um sich im Besitz dieses für ihn sehr wichtigen Punktes zu erhalten, weil er da — in Frankreichs zweiter Stadt — nicht allein unermeßliche Hülfsquellen finden, sondern auch eine militärische Position von der größten Wichtigkeit für seine fernern Operationen inne haben würde. Diese Gefahr mußte vermieden werden. Es handelte sich aber nicht darum, aus Lyon einen eigentlichen Kriegsplatz zu machen, wodurch Handel und Gewerbe unendlich würden gelitten haben, und wovor unsern Fabrikanten und Kaufleuten natürlich sehr bange war; sondern es sollten nur leicht zu vertheidigende Werke angelegt werden, die lange widerstehen, und wodurch die bewaffneten Einwohner, von wenigen Linientruppen unterstützt, nicht nur feindliche Streifkorps, sondern auch ganze Armeekorps von ihrer Stadt abhalten könnten. Diese Befestigungsarbeiten waren auch dadurch sehr nützlich, weil sie einer Menge brodloser Arbeiter Beschäftigung und Verdienst gaben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, December.

(Beschluß.)

Kritik und Theaterfreiheit.

Solche scheußliche Scenen können nur einem jungen Dichter behagen, welcher glaubt, man müsse das verwöhnte Publikum heftig angreifen; allein das Publikum des Théâtre français ist nicht dasselbe, welches auf den Boulevardstheatern die gräulichen Melodramen aufführen sieht. Es liebt die Darstellung edler Leidenschaften, und den Dichter soll das Gefühl des Großen und Schönen nie verlassen. Gegen das Ende der Aufführung ertönten daher auch die mißbilligenden, den Ohren der Verfasser so widerlichen Pfeifchen, und der Name des Dichters ward von dem Schauspieler, welcher Peter III. dargestellt hatte, bald unter Beifall, bald unter Mißbilligung bekannt gemacht. Es schien mir, als ob der mißbilligenden Stimmen mehr wären, als der zufriedenen. Das Stück wird seitdem wöchentlich einigemale aufgeführt, jedoch ohne großen Zulauf zu erregen. Der junge Dichter hat Manches zu lernen, wenn er sich auf der ersten tragischen Bühne Frankreichs einen dauernden Ruf erwerben will. Freilich kann ein 19jähriger Jüngling noch Vieles bessern, und vielleicht werden die reifern Früchte des Dichtergeistes Victor Escousse's dereinst Epoche machen; bis dahin wird er Dichtern von reinerm Geschmacke und reiferm Urtheile weichen müssen. Von den unedeln oder unpassenden Aeußerungen im Stücke, deren mehrere ein lautes Murren im Publikum erregten, will ich nicht sprechen; denn solche Fehler lassen sich leicht verwischen, und meistens verbessern die Pariser Dichter dergleichen Mißgriffe zwischen der ersten und zweiten Aufführung; das Publikum ist hier der beste Censor, und eines andern bedarf es nicht, es seyen denn die Theaterkritiker, deren immer ein Dutzend den ersten Aufführungen beiwohnen und am folgenden Tage nicht ermangeln, dem Dichter in den Tagblättern seine Fehler vorzuhalten; das dem Publikum Entgangene wird von dem Späherauge dieser Kritiker scharf bemerkt und gerügt. Die erworbene Theaterfreiheit bringt es übrigens mit sich, daß man die heimliche Geschichte fremder Länder eben so frei behandelt, wie die französische, und sollte sich der russische Gesandte darüber beschweren, was er aber wohl bleiben lassen wird, so würde man ihn fragen, ob nicht auch die Dubarry und andere Serailgeschichten des französischen Hofes auf die Bühne gebracht worden seyen; ja Ludwig Philipp könnte fragen, ob man ihn selbst geschont habe, da man die Veränderungen, welche er im Tuileriengarten vornimmt, und die mehr Lärm in Paris verursachen, als sie verdienen, zum Gegenstande eines kleinen Vaudevills: Les fossés des Tuileries, gemacht hat, worin diese Veränderungen beißend durchgehechelt werden. So lange nichts Unmoralisches beabsichtigt wird, muß der Theaterdichter dieselbe Freiheit genießen, wie der Journalist. Dies ist jetzt das herrschende Prinzip in Paris, und wahrscheinlich wird die Theaterfreiheit eben so fest begründet werden, als die Preßfreiheit. Es hätte sich auch wahrlich nicht der Mühe verlohnt, zu revolutioniren, wenn dadurch nicht Freiheit in Allem erworben worden wäre.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 14.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 17. Januar 1832.

Ihr Grillenfänger fallt uns heut
Zu Rede stehn, mit Deutlichkeit,
Und nicht mit dunklem Wesen.

Goethe.

Psychologische Briefe von Fichte.

(Fortsetzung.)

3.

Der erste Schritt zu einer richtigern Ansicht des Verhältnisses von Leib und Seele ist geschehen, seitdem man das Vorurtheil einer Entgegensetzung, einer wahrhaften Zweiheit zwischen beiden hat fahren lassen. Die Seele ist nur wirklich in leiblicher Existenz, aber umgekehrt auch kein leiblicher Organismus ohne Beseelung. Freilich hätte man damit auch andere Konsequenzen aufgeben sollen, welche noch in den meisten Physiologien und Seelenlehren hartnäckig haften, namentlich die Vorstellung von einem besondern Sitze oder Organe der Seele. Man sucht noch immer eine bestimmte Stelle im körperlichen Organismus, wo er, gleichsam für sich ein Bruch oder ein fragmentarisches Daseyn, um sich zu ergänzen, hinauslangen muß in die schlechthin entgegengesezte Welt des Geistes, die, wie man es auch sich denke, nimmer die lezte Einheit, den Abschluß ihm zu geben vermöchte, vielmehr solche Einheit völlig an ihm aufheben würde. Aus so Entgegengesetztem gepaart, wäre der Mensch vielmehr das höchste aller Räthsel und Widersprüche. Hier schlägt nun ferner, eben so seltsam und unbegreiflich, der Blitz eines Jenseitigen in die Welt des Körperlichen herab, der fremde Strahl des Geistes läuft am Leiter des Nervensystems auf und nieder, und dieß nennen wir Beseelung, Einheit von Seele und Leib: — eine verkünstelte Hypothese, deren Unverständlichkeit jeder sogleich anerkennen würde, wenn man nicht durch langes Vorsagen und Wiederholen sich daran gewöhnt hätte, nichts Deutliches mehr dabei zu denken. Aber gleich die nächsten Folgerungen verwickeln sie in unauflösliche Schwierigkeiten. Hiernach empfindet nicht der materielle Leib, sondern die Seele; offenbar aber nur an der bestimmten Stelle, zu welcher die Nerven jene Empfindung ihr zuführen. Warum wird dennoch ein Stich im Finger dort empfunden, und nicht im Nervencentrum des Gehirns, an der allein seelischen, also empfindenden Stelle? Führt man, wie gewöhnlich, dagegen an, daß die Koncentration aller Empfindungen und Sensationen an Einer Stelle jene verwirren müßte, was wir zugeben, so wird dadurch nicht erklärt, warum es sich so verhalte, sondern nur mittelbar behauptet, daß es sich nicht also verhalten könne. Nach dieser Ansicht ist ferner der Leib die materielle, ihr unähnliche Hülle der Seele, ein geringes, widerstrebendes Gewand, das sie umgeworfen — Ausdrücke, die vornehmlich jezt mit absonderlichem Nachdrucke wiederholt werden, seitdem Pietismus und eine verdüsternde Ascetik sich in diese Studien zu mischen anfängt. — Wie kommt es aber doch, daß die Seele von diesem Widerstreben, von diesem Kampfe Nichts empfindet, außer in krank hypochondrischer Vorstellung, die fürwahr weder zur unbefangenen Beobachtung, noch zur Darlegung der wahren Natur der Sache geeignet ist? Je kräftiger und gesunder vielmehr der Geist,

Digitized by Google

je näher das Individuum dem menschlichen Normalzustande bleibt, desto fröhlicher tritt die Einheit jener beiden Gefährten hervor, was nach jener Lehre gerade umgekehrt sich verhalten müßte, wo nur der verworfenste Geist also sich könnte herabziehen lassen in das Irdische, um das Lästige seiner sterblichen Bedeckung nicht zu spüren. Ist aber der Leib nur die Hülle der Seele, wie Ihr sagt, — woher geschieht es denn, daß er ihr dennoch Nichts verhüllt, sondern gar durchsichtig die ganze Außenwelt auf sie einströmen läßt? — Und der Mensch, das Meisterstück der sichtbaren Schöpfung, die freieste, wundervollste Harmonie tief verschlungener Kräfte, bliebe nichts anders als ein mühsam zusammengezwungenes Gespann entgegengesezter Wesen, die, auch einmal zu einander gesellt, immer wieder sich auseinander drängen müßten aus ihrer widernatürlichen Verkettung? Zwar weiß man auch darauf allerlei komplicirte Antworten zu geben; indeß ist es, nach Lessing, etwas Anderes, zu antworten auf einen Widerspruch, und ihn zu beantworten. Wer sieht nicht, daß diese gesammte Grundansicht an einer Ungereimtheit leidet, die Natur und Wirklichkeit nicht kennt? Wäre der Widerspruch vorhanden, dann müßte er freilich gelöst werden, und jene Antworten, befriedigend oder nicht, wären als Versuche wenigstens am Platze. So beruht er aber auf einer reinen Erdichtung, und wir lassen ihn nur darum fallen, weil er in Wahrheit gar nicht existirt. So ist es aber nur allzuhäufig! Hat sich einmal nach hergebrachter Meinung und herrschenden Vorstellungen eine Theorie festgesezt, so läßt man eher die Natur sich selbst widersprechen, als daß man gründlich von ihr abließe.

Gegen solche zerrissene und beidlebige Psychologie gehalten, ist nun der entschlossenste Materialismus wenigstens durch seine Konsequenz achtbar. Gall hat es ausgesprochen, daß das Denken eben so für eigenthümliche Funktion des Hirns anzusehen sey, wie dem Magen das Verdauen, der Lunge die Oxydation des Blutes zukommen. So wäre freilich die Seele, selbst die Einheit des Ich nur Produkt der Organisation, was doch, wie ungenügend auch bei tieferer Erwägung es bleibt, wenigstens in sofern einen haltbaren Gesichtspunkt zuläßt, als der Gedanke der Einheit übrig geblieben ist. Wird diese indeß daraus mit fortgenommen und unverbrüchlich festgehalten, so möge man verstatten, die materialistische Ansicht gerade auf den Kopf zu stellen. Jene Materie, die nach Euch Alles seyn soll — was ist sie selbst nach Eurer eigenen Meinung? Ein Aggregat von Atomen, woraus Ihr sie bestehen laßt, kennt weder die Erfahrung, wie Ihr selbst es gesteht, noch gibt die unbefangene Forschung davon Zeugniß. Die Erscheinung, die man Materie nennt, kann überhaupt nur betrachtet werden als Produkt eines im Raume fort und fort Wirksamen. Daher, bei ihrem Beharren, dennoch hinwiederum ihre stete Veränderung. Wie aber ein Aggregat todter Einzelnheiten durch ihr bloßes Zusammen Wirksamkeit (Kraft), und zwar in jener doppelten Beziehung, des Beharrens und der Veränderung, erhalte, ist nicht einzusehen. Deßhalb war man genöthigt, diese Atome mit zwei neuen Fiktionen auszustatten, mit der Kraft der Anziehung und Abstoßung zugleich. Aber auch abgesehen von diesem Widerspruche, ist es doch eigentlich auch nach dieser Ansicht nur die Kraft der Anziehung und Abstoßung, welche das Phänomen der Undurchdringlichkeit, d. h. die Materie erzeugen soll. Was bedarf es denn also nun noch jener überflüssigen Atome, oder vielmehr, was gibt ferner noch Zeugniß für sie, da der erste Grund ihrer Annahme, wie ein unnützes Baugerüst, jezt niedergefallen ist? Wären sie auch nicht, das Phänomen bliebe, auch nach der von Euch gegebenen Erklärung, immer dasselbe.

So ist auch hier zunächst eine unerwiesene Behauptung abzuthun, und an die Stelle derselben tritt der einfache Gedanke mannichfaltiger, urwirksamer Kräfte, die sich entfaltend, jede in eigenthümlicher Weise, dadurch zugleich räumliche und im Raum beharrliche (widerstehende, ihn füllende) werden. Sie sind selbst nicht im Raume, sondern sie erzeugen ihn in gewissem (nachher näher zu bezeichnenden) Sinne, und einen leeren gibt es eben nicht, womit wir denn die ersten und einzigen Elemente gefunden hätten, daraus die Welt zu erbauen.

Zunächst bedürfen wir jedoch einiger metaphysischen Vorerörterungen, welche ich Ihnen indeß bei etwas Aufmerksamkeit vollkommen annehmlich zu machen hoffe. Es ist bloßes Vorurtheil oder ein träger Stolz unserer Schulphilosophen, wenn sie behaupten, daß das wahrhaft Spekulative unverständlich sey, und deßhalb der gemeinsamen Fassung unzugänglich bleiben müsse. Wehe vielmehr der Philosophie, wenn es sich also mit ihr verhält! Das wahre Philosophiren ist die völlige Einkehr in sich selbst, die tiefste und reinste Selbstbesinnung auf die Wahrheit, die in unserem Bewußtseyn mannigfach umhüllt und verwachsen, jedoch urkenntlich niedergelegt ist, und die also ausgesprochen für sich selbst redet. Kann man diese in einer einzelnen Philosophie nicht wieder erkennen, so möchte hierin das schwerste Urtheil über sie liegen, mit welcher Kraft und Konsequenz dieselbe auch äußerlich gerüstet wäre.

Lafayettes Salon.

(Beschluß.)

Auf diesem rauschenden, mit keinen Teppichen belegten Parketboden seht ihr alle politischen, wissenschaftlichen, literarischen, populären Celebritäten der Hauptstadt in

Digitized by Google

beschmuzten Stiefeln, Seidestrümpfen, Schuhen, Uniformen, zugeknöpften Ueberröcken, abgängigen Fracks, Alles in buntem Treiben durch einander. Glaubt ja nicht, daß die ganze Gesellschaft im Wagen hergekommen. Indeß wimmelt die Straße von Landau's, Coupés, Calechen, Tilburys, und Kutscher und Lakaien drängen sich unten am Eingange und auf den Treppen. Aber bei weitem die meisten sind in Omnibus, sind zu Fuß gekommen. Was kümmert Lafayetten, wie ihr gekommen, wenn er euch nur sieht, nur weiß, daß ihr mit dem Volke es ehrlich meint. Erst das Volk, dann Frankreich, dann, wenn ihr wollt, er selbst; vom Volke sprecht nichts Uebles, von ihm mögt ihr in seinem eigenen Hause Schlimmes sagen, er grollt euch darum nicht.

Ich liebe Lafayette. Sage ich Jüngling zu mir selbst: Du bist schon alt, enttäuscht, fühlst tiefen Widerwillen gegen Alles; sage ich mir, die Brust von Schmerz, das Auge von Thränen geschwellt: nützlich zu seyn, erheischt Kraft, in unsern Zeiten ist der Schwache unnütz, schadet sogar; erfüllen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mich nur mit Entsetzen: dann erhellt die finstere Nacht der einzige Gedanke, der mich tröstet: Lafayette! In trüben Abendstunden sucht sein Bild mich heim, tröstet mein Herz und ermuthigt meinen Geist. Ich erfasse mit Innigkeit das theure Bild; diese Größe und Majestät, diese heitere Stirne, dieser unendlich milde Blick, diese sonore Stimme, die ins innerste Gemüth dringt! „Fasse Muth, mein Sohn," spricht sie zu mir, „traure nicht, die schönen Tage kehren wieder!" Ich entschlummere, und Lafayette und Freiheit umschweben mich in goldenen Träumen.

Das Zimmer, in dem wir sind, ist der Speisesaal, einfach, eines Republikaners würdig. Der Mann mit dem bräunlichen Teint, grau angeflogenem Haare, lebendigem, geistreichem Auge, der dort am Büffet lehnt, ist der berühmte Mauguin, erster Advokat des Pariser Barreaus, Frankreichs Brougham: er erzählt die Begebnisse auf dem Rathhause nach dem 29ten Julius. Der ihm zur Seite Sitzende, düster und trübsinnig, ernsten, strengen Wesens, ist Eusebe Salverte. Jener Römerkopf mit den hochstrebenden Zügen, eine antike Büste, ist Odilon Barrot. Hinter dem großen Redner erblicken wir das gutmüthige, offene Antlitz des bescheidenen Audry de Puyraveau, jenes unerschrockenen Volksrepräsentanten, der so hochherzig seine Behausung zu den Versammlungen in den drei glorreichen Tagen hergab, der, indeß gewisse seiner Kollegen, die sich jezt gewaltig brüsten, ihre Häupter gar klüglich bargen, das seine für die Freiheit wagte. Jener große, hagere Mann, mit mächtigen, hohen Schultern und dem Adlerblicke, ist General Lamarque.

Mitten im Salon befindet sich eine dicht gedrängte Gruppe. Alles hebt sich auf den Fußspitzen empor, und: „da ist er!" flüstert's im ganzen Kreise. Es ist Lafayette mit seinem Generalstabe von Freunden, imposanter und ehrenwerther, als irgend ein Hofstaat mit seinen Stickereien und Epauletten. — Man erwarte von mir kein Gemälde Lafayette's; seine Züge sind populär geworden und seine Tugenden gehören bereits der Geschichte an. Ihm zur Rechten ist Dupont de l'Eure, zu seiner Linken Charles Comte.

Woher aber neben den beschriebenen Männern so viele flache, schielende, widrige Gesichter? wer führt sie ein? wer sagte ihnen: kommt! und wozu? Tückisch umkreisen sie den herrlichen Greis, der gutmüthig und zutrauensvoll ihnen zulächelt. Sie verrathen, höhnen ihn im Stillen; diese Menschen sind es, die draußen ausposaunen: Lafayette sollte doch seine Gesellschaft besser wählen; die, nachdem sie ihm seinen Händedruck abgestohlen, erzählen, er werfe ihn weg. Es ist dies verdrießlich, kann aber nicht befremden: des Generals Salon steht aller Welt offen; kein Thürsteher fragt nach dem Namen und nennt ihn der Gesellschaft. Dem Gewissen eines Jeden ist es anheimgestellt, zu kommen oder wegzubleiben; aber wie Viele haben Gewissen?

Das zweite Zimmer ist der eigentliche Salon: zwei Kanape's, einige Stühle, zwei Spiegel; ein geringer Kaufmann würde sich des bescheidenen Geräthes schämen. Aber welch lieblicher Blüthenkranz junger Frauen und Mädchen, Lilien und Rosen, aus ihren schönen, sanften Augen spricht ihre Seele; in ihrer Mitte die reizende Comtesse Belgioso, eine flüchtige Italienerin, die in Frankreich dem Glutverlangen nach Freiheit und Vaterland fast erliegt; Modena's Regent hat ihren Gemahl geächtet; dort Miß Opie, die amerikanische Quäkerin, deren Kopfputz ein Lächeln erregen könnte, wenn sich dies mit der Achtung vertrüge, die ihr edles Profil gebietet. Der mit so gespannter Aufmerksamkeit ihren Worten lauscht, ist Victor de Tracy, des Generals würdiger Zögling.

Daneben treibt sich eine kleine Wolke junger Leute umher; sie tragen Schnurrbärte und grollen der Gegenwart und der Vergangenheit. Diese armen Salon- und Estaminet-Republikaner, Advokaten ohne Prozesse, Aerzte ohne Kranke, revolutioniren aus Mangel an Beschäftigung; ihr eifrigstes Streben ist, in den Assisenregistern oder denen von Sainte Pelagie ihre Namen prangen zu sehen. Wer dieselben zu wissen wünscht, den verweise ich dorthin, und bitte den lieben Gott, daß er mit derlei Revolutionärs uns gnädigst verschonen möge; denn sie gerade könnten die beste Sache verderben.

Ehrsüchtige Egoisten, die Lafayette's Popularität erbittert, was vermögt ihr gegen diesen Mann? Seine Fehler stammen nicht, wie die eurigen, aus dem Herzen; er bekennt sie, wirft sie sich vor; ihrer gedenkt

Digitized by Google

Niemand außer euch und ihm. Versucht daher nicht, auf den Trümmern seines Ruhmes den eurigen zu gründen. Nur zwei Namen in Frankreich leben ewig: Lafayette und Napoleon!

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, December.

(Fortsetzung.)

Der Herzog von Orleans in Lyon.

Sehr zu bedauern war, daß des Obristen und Artilleriekommandanten Alphand Vorschlag, in Lyon eine große Gewehrfabrik anzulegen, nicht zur Ausführung kam. Da die Gewehrfabrikation durch die Julireignisse frei geworden war, so schlug er den Lyonern vor, sich dieses sehr einträglichen Industriezweigs zu bemächtigen, aus St. Etienne und Tulle Arbeiter kommen zu lassen, die mit der Fertigung von Flintenläufen, Schlössern, Bajonnetten und eisernen Ladstöcken ganz vertraut wären, und von ihnen die geschickten Eisenarbeiter in Lyon zu dieser Arbeit abrichten zu lassen, was keine großen Schwierigkeiten gehabt hätte. Auch zur Schäftung der Gewehre wären die Tischler leicht geübt worden. Alles Hauptmaterial dieser Fabrikation: Eisen, Kohlen, Nußbaumholz u. s. w. findet sich ganz in der Nähe. Es wäre demnach nicht schwer gewesen, in Kurzem täglich tausend Gewehre zu liefern; die Sache kam aber nicht zu Stand. Dies wurde in Paris so gefartet, damit die große Gewehrbestellung in — England gemacht werden konnte.

Von der Hierherkunft des Kronprinzen, Herzogs von Orleans, hofften wir viel Gutes. Er sollte das Schroffe, Ungleichartige und Feindliche ausgleichen, das in Menge bei uns vorhanden ist. Er sollte der neuen Ordnung der Dinge und der neuen Dynastie Zutrauen gewinnen. Der junge, liebenswürdige Prinz that auch sein Mögliches; aber das offen oder heimlich Entgegengesetzte befreundet sich nicht so schnell, nicht in vier Tagen; dazu gehört auf jeden Fall mehr, als verbindliche, schöne Worte, so viel diese auch in Frankreich gelten. Der Prinz kam am 18. November vorigen Jahres. In meiner vorjährigen Korrespondenz erzählte ich von Lafayette's Empfang und Triumph bei uns, der das Wetterleuchten der Julitage war; denn es sprach sich da der ächte Sinn der Nation im Gegensatz mit dem der Regierung aus, die ihr Volk nicht mehr verstand und sich in offene Opposition mit ihm setzen wollte. Der Empfang des Prinzen hatte einen ganz andern Charakter; da war kein Partheisinn, der sich laut und hörbar aussprechen wollte, sondern es waren nur Accente Eines Sinnes, Einer Hoffnung, und diese Hoffnung war schöner Erfüllung nahe. Ein anderer Unterschied lag in der Persönlichkeit des Gefeierten. Dort war es ein edler, zwei Welttheilen mit Ruhm angehörender Greis, der Freund Washingtons, halb eine Mythengestalt aus der Vorzeit, halb der rüstige Bannerträger unserer Tage. Hier war es ein junger, hübscher Prinz in glänzender Husarenuniform, der auf Gottes Welt noch nichts gethan hatte, als aus der öffentlichen Schule, unbewußt, fast schlafend ein Diadem zu empfangen. Er war aber der Sohn und Thronerbe des Königs, auf den Alle hoffend und vertrauensvoll sehen und der an der Pforte einer neuen, bessern Zeit steht. Daher ist der grenzenlose Jubel erklärlich, mit dem der Prinz überall, auf dem Land und in der Stadt, empfangen wurde. Daher erklärt sich auch der Ton, in dem oft zu ihm gesprochen wurde. Alles bezog sich auf den Vater, und nur manchmal kamen Bemerkungen vor, die ihn selbst angingen. Davon nur ein Beispiel. In der spätern Eröffnungssitzung der Pairskammer, wo die lächerliche Scene mit den alten versteckten österreichischen Fahnen vorkam, sprach der Prinz seine Kriegslust und seinen Appetit, sich in fremde Angelegenheiten zu mischen — in die sympathies nationales — zum erstenmal öffentlich aus. Sie war aber in Frankreich schon früher bekannt. Da dieser Sinn nun den ernsten und besonnenen Lyonern gar nicht behagt, so sagte der Maire Prunelle gleich beim Empfang zu dem Prinzen unter andern einhüllenden Redensarten: „La soif de la guerre est heureusement éteinte. Un fol enthousiasme n'entraine plus les nations sur les champs de bataille: elles ne prennent les armes que pour défendre leur indépendance et leurs droits. D'autres triomphes font l'objet de leur ambition etc. Diese derbe Lektion mußte der Prinz von einem simpeln Maire annehmen. Man sah, daß ihn diese Bemerkungen aus dem Munde eines Beamten in der Provinz (!) verdrossen; er war aber klug genug, sich's nicht mit Worten merken zu lassen, sondern nur einiges Wenige von der Vertheidigung gegen die Fremden, von der défense des chères couleurs und von dem Glück de verser aussi mon sang pour la défense de la patrie et de la liberté, als stereotype Sätze anzubringen, die in einer französischen Harangue jener Zeit oder in der Antwort darauf nicht fehlen durften. An festlicher Einholung, Begleitung der Nationalgarde, an Vor- und Nachreiten, Paradiren und Kanoniren mangelte es nun so wenig, als an Nachtmusiken, Theater, Bällen und dergleichen, was in allen Ländern dasselbe ist. Der Prinz war ungemein artig und beantwortete alle Anreden mit seltener Leichtigkeit in improvisirter Rede, ein Talent, das auch seinem Vater in hohem Grade eigen ist, das aber den meisten deutschen Prinzen zur Zeit noch abgeht, so nützlich und gewinnend es auch ist. Auf dem Ball gefiel der junge, hübsche, trefflich tanzende, sehr artige und sehr galante Prinz unsern jungen Damen ungemein, und glücklich fühlten sich die, mit denen er tanzte. Es muß ihm aber zum Ruhme nachgesagt werden, er wählte nicht gerade die Vornehmsten, Reichsten und Schönsten, sondern mehr die, welche in bescheidener Ferne saßen und gewiß am wenigsten daran dachten, daß der Kronprinz mit ihnen tanzen würde. Es war überhaupt ein schönes Fest. Um vier Uhr schon drängten sich die Wagen auf dem Theaterplatz, und sehr lobenswerth — in Deutschland freilich unbegreiflich, vielleicht lächerlich scheinend — waren die äußern und innern Einrichtungen: kein Platz, kein Vorzug nach Stelle, Stand, Ansehen oder Vermögen; keine Begünstigung, keine Auszeichnung für die Präfekten-, Maires-, Generals- und Präsidentenfamilien, oder für die Frau Gräfin, die Frau Fürstin, und die lieben Töchter. Die zuerst kommenden Damen nahmen kurzweg die ersten und besten Plätze im Saal und in den Logen ein, und wurden von den Ballkavalieren mit gleicher Artigkeit behandelt. Es war zum erstenmal, daß unser neues, glanzvolles Theater, das uns so theuer zu stehen kommt und unser städtisches Vermögen so zerrüttet hat, öffentlich benutzt ward. Darum sahen alle Ankommenden zuerst den Saal an, und zwar nicht ohne Staunen, denn Alles glänzte von heitern Farben, Bildern und schimmernder Vergoldung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 15.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 18. Januar 1832.

— Es treibt geschwinde,
Wie Canaletto das versucht zu malen,
Sich Schaar an Schaar, Musik verhallt gelinde.

Platen.

Das Barkenwettrennen zu Livorno.

Aus dem Reisejournal des Freiherrn v. Oefele.

Der achte September ist in Livorno ein großer Freudentag, den die heilige Maria von Monte nero, deren Fest darauf fällt, dem Volke spendet. Ihr zu Ehren wallfahrten schon in der Frühe ganze Schaaren schöner Mädchen und Bursche nach der auf der anmuthigen Höhe gelegenen Kirche. Dort schwebt aus ängstlichen Busen manches Stoßgebet zu der Himmelsjungfrau empor, und manches Gelübde wird gethan, für den Sieg des Erwählten im bevorstehenden Wettkampf, der nicht selten über häusliches Glück entscheidet. Der rüstige Bursche aber holt sich Muth und Kräfte dazu in der Locanda bei der langhalsigen Weinflasche, bis er, halb umnebelt, singend und springend, sein Liebchen am Arm, zurückkehrt, wenn es nicht etwa mit den verrufenen Montenegrinern eine blutige Dolch- oder Steinhagelparthie absezt. Livorno, das den Vormittag der Feier noch ein ziemlich ödes Aussehen hat, schwimmt Nachmittags in einem Volkstaumel, oder vielmehr lezterer innerhalb seiner Mauern. Eine unzählige Menge wogt am Kanal, der durch die Stadt länft, hin und her. Die Brücken, Quais, Balkone, Fenster, Thürme und Dächer wimmeln von Zuschauern. Die brennende Begierde, womit sie die wettrennenden Kähne erwarten, drückt sich in der Lebendigkeit des Geberdenspiels und der Heiserkeit der schreienden und schrillenden Stimmen aus. Der Fremde, von der Menge fortgedrängt, frägt lange vergebens nach der Ursache dieses fröhlichen Getümmels. Niemand hat Zeit, zu antworten. Endlich schreit es von allen Seiten: „Seht die Barcaruoli! Ignazio, Michele sind dabei, die wackern Bursche! ich wette auf den ersten — ich stehe für den zweiten, den Wasservogel, ein, so wahr ich an meinen Schutzheiligen glaube!“ — „Was gibt es hier zu sehen, gute Leute?“ — „Den Corso der Barcaruoli. Eilt, Signor! nach jener Seite hin; eben fahren sie ab zum Hafendamm; von dort aus beginnt erst das Rennen.“ Unter der mit bunten Menschenmassen wie mit einem Regenbogen umgürteten Brücke fahren schon die kampflustigen Kähne hervor, zwei und zwei sich drängend, unter Lärm, Gejauchze und Zuruf des Volkes. Die kräftigen, halbnackten Ruderer sind, wie bei den Byzantinern die Renner auf der Stechbahn, in rothe und gelbe Faktionen, nach den Tüchern, die sie um den Kopf gebunden haben, eingetheilt. Kähne mit Mohren und Türken und anderm phantastischen Aufzug, folgen ihnen, zur Belustigung der Menge, mit klingendem Spiel. Fähnlein wehen an der Puppe, oder rauschen, hoch geschwungen, in den Händen, indeß die nirgends vergessene Weinflasche, bacchantisch kreisend, jeden zur Erringung des Preises entflammt, den Livornos reiche Kaufmannschaft auf fünfzig Lire, einen wahren Schatz für die meisten, gesezt hat. Den Patronen der Fahrzeuge aber ist es um die Ehre zu thun, welche ihnen von Einheimischen und Fremden reiche Zinse tragen soll. Sie unterlassen nicht, ihren Ruderern dieß einzuschärfen, sie laut aufzumuntern und ihnen die

beſten Worte zu geben, die dieſe nachher das ganze Jahr nicht wieder hören. Eine große Menge Zuſchauer am Kanal, welche keinen Moment vom Corſo verſäumen will, ſtürzt den dahinrudernden Kähnen auf beiden Seiten der Quais voraus und geleitet ſie bis zum Punkt der Abfahrt.

Endlich verkündet der dritte Knall eines Feldſtücks den Anfang des Schifferrennens. Alsbald lähmt plötzliche Spannung und Erwartung die geſchwätzigen Zungen, um den Augen den vollen Genuß zu laſſen. Nach der kurzen Ebbe ſtürmt die Fluth des Volkes nach dem Brückenziel. Mit unglaublicher Schnelligkeit, gegen die der flüchtigſte Läufer an den Ufern zurückbleibt, ſchießen nun die Kähne daher; nur die Seemöve, die über die Gewäſſer dahinſtreicht, möchte ſie ereilen. Lärm und Getöſe nehmen mit ihrem Nahen immer mehr zu. Jezt erkennt man die Fahrzeuge und die Ruderer, die einander zurücklaſſen, einander vorfliegen. Während des angeſtrengteſten Ruderns ſtacheln ſie ſich gegenſeitig durch Lachen, durch drohende und höhnende Worte, die von dem theilnehmenden Volk wiederholt oder erwiedert werden. Die Kähne ſtoßen krachend an einander, und mit Stangen ſuchen ſie ſich, mit wahrhaft italieniſcher Leidenſchaftlichkeit, von einander loszumachen. Der Gewandteſte erſpäht eine Lücke, und wie ein Blitz fährt er durch; aber der ihm Nächſte folgt ihm pfeilſchnell. Lautes Jauchzen verkündet ſie als die zwei Nebenbuhler, Ignazio und Michele, den Waſſervogel. Mit ihnen kann ſich keiner meſſen; für welchen wird ſich wohl der Sieg entſcheiden? Alle Muskeln der Ruderer ſind geſchwellt; der Schweiß rinnt über das Rabenhaar und die braunen Nacken herunter. Indeß rauſcht ihnen ein ſchlechter Kahn, der lange zurückgeblieben, in einiger Entfernung nach. Ein kecker, olivenfarbiger junger Burſche treibt ihn vorwärts. Von ſeiner Schulter flattern Bänder, und an ſeiner Jacke ſteckt ein Hochzeitſtrauß, der ihn zur Zielſcheibe des Geſpöttes macht. „Hoho! ihr holt euch Braut und Heirathsgut mit einander? ſchnell, Petro, daß ſie euch ja nicht entkommen!“ Der Burſche antwortet nichts; er verdoppelt nur ſeine Anſtrengung, denn ſchon iſt das Ziel nicht mehr fern, und man lieſt in ſeinen Zügen, daß es ihm um einen höhern Preis, als die fünfzig Lire, zu thun iſt. Doch alle Hoffnung ſcheint ihm bei dem Fluge der übermüthigen Nebenbuhler zu ſchwinden. Nicht mehr ferne iſt der Brückenbogen, und dort das Ziel des Wettkampfes. — Da weht dem kecken Ruderer vom Ufer ein weißes Tuch, ein Zeichen der Geliebten, zu. Er erſpäht ſie augenblicklich, und mit dem Ruf: „ich halte mein Wort, das ich zu Montenero gegeben: D u, oder das tiefe Meer!“ ſchießt er vorüber, und ein Mädchenſchrei verhallt im Toſen der Menge. Als wollte er alle Glieder aus ihren Fugen treiben, arbeitet der Burſche vorwärts, und ſein pfeilſchneller Kahn hat die gewaltigen Vorkämpfer erreicht. Doch er kann vor ihnen nicht vorüber, er muß auf halbe Fadenlänge demjenigen den Preis überlaſſen, dem zuerſt das Bemühen gelingt, dem andern die Waſſerſtraße ſeitwärts abzuſchneiden. Schon ſtoßen jene hart aneinander und verſuchen mit angeſtemmtem Ruder, ſich wechſelſeitig aus der Bahn zu werfen. Tobendes Geſchrei ihrer Partheien begleitet dieſen lezten Kampf, und Michele iſt der Glückliche, der ſeinen Gegner an das linke Geſtade hindrängt. Aber er ſelbſt iſt zu weit hinübergekommen; raſch ſchießt der Kahn des jungen Burſchen an ihm vorbei und erreicht unter weitſchallendem Jubelruf den Bogen der Brücke — das Ziel. — Dort empfängt er vom Kommiſſario des Magiſtrats unter feierlichem Spruch den Geldpreis; aber der größere Lohn, der ihm wird, überraſcht mit einem neuen Schauſpiel die Menge. Ein roſiges Mädchen mit ſchwarzem Lockenhaar ſinkt, halb lachend, halb weinend dem Burſchen in die Arme, der folgende Worte ſpricht: „Livorneſer! ich bin ein armer Burſche, und dieſes iſt mein Mädchen; ihr Vater hat ſie mir zugeſagt, wenn ich im Wettkampf ſiege. Ich rufe euch zu Zeugen auf, daß ich ſie ehrlich errungen.“ — „Sie iſt euer!“ ſchreit Alles Beifall jauchzend zuſammen, und dem dazu kommenden Vater, der dem Werber das Unmögliche auferlegen wollte, um ſeiner los zu werden, bleibt nichts übrig, als die Liebenden zuſammenzugeben.

In froher Stimmung fluthet nun die Menge nach dem hochaufragenden Maſtbaume, auf deſſen Spitze eine roth- und grünſeidene Flagge in der Luft wimpelt und neugeprägte Scudi im Sonnenſchein funkeln. Vier ungeheure geſpannte Taue ſind die halsbrechenden Straßen, auf denen mit der Behendigkeit von Spinnen die Matroſenbuben hinaufklettern. Ein lauter Jubel begrüßt den Sieger, der angeklammert an der ſich beugenden Spitze des Maſtes, die lohnenden Trophäen wegnimmt und mit Blitzesſchnelle am Seile wieder herabfährt. Die andern Mitbewerber werden ausgelacht und ſuchen ſich unter der Menge ſo gut als möglich zu verſtecken. Das durch die Ergözlichkeiten befriedigte Volk ſtrömt jezt nach allen Seiten auseinander und läßt den Fremden die lieblichſten Gruppen italieniſcher Schönen erblicken, die oft nur an dieſem feſtlichen Tage ihrem klöſterlichen Verſchluſſe hinter Jalouſſen entkommen. Amor wandelt überall, wiewohl gut vermummt, bei den geiſtlichen Illuminationen umher, die ſtationenweiſe noch ſpät Abends von den Andächtigen beſucht werden. Alle an den Häuſern befindlichen Gemälde und Statuen der Mutter Gottes erglänzen durch ganz Livorno im Lampenſchimmer, und ihre Eigenthümer vergeſſen nicht, den vorüberwandelnden Ausländern einen Zoll für die Madonna abzunehmen. Ueberraſchend ſind die Verwandlungen der Gaſſen- und Mauerkapellen in förmliche Tempel mit ausgebreiteten Kolonaden, die er-

leuchteten Thore, die man in der Entfernung in den dunkeln Straßen für Zauberpaläſte hält, die weißen, von Lampen beleuchteten ſchimmernden Zelte, wo ſich der Himmel der Weltkinder in den luſtigen Botheken voll kühlenden Eiſes und Limonade befindet, und die mit ihrem Glanze und Leben, mit ihrem harmoniſchen Saitenſpiel, bald da, bald dorthin durch das Labyrinth der Stadt locken. So endet erſt tief in der Nacht das Feſt der Madonna von Montenero.

Pſychologiſche Briefe von Fichte.

(Fortſetzung.)

4.

Die höchſte Grundform aller Schöpfung können wir bezeichnen als ein Uebergehen aus dem Verborgenen ins Sichtbare, aus dem Unentfalteten zur Entfaltung: — es iſt, was unſere Sprache tiefſinnig in dem Worte Offenbarung ausſpricht. Die Wurzel jedes kreaturlichen Dinges iſt aber ſeine gottverliehene Anlage, die es zu einem *Solchen*, Individuellen macht, und das Gepräge untheilbarer Eigenthümlichkeit ihm aufdrückt; und aus dieſer allein, wie aus ſeinem verborgenen Centrum — die Philoſophen haben es ſeine ewige Idee in Gott genannt — lebt es und entwickelt es ſich, je nach ſeiner Kraft. Dieſes Maaß urſprünglicher Anlage, dieſen jedem Geſchöpfe eigenthümlichen Rhythmus ſeines Entſtehens, ſeiner Reife, Abnahme und Umſtaltung in Anderes, hat die ältere Weisheit wohl bezeichnet als die jedem Geſchöpfe eingeborene Zahl. Und ſo ſind, in dieſem Sinne gefaßt, Maaß und Zahl die urſprünglichſten Formen des göttlichen Offenbarungsprozeſſes, jenes die urſprüngliche Gränze jedes Daſeyns, dieſes die Gränze ſeiner zeitlichen Entfaltung bezeichnend.

Aber in dieſem Rhythmus, aus welchem alle Kreatur ſich bewegt, liegt zugleich die ganze Reihe ihrer wechſelnden Zuſtände als Einheit beſchloſſen, im Vorher ihr Nachher, in der Gegenwart ihre geſammte Zukunft; und nicht minder iſt jedes Einzelne dadurch zugleich in die höchſte, allgemeine Ordnung, die Alles umfaßt, harmoniſch eingefügt. Alles iſt für einander, dennoch in jedem Zuſtande ganz und frei für ſich, was es ſeyn kann. So leitet das Maaß der einzelnen Kreatur auf ein Urmaaß, das Zuſammenwirken aller Kräfte auf eine Urharmonie, die im Gegenwärtigen das unendlich Entlegene, die unendliche Geſchiedenheit des Werdenden urſprünglich geeinigt ſieht: — und in dem lezten Worte liegt eigentlich der höchſte Aufſchluß über das Räthſel der Welt. Keine Ordnung in ihr, ohne durchſchauendes Ordnen, keine Welteinheit ohne einenden, perſönlichen Gott — ein Urich über den endlichen Ichen. Und dieſe Einſicht iſt ſo ſehr die gewiſſeſte, daß wir nicht die kleinſte Erſcheinung eines Organiſchen begreifen können, ohne endlich in dem Gedanken eines ſchaffend-ordnenden Urbewußtſeyns von Anfang und ſeit Ewigkeit wurzeln zu müſſen.

Von hier aus trennt ſich indeß die neuere Philoſophie nach zwei entgegengeſezten Richtungen. Es betrifft das Verhältniß des Individuellen zum Ewigen. Faſſen wir jenes als ein durchaus Endliches, ſo iſt die Folgerung unabweisbar, daß es unendlich entſteht wie verſchwindet im Ewigen, welches darin nur das wechſelnde Spiel ſeines ſchaffend-zerſtörenden Weltprozeſſes übt. Hiernach iſt Gott der einzig Unſterbliche in ſeiner Welt, und auch die Geiſter, in deren Ebenbilde er ſich ſpiegelt, ſind nicht minder vergänglich in ihrer Eigenthümlichkeit, wie die bewußtloſe Kreatur um ſie her, weil dieſe Eigenthümlichkeit gerade ſie zu endlichen macht, mithin abſolut ſie ſcheidet vom Antheil an der Natur des Ewigen.

Wir dürfen uns nicht bergen, mein Freund, daß dieſe Anſicht, wiſſenſchaftlich betrachtet, die eigentlich herrſchende iſt; und was ſich bisher, auch in der Form philoſophiſcher Einwendung, meiſt gegen ſie auflehnte, waren faſt nur die Proteſtationen eines an ſich richtigen, doch nicht gerade wiſſenſchaftlich ausgebildeten, unmittelbaren Bewußtſeyns, mochten ſie ſich in der Ausdrucksweiſe chriſtlichen Glaubens oder einer allgemein menſchlichen Ueberzeugung vernehmen laſſen. Als wiſſenſchaftlich ausgebildete Philoſophie iſt aber die entgegengeſezte Anſicht noch nicht aufgetreten, wenigſtens nicht deutlich und ſcharf ſich ſondernd von ihrem Gegenſatze. Vielmehr hat ſich die andere Lehre in neueſter Zeit ſogar nach zwei Richtungen hin mit ſeltener Energie und Konſequenz ausgebildet: von Seiten der Naturwiſſenſchaft durch Oken, in rein ſpekulativer Form durch eines der kühnſten und merkwürdigſten dialektiſchen Syſteme, welche die Philoſophie je aufzuweiſen hatte.

Dennoch darf ich Ihnen wohl bekennen, daß ich dieſe Anſicht ſtets mit dem innerſten Widerwillen von mir ſtieß, ſelbſt als ich noch kein wiſſenſchaftliches Heilmittel gegen ſie kannte. Aber auch in der Pſychologie iſt ſie entſcheidend, ja ich möchte ſagen, auch hier hängt Tod und Leben ab von ihr. Der große Gegenſatz beruht nämlich darin, ob man das Allgemeine (Abſtrakte) für das allein Wahrhaftige und ewig Siegreiche hält, in das alles Individuelle wieder zurückkehrt, wie es daraus hervorgegangen, oder ob man es ſelbſt gar deutlich als Produkt unſers Erkennens begreift, welches, indem es unfähig iſt, die gleichartigen Individuationen in unterſcheidendem Blicke feſtzuhalten, ſich begnügen muß, ſie in oberflächlicher Gemeinſamkeit zuſammenzufaſſen. Dies iſt denn nun ihr Allgemeinbegriff, die frei-

Digitized by Google

lich nöthige, aber an ſich unwahre Abbreviatur und Verkürzung der Dinge in unſerm Denken, während an ſich und wahrhaft nur Individuelles exiſtirt. Nach ſolcher Einſicht nämlich iſt die Wurzel der unendlichen Weſen vielmehr ſelbſt ihre Individualität aus Gott. Und wie nach dieſer Lehre Gott ein perſönlicher iſt — nicht mehr ein abſtrakter Weltgeiſt, der ſich etwa durch die individuellen Iche zu eigenem Bewußtſeyn nur hindurchprozeſſirt — ſo iſt auch der Menſch eine unvergängliche Perſönlichkeit, weil gerade in dem, wodurch er Eigenes, nur ſich ſelbſt Gleichendes iſt, das Siegel des Göttlichen ihm aufgedrückt worden. Sein Selbſt iſt unvertilgbare Wurzel und Quelle ſeines Daſeyns; denn es iſt ſeine Anlage aus Gott, ſich ſelbſt durchſichtig und ewig ſich erfaſſend in der ganzen Mannigfaltigkeit ſeiner Kräfte. So vermag der Menſch ſeinem Ich nimmer zu entfliehen; dies gottverliehene Selbſt begleitet ihn durch die Unendlichkeit dahin, in geſunder Entfaltung der Urquell ſeiner Seligkeit, getrübt und zerrüttet, die Quelle ſeines Schmerzes und ſeines Gerichts: es iſt ſich Himmel und Hölle, und hier, an dieſer geheimnißvollen Stelle, drängen ſich die tiefſten Fragen über das Seelenleben zuſammen. Hier iſt die pſychologiſche Betrachtung eben ſo ethiſch-religiös, als ſie über die leibliche Seite des Menſchen Aufſchluß zu geben hat. Wir haben uns dadurch nämlich über den telluriſchen Standpunkt der Seele und ihrer gegenwärtigen Erſcheinung zu ihrem kosmiſchen erhoben. Wir knüpfen ihre Gegenwart an ein Vorher und Nachher, Beides aus jener begreifend, aber auch umgekehrt dieſe Gegenwart ſelbſt in jenen tiefer erfaſſend: als einzelnen Moment in einer Reihe von ſeeliſch-leiblichen Entwickelungen, indem auch die Idee ihrer Korporiſation damit eine andere und höhere geworden.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Lyon, December.

(Fortſetzung.)

Ball. Muſterung der Nationalgarde.

Logen, Gallerien, den herrlichen Plafond und den ungeheuren, für die Bühne beſtimmten Raum konnte man nicht genug loben und bewundern. Die Männer ſchwiegen aber, denn ſie wußten, wie viel dies Alles koſtete. „Aber," ſagten die Damen, „wir haben doch nun ein herrliches, der zweiten franzöſiſchen Hauptſtadt würdiges Theater, ein Theater erſten Rangs, ein Theater mit monumentalem Charakter!" Doch laſſen wir das für's Erſte. Das ganze weite Theater war in einen Ballſaal umgeſchaffen. Die Scene ſtellte ein ungeheures Zelt vor, in dem mehr denn dreißig Trophäen mit dreifarbigen Fahnen angebracht waren. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die ſeit Ludwig Philipps Thronbeſteigung zum Ekel wiederholten Schlachtennamen Valmy und Jemappes auch hier mit großen Buchſtaben angebracht waren, ebenſo alle Bonapartiſchen und Napoleoniſchen Schlachten: Lodi, Marengo, Ulm, Auſterlitz u. ſ. w., wie es bei den Franzoſen ſo Sitte iſt, die nicht bedenken, daß auch das Ausland ſolche Trophäen mit den Inſchriften: Berezina, Leipzig, Kaydach, Bar-ſur Aube, Brienne, Paris, Waterloo u. ſ. w. aufrichten könnte, wenn es nicht beſcheidener und menſchlich beſſer dächte. Durch die großen Kron- und Wandleuchter war der Saal wirklich tagheil gelichtet. An Transparentgemälden, die den König und ſeinen älteſten Sohn mit Kriegs- und Friedensemblemen darſtellten, war auch kein Mangel. Schöner aber als dies Alles war der Anblick der mit den lieblichſten Frauengeſtalten in glänzendem und farbenreichem Putz angefüllten Logen. Lyon iſt ſonſt nicht wegen ſeiner weiblichen Schönheiten berühmt; an dieſem Ballabend aber, wo ſo viele Damen aus der Umgegend verſammelt waren, konnte man es ihm nicht nachſagen. Erſt gegen halb acht Uhr kam der Prinz in einfacher Ballkleidung. Da hätten Sie das Zuſammenſtecken der weiblichen Köpfe ſehen ſollen, und im Grund beneide ich ihn weit mehr darum, als um die Krone, die vielleicht einmal auf ſeinem Kopfe laſtet und ihn wund drückt. — Eine andere, beſonders am heutigen Tage durch den Vergleich des Jetzt mit dem Sonſt intereſſante Erſcheinung war die große Muſterung der Nationalgarde Lyons und der Umgegend auf dem Marsfelde. Mehr denn vierzigtauſend Mann ſchön gekleideter und gut exerzirter Truppen waren da verſammelt, und über ſechszigtauſend Zuſchauer ſahen zu, als der Prinz der Nationalgarde die vom König geſchenkten Fahnen übergab. Das war wieder eine herrliche Gelegenheit zu Haranguen und Gegenharangnen. Von letztern will ich zur Bezeichnung des vorherrſchenden Geiſtes nur eine kurze Stelle anführen: „Mais, Prince, ces drapeaux que vous venez de confier au patriotisme de la garde nationale Lyonnaise, auront pour soutien toutes les gardes nationales de France, et si jamais l'étranger osait par sa présence souiller le sol de notre belle patrie, Prince, soyez notre Léonidas, ces drapeaux seront nos Thermopyles!" Nun, wer waren denn dieſe jungen Spartaner? Es war der Sprecher der Nationalgarde der Guillotière, der Croix-Rouſſe und Baize, welche gerade ein Jahr darauf mit dem verworfenſten Lumpengeſindel in einer Empörung faſt gemeinſchaftliche Sache machte und nichts that, um Ruhe, Ordnung und Sicherheit wieder herzuſtellen, und die zur Strafe ſolch ſchimpflichen Betragens, in Gegenwart deſſelben Prinzen Leonidas, mit Schimpf und Schande aufgelöst wurde. Damals wußte der ſagter Prinz nicht genug Schmeichelreden vorzubringen: ſie war magnifique, admirable, er war feſt überzeugt, ſie werde „assurer par le règne des lois et le maintien de l'ordre public, l'affermissement de ces institutions libérales qu'elle a si puissamment contribué à reconquérir, et dont le développement doit assurer le bonheur de tous les Français, en garantissant à chacun d'eux le libre exercice de tous ses droits." Iſt es einem bei ſolchen grellen und lächerlichen Gegenſätzen zwiſchen Wort und That zu verdenken, wenn man faſt alles öffentlich in Frankreich Geſprochene — ich nehme die meiſten Oppoſitionsreden in der Deputirtenkammer nicht aus — mit nichts beantwortet, als mit einem mitleidigen Achſelzucken? Uebrigens muß man doch dem jungen Herzog von Orleans, einigen durch Zeit und Umſtände gebotenen Schwulſt abgerechnet, Gerechtigkeit widerfahren laſſen.

(Der Beſchluß folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 16.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 19. Januar 1832.

Wild meines Herzens, finstre, kalte Nacht!

Byron.

Winternacht.

1.

Vor Kälte ist die Luft erstarrt,
Es kracht der Schnee von meinen Tritten,
Es dampft mein Hauch, es klirrt mein Bart;
Nur fort, nur immer fort geschritten!

Wie feierlich die Gegend schweigt!
Der Mond bescheint die alten Fichten,
Die, sehnsuchtsvoll zum Tod geneigt,
Den Zweig zurück zur Erde richten.

Frost! friere mir in's Herz hinein!
Tief in das heißbewegte, wilde!
Daß einmal Ruh mag drinnen seyn,
Wie hier im nächtlichen Gefilde!

2.

Dort heult im tiefen Waldesraum
Ein Wolf; — wie's Kind aufweckt die Mutter,
Schreit er die Nacht aus ihrem Traum,
Und heischt von ihr sein blutig Futter.

Nun brausen über Schnee und Eis
Die Winde fort mit tollem Jagen,
Als wollten sie sich rennen heiß:
Wach auf, o Herz, zu wildem Klagen!

Laß deine Todten auferstehn,
Und deiner Qualen dunkle Horden!
Und laß sie mit den Stürmen gehn,
Die frischer immer wehn von Norden!

Nic. Lenau.

Die französische Deputirtenkammer.

Kommen wir von der Place Louis XV. oder Louis XVI., oder de la Concorde, oder de la Revolution, so erblicken wir am Ende der, mit zwölf großen Männern überladenen Brücke *), an der Hinterseite eines Gebäudes eine Afterfacade, in dem antiken Style, in dem alle modernen Denkmale in Paris gebaut sind. Am Fuße der Stufen stehen zwei Frauenbilder und sitzen vier Männer, der Facade den Rücken zugekehrt. Die Frauen könnt ihr nach Belieben Gerechtigkeit und Weisheit, Mäßigung und Standhaftigkeit, Stärke und Klugheit, Action et Résistance nennen. Die Männer, so viel sich bei dem Moose, das sie bedeckt, und bei den auf ihren Häuptern, in ihren Aermeln nistenden Vögeln noch unterscheiden läßt, sind l'Hopital und Sülly, Colbert und d'Aguesseau, monströse Figuren, durch deren Verwitterung die Zeit den Geschmack gerächt hat. Diese übrigens nur zu dunkeln Gängen führenden Stufen, dieses blinde Portal, dieser luxuriöse architektonische Pomp, der nur den Neugierigen bei

*) Pont Louis XVI.

einem Cortege oder einem Feuerwerk zum Schaugerüste dient, dieß Alles ist gegenwärtig mit Brettern, einer friedlichen Barricade zum Gebrauche der Maurer umhegt. Denn die Kammer ist nicht mehr in der Kammer, ihr Sitzungssaal ist, wie der Garten der königlichen Wohnung, gegenwärtig den Arbeitern überlassen. Am Material der Regierung ist nämlich, fast wie an den Gesetzen, immer etwas zu ändern oder auszubessern. Nur Säge, Meißel und Hammer wiederhallen in dem Bereiche, wo der Redner Stimme gegen die Clotüre ankämpfte. Groß wird einstens der Kontrast seyn, seltsam werden die Augen geblendet werden, gewaltiger Rumor wird unter den Oekonomieredigern entstehen, sieht sich eines Tages die Deputirtenkammer aus der bescheidenen Hütte, in der sie gegenwärtig untergebracht ist, in den ihr zubereiteten Tempel eingeführt. Allenthalben schuf dort der Meißel Wunder, an allen Wänden schweben elegante Festons; in dem durchaus mit Marmor bekleideten Sitzungssaal scheinen nur heitere, lachende Bilder, Träume von Reichthum und Wohlfahrt auftauchen zu können. Wie die gemeinen Worte: Einschränkung, Reduktion, in solchen Prunktempel sich wagen dürfen, ist mir unbegreiflich. Man beeile sich ja, um des Himmels willen, vor der Einweihung dieses prachtvollen Lokals die Civilliste zu votiren: jedes dieser Ornamente, jeder Pilaster, jedes Capitäl könnte sonst Frankreich eine Million mehr kosten. Von den Budgets gilt, was Horaz von den Dichtern sagt:

Mediocribus esse
non di, non homines, non concessere columnae.

Indessen, die Wahrheit zu gestehen, gehört der Plan jenes Baus der Zeit, in der er ausgeführt wird, nicht an. Er schreibt sich von einer andern Regierung, einer andern Monarchie, einer andern Charte, einem andern gesellschaftlichen Zustande, aus andern finanziellen Verhältnissen her, mit einem Worte, er ist zwei Jahre alt. Täuscht mich mein Gedächtniß nicht, so ward der erste Stein zu jenem neuen Gebäude im Oktober 1829 von den Händen eines Ministers des Innern gelegt. Man nehme nun an, über diesen Bau fliege eine lange Folge von Jahren hin, ohne ihn zu zerstören, keine Architektenlaune demonstrire die Nothwendigkeit, ihn wieder umzubauen, keine Volkswuth zertrümmere ihn, er zerfalle nach langen Jahrhunderten, alle Ereignisse, alle Revolutionen, zu deren Schauplatze er bestimmt ist, überlebend, von selbst: wird es dann denen, welche seine Trümmer durchwühlen, nicht allerlei zu denken geben, wenn sie unter jenem ersten Grundstein, der dann zu des Gebäudes letztem geworden, den Namen dessen finden, der ihn gelegt, den Namen des dreimonatlichen Ministers einer Monarchie, die nur noch neun Monate zu leben hatte? Ich kenne nur eins, worüber der Philosoph bitterer lächeln könnte: das Wort „ewig“ in einer Proscription und in einem Friedensschluß. Kurz aber, so viel bleibt richtig, die Deputirtenkammer erhält einen blendendweißen, spiegelglatten, glänzenden Saal; die jüngern Repräsentanten werden an seinen Wänden Toilette machen können. In Erwartung, daß sie ihre Raupenhülle ablege, haust aber die Kammer zur Zeit noch in der, von der lezten Regierung ihr eingerichteten Barake, einer Holzcitadelle, die aber in das alte Tuileriengebäude eine gewaltige Bresche geschossen. Dort plazte, gleich einer Brandrakete, die Adresse der 221, dort redigirte man den Juliussieg des Volkes im Artikel, formte ihn zu Amendements, goß ihn zur Charte; dort errichtete man einen Thron, zertrümmerte eine Pairie. Aus dem Schooße dieser dünn mit Gyps bekleideten Bretter, welche kaum einem Windstoß widerstehen zu können scheinen, erhoben sich Stürme, die den Erdkreis erschütterten. Dennoch stehen sie noch aufrecht.

Hier also, wenn wir der Kammersitzung beiwohnen wollen, steigen wir hinauf, treten aber ja recht leise auf den elastischen, wiederhallenden Bretterboden des Corridors. — Ich setze voraus, der Leser habe sich mit einem Billette versehen, und komme daher nicht in Versuchung, seinen Platz in der sogenannten öffentlichen Tribüne zu suchen, in dem jämmerlichen Behälter für das gemeine Publikum, den man, zu Gunsten der Privilegien, von allen Seiten beschnitten hat, und wo der wachsame Huissier sanft im Lederfessel schlummert. Nur den ehemaligen Deputirten oder Staatsrath, den Bekannten irgend Jemandens im Corps Diplomatique oder irgend einer Appertinenz der Maison du Roi erwartet, ohne daß er gerade mehr zu eilen nöthig hat, als der mit dem „Appel nominal“ bedrohte Deputirte, sein bequemer Platz. Wer aber nicht so glücklich ist, hält sich an die Billets zu den besondern Tribünen, welche jeden Tag den Mitgliedern der Deputirtenkammer ausgetheilt und, dem Verbote des Polizeipräfekten zum Trotz, jeden Morgen am Eingange verkauft werden. Dann aber schnell, das Dejeuner kurz abgefertigt; denn die Eltern, Brüder, Cousins und Freunde der Redner rücken in Masse an und machen uns die erste Bank streitig. Der Damen erwähne ich nicht; ihnen sind in beiden Winkeln des Saales, der Versammlung gerade gegenüber, damit sie sehen und gesehen werden, ihre Plätze vorbehalten; die Herrn Questeurs der Kammer wissen ihren Ovid auswendig.

Unsere Blicke fliegen mit reger Neugier nach den grünen Bänken, vor denen ein kleines Pult sich erhebt. Da die Sitzung zur Mittagsstunde beginnen soll, zwei Uhr aber noch nicht geschlagen hat, so sehen wir besagte Bänke noch leer und haben Zeit, das Inventar der Möbeln mit Bequemlichkeit aufzunehmen. Es ist dies gar bald geschehen: ein Sessel und Schreibtisch für den

Digitized by Google

Präſidenten, eine Fahne, zwei, ſicher durch den Einfluß des Lokals, nie gleichgehende Uhren, zwölf Stühle, vier Tabourets und zwei Meſſagers (Kammerboten). Die beiden lezten Inventariumsſtücke verdienen indeß einige Aufmerkſamkeit. Seit man von einer „Aſſemblée deliberante“ in Frankreich weiß, wurden ſie nicht gewechſelt. Im Ballhauſe waren ſie wohl freilich nicht; eingeſchluckt aber haben ſie beſtimmt den Staub der Nationalverſammlung, der geſetzgebenden Verſammlung, des Konvents, der Cinq-Cents, des Corps Legislatif, der Chambre des Députés, der Repräſentantenkammer, der fünf, von der Reſtauration verſuchten Legislaturen, der Kammer, welche dieſe Reſtauration geſtürzt, und der gegenwärtigen Kammer; verzeihe mir Gott, wenn ich eine dieſer Verſammlungen vergeſſen haben ſollte. Mit einer kleinen Veränderung im Koſtüme jener Meſſagers war die Sache abgemacht; noch kürzlich war es von Sammt, jezt iſt es nur von Tuch, mit dreifarbiger Treſſe und vergoldeten Franſen. Beipelt vor dieſen Reliquien, die ſo viel erlebt! Könnten ſie ſprechen, es wären furchtbare Zeugen der Vergangenheit.

(Die Fortſetzung folgt.)

Pſychologiſche Briefe von Fichte.

5.

Noch müſſen wir vorübergehend eines andern Vorurtheils gedenken, das in Philoſophie und pſychologiſche Fragen gleichfalls nicht wenig Verwirrung gebracht hat. Es iſt die falſche Vorausſetzung, daß das Unſichtbare (Immaterielle), daß alſo auch Seele und Geiſt unräumlich ſey, d. h. daß es nicht in den Formen der Ausdehnung wirke. Raum jedoch und Dauer — die von den dauernden Exiſtenzen abgelöste Vorſtellung der lezten nennen wir Zeit — ſind vielmehr die Urformen ſchlechthin jeder Kraft, deren Wirkung unmittelbar nur als eine ſich expandirende (raumſchaffende wie füllende) und beſtehende, fortfließende, (zeitſchaffende und füllende — was in beiderlei Hinſicht wahrhaft daſſelbe —) gedacht werden kann. Alles Wirkliche iſt ſchlechthin ein räumlich-zeitliches, indem es ein Wirkſames iſt, und wenn der Gedanke der göttlichen Allmacht und Allgegenwart nicht zu einer blos ſymboliſchen, ja widerſprechenden Vorſtellung herabſinken ſoll: wie denn anders iſt er faßlich, als indem wir auch Gott mit ſeiner Kraft in den räumlichen Exiſtenzen überall innerlich gegenwärtig denken?

„Was iſt Ihnen aber nun die Seele,“ fragen Sie, „nachdem Sie es gewagt haben, dieſelbe in räumliche Verhältniſſe herabzuziehen?“

Hiebei ſeyen Sie der alten Bemerkung eingedenk, daß wir nicht fragen können, was eine Kraft, eine Subſtanz, an ſich ſey, daß dieß ſogar den ganzen Geſichtspunkt verwirren möchte, indem ſie nicht iſt außer und vor ihrer Selbſtverwirklichung; daß wir ſie nur erkennen, wie ſie ſich wirkſam erweiſt, wie ſie ſelbſt ihr Inneres aufſchließt, worin denn eben auch recht eigentlich ihr Seyn beſteht.

Wo daher — ich enthalte mich abſichtlich der hergebrachten wiſſenſchaftlichen Kunſtſprache, um die Anſchauung, auf welche es hier ankommt, neu und deſto friſcher in Ihnen hervorzurufen — wo uns ordnendes Leben, aus ſich ſelbſt ſich bewegende, aus einem Mittelpunkt ſtammende und in ihn zurückſtrebende Harmonie, mannigfach ſich ergießende Thätigkeit, die dennoch immer in ein Ziel, in ein Reſultat zurückgelenkt wird, wo ſtets ſich herſtellendes Ebenmaaß in körperlicher Erſcheinung ſich ankündigt, da iſt lebendige Einheit im Vielen — Seele. Sie iſt das Ur- und Grundwunder alles Daſeyns, das die Welt erbaut: wie nämlich das Eine zum Mannigfaltigen wird, und das Mannigfaltige wiederum doch nur Eines iſt. Denn wiewohl wir dem Begriffe nach die Einheit vor ihrer Mannigfaltigkeit ſetzen müſſen, ſo hat ſie ſich dennoch nicht erſt aus der zerſchlagenen Vielheit zuſammengefunden oder angeſezt, ſondern mit dem erſten Pulsſchlag ihres Daſeyns iſt ſie auch die Entfaltung in ihre Glieder. Und wie ſie darin ihr [illegible] bart, ſo iſt hiermit das Prinzip der Korporiſation in höchſter Allgemeinheit ausgeſprochen. Die Seele iſt unabtrennlich von ihrer körperlichen Erſcheinung, weil ſie nur darin ihre Wirklichkeit hat. Sie wächst, entwickelt ſich aus ſich ſelbſt; aber dieſe Seelenentfaltung iſt unmittelbar ein Heraustreten in die Sichtbarkeit. Sie zieht die niedern Kräfte der Natur (den „Stoff“) an ſich, um ſich mit demſelben zu umkleiden; aber ſie hat daran zugleich den nothwendigen Träger ihrer eigenen Wirklichkeit, und dieſe plaſtiſche, den Körper ſich erbauende Kraft der Seele, von der auch neuerdings hier und da wieder die Rede gegangen, kann doch nur gefaßt werden als die ſie ſelbſt erbauende und verwirklichende. Jedoch iſt, was wir ſehen und taſten und als unſer körperliches Daſeyn bezeichnen, freilich nur die Erſcheinung, das Schauſpiel der darin waltenden Kräfte, die, ſtets wirkſam, um ihre unſichtbare Thätigkeit jene Hülle ſchlagen. Und ſo hat der alte Lehrſatz: daß die Seele ſich ſelbſt ihren Körper bilde, ohne Zweifel auch jezt noch ſeine volle Bedeutung, wenn man ihn nur alſo zu faſſen geneigt iſt, daß es nicht die beſondere That der ſchon exiſtirenden Seele ſey, ſondern daß ſie daran zugleich recht eigentlich ſich ſelbſt verwirklicht, da ſie ja nicht von jenem abgetrennt gedacht zu werden vermag.

Digitized by Google

So ist das Universum der Schauplatz unendlich sich bekleidender Seelen; und gleichwie nach einer kaum abzuweisenden Symbolik die uralte Begeisterung für die Natur, mochte sie nun in der Form der Religion oder der Poesie sich aussprechen, die sichtbare Schöpfung als das Gewand Gottes betrachtete, das er um seine unergründliche Herrlichkeit geschlagen, so ist jede Sichtbarkeit die Spur einer Seele, das Symbol irgend eines Geistesmysteriums. Darin hat allein die Welt, das Land der Seelen, ihre wahrhafte Bestimmung; dem höchsten Gesetze der Geisteröconomie ist sie durchaus unterworfen; denn „das Fleisch ist kein nütze.“ Wie uns aber schon aus ihr hohe Weisheit entgegentritt, so ist diese selbst doch nur das Abbild jener geheimnißvollen Harmonie, die alle erschaffenen Geister, von dem höchsten herab bis zur einfachsten Pflanzenseele, in dem Urgeiste verbindet.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, December.

(Beschluß.)

Der Herzog von Orleans.

Ein Kronprinz ist in Frankreich wie in Deutschland auf jeden Fall geistreich, liebenswürdig und aufgeklärt; das versteht sich von selbst, wenn der Prinz auch von Allem das Gegentheil wäre. Daran ist unsere eigene Eitelkeit Schuld; über mich regieren wird, ist ein Gimpel? Dem französischen Kronprinzen muß man aber wirklich lassen, daß er sich vor seines Gleichen ehrenvoll auszeichnet, und dies kommt unstreitig daher, daß er nicht für den Thron geboren und bis zum August 1830 nicht dafür erzogen wurde. Der Herzog von Orleans ist wirklich ein ausgezeichneter junger Mann, das hat er auf seiner ganzen Reise von Paris nach Lyon bewiesen, die sein erster Ausflug war. In allen Städten, durch die er kam und wo er öffentlich zu antworten hatte, mußte man seinen Anstand, seine gewinnenden Manieren und vor Allem seine gewandte, geistreiche Sprache bemerken, die immer das Rechte und Passende frei auf der Stelle zu erwiedern wußte. Dies war besonders in Lyon der Fall, wo die verschiedensten Behörden ihm Deputationen sandten. Allen antwortete er ohne Nachsinnen auf eine Art, die sie in Erstaunen setzte, und zwar nicht mit Gemeinplätzen, die besonders in Frankreich so leicht zu finden und zu sagen sind, sondern mit Aeußerungen, aus denen eben so viel Herz als Geist sprach. Als er hier ankam, fielen alle Autoritäten über ihn her und haranguirten ihn auf das Entsetzlichste; jeder aber wußte er sogleich das auf ihre Individualität Passende zu erwiedern, eingehend in ihre Bestimmung und ihren Geist. Gewöhnlich waren seine Antworten viel besser, als die wohlüberdachten, niedergeschriebenen und abgelesenen Anreden. Wenn man sie alle vereinigte, so fände man darin ein herrliches Glaubensbekenntniß für einen Fürsten; man fände herzliche Liebe zu seinem Volk, Achtung vor dem Gesetz, den sehnlichen Wunsch, nicht als Fürst, sondern als Bürger angesehen zu werden; ferner den festen Vorsatz, Frankreichs Unabhängigkeit zu bewahren und den so richtigen Satz, daß die sicherste Stütze der Throne, der Kronen und der Völker in dem innigen, liebenden und vertrauensvollen Verein der Nation mit ihrem Fürsten und in der Begeisterung für äußere Unabhängigkeit und verständige innere Freiheit liegt. Was mir am besten gefallen hat, war des Prinzen Antwort an die Deputation der Akademie: „Je me rappelle avec plaisir que c'est dans l'université que j'ai été élevé, et je m'en félicite tous les jours. C'est sur ses bancs, c'est au milieu de la jeunesse qu'elle instruit, que j'ai appris à aimer mon pays etc.“ Dann wandte er sich zum Direktor des Collège-royal und sagte freundlich zu ihm: „Monsieur le Proviseur, je vous prie de donner un congé à vos élèves. Je sais par expérience de quel prix est cette faveur.“ Der Prinz besuchte auch alle unsere Hospitäler und Wohlthätigkeitsanstalten, desgleichen die vorzüglichsten Fabriken und Seidenwebereien in und um Lyon. Man war oft erstaunt über seine Kenntnisse und seinen richtigen Blick im Fabrikwesen und dessen Erzeugnissen. In der verwickelten und schwierigen Kenntniß der Seidenstoffe und ihres Webmechanismus schien er sehr erfahren. Eben so gut sprach er über Ackerbau und Viehzucht, und die jungen Damen, die mit ihm zu sprechen hatten, versicherten alle: il cause comme un ange, was ich wegen meiner Unbekanntschaft mit schwatzenden Engeln dahingestellt seyn lassen muß. Diese Spielart von Engeln findet sich bekanntlich nur in Frankreich. Es war Seiner königlichen Hoheit gewiß nicht übel zu nehmen, daß sie sich gern und lange mit schönen Mädchen unterhielt, so wie es denn auch natürlich ist, daß diese dem jungen ange causeur in prächtiger Husarenuniform von Herzen gern zuhörten. Auf dem großen Ball tanzte der Prinz unter andern mit Mademoiselle Ardaillon, deren Vater nahe bei St. Chamond einen bedeutenden Hochofen mit großem Eisenwerk besitzt, auch Maire des Orts ist. Da der Herr Papa den Prinzen so freundlich mit seiner Tochter sieht, so nimmt [illegible] und bittet ihn ein, im Vorbeireiten seine Fabrikanstalt zu besuchen; mit Vergnügen angenommen. Der Prinz soll am folgenden Morgen über die Nationalgarde von St. Chamond Musterung halten. Nach ihrer Beendigung, und da der Prinz nichts gesagt hatte, galoppiren die Kanoniere von St. Chamond und die Kavallerie von St. Etienne rasch mit ihm davon; denn der Prinz meinte, das Ardaillonsche Eisenwerk liege in ziemlicher Entfernung von dem Orte; da irrte er aber, denn es liegt dicht dabei, und er war gleich im Anfang daran vorübergeritten. Nach anderthalb Stunden nüchternen Galoppirens fragt er endlich seine Begleiter nach dem Eisenwerk und erfährt die wahre Bewandtniß. Gleich läßt er wieder umkehren und kommt bei Ardaillon an, als man dort, seit der Prinz vorbeigesprengt, längst die Hoffnung aufgegeben hat, daß er kommen werde. Das zugerichtete Frühstück war wieder abgetragen, Frau und Tochter hatten ihre Hauskleider wieder angezogen; da erschallt entsetzliches Pferdegetrappel in dem Hof; die schöne Louise eilt ans Fenster und schreit: der Prinz! der Prinz! und ehe sie fortgeeilt ist, um wieder ihr seidenes Kleid anzuziehen, steht der schöne Husarenoberst vor ihr, wundert sich, daß sie nach dem Ball noch so schön sey, wie auf demselben, findet sie sogar im Hauskleide noch reizender, und hat ihr schon eine Menge verbindlicher Dinge gesagt, als endlich der Herr Papa und die Frau Mama herbeikommen, welche denn der Prinz auf das Verbindlichste wegen seines Verzugs um Verzeihung bittet. Trotz der schönen Augen der Tochter war nun doch Essen und Trinken die Hauptsache, und nach der Collation nahm Ardaillon den Prinzen für seinen Hochofen und sein Eisenwerk in Beschlag, wo man nicht wenig über Seiner Hoheit Kenntnisse im Fach und deren sachkundige Fragen erstaunt war.

Beilage: Kunstblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 17.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 20. Januar 1832.

So warst du denn im Paradies empfangen,
Als wärst du werth des ewig schönen Lebens;
Dir blieb kein Wunsch, kein Hoffen, kein Verlangen.

Goethe.

Gesang der Engel im Paradies.*)

Wie lieblich schlummert hier
Im Paradies
Das junge Menschenpaar,
Wie ist ihr Schlaf so süß;
Die Rosen blühen um sie her;
So süßen Schlummer gibt's nicht mehr!

Das hohe Gras umschmiegt
Den reinen Leib,
Im grünen Schatten liegt
Das schöne Weib;
Ihr Haar, ihr goldengelbes Haar
Auf Adam's Wange fließt,
Ihr Nacken ruht auf seinem Arm,
Der sie im Schlaf umschließt,
Auf ihrer Schulter seine Hand;
So schlummern sie am Quellenrand,
Die Rosen blühen um sie her;
So süßen Schlummer gibt's nicht mehr!

Wie athmen ihre Busen lind,
Wie blühen ihre Lippen,
Es scheuet sich der Morgenwind
Nur leise dran zu nippen;
An ihren Füßen klingend zieh'n
Des Baches Wellen vorüber,
Das Licht schwimmt auf dem Wasser hin
Und blickt geschwind hinüber;

Da gießen hell vom Hügelkranz,
Durch Gras hinab und Blumenstrauß
Die süßen Leiber einen Glanz,
Ein goldnes Lächeln aus,
Ja Lächeln, daß der Halm erbebt
Und seine Spitze blitzend hebt!

Sie aber schlummern ruhig fort,
Vom gleichen Puls bewegt,
Indeß sich rings der ganze Ort
Zu ihrer Feier legt;
Die Rosen blühen um sie her,
So süßen Schlummer gibt's nicht mehr!

Von oben senkt der Schattenbaum
Sein Lockenhaupt herunter,
Sie schlummern im zufriednen Traum,
Sie schlummern süß darunter;
Sie wissen nichts von Sorg' und Müh,
Sie fühlen kein Verlangen,
Die rothen Aepfel lassen sie
Im Blätter-Dunkel hangen;
Die stillen Büsche grünen rund,
Die Rosen blüh'n in Freud' —
Sie schlummern auf dem süßen Grund
Der Unbegreiflichkeit;
Die Engel stehen um sie her,
So süßen Schlummer gibt's nicht mehr!

Adolph Schöll.

*) Aus einem dramatischen Spiele.

Die französische Deputirtenkammer.

(Fortsetzung.)

Fassen wir nun den Präsidenten in's Auge: längst ist er an seinem Platze, erwartet die Versammlung der Versammlung und ordnet, der Reihenfolge nach, die vor ihm aufgeschichteten Amendements. Der Präsident ist kein Mensch, kein Redner, kein Deputirter, er ist mehr als dieß Alles, ist das eingefleischte Reglement. Die unerläßlichen Eigenschaften dieser Würde sind kaltes Blut und gute Brust. Der Präsident darf sich durch keinen Tumult übertäuben, sich durch keine Leidenschaft selbst in Hitze bringen lassen, muß für jeden vorkommenden Fall einen Artikel, für jeden Anstand eine Lösung, für jede Ausschweifung einen Zügel bereit haben, muß handeln, verhindern, leiten, rügen, und dieß Alles ohne Phrasen, ohne Diskussion; denn auf einer, ihm wohl bekannten Bank wacht ein unbarmherziger Censor, eine Art Antipräsident, läßt ihm nicht das Mindeste hingehen, und ist, zwanzig Mal zur Ordnung verwiesen, darum nicht gefügiger geworden. — Der dem Präsidenten zustehenden Repressivmittel sind drei: das Elfenbeinmesser, die Klingel, der Hut. Jenes Streichbein, das den Schreibtisch unablässig bearbeitet, dient bei kleinen Anlässen, wenn die Stille, was selten vorkömmt, durch die laute Unterhaltung von nur dreißig bis vierzig Mitgliedern gestört wird. — Die Klingel, oder vielmehr die Glocke, spielt eine wichtigere Rolle. Hat sie fünf Minuten lang geläutet, so sind wir fast sicher, nach augenblicklicher Stille den Lärm noch toller werden zu hören; die Klingel ertönt abermals, und zwar so lange, bis sie, das Ohr ermüdend, des Ungestüms der Zungen endlich Meister wird. — Das lezte Zufluchtsmittel ist der Hut, der Art. 14. der alten Charte, der auf die Berathungen geführte Staatsstreich. Auf dem Haupte des Präsidenten verkündigt der Hut die gänzliche Aufhebung der Ordnung und der Reglements, die Unmöglichkeit, weiter zu verhandeln; er blickt, als ein Nothsignal, als das sauve qui peut der Würde und Vernunft, auf die Versammlung herab. Eines Tags begab es sich, daß, in Ermanglung eines Huts, die ganze Repräsentativverfassung stockte. Auf dem Schreibtische des Präsidenten, am Boden, fand sich keiner. Im ganzen Saale war nur eine Seidenmütze vorhanden und selbst diese in der stürmischen Bewegung abhanden gekommen. Endlich erschien von Außen her der rettende Filz. Leider aber hatte der Aufwärter in der Hast unter dem Vorrathe einen zu geräumigen ergriffen, mochte wohl auch gemeint haben, ein Präsident müsse immer mit recht starkem Kopfe begabt seyn.

Die Deputirten sind in der vorschriftsmäßig erforderlichen Zahl anwesend. Wir sehen, wie sie einzeln, paarweise, in Gruppen, ihre Unterhaltung abbrechen, oder am Fuße der von einem Redner bereits bestiegenen Tribüne eine neue anknüpfen; wie sie sich endlich langsam zu ihren Plätzen hinbegeben, ihre Freunde begrüßen und von der schwarzen Patrouille der Huissiers sich vergebens mahnen lassen, Platz zu nehmen. Endlich sind alle auf ihren Plätzen, etwa vierzig Mitglieder ausgenommen, die niemals rasten, unablässig auf- und absteigen, von Einem zum Andern, von der Rechten zur Linken, vom Centrum nach den Enden wandern, das Losungswort herumtragen, Amendements allenthalben anbieten, wahre Fliegen des parlamentarischen Postwagens. Nun endlich läßt sich die Physionomie der Kammer betrachten.

Gleich mir, werden die meisten Zuschauer das Kostüme vermissen. Außerhalb mag das Kostüme eine Auszeichnung seyn, im Sitzungssaale dagegen stellt es die Gleichheit her, beseitigt den widrigen Kontrast zwischen Vernachläßigung und Sorgfalt im Anzug. Im Amtskostüme, wie es auch nach Schnitt, Farbe, Weite, Stickerei beschaffen sey, verschwinden die Körpergebrechen und die Launen der Tracht. Man ist darin nicht mehr Greis oder Petitmaitre, elegant oder altfränkisch, ist nur Deputirter, befindet sich auf der Bühne, spielt seine Rolle.

Nicht unwichtig ist es, beiläufig das Alter der Mitglieder zu kennen, aus denen die Versammlung besteht. Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich einer Anekdote aus dem Justizpalais. Die Richter saßen auf ihren Plätzen, der Advokat schwizte, um sich verständlich zu machen, wie der Franzose zu sagen pflegt, Blut und Wasser. Plötzlich sieht er den Präsidenten die Häupter der Richter mustern und hört ihn zu seinem Nachbar in entschiedenem Tone sagen: „Wir haben die Majorität!“ Der Advokat meint, der Stab sey seiner Sache bereits gebrochen, und hält ein. „Fahren Sie fort,“ spricht der Präsident, „es ist von Ihnen nicht die Rede.“ Er hatte Recht: die Musterung galt nur der Zahl der gepuderten Häupter im Richterpersonal; die Titusköpfe gaben den Ausschlag. Eben so ist auf den Bänken der Deputirtenkammer die Abstufung der Jahre sehr auffallend. Vom Puder ist übrigens hier jezt nicht mehr die Rede; daß dieser, wie die Gicht, ausschließlich nur der ehemaligen Rechten, wie dagegen rüstiges Fußgestell, dichtes Haar und Schnurbärte der Linken angehörten, ist eine bekannte Sache, und noch aus Karrikaturen zu ersehen. Gegenwärtig aber gibt es, wie keine eigentliche Rechte, so auch keinen Puder mehr; nur bei der alten Opposition hat sich noch ein kleiner Rest davon erhalten. — Jezt deutet nur der schwächere oder kräftigere Haarwuchs das Alter an. Nachdem ich die Massen mit der scrupulösen Genauigkeit der vier Sekretärs, welche sich zu Ermittlung einer zweiten Epreuve auf der Tribüne drängen, gemustert,

Digitized by Google

fand ich den Glatzen, den ganz weißen, den mit Grau gemischten Haaren, den Perrücken, und den Toupets, welche sich erkennen ließen, gegenüber, die mit Haaren in gehöriger Quantität, von gehöriger Farbe und mit vollen Wurzeln besetzten Schädel in Majorität. Daraus erhellt das Fortschreiten der Kammer zur Jugendlichkeit. Folgerungen daraus ziehe Jeder nach Belieben.

(Der Beschluß folgt.)

Handzeichnungen und Skizzen.

Von Karl Baldamus.

Wenn ich das Heer berufener und unberufener deutscher Kritiker betrachte, so muß ich an die brittische Landarmee denken, in der auf neunzigtausend Mann sechshundert-fünf-und-zwanzig Feldmarschälle und Generale kommen.

*

Bei Leuten, denen es an einer scharf ausgeprägten *Meinung* gebricht, und die dafür der Ansicht eines tonangebenden Mannes entfernt nachlaufen, fielen mir die Gaumenklänge der morgenländischen, kastilianischen und im südlichen Wales üblichen Sprachen ein, die mehr eine Modifikation des vorausgehenden Vokales, als einen bestimmten, für sich bestehenden und für sich hörbaren Mitlauter bilden.

*

Auch die Liebe hat ihre Postumi, ihre nachgeborenen Neigungen, für deren Erbschaft der Coder des Herzens aber so schlecht zu sorgen pflegt, daß sie sehr häufig sogar im Pflichttheile eine Verkümmerung erleiden.

*

Wenn ich beim Durchblättern der neuesten Zeitschriften auf Belletristen stoße, die sich eines berühmten Namens aus der deutschen Dichtervorzeit bedienen, so muß ich an gewisse vornehm gewordene Israeliten denken, die ihrem Adel dadurch einiges Gewicht zu geben suchen, daß sie den Schnappsack hinter dem ebenbürtigen Schilde eines erloschenen Rittergeschlechtes zu verbergen suchen. Auf ähnliche Weise wurde auch Johanna Antoinette Poisson zu Ehren gebracht. Das Leichentuch, womit die Geschichte von Limousin das heimgegangene Geschlecht von Pompadour bedeckt hatte, mußte dem ehebrecherischen Bette eines ausschweifenden Königs als Vorhang dienen. Juden- und Maitressenadel liegen einander sehr nah.

*

Von Leuten, die ich nicht lieben, die ich nicht achten kann, will ich auch nicht bemitleidet, nicht beklagt seyn. Dieses Aufdringen von Theilnahme hat etwas Verletzendes, etwas Beleidigendes. Ich kam mir in solchen Fällen wie der Marquis von Montespan vor, der seiner ausschweifenden Frau bei Lebzeiten die tiefste Verachtung bewies, sich aber nach seinem Tode dennoch von ihr betrauern lassen mußte.

*

Zwischen den sogenannten Belletristen unserer Zeit und den französischen Abbés, die vor der Revolution eine eigene Kaste geistlicher Elegants bildeten, aus denen die vornehme Hausfreundschaft ihre Kandidaten wählte, die das Pariser Modejournal mit manchem interessanten Artikel bereicherten, ließe sich eine Parallele ziehen, die viele Vergleichungspunkte darbieten würde.

Ein Rekrute Friedrich Wilhelms I.

Allgemein bekannt ist die Vorliebe Friedrich Wilhelms I. für außerordentlich große Leute; so leidenschaftlich er aber auch solche Subjekte suchte, so mögen ihn doch nicht viele Soldaten seiner Leibgarde so hoch gekommen seyn, wie der irländische Rekrute, dessen Kostenzettel in einer vor Kurzem zu London erschienenen Biographie Friedrichs des Großen steht, und der, diesem nach, ein wahres Kabinetsstück gewesen seyn muß.

Für zwei Unterhändler 18 Pfund Sterl. 18 Schilling. Reise von Irland nach Chester 30 Pf.; von Chester nach London 25 Pf. 12 Schill. Dem Manne, der den Rekruten auf der Reise begleitete, 10, 10; bei der Ankunft ihm gegeben 1, 18. Die ihm versprochene Löhnung auf drei Jahre, 60 Pfund. Einigen Bekannten in London, die ihn überreden halfen, 18, 18. Für eine Uniform, Schuhe ꝛc. 19, 6. Reise von London nach Berlin 21. Für Postpferde von Gravesend nach London und zurück 6, 6. Andern in der Sache gebrauchten Leuten 8, 7. Zwei Gardisten, welche mitwirkten, 15, 15. Einigen Personen, damit sie in der Sache schwiegen, 12, 12. Zeche im Wirthshaus zu Gravesend 4, 13. Einem Friedensrichter 6, 6. Einem Manne, der den Rekruten begleitete und beständig bewachte, 3, 3. Für ein Fahrzeug 5 Schl. Briefporto 2, 10. Ankauf des Mannes 1000 Pf. Zusammen fast 1200 Pf.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, 12ten December.

An die Redaktion des Morgenblatts.

Mein Herr! Unter den Briefen aus Genf, die Sie in Nr. 182 — 202. 1831 des Morgenblatts eingerückt haben, und in welchen Ihr Korrespondent mit mehr oder weniger Genauigkeit den moralischen und politischen Zustand unserer Stadt darzustellen sucht, findet sich einer, der uns wegen einer Menge falscher Sätze, die er enthält, befremdet. Wir machen es uns daher zur Pflicht, dieselben zu berichtigen. Ich meine den, welcher von unserer Akademie handelt, Nr. 195. Wir zweifeln gar nicht, daß Sie, in dieser Sache unpartheiisch, unsere Vertheidigung so gut in Ihr Blatt einrücken werden, als Sie den Angriff aufgenommen haben.

Von dem Ausspruche über die, in unsern Elementarschulen allgemein eingeführten Lancasterschen Methode, einem

Aussprüche, welchen wir, mit vielen Personen, zu billigen geneigt sind, kommt Ihr Korrespondent auf den an unserer Akademie bestehenden höhern Unterricht, und schreit darüber, daß man blos die physischen, naturhistorischen und mathematischen Wissenschaften betreibe, und dagegen die Philosophie, die Philologie, die Literatur, die Geschichte ꝛc. vernachlässige; Beobachtungen, sagt er, über ein Blatt oder ein Moos werden größerer Beachtung gewürdigt, als die Bearbeitung aller jener Fächer, die man in Deutschland seit vierzig Jahren betreibt, und zum Beweis dessen führt er einen mit P. unterzeichneten, in der Bibliothèque universelle eingerückten Artikel an, welcher die Fortschritte der philologischen Studien in Deutschland darstellt, und der die Akademie so sehr in den Harnisch gejagt haben soll, daß sie einen zweiten Artikel über denselben Gegenstand in dieses Journal nicht habe aufnehmen wollen. — Allein die Akademie hat gar keine Aufsicht über dieses Journal, und übt in der That auch keine. Man hat dem Verfasser nicht verweigert, den zweiten Artikel in die Bibliothèque universelle einzurücken, sondern da sein erster Artikel unvollständige und verworrene Ansichten über die Thatsache enthielt, so forderte man von ihm, er solle einem der Redaktoren, welchem er wolle, sein Manuscript zur Untersuchung übergeben, und Jedermann weiß, daß es so gehalten wird, so oft ein Fremder einen Artikel in irgend eine Zeitung einrücken will. *)

Ihr Korrespondent sagt weiter, Herr Fauriel, den die Akademie zum Professor der Literatur ernannt hatte, zum Beweis, daß sie gegen die schönen Wissenschaften nicht so gleichgültig ist, als man glauben machen möchte, und der in Genf angekommen sey, habe dasselbe sogleich wieder verlassen, weil er daselbst keinen Geschmack für jene Wissenschaften vorgefunden. Allein Herr Fauriel hat den Genfer Boden niemals betreten, was wir sehr bedauern. Gleich nach der Julusrevolution ward dieser ausgezeichnete Gelehrte von dem französischen Kabinet berufen und ihm eine glänzendere Stelle übertragen, als wir ihm anbieten konnten. Herr Rossi, wie der Korrespondent sagt, noch der beste philosophische Kopf an der Akademie, werde den ersten Vorwand benutzen, um uns zu verlassen. Wir bilden uns nicht ein, die Absichten des Hrn. Rossi besser zu kennen, als der Korrespondent; allein wir wissen die ausgezeichneten Talente desselben eben so hoch zu schätzen als er, und da man uns mit seinem Verluste bedroht, so werden wir uns seine lezten Leistungen mit allem Eifer zu Nuze machen, als wäre er ein entlehntes, sehr kostbares Werkzeug, das man so sehr als möglich benuzt, bevor er zurückgefordert wird.

Weit entfernt, das wissenschaftliche Streben in Deutschland gering zu achten, vernachlässigen wir nichts, um der Lehren seiner berühmten Gelehrten so viel als möglich theilhaftig zu werden. *) Doch müssen wir hierin mit Unterscheidung zu Werke gehen, weil in Deutschland, wie überall, nicht alles gleich gut ist. Ueberdies lernt unsere Jugend im Allgemeinen die deutsche Sprache. In unserer Lesegesellschaft finden sich die ausgezeichnetsten Zeitschriften und alle erheblichen deutschen Werke, die angekündigt werden.

Der Korrespondent gesteht, daß jeder Familienvater seine Kinder unterrichten lassen dürfe, wie und wo er wolle, daß ein Jeder eine Schulanstalt errichten und Vorlesungen über jeden Gegenstand halten könne, ohne irgend eine Erlaubniß; allein trop dieser Freiheit im Unterricht findet er diese Freiheit noch nicht frei genug, und sie scheint ihm immer noch unvollkommen, so lange die Studirenden nicht nach Willkühr jede Vorlesung hören können, und nicht genöthigt sind, gerade auf die Fragen, die ihnen ihre Professoren diktirt hatten, zu antworten. — In dieser Bemerkung liegt etwas Wahres, und man hat das Fehlerhafte dieser Einrichtung schon lange eingesehen; auch arbeitet man mit Ernst an einer Verbesserung; übrigens kann eine bloße Akademie nicht leisten, was eine Universität zu leisten die Bestimmung hat. Allein jene Bemerkung enthält auch etwas Falsches: denn die Studirenden haben das Recht, jede Vorlesung zu hören, sie werde an der Akademie oder außer derselben gehalten, wofern ihre ordentlichen Studien darunter nicht leiden. Die Kenntnisse, die sie in besondern Vorlesungen erwerben, werden bei den öffentlichen Prüfungen berücksichtigt, und nur dann folgen die Professoren ihren diktirten Heften, wenn die Schüler nichts anders wissen.

Zu alle dem kommt noch das Unglück, daß man unsrer Akademie den Vorwurf macht, sie sey illiberal gegen solche, welche ihren Vorlesungen beiwohnen wollen. Wir dürfen behaupten, daß sie in dieser Hinsicht viele andere Unterrichtsanstalten übertrifft, die für sehr liberal gehalten werden, und hierüber mögen Ihre Leser selbst urtheilen. Das Honorar, das von den ordentlichen Studirenden für alle, zwei Jahre dauernden Vorlesungen einer Fakultät gefordert wird, übersteigt nicht zwanzig französische Franken, und nur diejenigen Zuhörer, die weder ein Examen machen, noch Grade erlangen wollen, zahlen für jeden Kursus vierundzwanzig Franken. Außerdem besteht der Gebrauch, daß die Vorlesungen während des ganzen ersten Monats gratis besucht werden dürfen, und wird um die Erlaubniß gebeten, ohne Honorar alle Vorlesungen bis ans Ende hören zu dürfen, so wird diese fast niemals verweigert, wenn sie gleich die Beobachtung gewisser Formalitäten erheischt.

Hier haben Sie, mein Herr, die reine und einfache Berichtigung der von Ihrem Korrespondenten angeführten Thatsachen, und wenn Sie ausführlichere Auskunft über die Unterrichtsanstalten an unserer Akademie wünschen sollten, so würde es uns unendlich freuen, dieselbe einer so geachteten Zeitschrift, wie die Ihrige, mitzutheilen, welche die Gunst, die sie bei dem aufgeklärten Publikum genießt, so sehr verdient.

*) Um unsern Lesern einen richtigen Begriff von unserer Kritik über den bemelderten Gegenstand zu geben, brauchen wir blos zu sagen, daß der Verfasser die Fortschritte der Philologie in Deutschland der Vernichtung der wörtlichen Kritik und dem Grundsatze zuschreibt, daß die Literatur der Ausdruck der Gesellschaft (expression de la société) sey. Allein wir meinen, die wörtliche Kritik sey noch lange nicht verworfen, in einer Zeit und in einem Lande, wo ein Schäfer, ein Hermann, ein Becker, ein Böckh, ein Matthiä, ein Orelli, ein Thiersch, ein Creuzer, ein Moser und viele andere gleich verdiente Männer leben, und wenn auch das vermeinte Princip, daß die Literatur der Ausdruck der Gesellschaft sey, mehrere Schriftsteller bewogen hat, die Dinge unter einem neuen Gesichtspunkte zu betrachten, so sey dies doch nicht eine der Hauptursachen der Fortschritte, die Deutschland in der Philologie gemacht hat. Vielleicht nimmt der Verfasser des Artikels die wörtliche Kritik in einem andern Sinn als im gewöhnlichen; wenn dies ist, so konnte sein Artikel den Lesern unsers Journals unrichtige Begriffe beibringen, und die Redaktoren konnten nicht zugeben, daß die Philologie Deutschlands unter einem falschen Gesichtspunkte dargestellt werde.

*) So wurde lezten Jahr auf das Gutachten unserer theologischen Fakultät ein angehender Pfarrer nach Halle und Berlin gesandt, um die Vorlesungen der dortigen Professoren über Theologie zu hören.

Beilage: Literaturblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 18.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 21. Januar 1832.

— Ein Paradies, wie alle,
Gedüngt mit Menschenschweiß und Menschenblut.

Wieland.

Van Diemens Land.

Ein höchst anziehendes Gemälde, in dessen Betrachtung Wehmuth und Lust verschmelzen, bieten Länder dar, welche eben erst durch Einwanderung des civilisirten, nivellirenden Menschen ihre Unschuld verloren haben, wo seit Kurzem erst mit den Lauten der Elemente und den Stimmen des Waldes sich der Lärm der menschlichen Geschäftigkeit, das Klingen der Axt und der Rhythmus des Wasserrades mischt. Ein solches Land ist die Kolonie van Diemens Land, mit deren Anfängen wir vielleicht die Keime eines blühenden, mächtigen Reichs beschreiben. Die wilde, ursprüngliche Natur des Landes auf der einen, die glänzende Kultur, die seiner vielleicht nach Jahrhunderten wartet, auf der andern Seite, hat die Phantasie des Lesers Farben genug, sich die folgende statistische Skizze auszumalen.

* * *

Tasmans Insel oder van Diemens Land liegt unter 40°42′ — 43°43′ südlicher Breite und 145°31′ — 148°22′ östlicher Länge, und ist von dem Festlande von Neuholland durch die etwa hundert Meilen breite Basses-Straße getrennt. Die Insel wurde im Jahr 1642 von Abel Jansen Tasman entdeckt, der ihr den Namen Vandiemensland gab, zu Ehren Anton Van Diemens, des Generalgouverneurs der dänischen Besitzungen in Ostindien. 1798 entdeckten der Lieutenant Flinders und der Schiffschirurg Basse, daß das Land, das Tasman zuerst gesehen, eine Insel ist, und 1803 stieg hier Lieutenant Bowen, von Port Jakson kommend, mit seiner Mannschaft an das Land und gründete die erste Niederlassung. 1814 landete der Obrist Collins in der Mündung des Derwentflusses, legte den Sitz der Regierung an und nannte die Stadt Hobart-Town. Im selben Jahre gründete Obrist Paterson eine neue Niederlassung in Port Dalrymple, auf der Nordküste. 1811 besuchte der Gouverneur Macquarie Hobart-Town, und da die Insel Norfolk um eben diese Zeit aufgegeben wurde, so wurden die Einwohner derselben auf Vandiemensland übergeführt. Um das Jahr 1819 begann in England die Auswanderung freier Ackerbauer; seit dieser Zeit währte die Uebersiedlung nicht nur einzelner Individuen, sondern ganzer Familien in diese entlegenen Erdstriche ununterbrochen fort, und 1825 wurde Vandiemensland vom Gouvernement von Neu-Süd-Wallis unabhängig erklärt.

Die Insel ist von rundlicher Gestalt, fast so lang als breit. Ihr Flächenraum beträgt über 23,000 Quadratmeilen. Die Küsten sind im Allgemeinen mit Felsen besetzt, die eine sehr bedeutende Höhe erreichen, im Norden aber niedrig, sandig. Das Land ist reich an vortrefflichen Häfen: an der Südküste der Derwent, gegen West Port Davey und Macquaries Hafen, die Austernbai, der große Schwanenhafen und andere gegen Ost. Diese zahlreichen Häfen müssen die Fortschritte der Kolonisation sehr beschleunigen und den Verbindungen der Kolonisten mit den benachbarten Ländern großen Vorschub leisten.

Das Land ist im Allgemeinen bergigt, doch gibt es schöne Ebenen von beträchtlicher Ausdehnung längs der Flüsse. Einige Berge schäzt man auf 4000 Fuß; auf keinem aber scheint der Schnee das ganze Jahr liegen zu bleiben. Von den geologischen Verhältnissen des Landes ist noch nicht viel bekannt: nach oberflächlichen Beschreibungen bestehen die höchsten Gebirge aus Granit und andern Urfelsarten; aus Kalkstein und andern sekundären Gebirgsarten, in welchen sich Steinkohlenlager finden, bestehen die Berge zweiten Rangs. Besonders in der Nähe von Macquaries Hafen sollen sich Steinkohlen in großer Menge finden, und die Berge am Flusse Tamar führen Eisen, Kupfer, Alaun, Asbest, Basalt ꝛc.

An Wasser ist Ueberfluß; die Hauptflüsse sind der Tamar, der gen Norden, und der Derwent, der gen Süden fließt. Der Tamar durchströmt ein weites, ebenes, herrliches Land; gegen die Mündung aber wird der Boden sandig und nimmt daher an Fruchtbarkeit ab. Vorzüglich an den Ufern dieses Flusses hat sich bis jezt die Bevölkerung ausgebreitet. Ostwärts vom Derwent fließt der kleine Fluß Coal-River und westwärts der Huon-River, der breiter ist als der Derwent, aber nur vierzig Meilen von der Mündung aufwärts befahren ist. Zahlreiche Seen, darunter sehr beträchtliche, sind in verschiedenen Theilen der Insel entdeckt worden.

Das Klima ist gemäßigt. Die höchsten Berge sind häufig mit Schnee bedeckt, in den Thälern aber schmilzt er immer nach einigen Stunden wieder weg. Es friert indessen bis in den Frühling hinein, besonders im Hochlande im Innern der Insel. Die mittlere Temperatur der Ebene ist 60° Fahrenheit, und man weiß weder von großem Frost, noch von übermäßiger Hize, weder von allzugroßer Näße, noch von schädlicher Dürre. Dieses Klima bekommt in seiner Regelmäßigkeit den Europäern ungleich besser, als das Klima des benachbarten Festlandes von Australien. Die Kolonie von Hobart-Town ist indessen starken Windstößen ausgesezt, was ohne Zweifel von der Nachbarschaft des Tafel- oder Wellingtonbergs herrührt, der 3900 Fuß hoch ist. Diese Stürme dauern nicht über drei Stunden, sind aber ganz außerordentlich heftig.

Die Vegetation kommt mit der von Neu-Süd-Wallis völlig überein, die Wiesen sind ganz vortrefflich und rein von allem Strauchwerk; in vielen Distrikten reichen sie zum Futter für die zahlreichen Viehheerden der Kolonisten vollkommen aus. Ungeheure, mit dem prachtvollsten Graswuchs bedeckte Ebenen breiten sich nach allen Seiten an den Ufern des Derwents und des Tamars aus, während am Fuße und an den Seiten der Berge die herrlichsten Forste prangen.

Die Gemüthsart der Eingebornen ist sonst von der höchsten Bedeutung für die Kolonisten; die Ureinwohner von Vandiemensland aber möchten seyn, wie sie wollten, die Engländer hätten nichts von ihnen zu fürchten; denn man schlägt die Zahl dieser unglücklichen Geschöpfe, die in den Wäldern umherirren, auf nicht mehr als 600 Köpfe an. Sie sind zudem äußerst schüchtern, so daß ein halbes Dutzend mit Flinten bewaffneter Europäer das ganze Land in völliger Sicherheit durchziehen könnte. Tief eingewurzelt ist jedoch der Haß der Eingebornen gegen die Europäer, und, die Wahrheit zu gestehen, haben sie nur zu viel Grund dazu. Wie überall, wo der civilisirte Mensch sich in den Besiz von dem seinen wilden Brüdern gehörigen Grund und Boden gesezt hat, so ist auch hier der Eingeborne barbarisch behandelt worden. Anfänglich kamen sie den Europäern mit Vertrauen und Freundschaft entgegen; aber nicht lange, so machten diese Gefühle dem bittersten Grolle Plaz.

Ein in Abwesenheit des Gouverneurs den obersten Befehl führender Offizier schoß einmal, als er einen Haufen Eingeborner ganz friedlich anziehen sah, ein mit Schrot geladenes Gewehr auf sie ab. Mehrere der Unglücklichen wurden schwer verwundet. Seitdem haben sie allen Verkehr mit den Europäern abgebrochen, und wiederholte Grausamkeiten mußten ihre Erbitterung noch steigern; denn die Kolonisten, diejenigen besonders, welche im Innern der Insel Viehzucht treiben, suchen die Eingebornen nach Kräften auszurotten, und diese üben natürlich das Vergeltungsrecht, so oft ein unglücklicher Weißer im Walde verirrt und ihnen in die Hände fällt. Um diesen Gräueln ein Ende zu machen, hat die Regierung seit neuerer Zeit überall auf der Insel Militärposten vertheilt, welche die Eingebornen aufgreifen und sie auf die Insel Brune schaffen müssen; hier hat man eine Niederlassung für sie gegründet, wo man sie zu civilisiren sucht.

(Der Beschluß folgt.)

Die französische Deputirtenkammer.

(Beschluß.)

Welche Dosis von Vergnügen die Sitzung dem Besuchenden gewähren werde, läßt sich nicht bestimmen; dieß hängt vom Gegenstande, der verhandelt wird, mitunter auch einigermaßen vom Zufalle ab. Denn die Tagesordnung nehme man nicht immer zur Richtschnur; man schlage, wenn das Bulletin gerade eine Diskussion ohne Interesse, so z. B. ein Auflage- oder Rekrutirungsgesez, einen Artikel, der über die Kinder oder die harten Thaler der Franzosen verfügt, ankündigt, einen Plaz in den Tribünen, der sich einem darbietet, nicht aus. Ob Skandal vorkommt oder nicht, das ist das Werk des Augenblicks und des launigen Zufalls. Oft entsprüht der schleppendsten Berathung ein Funke, der die halbe Versammlung von den Sitzen aufsprengt, alle Reihen in Bewegung sezt und, gleich dem Trommelwirbel, alle im Konferenzsaal und in den Gängen

Digitized by Google

zerstreuten Deputirten sporenstreichs herbeiruft. Nicht zu vergleichen aber sind solche Zufälligkeiten mit dem lebendigen Interesse, das eine auf einen gewissen Tag anberaumte Sitzung, eine im voraus schon angenommene Ausforderung, ein Cartel gewährt, zu dem die Sekundanten bestellt sind. Dann drängt man sich auf den Bänken, drängt sich in den Tribünen. Ist vollends der Kampf von der Art, daß kein Resultat zu erwarten ist, können die sich bekämpfenden Meinungen, die aus der Diskussion hervorgegangenen Ueberzeugungen nicht durch eine Abstimmung ermittelt werden, dann ist kein Grund vorhanden, aufzuhören, dagegen hundert, fortzumachen. Denn keiner gönnt dem Gegner das lezte Wort, jeder muß seinen Vortrag vom Stapel laufen lassen, seinen Vorrath von Groll und Vorwürfen zu Markte bringen; Fragen häufen sich auf Fragen, Repliken führen Explikationen, Epigramme Recriminationen herbei. Das Fait personel mit seinen Spitzfündigkeiten und endlosen Apologien wirft sich dazwischen, vervielfältigt sich ins Unendliche, appellirt von allen Bänken: es ist, was man am Abend im Foyer der großen Oper eine *interessante Seance* nennt, nicht mehr, nicht weniger. Ehmals war den Episoden ein Sabbath gewidmet; es war dieß der Sonnabend, wo der Bericht über die Bittschriften an die Reihe kam; seit aber die Deputirtenkammer die Initiative der Gesetze wieder ergriffen, haben die Petitionen an Wichtigkeit sehr verloren. Das Bittstellen ist jezt verlorne Mühe, die Konkurrenz mit den Gesetzesvorschlägen hat ihm den Stab gebrochen.

In der Kammer, wie allerwärts, bedarf es einiger Uebung, um die Wirkung gewisser Worte, gewisser konventionellen Ausdrücke würdigen zu lernen, die den Verlezten augenblicklich in Harnisch jagen, oder gewissen Meinungsschattirungen köstlich behagen. Gewisse Phrasen erwecken die Leidenschaften, erbittern, andere erregen auf der Stelle den rauschendsten, allgemeinsten Beifall, andere wieder unfehlbar lautes Gelächter. Die große Kunst besteht darin, sie gehörig anzubringen, sie mit Umsicht zu vertheilen, durch Schmeicheln einen Vorwurf einzuleiten, den Meinungen, die man mit sich fortreißen will, eine Beute vorzuwerfen.

Indessen gelten nicht alle Vorträge auf der Rednerbühne der Kammer, an welche sie gerichtet sind, selbst; manche derselben steigen geradewegs zu den dem Redner gegenüber befindlichen drei Logen hinauf, in denen die Stenographen, auf ihre Schreibpulte niedergebückt, die Ohren spitzen. Denn von dort aus soll oft eine Phrase in weite Ferne, ja über Europa hinhallen; dort ist das Bureau, wo die Patente eines großen Redners, eines feurigen Patrioten ausgefertigt werden; dort werden jene, den Faden eines Vortrags behaglich unterbrechenden, so wohlthuenden Parentheſen: vif assentiment, très bien etc. ertheilt; dort endlich greift man dem strauchelnden Redner großmüthig unter die Arme. Wie viele mangelhaften, hinkenden Perioden sind am Morgen in einem befreundeten Journale ergänzt und gehörig eingerichtet zu lesen!

Es wird spät. Längst flogen die Blicke einer der beiden Uhren, und zwar immer der *vorgehenden* zu. Von mehreren Punkten des Saales erschallt der Ruf: „a demain!“ Gerade diejenigen, welche die Fortsetzung der Diskussion durchgesezt haben, gehen zuerst weg; die Minister haben sich bereits entfernt. Vor dem Pont Louis XVI. halten drei, vier Wagen, mit hagern Mähren bespannt und mit goldbordirten Lakaien in der Kammerlivree. Nachdem sie den ganzen Tag über die Frauen der Sekretärs und die Enkel der Questeurs spazieren geführt, holen sie ihre, durch die Abstimmung auf sechs Monate ihnen zugefallenen *Herrn* ab. Die übrigen Deputirten wandern, mit wenigen Ausnahmen, zu Fuße ihrem Diner entgegen: den einen erwartet es im Kreise seiner Familie, den andern beim Kammerpräsidenten, jene bei den Ministern, deren Besoldungsverminderung sie beklagen, diese in einem trefflichen Hotel, andere endlich bei einem bescheidenen Traiteur, wo sie das Inkognito nicht ablegen. Glücklich sind Alle, wenn sie die Tuileriengitter noch nicht geschlossen finden, oder die Consigne nicht allzustreng ist, und sie sich dadurch einen Umweg ersparen, der hungrigen Magen sehr verdrießlich ist. Ich sah einen Deputirten, das Budget (ich meine das *gedruckte*, in graues Papier geheftete) unter dem Arm, am Gitter erscheinen. Der Nationalgardist entsezt sich ob des gewaltigen Pakets und verweigert dem Deputirten den Durchgang. Der ehrenwerthe Repräsentant hätte einen Umweg um die neuen Gartengräben in den Tuilerien machen müssen; der Korporal vom Posten aber, verständig, wie sie alle sind, rief der Schildwache zu: „den Herrn durchgelassen! das Budget geht immer durch.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

Neue Vaudevilles.

Man braucht nur acht oder vierzehn Tage nicht in eines der kleinen Schauspielhäuser zu gehen, so kann man bei dem nächsten Besuche sicher auf etwas Neues rechnen. Ich war seit einiger Zeit nicht im Variétéstheater gewesen, und neulich, als ich es wieder besuchte, waren die an jenem Abend aufgeführten drei Stücke sämmtlich neue Erscheinungen für mich, obschon das eine schon an fünfzig Darstellungen erlebt hatte. Zuerst wurde ein Monsieur Cagnard gegeben, ein kleines, unbedeutendes, obwohl lustiges Stück, in welchem die Politik in dem Stübchen eines Thürstehers verhandelt wird. Es kommt darin ein republikanisch gesinnter Schuhflicker vor, der sich noch mit Entzücken der Revolutionszeit erinnert, da an allen Gebäuden *Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft* geschrieben stand; er erzählt auf eine lustige Weise, wie er damals eine Frau genommen, welche

die Göttin der Freiheit bei einem Volksfeste dargestellt, und wie er nach Ableben dieser eine andere Göttin bei Volksfesten, und zwar diesmal die Göttin der Vernunft gebeirathet habe u. s. w. Nach diesem Stücke wurde eines in drei Aufzügen gegeben: „Der Aufruhr in dem Mädcheninstitute zu St. Denis.“ das mit einigem Aufwande von Musik aus neuen Opern ausgestattet ist, und sich durch die vielen darin vorkommenden Mädchen dem schaulustigen Parterre empfiehlt. Ob diesem Stücke eine wahre Anekdote zu Grunde liegt, weiß ich nicht; es wäre leicht möglich. In den Erziehungsanstalten für Knaben sind kleine Aufstände nichts Ungewöhnliches; vielleicht hat sich in der großen Anstalt für Mädchen zu St. Denis etwas Aehnliches zugetragen. Dieses Institut ist bekanntlich für Töchter solcher Mitglieder der Ehrenlegion, die kein hinlängliches Vermögen besitzen, bestimmt; allein mit der Untersuchung über das Vermögen nimmt man es nicht so genau, und manche Mädchen werden hier erzogen, deren Eltern sich wahrlich nicht zu den Unbegüterten rechnen. Auch werden, wenn ich nicht irre, Pensionäre gegen Bezahlung aufgenommen. Unter der kaiserlichen Regierung waren fast lauter Offizierstöchter hier; die Bourbonen hatten aus der Anstalt eine Art von Kloster gemacht. Sie besteht noch immer fort, und da die Ordensbänder der Ehrenlegion stets in Menge vertheilt werden, so wird es sobald an Mädchen nicht fehlen, welche Ansprüche auf die Erziehung zu St. Denis zu machen haben. Könnten die alten Benediktiner der St. Denisabtei aus ihren Gräbern wieder auferstehen, wie würden sie staunen, wenn sie nun in ihren alten Zellen und Refektorien lauter junge, muntere Mädchen erblickten! In dem Vaudeville des Variétestheaters wird nun das Innere dieser Anstalt auf ziemlich lustige Weise dargestellt. Die Mädchen sind gegen eine scheinheilige Lehrerin aufgebracht und wollen sich empören, wenn man den guten, alten Hauskaplan nicht zurückberuft, den man abgesezt hat, um dagegen einen fanatischen Geistlichen anzustellen, der die Mädchen mit Andachtsübungen quält. So etwas kann unter Ludwig XVIII. oder Karl X. sehr wohl vorgekommen seyn. Es bildet sich eine Verschwörung; eine der kühnsten entwendet dem Pförtner den Schlüssel zur Gartenthür und will sich heimlich davon machen, um dem Kanzler der Ehrenlegion in Paris, welcher die Aufsicht über das Mädcheninstitut hat, das Gesuch aller ihrer Gespielinnen vorzutragen. Im zweiten Aufzuge stellt das Theater das Zimmer des Kanzlers vor und es erscheint hier ein Offizier der ehemaligen Napoleonschen Garde, welcher dem Marschall, der das Kanzleramt versieht, die Zeiten des Glanzes der kaiserlichen Garde ins Gedächtniß zurückruft und dabei manches treffende Wort sagt, das von den Zuschauern mit Beifall aufgenommen wird. Die Aufseherin des Instituts erscheint und klagt über die verfallende Zucht in der Anstalt und den aufrührerischen Geist der Mädchen. Sie schlägt scharfe Maßregeln vor; der Marschall meint dagegen, mit Sanftmuth und Güte lasse sich weit mehr ausrichten, als mit unüberlegter Strenge; ein Wort, das recht zu seiner Zeit ist, wiewohl eben nicht in Frankreich; denn zu Lyon hat die Regierung so eben bewiesen, daß sie nicht gesonnen ist, sich nach den Machthabern an der Weichsel zu richten, sondern den Weg der Milde und Vergessenheit vorzieht. Zulezt erscheint auch die klagende Deputirtin; der Marschall will selbst nach St. Denis fahren, um den Geist des Aufruhrs zu beschwichtigen. (Die Fortsezung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 12:
Spiegel.

Räthsel.

In eines schwäbischen Sängers Stammbuch.

„Ich kenne wo ein festes Schloß,
Ein stiller König wohnt darinnen
Mit einem ungeheuren Troß.“

Novalis.

Ich kenne wo ein festes Schloß,
Da wohnet eine Fürstin drinnen,
Mit einem ungeheuren Troß
Von Dienern und von Dienerinnen.

Ich weiß, wie reich die Fürstin ist
An ungezählten Edelsteinen;
Sie läßt bald Trauer-Amethyst,
Bald lustige Diamanten scheinen;

Topase, licht wie goldner Wein,
Smaragde glänzen ins Gewimmel
Mit frischem Hoffnungsgrün hinein,
Saphire, blau wie reiner Himmel.

Sie läßt auch edleres Juwel
Dem ungeübten Auge dunkeln;
Da macht ein Sonnenblick es hell:
Wie wird sein tiefer Purpur funkeln!

Aus manchem glühenden Rubin
Versendet sie der Liebe Flammen,
Die faßt ein Herz, das sie durchziehn,
In Einem Brennpunkt all zusammen.

Auf Reisen geht die hohe Frau
Zuweilen aus in weite Fernen;
Ihr Teleskop gönnt ihr die Schau
Von unbekannten schönen Sternen.

Gar helle Fenster hat ihr Schloß,
Aussichten, wie sie schwer sich finden;
Im Marstall ein berühmtes Roß,
Das in die Wette läuft mit Winden.

In seinem Hofe sprudeln auch
Des besten Wassers Silberquellen;
Wer davon trinkt nach altem Brauch,
Dem wird es Sinn und Geist erhellen.

Du trankst davon, du kennst das Roß,
Und auch die Fürstin dein gedenket;
In ihrem Dienste wardst du groß,
Manch Kleinod hat sie dir geschenket.

Solch Kleinod kann durch seinen Schein
In andern Schlössern andre zeugen;
Was Wunder, daß wir insgemein
Uns gerne seinem Zauber beugen!

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 19.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 23. Januar 1832.

Unwiderruflich dorrt die Blüthe,
Unwiderruflich wächst das Kind;
Abgründe liegen im Gemüthe,
Die tiefer als die Hölle sind.

Platen.

Waldgespenst.

Ein Mährchen.

In einem dichten, unabsehbaren Walde lebte seit einigen Jahren ein Förster. Er hatte geheirathet und wohnte mit seinem Weibe in einer Hütte, die er sich selbst erbaut, auf dem finstersten und versteckten Platze. Kinder waren ihm vom Himmel versagt worden, Freunde und Bekannte hatte er nicht, und einen alten Oheim seines Weibes ausgenommen, der des Jahres einmal in den Wald zu kommen pflegte, betrat die einsame Herberge kein Menschenfuß. Die tiefe Einsamkeit, die dadurch Frühling, Sommer und Herbst über herrschte, schien dem seltsamen Manne auch ganz recht zu seyn. Er konnte Stundenlang dann wohl auf dem Bänkchen vor seinem Hause sitzen, und während er in die tiefste Waldnacht hineinblickte, horchte sein Ohr dem wunderbaren Rauschen im Forste und dem Tosen der wilden Gebirgswasser, die sich in mannigfaltigen Richtungen kreuzend, den Wald durchzogen. Dabei sah er bleich und abgefallen aus, seine grüne, weite Kleidung umschloß einen langen, dürren Körper, und den Zügen seines feinen, blassen Gesichts gaben ein Paar hellblaue, glanzlose Augen einen schmerzlichen, krankhaften Ausdruck; man wußte sogleich, wenn man ihn sah, daß er ein trauriges Daseyn führe. Nur wenn die Zeit der Frühlings Tag- und Nachtgleiche heranrückte, wenn der heftigere Lauf der Gebirgswasser das Brechen des Eises und die Entkleidung der Fluren vom Schnee ankündigte, wenn der Waldkrokus seine Knospe spaltete, die Drossel und der Pfingstvogel ihre ersten Frühlingslaute durch den Wald schallen ließen, dann ging auch mit dem einsamen Förster eine seltsame Veränderung vor; er saß nicht mehr Tagelang vor seiner Hütte, sondern schritt rüstig und munter den Waldweg entlang, in der Ferne hörte man den lustigen Knall seines Rohrs, sein Auge sah beweglich um sich, ein leichtes Roth färbte die eingefallenen Wangen, und nicht selten hörte man ihn ein kleines Jägerlied pfeifen, dessen Töne munter klangen. Um diese Zeit pflegte er auf eine, wohl auch auf zwei Nächte seine Wohnung zu verlassen und nicht weit davon, tiefer in den Forst hinein, unter einer dicken, weitragenden Tanne eine kleine Strohhütte aufzubauen. Dieser Platz hatte etwas Besonderes an sich. Hohes Tannen- und Fichtengehölz umgab mit seinen schwärzlichen Schatten einen kleinen Teich, dessen Gewässer, rings geschützt, immer schwarz und unbeweglich dastanden; nur das Geflüster des hohen Schilfgrases, das den Boden umgab, störte die tiefe Todtenstille um den Waldsee herum. Selbst das Geflügel, das sich hin und wieder auf den finstern Spiegel niederließ, verließ diesen bald wieder, und es schien, als duldete das geheimnißvolle Wasser durchaus keine Einmischung eines lebenden Wesens im Bezirk seiner träumerischen Ruhe.

Einst, es mochte gegen den Herbst gehen, kehrte der Förster am Abend in seine Wohnung heim. Er sah ungewöhnlich bleich aus, sein Haupt hing tief auf die Brust

Digitized by Google

und ſein Fuß hob ſich nur mühſam und ſcharrend in den Haufen herabgefallenen Laubes, das der kalte Herbſtwind kräuſelte. Als er die kleine Pforte ſeines Hofes öffnete, gewahrte er ſein Weib, wie ſie an dem niedrigen Fenſter ſaß und mit einem Waldröschen ſpielte. Sie ſchien ihn nicht zu bemerken, hielt die Blume bald an ihre Lippen, bald an ihre Wangen, bald drückte ſie ſie an's Auge. Dem armen Gotthold wurde bang zu Muthe; er dachte daran, wie er die, die da ſaß, mit der Blume ſpielend, und die jezt blaß und ältlich ausſah, wie er ſie als junges blühendes Mädchen gekannt, wie er ſie damals als ſein Weib in ſeligen Träumen heimgeführt, und wie alles darauf ſo ganz anders und traurig geworden. Er mußte faſt mitleidig lachen über das alte, häßliche Weib, das mit der verliebten friſchen Blume ſo ſchön that; es ſah ihm wie Spott aus. Zu gleicher Zeit fiel es ihm ſchwer auf's Herz, daß ſein Leben nun abgethan, daß ſeine Jugend nun auf immer vorüber ſey. Er konnte ſich nicht zurechtfinden, wo nun endlich ſein Leben geblieben, er dachte hin und her, und die Angſt ſchnürte ſeine Bruſt zuſammen; faſt kam es ihm vor, als liege er in einem dunkeln und ſchweren Traum, ſo kalt und dumpf umfing ihn die Gegenwart, ſo drohend rauſchte es in den Zweigen über ihm, ſo ſpottend und höhnend tönte der ferne Waldbach. Er rief ſich mit Gewalt das Bild ſeiner Eltern ins Gedächtniß, er dachte an ſo manches, was ihm lieb und theuer geweſen; doch dieſes alles, das fühlte er deutlich, hatte ihn nun auf immer verlaſſen, und er war auf immer in ſeine troſtloſe Einöde zu ſeinen quälenden Träumen verſtoßen.

Er ſchleppte ſich jezt gedankenvoll zu der Bank vor dem Hauſe, doch als er ſeinen gewohnten Platz einnehmen wollte, bemerkte er, daß dieſer ſchon beſezt war. Ein Fremder ſaß dort und blickte unverwandt in den Kelch einer hohen gelblichen Blume, die er dicht vor ſich hielt. Gotthold warf einen erſtaunten Blick auf ſeinen Gaſt, und dieſer ſah in dem Augenblicke auf. Es war ein einfach gekleideter, ſchon ältlicher Mann, deſſen ſchöne gelbe, herabwallende Locken ſonderbar gegen die gefurchten Züge des Geſichts abſtachen. Beide Männer begrüßten ſich jezt und der Fremde brachte unter Entſchuldigungen die Bitte um ein Nachtlager vor, da er auf ſeiner Reiſe von der Dunkelheit überraſcht worden, und ein Fehlgehen im fremden, weitläuftigen Forſte faſt unvermeidlich ſey. Gotthold ſagte ihm zu und bat ſeinen Gaſt, einzutreten. Als man in der Stube ſich niedergelaſſen, und Maria, Gottholds Weib, die Anordnung zu einem Nachteſſen traf, brachte der Fremde mancherlei Geſpräche vor. Das Unerwartete der Erſcheinung eines Gaſtes, ſo wie deſſen Reden, milderten bald Gottholds finſtere Stimmung; er konnte ſich nach und nach auf ſeine Lage wieder beſinnen und fing an, ſeinen Gaſt, den ihm ein günſtiges Geſchick hergeſandt zu haben ſchien, näher zu betrachten. „Ihr wohnt hier in einem wunderlichen Walde," fuhr dieſer fort; „es iſt hier recht dunkel und geheimnißvoll; habt Ihr denn durchaus keine Furcht vor der Einſamkeit, daß Ihr Euch ſo allein herbegeben? es thut keinem lebenden Geſchöpfe wohl." — „Wie meint Ihr das?" fragte der Förſter; „Furcht vor der Einſamkeit?" — „Ihr verſteht, was ich ſagen will: werdet Ihr nie beunruhigt vom Treiben und Schaffen der Elementargeiſter? die Dunkelheit und Einſamkeit gibt ihnen Macht über das Herz des Menſchen."

(Die Fortſetzung folgt.)

Van Diemens Land.

(Beſchluß.)

Die Urbewohner von Vandiemensland ſcheinen, gleich denen von Neuholland, von denen ſie ſich nicht weſentlich unterſcheiden, der Negerrace anzugehören. Wie die Neuholländer, zeichnen ſie ſich vorzüglich durch ihre magern Arme und Beine, ihren dünnen Unterleib und den großen Kopf aus. Sie ſind dunkler gefärbt als die Neuholländer und ihre Haare wolligter. Sie haben keine Piroguen, und bedienen ſich plumper Flöße, um über die Flüſſe und Buchten zu ſetzen. Ihre Speere ſind ſchwerer und plumper gearbeitet, als die der Neuholländer. Die Sitten dieſer Wilden ſind wohl nie gehörig beobachtet worden, und bald werden ſie gänzlich ausgeſtorben ſeyn; denn man rechnet, daß ſie nicht über ſiebzig Weiber mehr haben.

Aber die furchtbarſten wilden Feinde der Europäer, welche ſich hier friedlich niedergelaſſen, waren keineswegs die Eingebornen, ſondern vielmehr die Depotirten, welche zu einer gräßlichen Geißel für die Kolonie wurden. Mord, Raub, Plünderung waren Zeitvertreib für dieſe Elenden, und im Jahr 1817 war die Zahl dieſer Räuber ſo ſehr angewachſen, daß faſt alle Landleute, um nur ihr Leben zu retten, ſich in die Städte flüchten mußten. Mittelſt durchgreifender Maßregeln gelang es indeſſen, das Land von dem Geſindel zu ſäubern, und die Kolonie genießt jezt der vollkommenſten Ruhe.

Das Thierreich auf Vandiemensland fällt mit dem auf dem Kontinent ſo ziemlich zuſammen. Das große Beutelthier und das Strauchbeutelthier kommen ſehr häufig vor. Ein unter dem Namen Hyäne oder Panther bekanntes Thier richtet große Verheerungen unter den Heerden an; dieſes Raubthier, das größte in dieſen Ländern, hat indeſſen große Scheu vor dem Menſchen. Auch der Wombat iſt ziemlich groß. Noch findet ſich auf der Inſel eine Menge kleiner vierfüßiger Thiere ohne Bedeutung. Im innern Lande kommt der Emu oder auſtraliſche Strauß vor; Tauben, Papagaien, Kakatus, Reiher, Enten, Schwäne, Pelikane und viele andere Arten finden ſich in Menge; auch Schlangen kommen vor, doch ſeltener

als auf Neuholland; das Meer wimmelt von Seethieren aller Art, besonders von Muscheln.

Die vortrefflichen Wiesen im Lande ermunterten natürlich die Kolonisten zum Betriebe der Viehzucht im weitesten Umfang. Das Hornvieh ist hier ungleich besser als auf Neuholland. Die ersten aus Bengalen eingeführten Schaafragen waren schlecht; aber durch Kreuzung mit sächsischen und ächten Merinosschaafen, die aus England kamen, hat sich die Zucht sehr verbessert. Man hält auch reine Merinosschaafe, und bereits wird sehr viele Wolle nach Großbritannien ausgeführt. Die ursprünglich aus Indien eingeführten Pferde sind mit englichen Raçen gekreuzt worden; sie sind weder groß, noch schön gebildet. Es hält schwer, Pferde an Wagen zu bekommen, und man bedient sich daher zu allen Feldarbeiten, wozu es großer Kraft braucht, der Ochsen. Gute Stuten kosten von 40 — 100 Pfund Sterling; Schaafe werden im Durchschnitt zu 1 Pf. 10 Schilling verkauft; ein Paar Pflugochsen kostet 20 Pf.; eine Milchkuh 20 — 25 Pf.

Die große Fruchtbarkeit des Bodens und das milde *Klima* machen das Land zum Anbau der meisten Produkte des mittlern Europas geeignet. Der Waizen ist hier vorzüglicher als in Sidney, und da die Temperatur niedriger ist, so gerathen auch Gerste, Hafer und Bohnen besser. Rüben, Kohl, Erbsen, Zwiebeln kommen so gut fort als in Europa. Aepfel, Pflaumen, Pfirsiche, Kirschen wachsen so schnell, daß sie ein Jahr nach dem Pfropfen reichliche Früchte tragen; Stachelbeeren, Himbeeren, Erdbeeren gibt es in Menge; Melonen und Kukumern gedeihen im Freien. Wein und Hopfen sind mit außerordentlichem Erfolg gepflanzt worden. Die Kartoffeln, welche in Neuholland im Durchschnitt schlechter sind, als in Europa, gedeihen hier besser; kurz, die Vegetation läßt gar nichts zu wünschen. Das Land ist so ausnehmend fruchtbar, daß schon 1817, als die Waizenerndte in Neuholland gänzlich fehlgeschlagen hatte, 20,000 Scheffel Getreide und 380 Tonnen Kartoffeln dorthin ausgeführt werden konnten.

Fast nirgends in der Welt macht der Landmann den Boden mit geringerer Mühe urbar; denn der Boden ist frei von den Bäumen und dem Strauchwerk, welche diese Arbeit gewöhnlich so sehr erschweren. Man findet weite Strecken fetten Bodens in den Thälern und längs der Ströme, ja sogar auf ziemlich hoch gelegenen Ebenen. Um Wälder urbar zu machen, fällt man die Bäume, haut die Aeste ab, häuft sie auf und zündet sie an; die Asche wird sodann gleichförmig ausgebreitet. Anfangs arbeiteten die Kolonisten den Boden mit der Haue um und säeten alle Jahre Korn; und der Boden ist so außerordentlich fruchtbar, daß man zehn bis fünfzehn Erndten hintereinander erhielt. Wie in den Vereinigten Staaten, so wird auch hier das Land, wenn es ausgesogen ist, brach gelassen, und man macht dann neue Felder urbar. Jetzt ist der mit Ochsen bespannte Pflug allgemein im Brauch, und der Landbau hat überhaupt in der Kolonie unglaubliche Fortschritte gemacht. Die Zeit der Aussaat ist im September, geerndtet wird vom Januar bis zum März.

Die Häuser der Pächter sind gewöhnlich von Holz; doch sieht man auch welche von selbst bereiteten Backsteinen; aber Bauten aller Art sind höchst kostspielig. Die Straßen zwischen den Hauptniederlassungen sind zwar schlecht, doch für das gegenwärtige Bedürfniß hinreichend; auch werden sie täglich besser, denn man läßt die Deportirten daran arbeiten. Die Kolonie blieb lange außer aller unmittelbaren Verbindung mit England; die Häfen waren blos für die Fahrzeuge der Regierung offen, alle Bedürfnisse wurden von Sidney bezogen; denn Vandiemensland war gleichsam ein Strafdepot jener Kolonie. In den ersten Jahren machte daher auch die Bevölkerung nur geringe Fortschritte; als aber die Kolonie für unabhängig erklärt wurde, und England die Schätze, welche sie in ihrem Schooße barg, kennen lernte, so strömten alsbald freie Kolonisten in Menge herbei. Nach dem Almanach von Hobart-Town betrug die weiße Bevölkerung am 1. Jan. 1830, 20,500 Köpfe.

Bis 1819 blieb Vandiemensland ein Strafdepot; daher hatte auch die Kolonie von den Räubereien der Deportirten sehr viel zu leiden; seit indessen so viele freie Leute hier sind, hat sich der gesellschaftliche Zustand sehr gebessert. Aber der Mangel an Frauen ist höchst fühlbar und führt zu großen Mißständen; man rechnet etwa auf vier Männer eine Frau. In Hobart-Town hat sich bereits eine sogenannte gute Gesellschaft gebildet; man stattet Besuche ab, empfängt welche, gibt Feste, Bälle u. s. w. Zwischen den Einwohnern und dem Militär und den Beamten herrscht aber ein etwas gespanntes Verhältniß. Es ist Sitte, ob mit Recht oder aus Eigensinn, gegen die Maßregeln der Behörden fortwährend zu opponiren, und zwei Zeitungen schüren den Haß der beiden Partheien. In den meisten Niederlassungen darf der Reisende der gastfreundlichsten Aufnahme gewärtig seyn, und wer mit Empfehlungsbriefen in die Hauptstadt kommt, erhält Zutritt in die ersten Häuser. Trotz des Ueberflusses an Lebensmitteln aller Art ist der Lebensunterhalt in Hobart-Town sehr theuer; ein Haus mit vier kleinen Zimmern wird zu 60 — 80 Pf. jährlich vermiethet. Die von England eingeführten Waaren sind vollends übermäßig theuer.

Hobart-Town nimmt bereits einen Raum von mehr als einer Quadratmeile ein. Die Straßen sind gerade und die Häuser größtentheils ansehnlich. Die meisten sind von Holz und haben einen Garten gegen die Straße. Die Magazine sind groß und gut versehen; die meisten öffentlichen Gebäude und die Kirchen sind ziemlich hübsch.

Digitized by Google

Es gibt vier Hauptgasthöfe und dreißig Schenken. Die Stadt hat 5700 Einwohner.

Launceston am Tamar, 135 Meilen von Hobart-Town, steht weit unter lezterer Stadt; es hat blos 1000 Einwohner. Für den Handel liegt aber die Stadt höchst vortheilhaft und ihre Umgebung ist zum Theil außerordentlich fruchtbar. Die übrigen Orte verdienen keine Erwähnung.

Seit December 1825, wo die Kolonie für unabhängig erklärt wurde, residirt in Hobart-Town ein Gouverneur, unter dem verschiedene Civil- und Militärbeamte stehen. An Friedensrichtern und Polizeibeamten ist kein Mangel.

Im Jahr 1829 bestand die bewaffnete Macht aus 2 Oberoffizieren, 29 Patentoffizieren, 74 Subalternoffizieren, 11 Tambours und 714 Soldaten. Seit neuerer Zeit ist auch eine Post eingerichtet. Das Briefporto für einen einfachen Brief auf zehn und weniger Meilen beträgt 3 Pence (11 Kreuzer) und für 100 Meilen 1 Schilling (36 kr.). Die Zeitungen der Kolonie werden kostenfrei versandt. Die Insel hat vier Banken, ferner ein Museum, einen botanischen Garten, ein Institut für mechanische Künste, mehrere religiöse Gesellschaften und vier Bibliotheken. Außer den königlichen Schulen, wo die Waisen, die Kinder der Armen und alle, welche 12 Schil. jährlich bezahlen, aufgenommen werden, gibt es eine Menge Privatunterrichtsanstalten. Acht Zeitungen cirkuliren in der Kolonie, lauter Wochenblätter; die Hobart-Town Gazette ist die Regierungszeitung.

Manufakturen bestehen noch wenige auf der Insel. Zu Maria Island wird sehr viel grobes Tuch für die Deportirten fabrizirt. In den Hauptorten gibt es Brauereien; Leim, Pergament, Hüte, Salz, Seife, gemeines Töpfergeschirr, Backsteine sind bis jezt die Hauptartikel, welche in der Kolonie fabrizirt werden. Ausgeführt werden, nach Sidney, Rio-Janeiro, dem Cap, nach Isle de France und Großbritannien, Wolle, Getreide, Kartoffeln, Oel, Vieh aller Art.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, December.

(Fortsezung.)

Neue Vaudevilles.

Im dritten Aufzuge wird die Handlung wieder ins Innere des Instituts versezt. Die Mädchen werden immer aufrührerischer und bringen die scheinheilige Lehrerin dadurch in Zorn, daß sie vive la charte rufen und sie eine Karlistin schelten. Der Marschall erscheint, verspricht ihnen den alten Hauskaplan wieder und bringt alles mit Umsicht und Milde wieder in Ordnung, ohne Konfiskation, ohne Censur, ohne alle die schönen Maßregeln, welche anderswo an der Tagesordnung sind, um die Unzufriedenen zum Schweigen zu bringen. Man sollte dieses Stück außerhalb Frankreich als eine Allegorie aufführen; allein vielleicht würde man darin höchst gefährliche Grundsäze wittern und die „Mädchen von St. Denis“ in das Grab der Vergessenheit stoßen, wo so manche Theaterstücke ruhen. Nach diesem ward ein anderes Vaudeville in drei Aufzügen gegeben: „Das Reh oder der englische Pächter,“ ein Stück, das, wie so manches andere, blos darum geschrieben zu seyn scheint, um einen Schauspieler herauszuheben. In diesem Stücke ist es Odry, der Nachfolger Brunets, der die Hauptrolle hat. Ein englischer Pächter, ein schlauer und eben nicht allzu gewissenhafter Bauer, hat im Parke seines Gutsherrn ein Reh geschossen; der Lord kündigt ihm seinen Pacht auf; der Bauer hat vor einigen Tagen ein hübsches Mädchen geheirathet; er möchte sie gern auf's Schloß senden, um den Widerruf des gutsherrlichen Befehls zu bewirken; da er aber zugleich ein eifersüchtiger Kauz ist, so wagt er nicht, seine Frau auf ein so gefährliches Terrain gehen zu lassen, zumal der Gutsherr im Rufe steht, den jungen Weibern außerordentlich hold zu seyn. Allein ein Zufall, wie es deren in Komödien immer gibt, hilft ihm aus der Noth. Die Frau des Gutsherrn hat eine etwas abenteuerliche Nichte, die ihren Oheim und ihre Tante noch nicht kennt und mit ihrer Kammerjungfer, als junge Leute verkleidet, dieselben im Schlosse überraschen will. Sie langen zuerst bei dem Pächter an, und diesem wird schon angst und bange, als er sieht, wie der junge, hübsche Mensch mit seiner Frau zärtlich thut und wie seine Frau den so feingestalteten Jüngling recht hübsch findet. Als nun der vorgebliche junge Herr von der Verlegenheit des Pächters hört, schlägt er ihm vor, er wolle sich als seine Frau verkleiden, da der Gutsherr dieselbe noch nicht kenne, mit ihm auf's Schloß gehen und Fürbitte für ihn einlegen. Dieser Vorschlag gefällt dem listigen Bauer, wiewohl er nicht ohne Besorgniß ist, da er den andern jungen Mann bei seiner Frau lassen soll. Im zweiten Aufzuge geht die Handlung im Innern des Schlosses vor. Der Bauer langt mit seiner vorgeblichen Frau an; diese gefällt, und man macht ihr eifrig den Hof, worüber er in sein Fäustchen lacht, da er fest überzeugt ist, seine vorgebliche Frau sey nur ein Jüngling. Man behält sie beide im Schlosse und es fallen hier mehrere lustige Scenen vor, die Odry mit seinem trockenen Witze ungemein erheitert, besonders da sich von Zeit zu Zeit die Besorgniß bei ihm einstellt, was doch seine Frau zu Hause mit dem andern Jünglinge anfangen möge. Im dritten Aufzuge geht die Handlung wieder auf dem Pachthofe vor, und zulezt klärt sich alles auf. Im Grunde ist dieses Stück unbedeutend, aber Odrys Spiel macht es zu einer gefälligen Posse; deshalb ist sie auch jezt schon über sechszigmal aufgeführt worden. Einige Tage nachher sah ich im Vaudeville zwei neue Stücke, **la Dédaigneuse** und **le Baron de Hildburghausen**. Ersteres ist ein leichtes, heiteres Stück, worin ein Mädchen vorkommt, dem kein Freier gut genug ist; ihr Vormund bringt eine Liste von Namen hervor, die fast eben so lang ist wie die, welche Leporello im Don Juan entfaltet; aber bei jedem Namen macht sie eine scharfe Bemerkung und ruft gleichgültig: **Passons!** Zulezt sind sie alle passirt, und da an diesem Tage ein Familienfest gegeben werden soll und sie sich an einem Freier rächen will, den sie auch verworfen hat, aber doch im Geheimen liebt, so wirft sie sich ihrem alten Vormunde in die Arme und bringt in ihn, er solle sie heirathen, sogleich, auf der Stelle; sie wolle hübsch seiner pflegen und warten; alle Morgen solle sein Kaffee bereit stehen, in Deutschland würde man dazu setzen: und die Pfeife gestopft seyn; dieser Auftritt ist sehr lustig und das Beste im Stücke. Zulezt kommt der als ungetreu angesehene Liebhaber wieder zurück und der Vorhang fällt.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 20.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 24. Januar 1832.

Also bestimmt die Gestalt die Lebensweise des Thieres,
Und die Weise zu leben wirkt auf alle Gestalten
Mächtig zurück. So zeiget sich fest die geordnete Bildung,
Welche zum Wechsel sich neigt durch äußerlich wirkende Wesen.

Goethe.

Ueber die Größenverhältnisse der Säugethiere.

Auf dem Standpunkte, den die Zoologie in neuerer Zeit erreicht hat, jezt, da ein wissenschaftlicher Ueberblick über die Thierreihe nach innerer und äußerer Organisation erlangt ist, können und müssen die Beobachter mehr ins Einzelne gehen und, jeder in seiner Sphäre, die interessanten Gesetze auszumitteln suchen, nach denen sich die einzelnen innern und äußern Eigenschaften der Thiere richten, Gesetze, welche nicht allein für die Wissenschaft, sondern vielfältig auch für das Praktische fruchtbringend werden können. Es läßt sich zum Voraus vermuthen, und es fehlt bereits nicht an Beobachtungen, die es bestätigen, daß sogar diejenigen äußern Verhältnisse, welche am allerunbeständigsten sind, wie Größe und Färbung, sich auf allgemeine Resultate zurückführen, daß sich die Beziehungen, in denen sie mit den äußern Umständen, in welche die Thiere versezt sind, namentlich mit ihrer Lebensweise stehen, erforschen lassen. In einer kürzlich der Pariser Akademie der Wissenschaften vorgelegten Abhandlung hat dieß Geoffroy St. Hilaire für die Größenverhältnisse der Säugethiere versucht, und wir theilen, als allgemein interessant, seine Hauptresultate mit. Den Theil der Abhandlung, der vom Wuchse des Menschen handelt, versparen wir auf einen besondern Artikel.

* * *

Hinsichtlich der Größe bietet keine Thierklasse auffallendere Verschiedenheiten dar, als die Klasse der Säugethiere. Nimmt man den Körperinhalt der kleinsten bekannten Spizmaus zum Maaßstab, so enthält ein Wallfisch dieses Maaß der Länge nach achthundert, der Masse nach fünfhundert Millionenmal. Aber diese in der Größe so verschiedenen Thiere weichen zugleich in der Organisation sehr von einander ab, und wenn man blos die Thiere, die zu einer Hauptabtheilung gehören, mit einander vergleicht, sieht man gleich, daß die Verschiedenheit in der Größe bei weitem kleiner wird, und sie schränkt sich auf immer engere Grenzen ein, wenn man nacheinander die einzelnen Familien und Geschlechter in dieser Rücksicht betrachtet; ja, wenn zwei verwandte Arten in der Größe bedeutend von einander abweichen, so kann man zum Voraus versichert seyn, daß ein oder das andere Organ, dessen Bildung gewöhnlich zu einem generischen Unterscheidungsmerkmal dient, bei ihnen abweichend organisirt ist. Stellt man so z. B. eine der natürlichsten Familien, die der Affen, zusammen, so findet man, daß die größten wie die kleinsten von der Mittelgröße der ganzen Familie nicht sehr abweichen, und dehnt man die Vergleichung auf die einzelnen Geschlechter aus, so reducirt sich die Abweichung vom Mittel nach beiden Seiten oft auf wenige Linien.

Was die Verschiedenheiten in der Größe der Säugethiere nach ihrem Wohnorte betrifft, so lassen sich folgende Sätze aufstellen. 1) Alle Arten, welche ganz im Wasser wohnen, oder doch die Zeit zum Theil darin zubringen, werden auffallend größer, als verwandte Thiere mit anderer Lebensart. So kommt unter den Fleischfressern

kein Landthier dem Seelöwen auch nur nahe; in der zahlreichen Gruppe, welche Linné unter dem Namen Marder, mustela, zusammenfaßt, sind die Landthiere bei weitem nicht so groß, als die Fischottern, und unter den Fischottern selbst wieder werden diejenigen, welche am meisten im Wasser leben, die Seefischottern, am größten. Dasselbe gilt von den Nagethieren, so wie von den Insektenfressern. 2) Die Geschlechter, welche auf Bäumen leben oder Organe zum Fliegen besitzen, erreichen nie eine beträchtliche Größe. 3) Zwischen den leztern, die gewissermaßen Luftthiere sind, und den im Wasser lebenden Säugethieren stehen die eigentlichen Landsäugethiere in der Mitte. In dieser dritten Abtheilung hält sich die Körpergröße im Durchschnitt in der Mitte zwischen den beiden ersten Abtheilungen, so aber, daß in ihr nach den Wasserthieren die größten und ohne Ausnahme die kleinsten Säugethiere vorkommen; der Elephant und die Spitzmaus sind die beiden Pole dieser Reihe.

Die Land- und Luftsäugethiere lassen sich nach ihrer Nahrung in vier Hauptgruppen abtheilen. Die Grasfresser durchlaufen in der Größe eine Reihe von der Ziege bis zum Elephanten; unter den Fleischfressern sind die größten Tieger und Löwe, das Hermelin das kleinste; bei den von Früchten lebenden stuft sich die Größe zwischen dem Orangutang und den kleinsten Fledermäusen ab; bei den Insektenfressern endlich steht am einen Ende der große Ameisenfresser, am andern die kleinste Spitzmaus.

Ein anderes Verhältniß, nach welchem man die Thiere hinsichtlich der Größe betrachten kann, ist die Beschaffenheit des Landes, das sie bewohnen. Schon längst hat man die Bemerkung gemacht, daß auf sehr kleinen oder vereinzelten Inseln nie viele und nur kleine, oft auch gar keine Säugethiere vorkommen. Die großen Thiere dieser Klasse kommen nur auf den Kontinenten, auf großen und einigen, zwar nicht sehr bedeutenden, aber einem Kontinent nahe gelegenen Inseln vor. Ferner weiß man, daß die im Ocean selbst lebenden Wassersäugethiere Geschlechter aufzuweisen haben, welche an Größe die ansehnlichsten Flußthiere weit unter sich lassen; und somit steht auf dem Lande wie im Wasser die Größe der Säugethiere mit der Ausdehnung des Raums, den sie bewohnen, gewissermaßen im Verhältniß.

Vergleicht man die Säugethiere auf der südlichen Halbkugel mit denen auf der nördlichen, und sieht dabei von Afrika und den Inseln, durch welche der Aequator geht, ab, deren Thiere natürlich dießseits und jenseits desselben sich gleich verhalten, so findet man, daß sie auf der südlichen Halbkugel im Durchschnitt kleiner sind; da aber auf dieser Halbkugel nur kleine Theile von Kontinenten und große und kleine Inseln liegen, so fällt dieses Verhältniß so ziemlich mit dem vorigen zusammen.

Die Verschiedenheiten in der Größe nach Breite und Klima führen zwar zu mancher interessanten und wichtigen Bemerkung, aber zu keinem allgemeinen Gesetze. So kommt es zwar am häufigsten vor, daß die Geschlechter und Arten in den heißesten Ländern der Erde die bedeutendste Größe erlangen und in den kalten Landstrichen am kleinsten und dürftigsten bleiben. Dagegen gibt es andere, die ihr Maximum in den kältesten Ländern erreichen und in den heißesten auf dem Minimum bleiben. Aber in keinem Geschlecht kommen die größten Arten, in keiner Art die größten Individuen in gemäßigten oder nur wenig heißen Klimaten vor.

Von besonderer Wichtigkeit sind die Verschiedenheiten im Wuchse bei den Hausthieren, und es kommen hier einerseits die Abweichungen verschiedener Raçen von einander, andernseits die Abweichungen der durch die Zucht veränderten Thiere vom wilden Urstamm, soweit man sie unmittelbar beobachten oder blos darauf schließen kann, in Betracht. Auch mit diesem Gegenstand werden wir die Leser einmal besonders unterhalten und führen hier nur die Endresultate an. — Die Hausthiere lassen sich in zwei Gruppen theilen: es gibt welche, deren verschiedene Raçen gleich groß oder fast gleich groß sind; es gibt andere, welche sehr große und sehr kleine Raçen zugleich aufzuweisen haben. Im ersten Fall kommt die Größe der Raçen oder Spielarten häufig mit der Größe des wilden Stammes überein, oder wenn ein Unterschied stattfindet, ist er wenigstens nicht bedeutend. Im zweiten Fall gibt es bei weitem größere, so wie bedeutend kleinere Raçen als der Urstamm; aber der mittlere Wuchs der Raçen einer Hausthierart, den immer mehrere derselben ganz oder doch ziemlich genau aufzuweisen haben, weicht vom Wuchse der wilden Art nie merkbar ab. Somit gibt bei den Arten, welche wenig variiren, der gewöhnliche Wuchs, bei denen, welche stark variiren, der mittlere Wuchs so ziemlich ein richtiges Bild vom Wuchse der wilden Art. Mit andern Worten: sämmtliche Arten von Hausthieren sind seit der Zeit, wo sie noch völlig im Naturzustande lebten, im Durchschnitt nur unbedeutend größer oder kleiner geworden. Bei den wilden Arten, welche zugleich in Ebenen und im gebirgigten Lande leben, sind die Bergraçen gemeinhin kleiner. Bei den Hausthieren beobachtet man in diesem Falle denselben Unterschied, und die niedrigere Temperatur und kärglichere Nahrung in den Bergen sind wohl die einzigen Ursachen dieser Erscheinung.

Waldgespenst.

(Fortsetzung.)

Der Fremde blickte bei dieser Frage auf und Gotthold fühlte den Strahl seines Blickes tief durch sein Inneres dringen; er wollte etwas erwiedern, doch der Fremde erhob sich

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

Die Regentenfamilie. Sonst und Jezt.

Bilder aus dem Dresdener Leben verlangen Sie. Ich will sie Ihnen in kurzen Umrissen liefern, und mein Sinn, kühn genug, schweift gleich zu den Hohen und Höchsten.

Zuerst male ich Ihnen das Schloß Wesenstein, zwischen Berg- und Waldschluchten romantisch gelegen. Wollen Sie sich das Privatleben unsers guten Königs, der erst im Greisenalter zur Krone gelangte, recht anschaulich machen, so denken Sie sich ihn dort, in jener neuerkauften, von Drang und Noth des Stadtlebens entfernten Besitzung, die neuen Anstalten betrachtend und manchen Gast huldvoll darüber belehrend. Pfarrer und Schullehrer des Dorfes dürfen dem Könige oft nahen. Er fragt sie nach allen Verhältnissen der Dorfbewohner, läßt sich die Listen der Schulkinder vorlegen, weißt für die Aermern das Schulgeld an, verwilligt väterlich andere Unterstützungen, auf welche er größtentheils die Einkünfte des Schlosses Wesenstein verwendet, und kehrt dann von dort, immer rüstig, zum Theil zu Fuß, zum Theil zu Roß, oder in leichter, einfacher Chaise in die Residenz und zu Geschäften zurück. Unsern Prinzen und Mitregenten Friedrich August, einen Mann in den ersten dreißiger Jahren, mögen Sie sich am Arbeitstische, in wichtige Staatsangelegenheiten vertieft, zwischen Büchern und Akten denken. Oft arbeitet er dort noch in später Nacht. Sein mildes Herz will das Wohl des Landes. Vieles lastet auf ihm; wichtige Erfahrungen hat er in dem ersten Mannesalter gemacht. Stürme, die sein königlicher Oheim Friedrich August nie ahnte und die doch schon in jenen Zeiten sich sammelten, gingen an dem jungen Fürsten vorüber; er bestand sie. Unsern Prinzen Johann können Sie sich als Präsidenten mehrerer wissenschaftlichen Vereine, als Chef der Kommunalgarde oder im Kreise seiner Familie denken, zur Seite seiner Gemahlin Amalia von Baiern, den Prinzen Albert, einen muntern Knaben, an der Hand. Ein Band der Liebe und Herzlichkeit vereint die ganze königliche Familie. Der Mitregent hegt die größte Aufmerksamkeit für den König, und das Herz des würdigen Greises vergilt dies.

Zur Stadt Dresden kann ich nur mit dem Ausruf: wie änderte sich die Zeit! übergehen. Das Sonst und Jezt scheidet sich himmelweit bei uns. Sonst hatte der alte Gott des Herkommens in dem lieben, steifen Dresden seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Sie hätten unsere ehrenwerthen Väter, an beiden Seiten des Kopfs das weißgepuderte Haar zu Taubenflügeln auffrisirt, den kleinen Hut in der Hand, sich gegenseitig bekomplimentiren sehen sollen. In allen Gesellschaften war eine gewisse Förmlichkeit, ein Kastengeist, der wohl manchmal auf Beschränktheit deutete. Bei alle dem herrschte Sitte und Anstand, die größte Ehrerbietung gegen alles Vornehmere. Den Sekretär, welcher nur daran gedacht hätte, eine Handlung seines Ministers beurtheilen zu wollen, hätte ja gleich die Erde verschlingen müssen. Der Adel genoß in Sicherheit seine Privilegien. Das war seit hundert Jahren so, wie konnte man es anders verlangen? Dazu paßte der Ton der damaligen literarischen Welt. Er war noch vor wenigen Lustren mild, freundlich, an beißenden Spott und vernichtende Kritik dabei nicht zu denken. „Leben und leben lassen!“ hieß es unter Dresdens Schriftstellern. Dieser Honigseim hatte seine schwache, aber auch seine gute Seite. Sanftmenschlich empfinden, ist immer besser, als gar nicht empfinden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, December.

(Fortsetzung.)

Der Baron von Hildburghausen.

Der „Baron von Hildburghausen“ ist eine Posse, wie man sie in Paris oft gibt, um sich über deutschen Adel, deutsches Geheimthum mit Politik, deutsche Titelsucht u. s. w. lustig zu machen. Ein Freiherr, der zweiundzwanzig Ordensbänder im Knopfloche trägt, weil, wie er sagt, in Deutschland die fehlende Qualität der Orden durch die Quantität ersezt wird, hat sich, weil er bei dem Fürsten in Ungnade gefallen ist, auf sein Gut zurückgezogen und zieht seltene Pflanzen und nebenbei Kohl und anderes Gemüse zu seiner Zerstreuung. Eine adelige Dame aus der benachbarten Stadt ladet ihren Verwandten zu einem Balle ein, den sie geben will, und wobei ein durchreisender Prinz, der zufällig sein Fürst ist, zugegen seyn soll. Er will durchaus nicht hin, und um nicht in Versuchung zu gerathen, doch hinzugehen, befiehlt er seinen Leuten, ihn unter keinem Vorwande aus dem Schlosse zu lassen. Nun erscheint aber ein Italiener, mit dem er, ich weiß nicht wie, in Verbindung steht, und der ihm ankündigt, er habe ein untrügliches Mittel, ihm wieder zu Gnaden zu verhelfen. Er brauche dem Fürsten, der morgen auf dem Balle in der Stadt erscheinen werde, nur die geheimnißvollen Worte ins Ohr zu raunen: „Prinz! Sie können alles entdecken, die Prinzessin Kunigunde (oder wie sie sonst heißt) willigt ein.“ Nun kann der Baron von Hildburghausen nicht widerstehen, er muß zu dem bereits ausgeschlagenen Balle. Da ihn aber seine Leute nicht gehen lassen würden, so nimmt er die Kleidung seines Gärtners, welcher eben zur Stadt ziehen will, um dort die Gemüse des freiherrlichen Gartens zu verkaufen. Dieser Einfall ist läppisch, wird aber dadurch komisch, daß der Dichter den Sohn des Barons, eine Art von dummen Peter, sich in den Gemüskarren hat verstecken lassen, weil dieser Sohn gern mit seinem allerliebsten Bäschen in der Stadt tanzen möchte, woraus denn folgt, daß der Vater den Sohn zur Stadt schiebt, und beide schiebend und geschoben zur rechten Zeit anlangen, um auf dem glänzenden Balle erscheinen zu können. Der Vater staunt nicht wenig, als er den Karren niedersezt und den Sohn aus dem Kraute hervorgucken sieht. Im zweiten Aufzuge sind wir mitten auf dem Balle. Da der Vater, der eben kein Wundermann in Hinsicht des Gedächtnisses ist, fürchtet, die merkwürdigen Worte des Italieners zu vergessen, so sagt er sie dem Sohne vor, mit dem Auftrage, dieser solle sie ihm zuflüstern, im Fall er sie vergessen sollte, und der dumme Peter sagt sie seinerseits der niedlichen Base vor, damit sie ihm im Nothfalle denselben Dienst erweisen möge. Der Prinz erscheint; der Baron nähert sich ihm, nimmt den rechten Zeitpunkt wahr und raunt ihm die geheimnißvollen Worte ins Ohr. Der Prinz springt auf, wird böse und fragt, wer ihm erlaube, seine Geheimnisse zu verrathen; nun tritt der dumme Peter hinzu und wiederholt die vielbedeutenden Worte. Der Prinz wird noch zorniger; auch das Bäschen eilt herbei und wiederholt die Worte. Der Prinz glaubt, alle Leute auf dem Balle wissen um sein Geheimniß und haben es darauf angelegt, ihn zu foppen; auch der Baron wird böse, da er sieht, daß das Mittel, das ihm der Italiener als ein untrügliches Rezept, um des Prinzen Gunst zu gewinnen, angegeben, gerade eine entgegengesezte Wirkung hervorgebracht hat.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 21.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 25. Januar 1832.

Wer fühllos ist gegen das tiefe Entsetzen, welches sich hinter alles Leben tückisch versteckt, der bleibt auch für das Heiligthum der innersten Freuden der Natur verschlossen. — Eine dichte, finstere Waldung, in welcher verborgene Quellen rieseln, mit dem stillen Säuseln der Blätter, mit ihren dunkeln einsamen Schatten, wenn kleine Thiere eilig aus den Gebüschen erscheinen und sich wieder verbergen, wenn ein drohender Sturm heranrauschend die Bäume lebhafter schüttelt, wenn ein Raubthier in das dunkle Waldgrün hineinblickt, wenn ein eingeschlossener Teich seine dunkeln, beschatteten Wellen an das grüne Ufer unaufhörlich anschlägt — das alles erfüllt die Seele mit einem geheimen Grauen. — Wäre es ein Vorzug der Wissenschaft, wenn sie dieses Grauen am Ende ganz verdrängte?

Steffens, Anthropologie.

Waldgespenst.

(Fortsetzung.)

„Am Boden liegend," fuhr der Förster fort, „fühlte ich einen unsäglichen Schmerz, gleich als riefe mich Jemand, der im Sterben läge, und der mich glühend liebte, und ich könnte nicht von der Stelle, um ihn zu retten und zu trösten, und er riefe immer lauter und schmerzlicher und stürbe eben mit einem gräßlichen, schreienden Seufzer. Meine Sinne vergingen mir; als ich erwachte, fand ich mich in der Stube meiner Eltern; man hatte mich ins Bett gelegt und meine Hände verbunden; sie waren blutig gewesen und man hatte mich gefunden, wie ich mit ihnen tief in die Erde gewühlt." — „Das ist wohl recht seltsam," erwiederte der Fremde. „Vermuthlich zog ein Jagdzug in der Ferne vorüber, und da hörtet Ihr zum erstenmal den Ton eines Waldhorns. Doch erzählt weiter; vielleicht erhieltet Ihr in der Folge Licht über dieses Ereigniß." — „Ein Jahr darauf," fuhr Gottbold fort, „machte mein Vater eine kleine Reise ins Gebirge, bei welcher er mich mitnahm. Ich sah viel Neues und Seltsames, und es war mir schon ganz recht, daß wir eines Abends nicht in der großen Herberge an der Straße, sondern seitwärts bei einem alten Köhler einkrochen. Mit uns kehrte ein Wandersmann ein, dessen ganzes Wesen mir dunkel sagte, daß er ein Waidmann seyn müsse. Ich hatte mich nicht geirrt; des Fremden Gespräche betrafen meistens das Forstwesen und die mannigfachen Reisen, die er zur Erweiterung seiner Kenntnisse frühzeitig unternommen. Als wir nun so im Halblichte traulich beisammen saßen, erzählte er auch manches recht wunderliche Mährchen, das wohl mehr als Mährchen gewesen seyn mag; unter anderm sprach er von einer seltsamen und unerklärlichen Erscheinung, von jener wunderbaren Waldstimme, die hie und da von alten Weidmännern soll beobachtet worden seyn, und die an schauerlicher, durchdringender Gewalt mit keinem andern Laut in der Natur zu vergleichen sey. Ihr mögt denken, wie gespannt ich aufhorchte; ein kalter Schauder überlief meinen Rücken; doch fand ich so viel Besonnenheit, den fremden Jäger um den Grund jener Erscheinung zu befragen. Er sah mich lange an und sagte endlich lächelnd: „Alberner Bursche, ja wenn man das wüßte, so wäre keine taube Nuß dabei zu verdienen; nun aber ist mancherlei vor unserm Auge verborgen. Kühne Jägersleute, die das Ding haben erforschen wollen und die den Ton einmal dicht in ihrer Nähe vernommen haben, sind sogleich todt zur Erde gefallen und ihre ganze Gestalt ist in ein Paar Stunden darauf in Asche zerfallen. Es geht die Sage, daß kein menschliches Ohr dreimal jenen entsetzlichen Ton vernehmen kann; wer ihn aber auch nur einmal gehört hat, dem liegt von Stund an eine süße, tödtliche, wollüstige Sehnsucht im Herzen, er sehnt sich nach einem unbekannten Gut, er weiß sich nicht zu fassen, seine Kräfte schwinden, bis endlich der Ton sich seiner erbarmt und kommt, um ihn abzurufen. Er-

Digitized by Google

fahrene Leute wollen behaupten, es sey der Ruf der alten heidnischen Göttin Diana, womit sie die armen Seelen in ihre teufliſchen Liebesnetze lockt. So sprach der Jägersmann.“ — Gotthold hatte diese lezten Worte mit unſicherer Stimme vorgebracht, und als er geendet, verbarg er sein Antlitz, und der Fremde gewahrte, wie daſſelbe hinter den vorgehaltenen Händen bis zum Tode erbleichte; nach einer Pause nahm dieser das Wort: „Laßt Euch durch dergleichen Dinge nicht anfechten, lieber Gotthold; wißt Ihr denn auch, ob das Ganze nicht ein Mährchen iſt? Ich für meine Person wenigstens habe doch manche Forſtreiſe gemacht, ohne von Seltſamkeiten der Art auch nur das Mindeſte erfahren zu haben.“ Gotthold ſchüttelte das Haupt und ſagte leiſe: „Wollte Gott, theurer Herr, es wäre dem ſo, und mein Leben und meine Jugend ſtänden noch vor mir, und ich hätte den entſetzlichen und doch ſo lieblichen Ruf nicht gehört — ſo aber —“ — Er verfiel bei dieſen Worten von Neuem in tiefe Trauer, und der Fremde ſah ſich in die Nothwendigkeit verſezt, ihn aus derſelben emporzureißen, indem er fragte: „Und was wußte der Jägersmann über die Urſache jener Stimme zu ſagen?“ — „Nur Vermuthungen,“ entgegnete Gotthold; „es gehe eine alte Sage, daß in weiten und wenig betretenen Wäldern, tief im undurchdringlichen Dickicht eine ſeltſame Blume blühe, die, wenn ſie nach funfzig oder hundert Jahren zum erſtenmal wieder blüht und ihre Krone dem Licht öffnet, jenen gräßlichen Ton von ſich geben ſoll. Wie die Blume ausſehe, hatte ihm Niemand zu ſagen gewußt; denn es ſey das Seltſame an ihr, daß ſie, wenn ſie in der Mitternacht aufblühe, auch ſchon eine Stunde darauf in Staub zerfallen müſſe. Wälder, wo die Stimme gehört worden, wo alſo die unheilbringende Blume wächſt, werden von kundigen Waldmännern geflohen wie die Peſt. Ach, hätte ich mich damals dem Jäger entdeckt, vielleicht wäre mir noch zu rathen geweſen, aber nun —“ — „Wie!“ rief der Fremde, „Ihr gebt doch nicht alle Hoffnung auf?“ Gotthold erwiederte leiſe: „Wer einmal den Ruf vernommen, der muß ihm folgen, er mag wollen oder nicht.“ — „So verlaßt doch dieſen häßlichen Wald,“ rief der Begleiter heftig. „Dieſen häßlichen Wald?“ erwiederte Gotthold weich; „nimmermehr! ich ihn verlaſſen? — und wo ſoll ich hinfliehen? die Bäume würden mich doch nicht hinauslaſſen, und draußen wüßte ich doch, daß ich vor Sehnſucht, hierher zurückzukehren, nicht leben könnte. Kann ich doch nicht einmal in die Kirche kommen, die ja nur ein Stündchen aus dem Forſt hinausliegt. Ach, manchmal kommt es mir ſo vor, wenn ich das helle Kirchengeläute aus der Ferne höre, und dabei ganz ſchwach das goldene Morgenroth von dort herüber die Waldnacht durchbricht, als würde mein ganzes tiefes Elend augenblicklich enden, wenn ich nur ein einziges Mal im ſchönen, hellen Gotteshauſe recht innig beten könnte; überhaupt wenn ich auch nur eine Stunde unter Menſchen, unter luſtigen, fröhlichen Menſchen, bei kräftigem Sonnenſchein froh ſeyn könnte und dabei ein lautes Geſpräch geführt würde, nicht dieſes leiſe Sprechen, wie die Bäume es pflegen, und wie's meine Seele verwundet und mich nicht ſchlafen läßt.“

(Die Fortſezung folgt.)

Die Pfeifer aus den Abruzzen.

Der Geiſt der Zeit treibt wunderliche Blaſen im Patrimonium Petri, und kaum möchte einer die Irrgänge der Politik vermeiden können, der das moderne Rom in dem, was es zu ſolchem macht, von irgend einer Seite zu ſchildern ſuchte. Ich beſann mich, wie ich von einem Bilde des heutigen Volkslebens die politiſchen Schlacken abtreiben ſollte und gewahrte eben, daß mir damit das Bild zu nichts verrauchen müßte, da mahnte mich eine baroke Erſcheinung daran, daß die Stadt, welche ſo lange gegen die neue Zeit proteſtirt, Bilder genug aus der guten alten Zeit aufzuweiſen hat, die gerade darum ſo intereſſant ſind, weil ſie das Rom, das über den Wittenberger Mönch Feuer und Flammen ſpie, juſt ſo ſah, wie ſie das Rom, das ſich von den Legationen das Unglaubliche gefallen laſſen muß, noch ſieht, und in dieſe Kategorie gehören auch die wunderlichen Geſellen, welche der Madonna unter meinem Fenſter ein Ständchen bringen.

Seit Anfang des Advents ſind, wie alle Jahre ſeit undenklicher Zeit, die Straßen mit den ſogenannten Adventspfeifern (Pifferi oder, wie ſie im römiſchen Dialekte genannt werden, Pifferari) angefüllt, welche bis zu Mariä Lichtmeß vor jedem Madonnenbilde auf der Gaſſe oder auf der Flur und den Treppenabſätzen der Häuſer aufgeſtellt, in neun auf einander folgenden Tagen an jedem Tage (Novena) ein Lied blaſen und dazu ſingen. Dieſe Leute, welche ſich zur genannten Zeit über das ganze römiſche Gebiet verbreiten, ſtammen ſämmtlich aus dem Reiche (del Regno), wie man hier zu ſagen pflegt, das heißt, aus dem Neapolitaniſchen, oder eigentlich, im engern Sinne, aus den Abruzzen. Wie die Heuſchrecken fallen ſie über die Madonnen her, wo ſie irgend eine finden, ohne daß man bemerkt, woher ſie eigentlich kommen. Schäzt man die Anzahl derſelben, welche zur genannten Zeit über den ganzen Kirchenſtaat verbreitet ſind, ſo ergibt ſich faſt ein arithmetiſcher Betrug, nämlich der Schein, als ob alle Grenzgebirge zwiſchen dem römiſchen und neapolitaniſchen Staate entvölkert und ihre Einwohner ſämmtlich nach dem Kirchenſtaate ausgewandert wären. In ganz Rom und im ganzen römiſchen Gebiete läßt Niemand, ſelbſt der ärmſte Mann nicht, die Adventszeit vorübergehen, ohne ſich die Novene blaſen zu laſſen, und ſollte er ſich's am Munde abdarben müſſen. Der

Digitized by Google

gewöhnliche Preis — Standespersonen zahlen nach Belieben — ist zehn Bajocchi. Dafür kommen die Spieler während neun Tagen täglich einmal und tragen das übliche Lied vor. Sie sind in ihre Nationaltracht gekleidet, welche aus einem grauen spitzen Hute, grünem Wamse, blauen Beinkleidern und rothem Mantel besteht. Da dies absolut dasselbe Kostüm ist, welches die alten Maler den Hirten gegeben haben, die, nebst den Weisen aus dem Morgenlande, zur Verehrung des eben gebornen Christuskindes kommen, so pflegen die hiesigen Fremden — und es ist mir Anfangs selbst so gegangen — ehe ihnen die Sache näher bekannt wird, die Kleidung der Adventspfeifer für künstlich oder gar poetisch gewählt zu halten und über die Ausgabe zu erstaunen, welche, meinen sie, den armen Leuten dadurch verursacht wird. Selbst daß die Kleider weder immer neu, noch immer rein, ja meistens sogar das Gegentheil von beiden sind, hebt die Täuschung nicht auf; denn man denkt dabei an manche Theaterkostüme, welche, obgleich künstlich, oft höchst schmutzig und zerrissen sind. Nichtsdestoweniger gewähren diese Leute einen interessanten Anblick. Wie Wesen aus einer andern Welt wandeln sie unter den Menschen von heutzutage herum, ohne daß ihnen die Außendinge etwas anzuhaben vermöchten. Seht sie da vor der Bude eines Wursthändlers stehen, wie sie, trotz ihrer hohlen Wangen und schlotternden Wämser, die Schinken und Schlackwürste keines Blickes würdigen, ebensowenig in das Gitter des Nachbar Weinschenken blicken, wo der Wein in Strömen aus den ungeheuren Flaschen in die ganzen und halben Krüge der Kundleute, und aus diesen wieder in die Kehlen derselben fließt; wie ihnen nicht einmal die sogenannten gelben Brode, an denen doch um diese Zeit der allerärmste Bettler sein Gelüste büßt, einen Blick abzulocken vermögen! Mit einem Worte, alle körperlichen Leidenschaften scheinen ihnen ganz unbekannt zu seyn. Nur einer einzigen geistigen sind sie unterthan, dem Geize nämlich; ihr ganzes Dichten und Trachten geht dahin, am Tage nach Mariä Lichtmeß ein Sümmchen Geldes gesammelt zu haben, von welchem sie während des Restes des Winters, bis nämlich die Feld- und Weinbergsarbeit von Neuem beginnt, leben können. Daß sie nicht selten Hungers darüber sterben und dann die paar erübrigten Scudi lachenden Verwandten in die Hände fallen, verschlägt ihnen nichts; wird ihnen doch bei ihrer Nachhausekunft, wenn sie anders lebendig ankommen, das Vergnügen zu Theil, ihre ersparte Baarschaft klingen zu lassen und einer über den andern zu triumphiren, wenn er auch nur einen Bajocco mehr hat. So ist es mit den Freuden und Leiden der Menschen: der abruzzische Adventspfeifer ist nicht weniger erfreut, bei seiner Heimkehr ein halbes Dutzend Scudi, als der römische Nadobbankier, am Schlusse des Rechnungsjahres eine halbe Million zusammengescharrt zu haben; aber ersterer fühlt sich dabei so wenig glücklich, als lezterer, denn der Scudo, welchen sein Nachbar mehr besizt, läßt dem Pfeifer eben so wenig Ruhe, als dem Bankier die Million, welche er erst noch zu erwerben hat. So wird es begreiflich, daß die Adventspfeifer keine Zeit zu verlieren haben: von einem Madonnenbilde zum andern geht es mit einer Hast, als säße ihnen der böse Feind auf der Ferse. Dabei lassen sie sich von nichts in ihrem Berufe stören; ist zum Beispiele eben unter der Madonna ein zu sehr bepackter Esel zu Boden gestürzt, welchem, statt ihn abzuladen, der Treiber durch Schläge wieder auf die Beine zu verhelfen gedenkt, sie blasen, obgleich vor dem Geschrei des Esels und dem Fluchen des Treibers Niemand einen Ton davon vernimmt; zanken sich zwei Bettler um die Hälfte eines Bajocco, den sie in Gemeinschaft empfangen, den der eine aber nicht mit dem andern theilen will, sie blasen, bleiben aber, des Sprichworts eingedenk: weit davon ist gut vor'm Schusse — in der Ferne, um nicht beim Krückengefechte der Bettler etwas anders, als einen halben Bajocco davon zu tragen; ja sie spielen, und schnitte selbst ein Bösewicht dem andern unter ihren Augen den Hals ab. Doch thut die Eile, mit der sie zu Werke gehen, ihren Obliegenheiten keinen Abbruch: denn die Spitze ihrer Nase ist stets nach dem Madonnenbilde gerichtet, ihre Hüte werden, es mag schneien oder regnen oder die Sonne scheinen, auf den Hals des Dudelsacks gehangen, und nie beginnt ihr Spiel, ohne daß sie sich mit den zehn Fingern die Haare glatt gekämmt hätten. So viel von ihrem äußern Apparate. Was ihr Künstlerthum betrifft, so ist dieß keineswegs so verächtlich, als man glauben sollte. Freilich spielen sie immer nur ein Stückchen; aber die Qualität der Ausführung, und ich sage dieß ohne alle Ironie, entschädigt für den Mangel an Quantität der ausgeführten Stücke; und wie viele Sänger und Schauspieler gibt es nicht, welche ihren Künstlerruhm nur auf Eine Rolle, wie viele Komponisten, welche ihn auf Eine Komposition, und wie viele Musiker, welche ihn auf ein einziges Konzert, ja, wie viele Sängerinnen, welche ihn auf eine einzige Arie, wie z. B. Signora Catalani auf die Arie: „Della Tromba," gründen? Am merkwürdigsten dabei ist der wirklich vortreffliche Ton, welchen die Schalmei, sowohl die, welche auf dem Dudelsacke steckt, als die des zweiten Bläsers hat. Freilich besizt sie nur eine einzige Oktave, und noch dazu kömmt der höchste Ton mit Mühe und Noth heraus; aber was thut das, da die übrigen desto gleicher, reiner, voller und natürlicher sind? Was haben unsere Orchesterblasewerkzeuge durch ihre erzwungene Extensität gewonnen, da die Intensität der meisten auf allen Seiten hinkt, und es, Dank den vielen künstlichen Vorrichtungen, so weit gekommen ist, daß nicht eine einzige Oktavskala vollkommen mathematisch

Digitized by Google

rein, ästhetisch angenehm, materiell gleichtönend ist? Uebrigens bestehen die Gesellschaften der Adventspfeifer gewöhnlich nur aus zwei, zuweilen aus drei Personen: eine spielt mit dem Dudelsacke, welcher bekanntlich den Grundton aushält, zugleich die zweite Stimme, die andere die erste Stimme, und die dritte singt dazu. Sind nur zwei Personen beisammen, so macht der erste Bläser abwechselnd zugleich den Sänger.

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

(Fortsetzung.)

Die Wehen der Zeit.

Auf diesen Zustand der Ruhe, des Phlegmas folgten plötzlich in der Literatur einige Kennzeichen einer hereinbrechenden Schärfe. Die Kritik ging vom Lobe zum schärfsten Tadel, ja zur Satire über. Werke und Personen wurden angegriffen; das Publikum fing an, an den Kämpfen Theil zu nehmen, nicht weil man begierig auf die Wahrheit war, welche durch Fehden dieser Art ausgemittelt werden sollte, sondern weil die literarische Wegelagerung Spaß machte. Der Gott der Satire erhob sein Haupt und streute da und dort seinen Saamen aus. Man fing an, sich an Karrikaturen zu ergötzen, an welche ein still frommer, bürgerlicher Sinn nicht denkt. Goethe in den Wahlverwandtschaften spricht ein treffendes Wort; er sagt, ein zu dem wahren Schönen herangebildeter Sinn könne an solchen Fratzen unmöglich Vergnügen finden. Aber nach und nach ging man in dieser Richtung weiter und weiter. Man begann erst frei, dann scharf über Kirche und Staat zu sprechen. Politische Unterhaltungen verdrängten die wissenschaftlichen, die Kunstfreunde wollten sich in das Theater flüchten, und fanden selbst in den dort aufgeführten Werken die Zeichen der unruhigen Zeit. Neuere Dicht- und Tonwerke stehen in geheimer Verbindung mit dem Geiste der Gährung, welcher jezt unter den Völkern herrscht. Wie sind Till Eulenspiegels Witze in den Raupachschen Stücken so gemacht, manches feine Lebensband zu zerschneiden! Wie jagt in den neufranzösischen Tonwerken, z. B. in der Stummen von Portici, ein unruhiger Geist sich ab! Hierzu kam die zunehmende Zahl der Zeitschriften, aus welchen der Geist der Ruhe und Klarheit immer mehr wich. Um ein Blatt emporzubringen, machte man es sich zur Maxime, alles Bestehende anzugreifen. So brach denn nach und nach in mehr als einer Beziehung der Krieg über uns ein, manch alte Form ward zertrümmert, der Staat entschloß sich zu einer Reorganisation, die politischen Stürme legten sich dadurch, aber das aufgeregte Meer der Gedanken schweift noch immer dahin und dorthin. Jeder sagt noch, was ihm eben auf die Zunge kommt, ohne zu prüfen, ob auch in diesem Urtheile Reife sey; die Freuden des Gemüths, diese Veilchen im Garten des Lebens, wollen in dem neuen Klima nicht recht fortkommen. Ein Misanthrop sagte neulich, man drücke einem Bekannten jezt freundlich die Hand, versichere ihn seiner Theilnahme und denke doch dabei im Stillen: „hol dich der Teufel!“ Ich begreife, daß eine selbst zum Guten führende Volksbewegung in der ersten Zeit ihrer Entstehung jene unangenehmen Wirkungen haben könne und müsse, und will nur wünschen, daß, was im Jahre 1831 unter Schmerzen gesäet ward, in den nächsten Jahren als lichte Friedenssaat aufgehe.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, December.

(Beschluß.)

Die komische Oper. Zustand der Musik.

Das Ding wendet sich nochmals. Das Geheimniß des Prinzen nämlich bestand in einer Heirath mit ich weiß nicht welcher Verwandtin des Kaisers oder des Königs im Lande. Dieser fährt zufällig in der Gegend vorüber. Das Beste, was der Prinz thun kann, ist, daß er seinem Gebieter die heimlich geschlossene Heirath entdeckt. Dies geschieht. Der König oder der Kaiser ist eben so zufällig ein herzensguter Mann, der ganz und gar nicht böse wird und seinem Neffen oder Vetter völlig verzeiht, worauf denn Alles wieder guter Laune ist und das Stück mit einem Finale beschlossen wird, worin, wie gewöhnlich in den Vaudevilles, einige witzige Gedanken vorkommen, die aber auf einem deutschen Theater vielleicht allzu witzig erscheinen würden. Bei dieser Aufführung war es ziemlich voll im Vaudevilletheater; nicht so im Variétéstheater; hier sah es leer aus. Vor zwölf Jahren war dieses Theater eines der am meisten besuchten; freilich gab es damals bei weitem nicht so viele Schauspielhäuser in Paris, als jezt, da jedes Stadtviertel die seinigen hat und einige derselben mit Schauspielen überhäuft sind. — Die komische Oper spielt wieder eine traurige Figur, denn sie ist abermals geschlossen, weil der geringe Zuspruch des Publikums Gläubiger und Schuldner muthlos gemacht hat. Der schöne Saal ist so fest gebaut, daß er alle andern Schauspielsäle in Paris überleben kann; allein die Direktion ist die schwächste von allen. Sie behauptet in den Zeitungen, so lange man einen so ungeheuren Miethzins für das Haus fordere, könne der Ertrag die Kosten nicht decken; die Regierung sollte wenigstens so viel für die französische Operette aufopfern, als für die italienische, und den Saal unentgeldlich zur Verfügung der Direktion stellen; alsdann ließe sich allenfalls etwas thun. Da nun hiezu vor der Hand kein Anschein ist, so bleibt die französische komische Oper, die sonst einen so großen Reiz für das einheimische Publikum und für die Fremden hatte, geschlossen, und während die Scribeschen und Auberschen Operetten in ganz Europa aufgeführt werden, stocken sie an dem Orte, wo sie entstanden sind. Für die angehenden Opernsezer ist dies eine schlimme Aussicht; freilich nimmt die große Oper jezt von Zeit zu Zeit die Talente der Operettensezer in Anspruch, denn sie hat eingesehen, daß es mit den alten, ernsthaften Opern zu Ende ist und das jetzige Publikum etwas Heiteres und Frisches verlangt, wären es auch nur Teufeleien im deutschen Geschmacke, wie die lezte Oper von Scribe und Germain de Lavigne, Robert le diable, die einen entschiedenen Beifall erhalten hat und als eines der merkwürdigsten Produkte der lyrischen Dramatik in allen Zeitungen beurtheilt worden ist, jedoch nicht so sehr des Textes halber, als wegen der Meyerbeerschen Musik. Man hat hiebei die Bemerkung gemacht, daß Deutschland von Zeit zu Zeit Tonkünstler hinüberschickt, um eine Revolution im Opernsystem hervorzubringen. Es ist eine Art von wechselseitigem Unterricht: Frankreich geht in der Politik voran, indessen Deutschland etwas hinkend nachkommt; aber in der Musik schreitet lezteres mit festem Fuße einher und Frankreich folgt ihm mit Bewunderung; aber es bewundert und belohnt, wogegen in dem eigenen Vaterlande der Tonkünstler bloße Bewunderung der einzige Lohn zu seyn pflegt. Dg.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 22.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 26. Januar 1832.

Basalt, der schwarze Teufelsmohr,
Aus tiefster Hölle bricht hervor,
Zerspaltet Fels, Gestein und Erden.

Goethe.

Welche Anhaltspunkte liefern Sagen und Geschichte über das Alter basaltischer Eruptionen?

Von Leonhard.

Der Basalt ist eine der merkwürdigsten, räthselhaftesten Gebirgsarten. Er findet sich in sehr vielen Ländern der Erde, theils lokal, theils in ganzen, meist kegelförmigen Bergen, wo dann sein schwärzliches Gestein, das zum Theil in gigantischen Pfeilern und Säulen zerklüftet, hie und da auch tafel- und kugelförmig abgesondert ist, sehr pittoreske Formen bildet. Die Hauptländer, in denen sich basaltische Gebirge finden, sind in Europa Irland, Schottland, Spanien, Italien, die Auvergne, Sachsen, ferner die Azoren, Mexico, Java u. s. w. Die berühmtesten Gebilde des Basalts, seine Wunder, sind der Riesendamm in Irland und die Fingalshöhle. Bekanntlich ist es vorzüglich diese Gebirgsart, welche zu dem langen Streite zwischen den Neptunisten und Vulkanisten Anlaß gab. Während eine Zeitlang Werners Autorität der Ansicht, welche den Basalt für eine Wasserbildung erklärte, die Oberhand verschaffte, hat sich nun die Geologie so ziemlich dafür entschieden, daß die Basalte mächtigen Eruptionen, welche das geschmolzene Innere der Erde, den Laven ähnlich, gewaltsam emporhoben, ihr Daseyn verdanken, daß die Basaltgebirge Zeugen von alten, von den jetzigen freilich oft quantitativ und qualitativ verschiedenen Vulkanen sind, und daß die Basalte in unmerklichen Abstufungen in die Gebilde übergehen, welche unzweifelhaft als Produkte jetziger Vulkane erscheinen. Aber gerade dieser Umstand führt nothwendig zu der Frage, einerseits: ob nicht einige jener ungeheuern basaltischen Eruptionen in die Zeit hereinreichen, seit welcher das Menschengeschlecht die Erde bewohnt, oder soweit sich in den Geschlechtern der Menschen Sagen rückwärts verfolgen lassen, andernseits, ob nicht noch heutzutage, unter unsern Augen vulkanische Ausbrüche sich ereignen, welche dem Basalte ähnliche Massen zu Tage fördern. Diese interessante Frage hat Leonhard in dem Kapitel seines wichtigen Werks über die Basalte *), das wir hier mittheilen, gelöst.

H.

* * *

In den Schriften alten und neuen Bundes sind zwar Bilder und Gleichnisse nicht selten, die man deuten könnte auf vulkanische Begebenheiten; allein die meisten scheinen entlehnt von Gewittern und den mit diesen verbundenen Erscheinungen. Keine Stelle, das läßt sich mit ziemlicher Gewißheit behaupten, ist vorhanden, welche entschiedenen Aufschluß zu geben vermöchte über irgend einen der bekannten Feuerberge. Solche Nachrichten wurden uns in den Werken von Weltweisen, Geschichtforschern und Dichtern aus früher Zeit. Das darin Niedergelegte bezieht sich aber ohne Ausnahme auf jene Feuerberge, die

*) Die Basaltgebilde in ihren Beziehungen zu normalen und abnormen Felsmassen. Stuttgardt bei Schweizerbart.

noch jezt thätig sind, auf die neuern; denn die Zeit des Entstehens basaltischer Gebilde tritt meist in undurchdringliche Nacht zurück. Der Mensch, das gegenwärtig über alle Erdtheile am allgemeinsten verbreitete Geschlecht, ist später als die großen Aenderungen, welche unser Planet, oder vielmehr sein Aeußeres erfahren; er kann nicht als Zeuge derselben auftreten, und alle Bemühungen, die Zeit jener Katastrophen mit Bestimmtheit auszumitteln, müssen darum mehr oder weniger fruchtlos bleiben. — Vielleicht sind manche Ergüsse basaltischer Laven, die uns, ihren gegenwärtigen Beziehungen nach, als gleichalt gelten, um mehrere Jahrhunderte von einander verschieden; allein was ist eine Zwischenfrist von so kurzer Dauer im Vergleich zu dem unermeßlichen Zeitenlauf, der uns von jenen Ereignissen scheidet.

Nicht leicht wird man einen Erdtheil aufweisen können, wo feurige Mächte, ohne Zweifel Jahrhunderte hindurch, so gewaltige Umwälzungen herbeigeführt, wo mehr auffallende Spuren großartiger vulkanischer Ereignisse getroffen werden, als in der Auvergne und in manchen ihrer Grenzprovinzen. Gelänge es, je zureichende Beweise dafür aufzufinden, daß einige Theile dieses Landstriches von Menschen bewohnt gewesen, als die Vulkane noch wirkten, so würden die Fragen nach dem Alter derselben um Vieles an Bedeutung gewinnen. Allein der in vergangene Zeiten so gern zurückschauende Naturforscher sucht ohne Erfolg, wie in der Geschichte und im engen Bereiche glaubwürdiger Sagen, so in menschlichen Denkmalen, nach näherer Auskunft; denn ohne Zweifel reichen die Eruptionen in jener Gegend in Zeiträume zurück, die älter sind, als alle schriftlichen Ueberlieferungen. Demnach möchte nicht wohl auszumitteln seyn, wie lange die Dauer der Zwischenzeit gewesen, welche die jüngsten dortländischen Ausbrüche von unsern Tagen scheidet. Kaum sind sieben Jahrzehnte verstrichen, seit man die unverwerflichen Zeugen der Wirksamkeit vulkanischer Gewalten in jenem Theile Frankreichs erkannt. Die Erzeugnisse derselben sind mitunter so neu, daß man solche den jüngsten Ergüssen heutigen Tages thätiger Feuerberge zur Seite stellen kann; aber der Umstand, daß Geschichte und Ueberlieferungen ohne Aufschluß lassen, scheint selbst für die neuesten jener Ereignisse auf sehr alte Zeit hinzuweisen. — Steht dieß nicht im Widerspruche mit der Neuheit des Aussehens so mancher dortländischen Laven? Haben die Feuerberge, welche dieselben hervorgebracht, nicht allem Anschein nach später gewirkt, als die lezte Krise eintrat, durch die unser Festland ungefähr die Gestaltung der Gegenwart erhielt? Ihre Lavenströme ergossen sich über einen Boden, der seitdem keine sehr auffallende Aenderung erlitten. Sie schritten mitunter in Thäler vor, denen beinahe das nämliche Niveau verblieben. Solche Vulkane, deren äußerliche Beziehungen besser erhalten sich zeigen, stehen demnach wohl dem Zeitalter näher, welches die Geologen das unsrige zu nennen pflegen, oder sie gehören vielleicht demselben an, während bei den alten, seit deren Erlöschen Jahrtausende verflossen, die Formen mehr oder weniger verwischt sind, die Krater zerbrochen, erfüllt, geebnet u. s. w. — Darf man darum sich dem Glauben hingeben, daß manche der Auvergner Vulkane, jene, welche man, im Vergleiche mit dem Mont-Dore, dem Cantal u. a. der frühesten Zeit angehörigen, die neuen zu nennen gewohnt ist, wie namentlich die Kette der Puy's im Westen der Stadt Clermont, der geschichtlichen Zeit beizuzählen seyen; allein daß, da die Druiden, ihrem Grundsatze getreu geblieben, nicht zu schreiben, keine Thatsachen aufzuzeichnen aus der alterthümlichen Geschichte Galliens, nur dasjenige uns aufbewahrt worden, was die römischen Geschichtschreiber hinterließen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Waldgespenst.

(Fortsetzung.)

„Einst machte ich mich hinaus zum Dorfschulzen,“ fuhr Gotthold fort, „und saß mit den Lustigen lustig am Tische, da überfiel es mich auf einmal wie der Tod, wie der gewappnete Tod; mein Herz packte eine ungeheure Sehnsucht, zagend schleppte ich mich an das dunkle Fenster — sieh — da stand auch schon ein langer Baum vor der Hausthüre, welchen die andern Bäume nach mir geschickt hatten; er rauschte und sprach vernehmlich: In den Wald, in den Wald zurück! fort in den Wald! komm mit! — Fast ohnmächtig riß ich mich los von den Kameraden und stürzte fort; hinter mir humpelte der Baum, und alle Blätter und Zweige des Waldes rauschten und klatschten schadenfroh zusammen, als sie mich daherrennen sahen. Und so werde ich hier bleiben müssen, bis endlich der furchtbare und doch so unendlich süße Ton kommt und mich von der Erde nimmt.“ — „Ihr seyd krank, sehr krank!“ rief nach einer Pause der Fremde, indem er bedenklich Gotthold's Hand erfaßte. „Veränderung Eurer Lage und des Wohnorts wird das Beste thun, und ich werde dafür sorgen, daß Ihr von diesem Gewerbe, zu dem Ihr ganz und gar nicht tauglich seyd, je eher je lieber entfernt werdet.“

Beide brachen jezt das Gespräch ab und der Gast bemühte sich, heitere Gegenstände zur Sprache zu bringen. So gingen sie lange zusammen weiter; endlich bemerkte Gotthold, daß sie einen Irrweg eingeschlagen hatten, der tiefer in den Forst hineinleitete; da überdieß der Tag sich zu neigen begann, lud der Förster den Fremden ein, auch diese Nacht wiederum sein Gast zu seyn, welches dieser auch nach einigen entschuldigenden Worten annahm.

Digitized by Google

Beim Abendbrod ward mit keinem Worte mehr des vorhergegangenen Gesprächs gedacht. Man saß traulich beisammen bis spät in die Nacht hinein; der Fremde war ungewöhnlich heiter und seine gute Laune wuchs sichtlich, als es ihm nach und nach gelungen, seinen trübsinnigen Wirth merklich zu beleben. Erst als die Sterne über dem einsamen Waldhause flimmerten, fand sich Gotthold in seinem stillen Zimmer allein. Der Schlaf floh ihn hartnäckig, immer neue und wunderliche Bilder fingen an vor seinem Geiste aufzusteigen; er machte sich heftige Vorwürfe, daß er dem fremden Manne, den doch kein Interesse an ihn und sein Schicksal fesseln konnte, seine Geschichte erzählt hatte; dazu erschien ihm der Unbekannte, je länger er über ihn und sein plötzliches Erscheinen nachdachte, sonderbar und räthselhaft; er besann sich, daß er weder dessen Namen, noch etwas über sein Schicksal erfahren, und dennoch habe es ihm geschienen, als brauche er gar nicht nach dergleichen zu fragen, als sey eben dieser Fremde sein bester und innigster Vertrauter, mit dem er schon Jahrelang zusammen gelebt. Je mehr er diesen Gedanken sich ausdachte, desto gewisser wurde ihm seine Vermuthung; mancher Blick, manche Bemerkung des Fremden erschien ihm jetzt klar und verständlich; er beschloß, augenblicklich hinzugehn und ihn zur Rede zu stellen. Der Mond stand hell am Himmel und warf sein bläuliches Licht durch das offene Fenster, als er durch das Zimmer ging, wo sein Weib schlief. Sie lag im tiefen Schlafe, ihr Haupt hing weit zurück und ihre Rechte hielt noch immer das Waldröschen; Gotthold nahm die Blume, und ohne daß er wußte, was er that, zerknickte er sie und warf sie zum Fenster hinaus; ein Laut wie ein ängstlicher Seufzer entriß sich in diesem Augenblick dem Busen der Schlafenden, doch der Jäger schritt, ohne drauf zu achten, zum Zimmer hinaus. Auf der Hausflur merkte er am hellen Schein, der auf die Bäume vor dem Fenster fiel, daß der Fremde noch Licht in seinem Zimmer brenne, also noch wach sey. Er wollte sofort in's Zimmer, da fiel ihm ein, wie er leicht seinen Gast stören könne, und entschloß sich, leise an's Fenster hinanschleichend, zu erlauschen, womit dieser noch so spät beschäftigt seyn möchte. Als Gotthold vor dem Fenster stand, gewahrte er, daß ein bläulicher Vorhang dieses verdecke; dennoch aber blieb zur Seite eine geringe Oeffnung übrig, die einen Blick in das Innere gestattete. Das Gemach war leer, in der Mitte auf einem Tischchen stand eine Kerze, nirgends zeigte sich der Fremde. Plötzlich gewahrte Gotthold zu seinem Schreck, daß dicht neben ihm der Schatten einer Gestalt hinfuhr, und in demselben Moment sank vor der Kerze eine Mädchengestalt nieder, deren lange goldgelbe Locken den schönsten Nacken überwallten. Ein leichtes helles Gewand lag den zarten Formen des Leibes an, die Arme und Hände waren frei und überaus schön; das Streiflicht der Kerze zeigte den Umriß der Wange und einen Theil des Busens. Nie hatte der Jäger eine reizendere Gestalt gesehn; eine Sehnsucht, wie er sie noch nie so mächtig empfunden, bemächtigte sich seines Wesens und ein unnennbares Entzücken füllte seine Brust. Als er immer näher hinblickte, gewahrte er, daß das, was er für eine Kerze gehalten, eine glänzende gelbe Blume war, die die blendenden Strahlen aus ihrem Kelch in magischer Fülle über Zimmer und Gestalt ausgoß; dabei glaubte sein Ohr Töne zu vernehmen, die aus weiter Ferne, wie in leisen harmonischen Schwingungen durch die stille Luft zitterten und so lieblich, wie ein in Musik gebrachtes Geflüster der Waldbäume, mit dem Rauschen der Gebirgswasser verbunden, klangen. Gottholds Seele war ganz Entzücken. Alle wilden Gefühle seiner Jugend, die damals sein Glück gemacht, kehrten zurück und warfen eines nach dem andern ihre wilden Pechkränze in seine Brust; heller Sonnenglanz floß in seine Seele herab, mit weichem Flügelschlage berührten glänzende Geister sein Inneres und weiteten es zu einem Feenpallast aus, drinnen seine Sinne wie verkörperte Flammen herumgingen, und jeder streckte tausend glühende Arme nach der süßen Gestalt aus. Seiner selbst nicht mehr mächtig, stürzte er auf das Fenster zu; doch in dem Augenblick fühlte er einen stechenden Schmerz im Auge, die knieende Gestalt sah sich um und Gotthold erkannte das gefurchte Antlitz des Fremden; statt der Blume brannte eine gewöhnliche trübe Kerze vor ihm und ein aufgeschlagenes Buch lag auf dem Tische. Erschreckt und beschämt entwich der Jäger und kehrte, wie im Traume, in sein Gemach zurück. Der Mond war indeß untergegangen, die Morgenluft fuhr recht widrig durch's Fenster, und in vollem Unmuth hüllte er sich dicht in seine Decken, um in einen kurzen und unruhigen Schlummer zu sinken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Januar.

(Beschluß.)

Zustand des Theaters und der Literatur.

Bei Gelegenheit der Reform gehe ich auf unser Theater über. Von Feinden rings bestürmt, glich es seit einem Jahre der alten Veste Troja, über welche das Verderben immer mehr und mehr hereinbrach. Die Angreifer erließen ihre Kriegsbülletins im hiesigen Anzeiger. Hektor hatte einen schweren Stand; aber es scheint fest, Hektor wird nicht sterben. Aus dem Lande der Kimmerier, von Hamburg, verschrieb er sich neue Kriegsvölker, und durch die schon halbzerstörten Thore des neuen Trojas zogen Herr und Madame Devrient ein. Unser Hoftheater hat allerdings, schon unter frühern Direktionen, nicht immer geleistet, was es bei seinen bisherigen Geldmitteln, denen nun auch Beschränkung droht, hätte leisten können. Ich schiebe aber die Schuld nicht den Theaterdirectionen allein zu, sondern der von Alters her

verfehlten Einrichtung des Instituts. Soll eine solche Kunstanstalt den höchsten Anforderungen entsprechen, so muß ihre Oberleitung in den Händen eines Mannes liegen, der, für Wissenschaft und Kunst erzogen, beide als sein Lebensfach ergriffen hat. Dieser Grundsatz ward niemals befolgt. Von jeher hat man das Direktorium des hiesigen Theaters nur als eine Beigabe zu einer Hofstelle betrachtet. Wer zu ihr als Cavalier befähigt war, dem wurde auch das Rosenband, an welchem die Musen zu leiten sind, unbedenklich überlassen, ohne zu fragen, ob denn auch die Lebensbildung des Mannes mit jener Beschäftigung übereinstimme? Man kann am Hofe mit Feinheit und Geschick sich bewegen, seine dortigen Pflichten treu erfüllen und dennoch sich nicht zum Musageten eignen. Doch die Gerechtigkeit erfordert, es einzugestehen, daß die Cavaliere, welche in den letzten fünfzehn Jahren unser Theater führten, nicht so große Verstöße gegen Geschmack und Kunst gemacht haben, wie ihre Vorgänger. Auch sind ihnen zum Theil die Hände gebunden gewesen. In ihren Vorträgen über theatralische Gegenstände übten sie wohl einigen, aber keinen unbeschränkten Einfluß. Die Sachen wurden im Kabinete entschieden, der vortragende Kabinetsrath ging nicht in das Theater und der frühere Kabinetsminister hatte eine entschiedene Abneigung gegen die Weltlichkeit des Theaters. Es sind mir Fälle bekannt, wo der Theaterdirektor eine löbliche, für das Kunstinstitut heilsame Absicht dennoch nicht durchsetzen konnte, weil der Plan an dem Willen des Ministers scheiterte. Vielleicht bringt die neue Zeit auch eine zweckmäßigere Einrichtung und für den Vorsteher des Theaters größere Freiheit mit. Erst wenn er nach eigenem Gutdünken schalten und walten, Contrakte eingehen und aufkündigen kann u. s. w., ist er für unbedingt verantwortlich zu erklären. In einer Hinsicht hat es der hiesige Generaldirektor leichter wie andere. Ich kenne eine große fürstliche Bühne, wo die Prinzen des Hauses selbst den Proben beiwohnen. Hat dann einer dieser hohen Herren einer Sängerin oder Schauspielerin huldvolle Worte gegönnt, so setzt sie sich sofort in Befehlshaberstand gegen ihren eigenen Direktor. So etwas kommt bei unserm Theater nicht vor. Aber es fehlt ihm ein Band, welches gute Künstler am sichersten an eine Bühne fesselt: eine Theater-Pensionsanstalt.

Von den in neuerer Zeit gegebenen Stücken berühre ich nur Schillers Räuber, wegen des Eindrucks, den sie auf unser Publikum hervorgebracht. Die Räuber habe ich immer als ein Stück betrachtet, welches von einem Studenten für Studenten geschrieben wurde. Gewissermaßen ist aber unsre ganze Zeit Student. Sie regt sich in frischer Kraft; aber in vielen Köpfen gährt sie zu trübe. Kein Wunder, daß gerade jetzt Schillers Räuber Eingang bei dem Publikum finden. Sie hätten den Eindruck sehen sollen, den die erste Vorstellung des Stücks bei uns machte. Unser Publikum, oft still wie die Lagunen von Venedig, ward zum Meere, auf welches der Wirbelwind fällt.

Soll ich noch über unsere Dichter und Schriftsteller berichten? Ihr goldnes Zeitalter haben sie jetzt nicht. Das Publikum, aus welchem der Sinn für Poesie und Kunst mehr und mehr entweicht, interessirt sich nicht für sie und unser Hof begünstigt sie nicht. Junge Maler, Architekten u. s. w. genießen Unterstützungen zu Kunstreisen, die Akademie der bildenden Künste theilt Prämien aus. Für Schriftsteller geschieht nichts, und eine einzige uns bekannt gewordene Auszeichnung verfehlte ihren Zweck. Man wollte die Kräfte eines Mannes für ein hiesiges Kunstinstitut gewinnen. Seine Theorien stehen jedoch mit der Praxis nicht selten im Widerspruche, und so hemmt er den Gang der Geschäfte, den er beleben und fördern sollte. Kämen einst ruhigere Zeiten wie die jetzigen, so könnte wohl zum Muster genommen werden, was einst der dänische Hof und in Schweden der feingebildete Gustav III. zu Belebung der Poesie und Kunst thaten. Auch Preußen zeichnet sich jetzt durch Unterstützungen von Gelehrten aus.

Genf, December.

Plan der evangelischen Gesellschaft.

Als ich Ihnen vor fünf Monaten über den Zustand unserer Akademie und Kirche schrieb, sagte man sich schon einiges in's Ohr, was damals noch in der Vorbereitung begriffen war. Nun ist's ans Tageslicht getreten, und ich eile, Ihnen darüber Nachricht zu geben, da viele darin nicht blos eine theologische Maßregel, sondern den ersten, bedeutenden Schritt zu gänzlicher Umgestaltung der Akademie, ihres Geistes und ihrer Richtung, ja unsers ganzen Lehrsystems und unserer Ansicht vom germanischen intellectuellen Leben erblicken. Im Kleinen wiederholt sich hier, was vor mehreren Jahren in England durch die Stiftung der Londoner Universität geschah, hier und dort aus ähnlichem Grund. Hier und dort soll das Monopol des Unterrichts und der Lehre, die herkömmliche Einseitigkeit und Ausschließlichkeit aufgehoben, oder ihr doch wenigstens gesteuert werden. Ein Verein ehrenwerther Männer, der sich Société évangélique nennt, aber keineswegs mit unsern Methodisten oder Separatisten, die sich von der Mutterkirche getrennt haben, zu verwechseln ist; ein Verein, der nichts wünscht, als die Restauration der alten reformirten Kirche in Einklang mit den andern protestantischen Kirchenschulen, zumal in Deutschland — dieser Verein hat eine neue Schule der Theologie gegründet, da ihm der theologische Unterricht der Akademie ganz pantheistisch, arianisch, unitarisch und abweichend von den Grundsätzen Calvin's, Luther's und der Reformation überhaupt scheint. Sehr merkwürdig ist die kleine Schrift, worin sich die Gesellschaft vor einigen Wochen gegen unsere Synditen, den Staatsrath und gegen alle protestantischen Einwohner des Landes, über ihr Denken, Wollen und Beginnen ausspricht. Da die Sache durchaus nicht blos theologisch ist, sondern in das öffentliche Leben und in das ganze höhere Unterrichtssystem eingreift, da sie auch in Deutschland vielfachen Anklang finden wird, so gebe ich Ihnen hier die Adresse im Auszug.

„Unsere Hochachtung für Sie, geehrte Herren, desgleichen unsere Anhänglichkeit an unsere Mitbürger macht es uns zur Pflicht, Ihnen die Gründe darzulegen, die uns bei einem Unternehmen leiten, dem wir höhere Wichtigkeit beilegen. Wir haben beschlossen, in Genf eine neue theologische Schule zu gründen, über deren Zweck und Grundzüge wir uns in dem anliegenden Cirkular aussprechen. Aus welchem Gesichtspunkt man auch den gegenwärtigen Zustand unserer Kirche betrachten mag, so viel ist doch allgemein anerkannt, daß sie sich im Lauf und besonders am Ende des vorigen Jahrhunderts wesentlich verändert hat, eines Jahrhunderts, das nach Aller Meinung gewiß nicht religiös genannt werden kann. Wir wollen uns hier nicht auf die Ursachen dieser Veränderung einlassen, sondern wiederholen nur ohne Commentar, was die Geschichte dieser Zeit lehrt: man verließ lang verehrte Wahrheiten, um neue Lehren anzunehmen und zu verbreiten. Wir wollen uns auch nicht bei den Ereignissen aufhalten, die dieser Veränderung folgten. Als Europa von schwerem Druck befreit, und dadurch auch Genf seine frühere Unabhängigkeit zurückgegeben wurde, sah man die Völker, und zumal die Einwohner des protestantischen Deutschlands, in einer wunderbaren Aufregung. Ergriffen von den großen Ereignissen, bei denen sie handelnd auftraten, kehrten sie zu christlicherem Sinne zurück, und von den theologischen Lehrstühlen ward die Christus-Religion und ihre wesentlichen Lehren mit neuem Eifer gelehrt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 23.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 27. Januar 1832.

Was kann einen mehr ergötzen,
Als ein schöner grüner Wald,
Wo die Vöglein munter scherzen,
Und Diana sich aufhält.

Volkslied.

Waldgespenst.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen war der Fremde schon fort; bei Marien hatte er einen Gruß und Dank an Gotthold hinterlassen. Dieser hörte es wie im Traume und ging hinaus in den Wald. Bald darauf nahm das Leben wiederum seinen einförmigen, gewohnten Gang, nach wie vor, und des Fremden und jener Erscheinung ward weiter nicht mehr gedacht.

Der Winter war vergangen und der Frühling ließ seine Annäherung durch einen ganz besonders erquickenden Duft, der sich im ganzen Forst verbreitete, spüren. Der Förster, der bis jezt trübe und verstimmt gewesen, lebte nach alter Weise wieder auf, und es nahten die Tage, wo er die kleine Waldhütte am See zu beziehen pflegte. Um diese Zeit langte der alte Oheim von Gotthelds Weibe im Forste an; er freute sich nicht wenig über das gute Aussehen und das lebhafte Wesen des Försters. Es wurden nun mancherlei fröhliche Gespräche geführt, und dem alten Manne ging das Herz auf und er that den beiden die gute Botschaft kund, die ihn dießmal etwas früher als gewöhnlich in das Forsthaus geführt habe. „Wie er wohl merke," sprach er, „so rücke ihm jezt das hohe Alter mit starken Schritten näher, und die gewohnte Ausübung seiner Berufspflicht, so wie die Handhabung der Geschäfte falle dem müden Körper und der geschwächten Seele immer schwerer; er sey darum gesonnen, sich in Ruhe zurückzuziehen und Gotthelden, so wie seinem Weibe, die ansehnliche Wirthschaft abzutreten. „Dann kannst Du auch, lieber Sohn," fuhr er, zum Jäger gewendet, fort, „endlich einmal die magere Forststelle und den häßlichen Wald verlassen, in dem Du bis jezt, wie durch böse Künste gebannt, Dein Leben nur verkümmert genossen hast. Draußen im schönen sonnigen Thale, in der freien Gotteswelt ist es ein ganz anderes Ding, und ich mag mein Städtchen nicht um den Besitz des ansehnlichsten Forstes vertauschen, besonders wenn am lieben Sonntage der Schall der hellen Glocken von den leuchtenden Gebirgswänden wiedertönt, und des Abends in der Schenke beim Jubel der Geige und des Horns die bunte Jugend sich herumdreht." Gotthold zog bei diesen Worten des Greises ein unmuthiges Gesicht, aber sein Weib fing sie begierig auf, sie jauchzte laut, als der Oheim jezt weiter ging und erklärte, er sey dieses Mal lediglich deßwegen in den Forst gekommen, um ihnen beiden anzukündigen, daß er sie am liebsten jezt gleich mitnähme, da nach seinen Verordnungen im Städtchen alles zu ihrem Empfang bereit stehe. Marie wollte entzückt dem Greis um den Hals fallen, da gewahrte sie Gotthelden, der ihr einen drohenden, gebietenden Wink gab. Er war kaum wieder zu erkennen, sein Antlitz hatte eine starke Röthe überzogen, seine Augen rollten, und er rief

Digitized by Google

ſcharf und laut: „Blödſinniger alter Thor, ſo ſchweigt doch, und Du gemeines, plumpes Weib! ſchweigt, oder Ihr ſollt meinen ganzen Zorn fühlen!“ Der Ohm und die Frau ſchraken bei dieſen plötzlichen, wilden Zornworten ſo heftig zuſammen, daß ſie keines Lautes fähig waren und mit ſcheuer Angſt dem Erzürnten in das verzerrte Antlitz blickten; dieſer fuhr aber nach einer kleinen Pauſe fort: „Ich möchte ganz neue Worte und Gedanken finden, um auszudrücken, wie grenzenlos zuwider Ihr mir ſeyd, und ganz beſonders der einfältige Ohm, der es ſich in den Sinn kommen läßt, meinen herrlichen Wald zu ſchelten. Hätte ich doch in meinem Leben mich nie mit Euch und dem Weibe da eingelaſſen, denn leider nur zu deutlich fühle ich, daß das Erdige, Koboldartige, Gemeine und Staubige, das Euren weiten grauen Aeckern, Landſtraßen und Gebirgen anklebt, auch in Eure plumpe Bildung übergegangen iſt und meine klaren Sinne, meine kühle, friſche Körperform verzerrt hat. Merkt man es denn nicht ſogleich Euren blöden, rothen Augen an, daß ſie Jahrelang auf dem rauchigen Jammer da draußen, auf Feld, Kirche und Schenke gehaftet haben! Der heiße Strahl hat das Gebilde Eures Antlitzes zu einem Pilze aufgebläht, in deſſen Mitte ſich eine lallende Zunge mühſam regt, um all das ungeſunde Zeug vorzubringen, das Euer verbranntes Gehirn ausheckt. Wie anders ſchaut der Waldmann, das Auge licht und hell, wie ein Vogelaug', das Geſicht blaß und zart, und ein kühler, grünlicher Waldſchatten liegt beſtändig darauf und glättet es; die feinen Lippen ſind wie Blumen am Waldquell, der ganze Bau des Körpers iſt ein friſcher Baum, in deſſen glänzenden grünen, beweglichen Blättern der Frühlingswind luſtig rauſcht und den bunte zierliche Vögel mit lautem ſingenden Gelächter beſtändig umſchwärmen. Ich weiß es ja, daß meine Seele früher im Gewebe eines ſchönen Baumes verborgen ſchlief und ſo glücklich träumte; denn unter ſeinem Schatten ſah ich die herrliche Waldblume blühen, und ich durfte ihr entzückt Jahrelang ins helle Antlitz ſchauen und mein Ohr weiden an den Himmelsklängen ihrer Stimme! O des holden Antlitzes, der ſüßen Stimme, der überirdiſchen Seeligkeit! — Wann werde ich dich wiederſchauen? wann werde ich den ſüßen Laut todtbringender, wolluſtbebender Sehnſucht wieder vernehmen? O Himmel, Himmel! — Wo bleibt dein entzückender Ruf, der die Bande dieſes Leibs zerreißend, die bebende Seele zu dir bringt, Geliebte! Doch ich will nicht zürnen, mir ahndet, ſie iſt nah, die ſüße Stunde, und mein ganzes Weſen geht ihr mit Andacht, mit zitternder Bewegung leiſe entgegen.“

(Der Beſchluß folgt.)

Ueber das Alter baſaltiſcher Eruptionen.

(Fortſetzung.)

Sollte Cäſar, der mit ſeinen Heereshaufen nach Auvergne gezogen, der auf Lavenfeldern lagerte und zu ſeinen Bauten viele dortländiſche vulkaniſche Geſteine verwendete, im kriegeriſchen Sinne, nur beſchäftigt mit Schlachten und Siegen, den denkwürdigen Beziehungen des Bodens und der Geſchichte der Völkerſchaften, die er ſich unterworfen, nicht die geringſte Beachtung gegönnt haben? — Verwunderung und Schrecken mußten die Eingebornen, als ihre Vulkane zu wüthen begannen, wohl in eben dem Grade ergriffen haben, wie dieß bei den alten Bewohnern Sizilliens der Fall geweſen. Hätten nun ſolche Erinnerungen früherer Zeiten fortgelebt, ohne daß die Römer davon Kenntniß erlangten, ohne daß ſie ſolche des Aufzeichnens werth achteten? Und dennoch erwähnt Cäſar auch nicht einer Tradition, die auf Ereigniſſe jener Art hinwieſe. — Plinius, der das Vollſtändigſte, Wahrheit und Dichtung, zuſammenzufaſſen bemüht geweſen, was die Erde Wunderſames aufzuweiſen hatte, läßt uns ohne Kunde. Ihm konnte indeſſen die Auvergne nicht unbekannt ſeyn; denn er ſpricht von der berühmten Bildſäule des Merkurs, welche Zenodor verfertigte. — Guettard, einer der früheſten Schriftſteller, welche über die vulkaniſchen Phänomene in Auvergne Beobachtungen mitgetheilt, forſchte vergebens nach der Zeit, worin die dortländiſchen Feuerberge thätig geweſen. Nach ihm bleibt außer Zweifel, daß die Ereigniſſe vor dem 480ſten Jahre chriſtlicher Zeitrechnung ſtattgehabt. Als Sidonius Apollinaris Clermont, ſeine biſchöffliche Stadt, durch das feindliche Heer bedroht ſah, meldete er dem heiligen Mamertus, daß er öffentliche Gebete anordnen werde, ähnlich jenen, welche dieſer, der Erzbiſchof von Vienne, vorgeſchrieben, da die Mauern der letztern Stadt, durch Bebungen des Bodens erſchüttert, wankten, die Gipfel der Berge ſich aufthaten, um Ströme glühender Stoffe zu ergießen, und die wilden Thiere, aufgeſcheucht durch Schrecken und Feuer aus ihren Schlupfwinkeln in den Waldungen, nach den Städten flohen, um hier zahlloſe Verheerungen anzurichten. Indeſſen darf nicht überſehen werden, daß Sidonius Apollinaris — der, wie es ſcheint, ſein köſtliches Avitacum erbaute, ohne zu ahnen, daß das verwendete Material von vulkaniſchen Ergüſſen abſtamme — nur von Erdbeben deutlich ſpricht; daſſelbe iſt bei Avitus und bei Gregor der Fall. Es wird auch von Feuer geredet; allein ob von vulkaniſchem, dieß zu entſcheiden und jeder willkührlichen Deutung zu begegnen, dafür ſind die Ausdrücke keineswegs beſtimmt genug. — Dureau de Lamalle äuſſert, er zweifle zwar nicht, daß viele und ſelbſt die meiſten vulkaniſchen Ausbrüche in Auvergne der vorgeſchicht-

lichen Zeit angehören; allein von einigen dieser Katastrophen habe die Geschichte Nachrichten aufbewahrt. So finde man in der Chronique de Troyes, écrite sous Louis XI. et imprimée dans le recueil des mémoires sur l'histoire de France, publiée par Petitot, die Schilderung eines kleinen vulkanischen Ausbruches im Jahre 1411 unfern Clermont-Ferrand, dessen nähere Umstände genau bezeichnet werden. Allein diese Aeußerung des französischen Akademikers — der übrigens auch einer in der Vie de St. Mamers mit allen Umständen angeführten Eruption eines Vulkans in Auvergne gedenkt — dürfte auf Irrthum oder Mißverständniß beruhen.

Wenig befriedigend, räthselhaft und mitunter sehr verdächtig dürften andere Beweise seyn, welche man für die Gegenwart der Menschen in Auvergne, vor der Zeit als manche der dortigen Eruptionen statt gefunden, von Holzstücken entnommen hat, die, begraben unter Laven, Spuren roher Bearbeitung, Axthiebe u. s. w. zeigen sollen. Dahin sind auch die Bruchstücke von Thongeräthen von fremdartiger Form zu zählen, welche Aulagnier zwischen vulkanischer Asche und schlammigen Laven im Velay entdeckt haben will u. s. w.

Sind wir nun auch zur Ueberzeugung gelangt, daß die Geschichte vom Hervortreten basaltischer Lavenströme in Auvergne uns keine Kunde gibt; haben wir gesehen, wie man vergebens bemüht gewesen, in alten Traditionen und dunkeln Sagen, die meist, was Zeitangaben und Einzelnheiten betrifft, keineswegs zusammenstimmen, den Beweis zu suchen, daß das Menschengeschlecht Zeuge der lezten großen Umwälzungen in jenem Lande gewesen, so kann man dennoch die weitern Fragen stellen: ob auch andere Gegenden jeden sichern Stützpunkt für den gewünschten Aufschluß vermissen lassen? ob man nicht in diesem oder in jenem Gebirge zu einer Hypothese von Wahrscheinlichkeitswerth gelange?

In der Eifel und am Niederrhein, im Siebengebirge und auf dem Westerwalde zeigen sich die Spuren vormaliger Vulkanität nicht minder unzweifelhaft, wie im mittlern Frankreich; allein auch in diesen Berggruppen und Landstrichen sucht man vergebens nach einem Anhaltspunkt, um das Alter basaltischer Ausbrüche zu bestimmen.

Frühere und spätere Geologen wollten u. a. in den Annalen des Tacitus geschichtliche Beweise für Eruptionen am Niederrhein gefunden haben; allein die Erzählung des römischen Historikers gibt kein gültiges Zeugniß für vulkanische Begebenheiten am Rhein und in der Eifel; die feurigen Gebilde dieser Gegenden, wie jene des Siebengebirges und des Westerwaldes, gehören einer vorgeschichtlichen Zeit an.

Einige glaubten, das Bruchstück des im vulkanischen Felsen bei Bertrich aufgefundenen, mit Schlackenmasse zusammengeschmolzenen Topfes als Beweis für die spätere Bildung dieser Feuererzeugnisse ansehen zu dürfen; Andere bewiesen dagegen, daß jener Topf in gar keiner Verbindung mit den vulkanischen Phänomenen bei Bertrich stehe. Das irdene Gefäß scheint von einem Glasofen herzurühren und ein zersprungener Schmelztiegel zu seyn. Vielleicht wurden zur Römerzeit die schönen Glasgefäße in Bertrich verfertigt, welche durch ungewöhnliche Größe auffallen, und die so häufig in römischen Gräbern der Gegend sich finden.

Zu den vergleichungsweise spät erloschenen Feuerbergen gehören offenbar ferner die auf dem südöstlichen Pyrenäengehänge in unmittelbarer Nähe der betriebsamen Stadt Olot befindlichen. Ihre Erzeugnisse lassen sich zunächst denen von Südfrankreich vergleichen; aber auch in Katalonien hat man, was diese vulkanischen Katastrophen betrifft, nicht einmal Ueberlieferungen oder unsichere Mythologien, die doch so gern Alles aufgefaßt, was unbestimmt und räthselhaft war. Sie scheinen demnach in eine weit entfernte Vergangenheit zu fallen, und die Sage vom Thätigseyn jener Feuerberge in der geschichtlichen Zeit, und selbst in der neuern, unterliegt gerechten Zweifeln. Die glaubwürdigsten Geschichtschreiber des Landes, auf welche man sich beziehet, Fereras und Mariana, reden von vulkanischen Begebenheiten im nördlichen Katalonien während des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts; allein was sie berichten, ist theils nur auf Erderschütterungen und auf Salsen (Schlammvulkane) zu beziehen, theils betrifft es nicht diesen Landstrich, sondern andere Provinzen Spaniens.

Fereras sagt: „Am 18ten December 1395 entstand im Königreiche Valentien und zu Tortosa ein heftiges Erdbeben, welches von neun Uhr des Morgens bis Nachmittags um vier Uhr anhielt. Verschiedene Thürme, Kirchen und Gebäude wurden umgestürzt und das Kloster Valdigna gänzlich zerstört. Zu Alcira gaben zween Brunnen stinkendes Wasser von aschgrauer Farbe."

Beim Padre Juan de Mariana heißt es: „In der Mitte des Jahres 1420 vernahm man ein unterirdisches Getöse in Katalonien; die Erde bebte von Tortosa bis Perpignan. Unfern des Dorfes Amer, bei Gerona, öffneten sich zwei Feuerschlünde, und die ausgeschleuderten Steine erreichten diejenigen, welche bis auf eine Entfernung von 300 oder 400 Fuß nahe traten. Einer andern Vertiefung in der Nähe jener Feuerschlünde entströmte schwarz gefärbtes Wasser, das eine halbe Stunde weiter sich mit einem Flusse — ohne Zweifel der Sameroca — vereinigte. Durch diese Wassermassen wurde Amer zerstört; alle Fische fanden ihren Tod, und der Geruch des Wassers war so unangenehm, daß die Vögel, indem sie sich darüber hin bewegten, mit den Flügeln stärker schlugen. Die Fluth erreichte selbst das vier Stunden entfernte Gerona."

Digitized by Google

P. Mariana erzählt ferner, daß, als der König von Kastilien im Jahre 1431 Toledo verließ, um in den Krieg gegen die Mauren von Granada zu ziehen, auf der Hälfte des Weges in der Stadt Cindadreal, wo er mehrere Tage verweilte, am 24. April Nachmittags zwei Uhr ein so heftiges Erdbeben statt gefunden, daß verschiedene Gebäude beschädigt wurden. Den König trieb die Furcht ins freie Feld, und die allgemeine Bestürzung war um desto größer, weil man den Monarchen in Gefahr glaubte. Indessen ging die Katastrophe ohne bedeutenden Schaden vorüber, kein Mensch büßte das Leben ein. In Arragonien, in Katalonien, im Roussillon war die Verheerung, durch dieselben Ursachen und zur nämlichen Zeit bewirkt, um vieles größer; einige Dörfer wurden gänzlich zerstört, andere litten sehr durch die Bebungen des Bodens u. s. w.

Nach einer glaubhaften, auf dem Rathhause zu Olot bewahrten Handschrift, haben sich im Jahre 1420 zur Nachtzeit drei Feuerschlünde im Walde von Tosca — eine ziemlich weit gedehnte Ebene unfern Olot, die zum Theil von Bäumen und Strauchwerk bedeckt ist, während das Uebrige durch gewaltige Lavenhaufwerke verhüllt wird — geöffnet, aber sie sind augenblicklich wieder erloschen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, December.

(Fortsetzung.)

Denkschrift der evangelischen Gesellschaft.

In Genf blieb man nicht ganz hinter dieser religiösen Bewegung zurück, und man durfte wohl hoffen, daß sie auch auf die akademische Lehre der Theologie wirken würde. Diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Das Uebel hatte schon lange in unsern Kirchen bestanden, hatte sich oft arg genug gezeigt; im laufenden Jahr erreichte es aber seinen höchsten Grad. Wir erwähnen hier nur ein allgemein bekanntes Faktum: Schriften, die von dem Haupttehrstuhl der Genfer Kirche ausgingen (Du système théologique de la Trinité, du péché originel ou de la dépravation héréditaire dans l'homme; par M. Chenevière, pasteur et professeur à Genève, 1831), erklären sich gegen die Gottheit Christi, unsers Herrn und Heilands, desgleichen gegen den Sündenfall und das natürliche Verderben der Menschen. Andere Schriften aus derselben Feder sollen sich in der Folge mit andern Lehren der christlichen Religion beschäftigen. So ist denn das Banner des Arianismus selbst auf dem Lehrstuhl aufgepflanzt, von dem herab die Geistlichen unserer Kirche die christlichen Religionslehren empfangen und dann wieder vortragen sollen. Keiner von ihnen sagt ein Wort dagegen! Die unitarische Lehre herrscht jezt bei uns; sie, die der reformirten und allen Kirchen des Protestantismus, ja sogar den beiden andern grossen Abtheilungen der christlichen Kirche, der griechischen und der lateinischen, zuwider ist. Die unitarische Lehre hat jezt den theologischen Lehrstuhl inne, den Kalvin, Théodore de Bèze, Chandieu, Jean Diodati, Théodore Fronchin, Benedict und François Jurettini, Benedict Pictet, Antoine Manrice und so manche Andere mit Ehren versahen. Diese Lehre wird den jungen Männern vorgetragen, die sich da zum geistlichen Stand in Genf und in Frankreich vorbereiten sollen. Könnten wir übrigens auf eine günstige Veränderung in dieser Hinsicht hoffen, so würden wir noch warten. Aehnliche Veränderungen hat man in andern Kirchen und zumal in Deutschland gesehen, wo vorzugsweise Bekenner der ächten Lehre auf den alten Universitäten angestellt, und wo die theologischen Fakultäten auf neuen Hochschulen (Berlin und Bonn) ausschließlich Lehrern anvertraut worden, die orthodoxe Grundsätze vortragen. Wir Genfer aber können menschlicherweise nichts von der Zukunft hoffen. Ohne uns auf Weiteres einzulassen, führen wir nur ein bestehendes Faktum an. Bei der Wahl und Ernennung zu geistlichen Stellen herrscht nur Ein Geist und Ein Grundsaz vor, nach dem Oben gehandelt wird: absolut ausgeschlossen bleiben alle Geistlichen, die sich nicht zu den unitarischen Lehren und Grundsätzen bekennen. Daher müssen die meisten dem alten reformirten Glauben zugethanen Geistlichen ihr Vaterland verlassen, um bei ausländischen Kirchen Anstellung zu suchen. Seit dem beschränkenden Reglement, wodurch das Predigen über einige Grundlehren verboten wird, d. h. seit dem Monat Mai 1817, sind zweiundzwanzig Ernennungen zu Pastoren und Professoren der Theologie vorgenommen worden. Dabei wurde kein einziger Geistlicher gewählt, der über die Gottheit unsers Heilands die Lehren der Reformation festgehalten hätte. Dieser Umstand ist wohl einzig in den Annalen der christlichen Kirche. Bei so bewandten Umständen liegt uns unsere Pflicht klar vor Augen, und wir würden unserer Ueberzeugung untreu seyn, wenn wir nicht für sie handelten, wie Andere für ihre Meinungen, die den unsrigen zuwider sind, um so mehr, da Staat und Kirche bei uns den Grundsaz der Freiheit angenommen haben. Damit kommen wir einer heiligen Pflicht nach, die uns durch unsere Ueberzeugung und unser Gewissen geboten ist. Freilich sind unsere Mittel dazu schwach, viele und große Hindernisse stehen uns entgegen; da wir aber nichts thun wollen, als ein gottgefälliges Werk, so sind wir des festen Glaubens, daß, wenn unser Unternehmen nach Gottes Willen ist, er die größten Hindernisse zerstreuen und ebnen und für uns handeln wird. So gründen wir denn mit seinem Segen eine Schule der Theologie, und thun es hauptsächlich deswegen, weil wir mit der heiligen Schrift glauben, daß alle christliche Lehre von Jesus Christus ausgehen muß, der Gott im Fleisch, der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, und um den sich, wie um den Mittelpunkt und die Sonne, alle Wahrheit und Wissenschaft theologischer Lehre dreht. Wir gründen diese Schule als Freunde der Genfer Kirche, um in ihr, so viel an uns ist, das wahre Christenthum zu erhalten, das Vielen ein dringendes Bedürfniß geworden; wir gründen sie, damit die alte ehrwürdige Genfer Kirche künftig nicht mehr durch die neue Lehre ihrer Geistlichen außerhalb der reformirten Kirche gestellt sey; besonders außerhalb der Schweizer Kirche, die der Reformation und ihren Grundsätzen treu geblieben ist; damit endlich die lauten Klagen und Vorwürfe aufhören, die in der ganzen übrigen christlichen Welt gegen sie erschallen; damit endlich die Genfer Kirche ihre edle Bestimmung und ihr Amt aus den Tagen der Reformation wieder erkenne, wieder ergreife und wieder handhabe, die Bestimmung, das Licht des Evangeliums immer mehr zu verbreiten, auf daß sich die treuen Kirchen von Europa und Amerika darüber freuen können und ihr die Bruderhand reichen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 24.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 28. Januar 1832.

Die Gluth greift nicht allein der Erde Glieder an,
Sie reißt die Adern auf, durchdringet, wie sie kann,
Der tiefen Höhlen Bau, erhebt sich aus dem Grunde,
Und treibet über sich mit aufgesperrtem Schlunde
Geschmelzte Felsen aus, daß Luft und Erde brüllt,
Und alle Gegend fast mit Klüften angefüllt
Und öde werden muß. —

Martin Opitz.

Ueber das Alter basaltischer Eruptionen.

(Fortsetzung.)

Einem alten Manuscripte zufolge — es ist in katalonischer Sprache verfaßt und findet sich im Besitz des Grafen Sarriera zu Gerona — ereigneten sich die lezten Erdbeben am 15ten Mai 1427 und am 2ten Februar 1428. Das erstere zerstörte die Städte Olot, Castelfollit, Ridaura und Santapau de Mallol, und vom Dorfe Bas wurde nur ein einziges Haus erhalten. Die zweite Erschütterung erstreckte sich um vieles weiter. Sie zerstörte abermals Castelfollit und Olot, so wie das ganze Biagnathal, zugleich wurden die Dörfer Real, Camprodon und mehrere andere verwüstet.

Endlich findet man unter den Privilegien der Stadt Olot eine am 30sten September 1427 erlassene Bewilligung des Königs D. Alonzo, welche den Bewohnern gestattet, daß sie, da der Ort während dreier furchtbarer Erdbeben beinahe völlig untergegangen, an der alten Stelle, oder wo sie es sonst räthlicher erachteten, sich wieder anbauen.

Diesen geschichtlichen Urkunden stehen manche denkwürdige Thatsachen zur Seite; so namentlich die Trümmer alter Bauten unterhalb des Bodens, welcher den heutigen Flecken Olot trägt, und die Inschrift: „Mansi, remansi super veterem villam“ an der Thüre des Hauses: „la casa de Corman“ genannt, welches zur Zeit des lezten Erdbebens verschont geblieben. — Olot liegt demnach genau da, wo die alte Stadt erbaut gewesen.

Aus dem Mitgetheilten ergibt sich, daß von keiner der erwähnten Urkunden, geschichtlichen und andern, der Inhalt auf jene basaltischen Erscheinungen zu beziehen sey, welche die Gegend um Olot aufzuweisen hat; diese dürften durch den Zwischenraum von mehr als einem Jahrtausend von uns getrennt seyn. Uebrigens ist es glaubhaft, daß die einzelnen Lavenergüsse keineswegs gleichzeitig erfolgten. Was in Katalonien zwischen 1420 und 1431 sich zutrug, gehört in die Kategorie der Luft- oder Schlammvulkane; ähnliche Ereignisse hatten früher und später in andern Provinzen Spaniens statt, namentlich neuerdings noch (1829) in Murcia.

Allein nicht alle Ausbrüche, die Basalte und ihnen mehr oder weniger nahe verwandte Gebilde geliefert, nicht alle Erhebungen basaltischer Massen durch vulkanische Gewalten sind älter, als die Geschichte. Manche Thatsachen geben von der Neuheit solcher Katastrophen Zeugniß. Sie beweisen, daß mitunter Gesteine der Art durch Vulkane erzeugt worden, welche in unserer Zeit thätig gewesen und zum Theil noch wirksam sind; manche der neuern Laven des Vesuv und des Aetna haben einen mehr und weniger basaltähnlichen Charakter u. s. w. — Hat nun zwar das Entstehen der Basalte, im Vergleich zu den gewaltigen Massen alter Zeit, jezt nur auf sehr untergeordnete Weise statt, so ergibt sich dennoch der unwiderlegbare Beweis einer nicht gänzlich unterbrochenen Dauer unterirdischer

Digitized by Google

Thätigkeit, wodurch Felsarten solcher Natur, im Innern der Kugel, deren Oberfläche wir bewohnen, hervorgebracht, unter den Augen der Zeitgenossen an den Tag traten.

Solche Ausbrüche, die neuerdings sich ereignet, sind um so wichtiger, da sie nicht selten die vollständigste Reihe aller Eruptionsphänomene zeigen, und damit im Zusammenhange stehende Hebungen müssen von entschiedenem Einflusse auf die Vorstellungen seyn, welche man, der plutonischen Lehre zu Folge, vom Entstehen eines Theiles der Erdrinde sich zu machen hat. Mehrere afrikanische und asiatische Eilande, der merikanische Feuerberg Jorullo u. s. w., gewähren denkwürdige, hierher gehörige Beispiele. Ohne in die Einzelnheiten aller dieser Thatsachen einzugehen, wollen wir versuchen, solche im Allgemeinen darzustellen und die Schlußfolgen anzudeuten, welche aus denselben hervorgehen.

Einer der größten und am weitesten erstreckten Ströme basaltischer olivinreicher Laven ist jener auf der westafrikanischen Insel Palma, welcher zwischen den Bergen, deren erhabenste Spitze den Namen des Pico de Vergojo führt, und dem Passe Mazo in ein breites Thal hinabstürzt, bis zum Meeresufer sich fortziehend. Dieser Strom wurde, wie L. v. Buch nach den Berichten des P. Francisko Alonso de Espinosa, der Augenzeuge der Katastrophe gewesen, erzählt, am 18ten April 1585 ergossen. Die Erscheinungen, von denen der Ausbruch begleitet war, und über die wir Kenntniß erhalten, die Bebungen des Bodens, das Ausströmen von Rauch, die Emporschleuderungen glühender Steine u. s. w. sind genau jene, wie solche bei Vulkanen so häufig beobachtet werden.

Eine andere basaltische Eruption, die von Fuen-Caliente auf Palma, trat im Jahre 1677 ein. Am 13ten November begannen die Erschütterungen. Es brach, bei gewaltigem unterirdischen Getöse, eine Spalte auf, welche durch achtzehn kleine Krater bezeichnet wurde. Heiße Dämpfe, aus jenen Oeffnungen emporsteigend, verbreiteten sich und dickflüssige glühende Massen drangen hervor, einen gemeinschaftlichen Feuerstrom zum Meere hin bildend. Ausschleuderungen einzelner Massen, Asche- und Sanderuptionen hatten statt. Tödtende Mofetten entstiegen dem erschütterten Boden. Am 18ten Januar 1678 waren noch nicht alle Phänomene vorüber. Die Lava ist völlig basaltisch. Sie enthält Augitkrystalle und große Olivinstücke.

Die Bildung des merikanischen Vulkanes Jorullo ist eines der denkwürdigsten Phänomene in der großen Reihe gewaltsamer Aenderungen, die unsere Erdrinde erfahren hat. Bei ihr wirkten — das einzige Beispiel neuerer Zeit — die Mächte der Tiefe mit einer Intensität, welche das früheste Weltalter der Phantasie vergegenwärtigt. Ueber die Natur der vom Jorullo ergossenen Laven kann kein Zweifel bestehen. Sie werden durch A. v. Humboldt ausdrücklich als basaltisch bezeichnet; die kleinen aufgetriebenen kegelförmigen Hügel bestehen aus häufig abgeplatteten basaltischen Kugeln von acht Zoll bis drei Fuß Durchmesser, mit konzentrischen Lagen und einem festeren Kerne; Erscheinungen, wie man solche an den Basaltkuppen vieler Gegenden findet.

Die Katastrophe, während welcher der Feuerberg dem Erdinnern erstieg und durch die das Aussehen einer bedeutenden Strecke Landes gänzlich umgestaltet worden, gehört zu den seltsamsten physikalischen Umwälzungen in der Geschichte unsers Planeten. Die Geologie bezeichnet Stellen in der Mitte des Oceans, an denen in neuern Jahrhunderten, unfern der Azoren, im ägäischen Meere, im Süden von Island und selbst an der Küste Siciliens, kleine vulkanische Inseln über die Wasserfläche sich erhoben. Allein sie kennt keine Thatsache, wo, im Innern eines Kontinents, 36 Stunden von der Küste, und über 12 Stunden von jedem andern thätigen Vulkan, plötzlich, mitten zwischen Tausenden kleiner, entzündeter Kegel, ein Berg aus Schlacken und Asche gebildet worden, der, nur im Vergleich zum vormaligen Niveau nachbarlicher Ebenen, eine Höhe von 517 Metern erreicht. Raphael Landivar, ein Jesuit aus Guatimala, besang das denkwürdige Ereigniß in lateinischen Herametern. Der Abt Clavigéro erwähnt desselben in der alten Geschichte seines Vaterlandes. Und dennoch blieb die Begebenheit den Mineralogen und Physikern Europas unbekannt, obwohl bis zur Ankunft Humboldts fünfzig Jahre verflossen waren, und die Stelle kaum sechs Tagereisen von der merikanischen Hauptstadt entfernt liegt.

Von den Aguasarcohügeln bis zu den durch ihre schönen Baumwollenpflanzungen berühmten Dörfern Teipa und Petatlan erstreckt sich eine weit gedehnte Ebene. Zwischen den Pichacos bei Mortero, den Cerros de las Cuevas und Cuiche erhebt sich diese Ebene nur 750 bis 800 Meter über den Ocean. Basaltische Berge steigen aus der Mitte eines Gebietes empor, in welchem Grünsteinporphyr vorherrscht. Die Gipfel dieser Erhöhungen sind mit ewig grünen Eichen gekrönt, mit Lorbeer- und Olivenbäumen, zwischen welchen hin und wieder kleine Palmen auftreten. Seltsam sticht der schöne Pflanzenwachsthum gegen die Unfruchtbarkeit der durch vulkanisches Feuer verwüsteten Ebene ab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Waldgespenst.

(Beschluß.)

Gotthold ging, und ehe die beiden sich von ihrem Erstaunen erholen konnten, hatten sie schon die dünne,

Digitized by Google

grüne Geſtalt des wunderlichen Mannes aus den Blicken verloren. Der Ohm war in tiefe Gedanken verſunken, Marie weinte, und nur das Rauſchen der Bäume im Forſt, die ein nahendes Unwetter verkündeten, tönten durch die Stille, die nach dem Verſchwinden des Jägers im Gemach herrſchte. Endlich nahm der Greis das Wort und ſprach: „Unſere liebe Sonne, das herrliche grüne Gottesland da draußen ſchelten, und mit ſo böſen Worten — nein, das will mir nicht gefallen, das deutet auf eine ſchwere Verirrung. Gebe Gott, daß die guten Geiſter ſeine Seele erfaſſen, damit ſie nicht ins Verderben geht; laß ſehen, meine Tochter, ob meine Stimme Gewalt über ihn hat, wenn ich im Namen deſſen zu ihm rede, der aller Kreatur gebietet.“ — Das Gewitter war indeß herangerückt und ſchüttelte die alten hundertjährigen Eichen des Forſtes, der Regen ſchoß in Strömen herab und jähe Blitze durchſchnitten die Finſterniß, die ſich über die Stube und den Wald draußen verbreitet hatte. In den Stößen des Sturmwindes klang es oft, als riefen mannigfaltige fremde Stimmen durch den Forſt, ja, als zöge ein wilder Jagdzug mit Hundegebell und Hörnerklang dicht am Hauſe vorbei. Der Ohm hatte ein Gebetbuch aufgeſchlagen und betete ſtill vor ſich hin, während Marie laut um den Abweſenden jammerte.

Dieß bewog den Greis, ſeinen ſchon gefaßten Entſchluß auszuführen. Indeß Marie ſich auf einen Augenblick entfernte, ſchlich er ſich aus dem Hauſe und machte ſich auf den Weg in den tiefen Wald hinein, nach der Richtung zu, wo, wie er von Marien erfahren hatte, Gotthelds Waldhütte ſich befand. Der enge Fußpfad, bald mit Geſtrippe bedeckt, bald durch Baumäſte verbaut, verzögerte die eilenden Schritte des alten Mannes; immer heftiger tobte das Wetter, immer lauter krachten die Donnerſchläge, und oft mußte er Minutenlang ſtille ſtehen, ehe ein neuer leuchtender Blitz ihn die Umgebung und ſeinen Weg erkennen ließ. Endlich war er an die Ufer des ſtillen Waldſees gelangt, ohne den Jäger zu finden; die Hütte war leer und öde, wie die Gegend umher; nur Waldraben und wildes Raubgeflügel fuhren laut kreiſchend durch die vom Sturm aneinander geſchleuderten Bäume und flüchteten ſich in den Schilf, der ſeine hohen, dürren Halme, von Regen und Wind gepeitſcht, über ſie zuſammenſchlug. Unſchlüſſig und zagend ſtand der Greis auf dem ſchauervollen Platz und gedachte ſchon, den Rückweg unverrichteter Sache anzutreten, als er plötzlich neben ſich ein blaſſes Menſchenantlitz gewahrte, welches ihn aus ſtarren, gebrochenen Augen anblickte. Entſetzt wich er zurück, doch als er nochmals hinblickte, erkannte er ſeinen Neffen, der an einen Baum gelehnt, unbeweglich ſtarr daſtand und das Haupt krampfhaft zurückgelehnt hatte. Er rief den Unglücklichen an, er ſchrie ſeinen Namen; doch immer blieb das verzerrte Todtenantlitz beim Leuchten der Blitze unbeweglich an ſeinem Platze; endlich rührte ſich die Geſtalt und gab Zeichen des Lebens. Als Gotthold den Ohm erkannte, warf er ſich mit ängſtlichem Entzücken ihm um den Hals und rief mit ſeltſam aufgeregter Stimme: „Dem Himmel Dank, daß Ihr gekommen, edler Greis! ja, Ihr werdet, Ihr ſollt mich retten; fort, fort von hier, ſonſt bin ich des Todes! Kommt, kommt, was Eure Kräfte vermögen.“ — „Mein Sohn, mein Sohn,“ ſprach der Greis gerührt, „mein armer Sohn, ja, ich bin gekommen, Dich zu retten. Dein unerklärliches böſes Betragen hat mir gezeigt, daß Du in großer Gefahr biſt; in einer Gefahr, aus der nur die barmherzige Allmacht Dich, Gefallenen, retten kann. Noch iſt Zeit; in dem Namen Gottes verſcheuche ich hiemit das ſchwarze Geſindel, die böſen Geiſter dieſes Orts, und gebiete Dir, mir zu folgen.“ Er hatte es kaum geredet, als ein fürchterlicher Donnerſchlag erſcholl; der See rauſchte, in ſeinen innerſten Tiefen aufgerührt, mit grünlich weißem Schaume empor; wilde, kreiſchende und gellende Töne ließen ſich in den Lüften hören, und in der Ferne im Forſte hörte man das Krachen und Zuſammenſtürzen uralter Stämme. Gotthold war ängſtlich und bebend an des Alten Bruſt geſunken, jezt klammerte er ſich mit wildem Entſetzen an ſeinen Hals und hob ſich auf ſeinen Rücken empor, indem er laut ſchrie: „Nur fort, Alter, laufe, was Deine Kräfte vermögen; fort, ſonſt iſt alles verloren.“ Der Greis ſtrengte ſeine ganze Kraft an; dennoch drohten ihm die Knie zu brechen vor Erſchütterung und der ſchweren Laſt. Als er dicht am See vorbeiſchritt, kreiſchte der Jäger auf und ſchrie: „Ha, Entſetzen, Entſetzen — da — da kommt es auf mich zu — es ſtreckt die Arme nach mir aus — er iſt's, er iſt's — die gelbe Blume leuchtet auf ſeinem Haupt — hinab, hinab zu ihm!“ Mit dieſen Worten ſtürzte die Laſt von den Schultern des Greiſes hinab, und in demſelben Augenblicke ſchlugen auch die Wellen des ſchwarzen Sees über dem Jammervollen zuſammen; durch die Ferne des Waldes ging aber ein Ton, der, lang und langſam verhallend, wie der erſte Akkord eines feierlichen Chorals, mit dem dumpfen Rollen des Donners zuſammenklang. Der Greis war in Ohnmacht dahingeſunken.

Die Leiche des Förſters wurde in den nächſten Tagen am Ufer des Sees gefunden, und die arme, unglückliche Wittwe verließ in Geſellſchaft des Ohms den fürchterlichen Wald, den ſie nie wieder betreten hat. Die Forſtſtelle blieb lange Zeit ledig, denn die Sage vom geſpenſtigen Wald lebte im Munde des Volks lange Zeit fort.

A. Freih. v. Sternberg.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, December.

(Fortsetzung.)

Denkschrift der evangelischen Gesellschaft.

Wir gründen diese Schule, weil wir glauben, daß die Lehren der Apostel und Reformatoren, wodurch jezt die Völker der Erde zum wahren Gott bekehrt werden, allein den neuen Bedürfnissen unserer Zeit, wie überhaupt den unwandelbaren Bedürfnissen des Menschen entsprechen; weil wir in ihnen das große Entwickelungsprincip für die Individuen, für die Völker, ja für das ganze Menschengeschlecht erkennen; weil sie von Gott kommen und darum immer der bürgerlichen Gesellschaft vorleuchten, auf welche Stufe der Vervollkommnung diese auch gelangt seyn mag; weil sie in den zwei größten Geschichtsepochen gläubig festgehalten wurden, und sie auch in unserer Zeit allein den bewegten und gährend aufgeregten Völkern Licht, Frieden, Gerechtigkeit, Glück und wahre Freiheit zu geben vermögen. Das Bedürfniß des vergangenen Jahrhunderts war Zweifeln, Gleichmachen und Zerstören; unser Jahrhundert aber will glauben und aufbauen. Unglücklich wären wir, wenn wir diese zwei Zeiten mit einander verwechselten, und wenn wir die herrliche Welt des Glaubens verkennten, die Gott der Kirche eröffnet. Wir gründen diese Schule im Namen und Sinn der Gewissensfreiheit, und stützen uns dabei auf das Recht und den Geist der freien Prüfung, welche diejenigen so laut in Anspruch nehmen, welche unsere religiöse Meinung nicht theilen. Wo aber ist Freiheit der Meinung und der Gewissen, wo Eltern gezwungen sind, ihre Kinder in der religiösen Lehre unterrichten zu lassen, die nicht die ihrige, nicht die ihrer alten Kirche ist, und die sie deßhalb dem Evangelium zuwider glauben? Wo ist da Glaubens-, Lehr- und Denkfreiheit, wo Jünglinge, die sich dem geistlichen Stand widmen, die einst in ihrer Vaterstadt Geistliche und Pastoren werden wollen, den ihnen theuer gewordenen Glauben und ihre Ueberzeugung verändert und verworfen, ja von denen selbst angefochten sehen, die ihnen Gottes Wort rein, unverändert und unvermischt mit ihren eigenen Ideen vortragen sollten? Wir gründen die neue Schule aus Anhänglichkeit an die Lehren, die unsere kalvinische reformirte Kirche von den andern christlichen und protestantischen Kommunionen unterscheiden. Es leben in Genf methodistische und dissentirende Christen; wir achten ihre religiöse Ueberzeugung, wir ehren ihren Glaubenseifer, ihre Milde, ihre Wohlthätigkeit und ihren reinen Wandel; wir theilen aber keineswegs ihre Grundsätze, nach denen sie sich von unserer alten Kirche getrennt haben; denn wir wollen die Genfer Kirche, die Genfer Kirche in ihrer Ganzheit, d. h. mit der Wahrheit, die ihrer Gründung zum Grunde lag, und wir trennen uns nur von ihren neuern Irrthümern. Weit entfernt, bei der Gründung unserer evangelischen theologischen Schule dissentirende Ideen zu bekennen, wünschen wir nur denjenigen unserer Landsleute, die den Lehren unserer Reformation noch anhängen, Gelegenheit zu eigenem Unterricht und zum Unterricht ihrer Kinder zu geben, ohne daß sie darum ihre Vaterstadt verlassen müssen. Die Religion, zu der wir uns bekennen, ist dieselbe, welche die protestantischen Einwohner von Genf öffentlich und feierlich für die ihrige erkannt und erklärt haben. Es besteht aber kein Beschluß und keine Erklärung des Volks, wodurch es diese Religion verlassen und die unitarische oder irgend eine andere angenommen hätte. Wie? es wäre eine Glaubensdissidenz, wenn wir durch die Gründung unserer neuen evangelischen Schule dafür sorgten, daß unsere angenommene reformirte christliche Religion — die eigentlich ausschließlich in unsern theologischen Institutionen gelehrt werden sollte — doch nicht ganz davon ausgeschlossen wird? Soll die alte Genfer Kirche durch eine neue, ganz verschiedene Konfession einseitig verändert werden? und soll diese lezere dann das Monopol des geistlichen Unterrichts erhalten? Gewiß nicht. Wir haben wenigstens das Recht, auch etwas für ihn zu thun. Wir wünschen von ganzem Herzen, Niemanden zu reizen, zu beleidigen oder zu kränken, und begnügen uns damit, eine neue Schule zu gründen, wiewohl unser Zweck dabei kein anderer ist, als daß da künftig die Wahrheiten vorgetragen werden, für die unsere Vorfahren die Kanzeln erbauten, die noch stehen, auf denen aber anders gepredigt wird, als sie wollten und bekannten. Alle diese Gründe bewegen uns, Hand an das Werk zu legen, von dem wir ihnen, meine Herrn, hier Kenntniß geben. Dazu haben wir bedeutende Vorgänger. So wurde zum Beispiel in Englands Hauptstadt eine neue Universität gegründet. Seit alter Zeiten wurden selbst auf den Universitäten Cambridge und Oxford verschiedene und abweichende Lehrstühle gestiftet, und da die jungen Leute zu Geistlichen der Episcopalkirchen Großbritanniens gebildet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 18:

Die Poesie.

Räthsel.

Der Auflösung gewidmet.

Ich kenn' ein Blümlein Wunderschön
Und trage danach Verlangen,
Und möchte gern es zu suchen gehn.

Goethe.

Ich kenn' eine Blume wunderschön,
Sie weckt manch zartes Verlangen;
Es könnte sie Mancher zu suchen gehn
Und würde sie nimmer erlangen.
Sie schützt ein seltener Dorn, der nicht
Wie andre gemeine Dornen sticht,
Doch sie vor Antastung sichert.

Sie hat ihn nöthig, der schöne Stand
Des feinen Blattes ist flüchtig;
Ihn abgestreift — ist sie dürres Laub,
Mit ihm für Elysium tüchtig.
Ein blühendes Bild vom ewigen Licht.
Wie schön sie ist, sie weiß es nicht,
Wie süßen Duft sie verhauchet.

Doch findet sie Liebe, so weicht der Dorn,
Es weicht die neidische Hülle,
Es strömet der Farben himmlischer Born
Aus der reich entfalteten Fülle;
Wenn dann in die Frucht sich die Farben auch zieh'n,
Bleicht wohl die Blume, sie kann nicht verblüh'n;
Doch ist ihr Name verloren.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 3.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 25.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 30. Januar 1832.

Was von Menschen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

Goethe.

Schilflieder.

1.

Drüben geht die Sonne scheiden,
Und der müde Tag entschlief;
Niederhangen hier die Weiden
In den Teich, so still, so tief.

Und ich muß mein Liebstes meiden!
Quill, o Thräne, quill hervor!
Traurig säuseln hier die Weiden,
Und im Winde bebt das Rohr.

In mein stilles, tiefes Leiden
Strahlst du, Ferne! süß und mild,
Wie durch Binsen hier und Weiden
Strahlt des Abendsternes Bild.

2.

Trübe wird's, die Wolken jagen,
Und der Regen niederbricht,
Und die lauten Winde klagen:
„Teich, wo ist dein Sternenlicht?“

Suchen den erloschnen Schimmer
Tief im aufgewühlten See.
Deine Liebe lächelt nimmer
Nieder in mein tiefes Weh!

3.

Auf geheimem Waldespfade
Schleich' ich gern im Abendschein
An das öde Schilfgestade,
Mädchen, und gedenke dein!

Wenn sich dann der Busch verdüstert,
Rauscht das Rohr geheimnißvoll,
Und es klaget und es flüstert,
Daß ich weinen, weinen soll.

Und ich mein', ich höre wehen
Leise deiner Stimme Klang,
Und im Weiher untergehen
Deinen lieblichen Gesang.

4.

Sonnenuntergang;
Schwarze Wolken zieh'n,
O wie schwül und bang
Alle Winde flieh'n!

Durch den Himmel wild
Jagen Blitze, bleich;
Ihr vergänglich Bild
Wandelt durch den Teich.

Wie gewitterklar
Mein' ich dich zu seh'n,
Und dein langes Haar
Frei im Sturme weh'n!

Digitized by Google

5.

Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes holder Glanz,
Flechtend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.

Hirsche wandeln dort am Hügel,
Blicken in die Nacht empor;
Manchmal regt sich das Gefügel
Träumerisch im tiefen Rohr.

Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken,
Wie ein stilles Nachtgebet!

Nic. Lenau.

Ueber das Alter basaltischer Eruptionen.

(Fortsetzung.)

Bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts dehnten sich mit Zuckerrohr und Indigo bebaute Felder zwischen den kleinen Flüssen Cuitimba und San Pedro. Sie waren begrenzt von basaltischen Bergen, deren Struktur anzudeuten scheint, daß der ganze Landstrich, in sehr entfernter Zeit, zu mehreren Malen Umstürzungen durch Vulkane erlitten hatte. Die künstlich bewässerten Felder gehörten zur Hacienda de San Pedro de Jorullo, einer der größten und reichsten Besitzungen dieser Gegend. Im Junius 1759 vernahm man ein furchtbares, unterirdisches Getöse; es war von häufigen Bebungen des Bodens begleitet. Die Stöße folgten einander fünfzig bis sechzig Tage hindurch und versetzten die Bewohner der Hacienda in größte Bestürzung. Vom Anfange des Septembermonates schien Alles vollkommene Ruhe zu verkündigen, als auf einmal in der Nacht vom 28ten zum 29ten das gewaltige unterirdische Tosen von neuem hörbar wurde. Die aufgeschreckten Indier flohen in die Gebirge von Aguasarco. Ein Landstrich von drei bis vier Quadratmeilen, unter dem Namen Malpays bekannt, erhob sich blasenförmig. Noch heutigen Tages vermag man in den zerbrochenen Schichten die Grenzen dieser Emporhebung zu erkennen. Das Malpays hat an seinen Rändern nur zwölf Meter Höhe über dem alten Niveau der Ebene, las playas de Jorullo genannt; aber die Konvexität des erhobenen Landstriches steigt gegen ihre Mitte allmählich bis zu 160 Metern.

Augenzeugen, welche den ganzen gewaltthätigen Hergang vom Gipfel des Aguasarco beobachteten und bei denen er einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen mußte, versichern, daß Flammen auf einem Raume von mehr als einer halben Quadratmeile hervorgebrochen seyen, daß glühende Gesteinbruchstücke in unermeßliche Höhe geschleudert worden, und daß man durch eine, von vulkanischem Feuer erhellte, dichte Aschenwolke gesehen, wie die erweichte Erdrinde, dem stürmisch bewegten Meere gleich, sich aufgebläht habe. Die Flüsse Cuitimba und San Pedro stürzten sich in entzündete Spalten. Durch Zersetzung des Wassers wurden die Flammen lebhafter angefacht; man konnte dieselben in Pascuaro unterscheiden, obwohl die Stadt auf einem Plateau von beträchtlicher Breite liegt und 1400 Meter höher als die Ebenen las playas de Jorullo. Schlammige Auswürfe, besonders Thonschichten, welche Kugeln zersetzten Basaltes mit konzentrischen Lagen umhüllen, scheinen darauf hinzudeuten, daß die unterirdischen Wasser eine sehr wichtige Rolle bei dem nicht gewöhnlichen Ereignisse spielten. Tausende kleiner basaltischer Kegel, nur zwei bis drei Meter hoch, entstiegen dem erhobenen Gewölbe des Malpays; die Eingebornen bezeichnen dieselben durch den Ausdruck Hornitos (Oefen), in Beziehung auf ihre Gestalt und weil den Spalten derselben schwefelsaure Dämpfe entstiegen. Sie liegen alle einzeln zerstreut, so daß man, um dem Fuße des großen Vulkans sich zu nähern, gleichsam kleine gewundene Straßen zu durchwandeln hatte. Der Rauch kam meist etwas unter der Kegelspitze heraus und blieb bis in eine Höhe von fünfzig Fuß sichtbar. Obwohl, als Alexander v. Humboldt die Stelle besuchte, nach Aussage der Indier, die Wärme jener vulkanischen Oefen bedeutend abgenommen hatte, so zeigte dennoch das Thermometer, in die ausströmenden Dämpfe gehalten, eine Temperatur von 95°. Jeder kleine Kegel war eine Fumarole, welcher dichter Rauch bis zu zehn oder fünfzehn Meter Höhe entstieg. In mehreren vernahm man ein unterirdisches Rauschen, die Nähe aufwallender Flüssigkeiten verkündigend.

In der Mitte dieser Hornitos, aus einer von N.N.O. nach S.S.W. streichenden Spalte, traten sechs große Hügel aus der Erde hervor, deren Höhe jene des vormaligen Niveaus der Ebene um 400 bis 500 Meter übertrifft. Es ist das Phänomen des Monte nuovo bei Neapel, in einer Reihe vulkanischer Hügel zu mehreren Malen wiederholt. Der erhabenste unter diesen Hügeln, die Puy's der Auvergne ins Gedächtniß zurückrufend, ist der große Vulkan Jorullo. Er ergoß nach N. hin eine unermeßliche Menge basaltischer Laven, die im Innern dicht, auf der Oberfläche aber schwammig und schlackig sind und Trümmer sogenannter Urgesteine einhüllen, eckige, zerborstene Syenitbruchstücke. Kleine Fragmente von Trachyt, die am Rande des Kraters mitten unter Schlacken gefunden wurden, beweisen, daß der Ausbruch durch Syenit und Trachyt stattgehabt. Der Strom erreicht stellenweise eine Mächtigkeit von 678 Fuß. Die bedeutendsten Ausbrüche des Centralvulkans dauerten bis

Digitized by Google

zum Februar des Jahres 1760. In den folgenden Jahren wurden sie nach und nach seltener. Die Indier hatten Anfangs alle Dörfer verlassen, auf sieben bis acht Stunden Weite von den playas de Jorullo. Nach wenigen Monaten aber gewöhnten sie sich an das furchtbare Schauspiel. In ihren Hütten heimgekehrt, stiegen sie gegen die Berge von Aguasarco und Santa Ines hinab, um die Flammengarben anzustaunen, welche von zahllosen kleinern und größern vulkanischen Schlünden emporgeschleudert wurden. Die Dächer der Gebäude in Gueretaro, in der Entfernung von mehr als 13 Stunden in gerader Richtung von der Ausbruchstelle, waren mit Asche bedeckt. Die beiden erwähnten kleinen Flüsse verschwanden, während der Eruption, am östlichen Ende der Ebene, um am westlichen als heiße Quelle wieder zum Vorschein zu kommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aphorismen

von Karl Balbamus.

Amor trägt die Embleme des Krieges, er ist ein Mars im Kleinen, ein Schlachtengott in Taschenformat. Die Grundsätze des Krieges gelten daher, wenn gleich im verkürzten Maaßstabe, auch in der Liebe. Wie in der Regel eine Schlacht, in der alle Reserven in Thätigkeit kommen, verloren zu nennen ist, so kann man auch die Liebe als geschlagen ansehen, wenn sie die Pflicht, die mit der Reserve viel Aehnliches hat, ins Feuer führen muß. Sollte sie auch durch diese verzweifelte Reserveverwendung augenblicklich das Feld behaupten und auf der Wahlstatt ein Te Deum singen, so folgt doch dieser Siegesfeier, mit wenigen Ausnahmen, sehr bald ein Rückzug, den der momentane Sieg um so schimpflicher macht.

*

Der Kosmopolitismus, der, unter Umständen, bei dem Manne zur Tugend werden kann, artet bei dem Weibe zur Sünde aus. Das Weib gehört dem Boden an, auf dem es geboren. Seine Gefühle finden nur in der Heimath die ihnen zuträgliche Nahrung. Jede Uebersiedelung ist schädlich, denn sie hindert das Wachsthum der Empfindungen, bringt ihm wenigstens eine schiefe Richtung bei. Die Sehnsucht nach der Fremde, die bei dem Manne häufig ein Zeichen strotzender Gesundheit ist, gibt sich bei dem Weibe als geheimes Siechthum kund, als eine politische chronische Krankheit, die zwar zuweilen durch eine Eckelkur geheilt wird, bei der die ausländischen Thorheiten und Tollheiten die Stelle der Ipecacuanha vertreten, die aber, wenn sie ihren Sitz im Herzen hat, unheilbar bleibt.

*

Wie der Magnet an Kraft gewinnt, wenn das Sonnenlicht unmittelbar auf ihn einwirken kann, so wächst auch die Liebe des edlen Weibes, wenn sie mit den geistigen Strahlen eines genialen Mannes in direkte Berührung kommt. Da es unter den Männern so wenig Sonnen gibt, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn die Frauenliebe in der Ehe gleich nach den Flitterwochen den ihr sonst eigenen magnetischen Zauber ablegt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, December.

(Fortsetzung.)

Die Compagnie des Pasteurs der evangelischen Gesellschaft gegenüber.

„Wir zweifeln nicht, daß Sie, meine Herren, unsere hochachtungsvolle Mittheilung mit Wohlwollen aufnehmen werden; ja, wir hoffen sogar, Sie werden nicht mit Gleichgültigkeit auf unser Werk sehen; denn gewiß findet die Wahrheit noch eine Stätte in Ihrem Herzen, die Wahrheit, die Gott vor dreihundert Jahren auf unsere Mauer, wie auf den Leuchter der Kirche setzte, und der wir einen Theil des Ruhms verdanken, den wir noch bei andern Völkern haben. Den Glauben, dem Genf, trotz des Drohens mächtiger Könige, mit Großmuth seine Thore öffnete, weil es sich geehrt fühlte, den edeln Bekennern der Wahrheit, die dafür Vaterland, Vermögen und Ehren verließen, ein sicheres Asyl zu bereiten, diesen Glauben werden Sie nicht gering achten, wenn jetzt nicht Fremde, sondern Kinder der Genfer Familie in unsern Mauern dafür leben und handeln wollen. Wir treten hoffend hervor und mit uns eine Menge Zeugen und Fürsprecher aus den frühern Zeiten, mit uns die dahingegangenen Geschlechter unserer Vorfahren und der Männer aus dem Volk, die in dem uns noch theuren Glauben alle ihre Freude im Leben und ihren Trost im Tode fanden. Die Lehre, für die wir eine Schule stiften, ist dieselbe, welche Genf ein gesichertes öffentliches Daseyn gegeben und es mehrmals gerettet hat. Sie zog eine Menge eifriger Bekenner des Christenthums aus Frankreich, Deutschland, der Lombardei, Lucca, Cremona, aus Piemont, den Niederlanden und Großbritannien nach Genf, so daß Ihre Vorgänger im Lauf an einem einzigen Tag (14. Oktober 1557) dreihundert aus verschiedenen Gegenden hieher Geflüchtete zu Einwohnern aufnahmen. Während die den Metzeleien von Merindole und Cabrières glücklich entgangenen Hugenoten unsere wüsten und sumpfigen Ländereien bei Jussy und Peney urbar machten und anbauten, nützten uns die andern Ankömmlinge durch ihr Beispiel, ihre christliche Tugend, ihre Kenntnisse und ihren edeln Charakter, und mehrten bedeutend die Einwohnerzahl unserer Stadt. Die kalvinische Kirchenlehre stimmte alle protestantischen Völker zu Gunsten Genfs, so daß ihm, als seiner Freiheit und Unabhängigkeit Gefahr drohte, Hülfe und Unterstützung von allen Seiten kam; ausgezeichnete reformirte Männer aus Frankreich und andern Ländern eilten herbei; Heinrich IV., Sully, die Soubize, die du Plessis-Moruay, die Bethune, desgleichen die polnischen, deutschen, hungarischen, siebenbürgischen, holländischen, schottischen und englischen Kirchen sandten Unterstützung, und Alle hielten es für ihre Pflicht, zu Genfs Befreiung mitzuwirken, da ihnen von da die Strahlen der ewigen Wahrheit ausgegangen. Wenn Einer noch an der Ursache zweifelte, warum alle Staaten und berühmten Männer

Digitized by Google

der damaligen Zeit so viel Eifer und Thätigkeit für uns zeigten und durch die That erhärteten, so höre man sie selbst: „Deswegen ehren wir Genf, weil diese Stadt von Gott zum Hauptsitze seiner Kirche ausersehen worden, auf daß hier die reine christliche Religion und die Wahrheit der christlichen Lehre nach den Grundsätzen der Reformation herrsche, weil die Genfer Kirche die Mutter und Amme so vieler andern Kirchen ist, und weil sich der Haß der Welt gegen sie wendet, um sie dafür zu züchtigen, daß sie Christi Evangelium bekennt und lehrt.“ (Diese Stelle ist aus der Lettre du Gouvernement de Hollande aux Etats des Provinces-Unies von 1661, die auf Veranlassung und Betreibung des Genfers F. Turettini erschien und eine Sammlung von hunderttausend Livres tournois zur Folge hatte, welche die damalige Genfer Regierung zur bessern Befestigung der Stadt verwendete.)

„Ja, die Wahrheit, die wir unter uns wieder aufrichten wollen, gehört einer glorwürdigen Vergangenheit an und wird auch in einer noch glänzendern Zukunft leben. Sie ist mächtig genug, um durch sich selbst zu bestehen; denn seit achtzehn Jahrhunderten ist sie immer wieder aus den Trümmern hervorgegangen, unter denen sie Unglaube, Aberglaube und menschliche Leidenschaften zu begraben und zu ersticken suchten. In unsern Tagen zumal erhebt sie sich zum Erstaunen derer, die sie für immer todt und begraben wähnten, sie erhebt sich zu einem Leben, zu einer Allgemeinheit, Stärke und Wirksamkeit, die vielleicht nur in den Zeiten der Apostel zu finden war. Eine Menge untergeordneter Dinge können und müssen in dem Laufe der Jahrhunderte untergehen oder sich anders gestalten, die Wahrheit aber ist unwandelbar und unsterblich. Immer blieb sie dieselbe, im ersten, im sechszehnten und im neunzehnten Jahrhundert; sie wird dieselbe bleiben bis ans Ende der Welt. Sie ist zwar unabhängig von aller menschlichen Herrschaft, indessen wünschen wir doch, daß Sie Alle unsere Unternehmung mit wohlwollendem Interesse und mit Hoffnung betrachten mögen, denn wir stellen unsere neue Schule in den Schutz Gottes und der Freiheit unsers Vaterlandes. Möge der ganze Segen dieser heiligen Wahrheit, der Einzelne und Völker beseeligt, in höherem Maaß Ihnen, meine Herren, und dem glücklichen Völkchen zu Theil werden, das ihr schon so viele Wohlthaten dankt. Die Mitglieder des Ausschusses der evangelischen Gesellschaft.“

Dieser Schrift, die auf den Staatsrath, die Syndiken und die Einwohner von Genf berechnet ist, ging eine andere zur Seite, worin sich die evangelische Gesellschaft an die Kirchen und Universitäten, desgleichen an alle treuen Anhänger der protestantischen Christenheit wendet und ankündigt, daß sie zum Vortrag der Theologie eine Schule gegründet habe, wozu sie die Studenten aller christlichen Konfessionen einlade. Ihre Grundsätze und die Ursachen dieser neuen Gründung werden weitläuftig auseinandergesetzt.

Gegen diese beiden Schriften hat sich nun die jetzige faktisch herrschende Genfer Kirche erhoben und den Geistlichen, welche sie unterschrieben, den Prozeß gemacht. Der Pfarrer Gaussen in Satigny verlor seine Stelle, den Pastoren Galland und Merle aber, die keine eigenen Pfarreien haben, wurde das Predigen in Genfer Kirchen und Kapellen untersagt. So erkannten die Compagnie des Pasteurs und das Konsistorium, also eigentlich die Richter in eigener Sache, und der Staatsrath als Regierungsbehörde wird unstreitig ihr Urtheil bestätigen. Mehrere Geistliche dieser Parthei schrieben gegen die Société évangélique und ihren Schutzplan. Sehr geistreich und auf gutes Studium der Kirchen- und Dogmengeschichte gegründet ist Chenevieres Schrift über die Kirchenkonfessionen. Der Hauptpunkt, das Recht der faktischen Genfer Kirche, ist aber darin mit Stillschweigen übergangen und keineswegs bewiesen. Alles Uebrige läßt sich auf wenige Sätze reduziren: man hält Kirchenkonfessionen für unzweckmäßig und schädlich; deshalb glaubte die Genfer Compagnie des Pasteurs und das Konsistorium, keine Erklärung geben und kein Wort öffentlich sagen zu müssen, als sie seit einem Jahrhundert nach und nach immer mehr vom alten Protestantismus abging, von dem Protestantismus, wie er von Luther, Zwingli und Kalvin ausgegangen und vom Volke angenommen worden; sie begnügte sich damit, über des Volkes höchstes Gut, seine Religion, mit der Regierungsbehörde zu verkehren und sich von dieser einseitige, negative Befehle geben zu lassen, welche die Religion in ihren Grundlagen umgestalteten, ohne vorher das Volk selbst oder seine Vertreter darüber gehört zu haben. Die Regierung mochte darin klug, weise und selbst wohlwollend handeln, um in dem kleinen Staat heftige Religionsspaltungen und Trennungen zu vermeiden; rechtlich handelte sie aber gewiß nicht, und ihr damaliger Mißgriff trägt erst heute, nach mehr denn hundert Jahren, seine Früchte. Da der Protestantismus seiner Natur und Bestimmung nach fortschreitendes Prüfen und Verbessern in Sachen der Religion gebietet, so war dies auch der Genfer Geistlichkeit Gesetz. Indem sie aber darin, gewiß bona fide, zu weit ging und Hauptgrundlagen wegnahm, warf sie den vom Volke angenommenen Protestantismus über den Haufen und behielt nur einige seiner Lehren bei. So ist die Genfer Kirche nach und nach bedeutend von der alten Lehre abgewichen, sie ist eine ganz andere geworden; denn sie predigt und lehrt nichts mehr von der Gottheit Christi, von der Dreieinigkeit, der Erbsünde und der Gnadenwahl, dagegen desto mehr von Sittenreinheit, Toleranz, Duldung, Tugend, Sanftmuth und Liebe. Nun saat diese auf neuem Grund fußende Genfer Geistlichkeit: „Viele von Kalvins Grundsätzen waren eng, hart, beschränkt und intolerant, wie sein persönlicher Charakter. Dadurch wird Servets Scheiterhaufen begreiflich. Manche von Kalvins Grundsätzen, z. B. die Annahme der Dreieinigkeit, beruhten überdies auf Irrthümern und eingeschobenen Bibelstellen, die erst nach ihm als solche erkannt wurden. Wir besserten im Stillen an seinen Grundsätzen, ohne Lärm davon zu machen, ohne Spaltungen und Streitigkeiten zu erregen. Dies ist den Methodisten und den nahe mit ihnen verwandten evangelischen Genossen sehr zuwider; sie wünschen die alte kalvinische Strenge und Unduldsamkeit und das hartnäckige Hängen an Religionsgrundsätzen zurück, wiewohl es nicht mehr in unsere Zeit und zu unsern Sitten paßt. Um Frieden und Eintracht in unserm kleinen Staat zu erhalten, haben wir das Predigen, Lehren und Streiten über trockene, spitzfindige Gegenstände von Kanzeln und Lehrstühlen ausgeschlossen und verbannt. Dabei haben wir uns seit lange wohl befunden. Jetzt treten Männer auf, die es anders wollen und uns um ein paar Jahrhunderte zurückzuwerfen streben. Wir legen ihnen und ihrer neuen Schule nichts in den Weg, da volle Religionsfreiheit bei uns herrscht, haben aber als Compagnie des Pasteurs, wie eine Handels- oder Industriekompagnie, das Recht, sie aus unserer Pastorengemeinschaft auszuschließen, da sie nicht mehr in unserm Sinn arbeiten wollen.“

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 26.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 31. Januar 1832.

— Ein Proteus ist
Der Nerven Spiel im Weibe, wie ihr wißt.

Wieland.

Widerwillen der Römerinnen gegen Wohlgerüche.

Eine der sonderbarsten Erscheinungen, welche dem Fremden, der längere Zeit in Rom verweilt, entgegentreten, eine Erscheinung, welche ihn auf mehr als eine Art in Verlegenheiten bringen kann, ist der Widerwillen des hiesigen weiblichen Geschlechts gegen Wohlgerüche. Eine Römerin wittert, ich weiß mich nicht besser auszudrücken, ein Monatröschen in einer Entfernung von sechszehn, zwanzig Schritten und bekömmt Zuckungen, wenn es nicht sogleich fortgeschafft wird. Besonders empfindlich dagegen sind die Wöchnerinnen, welche, wie die hiesigen Aerzte allen Ernstes versichern, an einem, wenn auch nur fünf Minuten dauernden, Rosen- oder Veilchengeruche sterben können. Letztern sind überhaupt alle starken Gerüche, wie zum Beispiele der von Leder, gebranntem Kaffee u. s. w. zuwider; wo eine Wöchnerin liegt, darf keine Kaffeeschenke seinen Kaffee auf der Straße brennen. Man glaube nicht, daß dieß Affektation sey; kein Weib auf Erden ist freier davon, als die Römerin. Dabei zeigt sich der sonderbare Umstand, daß ihnen natürliche animalische Gerüche jeder Art, selbst solche, welche von in Fäulniß gerathenen Gegenständen herrühren, keinen Widerwillen einflößen; eine Dame vom ersten Range, in deren Zimmer das ganze Jahr hindurch keine Blume kommen darf, wohnt in den brennendsten Sommermonaten über einer Fleischbude, ohne die Nase zu rümpfen; ja selbst der Geruch aus den Cloaken, bei langanhaltender trockener und heißer Witterung, macht keinen Eindruck auf sie. Daß bei diesem Widerwillen gegen Blumen, welcher sogar einem großen Theile des männlichen Geschlechts eigen ist, die Kultur derselben vernachläßigt seyn müsse, ist leicht zu begreifen. Nicht allein werden keine Blumen in den Zimmern gezogen, sondern selbst die Gärten sind entblößt davon. Höchstens stößt man auf einige Geranien, oder auf solche Gewächse, welche einen säuerlichen Geruch haben. Eigentliche Blumengärten gibt es gar nicht; an diesen würde der Römer, der die Weite, das Freie liebt, schon ihrer nothwendigen Beschränktheit wegen, keinen Gefallen finden können. Daher ist das Wort giardino, welches einen Blumengarten bedeutet, in der römischen Sprache so gut wie gar nicht vorhanden. Die übrigen eingezäunten Baum- oder Pflanzengärten sind orti (Küchengärten), vigne (Weinberge), und endlich ville (wenn sie klein sind, Gartenhäuser, wenn sie groß sind, Landhäuser). Die Küchengärtner und Winzer, welche in Rom Leute ohne alle Erziehung sind, bekümmern sich um so weniger um die Kultur der Blumen, als sich kein Geld daraus lösen läßt; aber auch die römischen Villen dulden, ihrer Großartigkeit wegen, keine gelackten Blumenparterre, wie man sie in den nordischen Ländern findet. Höchstens werden hier einzelne enorme Rundtheile mit bunten, geruchlosen Blumen in die Kreuz und Quere durcheinander besät und dann der Natur zur Wartung überlassen, ohne daß Jemand wieder eine Hand

daran legte. Deſto eifriger zieht man das, was wir im Deutſchen Orangerie (im Italieniſchen agrumi) nennen, das heißt die ſüße Orange, oder Apfelſine, (im Römiſchen portogallo) und die Citrone (limone); die eigentliche bittere Orange wird vernachläßigt, weil ſie einen geringern Gewinn abwirft. Dem Dufte ihrer Blüthen aber geht man aus dem Wege, als wären es Ausdünſtungen der pontiniſchen Sümpfe. Daß unter ſolchen Umſtänden auch wenig Parfümerie in Rom verbraucht wird, verſteht ſich von ſelbſt; eine einzige Pariſer Petitmaitreſſe bedarf deren in einem Tage mehr, als alle römiſchen Damen zuſammengenommen das ganze Jahr hindurch. Was hier davon konſumirt wird, geht durch die Fremden ab; aber ſonderbar iſt, daß ſelbſt dieſen, ſo leidenſchaftliche Liebhaber ſie von Blumen und Wohlgerüchen ſeyn mögen, bei längerem Aufenthalte die Luſt daran vergeht, wovon ich an mir ſelbſt ein auffallendes Beiſpiel erlebe. Die Engländer allein parfümiren ſich hier, was ihnen um ſo leichter wird, da ſie meiſt unter ſich leben und kein römiſches Haus beſuchen. Wo ſich aber einer in einer hieſigen Familie ſehen, oder vielmehr riechen läßt, da fliehen ihn die Damen. Vergebens ſieht ſich ein ſolcher nach einer Geliebten um, und wären alle ſeine Taſchen von Louisdors voll, keine Römerin greift hinein, wenn daneben ein Taſchentuch mit kölniſchem Waſſer ſteckt. Ein Schauſpielhaus, welches wie ein Parfümerielaboratorium röche, wie das italieniſche Theater zu Paris bei vorzüglich beſuchten Vorſtellungen, würde einer Römerin den Tod zuziehen.

Ich halte die hieſige Luſt für ſehr rein und im Allgemein geſund; Rom wird von drei Seiten von den Seewinden beſtrichen und vor dem ſchädlichen Nordwinde durch die Apenninen geſchüzt; an eine verbreitete Aria cattiva glaube ich darum nicht, wohl aber ſcheint es, gegen die gangbare Meinung, gewiß, daß Rom, ſo wie mehr oder weniger ganz Italien, allen Bruſt- und Hämorrhoidalkranken ihr Grab bereitet. Das römiſche Klima iſt Schuld an den vielen hieſigen Bruſtkrankheiten, beſonders ſind die nahgelegenen Berge verderblich. Auf den höchſten derſelben, zum Beiſpiele auf Rocca Priora, ſollen die Schwindſüchtigen in wenigen Wochen weggerafft werden. Trotz dem ſenden unwiſſende Aerzte jeden, der an einer Bruſtbeſchwerde leidet, auf's Land, das heißt, nach einem der verſchiedenen, auf dem albaniſchen Berge gelegenen Orte, nach Albano, Frascati, Monte Porzio, Monte Compatri u. ſ. w., und zwar, wie hier der Kunſtausdruck heißt, per mutar aria. Daß Kranken dieſer Art die pontiniſchen Sümpfe beſſer bekommen würden, als die Bergluft, welche wohl zehrt, aber nicht ernährt, davon ſcheint Niemand einen Begriff zu haben. In der hieſigen reinen, elaſtiſchen Luſt ſcheinen ſich nun die Gerüche wirklich ſtärker zu verbreiten, als es in dicken, verſchiedenartig zuſammengeſezten Luftſchichten der Fall iſt. Dieſer Umſtand ſcheint zur Entwicklung der Idioſyncraſie der hieſigen Weiber gegen Gerüche wenigſtens mitzuwirken. Dieſe Erſcheinung iſt auch nicht allein auf Rom beſchränkt, ſondern beginnt ſchon in Oberitalien. Das erſte Beiſpiel davon iſt mir ſchon in Venedig aufgeſtoßen. Eine Frau, welche in demſelben Hauſe mit mir wohnte, fiel in Ohnmacht. Ich eilte auf mein Zimmer, um kölniſches Waſſer zu holen. Als ich zurückkam, war ſie ſchon wieder zu ſich gekommen. Trotz dem glaubte ich, ihr daſſelbe nicht allein zu riechen geben, ſondern ſie auch damit beſprengen zu müſſen. Kaum war dieß geſchehen, als ſie von neuem ohnmächtig ward. Eben ſchickte ſich ein halbes Dutzend anderer Weiber, welche herbeigeeilt waren, an, über mich, den ſie einen Mörder nannten, herzufallen, als das kölniſche Waſſer auch auf ſie zu wirken begann und ich dadurch noch zu rechter Zeit ihren Händen entkam. Das Zimmer ward hernach mehrere Tage gelüftet, als wäre ein Peſtkranker darin verſtorben. Daß übrigens die Gerüche den Frauen mehr zuwider ſind, als den Männern, iſt bei ihrer reizbaren Organiſation nicht zu verwundern, eben ſo wenig, daß beſonders Wöchnerinnen den größten Widerwillen dagegen zeigen.

Ueber das Alter baſaltiſcher Eruptionen.

(Fortſezung.)

Obwohl das Feuer der Tiefen weniger wirkſam ſchien in der Zeit, wo Humboldt gegenwärtig war, und das Malpays ſowohl als der große Vulkan anfingen, ſich mit Pflanzen zu bekleiden, ſo war die umgebende Luft dennoch durch Wirkung der kleinen, kegelförmigen Aufwürfe, der ſogenannten Oefen (Hornitos), in dem Grade erhizt, daß, in beträchtlicher Entfernung vom Boden und im Schatten, das Thermometer auf 43° ſtieg. Bullock — welcher die Stelle mehrere Jahre nach Humboldt beſuchte — fand die Temperatur der heißen Quellen ſehr niedrig: eine naturgemäße Folge der allmählichen Abkühlung des tiefer gelegenen Lavenlagers.

Eine ſpätere Eruption hatte der Jorullo im Jahre 1819; ſie war von heftigen Erdbeben begleitet. Allein leider befand ſich ſeitdem kein europäiſcher Reiſender an der Stelle. Die einzige bis jezt bekannt gewordene Thatſache iſt die auf Guanaxuato, 140 engliſche Meilen vom Jorullo entfernt, gefallene Aſche. Ihre Menge war ſo ungeheuer, daß ſie 6″ hoch in den Straßen lag. Der Thurm von Guadalaxara ſtürzte bei der Erderſchütterung ein u. ſ. w.

Beſondere Auszeichnung iſt der Inſel Java ſchon

durch ihre Lage verliehen, und sie würde ohne Zweifel mehr Licht über manche Beziehungen vulkanischer Phänomene verbreiten, über Ursachen und Wirkungen unterirdischer Feuergewalten, wären die einzelnen Thatsachen genauer bekannt.

Ueber die Frühgeschichte des Eilandes, über die Zeit, in welcher ihm die gegenwärtige Gestalt geworden, bestehen mehrere Vermuthungen. Es soll sich selbst in Ueberlieferungen das Andenken erhalten haben, daß Java einst gewaltsam losgerissen worden von andern nachbarlichen Inseln. Dieß wissen wir aus Berichten von Reinwardt, Raffles, Horsfield u. a.

Ein Zug von Feuerbergen, eine große verbundene Kette folgt in ziemlich gerader Richtung der Längenerstreckung des Eilandes aus O. nach W. Die Berge scheinen auf einzelnen Querspalten zu liegen, welche die Grenzen von Java nicht überschreiten dürften. Am meisten gedrängt sieht man die Vulkane gegen die Mitte der Insel, und alle diese Höhen steigen aus einer, das Meeresniveau wenig überragenden Ebene empor. Jeder Berg stellt sich gleichsam als ein für sich Bestehendes dar, als durch Ursachen emporgetrieben, die unabhängig waren von jenen, welche das Entstehen nachbarlicher Berge bedingten; auch fanden, so scheint es, nie oder nur höchst selten gleichzeitige Eruptionen mehrerer Vulkane statt. Einige dieser Höhen, deren schroffes Gehänge durch tiefe Furchen bezeichnet ist, messen 7000 bis 9000 Fuß über dem Meeresniveau. Der Tankuban Prau oder Prahu — dessen Hauptmasse aus Basalt bestehen soll, zum Theil in gewaltige Säulen abgesondert — zeichnet sich durch seine abgeschnittene Kegelform aus. Der Boden seines trichterähnlichen Kraters, des größten auf Java, der durch Basalte hindurch sich aufgethan, hat über 900 Fuß im Umfang. Die alten Schlünde des Patonha und des Talaga-Bodas sind zu Seen umgewandelt u. s. w. Mineralwasser, Thermen und Naphthaquellen werden häufig am Fuße und auf den Gehängen solcher Berge getroffen u. s. w. Ergießungen von Lavenströmen bemerkte man auf dem ostindischen Eilande so selten, wie bei den Feuerbergen der Andeskette. Allein dieser Eigenthümlichkeit liegen nicht die nämlichen Ursachen zum Grunde. In Amerika hindert, wie wir wissen, die übergroße Höhe der Berge das Hervortreten solcher Ströme; auf Java dürften die vulkanischen Gewalten der Oberfläche so nahe seyn, daß sie öfter aus neuen Bergen ausbrechen, als daß Eruptionen aus schon vorhandenen Schlünden erfolgen. Damit steht ohne Zweifel auch die Thatsache im Verbande, daß auf Java, die Bergungen ausgenommen, welche einem Ausbruche in seiner unmittelbaren Nachbargegend vorangehen, Erschütterungen der Erde zu den seltenen Erscheinungen gehören.

Den Gunung-Guntur abgerechnet, der etwas außerhalb der eigentlichen Vulkanenreihe liegt, kennt man, seit länger als drei Jahrzehnten, von keinem Feuerberge Java's Erguß von Lavenströmen. Selbst die Spuren solcher Erscheinungen aus alter Zeit zeigen sich meist nicht bedeutend. Jener Vulkan aber, der Donnerberg — dies ist die Bedeutung der javanischen Worte Gunung und Guntur — dessen Erzeugnisse weit verbreitet und durch viele denkwürdige Erscheinungen ausgezeichnet sind, hat Ueberbleibsel von fünf Lavenströmen aufzuweisen, welche man vom Bergfuße bis zum Gipfel verfolgen kann, jedoch nicht ohne Unterbrechung, denn stellenweise liegen sie verborgen unter vegetativer Decke. Vom jüngsten wird das Jahr 1800 als Ausbruchzeit genannt, und dieser Strom ist deutlicher zu erkennen. Am Berggehänge zeigt er sich nur ungefähr zehn Fuß breit; allein je näher dem Fuße, um desto mehr nimmt seine Breite zu, so daß derselbe stellenweise 300 Fuß und mehr mißt. Er schritt auf eine Weite von etwa 1200 Fuß vor und endigt plötzlich in einem 20 Fuß hohen Hauswerke von Lavenblöcken. Auf seiner Oberfläche hat der Strom die gewohnte Erscheinung gewaltsam über einander geschobener einzelner Blöcke und verschlackter Massen aufzuweisen, deren manche unvollkommene Ausbildung zur Säulenform zeigen. Aber Auswürflinge, mitunter Blöcke wie kleine Felsen, lieferten die Eruptionen, welche in den lezten zwölf Jahren auf Java eintraten, und die Menge derselben war so gewaltig, daß weit ausgedehnte Landstriche damit überdeckt wurden.

(Die Fortsetzung folgt.)

An den Bruder

(mit einem Lichtschirm).

Lang besann ich mich vergebens,
Dich, mein Bruder, zu erfreu'n,
Da, am Ende meines Strebens,
Fiel mir noch der Lichtschirm ein.

Deine Augen soll er schützen,
Wenn Du schreibst in später Nacht;
Freilich wird er wenig nützen
Gegen andrer Augen Macht.

Schützt er nicht vor allen Lichtern,
Nimm ihn dennoch freundlich an;
Denn von lichten Angesichtern
Wird nur lieblich Leid gethan.

Luise Sch.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, December.

(Beschluß.)

Der alte und der neue Glaube.

Das Angeführte ist nun eben gerade der Punkt, über den gestritten wird. Hatte die von Kalvin eingesezte Compagnie des Pasteurs und die verwaltende Regierung das Recht, die feierlich vom Volk angenommene Reformation nach und nach zu untergraben und einseitig in ein anderes, vom Volk nicht gekanntes und angenommenes Glaubensbekenntniß übergehen zu lassen, ohne dies beim ersten Schritt offen zu erklären, auch das Predigen und Lehren in diesem Sinn zu unterlassen, bis das Volk in pleno oder in feierlicher Versammlung seiner Vertreter ihre Ansicht gebilligt und die neue Konfession angenommen, wie ehemals den Protestantismus? Gewiß, Geistliche und Regierung hatten das Recht nicht, denn der Glaube ist das heiligste Eigenthum eines Volks, das keine Regierung und kein Pastorenverein einseitig zu ändern und ihm zu verkümmern befugt ist, und über das bisher nur despotische Regierungen zu erkennen sich angemaßt haben. Es läßt sich nicht läugnen, daß diese unterlassene Frage ans Volk ein großer Mißgriff, ja ein Unrecht war, aus dem zum Theil unsere heutigen Uebelstände und Kirchenspaltungen hervorgehen, wie denn jedes Unrecht, wenn auch erst nach Jahrhunderten, seine bösen Früchte trägt. Im Jahr 1725 verordnete der Staatsrath als Regierungsbehörde auf einseitigen Antrag der Compagnie des Pasteurs, daß künftig nur religiöse Grundsäze von Kanzeln und Lehrstühlen vorgetragen werden sollten, die dem Evangelium nicht zuwider seyen, mit Weglassung alles Mystischen, Paradoxen und Controversen. Dies einzige Wort vernichtete mehrere Hauptgrundsäze der Reformation. Dieses leichte Abgehen von dem feierlich vom Volk angenommenen Glauben konnte aber durchaus nicht blos von der Regierung und der Compagnie des Pasteurs beschlossen und befohlen werden, sondern mußte von einem freien Volksbeschluß ausgehen, sonst wäre es geistlichen und weltlichen Behörden, die sich verstehen, ein Leichtes, das Volk vom Katholicismus zum Protestantismus und umgekehrt überzuführen, und dann auf einmal dessen Uebergang mit all seinen Folgen zu behaupten. Hätte die besagte Compagnie im Anfang des vorigen Jahrhunderts frei und unumwunden erklärt: „Wir halten uns für verpflichtet, laut vor unsern Mitbürgern auszusprechen und nach unserm Gewissen zu versichern, daß mehrere Grundlehren der Reformation, die wir beschworen, unter andern diejenige über die Gottheit Christi, uns nicht mehr zusagen und daß wir uns ein Bedenken daraus machen, sie ferner zu lehren und zu predigen; wir schlagen daher dem Volke vor, diese Lehren, die wir zu diesem Zweck genau bezeichnet haben, ganz fallen zu lassen und eine so veränderte Religion anzunehmen und zu der seinigen zu machen:“ hätte die Compagnie so gesprochen, so wären zwar vielleicht heftige Religionsstreitigkeiten in Genf entstanden, sie hätte aber im Recht, offen und würdig gehandelt. Das Volk hätte gewußt, woran es war, es hätte in die neuen Religionsgrundsäze eingehen oder sie verwerfen können, und in diesem Fall wären andere Pastoren gewählt worden. Dies wollten aber wahrscheinlich gerade die leztern nicht, weil ihnen ihre Stellen, deren Einfluß und ihre gesellschaftliche Stellung lieb waren, und darum zogen sie Stillschweigen in einer Angelegenheit vor, wo lautes Reden ihre Pflicht gewesen wäre.

Wenn ich aber in dieser Hinsicht das Benehmen der Compagnie des Pasteurs und der Regierung, ihr Hinübergleiten des Volks von angenommenen religiösen Grundsäzen zu nicht angenommenen keineswegs billige, so kann ich doch diese neuen Grundsäze selbst, so wie überhaupt das Dogma, den Geist und das Streben der heutigen Genfer Kirche nicht tadeln. Ich glaube im Gegentheil, sie sind des wahren Christenthums ganz würdig. Auch ich glaube, daß Luthers, Zwinglis und Kalvins Reformation allzuviel Persönliches von diesen Reformatoren an sich hatte und daß sie auf halbem Weg stehen bleiben mußte, weil die Menschen, zu denen sie sprachen, und die bürgerliche Gesellschaft des sechszehnten Jahrhunderts für mehr noch nicht reif waren. Ich glaube auch, daß es in der Natur, im Geist und im Zweck des Protestantismus liegt, immerfort zu denken, zu prüfen, zu untersuchen, zu wägen und zu protestiren, wo ächte Philosophie (nicht die der Condillac, Helvetius, Voltaire und der Encyklopädisten), ächte Moral und ächte Gottesverehrung den bisher angenommenen kirchlichen Grundsäzen widerstreiten. Ich glaube, daß die heutige Genfer Kirche — besonders seit Chenevieres auf gründliches Studium der Kirchen- und Dogmengeschichte, gesunde Philosophie und tüchtige Logik gegründeten Schriften — in dieser Beziehung einen sehr dankenswerthen Schritt gethan hat, daß aber noch lange nicht Alles geschehen ist, so lange die groben, engen, menschlichen, der Gottheit ganz unwürdigen Ideen von irdischer Hoheit, Zorn, Rache, oder von der Nothwendigkeit einer Fürsprache, Protektion u. s. w. bestehen, womit wir den großen, reinen und erhabenen Geist auf unsere kleine, armselige und schmuzige Erde herabzuziehen bemüht sind. Jene Reinigung ist unstreitig das Streben der heutigen Genfer Kirche und Academie.

Auf der andern Seite ist es gewiß ein sehr dankenswerthes Unternehmen der Société évangélique, eine neue theologische Schule auf breiter, wissenschaftlicher Basis zu gründen, die bisher der Academie ganz fehlte. Ihr rührendes Vertrauen auf Gott wird dabei nicht zu Schanden werden, sondern gewiß gute Früchte tragen. Wir fürchten dabei keine von den üblen Folgen, vor denen die geistlichen Gegner dieses Vereins so ängstlich warnen. In Genf, diesem geistigen Licht- und Wärmepunkt, kann kein kalvinistisches Eifern mit seinen Verfolgungen und Scheiterhaufen mehr aufkommen. Wollte die neue Gemeinde und Schule einen solchen Weg einschlagen und verfolgen, so könnte sie nicht lange bestehen und müßte sich von den reformirten Kirchen Deutschlands, Englands und Amerikas wieder trennen, die ihr zu ihrem Aufkommen so nöthig sind und an die sie sich jezt so innig anschließt, denn sie würden sich bald von einer solchen Schwester lossagen. Der herangereifte Zustand der heutigen Gesellschaft erlaubt keinen Rückschritt dieser Art. Von solcher unbegründeten Besorgniß nehmen die entgegengesezten Schriftorgane, besonders der Genfer Protestant und das Journal de Genève, das Recht her, die Methodisten und die ihnen nahe verwandten Evangeliker mit scharfen, unartigen und harten Worten anzureden. Dies ist um so unpassender, da alle öffentlichen Aeußerungen der kirchlichen Opposition sehr mäßig und besonnen abgefaßt sind, wie auch obige Ankündigungen beweisen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 24:

Jungfräuliche Würde, sie ist der Dorn,
Der meine Blume beschützet.
Es ist in dem Auge der edle Zorn,
Der Schlechten entgegenblitzet;
Der süße Duft ist die Lieblichkeit,
Der schöne Staub die Bescheidenheit,
Und die Blume: die blühende Jungfrau.

J. G. M.

Beilage: Monatsregister Januar.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 27.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 1. Februar 1832.

Pastillos Rufillus olet, Gorgonius hircum.

Horat.

Die Muſiker.

Wer iſt jener Faſhionable mit zierlich friſirtem Lockenkopfe, deſſen Eleganz männiglich bewundert? Sein, aus den Händen des erſten aller Pariſer Kleiderkünſtler hervorgegangener Frack wird in Schnitt und Farbe zum Muſter dienen; ein ſolcher Frack par excellence verdient die Ehre, lithographirt, in Kupfer geſtochen zu werden; er muß im Modejournal paradiren. Das weit ausgeſchnittene Gilet läßt einen blendend weißen, mit höchſter Sorgfalt gefältelten und geſteiften Battiſt ſehen. Auf dieſem, von goldgefaßten Rubin- und Saphiragraffen glänzenden, Linnenpanzer kreuzt ſich die goldene Uhrkette mit dem Lorgnonbande. Die Cravatte iſt ein wahres Meiſterwerk der Kunſt; zehn, funfzehn, vielleicht zwanzig Mouſſelintücher wurden zuſammengelegt, zerknittert, der Wäſcherin zurückgeſchickt, bis endlich dieſe Schleife, deren hohen Werth und Kunſtvollendung nur Kenner zu würdigen wiſſen, gelang. Ein Kaſtor von der allerfeinſten Sorte, durchbrochene Seidenſtrümpfe, knapp anliegende, gleich engliſchem Stahle leuchtende Schuhe, den Schnee an Weiße überbietende Handſchuhe, ein goldbeſchlagenes Stöckchen machen die Toilette unſers Dandy vollſtändig. Sein Kinn iſt zwar nur halb raſirt, mit wie vieler Kunſt ſind aber die ſtehengebliebenen Haare berechnet, wie glatt, gleichſam polirt ſind die raſirten Stellen! Welch maleriſchen Kontraſt bilden dieſer, von einem Ohr zum andern in Form eines Hufeiſens hinziehende Bart, und das Schnurrbärtchen, deſſen Conturen duftende Wichſe feſthält! Welch meiſterlich berechnete Harmonie der Farben in den verſchiedenen Elementen dieſer Toilette! Dieſe blendendweißen Pantalons, dieſe Schuhe, deren äußerſter Rand ſogar ſeinen Glanz behalten, bezeugen, daß unſer Dandy nicht zu Fuße geht und ein raſches Fuhrwerk ihn vom Café de Paris nach dem Foyer des Italiens gebracht hat, obgleich beide Verſammlungsorte der eleganten Welt kaum hundert Schritte auseinander liegen. Wer iſt dieſer Raffiné, dieſer Petitmaitre, dieſer Muskadin, dieſer Incroyable, dieſer Merveilleux, dieſer Faſhionable, dieſer Dandy? Ein Künſtler, ein Muſiker.

So kleinliche Sorgfalt, ſolche Recherche in der Toilette würde bei einem vernünftigen Manne, einem Manne von Geiſt, lächerlich ſcheinen; einem Artiſten verzeiht man, wie einer reizenden Dame, dieſe Marotte, dieſe Schwäche. Daß Leute, deren Geſchäft im Singen und Singenlaſſen, in Malen, Verſe- oder Proſaſchreiben beſteht, einer ſolchen faden Koquetterie fröhnen, findet man natürlich.

Wer iſt jener ſonderbare Menſch mit ſo vernachläßigtem Aeußern? Seine Wäſche iſt ziemlich rein, ſein Gilet aber ſchmutzig, und ſeit wenigſtens vier Tagen hat kein Scheermeſſer ſein Kinn berührt. Sein Hemd zieren keine Goldknöpfe; wozu? er läßt es ja nie ſehen. Sein ſchwarzes Halstuch iſt ganz einfach geſchlungen und wie ein Strick um den Hals zuſammengedreht. Bis zum Rücken hinauf mit Koth beſprizt, ſollte er in einen Winkel

Digitized by Google

des Parterres sich verstecken; aber nein, er ergeht sich mitten unter einem eleganten, Wohlgerüche duftenden Schwarme; seine plumpen Hufeisenstiefeln ruiniren die rothen Teppiche auf den Treppen und in den Corridors des Favarttheaters; man könnte seine Tritte darauf zählen. Der Regen hat ihn durchnäßt, sein Hut hängt schlapp herab, noch glänzen die Tropfen auf seinem Sammtkragen. Man deutet mit Fingern auf ihn, was kümmert's ihn? Der Schnitt seines Fracks schreibt sich von zwei Jahren her, er ist abgetragen, aber sein Inhaber zieht ihn dem elegantesten Kleide vor. Dieß Stück seiner Garderobe dereinstens wechseln zu müssen, ist ein schrecklicher Gedanke für ihn. Er ist nicht geizig, und seine Umstände würden eine solche Ausgabe sehr wohl erlauben, er möchte aber immer nur alte Kleider tragen. Seine Haltung ist aber anständig; er hat in der galanten Welt geglänzt und ihr noch keineswegs entsagt. Seine Handschuhe, das beste Mittel, sie nicht zu zerreißen, trägt er in der Tasche. Er könnte einen Stock sich zulegen, dieß unnütze Möbel aber hindert bei jedem Schritte. Obgleich unsers Mannes Toilette immer schlecht im Stande, oder schlecht gewählt ist, sieht man ihn doch nie im Ueberrocke; dieß Kostüme scheint ihm zu sehr Negligé und hindert im Gehen. Wer ist dieser Rüstre, dieser ungeleckte Bär? Ein Künstler, ein Musiker.

Solche Vernachläßigung, solche gänzliche Nichtbeachtung des Anstandes könnte an einem, durch sein Geschäft in die glänzendsten musikalischen Cirkel der Hauptstadt berufenen Manne in der That lächerlich erscheinen; aber nein, es ist ein Künstler, dieß Wort entwaffnet die Kritik. Die wenige Sorgfalt in seinem Anzuge erscheint als nothwendige Folge der Wichtigkeit und Menge seiner Beschäftigungen. Er ist zerstreut, sorglos — ganz natürlich; ist nicht rasirt — je nun, er arbeitete gerade an einem Finale, einer Cavatine. Er ist beschmuzt — wahrscheinlich geht er zu Fuße, um seiner vollen Freiheit zu genießen, seinen Ideen nachhängen zu können. Im Gehen spinnt sich gar Manches aus, blizt mancher glückliche Gedanke auf. Es ist ein Künstler, dieß Wort entschuldigt Alles, selbst das kaum zu Entschuldigende.

Der Künstler beantwortet keinen Brief, erwiedert keinen Besuch, erscheint bei großen Diners erst eine halbe Stunde, nachdem servirt ist. Ein anderes Mal nimmt er eine Soirée an, bleibt aber aus. Solche Unhöflichkeiten würden bei jedem Andern auffallen und gerügt werden, Künstlern verzeiht man sie. Er ist thätig, voll Ehrgeiz, somit ist Müßiggang seine Sache nicht; wandelt ihn aber die Laune an, acht Tage einmal zu faullenzen, wenn man ihm eine Landparthie vorschlägt, sogleich darauf einzugehen, einen Monat auszubleiben, so wird gegen eine solche Escapade Niemand etwas einwenden. Er kann ja auf dem Lande seine Muße nützen; beschäftigte er sich aber auch nur mit Vogelfang, seine Zeit wäre darum doch nicht verloren. Er rastet aus, schöpft Luft und läßt seine Geisteserspariisse später wuchern. An den glänzendsten, angenehmsten, genußreichsten Cirkeln nimmt er Theil, ohne den damit verknüpften Verpflichtungen sich unterworfen zu sehen; in allen Schauspielen, Konzerten erwartet ihn sein Platz; er bezahlt ihn lediglich mit der Gunst seiner Gegenwart. Er ist allenthalben gesucht, gefeiert, nimmt eine Einladung an, wie man eine Gnade bewilligt, genießt alle Vorzüge eines großen Vermögens, ohne mit seinem Verwalter rechnen zu müssen; er wird auf zwanzig Schlösser gebeten, gleich den Troubadours der Vorzeit von den reizendsten Damen mit dem zartesten Wohlwollen behandelt, und so läßt der Künstler sich gehen, überläßt sich dem Strome, und ist an das Annehmen dermaßen gewöhnt, daß er Alles annimmt — selbst das Ehrenkreuz.

Was gleicht dem Glücke, Künstler zu seyn, ohne dabei zu verhungern; als Künstler ein anständiges Vermögen zu besitzen, seine Töchter anständig ausstatten zu können! Ein glänzendes Vermögen, das der Geigenbogen oder die Feder uns erworben — eine solche Wonne muß zu Großem, Erhabenem begeistern. Indessen ist sie nur der kleinsten Zahl beschieden; doch dieß ist in der Ordnung: jene Auserwählten sind der Gipfel der Pyramide. Haben die Librettoschmiede, die Partiturenfabrikanten auch nur Scribe und Rossini im Auge, diese einzigen Beispiele allein reichten hin, beide Banden bei gutem Muthe zu erhalten. Sie sehen einen Glücklichen auf der Spitze des Klettermastes, wie er oben auf dem Ringe behaglich rastet, die Kränze sich zueignet, sich damit schmückt, die gewürzten Würste mit Behagen verzehrt, der Flasche nach Belieben zuspricht. Er schwebt dort oben, ist aber auch nicht aus den Wolken gefallen; dorthin zu gelangen, ist doch möglich. Also frisch an den Mast! hinan! ohne Kräfte und Geistesgaben zu prüfen. Nach einigen Anstrengungen macht die Mehrzahl Halt, andere behaupten sich in den Mittelregionen; einige, bei denen Gaben und Ehrgeiz in Mißverhältniß stehen, streben zu hoch hinan, stürzen aber dermaßen derb herab, daß sie den Hals brechen; der Gipfel bleibt immer wie bisher besezt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber das Alter basaltischer Eruptionen.

(Fortsetzung.)

Das Innere des denkwürdigen Eilandes Java, von dessen östlichem Ende gegen Westen, so weit geognostische Untersuchungen reichen, ist vorherrschend basaltisch. Ein Streifen von Fluthland, Java der Breite nach durchzie-

Digitized by Google

hend, scheidet die vulkanischen Gebilde oberflächlich in zwei ungleiche Hälften. Von sogenannten Primitivgesteinen keine Spur, obwohl dieselben vielleicht nicht sehr tief unterhalb der basaltischen Decke vorhanden seyn mögen. Nur Jurakalk zeigt sich, niedere Berge und Hügel auf der Süd- und Nordseite der Insel ausmachend, und diese kalkigen Züge, hier, wie in andern Welttheilen, durch das Flache, Tafelförmige der Gipfel, durch das Steile vieler Wände bezeichnet, begrenzen, als lang gezogene, mehr und weniger breite Streifen die basaltischen Gebilde im Norden und Süden. Daß die Juraformation von den Basalten bei ihrem Aufsteigen durchbrochen worden, daß die Basalte aus mächtigen Spalten zwischen Jurakalkschichten hervorgetreten, ist um so weniger zu bezweifeln, als man in Doleriten eckige und rundliche Kalksteinbruchstücke bemerkt, den umgewandelten Jurakalkbrocken in den basaltischen Konglomeraten der schwäbischen Alp täuschend ähnlich.

Was nun die vulkanischen Felsarten der Insel angeht, so besitzen wir basaltartige und doleritische Gesteine und basaltische Laven vom Gunung-Guntur, Kramat, Talaga-Bodas, Salak, Tjiandssa und Malawar. Ganz entschiedener Basalt scheint nicht vorzukommen. Trachyte und diesen zunächst stehende Felsarten liefern der Tombak Roeyong, der Tilou u. s. w.

Der Gunung-Guntur — dessen östliches Gehänge, frei von jedem Pflanzenwachsthum, sehr deutlich die Spuren der Oeffnungen erkennen läßt, welchen die Laven früherer Eruptionen entflossen — hatte am 21. Okt. 1818 einen heftigen Ausbruch. Bebungen des Bodens gingen dem Phänomen voran. Aus dem Krater und aus Spalten am Abhange stiegen Rauch und Dampf empor. Glühende Steine, selbst ganze Felsmassen, und Sand und Asche wurden in großer Menge ausgeworfen. Endlich stürzte ein Theil des kegelartig gestalteten Gipfels zusammen. Lavenergüsse hatten nicht statt. Reinwardt bestieg den Berg, nachdem die Katastrophe vorüber war, und fand den Boden noch heiß. Den Krater umgaben, Mauern gleich, Aufhäufungen loser Auswürflinge, aus schwarzen, schlackigen und verglasten Massen bestehend. Die Dampf-Ausströmungen hielten bis zum Jahre 1821 an. — Die ganze Masse des Gunung-Guntur ist ein basaltartiges Gestein von schwarzer poröser Substanz. Kleine Krystalle und krystallinische Theilchen glasigen Feldspathes sind in Menge vorhanden und unterscheiden sich leicht durch Weiße und Glanz vom schwärzlichen Teige, der sie umschließt. Dazu gesellen sich schöne Olivinkörnchen und einzelne deutliche Augitausscheidungen, so wie zahlreiche Punkte von Magneteisen. Säulenähnliche Absonderungen läßt das Gestein, nach Reinwardt, nicht wahrnehmen, wohl aber zeigt sich dasselbe regellos zerklüftet.

Mit dieser Beschaffenheit stimmen auch die von uns untersuchten Fragmente der ausgeschleuderten Blöcke und Trümmer im Allgemeinen überein. Eine Bombe, von der erwähnten Eruption des Jahres 1818 herrührend, welche beim Zerschlagen in zahllose schalenförmige Stücke sich theilte, schließt in der angegebenen Grundmasse, neben häufigen Olivinkörnern, Feldspathkrystalle von mehr als einem halben Zoll Länge ein.

Der Kramat — nach einer, auf seiner Höhe befindlichen Begräbnißstelle javanischer Großen früherer Zeiten den Namen tragend und vom Vulkan Salak nur durch ein Thal geschieden — hat deutliche Dolerite aufzuweisen. Dasselbe gilt vom Talaga-Bodas. Am Salak, dessen lezte Eruption in's Jahr 1761 fällt, finden sich Dolerite, welche den Basalten näher stehen. Vom Malawar kennen wir einen grobkörnig abgesonderten Basalt mit kleinen Olivin-Einschlüssen und vom Tjiaurassa ein basaltisches Gestein, das kleine Augittheile und Feldspathleisten enthält.

Die Trachytberge haben, nach Reinwardt, auf Java, im Vergleich zu den basaltischen und doleritischen, in neuerer Zeit weniger Spuren dauernden Thätigseyns gezeigt. Die frühern Bewohner der Insel pflegten ihre Tempel meist in schönen, fruchtbaren Gegenden zu erbauen, wie solche zumal das östliche Java aufzuweisen hat. Zur Aufführung derselben dienten häufig Trachyte. Bruchstücke der Verzierungen eines Tempels auf dem Berge Unarang (Ungarang) bestehen aus ausgezeichnetem Trachyte. Zu den Trachyten gesellen sich endlich an manchen Orten bimssteinartige Laven und Bimssteine und Obsidiane.

Nicht minder wichtig als Java, besonders um der vulkanischen Hebungen willen, welche in neuerer Zeit stattgehabt, sind die Eilande Banda und Ternate.

Im westlichen Theile von Banda, welches der, in Kegelgestalt aus dem Meere aufsteigende Feuerberg Gunung Api bildet, war vordem eine geräumige Bucht. Felsige Massen, schwarze Gesteine basaltischer Natur, emporgetrieben aus der Tiefe, nahmen die früher mit Wasser erfüllte Weitung ein; sie setzten ein hohes Vorgebirg zusammen, das mit dem Fuße des Gunung Api verbunden ist. Die Bewohner der nachbarlichen Insel Neira gewahrten das Ereigniß erst, als das Vorgebirge bereits entstanden war; denn die Erhebung soll ohne besonderes Geräusch vor sich gegangen seyn; nur das Meereswasser zeigte bedeutende Erhitzung. Reinwardt, dem man diese wichtige Kunde verdankt, besuchte die Insel im Jahre 1821. Er fand die aufgetriebene Oberfläche noch warm, und siedende Dämpfe entstiegen den Spalten derselben. Lapilli und Asche waren nicht bemerkbar. Da, wo das Gehobene sich dem Fuße des Gunung Api anschließt, war dasselbe meist aus mächtigen Lagen zusammengesezt, die gebogen und gegen die Mitte aufgerichtet erschienen; Beweis,

Digitized by Google

daß die Masse weich gewesen, als sie emporgetrieben wurde.

Auf Ternate hatte eine ähnliche Thatsache statt. Allein auch hier vermißt man genaue Angabe der Zeit. Der Vulkan dieses Eilandes war ehedem sehr thätig; namentlich im siebzehnten Jahrhundert hatte derselbe vier Eruptionen. Die gehobene basaltische Masse, am Abhange eines Berges, der die Küste begrenzt, hervorgestiegen, war im Umfange größer, als die von Banda.

Die Azoren, dem Geologen besonders merkwürdig, da sie viele Beweise einer verhältnißmäßig neuen Bildung gewähren und der gewaltsamen und furchtbaren Wirkung vulkanischer Kräfte, sind zugleich sehr bekannt durch Hebungen, welche zu wiederholten Malen im siebzehnten, achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert eintraten.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Januar.

Das gesellige Leben seit der französischen Revolution

Die Zeitereignisse haben voriges Jahr das gesellschaftliche Leben gewaltig gestört, und wenn wir es unternehmen, von diesen Störungen etwas näher zu sprechen, so geschieht es eigentlich nur, um damit den Versuch zu machen, die Verhältnisse darzustellen, wie sie sich, abgesehen von ihrem politischen Ursprunge, gestalteten. Schon im Spätherbst 1830 war die Rückwirkung der großen französischen Volksbewegungen auch in der Schweiz merkbar. Während sonst gewöhnlich noch im August alle Bade- und Kurorte überfüllt sind von Fremden und Einheimischen, hatten die Ereignisse schon damals bedeutende Lücken veranlaßt. Die schweizerische Musikgesellschaft ward nur noch aus der Nähe ihres freundlichen Versammlungsortes (Winterthur im Kanton Zürich) zahlreich besucht, und die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft, welche, wenn sie schon in der Reihenfolge die letzte der jährlichen Vereinigungen ist, dennoch gewöhnlich sehr zahlreich besucht wird, weil sie das Nützliche mit dem Angenehmen eines solchen Vereins verbindet, diese zählte, trotz ihres reizenden Versammlungsortes (Lausanne), kein Dutzend Mitglieder aus der östlichen Schweiz, und nur die Mitglieder von Lausanne und Genf selbst füllten die Zimmer, wo man sich vereinigte. Nach dem September folgen sonst, besonders wenn eine ergiebige, oder wenigstens in Hinsicht auf Qualität gute Weinlese vorauszusehen ist, gewöhnlich noch viele fröhliche Tage und Volksbelustigungen mancher Art in mehreren Kantonen. Allein das Jahr 1830 störte auch diesen Genuß, und der Landmann entschädigte sich an manchem Orte für die schlechte Weinlese durch ein emsiges Nachforschen nach den politischen Rechten und Freiheiten, die ihm, gleich den Städtern, die sie sorgsam und oft eifersüchtig für sich bewahrten, gebührten, und so wurden die Trauben nicht nur für diejenigen, welche der Himmel durch trübes Wetter getäuscht hatte, sondern auch für Manche, welche sie nicht im eigenen Weinberge suchen, ziemlich sauer. Anstatt Volksfesten und Volksspielen sah man überall Volksberathungen und Volksversammlungen, oft ernst und drohend, oft lärmend und unheimlich, doch meistens gut geleitet von wackern Männern, die das große Gebot der Mäßigung und Gerechtigkeit als die Richtschnur des Handelns festzuhalten verstanden. Diese Tage, die mit gerechtem Stolz von dem schweizerischen Landmann als die Tage der Wiedergeburt seiner wahren Freiheit bezeichnet werden, gingen glücklich vorüber, ohne einen Kampf zu veranlassen; aber dennoch schlugen sie tiefe Wunden, die nur langsam sich heilen lassen, und der Versuch, sie schnell zu heilen, oder gar sie durch gewaltsame Mittel zu vernarben, dürfte überall nur unglückliche Folgen haben. Lassen wir der Zeit auch ihre Rechte; sie wird uns schneller gewähren, als wir befürchten. — So traten wir mit trüben Aussichten in das Jahr 1831, und wahrlich, wenn diesem Jahre auch die Krone der Weisheit gebührt für alle Verbesserungen in politischer und bürgerlicher Beziehung, so ist doch sein Lob, was die gemeinen Freuden des Lebens betrifft, etwas klein. Wir sind weit entfernt davon, in das Geschrei der entarteten Römer: panem et circenses! einzustimmen, und unser Volk freut sich allgemein dessen, was ihm geworden ist: nämlich des Genusses der Freiheit, die ihm, unbegreiflich genug, so lange vorenthalten werden konnte; allein etwas von jenen egyptischen Fleischtöpfen wünscht sich doch gewöhnlich selbst der feste Republikaner im Stillen, und brachte sie das Jahr 1831 nicht, so hoffen wir auf das Jahr 1832.

Im Jahr 1831 folgten zuerst die politischen Berathungen, dann die Wahlen neuer Regierungen, und mit diesen letztern die Hauptstörung aller gewöhnlichen Verhältnisse. Die ersten Folgen davon bemerkte man bald in der heftigen, leidenschaftlichen Sprache der Tagblätter, dann aber in dem allmähligen Zurückziehen Einzelner von öffentlichen Gesellschaften und Vereinen. Im Winter waren Anfangs noch wenigstens die Konzerte ziemlich stark besucht. Besonders in dem der Tonkunst so holden Zürich waren diese nicht minder ausgezeichnet als in andern Jahren. Ball und Schauspiel waren weniger bedeutend. Letzteres verdient auch, mit Ausnahme vorübergehender Besuche berühmter Pariser Schauspieler in Genf und Lausanne, kaum je eine Erwähnung. Bald aber nahmen die Winterbelustigungen ein Ende, und der Frühling brachte für die ganze Schweiz durch den höchst unerwarteten Todesfall eines Mannes, der nicht nur als Staatsmann, sondern auch als Gelehrter eine der bedeutendsten Stellen eingenommen hatte, ein schmerzliches Trauerfest. Der Tod Usteri's war aber auch für das gesellschaftliche Leben ein großer Verlust, denn mit Recht konnte man ihn als die Seele der bedeutendsten Vereine (vornämlich der Gesellschaft schweizerischer Naturforscher und der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft) ansehen. *)

Auf den stürmischen Frühling folgte ein unfreundlicher Sommer. Von den schweizerischen Vereinen versammelte sich einzig die sogenannte helvetische Gesellschaft in Schinznacht, die, von Iselin, Baltasar, Hirzel und andern Schweizern gestiftet, stets noch fortlebt, obgleich der Geist des Vereins sehr gewechselt hat. Ihr diesjähriger Präsident, Doktor Kasimir Pfyffer von Luzern, sprach erhebende Worte über die Fortschritte der Zeit und die mögliche und nothwendige Ausbildung des Schweizerbundes. Wir seyen nichts hinzu als den herzlichen Wunsch, daß die schönen Hoffnungen des edeln Eidgenossen in Erfüllung gehen möchten. Alle übrigen Gesellschaften kündigten eine nach der andern öffentlich an, daß sie sich in diesem Jahr nicht versammeln können. Wir wollen hoffen, die Vertagung dieser Zusammenkünfte sey wirklich nur für ein Jahr ausgesprochen worden.

(Der Beschluß folgt.)

*) So viel mir bekannt ist, war der Selige auch ein fleißiger, kaum zu ersetzender Korrespondent des Morgenblatts.

Beilage: Literaturblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 28.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerſtag, 2. Februar 1832.

Nach dem Vließe deiner Locken
Fährt mein Lied als Argonaute.

Platen.

An Mathilde.

Wo wirbelnd ſich im Tanze
Die ſchlanken Kinder drehn,
Und hinter Demantglanze
Geſchwellte Haare wehn;

Such' ich Dich dort, Mathilde,
Wiegt dort Dein Köpfchen ſich,
Dem Sommers im Gefilde
Der Aehren Schimmer wich?

Nein, Du biſt nicht zu ſchauen,
Du weilſt im Kämmerlein,
Fern von den ſchönen Frauen
Und von der Kerze Schein.

Du kämmteſt alle Locken
Dir von der Stirne klar,
Und pflückteſt weiche Flocken
Aus deinem Seidenhaar.

Du lieſſt, die gelben Schlingen,
So licht wie Flachsgeſpinnſt,
Zur Trödelbank zu bringen;
Nahmſt klingenden Gewinnſt.

Der Flucht im Ehrenrocke
Gedenk, der Polenflucht,
Trugſt Du zum Opferſtocke
Der Demuth Silberfrucht.

Nun ſitzeſt in der Kammer
Dein unbelocktes Haupt: —
Wird Alles denn zu Jammer,
Was Jugend hofft und glaubt?

Doch freut ſich Deiner Milde
Gewiß ein düſtrer Held;
Dein Scherflein, o Mathilde,
Wirkt nicht, wie kühles Geld.

Sein warmer Glanz blickt heiter
In der Verzweiflung Nacht,
Daß vor dem ernſten Streiter
Die Hoffnung plötzlich lacht.

Sie ſieht in goldnen Locken
Dann wohl vor ſeinem Geiſt,
Und er hört, froh erſchrocken,
Was ihm ihr Mund verheißt.

Guſtav Schwab.

Digitized by Google

Ueber das Alter basaltischer Eruptionen.

(Beschluß.)

Das Eiland San Miguel, in dessen Nähe solche Ereignisse vorzüglich stattgehabt, mit seinen vielen Kegelbergen, mit den unläugbaren Kratern erloschener Vulkane, deren Größe zum Theil überraschend gefunden wird, verdient besonders unsere Beachtung. Prachtvolle, mauernähnliche Abstürze erleichtern, wie wir durch Webster wissen, nach allen Seiten die Erforschung der geognostischen Zusammensetzung. L. v. Buchs Vermuthung zu Folge, ist die ganze Insel eine Spalte, durch welche hindurch und über welcher trachytische Felsarten zu Obsidian und Bimsstein umgewandelt worden, und von der Basaltgebilde, noch unter dem Meere, die Ränder ausmachen.

Unsern Punta de Gada (Ponta Delgada), der Hauptstadt des Eilandes, sieht man eine blauliche Lava, aus Feldspath und Augit in ungefähr gleichen Verhältnissen bestehend. Zahllose kleine Olivinkörner erscheinen durch das Ganze der Masse eingesprengt; alle sehr frisch und ungemein glänzend. Gegen die Tiefe wird die Lava porös, und nach und nach nehmen die Blasenräume an Menge zu, so daß das Gestein, welches nach der Oberfläche hin mehr dicht und basaltisch ist, allmählich sich eine andere Beschaffenheit aneignet.

Wahrscheinlich gehört diese Lava einem besondern Strome an; denn die nachbarlichen Gesteine weichen sehr in ihren Merkmalen ab; allein die Begrenzung ist nicht deutlich und durch Trümmerhaufwerke meist verhüllt. In andern Theilen von San Miguel findet man Laven, der beschriebenen sehr ähnlich, die unzweifelhafte Ströme bilden. — Die Kette von Bergen, welche das Eiland durchzieht, endigt gegen N.W. in einem Krater von ungeheurer Größe. Der Berg, den Krater umschließend, zeigt sich begrenzt von Hügeln, die vielen Bimsstein aufzuweisen haben. Das herrschende Gestein ist Trachyt; übrigens kommen auch basaltische Laven vor. Den Fuß des Pico de Fogo, eines der interessantesten Kegelberge, umgibt ein Haufwerk schwammiger Schlacken von dunkelrother Farbe, untermengt mit Trümmern dichter basaltischer Lava, die ausgezeichnete Krystalle von Olivin und Augit enthält. An der östlichen Bergseite werden sichtbare Spuren von Ausbrüchen getroffen und mehrere Lavenströme, die, frei von allem Pflanzenwachsthum und durch ihre Schwärze sehr kenntlich, sich auf weite Erstreckung verfolgen lassen, ohne daß die Krater auszumitteln wären, welche sie ergossen. Der Vulkan hatte zwischen 1718 und 1720 einige Eruptionen.

Was nun die Hebungen betrifft, von denen bereits die Rede war und die unser Eiland, oder vielmehr seine nächste Umgebung besonders wichtig machen, so hatte 1638 ein Ausbruch im Meere statt, der eine Insel von nicht unbeträchtlicher Längenerstreckung und angeblich 360 Fuß hoch auftrieb, die jedoch später wieder verschwand. Im Jahre 1720 trat zwischen San Miguel und Terceira ein neues Eiland aus dem Meere, das aber allmählich wieder versank, so daß sich dasselbe schon 1723 dem Auge gänzlich entzogen hatte. Eine andere submarine Eruption ereignete sich 1811. Heftige Erschütterungen der Erde gingen der Katastrophe voran. Der Meeresboden wurde an zwei verschiedenen Stellen erhoben, deren eine die nämliche war, wo im Jahre 1638 der Ausbruch gewesen. Am westlichen Ende von San Miguel brach der Boden auf; gewaltige Rauchmassen entstiegen dem Meere; Steine, Asche und Wasser wurden emporgeschleudert; später erschien ein Fels über dem Meeresspiegel, der nach und nach zur Insel anwuchs, welche in ihrer Mitte einen Krater hatte. Allein auch dieses Eiland, dem man den Namen Sabrina beigelegt, verschlangen in der Folge die Wasser wieder. Die Erhebungen hinterließen sonach keine bleibenden Spuren, aus denen sich der Beweis ergäbe, daß die Masse basaltischer Natur gewesen; nach den ähnlichen Vorgängen bei Banda und Ternate ist solches jedoch keineswegs unwahrscheinlich.

Die denkwürdigen Katastrophen auf Lancerote (Lanzarotta) aus den Jahren 1730 und 1824 gehören ebenfalls hierher. Die Eruption von 1730 war sehr zerstörend für einen großen Theil des Eilandes. L. v. Buch verdanken wir die Schilderung des höchst bedeutenden Phänomens. Der gewaltige Ausbruch begann — wie handschriftliche Berichte eines Augenzeugen aussagen, die man zu St. Cruz auf Teneriffa bewahrt — am 1ten Sept. 1730. Die damit verbundenen Erscheinungen, und jene, welche sich der Eruption anreihten, erreichten erst am 16ten April 1737 ihr Ende. Die Erde brach auf; Berge, mitunter von beträchtlicher Höhe, sah man emportreiben; viele derselben stehen noch, andere stürzten, unter heftigem Krachen, in ihren eigenen Kratern zusammen. Ausströmungen dicker Rauchwolken, Dämpfe, die zuweilen weiß gefärbt waren, so wie scheinbare Flammenausbrüche, begleitet von glänzenden Blitzen, hatten statt. Es öffneten sich Schlünde, die mächtige Lavenströme ergossen. Lapilli, Sand und Asche wurden in unglaublicher Menge, unter donnerähnlichen Schlägen, umhergestreut. Fische schwammen, in nicht zu beschreibender Häufigkeit, auf der Oberfläche des nahen Meeres, oder wurden sterbend ans Ufer geworfen. Aus der Mitte des Oceans brachen Flammen hervor, von furchtbaren Detonationen begleitet u. s. w. Ein Raum von mehr als drei Quadratmeilen wurde gleichförmig bis zum Meere mit schwarzer Lava bedeckt. — Hohe Kegelberge, von unten bis oben aus lockern Lapillstücken zusammengesezt, reihen sich an einander. Sie folgen ziemlich regelrecht der Richtung aus O. gegen W. Unweit Porto di Naos verliert sich ein gewaltiger Laven-

Digitized by Google

strom ins Meer. Ein anderer ist zwischen Teguize (Teguise), der Hauptstadt der Insel, und Tinguaton geflossen. Die Lava zeigt sich rauh, ohne Spur von Anbau. Ihre Masse ist schwarz und der vielen Blasen wegen nicht leicht erkennbar; von Mandelsteinen, oder von tuffartigen Konglomeraten wird dieselbe nicht begleitet. Allein näher gegen die Montanna de Fuego — dem Berge verblieb dieser Name, in Beziehung auf die heißen Dünste, welche seinen Spalten, auch in der mehr ruhigen Zwischenfrist von 1730 bis 1824 entstiegen — die Oeffnung, aus welcher ein großer Theil der Feuergebilde hervorgedrängt worden, zeigt sich das Basaltische ihrer Natur. Es sind körnige Gesteine mit wenigen Blasenräumen, und in den Höhlungen sieht man deutliche Krystalle, meist Augite, ferner finden sich große und schöne Olivinmassen sehr häufig.

Der Ausbruch im Augustmonate 1824 war mit Erschütterungen des Bodens verbunden und mit unterirdischem Tosen. Ein Vulkan that sich auf, dessen Schlunde Flammen entstiegen, und glühende Steine wurden in solcher Menge ausgeworfen, daß aus ihrer Zusammenhäufung sich bald ein beträchtlicher Berg bildete. Säulen dicken Rauches drangen aus den Spalten des neuen Vulkanes hervor u. s. w. Allein von Lavenergüssen war keine Rede. Die Auswürflinge zeigen, nach Exemplaren zu urtheilen, welche wir erhielten, entschieden eine basaltische Natur, selbst einzelne Olivinpunkte fehlen nicht; es sind blasigschlackige Bruchstücke, die mit jenen am nächsten übereinkommen, welche man in der Eifel so häufig findet, nur zeichnen sich die von Lancerote, wie die Untersuchungen von Brandes dargethan, durch dünne Anflüge von Schwefel, von Salmiack u. s. w. aus.

Die Musiker.

(Fortsetzung.)

Wie im Soldatenstande, ist auf der Kunstbahn grosser Ruhm zu erwerben; aber der Glücksfälle sind nur wenige. „Ich möchte," äußerte einst ein munterer Freund gegen Marschall Moncey, „Marschall von Frankreich mit Rückzugsgehalt seyn; welch herrliches Leben! Sie besitzen 700 — 800,000 Francs Renten, Hotels, Schlösser; die Glücksgöttin hat Sie mit Ehren, mit ihren glänzendsten Gaben überhäuft; alle diese Glücksgüter sind Ihnen, so zu sagen, im Schlafe zugefallen." — „Glauben Sie dies?" erwiederte der Marschall; „wohl! ich trete Ihnen das Alles ab um den hunderttausendsten Theil dessen, was es mir gekostet." — „In der That?" — „Ich scherze nicht. Stellen Sie sich an's Ende dieser Allee, auf fünfundsiebzig, ja, um Ihnen zu beweisen, wie weit meine Großmuth geht, auf hundert Schritte. Ich lasse — Sie sehen, ich behandle Sie als Freund — nur dreißig Grenadiere, übrigens gute Schützen, antreten; auf Ihr Kommando feuern sie nur ein einzigesmal auf Sie; werden Sie nicht getroffen, so gehört Alles, was ich besitze, Ihnen." Obgleich der Marschall dreißig Jahre lang von vielen tausend Soldaten auf sich feuern lassen, fand sein munterer Freund das Wagstück doch etwas zu groß, und wollte sich nicht dazu verstehen.

Die Seligkeiten der zum Glücksgipfel gelangten Künstler werden von Vielen beneidet. Diese Neider sehen aber nur die süßen Früchte, die das Talent sich errungen. Hunger und Elend tödten der Künstler so viele, als das Schlachtfeld Rekruten verschlingt. Zwar sterben nicht gerade alle Künstler an jenem Jammer des leiblichen Todes; der Kunst aber stirbt der Künstler ab, wenn ihn der Drang der Umstände zwingt, den Geigenbogen, den Pinsel mit dem Hobel und der Nadel, das Conservatoire mit der Schusterwerkstätte wieder zu vertauschen. Was gleicht jenem Fieber, jener Seelenpein, der Folter des Ehrgeizes, dem Stachel jener rastlosen Begier, sich emporzuschwingen? Man muß dies Alles selbst empfunden haben; dann nur vermag man solche Qual zu würdigen. Eine fixe Idee verfolgt den unglücklichen Jüngling auf allen seinen Wegen und Stegen, verläßt ihn selbst im Schlummer nicht, und nur zu häufig treten Unzulänglichkeit der Mittel zur Reise in die Hauptstadt und zum Lebensunterhalt in derselben dem Kunstjünger in den Weg. Die fruchtbare, köstliche Oase, das Ziel der Wünsche des Künstlers, winkt aus der Ferne; welch schauerliche Wüste aber liegt dazwischen! Doch er durchschreitet sie mit unerschrockenem Muthe, mit einer allen Entsagungen, den härtesten Prüfungen Trotz bietenden Ausdauer und Beharrlichkeit.

Derselbe glühende Eifer beseelt die zahlreichen Zöglinge des Conservatoriums. Manche sind jämmlich bekleidet, ihre Schuhe zerrissen; Hunger, eigentlicher Hunger quält sie. Sie schauern vor Kälte; gleichviel, in ihrer Brust glüht es darum nicht minder feurig; sie wandeln bald barfuß im Kothe: führt der Weg zu des Parnasses Doppelgipfel nicht erst durch die ihn umgebenden Sümpfe? — Murrt der Magen, so schlüpfen sie nach dem Unterrichte in irgend eine Kneipe, lassen die für den Wasserträger gekochte Suppe sich auftragen und beleben ihre Künstlerader mit einem Glase jenes violetten Trankes, den man in Paris als Wein verkauft. Die meisten dieser jungen Leute konnten, blieben sie in ihrer Provinz, vom väterlichen Gewerbe bequem leben; dann aber mußten sie dem Ruhme, der Musik, der Göttin ihres Herzens entsagen.

Die Noth macht erfinderisch. Kaum haben die musikalischen Zöglinge einige Fertigkeit erlangt, kaum genügt ihre praktische Ausbildung, daß sie sich in Tivoli, à la

Digitized by Google

Gaité, im Vaudeville produziren können, so erleichtern kleine Einkünfte ihre peinliche Lage. Sie ertheilen zu zehn, zu zwanzig Sous die Stunde, Unterricht, spielen bei Soirées dansantes, copiren Noten, und bald richten diese kleinen Einnahmen, mit seltener Sparsamkeit eingetheilt, die vertrocknende Pflanze wieder auf und entlocken ihr anmuthige Blüthen. Schwarzer Frank und gleiche Pantalons, glänzender Hut, nette Fußbekleidung — unser Vogel ist in seinen Federn. Der reingewaschene Schornsteinfeger bleibt ein Mensch wie alle andern; die ausdrucksvollen Züge des jungen Künstlers aber gewinnen sofort eine höchst anmuthige Lebendigkeit, einen Ausdruck der behaglichsten Zufriedenheit. Fünfzehn, zwanzig reichliche Diners verleihen seinen Wangen die alte Blüthe. Unsers jungen Virtuosen Bahn ist gebrochen; allmählig sehen wir ihn zum ersten Range sich emporschwingen. Von den Nouveautés gelangt er zur Opera comique, von Favart zur Akademie royale, und wird dem musikalischen Generalstabe zugetheilt. Endlich trägt er in großen Cirkeln Konzerte vor; ist er gar Sänger oder Pianist, so verfolgt er eine noch glänzendere Bahn, und bald wird er von seinen Gütern und Holzschlägen, seinen Diamanten und Equipagen, seinen Pferden und Hundekoppeln zu erzählen haben.

Die Morgenröthe einer Primadonna ist noch weit anziehender, die Phasen ihrer Schicksalsbahn sind noch vielgestaltiger. Die Tochter einer Logenschließerin, eines Garkochs, eines Bänkelsängers wird in eine Solfeggioklasse aufgenommen, und hat, als kleines Mädchen, noch weit mehr als ihre kleinen männlichen Unglücksgefährten zu dulden, deren Jammer wir eben geschildert. Sie ist arm, wie jene, es beseelt sie aber auch der gleiche Muth. So entringen sich Pflanzen dem kahlen Felsen oder dem Eise des Pols; vom Sturme vergebens umbraust, trotzen sie jeglicher Unbill der Witterung, dem rauhesten Himmelsstriche. Wie wenig der gegen das Elend mit Seelenkraft Kämpfende zum Leben bedürfe, vermag sich der Reiche gar nicht zu denken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Januar.

(Beschluß.)

Das gesellige Leben seit der französischen Revolution.

An den Kurorten und in den verschiedenen Bädern sammelten sich allmählig die Kranken, zuerst wenig zahlreich, dann plötzlich in großer Menge, freilich an den meisten Orten nur für sehr kurze Zeit. Die Gesellschaft war beinahe nirgends froh gestimmt, oder blieb es wenigstens nicht lange. Im Bade Schinznach, Kanton Aargau, war große Gesellschaft, ziemlich steife Absonderung, wie gewöhnlich, nach Stand und außergewöhnlich nach Meinung. Eben so trübselig und eben so zahlreich waren die Gäste im Bade Pfeffers, Kanton St. Gallen. Im Gurnigel, Kanton Bern, war die Absonderung des Patriciats, besonders einem berühmten Schweizer gegenüber, ebenso auffallend. Madame Etiquette führte hier das Regiment. An den Kurorten von Gais und im Heinrichsbad, Kanton Appenzell, so wie auf dem Rigi standen sich in der Gesellschaft oft auch feindliche Partheien gegenüber. Doch hatten offenbar freisinnige Geister hier ungehinderten Zutritt, ja es schien sogar auf den Rigi ein Verdacht geworfen werden zu wollen, als sey dort eine Karbonariverschwörung eingeleitet worden. Allein am Ende klärte es sich auf, daß hier auf dem hohen Berge nur ein gefährlicher Heerdstier gewesen war, und sonst nur sehr ungefährliche Wesen ein ziemlich vergnügtes Leben geführt hatten. Uebrigens geben hier neben den Kurgästen eine solche Menge von einheimischen und fremden Reisenden vorüber, daß dieser Aufenthalt das lustige Schauspiel einer fortwährenden, sehr abwechselnden Laterna magica darbietet. Der fremden Reisenden gab es freilich dieses Jahr wenig; desto regsamer war der Schweizer, obgleich auch er seinen Spleen überall mitbrachte, und nicht selten hörte man in allen Bädern und an allen Kurorten den reichen Stadtbasler über die Basler Landleute klagen, daß sich solche nicht fügen wollen, weil auch sie sich den Städtern gleich edelgeboren glauben. Andere Kurorte, deren es noch eine große Menge in der Schweiz gibt, waren wenig besucht oder schnell wieder verlassen; so der herrliche Weissenstein, Kanton Solothurn, wo schon Mitte Augusts alle Zimmer leer standen, das freundliche Rapperschweil, Kanton St. Gallen; auch im schönen Berner Oberlande war es sehr leer in Vergleichung mit andern Jahren. In den Bergen war übrigens das Reisen dieses Jahr nicht ohne Gefahr, denn oft plötzlich verheerten Gewitter Weg und Steg, und besonders im Kanton Unterwalden, im Thal von Engelberg und im Kanton Uri war der Schade so bedeutend, daß in der ganzen Schweiz, wo nicht eigene Noth drückte, Kollekten für die Verunglückten veranstaltet wurden. So nahte der Herbst, und mit ihm schien abermals eine trübe Zeit eintreten zu wollen, als plötzlich die Sonne wieder ihre Rechte vindicirte und von Ende Septembers bis Anfang Novembers und den ganzen Monat Oktober hindurch die Erde wieder freundlich anlächelte. Doch war es schon zu spät, um noch die Weinlese zu einer erfreulichen zu machen; hingegen begrüßten sich noch, besonders in den Gegenden, wo die Sängervereine blühen, wie dies vorzüglich in Nägeli's Heimath der Fall ist, kleine Vereine hier und da. Eine ehrenvolle Auszeichnung unter solchen Zusammenkünften verdient das Erinnerungsfest auf dem Schlachtfelde von Cappel, den 11. Oktober 1831. Vor dreihundert Jahren fiel hier der edelste der Eidgenossen im Kampfe für die Reformation, und in wildem Schlachtgewühl zerfleischten sich Brüder; an diesem Jahrestage und bei diesem Feste traten dagegen in sinnigem Vereine die Zürcher zusammen, ermuthigten sich zu edler That durch schöne Reden und Eintracht athmende Gesänge, und es erfolgten reiche Beisteuern für die verunglückten Unterwaldner und Urner, und eine Beisteuer zu Stiftung eines Schulhauses an Zwingli's Heimathsort (Wildhaus im Toggenburg, Kanton St. Gallen). So ging der Herbst noch freundlicher vorüber, als Mancher trübsinnig schon im Voraus befürchtete, und der Winter, in den wir nun eingetreten sind, brachte neben düstern Aussichten wieder eben so erhebende für die Zukunft; nur müssen wir nicht allzu oft uns umkehren, wie so Viele oft Lust bezeugen, denen es an Charakter gebricht und die sich vor allem Neuen fürchten, sonst könnte es uns ergehen wie Loths Weibe.

Beilage: Kunstblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 29.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 3. Februar 1832.

Il semble que le lieu inspire la tendresse; en effet, on dit que les princesses, qui y regnent, ne sont point cruelles.

Montesquieu.
Lettres persanes.

Die Muſiker.

(Fortſetzung.)

Die arme, kleine künftige Virtuoſin wandert jeden Morgen, ihren kläglichen Regenſchirm in der Hand, dem Konſervatorium zu. Ihr ganzer Anzug beſteht in einem ärmlichen Kleidchen, einem defekten Halstuch und einem Hute, deſſen Farbe ſich nicht mehr unterſcheiden läßt. Sie geht eine Stunde weit durch Dick und Dünn, läuft jeden Augenblick Gefahr, auszugleiten, von einem Kabriolet, einem Fiakre, Omnibus oder Stadtwagen gerädert zu werden; man ſtößt, drängt ſie, ſie friert, der Regen durchnäßt ſie, denn ihr Schirm iſt durchlöchert. — Jeden Kuchenhändler beäugelt die Kleine mit heimlicher Begierde, allzueinladend duften die gebratenen Aepfel der Obſtfrau, die kniſternden Kaſtanien. Mit leerem Magen, todtmüde, läßt endlich die Kleine auf einen Eckſtein ſich nieder und weint bitterlich. Eine mit vier ſchnaubenden Engländern beſpannte, glänzende Equipage fliegt vorüber, die dichtgedrängte Menge weicht, um nicht überfahren zu werden, entſetzt zu beiden Seiten aus. Die Kleine iſt zwar vor den Pferdehufen und Rädern geſchützt, aber eine ganze Kothſündfluth beſpritzt ſie. Entrüſtet ſpringt ſie auf, da ſieht ſie in dem brillanten Fuhrwerke Signora Catalani mit Signora Graſſini im vertraulichen Geſpräche. Blitzſchnell iſt der Gekränkten Zorn entwaffnet, und ſie ruft im glühenden Kunſtenthuſiasmus: „Dorthin alſo führt eine geläufig ausgeführte Scala, eine wundervolle Roulade, ein zauberiſcher Triller! Geduld! meine Stimme iſt ausgezeichnet, nur Muth und Fleiß! Auch meiner Karoſſe weicht einſt die Menge ehrerbietig aus; auch um meine Schultern wird der Cachemir ſich maleriſch drapiren; auf der Bühne, wie im eleganten Landau iſt mir mein Platz beſchieden!“

„Die Weiber ziehen ſich immer aus dem Handel,“ iſt ein Theaterſprichwort. Allerdings wiſſen die Opernſängerinnen, in der Provinz wie in Paris, ſich noch einen zweiten Erwerbszweig zu ſchaffen, der ihnen den dreifachen Vortheil gewährt, daß ſie dadurch ihr Avancement in der dramatiſchen Karriere beſchleunigen, ſich den Erfolg auf der Bühne ſichern, und die Summen erſchwingen, um den für die Aktrice wirklich unerläßlichen Luxus beſtreiten zu können. Wollte die Ehhälfte des ſchlichten Bürgers Diamanten und Cachemirs kaufen, in Sammtkleider und Atlasmäntel ſich kleiden, es wäre Unſinn; die Virtuoſin aber legt in ſolchen Artikeln ihre Gelder ganz weislich an; die Zinſen allein ſchon werden das Kapital ihr gar bald erſetzt haben. Aber, wird man einwenden, die Sitten haben ſich geändert; das alte Regime hatte alle Sittlichkeit untergraben, jetzt dagegen genießt Frankreich der wohlthätigen Früchte ſeiner Revolution, und die Eingezogenheit der Aktricen allein reicht hin, dieſe heilſame Reform zu bezeugen. Sollte aber die im Allgemeinen eingezogenere Lebensweiſe unſerer Aktricen nicht eigentlich der größern Sittlichkeit unſeres Geſchlechtes beizumeſſen ſeyn? Obgleich die Glücklichen unſerer Zeit jenen des alten

Digitized by Google

Regime an Reichthum nicht nachstehen, sehen wir doch die Cassette einer Primadonna kein unermeßliches Vermögen mehr verschlingen, keinen Goldregen in die Schürze einer Soubrette der komischen Oper mehr herabthauen. Die heutigen Galane beherrscht nicht mehr jene unsinnige Leidenschaft, die einem holden Augenpaare Alles opfert; werden diese Spiegel einer zarten Seele zu zweitausend Thaler das Stück ausgeboten, so findet sich selten ein Liebhaber, der mehr bietet. „Es macht nicht reich," meinte eine Sängerin, „hilft aber." Vergleicht man diese eventuelle Rente von monatlichen tausend Franks mit den Schätzen, die vor Zeiten die Generalpächter, Prinzen und sonstige Monseigneurs einer Antier, Laguerre, Arnould, Saint Huberty mit unbegreiflicher Beharrlichkeit zufließen ließen, mit den glänzenden Equipagen, Livreen, Hotels jener Damen, was Wunders, daß ihre Nachfolgerinnen zuweilen den Refrain des alten Liedes anstimmen: „Ce pauvre temps! ce pauvre temps!" oder aber sich heldenmüthig entschließen, auf dem Pfade der Tugend fortzuwandeln; denn um solcher Armseligkeit willen ihr zu entsagen, wäre in der That nicht der Mühe werth. Früher ruinirte ein Crösus sich einer Sängerin zu Gefallen, und Rivalen beneideten ihn um seine unsinnige Verschwendung; ein ungeheures Vermögen auf solche Weise zu vergeuden, galt für einen Triumph. In unsern Tagen würde man den Thoren, den ein solcher Wahnwitz der Satire Preis gäbe, nur auslachen.

Man glaube übrigens nicht, daß Tugend und eine Opernsängerin ganz widersprechende Begriffe sind. Direktoren, die das Interesse ihrer Entreprise den Boudoirintriguen vorziehen, nehmen ein ausgezeichnetes Talent, ohne nach etwas Anderem zu fragen, mit offenen Armen auf, und ist das Aeußere der Sängerin nicht ganz geeignet, auf Auge und Herz der Dilettanti sehr lebhaft zu wirken, so wird man sie, in sofern dieß ihr zusagt, auf dem Pfade der Tugend ganz ruhig fortwandeln lassen. Eine solche Eingezogenheit aber, die dem Koulissenbrauche durchaus zuwider ist, wird zur Zielscheibe beständiger Spöttereien, und vermag die Lästersucht jenes Phänomen nicht zu bezweifeln, so legt sie ihm herabwürdigende Motive unter. „Sie ist häßlich," heißt es dann, „darum spielt sie die Spröde!" — „Sie nimmt sich nur darum so, weil sie allzuhoch hinaus will. Ihr zu Gefallen soll ein Lord den Kanal passiren!" Indeß gibt es sehr reizende Sängerinnen, deren Ruf giftige Ausfälle der Art seit Jahren nicht zu erschüttern vermochten; am Ende ergab sich die Theaterwelt darein, ihnen den Preis der großen Künstlerin und des tadellosen Weibes zuzugestehen. Solche Virtuosinen erprobten aber wahrlich keinen geringeren Muth, als Ritter Bayard.

(Der Beschluß folgt.)

Vorläufige Nachricht über Douvilles Reisen im südlichen Afrika.

Die Portugiesen sind bekanntlich, was ihre Kolonien betrifft, noch eifersüchtiger als mit ihren Weibern. So war Brasilien den Fremden völlig unzugänglich, bis das Haus Braganza, aus Europa vertrieben, sich jenseits des Oceans niederließ. Ebenso sind die Reiche Angola und Benguela an der Westküste von Afrika, südlich vom Aequator, den Reisenden verschlossen und werden es wohl noch lange bleiben, bis ein unerwartetes Ereigniß die Riegel sprengt. Nur einem Zufall verdankte es der Franzose Douville, daß er von Brasilien aus das portugiesische Congo besuchen konnte. Mit Empfehlungsbriefen und Waaren zum Tauschhandel, besonders mit Tafia versehen, stieg er im December 1827 in St. Philipp di Benguela ans Land. Er bereiste das portugiesische Gebiet und verschiedene unabhängige Länder bis über den Aequator hinauf und ging aus dem Hafen Ambriz wieder nach Südamerika unter Segel.

Er legte auf dem Kontinent von Afrika über 2000 französische Meilen zurück, und zwar unter den größten Gefahren für Gesundheit und Leben; den bösartigen Fiebern entging er glücklich; aber ohne einen zahlreichen Trupp Schwarzer, die in seinen Diensten waren, hätte er Europa nimmer wieder gesehen, und auch so hatte er oft Mühe genug, sich der Angriffe der Eingebornen zu erwehren, deren Lüsternheit namentlich durch seinen Branntwein gereizt wurde. Ueberdieß sind manche der Völkerschaften, unter welche er sich wagte, Menschenfresser; zwar haben sie nicht förmliche Fleischbänke für Menschenfleisch, wie Battel und andere Reisende erzählen, aber bei ihren Festen wenigstens wird Menschenfleisch verzehrt, und das Fleisch von Weißen sollen sie besonders lieben. Wenige Jahre, ehe Douville hinkam, hatte ein Negerstamm einen portugiesischen Mulatten aufgegessen, der von einer Karavane sich verirrt hatte. Einmal fehlte nicht viel, so wäre Douville erschlagen, zerlegt und gebraten worden; bereits hatte man die heiligen Bratspieße aus dem Tempel herbeigeschafft.

Die Sitten dieser Völker haben viel Eigenthümliches. Sie sind Polygamen, sperren aber ihre Weiber keineswegs ein, sondern lassen ihnen die größte Freiheit. Es gibt Gegenden, wo der Mann sich freut, wenn seine Frau recht viele Eroberungen macht; er ist stolz darauf und weiß sich die Geschenke, welche sie erhält, oder die Bußen, zu welchen die Anbeter verurtheilt werden, zu Nutzen zu machen. — Sie bereiten aus gegohrenem Getreide ein berauschendes Getränke, von dem sie sehr viel trinken; indessen ziehen sie die geistigen Getränke aus Europa und Amerika doch vor. Douville konnte sich mit seinem Tafia verschaffen, was er wollte; dagegen machten

ihm auch die Häuptlinge mit ihren Zudringlichkeiten und Kunstgriffen, um sich das köstliche Getränk zu verschaffen, viel Unlust.

Der gräßlichste Aberglauben herrscht unter diesen Völkern, und sie sind ihren Zauberern und Gauklern, welche ihnen den Willen ihrer Fetische kund thun, blindlings ergeben. Der Arzt wagt kein Mittel zu verordnen, bevor nicht der Gaukler die Ursache des Uebels angegeben hat. Der Wahrsager mittelt auf eigene Weise aus, welche von zwei streitenden Parthieen Recht hat. Er läßt beide Gegner einen Becher mit Pflanzensaft austrinken; der eine Becher ist vergiftet und die Streitenden loosen darum. Die Verwandten der Duellanten bestechen den Gaukler, damit er durch ein zeitig gereichtes Gegengift dem Aeußersten zuvorkommt. Ja, der Aberglaube siegt sogar über den unwiderstehlichen Hang zum Branntwein. So versprach zum Beispiel Douville Handwerksleuten vergeblich eine tüchtige Portion Tafia, wenn sie eine Arbeit, mit welcher es Eile hatte, zur Zeit lieferten; sie mußten immer, ehe sie an das Geschäft gingen, Ceremonien vornehmen, die so lange dauerten, daß sie unmöglich fertig werden konnten. Wie bei allen barbarischen Völkern, sind die Weiber sehr gedrückt; alle schwere Arbeit liegt auf ihnen, und die Weiber der Häuptlinge und Fürsten haben es um nichts besser. Die Männer liegen im Schatten und thun nichts oder flechten Matten.

Die physische Geographie von Congo ist durch Douvilles Reise mit mancher interessanten Beobachtung bereichert worden. Von der Küste an steigt der Boden ziemlich stark; die Spitze des Berges Zambi, etwa zehn Meilen südlich vom Aequator, ist gegen 14,000 Fuß über dem Niveau des Meers; die ihn umgebenden Ebenen liegen 7000 Fuß hoch. In den alten Reiseberichten kommen verworrene Nachrichten von Feuerbergen vor; Douville hat nun wirklich entdeckt, daß sich auf den Grenzen der Königreiche Angola und Benguela ein noch thätiger Vulkan befindet; dem Ansehen nach aber scheint in der neuesten Zeit kein Ausbruch vorgekommen zu seyn.

Der berühmte Geograph Danville hatte zuerst auf den Karten von Afrika etwa hundert Meilen von der Ostküste den Maravisee angegeben, der unermeßlich lang, aber nicht sehr breit seyn sollte. In neuerer Zeit gab man ihn nur noch als ungewiß oder doch viel kleiner an, und jezt scheint allerdings die Existenz dieser Wassermasse zweifelhaft zu werden. Als sich Douville bei dem König der Maluas befand, dessen Residenz beinahe gleich weit von beiden Meeren entfernt liegt, sah er Kasembes- und Kilambesneger von der Ostküste, die dem Könige Tribut an Salz entrichten. Da man sie nach dem See Maravi fragte, antworteten sie, sie seyen auf ihrem Wege auf keine bedeutende Wassermasse gestoßen. Alle weitern Erkundigungen ergaben dasselbe Resultat. Dagegen entdeckte er unter 3 — 5° südlicher Breite und 25 — 26° östlicher Länge von Paris einen See, den die Eingebornen Kalunga-Kussua oder todten See nennen; er ist mit vulkanischen Bergen umgeben, welche Bitumen liefern und gänzlich kahl sind. Kein lebendes Wesen wohnt in diesem mit Naphte geschwängerten Wasser. Was aber sonderbar ist, aus diesem Asphaltsee, dessen stinkende Ausdünstungen die ganze Umgegend verpesten, entspringen mehrere Flüsse; einige strömen einem Flusse zu, der in den atlantischen Ocean fällt, ein anderer nimmt den Lauf gegen das indische Meer. Wohl hatte der Alte Recht, der sagte, Afrika bringe in Allem etwas Außerordentliches hervor.

In den Handbüchern der Statistik werden die Besitzungen der Portugiesen in Afrika gar vortheilhaft geschildert; man sollte demnach glauben, das Land könne mittelst seiner Festungen Angriffen von der See- und Landseite widerstehen. Dem ist aber keineswegs so; ebenso fand Douville, daß die Missionäre, obgleich sie bereits dreihundert Jahre an der Arbeit sind, Christenthum und Kultur unter den Negerstämmen eben nicht sehr gefördert haben.

Douvilles Reisebeschreibung, welche sehr interessant zu werden verspricht, soll noch im Lauf des Frühjahrs erscheinen.

Aphorismen

von Karl Balsamus.

Das Herz aller Frauen, die nach dem gewöhnlichen Stilo curiae der Convenienz ihre Hand vergeben, ist mehr oder weniger ein Aequimälium. Der Platz beim Capitolium in Rom, auf dem das zur Strafe niedergerissene und der Erde gleich gemachte Haus des überkühnen Sp. Mälius gestanden, führte bekanntlich diesen Namen. Die Pflicht, ein Capitol, das, gleich Roms alter Hochburg, oft nur durch Gänse gerettet wird, blickt zwar scheinbar gebietend auf die leere Stelle, wo eine vertriebene Neigung einst ihre Veste hatte; indessen wird ihr Blick durch Besorgnisse getrübt, die auch das Recht, ein Jupiter Capitolinus mit eisgrauem Barte, nicht zu verscheuchen vermag. Nach Ciceros Zeugnisse wurde das Aequimälium als Viehmarkt benuzt. Das Herz der Frauen erhält oft eine eben so unwürdige Bestimmung, denn die gemeine Rücksicht schlägt darin ihre Bude auf.

*

Die zweite Liebe gleicht einem Missionär, der vom heiligen Grabe kommt.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Januar.

Dritter Brief.

Ich habe schon früher einmal in diesen Blättern von der furchtbaren Unordnung und Verschwendung bei unserer städtischen Verwaltung gesprochen. Diese Uebel haben sich seitdem in allen Zweigen noch vermehrt. Daß diese Verhältnisse bei der Frage nach den Ursachen der letzten traurigen Ereignisse in Lyon sehr in Betracht kommen, wird begreiflich werden, wenn ich sage, daß unser schönes Stadtvermögen größtentheils verthan ist, mehrere Millionen Schulden gemacht sind und ein bedeutendes Defizit vorliegt, ein Finanzzustand, bei dem uns bis auf diese Stunde die Haare zu Berge stehen, da durchaus nicht abzusehen ist, wie ihm abzuhelfen ist. Lacroix schlug freilich in der Deputirtenkammer ein Privilegium der Bäcker vor, das große Summen eintragen würde. Wer erkennt aber nicht, daß Handwerksprivilegien in die dunkle Zeit gehören, wo man noch nicht wußte, was man jezt weiß. Sie werden lediglich von den Konsumenten bezahlt, und träfen hier, zu Gunsten der schon reichen Bäcker, nur den armen Mann, besonders die Handwerker, denen es ohnedies nicht an Entbehrung und Elend fehlt. Herrn de Lacroix Vorschlag wurde daher auch in der Deputirtenkammer mit Unwillen verworfen. Nun kam eine städtische Abgabe auf Luxus-Gaumenartikel, auf Seefische, Austern, Forellen, Lachse, todtes und lebendiges Wildpret und Geflügel, getrocknete Früchte, Orangen und schwarze Trüffeln, aber auch auf Talglichter in Vorschlag. Die Pariser Julitage und ihr Wiederhall in Lyon, desgleichen de Lacroix und Berna's Absezung brachten aber die Gastronomensteuer in Vergessenheit. Es lebt auch unter uns mehr als einer, der es vandalisch und barbarisch gefunden hätte, so edle Naturerzeugnisse wie schwarze Trüffeln zu besteuern.

In genauester Beziehung zu unserm städtischen Finanzwesen steht die Administration unserer berühmten Hospitäler; ein Gegenstand, der vielseitig, auch sittlich interessant ist, über den ich also in einiges Detail eingehen muß. Auch hier übersteigen die Ausgaben die Einnahmen weit. Der bisherigen Hospitaladministration im Allgemeinen sind mehrere gegründete Vorwürfe zu machen. Unsern Hospitälern haben die außerordentlichen Fortschritte nichts genüzt, wodurch sich ihre Schwesteranstalten in mehreren Hauptstädten Europas gehoben und vervollkommnet haben. Was in dieser Beziehung in Paris, London, Wien, Berlin und München geschehen, ist hier unbekannt, oder wenn Einzelne davon wissen, so wurde doch für unsere öffentlichen Heil- und Versorgungsanstalten kein Gebrauch davon gemacht. Es ist sehr nöthig, daß ein sachkundiger und vorurtheilsfreier Mann der neuen Administration jene Städte besucht und ihre Hospitalanstalten genau studirt, wenigstens Paris, obgleich auch dort viel zu wünschen übrig ist. Das Hotel-Dieu, unser vorzüglichstes Hospital, hat eine ungünstige Lage und als Hospital eine unverständige Bauart. Krankensäle erfüllen um so besser ihre Bestimmung, je weniger Betten sie enthalten und je unabhängiger sie von einander sind. Ein Saal, in dem vierhundert Betten stehen, ist als Bauwerk eine sehenswürdige Curiosität, als Ort aber, wo Kranke aufgenommen und gepflegt werden sollen, erfüllt er seine Bestimmung schlecht und verdient den bittersten Tadel. Von großer materieller Wichtigkeit und sittenstatistischer Bedeutung ist die immer zunehmende, unser Hospitalwesen erdrückende Aufnahme und Verpflegung der Findelkinder. Hier erhebt sich zuerst die Frage: was ist in Lyon die Ursache von der jährlichen Zunahme dieser unglücklichen Geschöpfe? Der ehemalige Minister des Innern, Corbières, sagte in dieser Beziehung vor einigen Jahren in der Deputirtenkammer: „Die Ursachen dieser immer furchtbarer werdenden Geißel sind leicht (!) anzugeben. Die vornehmste ist die Herzlosigkeit, womit Eltern ihre legitimen Kinder nicht selbst ernähren und erziehen, sondern lieber aussezen; und diese Aussezung wird ihnen leicht und hat nichts Peinliches für sie, weil die Lyoner Hospitaladministration immer sorgfältiger und väterlicher über das Leben und Gedeihen dieser kleinen Verlassenen wacht. Um sie leicht aufzunehmen, sind Drehladen angebracht, wo ihre Eltern sie dem öffentlichen Mitleid übergeben." Daran ist etwas Wahres; es genügt aber nicht, um die erschreckliche Vermehrung der Findelkinder bei uns zu erklären. Während Corbières so in der Deputirtenkammer sprach, ließ sich die etwas kongreganistische Gazette de Lyon folgendermaßen vernehmen: „Blicken Sie um sich," sagte sie zum Minister des Innern, „blicken Sie auf die Frechheit der Presse, auf die Journale, die alle Leidenschaften mächtig aufregen, und auf die Bücher zu fünf Sous, die allen bessern, religiösen Sinn des Landmanns untergraben, auf die Lotterie, auf die vom Staat nicht blos geduldeten, sondern gar autorisirten Spielhäuser, auf die Volkserziehung, die im Innern des Landes lediglich den großentheils armen Gemeinden überlassen ist, die keinen Schullehrer halten können; sehen Sie auf die Civilehen, bei denen es keiner religiösen Weihe bedarf, und endlich auf die Landgeistlichen, die durch ihre geringe Zahl und ihre Armuth allen Einfluß auf ihre Gemeinden verlieren." Daran ist — die liberale Opposition möge es mir nicht übel nehmen — viel Wahres, was der Unbefangene und Parteilose jezt — im Januar 1832 — noch mehr fühlt und einsieht, als in dem Augenblick, wo es geschrieben wurde (1826). Aber es erklärt jene Erscheinung auch noch nicht hinreichend. Ein vorzüglicher Grund davon mag in der steigenden Bevölkerung liegen. Um dies klar zu machen, vergleichen wir seit 1781 nach gewissen Zeitabschnitten die Zahl der Findelkinder. In den acht Jahren von 1784 bis 1791 waren es im Ganzen 14.125 (davon 6062 ausgesezte, 7150 illegitime, deren Mütter im Hospital niederkommen, und 913 legitime). In den acht Jahren von 1792 bis 1799 waren es nur 10 680 Kinder (davon 3555 ausgesezte, 3070 illegitime und 1631 legitime). Dieser große Unterschied von 3515 ist sehr gut aus der unglücklichen Lage zu erklären, in der sich Lyon nach den schrecklichen Revolutionsereignissen befand, die wesentlichen Einfluß auf die Bevölkerung haben mußten. In den fünf Jahren von 1800 bis 1804 wurden blos in Einem Hospital, im Hospital der Charité, 5228 Kinder aufgenommen (davon 1909 ausgesezte, 3070 illegitime und 249 legitime). In dem gleichen Zeitraum von 1805 bis 1809 waren es 6512 Kinder (2181 ausgesezte, 4151 illegitime und 174 legitime). Von 1810 bis 1814 wurden aufgenommen 7255 Kinder (nämlich 2608 ausgesezte, 4473 illegitime und 174 legitime). Von 1815 bis 1819, 7819 Kinder (3581 ausgesezte, 4171 illegitime und 97 legitime). Von 1820 bis 1824, 8687 Kinder (1275 ausgesezte, 1352 illegitime und 62 legitime). Von 1825 bis 1829, 9713 Kinder (5270 ausgesezte, 4361 illegitime und 82 legitime). Es läßt sich schwerlich verkennen, daß diese von fünf Jahren zu fünf Jahren von 1809 bis 1829 fortgehende Vermehrung großentheils von der Vermehrung der Bevölkerung Lyons herkommt.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 30.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 4. Februar 1832.

Ungleich erscheint im Leben viel, doch bald
Und unerwartet ist es ausgeglichen. —
Und ach! den größten Abstand weiß die Liebe,
Die Erde mit dem Himmel, auszugleichen.

Goethe.

Die Brücke.

Ach, man schlägt in dieser Zeit
Kaum von Holz noch leichte Brücken,
Und man liebt es, viel zu flicken,
Weil man festes Bauen scheut.

Unsre Väter bauten ehrlich,
Thürmten, wölbten jahrelang,
Bis die Fügung unzerstörlich
Ruhig stand im Wogendrang.

Liebchen, sieh die böse Zeit,
Sieh den Wind am Baume grollen,
Sieh am Fels die Wellen rollen —
Und der dunkle Strom so breit!

Das Gestade blickt herüber
Lächelnd, aber halb versteckt,
Denn die Felsen ragen drüber,
Und vom Wald sind wir bedeckt.

Liebchen, wag's und tritt hervor,
Unverzagt an meiner Seite
Ueberschau der Fluthen Breite
Hier von diesem Felsenthor.

Blick' hinüber in die Lichte,
Auf die Fluren friedlichstill,
Wo der Birkenwald, der dichte,
Liebende empfangen will.

Liebchen, laß hinab mich hier,
Schwere Steine will ich rollen,
Werfen in des Stromes Grollen,
Andre drüber für und für.

Halte du nur am Gesteine
Oben fest und ruhig dich,
Harr' im Wind' am Fels alleine,
Bange nicht für dich und mich.

Netzt von unten auch die Fluth
Mir die Brust mit Zornes Brausen,
Drohet dir der Wipfel Sausen,
Laß uns dauern doch mit Muth.

Blöcke senk' ich, wälze Stämme,
Unermüdlich sey mein Arm,
Und derweil ich Wellen dämme,
Liebchen, wehre du den Harm.

Endlich wächst das Werk heran,
Länger wird der feste Rücken,
Und die letzten Steine drücken
Sich an's Ufer drüben an:

O dann hol' ich, Kind, dich fröhlich,
Sachte geht's am Fels herum,
Und auf festem Grunde selig
Ueber nach Elysium!

Adolf Schöll.

Digitized by Google

Die Musiker.

(Beschluß.)

Theatersängerinnen und Soldaten sind eine Art von Mönchsgeschlecht; ihr Stand ist mit der Ehe unverträglich. Den größten Theil seiner Macht verdankte der so furchtbar gewordene Orden der Templer dem Cölibate. Die Schwangerschaft einer Lieblingssängerin kann in allem Ernste ein Theater zu Grunde richten. Sie wird entbunden: ihr si und la bleiben im Wochenbette zurück; fährt die Primadonna fort, ihre Familie zu vermehren, so geht im nächsten Jahre vollends auch das sol über Bord. Sie heirathet einen Finanzier, Spezereihändler, Edelmann, und die erste Clausel des Ehekontraktes ist, daß Madame den Brettern entsage. Ihr Talent ist dann verloren, ihr Name verschwindet aus dem Theateralmanache. Ganz Europa beschäftigte sich mit der Sängerin, die Journale sprachen von ihrer Reise nach Neapel, Paris, Wien, ihrem glänzenden Auftreten zu St. Petersburg, zu London; die Gräfin *), Herzogin, Spezereihändlerin ist vornehm, reich geworden, ist aber — vergessen.

Eine liebreizende, junge Dame hat sich bereichert, besizt alle Güter, alle Annehmlichkeiten des Lebens, man bewundert ihre Equipage, sie glänzt bei allen fashionablen Theatervorstellungen in den vordersten Logen. Indeß möchte diese schöne Dame in gewissen Cirkeln, die ihr — sie weiß wohl warum — den Zutritt versagen, aufgenommen seyn. Was thut Elodie? Sie lernt Musik, nimmt Zimmermann für das Piano an, vertraut die Kultur ihrer Stimme Bordogni, Banderali; Elodie bildet sich zu einer Künstlerin zweiten Ranges, singt in Konzerten, betritt endlich die Bühne, und siehe da! die Bretter entsündigen sie von Allem. In dem Augenblicke, wo man, von Elodien sprechend, sagen kann: sie ist Künstlerin, ist alles Frühere vergessen, verziehen. In der Gesellschaft walten Gesetze, die sich nicht wohl beeinträchtigen lassen; sie jedoch aufs Günstigste zu interpretiren, ist sehr leicht. Mit dem geringsten Vorwande begnügt sich die Gesellschaft und wünscht nichts mehr, als nachsichtig seyn zu dürfen. Von dem Momente an, wo man Elodien als Künstlerin betrachten darf, gilt sie einzig nur als solche. In ihren früheren Schwächen erblickt man jezt nur Verirrungen eines, durch die verführerischste aller Künste exaltirten Gemüths.

Der Musiker fühlt sich glücklich in der Ausübung seiner Kunst. Er hat allerdings phantastische Liebhabereien, aber sonderbar, fast immer im Reiche der Wissenschaften oder Künste. Der eine meublirt sein Zimmer mit gothischen Stühlen, hängt über sein Kopfkissen Schild und Schwert; Harnische, Hellebarten, Helme, Arm- und Beinschienen füllen ein düsteres Gemach, das nur durch die gothischen Fenster aus irgend einer alten Kirche sein Licht empfängt. Ein anderer studirt seinem Hunde die Scala ein und lehrt ihn den Ton richtiger angeben, als mancher zweibeinige Sänger. — Der stopft Vögel aus; ihn entzückt der Schweif eines Tarnagas mehr als eine Strette von Beethoven. — Jener malt so gut Landschaften, als Ciceri Tenor singt. — Wieder ein anderer sammelt Schmetterlinge und Muscheln, oder füllt mit dem Studium der Botanik die zu langen Mußestunden. — Abermals ein anderer befaßt sich mit allem, raisonnirt mit Geist und Sachkenntniß über den Mechanismus seiner Uhr und das Räderwerk der Menschenmaschine, über Diplomatik und die Bereitung köstlicher Makaroni, und weiß uns von diesem oder jenem Knochen an unserem Schädel so genau Rechenschaft zu geben, als von der Harmonielicenz, die er sich im Mosé erlaubt. — Noch ein anderer ist düster; ist ihm etwa die Geliebte untreu geworden? Keineswegs, eine Generalprobe hat ihn gehindert, im Hotel Bullion sich einzufinden, wo man die wundervollste chinesische Pagode verkaufte. Wer Morgens ihn besucht, findet ihn in einem Mandarinschlafrocke, mit merikanischer Schürze und einem Nabobkamisole angethan, Sultanspantoffeln an den Füßen, einen Tatarhelm auf dem Schädel; dabei fäbelt er auf seiner Violine Akkorde, arpeggirt, trillert auf der Doppelsaite mit dem leidenschaftlichsten Enthusiasmus, mit stürmischer Künstlerfurie.

Die leidenschaftliche Künstlergluth, dieses verzehrende Feuer mildert sich mit den Jahren; dann mitunter denkt der Musiker an seine Glücksumstände und theilt seine Liebe zwischen Kunst und — Geld. Noch einmal, es ist ein Künstler, halte man auch dieß ihm zu gut. Dieser Künstler, in seinen jüngern Jahren ein lustiger Gesell, ist Vater geworden, hat Töchter zu verheirathen — seit Quinault eine höchst schwierige Opernaufgabe! Mögen die Mädchen auch wunderschön, mögen halbe Engel seyn, mögen vorzügliches Talent besitzen, so muß der Papa doch zugleich mit ihrer Hand den Ertrag von zehn gekrönten Opern anbieten können.

*) Rossi u. a. m.

Aphorismen

von Karl Baldamus.

Da die Liebe oft zur Krankheit wird, so fragt es sich: ob man sie allopathisch oder homöopathisch zu behandeln habe? Ich würde für das Hahnemannsche: Similia similibus stimmen. Wer den Muth hat, nach einer neuen Liebe zu greifen, der genest schnell. Decocte von Grundsätzen und Rücksichten, Abzüge von Resignation und Erhebung, wie sie die Allopathie verordnen würde, verfehlen in der Regel ihren Zweck, lassen

Digitized by Google

wenigstens sehr häufig zehrende Fieber zurück, denen auch der geharnischte Vorsatz zu erliegen pflegt.

*

Kam ich mit Menschen in Berührung, die überreich an originellen Ideen, hochbegabt mit Phantasie, ausgestattet mit den zartesten Empfindungen, aber abstoßend und unzugänglich durch Vorurtheile waren, so gedachte ich des portugiesischen Königreiches Angola, eines der reichsten und reizendsten Punkte der Erde, wo die Erze und Edelsteine ihre Lager haben, wo Kaffee, Zuckerrohr und indischer Pfeffer wild wachsen, und die kostbarsten Holzarten undurchdringliche Wälder bilden, wo aber auch bei allen diesen Herrlichkeiten eine so ungesunde Luft weht, daß selbst die anmuthigen Ufer des Bengo der Niederlassungen nur wenige zählen.

*

Wie mehrere Berge, als da sind der Pik von Teneriffa, der Canigu in den Pyrenäen, der Montblanc und der Chimboraço, längere Zeit für die höchsten Punkte der Erde galten, weil man die Messungen anderer Berge scheute, so erfreuen sich gewisse Menschen nur darum des Rufes der Größe, weil wir zu faul sind, sie mit andern bedeutenden Charakteren zu vergleichen. Wie jezt, nachdem man sich besser auf die Höhenmessung versteht, mehrere Schweizergebirge den Pik von Teneriffa über die Achsel ansehen, wie der Canigu durch den Montperdu und den Cylinder beschämt ist, wie der Montblanc in dem Monte Rosa einen gefährlichen Nebenbuhler erhalten und der Chimboraço an dem Illimani und dem Sorata, diesen überkühnen Cordillerasöhnen, die sogar dem Himalaya ins Antlitz zu schauen wagen, seine Meister gefunden hat, so sind auch in unserer Zeit, die sich sehr ernstlich mit trigonometrischen Charaktermessungen beschäftigt, viele historische Namen um eine jahrhundertlange Berühmtheit gekommen und haben die geschichtlichen Fürstensitze mit dem ehrbaren Mittelstande vertauscht.

*

Die edelsten Entschlüsse der Frauen sind gewöhnlich neptunischen, die großartigsten Vorsätze der Männer in der Regel vulkanischen Ursprungs. Wer mit der Geognosie und Geologie des menschlichen Herzens vertraut ist, der wird diesen Satz bestätigt gefunden haben. Der Neptunismus männlicher Gefühle erzeugt Sümpfe, in denen Frösche wohnen, für die ein Klotz als König noch zu gut ist. Der Vulkanismus weiblicher Empfindungen gebiert ein unterirdisches Feuer, dessen pyrotypischen Umwandlungen Zucht und Sitte erliegen müssen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Januar.

(Fortsezung.)

Zustand der Wohlthätigkeitsanstalten.

Vergleicht man den Zustand unserer Stadt in den lezten dreißig Jahren, d. h. von 1800 bis 1830, mit ihrem Zustand unter der Konstitution von 1791, unter dem Nationalkonvent und dem Direktorium, so ergibt sich offenbar, daß jene Tage einer festern und soldern Regierung die glücklichern waren. Gerade vom Beginn der bessern Zeit an, d. h. seit 1800, zeigt sich die bedeutende Zunahme der Findelkinder in der Charité. Stellt man nun eine Vergleichung an zwischen den acht Jahren von 1784 bis 1791 und den acht Jahren von 1822 bis 1829, so ergeben sich für erstere nur 14.125 Kinder, für lezlere aber 15.003, also im Ganzen 878 mehr. Dabei muß bemerkt werden, daß nach offizieller Berechnung Lyons Einwohnerzahl von 1822 bis 1829, 30.000 Köpfe mehr betrug, als von 1784 bis 1791. Es wäre aber wohl irrig, wenn man behaupten wollte, die Zunahme der Bevölkerung sey die alleinige Ursache der Vermehrung der Findelkinder; dabei wirkt wahrscheinlich das öffentliche Elend und die zunehmende Sittenausartung mit. Das Verhältniß ihrer Mitwirkung ist aber unmöglich zu bestimmen. Vergleicht man die Zahl der legitimen oder ehelichen Kinder, die in den acht Jahren von 1784 bis 1791 in der Charité aufgenommen wurden, mit denen von 1792 bis 1799, so ergibt sich, daß in dem lezlern Zeitraum 721 mehr waren, als im erstern. Nun waren aber die acht Jahre von 1792 bis 1799 große Unglücksjahre für Lyon, und dieser Umstand hat unstreitig dazu beigetragen, daß so viele eheliche Kinder von ihren Eltern verlassen und ausgesezt wurden, was in den bessern Jahren weniger geschieht. Dies zeigt sich auch aus folgendem Umstand. Von 1800 bis 1829 vermindert sich alle fünf Jahre die Zahl der in der Charité aufgenommenen ehrlichen Kinder; in dieser Zeit aber ist Lyon immer im Wohlstand gestiegen. Viele Beobachter behaupten, daß der zunehmende Wohlstand die Sitten verderbe und lockerer mache; dies ließe sich auch vielleicht in unserer Stadt nachweisen, wo der Wohlstand seit 1800 unendlich zugenommen hat; die wachsende Industrie, Bevölkerung, Bequemlichkeit, die zunehmenden Gaumen- und andere Genüsse, der vermehrte Luxus kommen hier in Betracht, was Alles wenigstens nicht günstig auf die Sitten wirkt. Indessen kommen hier mehrere Gründe zusammen. Viele Findelkinder werden aus dem benachbarten blutarmen Savoyen hierhergebracht und in der Charité ausgesezt. Vor 1791 war es nicht so leicht, aus jenem Land hierherzukommen, und erst später wurden Straßen, Wege und sonstige Kommunikationen praktikabler; die Eltern können nun leichter, in weniger Zeit und mit weniger Kosten hierherkommen. Gegen den Grundsaz, daß mit dem wachsenden Wohlstand auch die Sittenverderbniß wachse, ließe sich auch der Umstand anführen, daß bekanntlich im Kirchenstaat und in Spanien die größte Menge Findelkinder vorkommt, ohne daß man doch dort sagen könnte, der Wohlstand verderbe die Sitten. Am nächsten kommen wir der Wahrheit, wenn wir alle obigen Gründe zusammenfassen. Eins möchte ich noch ausmitteln, woran noch kein Statistiker gedacht hat, nämlich das Verhältniß der Findelkinder in einem gegebenen Jahr mit der Zahl der Seidenwebstühle, welche da im Gang waren, zusammenzuhalten. So viel ist übrigens gewiß, daß unsere herrlichen Hospitalanstalten in Verfall gerathen, wenn ihnen die immer wachsende Last der Findelkinder nicht erleichtert wird; ohne diese Maß-

Digitized by Google

regel ist keine Rettung möglich, denn dieser moralische und finanzielle Krebs spottet aller Einschränkungen und Ersparnisse, er wächst weit und drohend über sie hinaus. Wie aber diesem Uebelstand abhelfen? Dazu kenne ich nur zwei Mittel, die vielleicht mit einander verbunden werden könnten. In allen großen Städten, wo Findelhäuser sind, hört man dieselbe Klage über das Zunehmen der Findelkinder, und je besser die Anstalten zu ihrer Aufnahme eingerichtet sind, desto häufiger werden sie benuzt. Seit in unserer Charité die Krippe, wo die Kinder hineingelegt werden, so bequem, einladend, ja sogar mit Luxus eingerichtet ist, sind die Aussezungen bedeutend häufiger. Man sollte die Kinderaussezung schwerer machen, es wenigstens die Leute glauben lassen. Ein russischer Staatsrath, der voriges Jahr unser Findelhaus besuchte, behauptete keck, man solle es nur schließen, um dem Uebelstand der immer zunehmenden Kinderaussezung abzuhelfen. Dies scheint auf den ersten Augenblick barbarisch, hat aber seinen ganz richtigen, tiefen Grund und wird durch die Beobachtung bestätigt. In den Städten, wo keine Findelhäuser sind, werden nur wenig oder gar keine Kinder ausgesezt; keine Findelhäuser zu halten, ist übrigens höchst human, denn im besten Findelhaus sterben mehr Kinder, als ohne das Findelhaus ausgesezt oder getödtet würden; will man aber diese schädliche Anstalt durchaus nicht abschaffen, so bedenke man, daß die hier ausgesezten Kinder, als verlassene, auf französischem Boden verlassene Geschöpfe, weniger der Stadt Lyon, als ganz Frankreich angehören. Die Kosten sämmtlicher Findelhäuser sollten nicht von den Städten getragen werden, wo sie zufällig errichtet sind, wo aber die Kinder aus allen Departements aufgenommen werden, sondern von ganz Frankreich. Wie hoch glauben Sie, daß sich ein Jahr im's andere nur der Lohn für die Ammen beläuft? auf 435.000 Fr. Man ist gewaltig im Irrthum, wenn man glaubt, unsere Spitäler seyen reich und sie besizen ein ordentliches, mit ihrer Ausgabe in Verhältniß stehendes Einkommen; das Gleichgewicht zwischen ihrer Einnahme und Ausgabe wird nur durch außerordentliche Beiträge und Sammlungen in der Stadt und im Departement hergestellt. Alle Ersparniß und alle Reduktionen werden nichts helfen, wenn man den Hospitälern die Findelkinder nicht abnimmt; da liegt die ganze Frage über den künftigen Zustand unserer Wohlthätigkeitsanstalten. Die Zahl dieser armen Kleinen beläuft sich über zwölftausend.

Die beiden Lyoner Hospitäler verpflegten im Jahr 1831 nahe an 30,000 Menschen. Die Mittelzahl der im Hotel-Dieu aufgenommenen Kranken ist 1058, die jährlich 520.000 Franken kosten. Die tägliche Ausgabe für jeden Kranken beläuft sich auf 1 Fr. 37 C., und im Lauf des ganzen Jahrs auf 29 Fr. 94 C. Es wäre leicht möglich, die tägliche Ausgabe auf 1 Fr. 25 C. zu verringern. Bei der Charité ergeben sich ganz andere Resultate. Die da im Jahr 1827 aufgenommenen und von der Anstalt verpflegten 10.207 Kinder kosteten jährlich 699.556 Fr. (Im Jahr 1824 betrugen die Kosten 30.719 Fr. weniger, und seit 1827 haben sie sich beiläufig um dieselbe Summe vermehrt.) Die täglichen Kosten der im Hospiz selbst verpflegten Kinder, Schwangern und Ammen beliefen sich auf 1 Fr. 15 C.; jedes auf dem Land verpflegte Kind kostete dagegen täglich nur 18 C. Die Sterblichkeit der Greise ist 1 von $3\frac{66}{100}$, die der Incurabeln 1 von $7\frac{10}{100}$, die der Soldaten 1 von 31. Die Sterblichkeit der Findelkinder wird sorgfältig geheimgehalten. Gutunterrichtete und Sachkundige behaupten, sie betrage in der Regel 1 von $1\frac{60}{100}$, also mehr als die Hälfte. Wenn nun hier die Hälfte dieser armen Kleinen stirbt, so fragt sich's, ob nicht Vielen ein kurzes, armseliges Daseyn erspart, oder das Leben erhalten würde, wenn gar kein Findelhaus existirte und dadurch die Mädchen zu besserer Sitte und die Mütter zu eigener Ernährung ihrer Kinder gezwungen würden? Doch nun genug von unsern Hospitalanstalten, und vielleicht schon zu viel für Ihre Leserinnen, aber wohl nicht für diejenigen, die Lyons Zustand gründlich kennen wollen, um den ganzen Zusammenhang seiner Lage und seiner neuesten Ereignisse zu fassen.

Eng und beschränkt ist unser geistiges Leben, nach seinen drei Haupteinrichtungen: Wissenschaft, Literatur und Kunst, wenn man es mit dem in Paris zusammenhält, das in dieser Beziehung eine Welt gegen Lyon genannt werden kann, so wenig ihm auch in höherer menschlicher und philosophischer Rücksicht diese Benennung gebührt. Vor den Julius- und Augustereignissen hielt unsere Censur auch das Wenige nieder, was sich geistig hier aufrichten wollte, es war nicht einmal erlaubt, historische Sätze zu wiederholen, wenn sie der herrschenden Parthei nicht gefielen. Morin, der ehemalige Redakteur des Précurseur, hatte kaum in einer kleinen Schrift an das despotische Wort des Despoten Ludwig XIV.: „der Staat, das bin ich," erinnert, so wurde er zu einer Geldstrafe und der Herausgeber der Schrift zum Gefängniß verurtheilt. Kaum aber war die Regierung Karls X. vorüber, so begann ein anderes Uebel, die Einseitigkeit, Eitelkeit, Ungerechtigkeit und Lügenhaftigkeit der liberalen Presse. Der Précurseur versprach feierlich: „ich will unabhängig seyn von aller Regierung, von allen Behörden und von aller Coterie; meine Opposition soll gemäßigt und mein Beifall gewissenhaft seyn; ich will Fortschreiten ohne Unordnung und stürmische Uebereilung, ich werde Korrespondenzen im verschiedensten Sinn, von der abweichendsten Farbe mittheilen und dadurch jeder Meinung das Wort gönnen."

(Die Fortsezung folgt.)

Charade.

1. 2.

Wir sind dem Menschen freundlich zugegeben,
Wir lehren erst ihn, was es heißt: l e b e n.
Doch wehe, wenn Natur das ihm verbeut,
Weh! wenn er uns gewählt, und dann bereut!

3.

Ich werf' ihn aus der selbsterkornen Sphäre,
Und wenn er auch noch dreimal klüger wäre;
Ich unterschlage selbst des Stärksten Bein,
Ja, durch mich hört er auf ein Mensch zu seyn.

1. 2. 3.

Wer aber mich noch nie in seinem Leben
Gefühlt, ihn kann das Glück noch höher heben;
Denn ich entrück' ihn jeder Spur von Schmerz
Und fülle ganz mit Seligkeit sein Herz.

J. G. M.

Beilage: Kunstblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 31.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 6. Februar 1832.

Das ist der Liebe heil'ger Götterstrahl,
Der in die Seelen schlägt und trifft und zündet;
Da ist kein Widerstand und keine Wahl.

Schiller.

Das weibliche Herz.

„Die Liebe ist die Lebensgeschichte des Weibes," ist ein alter, aber wahrer Spruch. In die große Lotterie setzt sie ihr ganzes Lebensglück ein, und zieht sie einen Treffer oder eine Niete, der Wurf für das Leben ist gethan. Wenn ich ein junges Mädchen vor mir sehe, von dessen Geschichte noch das erste Kapitel zu schreiben ist, bilde ich mir oft in Gedanken den wahrscheinlichen Gang dieser Geschichte aus, und fühle reges Interesse für die Heldin, oder inniges Mitleid mit ihr, je nachdem der Roman in meiner Phantasie einen Ausgang nimmt. Es gibt in der That wenig anziehendere Gegenstände der Betrachtung, als ein junges Mädchen auf der Lebensstufe, wo das leise Flüstern ihres Herzens ihrem Benehmen bereits einen gewissen Grad von Bewußtseyn gibt, wo jene Liebesempfänglichkeit, jene Sehnsucht, die ihr ganzes Wesen durchdringt, sich noch nicht auf einen Gegenstand konzentrirt hat. Die flüchtige Phantasie eines Tags, einer Woche gleitet vielleicht über die Oberfläche ihres Geistes hin, ohne mehr Eindruck zu hinterlassen, als die Wolken, welche ihre Schatten auf den See werfen und vom Winde vorübergetrieben werden. Aber wenn ihre Stunde kommt, wenn alle Gefühle des jungen, feurigen Gemüths in den Wirbelwind der großen Leidenschaft gerathen, mit einem Wort, wenn sie liebt, dann liegt hohe Verantwortlichkeit auf dem Manne, der diese Gefühle geweckt hat; denn das Glück oder das Unglück eines Geschöpfs ist in seine Hand gegeben, vielleicht das Wohl oder Weh einer unsterblichen Seele. Gewiß hängt von dem Wesen dieser ersten Neigung nicht blos das äußere Schicksal, sondern der persönliche Charakter und die ganze Richtung für das Leben ab. Wenn das Weib in ihrer Jugend ihr Herz dem Geliebten übergibt, gibt sie die Leitung und Lenkung ihres ganzen Wesens an ihn ab; sie wird, was ihm aus ihr zu machen beliebt; sie ist nicht mehr frei, sie mag sich sträuben, wie sie will, sie ist in des Fuchses Kralle. Ja, diese Metapher paßt nur zu gut auf jene jungen Geschöpfe, welche, geblendet durch die Schönheit ihres Gefieders, zu sehr vertrauend auf die Stärke ihrer Schwingen, der mütterlichen Obhut entfliegen und in die Gewalt derjenigen fallen, die nur zu oft so listig und mitleidslos sind, wie Reineke selbst.

Und doch scheint es seltsam, daß Dinge der Art sich so oft ereignen können; denn alle Sophisterei, die der vollendetste Liebhaber jemals geflüstert, zerfällt in Staub beim ersten Hauch gesunden Menschenverstands. Ja, es geschah schon oft, daß ein einziges wahres, kräftiges Wort, ganz zufällig gesprochen oder gehört, das feinste Gebäude solcher Sentiments und falscher Vorspiegelungen, zu dessen Errichtung Kunst, Zeit und Mühe verschwendet ward, über den Haufen warf.

Ich lebte vor einigen Jahren in einem abgelegenen Theile Englands, wo unter meinen Nachbarn auch eine Lady mit ihrer Tochter wohnte. Die alte Lady war die Wittwe eines Offiziers in der Armee und lebte sorgen-

Digitized by Google

frei, obgleich etwas beſchränkt. Die Tochter — ja dieſe Tochter — gar oft gab ſie mir zu Betrachtungen der obigen Art Anlaß. Als ich ſie zum erſten Male ſah, war ſie etwa ſechzehn Jahre alt und eines der bezauberndſten Geſchöpfe, die man ſich denken kann. Sie war in völliger Abgeſchiedenheit und Freiheit aufgewachſen, wie der Baum im Walde. Der Ausdruck ihrer ſchwarzbraunen Augen verrieth dem Kenner, daß in ihr eine Feuerſeele wohnte, die, wenn ſie zur Zeit noch ſchlief, nur eines Gegenſtandes und einer Gelegenheit bedurfte, um zu vollem, leidenſchaftlichem Leben zu erwachen. Ihre Haut war von der blendendſten Weiße, aber ein leichtes Fleckchen hin und wieder hob die Einförmigkeit aufs Reizendſte; die üppige Fülle ihres Haars ſchimmerte wie das Gefieder auf dem Rücken des Faſans, und wenn ein ſanftes Lächeln ihren Mund umſchwebte und leichte Grübchen bildete, glänzten Zähne wie Elfenbein durch Roſenlippen. Viele werden ſagen, ich habe einen rothhaarigen, ſommerſproßigen Wildfang geſchildert; aber der Kenner der Nuanzen weiblicher Schönheit wird mich verſtehen.

Oft und viel dachte ich, die Tage der Liebe müßten für mich auf ewig dahin ſeyn, weil ich mich nicht in Fanny Capel verliebte. Ich that es nicht, wir waren aber deßhalb doch die beſten Freunde von der Welt. Ihrer Mutter Haus lag nur eine Straßenlänge von dem meinigen entfernt, und noch ſehe ich, wie Fanny, den Strohhut loſe auf den Hinterkopf gedrückt, ja oft ohne denſelben, wo dann ihr Haar nach allen Richtungen im Winde flatterte, wie eine zweite Atalanta die Straße herabtrippelte; dann ſprang ſie wohl auch mit einem Antlitz, das wie die Morgenſonne leuchtete, zu mir auf mein Arbeitszimmer, um einen Band von Racine zu borgen, oder mich um die Erklärung einer Stelle im Taſſo zu bitten. Es war ein Gemüth, für die zarteſten Töne geſtimmt; Alles kam darauf an, wie ſie angeſpielt wurden. Deutlich ſah man, daß es für ſie keinen Mittelweg gab: ihre Geſchichte konnte nimmermehr eine alltägliche, ſie mußte entweder im höchſten Grade glücklich oder unglücklich werden; und oft, wenn ich in das reine, liebliche Antlitz blickte, beſiel mich faſt peinliche Beſorgniß für ihr künftiges Schickſal.

Die Zeit nahte, wo ſich dieſes für immer entſcheiden ſollte, und ich war, unwiſſend, gewiſſermaßen das Mittel dazu. Ich befand mich einige Tage bei einem Edelmann, der etwa vier Meilen von mir wohnte, da traf ich einen alten Univerſitätsfreund, den ich ſeit ſechs oder ſieben Jahren nicht mehr geſehen hatte. Ich lud ihn ein, mit mir nach Hauſe zu kommen, und er kam.

Sir Edward Vernon — dieß war ſein Name — ſtand damals in der Blüthe der Männlichkeit, und ſeine großen perſönlichen Vorzüge wurden durch das Gepräge von Bildung und hoher Intelligenz, den ächten Gürtel männlicher Schönheit, bedeutend gehoben. Sein Vater war noch nicht lange todt; Vernon hatte als Attaché bei einer Geſandtſchaft einige Jahre im Auslande zugebracht; dieß gab ſeinen Manieren den Stempel der vollendetſten Bildung, ohne jene konventionelle Abgeſchliffenheit, welche der junge Mann nur zu oft erhält, der ſich ausſchließlich in den Londoner Cirkeln umgetrieben hat. Uebrigens hatte er auch nichts von der diplomatiſchen Eiskälte an ſich; ſeine Gefühle waren lebendig, und er ſprach ſie mit Wärme und Gewandtheit aus. Seine Erziehung hatte das Feuer ſeines Temperaments gedämpft, aber nicht erſtickt. Dieß war der Mann, den das Schickſal dazu beſtimmt hatte, Fanny Capels Herz zu gewinnen. Sie ſahen ſich zum erſten Male in meinem Hauſe in großer Geſellſchaft. Die Unterhaltung drehte ſich um die Angelegenheiten des Kontinents, und Vernon ward um ſeine Meinung befragt. Er intereſſirte ſich in hohem Grade für die Sache und ſprach ſich ſehr lebhaft und kräftig aus. Zufällig fiel, während er redete, mein Auge auf Fanny. Je weniger ſie an geſellſchaftlichen Zwang gewöhnt war, deſto deutlicher war die Bewunderung, mit der ſie dem Sprecher zuhörte, auf ihrem ausdrucksvollen Geſichte zu leſen. Ihr Kopf neigte ſich unmerklich zurück, ihre Augen waren ſcharf auf Sir Edwards Geſicht geheftet, und ihre Lippen nahmen jenen Ausdruck an, der die geſpannteſte Aufmerkſamkeit verräth. Als Vernon ein ſchönes, gefühlvolles Wort ſprach, flammte ihr Auge, und ein Lächeln des Beifalls flog gleich einem Wetterleuchten über ihr Geſicht. Als er aufhörte zu ſprechen, ruhte ihr Blick noch eine Zeitlang auf ihm, als wollte ſie ſich einen Charakter auszeichnen, deſſen erſter Eindruck auf ſie ein ſo günſtiger geweſen war, und als ſie ſich abwandte, konnte ich bemerken — ſie ſelbſt wußte wohl nichts davon — wie ſich ein leiſer Seufzer aus ihrer Bruſt ſtahl. Es war der erſte, den er ihr entlockte; wollte Gott, es wäre der lezte geweſen!

(Die Fortſetzung folgt.)

Aſtronomiſche Miszellen.

Zu wiſſen, ob das Jahr, in das wir eingetreten ſind, für die Menſchheit ein ſegensreiches oder unheilvolles ſeyn wird, iſt Niemand gegeben; das aber wiſſen wir gewiß, daß es ein Glücksjahr iſt für den Aſtronomen und jeden, der aus Liebhaberei das Treiben am Himmel mittelſt eines Fernrohrs beobachtet. Das Jahr 1832 wird folgende Erſcheinungen bringen: Sieben Bedeckungen von Planeten durch den Mond, nämlich vier des Saturns, eine der Venus, eine Merkurs und eine des Uranus; drei Bedeckungen von Sternen erſter Größe, nämlich zwei des Aldebarans und eine des Regulus, einen Durchgang des Merkurs durch die Sonnenſcheibe,

das Verſchwinden des Saturnsringes und die Rückkehr zweier Kometen.

Der erſte Komet, der dieſes Jahr zum fünften Mal ſeit ſeiner Entdeckung erſcheint, iſt der unter dem Namen des Enkeſchen bekannte; er kehrt jedesmal in ungefähr 1212 Tagen wieder. Er wird am 3ten Mai durch das Perihelium gehen und dann der Sonne am nächſten ſtehen, nämlich 5,934,000 geogr. Meilen von ihr entfernt ſeyn. Am 24ten Juni ſteht er an dem der Erde am nächſten gelegenen Punkte ſeiner Bahn; er iſt dann nur 4,674,700 Meilen von uns entfernt. — Der zweite Komet, der dieſes Jahr wieder erwartet wird, iſt der ſogenannte Bielaſche Komet, der eine Periode von 2445 Tagen hat. Es iſt dieß der Schwanzſtern, der der Welt ſo unnöthigerweiſe Angſt gemacht hat, indem man den Umſtand, daß er die Erdbahn ſchneidet, falſch verſtand und meinte, er werde mit der Erde zuſammenſtoßen. Daß ein Komet mit der Erde zuſammentrifft, iſt allerdings nichts Unmögliches; nimmt man aber an, es ſchneide jährlich ein Komet von der Größe des Erdballs die Erdbahn, ſo kann man zweitauſend dreihundert einundzwanzig Millionen gegen eins wetten, daß er und die Erde nicht zuſammenſtoßen werden, womit freilich ſo viel wie nichts geſagt iſt. — Dieſer Komet wird am 27ten September durch das Perihelium gehen; er befindet ſich dann am nächſten bei der Sonne und iſt 15,150,000 Meilen von ihr entfernt; am 7ten Oktober kommt er der Erde am nächſten und iſt dann 9,526,450 Meilen von uns entfernt. Unter allen bekannten Kometen, deren Entfernung gemeſſen worden, kamen die von 1680, von 1684 und 1826 der Erde am nächſten; der erſtere, der ſich am meiſten von allen näherte, war einmal nur 90,000 Meilen entfernt, was nicht ganz noch einmal ſo weit iſt, als der mittlere Abſtand des Monds von der Erde, und dennoch gab ſich hienieden nicht die geringſte Veränderung kund.

Der Enkeſche und der Bielaſche Komet, welche zu den teleſcopiſchen gehören, werden ohne Fernrohr nicht ſichtbar ſeyn. Indeſſen wird das Jahr 1835 die Neugierigen, welchen keine aſtronomiſchen Werkzeuge zu Gebot ſtehen, ſchadlos halten. In dieſem Jahre kommt nämlich der große Halleyſche Komet wieder, deſſen gegenwärtige Periode 27,997 Tage beträgt. Dieſer Stern, der der Erde in den Jahren 1456, 1531, 1607, 1682 und 1759 in herrlichem Glanze erſchien, wird im Jahr 1835 nicht minder prachtvoll auftreten. Er iſt in ganz Europa ſichtbar; er geht um den 7ten November durch das Perihelium, und etwas vor dieſer Zeit und einen ganzen Monat nachher iſt ſein Glanz am ſtärkſten und ſein Schweif am größten. Dieſer Komet, der ſchon mehr als einmal die Völker mit Entſetzen erfüllte, iſt noch ſchöner und merkwürdiger, als der von 1811, deſſen ſich Viele noch mit lebhafter Freude erinnern.

Die Chineſen ſind das einzige Volk, in deſſen Geſchichtsbüchern ſehr alte aſtronomiſche Beobachtungen aufbewahrt ſind, die uns von einem wiſſenſchaftlichen Nutzen ſeyn können. In ihrer Chronologie werden die erſten bekannten Finſterniſſe angeführt. Es ergibt ſich daraus deutlich, daß bereits zu Yaous Zeit, über zweitauſend Jahre vor unſerer Zeitrechnung, die Aſtronomie in China getrieben wurde, und zwar als Grundlage religiöſer Ceremonien. Die Abfaſſung des Kalenders und die Beſtimmung der Finſterniſſe waren hochwichtige Gegenſtände, die eigends einer Geſellſchaft von Gelehrten anvertraut waren. Die Chineſen beobachteten, zu Beſtimmung des Sonnenſtandes, die Meridianſchatten zur Zeit der Solſtitien; die Zeit maßen ſie mit der Waſſeruhr; den Stand des Mondes beſtimmten ſie nach den Sternen bei den Finſterniſſen. Ja die Chineſen kannten Inſtrumente zu Meſſung der Winkeldiſtanzen der Geſtirne. Sie entdeckten damit, daß das Sonnenjahr etwa einen Viertelstag länger iſt als 365 Tage. Ihr Jahr begann mit dem Winterſolſtitium. Um das Mondsjahr mit dem Sonnenjahr in Uebereinſtimmung zu bringen, nahmen ſie die Periode von achtzehn Sonnenjahren an, welche juſt 233 Mondsmonaten entſpricht; es iſt dies dieſelbe Methode, welche Calypus bei den Griechen einführte. Da die Mondsmonate in China abwechſelnd neunundzwanzig und dreißig Tage lang waren, ſo zählte ihr Mondsjahr dreihundert vierundfünfzig Tage, und war alſo um eilf ein viertel Tag kürzer als das Sonnenjahr; wenn dieſer Unterſchied die Länge einer Mondsperiode erreichte, ſo ſchoben ſie in das Jahr einen Monat ein. — Den Aequator hatten ſie in zwölf unbewegliche Zeichen getheilt, und in achtundzwanzig Conſtellationen, nach denen ſie die Solſtitien ſehr genau beſtimmten. Statt des Jahrhunderts hatten ſie einen Cyclus von ſechszig Jahren, und ſtatt der Woche einen Cyclus von ſechszig Tagen; die im ganzen Orient übliche Woche, oder der kleine Cyclus von ſieben Tagen, war ihnen indeſſen auch ſeit den älteſten Zeiten bekannt. Den Umkreis der Erde hatten ſie ſo eingetheilt, daß die Sonne täglich genau einen Grad beſchrieb; aber die weitere Eintheilung des Grads, des Tags, des Gewichts und alles gemeinen Maßes geſchah nach dem Dezimalſyſtem, und dieſes Syſtem hat ſich in China in einer viertauſendjährigen Praxis erprobt.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Zeitgemäße Luftballeten.

Nach den Feſten zu urtheilen, die ſeit Anfang des Jahres gegeben werden, will man dieſes Jahr fröhlicher zubringen, als das vorige; nicht als ob es im Jahr 1831 den Pariſern an Luftballeten gefehlt hätte; es müßte eine ge-

Digitized by Google

waltige Umwälzung in den Sitten, Gebräuchen und Gewohnheiten der Bewohner dieser Hauptstadt vorgehen, wenn sie nicht hundert Gelegenheiten auffänden, um sich zu belustigen, und bei der großen Freiheit, deren man jetzt genießt, fehlt es daran noch weniger als sonst. Wer nicht tanzen will und die Musik nicht liebt, braucht ja nur ins Theater zu gehen, um ein Stück aufführen zu sehen, das man anderswo bei Strafe der Verbannung, der Einkerkerung und vielleicht gar der Güterkonfiskation nicht spielen ließe, oder er kann sich an der Menge der Tageblätter ergötzen, die Alles frei vom Herzen wegsagen, oder er kann ein Stündchen zur Kurzweil in einer St. Simonistischen Versammlung zubringen, oder neue Memoiren lesen, woran es nie zu fehlen pflegt, u. dgl. mehr. Plagt ihn die Menge des Geldes und wünscht er, dasselbe auf eine schnelle Art loszuwerden, so steht der Salon des étrangers mit vortrefflicher, das heißt dem Anschein nach glänzender Gesellschaft für ihn offen, und er kann hier in einem Abende seinen Beutel durch rouge et noir bis zum Grunde ausleeren. Und gehört er zu der sogenannten schönen Welt, worin es jedoch manchmal häßlich aussieht, oder hat diese schöne Welt Ursache, sich ihm gefällig zu zeigen, so kann er mit den Ministern, Gesandten, ihren Frauen und Töchtern, mit besternten, bekreuzten und betitelten Leuten aller Gattung tanzen und Whist spielen; denn, wie gesagt, es wird gegenwärtig viel getanzt in den höhern Cirkeln. Heute ein Ball beim englischen, morgen beim österreichischen Gesandten, dann ein großer Ball bei Hofe und im Hintergrunde ein großer Ball beim Präsidenten des Ministerraths, Casimir Perier. Es gibt aber Leute, die sich durch dergleichen Lustbarkeiten nicht stören lassen und das Betragen der tanzenden großen Herrn beständig mit vieler Freimüthigkeit beleuchten, ohne sich an die vielen Bälle zu kehren, womit sie einander die Sinne berauschen; während man bald in diesem, bald in jenem Hotel zu einer großen Festlichkeit Anstalten trifft, fragen diese Verwegenen: wer zahlt die Kosten dieser Lustbarkeit? etwa das Volk wieder? Ach, ihr Großen und Mächtigen, habt Mitleiden mit dem Volke und saugt es nicht so unbarmherzig aus; Handel und Gewerbe liegen nieder; Alles schwebt in banger Ungewißheit wegen der Zukunft; tanzt, so viel ihr wollt, aber bürdet dem Volke keine neuen Lasten auf. Es erscheint ein Journal, la Carricature, das wegen der beigelegten lithographirten Zerrbilder merkwürdig ist, denn diese sind zuweilen mit Witz ausgedacht und geistreich dargestellt. Ich sage zuweilen; denn in diesem Fache ist man nicht immer gleich erfinderisch, und zuweilen verfällt man ins Läppische. Auf einem der letzten Blätter dieses Journals hat man einen Mann dargestellt, an dessen Gesichtsbildung man sogleich den Minister Perier erkennt. Er bürdet einem Lastträger, der hier der Repräsentant des Volkes ist, ungeheure Lasten auf, unter denen der arme Kerl fast niedersinkt; auf den Lasten stehen die Namen verschiedener starken Auflagen geschrieben; zu gleicher Zeit reicht derselbe Mann mit einer Art von Eleganz einem Herrn, den man nur von hinten sieht, aber an seinem Backenbart sogleich für den König erkennt, einen ungeheuren Sack, worauf Civilliste geschrieben steht, und den jener Herr hastig annimmt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lyon, Januar.

(Fortsetzung.)

Die Zeitungsliteratur. Der Volksunterricht.

Bei diesen schönen Versprechungen des Précurseur ist es geblieben; denn die Redaktion hat bald eingesehen, daß Frankreich noch nicht reif ist für eine gute politische Zeitschrift, und es auch so lange nicht seyn wird, als dort Partheisinn und politischer Coteriengeist über Wahrheit und Recht herrschen, und daher eine Zeitung nothwendig Einer Parthei dienen und schmeicheln muß, um bei ihr Abnahme zu finden, denn die andern Partheien lesen sie nicht, wenn sie auch noch so trefflich wäre. So mußte auch der Précurseur dem Pariser Constitutionnel und Seinesgleichen nachstreben; darum fand man bald in ihm die Menge schöner, stolzer, eitler und aufgeblasener Phrasen, die Unkenntniß und Verachtung anderer Völker und Regierungen, die Gemeinplätze und die unverständige Opposition gegen seine Regierung, welche den Pariser Mustern einen so großen Ruf bei der zahlreichen, unwissenden oder wenig unterrichteten Menge verschafft, der schöne Worte mehr als richtige Ideen, Phrasen mehr als Wahrheit gelten, welche die Journalbehauptungen lieber gleich annimmt und in ihrem Cirkel als Glaubenssätze wiederholt, als genau darüber nachdenkt, die Angaben ruhig und besonnen prüft und auch die Meinung anderer Journale anhört. Wer möchte dies aber den so gern auf der Oberfläche bleibenden, nach Schall und Farbe urtheilenden Franzosen zumuthen, die hier mit kleiner Verschiedenheit sind, wie in Paris? Sehr lobenswerth war die Idee eines neuen Journals, genannt le pauvre Jacques Lyonnais, das größtentheils für unsere vielen Arbeiter und unbemittelten Leute bestimmt war und besonders dazu dienen sollte, dem hier so furchtbar eingerissenen Wucher zu steuern und bessere Gefühle unter diese rohen und ununterrichteten Menschen zu bringen, auch sie wo möglich zu bessern Sitten heranzuerziehen. Zu alle dem ist aber ein Wochenblatt zu schwach, wenn es auch noch so gut geschrieben und redigirt ist. Darum ging der pauvre Jacques bald nach seinem Erscheinen zu Grabe und wurde überdies noch von den rohen Leuten ausgelacht. Hätte er ihnen von Lapalien gesprochen und brav Zoten und schlechte Witze gemacht, so würde er in Aufnahme gekommen seyn und Abnehmer in Menge gefunden haben. Eine Zeitschrift, die in unserm Land nicht den Leidenschaften huldigt und predigt, kann sich nicht halten und wird als abgeschmackt und altväterisch verspottet.

Dies führt mich auf die Erziehung der untern Klasse auf dem Land, ehe sie zu weiterm Verderben in die Stadt kommt. Davon haben Sie in Deutschland Gottlob keinen Begriff. Es wäre lächerlich und komisch, wenn es nicht so traurig wäre, die Volkserziehung nicht allein in unserm Rhonedepartement, sondern im ganzen Innern Frankreichs manipuliren zu sehen. Betrachten wir erstlich die Schullehrer. Bei uns — nahe bei der zweiten Stadt des Königreichs — kommen sie im Herbst aus dem Hochland, von den Alpen herunter, zu gleicher Zeit mit dem lieben Vieh; diese Präceptoren heißen beim Volke Briançonnais. Sie haben einige mechanische Kenntniß vom Lesen und Schreiben, im letztern sehr dürftig und beschränkt, desgleichen von den vier Rechnungsspecies, weniger man es je doch nicht genau nehmen muß. Alles dies lehren sie in einem furchtbar rauhen Dialekt, der dadurch auf die Kinder übergeht. Es muß einer recht geschickt seyn, wenn er ihre häßliche Schrift lesen will. Von der Anwendung der Rechenkunst auf das tägliche Leben und auf das Bedürfniß der Haus- und Landwirthschaft ist nicht die Rede. Wenn nun die Kinder sechs bis sieben Winter bei ihnen in die Schule gegangen sind, wo sie im Spätfrühling, Sommer und Frühherbst immer wieder vergessen, was sie im Winterkursus lernten, so haben sie es zu einer fast unverständlichen Sprache, zu einer rohen, unleserlichen Schrift und zu einigen Rechnungsregeln gebracht, die sie gar nicht benützen können.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 32.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 7. Februar 1832.

Wärez. Sieh, wir wiſſen Rath zu ſchaffen,
Haben Muth und haben Glück.
Lucinde. Ohne Freund und ohne Waffen,
Armes Mädchen, welch Geſchick!

Goethe.
Claudine von Villa Bella.

Entführung einer Griechin zu Smyrna.

Ein Beitrag zur Kenntniß des griechiſchen Charakters.

Es war eines meiner Lieblingsſtudien im Orient, bei jeder Gelegenheit zu erforſchen, ob ſich bei den jetzigen Griechen etwas vom Charakter, den Sitten, den ſchönen Formen der alten Hellenen erhalten habe, und das Reſultat war in den meiſten Fällen: ja, es ſind noch dieſelben, im Guten wie im Schlimmen, in den Geſinnungen und Leidenſchaften, welche die Schande der Menſchheit, wie in denjenigen, welche ihr Stolz und ihr Triumph ſind. Die folgende Geſchichte, welche ſich im Mai 1831 zu Smyrna zutrug, erinnert im Kleinen an ein berühmtes Ereigniß, das vor mehr als 2000 Jahren ganz Griechenland auf die Beine brachte, und bei den Unruhen wegen eines Kammermädchens denkt man an die Geſchichte von Menelaus berüchtigter Gemahlin.

Die Frau eines zu Smyrna etablirten engliſchen Kaufmanns, katholiſcher Religion, hatte ein griechiſches Mädchen von der Inſel Cerigo in ihren Dienſt genommen. Das Mädchen war jung und hübſch und beſaß die den griechiſchen Landleuten, ſelbſt denen der unterſten Klaſſe, eigenthümliche Grazie. Sie war überdieß ſehr dienſtwillig, verſtändig, folgſam und hatte ſchon nach wenigen Monaten ſich in der Gunſt ihrer Gebieterin feſtgeſetzt. Indeſſen beſchloß der Kaufmann, wieder nach Konſtantinopel zu ziehen, und traf bereits Anſtalten zu einer Abreiſe; da warf ſich eines Tags die ſchöne Cerigotin, welche bereits im Hauſe geklagt hatte, wie ſie von ihrer Familie verfolgt werde, und man ſie zwingen wolle, einen Menſchen zu heirathen, den ſie verabſcheue, ihrer Gebieterin zu Füßen und bat ſie mit einem Thränenſtrome und unter kläglichen Seufzern, ſie mit nach Konſtantinopel zu nehmen und ſie einer Verbindung zu entziehen, welche ſie für ihr ganzes Leben unglücklich machen müßte. Da Frau S. ſich zu bedenken ſchien, überließ ſich das Mädchen plötzlich der höchſten Verzweiflung, ſchlug ſich ins Geſicht, wälzte ſich auf dem Boden und ſchwur, wenn ihre Gebieterin ſie nicht behalte, ſo ſtürze ſie ſich in die See, weil ſie ſonſt kein Mittel wiſſe, der Verfolgung der Ihrigen zu entgehen. Frau S. that, was jede an ihrer Stelle gethan hätte: ſie erlaubte, mit Bewilligung ihres Gemahls, Katinka, ſo hieß die junge Griechen, ſie nach Konſtantinopel zu begleiten. Das Mädchen äußerte nun ihre Freude und Dankbarkeit ſo leidenſchaftlich als vorhin ihren Schmerz; ſie küßte ihrer Gebieterin Hände und Füße und ſchwur, ſie wolle fortan ihre Sklavin ſeyn und ihr dienen ihr Lebenlang.

Die ſchöne Cerigotin hielt ihren Entſchluß vor ihrer Familie geheim, und dieſe ahnete nichts; nicht lange aber, ſo kam es durch andere Bediente aus, Madame S. gehe nach Konſtantinopel und Katinka begleite ſie. Auf dieſe Nachricht kam ihre Mutter in das Haus und forderte unter Schimpfen und Drohen ihre Tochter. Gerührt vom Schmerze, den die Frau äußerte, wollte Madame S. ihr Verlangen erfüllen, wenn ſie feierlich verſpräche, daß

von der Heirath keine Rede mehr seyn solle; aber die alte Frau verlangte nicht nur die Auslieferung ihrer Tochter, sondern schwur auch, Katinka solle und müsse den Mann heirathen, den die Familie ihr zudenke. Der Eigensinn der Frau bestärkte Madame S. nur noch mehr in ihrem Entschluß; sie sprach dem Mädchen Trost ein, das zitternd und weinend der Entscheidung ihres Looses entgegensah, und man befahl der Mutter, sogleich das Haus zu verlassen. Sie gehorchte, aber im Hausgang wandte sie sich gegen Madame S. und ihre Tochter um; sie war todtbleich, ihre Augen rollten, sie hob die Arme gen Himmel und stieß die gräßlichsten Verwünschungen gegen das Haus und ihre Tochter aus.

Von nun an wagte Katinka nicht mehr auszugehen; sie glaubte sich sicher im Hause, denn in der ganzen Levante sind die Wohnungen wohlhabender Franken fast wie heilige Orte angesehen. Indessen kam der Tag der Abreise herbei; alles Gepäcke war eingeschifft, die Zimmer standen völlig leer; Madame S. war mit ihren Kindern bereits im Hafen; ihr Mann und drei Bekannte von ihm unterhielten sich lebhaft, und Katinka harrte mit der übrigen Dienerschaft des Befehls, sich an Bord des Schiffes zu begeben; da machte plötzlich ein langes, gräßliches Geschrei dem Gespräche ein Ende, und die Engländer sahen Katinka mit wilden Blicken in den Corridor stürzen. „Mein Bruder!“ schrie sie, „meine Verwandte! sie belagern das Haus!“ stürzte die Treppe hinab, schloß die Thüre, kam rasch wieder herauf, warf sich mit einem Thränenstrom und gerungenen Händen den Engländern zu Füßen und flehte um ihren Schutz.

Die Häuser der Franken in Smyrna sind alle nach demselben Plane gebaut. Die Thüre gegen die Straße, welche gewöhnlich bei Tage offen steht, führt in einen geräumigen Hof, und an einer Seite dieses Hofs liegt das Hauptgebäude. Die innere Thüre, welche gleichfalls bei Tag offen steht — denn von Furcht vor Dieben weiß man nichts — führt zu einer Treppe, und diese zu einem Corridor, auf welchen sämmtliche Zimmer ihren Ausgang haben, wie die Zellen in einem Kloster. Von hier aus sah der Engländer den Hof seines Hauses voll bewaffneter Griechen, welche mit gräßlichem Geschrei Einlaß oder Katinkas Auslieferung verlangten. Ohne Antwort abzuwarten, machten sich die Rasenden daran, die Thüre aufzubrechen; weil sie aber mit Eisen beschlagen und fester war, als die Thüren in Smyrna gewöhnlich sind, so machte ihnen dieß viel zu schaffen. Da betrat eine junge Griechin, die Tochter der Amme der Frau S., die gar nicht wußte, was vorging, den Hof, ein Kind ihrer Schwester auf dem Arm. Plötzlich stürzte einer der Cerigoten auf sie zu, wie ein Tieger auf seine Beute, riß ihr das Kind weg, hob es mit einem Arm über den Kopf, schwang in der andern Hand einen breiten Dolch, und drohte, das arme Geschöpf auf der Stelle umzubringen, wenn man die Thüre nicht öffnete. Man denke sich die Mutter, die dieß mit ansah; sie flog ihrem Kinde zu Hülfe und öffnete die Thüre.

Im Augenblick erschienen dreißig Cerigoten, sämmtlich mit Dolchen oder Yagatans bewaffnet, mit bloßen Armen, aufgebundenen Haaren, schäumend vor Wuth, im Corridor, und wie es den vier Engländern, welche nicht einmal Stöcke zu ihrer Vertheidigung hatten, zu Muthe war, läßt sich leicht denken. Ehe sie sich besinnen konnten, sahen sie sich von den Insulanern umringt, die ihnen die Dolche auf die Brust sezten und ihnen mit dem Tod drohten, wenn sie Katinka nicht auf der Stelle auslieferten. Was wollten sie machen? Die Cerigoten waren völlig Meister des Hauses; S. sagte ihnen daher, sie können suchen und das Mädchen fortnehmen, sollen aber wohl bedenken, was für Folgen der seinem Hause angethane Schimpf für sie haben könne. Ohne auf diese Warnung zu achten, zerstreuten sie sich alsbald im Hause, um Katinka zu suchen, schwangen ihre Schwerter und stießen die gräßlichsten Verwünschungen aus. Während das Haus von ihrem Wuthgebrülle wiederhallte, eilten zwei der Engländer, welche sich durch das Malerische dieses Auftritts für die Gefahr, welche sie dabei liefen, nicht hinreichend entschädigt glaubten, die Treppe hinab, um Hülfe zu holen. Als sie aber an die Thüre gegen die Straße kamen, blitzten ihnen Dolche entgegen; ein Theil der Cerigoten hielt den Ausgang besezt; sie mußten also unter gräßlichen Drohungen und Flüchen der Erbitterten den Rückzug antreten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das weibliche Herz.

(Fortsetzung.)

An jenem Abend wurde Vernon ihr nicht vorgestellt; allein er war ein zu guter Kenner und ein zu großer Bewunderer der Schönheit, als daß sie ihm nicht hätte auffallen sollen. Er fragte mich nach ihr. Ich muß gestehen, es war mir nicht ganz wohl bei der Sache, nach der Bemerkung, die ich gemacht hatte; denn so geeignet Vernon war, die Neigung eines liebenswürdigen Weibes zu gewinnen, so wenig Wahrscheinlichkeit hatte es, daß er sie erwiedern würde. In den Ansichten der großen Welt über diesen Punkt auferzogen, war er sein Lebtag gewesen, was der Franzose ein enfant gâté des dames nennt, und weniger als irgend ein Mann dazu gemacht, zu einer wilden ländlichen Schönheit, wie Fanny, eine ernstliche Neigung zu fassen. Indessen hatte er ein gutes Herz, wenn er es frei gewähren ließ, und ich fürchtete nicht, daß er seinen Vortheil über dieses arglose, unbe-

dachtsame Geschöpf benützen würde. Und ich bin überzeugt, ich lasse ihm nicht mehr als Gerechtigkeit widerfahren; ich glaube fest, er ging nicht darauf aus, ihre Zuneigung zu gewinnen; aber seine Neugierde war rege geworden durch die Eigenthümlichkeit ihrer Erscheinung, die ihm, der an die Maskencharaktere des Hofes gewöhnt war, doppelt auffallen mußte; er wollte blos ein interessantes weibliches Wesen zu seiner Unterhaltung und Belehrung analysiren. Wie gefährlich ein solcher Versuch war, leuchtet ein, und so nahm denn das Interesse, welches Sir Edward an der ländlichen Schönheit zeigte, bald einen sehr verdächtigen Charakter an. Immer führte dieser oder jener Anlaß ihn zu Mrß. Capels Hütte. Er war ein vortrefflicher Musiker, hatte die neuesten und ausgesuchtesten Musikstücke Deutschlands und Italiens bei sich; er lieh sie Fanny. Sie zeichnete gut, und er hatte alte Kunstarbeiten und moderne Zeichnungen, welche er ihr zu kopiren gab. Sie ritt häufig aus, und durch den seltsamsten Zufall von der Welt war sie nicht drei *Mal* zu Pferde, ohne daß ihr Sir Edward zwei Mal begegnet wäre. Arme Fanny! Es waren die glücklichsten Tage ihres Lebens! Mit allem Feuer ihrer glühenden Seele gab sie sich dieser neuen, überwältigenden Leidenschaft hin. Da war ein Mann, dazu geschaffen, Bewunderung und Liebe einzuflößen, schön von Person, hoch begabt an Geist, von vollendeter äußerer Bildung, und was wohl alle drei Tugenden zusammen aufwog, ein Mann, der Erfahrung und Glück bei den Weibern hatte. Ihre Neigung zu ihm wuchs mit jedem Tage, aber immer noch blieb sie von ihm unbeachtet, so daß ich glaube, es überraschte ihn wirklich, als er endlich gewahr wurde, daß er der Gegenstand der glühendsten Leidenschaft war, während er blos als Fremder, als neuer Bekannter Interesse erregt zu haben glaubte. Ich wiederhole es, ich glaube, er hatte ursprünglich keine andere Absicht; allein er wurde durch die Stärke ihrer Gefühle verwirrt und fortgerissen. Wer konnte auch die Entdeckung machen, daß er von einem solchen Wesen, wie Fanny, geliebt werde, von einem so reinen, schuldlosen Herzen, von einem Mädchen, für dessen Arglosigkeit und Reinheit gerade diese schnell auflodernde Flamme zeugte; wer konnte, sage ich, diese Entdeckung machen, ohne daß schon bei dem bloßen Bewußtseyn, daß es so war, seine ganze Seele Feuer fing? Gewiß, Sir Edward Vernon war nicht der Mann dazu. Daß ihre Neigung solche Fortschritte gemacht hatte, wußte ich zur Zeit nicht. Sie war, fürchte ich, schon zur vollen Reife gediehen, als ich sie kaum im Keime vermuthete.

Indessen beunruhigten mich Sir Edwards häufige Besuche in der Hütte; ich beschloß, der Sache mit einem Mal ein Ende zu machen, und benuzte dazu ein Geschäft, das mich nach London rief. Wir reisten zusammen nach der Stadt, und ich ward hier bedeutend länger aufgehalten, als ich erwartete; hernach reiste ich in einen entfernten Theil des Landes, ehe ich wieder nach Hause zurückkehrte.

Mehr als zwei Monate waren seit meiner Abreise verflossen. Der Juni hatte begonnen und der Sommer war früh und üppig. Ich langte um drei Uhr zu Hause an und beschloß, noch vor dem Essen nach der Hütte zu gehen, um meine Freunde zu besuchen. Mrß. Capels Wohnung verdiente diesen Namen: sie war von mäßigem Umfang und mit Stroh bedeckt; aber zu dieser Jahrszeit konnte man nichts Lieblicheres sehen. Die Wände waren mit Jasmin und Kriechpflanzen aller Art überwachsen, und der herrliche grüne Rasen davor prangte mit einer üppigen Fülle von Rosen. In das Gemach, wo sie sich gewöhnlich aufhielten, voll von Büchern, Musikalien und jenem unzähligen Allerlei, das eine Wohnung von Frauen verkündigt, führte eine Thür unmittelbar vom Garten aus. Mich des Vorrechts eines alten Freundes bedienend, hatte ich die Klinke der Gartenthür gehoben und ging, unangemeldet, gerade auf das Vorzimmer zu. Wie überrascht war ich, als ich eintrat! Fanny saß an einem Ende des Sopha's, mit ihrer Harfe vor sich, als ob sie so eben gespielt hätte. An ihrer Seite saß Sir Edward Vernon. Eine ihrer Hände lag in der seinigen; sie sprach lebhaft und schnell, ihr Kopf war auf ihre Brust herabgesunken und ihr Haar hing über Stirn und Augen, so daß ich den Ausdruck ihres Gesichts nicht sehen konnte. Auf ihrer Wange glaubte ich jedoch die Spur einer halbgetrockneten Thräne zu entdecken. Dieß war die Gruppe, auf welche beim Eintritt in Mrß. Capels Hütte mein erstauntes Auge fiel. Ich glaube, ich drückte mein Erstaunen hörbar aus, denn beide fuhren auf, und mit ihrer Ueberraschung mischte sich ein guter Theil Verwirrung. Sir Edward hatte sich zuerst wieder gesammelt, und ohne der Situation, in der ich ihn gefunden, zu gedenken, antwortete er, als ich ihm meine Ueberraschung äußerte, ihn hier zu sehen, er halte sich seit einiger Zeit bei Herrn — (dem Gentleman, in dessen Hause wir uns getroffen hatten) auf. Er sey von diesem zu einem Bogenschießen, das in Kurzem gehalten werden solle, dringend eingeladen worden. „Hm!“ sagte ich, „ich wußte nicht, daß Sie ein Freund vom Bogenschießen sind.“ — „Das bin ich auch nicht,“ antwortete er; „aber — er wollte einmal, ich solle mit ihm hingehen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Die Regierung und der Volkshumor.

Das Heft des Journals la Carricature, in welchem das angeführte Blatt nebst einem andern, das auf eine sati-

rische Art das Wappen des Königs vorstelle, enthalten war, ist mit Beschlag belegt worden. Die hiesigen Minister haben sich an die Preßfreiheit so ziemlich gewöhnt, aber an die Bilderfreiheit noch nicht; hier macht jede Anspielung sie scheu. Sie sollten doch einmal nach England gehen und sehen, mit welcher Freimüthigkeit dort die politischen Zeichner Minister und Könige behandeln. Ein Volk, das so viele Millionen zahlt, darf sich wohl das Vergnügen machen, diejenigen, die ihm den Beutel leeren, auf eine lustige Art zu karrikiren. Das ist eine Licenz, die eben so gut zugestanden werden muß, wie die poetische des Horaz. Den Vortheil, das Geld millionenweise einpumpen zu können, kann man nicht ohne einige Unannehmlichkeit genießen, und diejenige, auf einigen Zerrbildern possierlich dargestellt zu werden, ist wahrlich eine Kleinigkeit. Nun stand zwar unten auf jenem Karrikaturbilde: „Sieh', Volk, so erleichtert man deine Lasten!" was freilich eine beißende Ironie war; allein das konnte jeder, der das Blatt ansah, selbst sich denken, und es trug nichts zur Verstärkung der Satire bei. Haben denn die Herren vergessen, daß schon im Mittelalter Satiren und Zerrbilder über die drückenden Volkslasten erfunden wurden und von Hand zu Hand gingen? Der bekannte Spruch des schlauen Kardinals Mazarin: „Die Pariser zahlen; nun gut, so lasse man sie singen, was sie wollen!" war die politische Maxime eines großen Menschenkenners; es wäre auch ein bischen zu arg, wenn man die Leute wie Citronen auspressen und ihnen nicht einmal die laute Bemerkung vergönnen wollte, daß es doch hart sey, so ausgepreßt zu werden. Was zu Mazarins Zeiten eine Begünstigung war, ist in unserer Zeit ein Recht geworden, und dieses Recht benützen die Pariser auch mit vieler Freiheit. Jeden Abend können sie das Vergnügen haben, über den Graben im Tuileriengarten, den der jetzige König ziehen läßt, sich mit dem Verfasser dieser Schnurre lustig zu machen, und über die Londoner Conferenz noch obendrein. Bei den ersten Vorstellungen wurde auch über die berüchtigten Gewehre gespaßt, welche der jetzige Polizeipräfekt Gisquet aus England geholt hatte, um die Nationalgarde damit zu bewaffnen, die aber nicht viel taugten und folglich wenig oder gar keinen Schaden zufügen konnten, weßhalb man auch viel über die Unschuld dieser englischen Flinten witzelte. Allein der Polizeipräfekt, der sich getroffen fühlte, hatte nicht eher Ruhe, als bis der Auftritt mit den unschuldigen Feuergewehren weggelassen wurde, wofür sie aber desto mehr in den kleinen Tagesblättern durchgehechelt werden. Was nun jenen Graben im Garten des Tuilerienschlosses betrifft, so hat dieser an sich unbedeutende Gegenstand die Pariser beschäftigt und beunruhigt, als ob es die wichtigste Sache von der Welt wäre, und mehrere Wochen wiederholten die Tagesblätter unaufhörlich dieselben Klagen, die man auch noch in Gesellschaft aneinandersetzen hören mußte. Man hätte glauben sollen, der König wolle ihnen alle ihre Lustparteien rauben und den Tuileriengarten, der seit langer Zeit ein öffentlicher Spaziergang ist, den Bewohnern seiner Hauptstadt verschließen. Das Ganze beschränkt sich jedoch darauf, daß der König, der sich gern Bewegung macht und viele Kinder hat, ein Privatgärtchen hinter dem Schlosse haben wollte, um darin ohne Hinderniß spazieren gehen zu können. Dieß konnte freilich nur mit Schmälerung des öffentlichen Spaziergangs geschehen, und daher entstand das Murren des Volkes. Es hieß, erstlich entziehe man den Franzosen einen Spaziergang, welcher Gemeingut geworden sey, und zweitens verderbe man durch die kleinlichen Anlagen jenen Garten, der bisher als ein Meisterstück des durch seine Gartenanlagen aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. so berühmten Lenôtre gegolten hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lyon, Januar.

(Fortsetzung.)

Zustand des Unterrichts.

Diese Briançonnais unterrichten ohne Ordnung und Methode. In ihren Classen herrscht ein ewiger Lärm und ein Getös, wie auf der Straße; daher lernen auch die Kinder durchaus nichts von Anstand und Sittlichkeit bei ihnen, ja sie verlernen selbst das Wenige, was sie bei Vater und Mutter Erträgliches sehen. Hat aber ein Knabe endlich so viel gelernt, daß er leidlich lesen, schreiben und rechnen kann, so ist's ein Wunder, von dem weit und breit die Rede ist. Solchen Lehrern sind im Allgemeinen neun Zehntheile von Frankreichs Bewohnern anvertraut, und eine Gemeinde, die solche Lehrer hat, kann von Glück sagen, denn viele Tausende genossen gar keinen Unterricht und ihre Kinder wachsen ohne alle Kenntniß auf, fast wie Thiere. Diese Lehrer erhalten für ihren Unterricht 1 Fr. bis 2 Fr. 50 C. monatlich von jedem Kind; deren sind höchstens sechzig, von denen die Hälfte schon nach den ersten drei Monaten ausbleibt; im glücklichsten Fall bringt es der Schulmeister jährlich auf 600 Franken. Davon kann er unmöglich mit Frau und Kind leben, er muß sich daher noch nach Nebenverdienst umsehen; hier wird er der Spion des Pfarrers, dort Kirchner oder Sakristan, anderwärts hält er einen Kramladen oder barbirt die ehrsame Gemeinde. Nach der Ordonnanz vom 14. Februar 1850 sollte er von Rechtswegen Secretär des Maire werden; diese Herren kehrten sich aber nicht an diese Ordonnanz, und wiewohl sie größtentheils wohlhabende oder reiche Grundeigenthümer sind, so stecken sie den Gehalt des Secretärs in die Tasche und versehen selbst seine Geschäfte. Der gemeine Taglöhner, der von seiner Handarbeit lebt, verdient eben so viel und oft mehr, als der bloße Schullehrer. Dies möchte aber Alles noch seyn, und es ist auch in andern Ländern so; fast überall werden diese nützlichen und unentbehrlichen Männer nicht genug bezahlt und nicht unabhängig genug gemacht; in Frankreich aber haben sie es schlimmer als irgendwo. Durch die Abhängigkeit alles Unterrichts im Lande von der Universität, durch diesen wahren Despotismus, durch diese unerhörte Geistesclaverei, durch eine Unzahl unbestimmter und sich oft widersprechender Ordonnanzen, Reglements und Befehle wird der arme Schullehrer entsetzlich tyrannisirt und geplagt. Der Maire, der Pfarrer, das Comité des Unterrichts, die Delegirten dieses Comités, der Akademierector und die Universität haben alle das Recht der Inspektion über ihn, und sie bedienen sich dessen in der Regel nur, um die armen Schullehrer zu ängstigen und zu plagen. Durch jene Ordonnanz sollte freilich ihre Lage wenigstens in pekuniärer Hinsicht verbessert werden; in unserm Departement ist aber bis heute nichts davon in Ausführung gekommen. Die Kommunalbudgets enthalten freilich eigene Rubriken für die Wohnung und den Gehalt des Schullehrers; diese Rubriken werden jedoch nicht ausgefüllt und die Schullehrer haben nach wie vor weder Gehalt, noch Wohnung. Ist die Rede davon, eine Gemeinde außerordentlich für den Bau einer Kirche, eines Pfarrhauses oder einer Mairie zu besteuern, so ist nichts schwer und es zeigt sich keine Schwierigkeit; ein paar tausend Franken werden leicht aufgebracht; neben den armseligen Bauernhäusern erhebt sich die prächtige Pfarrwohnung oder die außerordentlich schöne und mit allem Ueberflüssigen geschmückte Kirche, als freundliche, geschmackvolle Einfalt genügte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 11.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 33.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 8. Februar 1832.

O Gott, wie kam sie fort? — O Blutsverrath!
Ihr Väter, traut nicht fürder eurem Töchtern –
Nach äußerm Thun. — Gibt es nicht Zaubersprüche,
Wodurch der jungfräuliche Mädchensinn
Vergiftet werden kann?

Shakespeare.
Othello.

Das weibliche Herz.

(Fortsetzung.)

Ich warf Edward einen tadelnden Blick zu, sprach aber nicht weiter von der Sache. Indessen hatte auch Fanny sich wieder gefaßt und hieß mich mit ihrer gewohnten Wärme und Herzlichkeit willkommen. Allein ihre Ruhe, ihre Freiheit war verschwunden, und sie schämte sich.

Ich setzte mich und ließ Sir Edward fühlen, daß ich die Absicht habe, ihn nicht mehr allein hier zu lassen. Da er sah, daß er mich nicht auswarten konnte, klingelte er nach seinem Pferde und schien entschlossen, mit mir zu Hause kein Tête à Tête haben zu wollen, da er nicht hoffen durfte, daß ich seinen Sekundanten bei Fanny machen werde. Er bestieg sein Pferd, sagte mir, er werde mich in ein Paar Tagen wieder sehen, und sprengte davon. Ich fragte nach Mrß. Capel und erfuhr, sie sey nach der benachbarten Stadt gegangen und den ganzen Morgen nicht zu Hause gewesen. Dieß wollte mir am wenigsten gefallen, denn ich mußte nothwendig auf den Verdacht gerathen, das Rendezvous, das ich unterbrochen, sey verabredet gewesen. Ich wußte nicht, was ich thun sollte. Auf so vertrautem Fuße ich auch mit Fanny und ihrer Mutter stand, so war dieß doch ein zu delikater Punkt, als daß ich mit ersterer darüber hätte sprechen können. Die Verschiedenheit unsers Alters war nicht groß genug, um einen solchen Schritt schicklich oder auch nur zulässig erscheinen zu lassen. Winke und Andeutungen konnten nur erbittern und auf keine Weise zu etwas nützen. Nachdem ich so eine Weile gesessen, verabschiedete ich mich, entschlossen, mit Vernon bei der nächsten Gelegenheit ein ernstes Wort zu sprechen. Diese Gelegenheit zeigte sich nicht. Am nächsten Morgen ward ich zu Mrß. Capel gebeten, und hörte bei meinem Eintritt zu meinem höchsten Erstaunen und Verdruß, Fanny sey mit Sir Edward Vernon entflohen.

Diesen Schritt wußte ich mir nicht zu erklären. Sir Edward war in jeder Hinsicht sein eigener Herr, und wenn Fannys Zuneigung so stark war, wie dieser Schritt zu beweisen schien, so war kein Grund vorhanden, warum er sie nicht zu seinem Weibe machen sollte. Sie war von guter Familie, und wenn ihre Glücksumstände nicht glänzend waren, so waren es dagegen die seinigen, und kein Mensch in der Welt sah weniger auf Geld, als Vernon. Er war in jeder Hinsicht ein willkommener Schwiegersohn für die Mutter. Wenn er nun die Absicht hatte, sie zu heirathen, warum sie entführen? Wenn ich nun auch voraussetzte, was ich nicht wohl konnte, Fanny habe sich dazu verstanden, ihn nicht als sein Weib zu begleiten, so hielt ich wieder Vernon einer so schwarzen That nimmermehr für fähig; und wenn ich auch bei ihm von allen Grundsätzen der Ehre absehen wollte, so mußte ich ihn doch für zu verständig halten, als daß er, der die Welt und die gesellschaftlichen Verhältnisse nur

Digitized by Google

zu gut kannte, es hätte wagen sollen, eine junge Lady von Stand zu verführen.

Mrß. Capel hatte mich rufen lassen, als Freund Sir Edward Vernons und ihres Hauses. Als Freund des erstern konnte ich wohl seine Handlungsweise richtiger beurtheilen, als der ihrige würde ich, dessen war sie gewiß, ihr auf keine Weise Hülfe und Unterstützung versagen. Von Mrß. Capel habe ich bisher noch nicht gesprochen; nicht als ob sie eine gewöhnliche Frau gewesen wäre; dieß war sie durchaus nicht. Sie war schon sehr bei Jahren, aber ihr Gesicht trug nicht nur das Gepräge großer Intelligenz, sondern zeigte auch noch Spuren ungewöhnlicher Schönheit. Diese machte sie jedoch nicht im mindesten geltend; Milde und Herzensgüte waren die Hauptzüge ihres Charakters. Sie hatte viel in der Welt gelebt, da Obrist Capel ein sehr verdienstvoller Offizier gewesen, und war eine Dame von höchst gebildetem Geschmack. Mit einem Wort, sie konnte für eines der liebenswürdigsten Muster englischer Matronen gelten.

Mrß. Capels Idol war ihre Tochter; die Lebendigkeit ihres Wesens sprach sie wegen des Kontrastes, den es mit ihrem Ernste bildete, doppelt an. Das Mädchen war seit zehn Jahren ihre einzige Lebensgefährtin, sie hatte jede Eigenschaft ihres Geistes, ihres Herzens, ihrer Persönlichkeit sich aus der schönen Knospe entwickeln und einer hoffnungsvollen Blüthe entgegenreifen sehen. Fanny dagegen betrachtete ihre Mutter fast als ein überirdisches Wesen, und allgewaltig mußte die Leidenschaft seyn, die sie bewegen konnte, eine solche Mutter zu verlassen. Aber ach! vor der Gluth und dem Glanze einer solchen Leidenschaft erbleichen alle sanftern Neigungen.

Mrß. Capel sagte mir, Sir Edward Vernon sey vor etwa einem Monate zurückgekehrt und habe seine Besuche in der Hütte erneuert. Die Aufmerksamkeit, die er ihrer Tochter geschenkt, sey in der lezten Zeit sehr auffallend geworden, auch sey ihr nicht entgangen, daß sein Einfluß auf Fanny täglich größer werde. Sie habe mit ihrer Tochter nicht gesprochen, weil sie Tag für Tag einer offenen Erklärung von Seiten Sir Edwards, den sie für einen Mann von Ehre gehalten, entgegengesehen. Verflossene Nacht habe sie mit Befremden entdeckt, daß Fanny in einem geheimen Briefwechsel mit ihm stehe. Nachdem sie einander gute Nacht gesagt, erinnerte sich Mrß. Capel, daß sie ihrer Tochter noch etwas zu sagen habe, warf den Shawl über und begab sich in ihr Zimmer. Fanny saß auf dem Bett und las einen Brief mit solcher Aufmerksamkeit, daß sie die Mutter nicht eintreten hörte. Als sie auf Fanny zutrat, schlug diese das Papier hastig zusammen und suchte es hinter sich zu verbergen. „Es war dieß," fuhr Mrß. Capel fort, „das allererste Mal, daß ich meine Tochter auf einem unlautern Schritte antraf, und ich war sehr betreten. Ich sprach mit ihr, ohne unnöthige Strenge oder Härte, jedoch in strafendem Tone. Auch war ich wirklich mehr bekümmert als ärgerlich, und Fanny schien im Innersten ergriffen. Ich beschwor sie, von aller Heimlichkeit abzustehen, sie sey in jeder Hinsicht ihrer unwürdig und ein Schritt zur Falschheit. Sie warf sich in meine Arme, sie schluchzte an meiner Brust und versprach mir, jeder heimliche Verkehr solle von nun an aufhören. Nun erst fühle ich die wahre Bedeutung ihres Tons, ihrer Blicke, in denen ich gestern nur den Ausdruck der aufgeregten Stimmung und der Reue sah. Ich bin überzeugt, ihr Entschluß war bereits gefaßt, ich hatte zu spät gesprochen. Sie rief nur: „o Mutter!" während sie sich aus meinen Armen losriß, dann mir wieder um den Hals fiel und weinte, als ob ihr das Herz brechen wollte." Die Thränen rollten bei diesen Worten auch der alten Lady über die Wangen. „Ich bin überzeugt, sie sagte mir in ihrem Herzen Lebewohl; sie wußte, daß es ihre lezte Umarmung war. O Gott!" fuhr sie im Tone des bittersten Selbstvorwurfes fort, „hätte ich doch früher mit ihr gesprochen! vielleicht wäre mein Kind gerettet worden! Es war mißverstandene Nachsicht von meiner Seite; ich wollte ihr und mir einen augenblicklichen Schmerz ersparen, und habe sie auf ewig zu Grunde gerichtet!" Die Gemüthsbewegung ließ die arme Mutter nicht weiter sprechen, sie verfiel in krampfhaftes Schluchzen. Ich suchte sie zu trösten, aber sie schüttelte traurig das Haupt. Ich fragte sie, ob sie den Brief gelesen habe, bei welchem sie ihre Tochter überrascht. Sie erwiederte, sie habe es absichtlich nicht gethan, sondern Fanny ersucht, ihn in ihrer Gegenwart zu verbrennen, was sie denn auch gethan. Ich fragte sie hierauf, ob sie bei ihrem Entweichen einen Brief hinterlassen; sie reichte mir ein Stückchen Papier, das blos die Worte enthielt: „Ich kann nicht schreiben — Ich verlasse Sie für immer! — Erbarmen und Verzeihung Ihrem armen, verlornen Kinde!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Entführung einer Griechin zu Smyrna.

(Fortsetzung.)

Indessen war die unglückliche Katinka in ihrem Schlupfwinkel aufgefunden worden. Kaum wurde der barbarische Bruder ihrer ansichtig, so stürzte er auf sie zu und wollte sie ermorden; man hielt ihn gewaltsam zurück. Ein Paar Griechen nahmen nun das Mädchen in ihre Arme und schleppten sie die Treppe hinab, als eben die beiden Engländer, von ihrer verunglückten Expedition zurückkehrend, heraufkamen. Der Auftritt, dessen Zeugen sie nun wurden, war wirklich gräßlich. Die Rasenden packten mit ihren rauhen Händen die zarten Glieder der Unglücklichen, als wären sie von Holz; sie zuckten ihre Schwerter vor

Digitized by Google

den strömenden Augen derselben und überschütteten sie mit den niedrigsten Schimpfworten. Während sie sich in Todesangst sträubte und sich mit aller Kraft, deren sie fähig war, den zwängenden Armen zu entreißen strebte, fiel ihr langes schwarzes Haar in reichen Wellen über ihr Gesicht und die Arme der Barbaren herab; sie stieß das kläglichste Jammergeschrei aus und durch ihre Thränen funkelten ihre Augen, wie Blitze durch Regenwolken. Als sie die beiden Engländer erblickte, bat sie sie im rührendsten Tone, sie aus den Händen der Rasenden zu befreien, und auf einmal riß sie sich mit einer Kraftanstrengung, der sie Niemand fähig geglaubt hätte, aus den sie festhaltenden Armen los, stürzte sich zwischen die beiden Franken, klammerte sich krampfhaft an sie und beschwor sie im Tone wahnsinniger Verzweiflung, bei dem Heil ihrer Seele und bei allen Heiligen, sie dem verhaßten Liebhaber zu entreißen. Mochten diese Herrn auch noch so ritterlich gesinnt seyn, es brauchte nicht weniger als eine stählerne Rüstung und die Zauberkraft der fahrenden Ritter, um dreißig wohlbewaffneten Menschen die Spitze zu bieten und ihnen das bedrängte Fräulein zu entreißen. Sie mußten sie also fortschleppen lassen; die arme Katinka hatte aber ihre Arme so fest um sie geschlungen, daß es großer Anstrengung bedurfte, um sie loszumachen, und lange noch hatten die Engländer blaue Flecke an den Armen.

Als die verwegenen Cerigoten wieder Meister der schönen Griechin waren, führten sie dieselbe geradewegs zu dem griechischen Erzbischof in Smyrna; diesem gegenüber mußten sie sich auf geschickte Weise des Fanatismus zu bedienen: sie gaben an, Madame S. habe Katinka nicht allein ihren Verwandten und Glaubensgenossen entziehen, sondern sie auch an einen Menschen von einer verhaßten Religionsparthie, an einen Römischkatholischen verheirathen wollen. Es gibt wohl wenige Städte, wo unter dissentirenden Gemeinden ein so bitterer Haß herrscht, wie zu Smyrna zwischen den Griechen und den Katholiken. Blos der Glaube an jene Absicht der Madame S. hatte viele Cerigoten bewaffnet, und mit jedem Augenblick wuchs die Zahl der Griechen, die sich Katinkas Verwandten anschlossen.

Man wundert sich vielleicht, daß wir die Cerigoten, deren Heldenthaten darin bestanden, daß sie ein furchtsames Mädchen entführten, eine Amme erschreckten und vier unbewaffnete Engländer im Respekt hielten, verwegen genannt haben. Man darf aber nicht übersehen, daß Alles dieß um Mittag vorfiel, in der Straße, wo die Franken wohnen; Herrn S. Haus lag ganz in der Nähe des Bazars und des türkischen Quartiers, und wie leicht konnten sich hier zwei, dreihundert Muselmänner, vom Kopf bis zum Fuß bewaffnet, auf die Beine machen; ergreifen sie doch immer begierig jede Gelegenheit, die Griechen die Spitzen ihrer Yagatans fühlen zu lassen; überdieß hatten die Cerigoten wohl Dolche, aber weder Pistolen noch Flinten, woran es den Türken keineswegs fehlt.

Gleich nach Katinkas Entführung begaben sich die Engländer zum Konsul ihrer Nation und forderten Genugthuung für einen Schimpf, der seit Menschengedenken beispiellos war. Der Konsul wollte zuerst gelinde Mittel versuchen, besonders auch die griechische Geistlichkeit der Rache der Türken nicht aussetzen, und ließ daher den Erzbischof ersuchen, er möchte das Mädchen freigeben; dieser wollte aber nichts davon hören, ja, der mit der Unterhandlung beauftragte Mann wurde sogar vom Prälaten sehr geringschätig behandelt. Nun zog der Konsul seine Uniform an, ließ seinen Dragoman rufen und begab sich zu Tair-bey, dem Mootzelim oder Gouverneur von Smyrna.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, Januar.

(Fortsetzung.)

Zustand des Unterrichts.

Trifft es sich durch einen seltsamen Zufall, daß ein recht unterrichteter, ausgezeichneter junger Mann sich bei uns zum Schullehrer hergibt, so geht es ihm in der Regel schlecht. Anstatt seine Resignation und sein Verdienst zu schätzen, fürchten ihn die Herrn der Gemeinde; der Pfarrer stellt ihn als Belzebubs ersten Sohn dar und stichelt öffentlich auf ihn, nennt ihn den Dorfadvokaten, der überall Uneinigkeit und Zwietracht aussäe und die Gottlosigkeit befördere. Diese Verläumdungen werden so oft wiederholt, die Ortsbehörde wird so häufig vor dem Manne gewarnt, daß dem armen Schulmeister Alles widerstrebt und die Kinder selbst mit Fingern auf ihn zeigen. Er zieht also ab. Das gerade wollte der Herr Pfarrer und oft auch der Herr Maire, die es beide nicht gern haben, daß ihnen Jemand in die Karte sieht, wie sie weltlich und geistlich die Gemeinde führen. All diesem Uebel wird nicht eher abgeholfen werden, als bis die Regierung die Schullehrer durch einen geringen fixen Gehalt, etwa 400 Fr., besser und unabhängiger stellt. Vor den Julustagen hieß es: wenn nur einmal den Geistlichen und Ortspfarrern die Leitung und Aufsicht des Volksunterrichts genommen und allein den dazu ernannten Comités anvertraut ist, dann ist allem Uebel abgeholfen und Alles wird trefflich gehen; man irrte sich aber darin, wie man sich seit jener Katastrophe in so Vielem geirrt hat. Durch eine Ordonnanz vom Oktober 1830 wurden die Geistlichen von der Leitung des Volksunterrichts entfernt, indem man ihnen das Präsidium in jenen Comités nahm; damit ist aber durchaus nichts gebessert, ja da entschieden geschadet worden, wo der Ortspfarrer ein tüchtiger, verständiger und redlicher Mann war; der Pfarrer aber, welcher dies nicht ist, hat doch durch seine Besuche in der Schule, durch Predigt, Lehre und Beichtstuhl noch Einfluß genug auf den Unterricht, um ihm schaden zu können. In Lyon selbst haben diese neugestalteten Comités gar nichts genützt und gefördert; unsere Schule gegenseitigen Unterrichts, die der Großmuth eines unserer ausgezeichnetsten Kaufleute

Digitized by Google

ihre Entstehung verdankt, hat das hiesige Comité nicht erhalten; es hat nichts zur Vervollkommnung neuer, oder zur Besserung alter Lehrmethoden gethan; es hat keinen Einfluß auf unsere Schulen der christlichen Lehre geübt; der alte Schlendrian und die wohlhergebrachte Weise im Unterricht sind überall an ihrer Stelle geblieben. Was wir überhaupt Gutes in dieser Beziehung haben, alle Verbesserung unsers Schulwesens ist von unserer Societät des Elementarunterrichts ausgegangen; diese begann ihr Wirken ohne Mithülfe des Comités, erstreckte ihre heilbringende Thätigkeit auf alle Theile der Stadt, regte die Nacheiferung der Lehrer an und bethätigte überall großmüthige Unterstützung des Guten und Rechten. Dieser Umstand mag von Neuem darthun, daß Privatvereine oft viel kräftiger und sicherer wirken, als Comités, welche die Regierung ernennt.

Die Martinière, oder die vom General Martin vor einigen Jahren gegründete praktische Industrieschule, diese ganz eigenthümliche und für Lyons Gewerbszustand höchst wichtige Anstalt schreitet kräftig in ihrem Bemühen fort, mechanische und chemische Kenntnisse nicht blos durch Lehre und Vortrag, sondern auch durch eigene Versuche der Zöglinge in Umlauf zu bringen. Es ist eine Lust, die jungen Leute an ihren Tischchen dem Vortrag des Lehrers mit ihren mechanischen und chemischen Operationen folgen zu sehen. So ist bei uns also nicht Alles zu tadeln. Manches sogar sehr lobenswerth.

Bei der Preisvertheilung im Collège-royal und der öffentlichen Anrede des Rektors an die Schüler, ward mir der große Unterschied zwischen deutscher und französischer Schulerziehung und Bildung recht klar. Was würden deutsche Konsistorien und Ministerien zu folgenden Worten sagen: Gardez religieusement cette impression (der Pariser Julius-Ereignisse), Messieurs; attachez vous à ce souvenir; qu'il soit pour vous un encouragement et une leçon. Voyez-y la preuve que déjà votre éducation vous lie à tous les intérêts, à tous les mouvemens, à toutes les palpitations de la société. Trouvez-y surtout cette conviction utile, que vos devoirs doivent s'animer et se proportionner au but plus large que vous assigne le nouvel ordre de choses, ouvert à notre patrie. La conquête de la liberté ne saurait affranchir d'aucun devoir; loin de-là, elle impose à tous de plus grandes obligations, et chacun de vous à sa part dans cet honorable surcroit de zèle public, dans cette émulation de bien que la France reclame aujourd'hui de tous les Français. Hommes, elle nous veut plus réfléchis, plus sages pour marcher d'un pas plus sur à tous les développemens de la raison. Enfans, elle vous veut plus avides des lumières de cette même raison, dont la science, la vertu, la religion sont les formes les plus pures, comme la liberté en est le résultat le plus parfait. Acceptez, accomplissez par de fortes études cet engagement sacré etc. Wenn es auch in Deutschland erlaubt wäre, in einem Schulaktus so zur lieben Jugend zu sprechen, so möchte es doch schwer seyn, einen Herrn Rektor oder Consrektor zu finden, bei dem solche Gedanken und Worte aus dem Herzen auf die Zunge kämen. Der französische Sprecher war ehemals Professor am Collège Henri IV. in Paris, wo des jetzigen Königs Söhne mit den Andern auf Einer Schulbank saßen.

(Schluß des dritten Briefs.)

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Die Veränderungen im Tuilleriengarten.

Der ursprüngliche Plan des Tuilleriengartens hat seit seiner Anlage schon manche andere Veränderungen erlitten, und die großen, halbzirkelrunden, marmornen Sitze, die vom Maler David, nach dem Muster antiker Sitze aus Herculanum, wenn ich nicht irre, angelegt worden sind, lagen gewiß nicht im Plane Lenôtres. Ehemals befanden sich in diesem Garten Lauben, wie sie zu Anfang des 18ten Jahrhunderts Mode waren; auch diese sind längst weggefallen, so wie manches Andere. Mit Unrecht also beklagen sich die Pariser, daß man Lenôtres Plan verderbe; er ist schon lange nicht mehr in seiner ursprünglichen Gestalt vorhanden. Die Anlagen des jetzigen Königs verschönern den Garten eben nicht; allein man kann doch auch nicht sagen, daß sie ihn verunstalten. Auf beiden Seiten des großen Eingangs in der Mitte hat er nämlich ungefähr 100 Quadratschuhe genommen, dieselben mit einem schmalen, kaum bemerkbaren Graben und Eisengitter umgeben, doch so, daß die eingeschlossenen Gartenbeete den umhergehenden Spaziergängern völlig sichtbar sind; zwischen den Gartenbeeten sind einige Bildsäulen aufgerichtet. Allerdings wird der öffentliche Spaziergang dadurch ein wenig beschränkt, aber doch nicht der angenehme Theil des Gartens, der nicht in dem leeren Raume vor dem Schlosse, sondern in den mit alten Bäumen dicht bepflanzten Spaziergängen nach den Champs Elysées hin besteht, und an denen nicht das Mindeste verändert worden ist. Die Anlage erforderte eine ungeheure Arbeit. Es mußte ein terrassenartig angelegtes Erdreich ganz umgewühlt, Mauerwerk hundert Schritte weiter angelegt, ein Graben ausgemauert, Bildsäulen mit ihren Postaments ebenfalls weiter weggeschoben werden u. s. w. Der König konnte sich nicht verhehlen, daß, so lange diese Arbeit dauerte, die müßigen Spaziergänger beständig murren würden; er ließ daher eine Menge Arbeiter anstellen, und diese mußten sogar Abends bei Licht arbeiten, um das Werk so schnell als möglich zu Ende zu bringen. In der That sind ungeachtet der ungünstigen Jahrszeit die Anlagen mit einer bewunderungswürdigen Schnelle vollendet worden. Jetzt, da sie so ziemlich fertig sind, hört auch das Murren auf und mit diesem das Witzeln in den Tagesblättern. Ich weiß recht wohl, daß man den Großen nicht leicht erlauben darf, dem Volke etwas von dem Seinigen zu nehmen, sey es auch nur ein Ort zur Erholung; Viele haben eine Neigung, sich auf Kosten der Staatsgüter zu bereichern. Das Volk muß also mit großer Eifersucht über das Staatseigenthum wachen, und als ein solches darf man einen öffentlichen Lustgarten betrachten. Wer dem Volke heute 100 Quadratschuhe raubt, kann ihm morgen 200 und zuletzt den ganzen Garten rauben. Nun zahlen aber die Pariser so viel Steuern, daß sie mit Recht verlangen können, im Besitze des Tuileriengartens zu bleiben. Andernseits jedoch kann man dem Könige nicht verargen, daß er ein Gärtchen zu haben wünscht, womit sich kaum ein reicher Privatmann begnügen würde. Daß hinter dem Schlosse kein Plätzchen für die königliche Familie vorbehalten war, mußte als ein großer Fehler im Lenôtreschen Plane angesehen werden. Freilich wohnten ehemals die Könige meistens in Versailles und kamen nur zu Zeiten in ihre Hauptstadt. Soll nun der König mitten unter den Pariſern wohnen, so muß man ihm doch auch ein Gärtchen unter seinen Fenstern vergönnen. Es ist immer besser, daß er sich zwischen seinen Gartenbeeten vergnügt, als wenn er nach dem Beispiele Karls X. täglich in den Gehölzen fünfzig Fasanen und hundert zusammengetriebene Hasen schösse, und mit dieser Beschäftigung den Hauptheil des Tages zubrächte. Macht Ludwig Philipp keine andern Eingriffe ins Staatseigenthum, so hat das Volk sich eben nicht über den von ihm gewählten König zu beklagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 34.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 9. Februar 1832.

Ach, wie traurig steht in Lettern,
Schwarz auf weiß, das Lied mich an,
Das aus deinem Mund vergöttern,
Das ein Herz zerreißen kann.

Goethe.

Lieder von Adolph Stöber.

1.

Lieder, ihr entschlüpft wie Diebe
Meiner Brust, geht ohne Zaudern,
Das Geheimniß meiner Liebe
Lachend aller Welt zu plaudern.

Nun versenk' ich euch zur Strafe
In den Sarg von schwarzen Lettern;
Reckt euch nur zum langen Schlafe,
Starr wie Todte zwischen Brettern.

Mancher bückt sich zu euch nieder,
Keiner wird den Zauber lösen;
Aber Eine weckt euch wieder,
Eine tilgt den Fluch des Bösen.

Mit dem Hauch der jungen Liebe,
Wie ein Auferstehungsbote,
Weckt sie frische Lebenstriebe,
Küßt euch wach vom starren Tode.

Dann, ihr Lieder, ohne Zaudern
Strebt sie freudig zu umranken:
Euerm Engel mögt ihr plaudern
Meine zärtlichen Gedanken.

2.

Nach ihrem Angesichte
Blick' ich mit Lächeln hin,
Und lese die Geschichte
Vom Paradies darin.

In ihrem Auge blinket
Ein rundes Aepfelein,
Das grüßet mich und winket
Mit seinem süßen Schein.

Und aus des Mundes Mitten
Ein Schlängchen züngelt schon,
Ist leis hervorgeglitten
Und lockt mit hellem Ton.

Und leid' ich auch Beschwerden,
Und büß' ich es mit Pein:
Du sollt mein eigen werden,
Du lieb Augäpfelein!

3.

Durch die Nacht, in weite Ferne
Schreit' ich längs dem Felsenhang;
Doch die lieben goldnen Sterne
Leuchten mir den Pfad entlang.

Digitized by Google

Ach! sie trat in ihrem Stübchen
Wohl an's runde Fensterlein?
Eben guckte wohl mein Liebchen
Tief ins Mondenlicht hinein?

Bleibe, treuer Mond, o bleibe
Fest am himmelblauen Grund!
Volle, blanke Silberscheibe,
Wärst ein Spiegel du zur Stund!

An die Liebste ließ' ich gerne
Gruß und Kuß durch dich ergehn,
Möchte sie aus weiter Ferne
Mir herzinnig lächeln sehn!

4.

Willst dein Herz, o Liebchen,
Willst zurück dein Pfand?
Meinst, ich sey ein Diebchen,
Hab' es dir entwandt?

Nein! ich schloß es eilig
In mein Kistchen ein;
Legt' es treu und heilig
In die Brust hinein.

Sieh, da wuchs in meines
Tief dein Herz herein —
Weiß nicht mehr, wo deines,
Weiß nicht, welches mein.

5.

Von einem Tempel ist mir kund:
Wann offen seine Pforte stund,
War Krieg entflammt, und Friede sproß,
Wann sich die Pforte wieder schloß.

Mein Auge solch ein Tempel ist.
Die lange bange Lebensfrist,
Solang es offen, brennt ein Streit
In meinem Herzen allezeit.

Drück', Liebchen, an mein Herz die Hand;
Spürst du des Kampfes heißen Brand?
Und wohnt hier innen Todesruh,
So schließe du die Pforte zu.

Das weibliche Herz.

(Fortsetzung.)

Ich wußte nicht, was ich anfangen sollte. Sir Edward und sein Opfer oder seine Braut — welches von beiden war sie? — aufsuchen? Wozu? Sie war mit ihm entflohen, das Unglück war geschehen; er konnte es wieder gutmachen, und er allein. In der peinlichsten Unruhe erwarteten wir Briefe; zitternd durchsuchten wir Tag für Tag die Zeitungen, ob nicht ihre Verbindung angekündigt werde. Wochen vergingen, immer die gleiche Spannung; aber Mrs. Capels Körper begann, ihrem Kummer zu unterliegen. Endlich ward das Räthsel gelöst; ich erhielt von Vernon einen Brief aus Lausanne, folgenden Inhalts:

„Sie müssen mich für einen Schurken halten — und ich bin es auch, aber kein leichtfertiger, wie ich Ihnen zu beweisen mir getraue, wenn Sie geduldig diese Zeilen durchlesen wollen. Ich will Ihnen erklären, wie alles kam, will mich nicht schonen. Ich habe schändlich gehandelt; allein wer konnte der Versuchung widerstehen? Doch ich will der Erzählung nicht vorgreifen. Sie mußten bemerkt haben, in der That, ich bin überzeugt, daß Sie bemerkt haben, welchen Eindruck ihre Schönheit auf mich machte, da ich sie zum ersten Mal sah: die Frische ihres ganzen Wesens erregte in mir ein sehr zusammengesetztes Gefühl, in dem ich selbst nur die Neugierde deutlich unterscheiden konnte. Ich kam mit ihr zusammen, und eben die letztgenannte Empfindung trieb mich an, ihr Wesen näher zu erforschen. Es war mir ein völlig neues, unbekanntes. Ich glaubte, meine Gefühle völlig in meiner Gewalt zu haben, während ich meine Neugierde befriedigte, und suchte auf keine Weise, bei ihr Zuneigung für mich zu erwecken. Doch ich täuschte mich selbst in jeder Hinsicht. Ein solches Verhältniß konnte nicht lange ungestraft fortgesetzt werden. Durch den fortwährenden Umgang mit einem Geschöpfe, wie sie, da ich jeden Tag neue Vorzüge des Geistes und Herzens entdeckte, mußte wohl das Interesse, das mich bewogen, mich ihr zu nähern, ehe ich mich besinnen konnte, einem andern Gefühle Platz machen. Mit einem Wort, ehe mir ein Gedanke an die Thorheit und Verwerflichkeit meines Betragens kam, liebten wir beide leidenschaftlich und hatten uns gegenseitig unsere Liebe gestanden."

„Um diese Zeit nahmen Sie mich mit in die Stadt; ich sah, Sie bewachten argwöhnisch meine Schritte, und dieß öffnete mir die Augen über meine Abscheulichkeit. Ich verließ die Gegend, ohne Abschied in der Hütte zu nehmen, und beschloß, sie nicht mehr zu sehen. Ich schrieb ihr endlich — und damals war es mir Ernst damit — mein letztes Lebewohl. Sie beantwortete meinen Brief mit der ihr eigenthümlichen Freimüthigkeit; ihr ganzes Herz lag aufgeschlossen vor mir; ich konnte meinem Entschlusse nicht treu bleiben — ich schrieb wieder; ein Brief folgte dem andern, und endlich kam ich zum zweiten Mal in die Gegend. Da wurde denn bei mir die Leidenschaft vollkommen Meister über Vernunft und Grundsätze, und ich schwor, sie solle die Meinige werde, es möge kosten, was es wolle. Und nun muß ich Ihnen anvertrauen,

Digitized by Google

was bis zur Stunde der ganzen Welt ein Geheimniß war — ich bin bereits verheirathet. Es wird Sie überraschen, wenn ich Ihnen sage, daß ich es schon war, als Sie mich in Orford kennen lernten. Ich verheirathete mich in der ersten Zeit meines dortigen Aufenthalts, und ehe ich zwanzig Jahre alt war. Ich will mich in diesen gehässigen Gegenstand nicht näher einlassen; genug, die Heirath war so, wie man sie von meinen Jahren erwarten konnte. Mein Vater wurde von der andern Parthei davon in Kenntniß gesetzt; und da er bald fand, daß von Auflösung der Ehe keine Rede seyn konnte, blieb die ganze Geschichte gegen eine gewisse jährliche Summe verschwiegen. Dieses Arrangement besteht noch jezt, und bis diesen Augenblick gibt es nur drei Personen in der Welt, die um die Sache wissen."

„Ich vertraute Fanny diesen Umstand und sagte ihr, wie es auch wirklich der Fall ist, ich hätte sie täuschen können, ja, ich könnte sie heirathen; denn ich sey gewiß, daß mein Geheimniß aus Gründen des Eigennutzes verschwiegen bleibe. Aber ich wollte, ich konnte nicht so handeln. Es ist nicht rathsam, dem Schlechten zu sehr zu trauen; und wie leicht konnte nach Jahren einer glücklichen Ehe Alles ans Licht kommen! Dann war sie entehrt, und ihre Kinder galten für Bastarde. Ueberdieß fällt, wie Sie wissen, mein Gut auf den männlichen Erben. Wie könnte ich, als ehrlicher Mann, zugeben, daß ein illegitim von mir erzeugter Sohn mich beerbe? Alles dieß setzte ich Fanny auseinander. Von dem folgenden Monat will ich nicht ausführlich sprechen. Ich sage nur, daß sie zwei Tage, bevor sie mit mir entfloh, ihre Einwilligung dazu gab und den Tag darauf sie beinahe wieder zurückgenommen hätte. Ihre unerwartete Erscheinung nach Ihrer Rückkehr aus der Stadt beschleunigte ihren Entschluß. Wir beide sahen ein, daß unser Verkehr nicht wie bisher fortdauern konnte, und was weiter geschah, wissen Sie."

(Der Beschluß folgt.)

Entführung einer Griechin zu Smyrna.

(Beschluß.)

Der Türke empfing die Herrn äußerst höflich und ließ sogleich Kaffee bringen; als ihm aber der Dolmetscher den Handel vorgetragen hatte, sprach er im Tone des Vorwurfs: „Bismillah! was geht das mich an? Sind die Cerigoten nicht Unterthanen Sr. großbritannischen Majestät und meiner Gerichtsbarkeit lediglich nicht unterworfen? Ihr wißt wohl, ich kann sie nicht zwingen, daß sie sich anders gegen die Engländer benehmen." Der Konsul wußte darauf nichts zu erwiedern; denn es hält sich eine Menge Malteser und Griechen von den jonischen Inseln, zu welchen Cerigo gehört, in den türkischen Staaten auf, besonders zu Smyrna, und hier genießen sie der Rechte und Privilegien großbritannischer Unterthanen und stehen nicht unter dem türkischen Druck, sondern ausschließlich unter der Gerichtsbarkeit des englischen Konsuls. Die Antwort des Bey setzte daher diesen in keine geringe Verlegenheit; wohl oder übel mußte er den Türken, welche auf den Schutz und die Privilegien, deren die Griechen genießen und welche diese nicht selten mißbrauchen, höchst eifersüchtig sind, gestehen, er sey außer Stands, die von seinen Schützlingen begangenen Ausschweifungen zu bestrafen. Er machte Tair-Bey begreiflich, wie er in Ermangelung englischer Kriegsschiffe sich nicht selbst Recht verschaffen könne. Auf dieses ließ der Gouverneur Hadjy-Bey rufen und trug ihm auf, um jeden Preis die schöne Cerigotin, welche, eine neue Helena, leicht einen zweiten trojanischen Brand veranlassen konnte, in die Hände des englischen Konsuls zu liefern.

Hadjy-Bey nahm zweihundert Türken und einen Trupp Albaneser und zog geradewegs vor die Wohnung des Erzbischofs. Dieses Haus liegt in der Straße der Franken, ist sehr geräumig, hat einen großen Hof, der zum Theil als Gottesacker dient, und ist mit hohen Mauern umgeben. Als Hadji anrückte, fand er das Thor verrammelt, und durch ein kleines Gitter konnte er sehen, daß der Hof von Griechen wimmelte, welche fest entschlossen schienen, Gewalt mit Gewalt abzutreiben. „Da müssen wir klug seyn," sprach Hadjy zu sich selbst, „müssen den Leuten ein bischen schön thun; könnten sonst leicht ein Paar Püffe bekommen, ehe wir des Mädchens habhaft würden." Damit trat er freundlich vor und gab zu erkennen, daß er zu unterhandeln wünsche. Wir bedauern, daß wir keine Probe von der Beredtsamkeit des Beys liefern können. Er sagte den Griechen weislich, die Franken haben Unrecht; es sey eine verfluchte Raçe, die nichts als Zank und Unfriede stifte; die Griechen haben vollkommen Recht gethan, daß sie eine Glaubensgenossin zu sich genommen; wenn sie aber klug seyen, so vertrauen sie die schöne Cerigotin, die an all dem Unheil Schuld sey, seinen Händen an; er habe Befehl, sie zum Mooselim zu bringen; dieser werde sofort Recht sprechen und den ganzen Handel schlichten.

Die Griechen, statt einem Manne zu mißtrauen, der sie schon mehr als einmal überlistet hatte, glaubten ihm aufs Wort, und Katinka wurde an ihn ausgeliefert. Sogleich kehrte er mit ihr nach dem Hause des Gouverneurs um, und die Griechen schlossen sich dem Zuge an. Unterwegs hieß er die junge Griechin ihre Schritte beschleunigen, und kaum war er mit ihr innerhalb der starken Pallisaden, welche des Gouverneurs Wohnung umgeben, kehrte er sich zu den Griechen um, die ihm auf dem Fuße folgten, stieß heftige Drohungen gegen sie aus, hieß sie sich augenblicklich fortmachen, schlug ihnen die Thüre vor der Nase zu, schimpfte auf ihre Mütter und Wei-

Digitized by Google

ber, stieg vom Pferde und begab sich mit Katinka zum Gouverneur.

Wir verweilen nicht bei der Angst des armen Geschöpfs, als es sich in der Gewalt des gräßlichen Türken sah; sie wußte lediglich nicht, was ihrer wartete. Wie groß war aber ihre Freude, als sie bei dem Mootzelim die Freunde ihrer Herrschaft traf und jener ihr sagte, sie solle wieder zu ihrer guten Frau gebracht werden, die übrigens bereits nach Konstantinopel abgereist war; denn S. hatte die Anker lichten lassen, sobald er sah, daß die Sache eine gute Wendung nahm. Der englische Konsul bot der schönen Cerigotin sein Haus an, bis ein anderes Fahrzeug nach Konstantinopel unter Segel gehe; es wurde aber beschlossen, die Auslieferung mit großem Pomp vorzunehmen, um den den Franken angethanen Schimpf zu rächen und die Griechen, die schon gedemüthigt genug waren, noch mehr zu demüthigen. Am Abend desselben Tages also, zur Stunde, wo Smyrnas bunte Bevölkerung den gewohnten Spaziergang antrat, wo aus den Häusern der Christen, wie gewöhnlich, die schönsten schwarzaugigen Mädchen strömten, und man sich überall vom Lärm am Morgen unterhielt, erschien Hadjo, in einem karmosinrothen Mantel, seinen schönsten Turban um den Kopf, auf einem prächtig aufgeschirrten Rosse, hinter sich auf der Croupe die schöne Cerigotin. Ein starker Trupp von Türken und Albanesern zog hinterher. Der Zug ging vom türkischen Quartier in das fränkische; Hadjo blickte so stolz wie ein Triumphator um sich, und an der Thüre des Konsuls angelangt, setzte er das zitternde Mädchen ab.

Wenige Tage nachher schiffte die schöne Katinka nach Konstantinopel, die Griechen aber wurden für die begangenen Ausschweifungen gezüchtigt. Katinkas Bruder erhielt die Bastonade, viele Cerigoten und andere Griechen wurden eingesperrt und der Erzbischof mußte eine Buße von fünfzigtausend türkischen Piastern erlegen. Der Handel stockte damals in der Levante, die Einnahme von den Zöllen war nichts weniger als befriedigend; höchlich erfreut, die Griechen wieder einmal in das Garn bekommen zu haben, strich der Gouverneur die Buße schmunzelnd ein, und vergaß nicht zu rufen: Gott ist groß!

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Statistik der Theaterstücke im Jahr 1831.

Schon lange nicht mehr, oder vielleicht niemals hat die dramatische Kunst in Paris so viel hervorgebracht, als im jüngst verflossenen Jahre. Wenn die Stücke sich der Zahl zweihundert näherten, so war dies erstaunlich viel, und manchmal beliefe sich die Zahl der neuen Produkte nur auf ungefähr 150. Im vorigen Jahre ist sie bekanntlich auf 272 gestiegen. Gewiß ist keine Stadt in der Welt, die in einem Jahre solch eine ungeheure Menge von Theaterstücken hervorbringt, und vielleicht, wenn man alle im vorigen Jahre erschienenen Theaterstücke zusammenrechnete, würde es sich finden, daß Paris wo nicht mehr, doch eben so viel hervorgebracht hat, als die ganze übrige Welt. Offenbar ist dies eine Folge der Theaterfreiheit und der dadurch vermehrten Lust, das Theater zu besuchen. In Ländern, wo selbst ein Schüler nicht auf die Bühne gebracht werden kann, ohne verstümmelt und verunstaltet zu werden, kann unmöglich ein Dichter mit Lust und Muth für's Theater arbeiten. Der Gedanke an die Scheere des Censors schwebt wie ein Damoklesschwerdt vor seinen Augen und hemmt den freien Schwung seines Geistes, und gesetzt auch, er bringt es dahin, daß in einem kleinen Ländchen seine Stücke aufgeführt werden, so fehlt ihm doch immer noch das große Publikum, dessen Beifall ihn aufmuntern und belohnen kann. Man weiß ja, wie läppisch die Polizei in mehreren großen Städten mit den Theaterstücken verfährt, und wie sogar Opern, die doch wahrlich keinen Aufruhr verursachen werden, keine Gnade vor einer mißtrauischen Obrigkeit finden. In solchen Ländern mag es gute Dichter geben; aber die Regierung darf von ihnen nicht erwarten, daß sie die Nationalbühne in Flor bringen. Anderswo, z. B. in England, fehlt es eben nicht an Theaterfreiheit, obschon der Lord Chamberlain von Zeit zu Zeit auch plump dreinschlägt; allein es fehlt dort an dem allgemeinen Geschmacke des Publikums für's Theater; nicht als ob es in London nicht viele Theater gäbe und als ob dieselben nicht sehr besucht würden; allein die Schenken und Alehäuser werden noch weit häufiger besucht, und die Mehrzahl der Zuschauer in den meisten Schauspielhäusern besteht aus rohen Menschen, die keine Vorkenntnisse, kein ästhetisches Gefühl mitbringen, und denen eine derbe Posse die größte Ergötzlichkeit ist und das Höchste in der Kunst scheint. Daher kommt es denn auch, daß Frankreich jezt die ganze Welt mit Theaterstücken versieht. Man gehe in welches Land man wolle, überall wird man Uebersetzungen und Nachahmungen neuerer französischer Theaterstücke im Besitz der Bühnen finden, und zwar nicht blos Lust- oder Trauerspiele, sondern Stücke aus allen möglichen Fächern der Dramatik. Opern, Melodramen und besonders Vaudevilles, die fruchtbarste Gattung der französischen Theaterkunst. Selbst in Amerika und in Asien bleiben die neuern Produkte der französischen Bühne nicht unbekannt. Scribe kann sich rühmen, daß er der ganzen dramatischen Welt Beschäftigung gibt. Kotzebues Gewandtheit, Fruchtbarkeit und Musen war nichts gegen die seinigen; man ahmte Kotzebue einige Stücke nach, da die andern selbst nur Nachahmungen waren. Scribes Stücke gehen fast alle auf fremde Bühnen über und seine Opern und Operetten sind gleichsam ein Gemeingut aller Bühnen geworden; einige derselben haben sogar schon die Ehre gehabt, als gefährliche demagogische Umtriebe geächtet zu werden, obschon Scribe wahrlich nicht der Mann dazu ist, sich um Demagogie, noch um Despotismus zu kümmern; auch ist es ihm völlig gleichgültig, ob man anderswo seine „Stumme von Portici" für bedenklich hält oder nicht. In Frankreich hält man sie nicht für bedenklich, sondern nur für etwas abgenuzt, weil sie allzu häufig dargestellt worden ist, und so wird es dem Robert le diable, der jezt die Pariser herbeizieht, in der Folge auch gehen. Fragt man nun aber, was von den 171 Vaudevilles, die im Jahre 1831 auf den Pariser Bühnen zum erstenmal aufgeführt worden sind, übrig geblieben ist, so muß man freilich antworten: wenig, höchstens 20 Stücke. Es gingen also von jener Summe etwa 150 Stücke verloren? leider, ja; es wäre möglich, daß etwa 30 oder 40 Stücke noch von Zeit zu Zeit in Begleitung anderer und besserer wieder erschienen; aber auf jeden Fall wird ihr Leben nicht lang seyn, denn sie sind jezt schon halb todt. (Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 35.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 10. Februar 1832.

— So trägst du dein Verbrechen,
Das du aufgeladen hast;
Aber schwerer jeden Schritt,
Immer schwerer wird die Last,
Bis des Trägers Knier brechen.

Müllner.

Das weibliche Herz.

(Beschluß.)

„Dieß ist so kurz als möglich unsere Geschichte. Daß ich Fanny schreckliches Unrecht gethan, rückt mir mein Gewissen jeden Augenblick auf's Strengste vor; aber durch mein künftiges Benehmen hoffe ich sie so glücklich zu machen, als es in unserer Lage immer möglich ist. Was vornehmlich diesem Glück im Wege steht, ist ihr Kummer wegen ihrer Mutter. Ohne die Verzeihung einer solchen Mutter muß sie ewig unglücklich seyn. Durch Sie, theurer Freund, soll, hoffen wir, diese Aussöhnung zu Stande kommen. In dieser Absicht schreibe ich diese Zeilen an Sie. Ich konnte mich nicht an dieselbe wenden, und Fanny wagt es nicht. Machen Sie von diesem Brief nach Ihrem Gutbefinden Gebrauch, wir vertrauen Ihrer Freundschaft für uns beide. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, mit welcher Bangigkeit wir einer Antwort von Ihnen entgegensehen."

Dieß war Vernons Brief. Ich vermag nicht, zu schildern, in welchem Sturme von Gefühlen ich ihn las. Arme, arme Fanny! ja, ich konnte jedes Schrittchen nachweisen, das sie ihrem Falle entgegenführte. Ihr lebhaftes, feuriges Gemüth, arglos, reizbar, empfänglich für Alles, was ihr edel und liebenswürdig erschien, riß sie hin, und ehe sie nur wußte, daß ihr Herz einen Gegenstand gefunden, war es unauflöslich gefesselt; und am Ende stürzte sie die Dankbarkeit für das Vertrauen, das der Geliebte ihr geschenkt, ein Vertrauen, das ihn noch vor wenigen Wochen ihr völlig entfremdet hätte, vollends ins Verderben. Die Leidenschaft hatte sie in den Zustand versetzt, in dem man nicht mehr folgerecht denken, nur lebhaft fühlen kann. Und Vernon — so groß das Elend war, das er über Mutter und Tochter gebracht, ich konnte ihn doch nur demitleiden. Sein Fehler ward nicht bei kaltem Blute begangen; allerdings handelte er in der lezten Zeit mit Vorbedacht, aber schon hastete der Widerhacken in seinem, wie in ihrem Herzen; seine Grundsätze hätten mögen noch so stark seyn — Leidenschaft, die Allmacht der Leidenschaft hätte sie endlich doch überwältigt.

Ich fand Mrs. Capel mit ihrem Strickzeug in den Händen, ohne daß sie jedoch arbeitete; ihre Augen schwammen in Thränen und waren starr auf ein Gemälde geheftet, das ihr gegenüber hing; es stellte ihre Tochter vor, wie sie als Kind von fünf Jahren mit einer Pomeranze spielt. Sobald ich eintrat, bemerkte sie, daß ich ihr etwas mitzutheilen hatte, und zwar etwas Trauriges. „Gott!" rief sie, „sprechen Sie! — Alles ist besser, als Ungewißheit, und wenn es auch das Schlimmste wäre!" Ich sagte ihr, ich habe von Sir Edward einen Brief bekommen, und machte sie nach und nach mit dem ganzen Inhalt desselben bekannt. Sie schien im Innersten ergriffen, da sie ihre düstersten Ahnungen bestätigt sah. „Ihr verzeihen! ja, armes, verlornes, theures, allzu-

Digitized by Google

theures Kind! ich verzeihe dir von ganzem Herzen! Aber ich kann sie nicht sehen," rief sie plötzlich, „ich kann sie nicht sehen, so lange sie in Schande lebt; ich kann es nicht. Sagen Sie ihr, mein Herr, ich verzeihe ihr von Herzen, oder bringen Sie mir Ihren Brief, ich will just diese Worte nur an den Rand setzen; und nun, mein Herr, lassen Sie mich: ich muß Trost suchen, wo er allein zu finden ist!"

Ich besuchte Mrß. Capel absichtlich erst am dritten Tage wieder; aber wie erschrack ich da über die schreckliche Veränderung, die in diesen acht-und-vierzig Stunden mit ihr vorgegangen war. Verzweiflung sprach aus ihren eingefallenen Augen und der Tod, der Tod eines gebrochenen Herzens hatte seinen Finger auf ihre Wange gelegt. Sie fragte mich, ob ich geschrieben habe. Ich bejahte es. „Geben Sie mir Ihren Brief!" sprach sie. Ich legte die Zeilen mit einer Feder vor sie hin. Sie schrieb mit zitternder Hand die Worte: „Ich verzeihe Dir, Fanny! Gott der Allmächtige segne Dich, mein einziges, mein theures Kind, und möge Er Dich auf den Pfad der Tugend zurückführen!" Sie legte die Feder nieder und sank erschöpft in ihren Sitz zurück.

Am Schluß meines Briefs an Edward verschwieg ich ihm den Zustand von Mrß. Capels Gesundheit nicht. „Wenn noch etwas sie retten kann," sezte ich hinzu, „so ist es die Rückkehr ihrer Tochter. Vernon, Ihr Herz war sonst gut; wenn es nicht zum Steine geworden ist, so können Sie dieser Aufforderung nicht widerstehen. Die unglückliche Frau steht am Rande des Grabes, und, guter Gott! was ist Schuld daran! Eilen Sie, ich beschwöre Sie! wenn Sie wieder Seelenruhe finden wollen, leisten Sie den dürftigen Ersatz, den Sie noch leisten können: bringen Sie Fanny zu Ihrer Mutter zurück!"

Ich konnte der Mutter, ohne eine Zusicherung von Sir Edward, wenig Hoffnung machen, daß ihre Tochter zurückkehren werde. Ein Tag nach dem andern verging, und immer war die Zeit noch fern, da ich von Vernon Antwort erhalten konnte; ich sah voraus, sie kam zu spät. Die Kranke schwand schnell dahin; jeden Tag ward sie schwächer und schwächer; sie sprach wenig, klagte nie, aber der Tod hatte mit frostiger Hand an ihr Leben gegriffen. Drei Wochen, nachdem ich Sir Edwards Brief erhalten, war sie todt. Ihr Ende war ruhig und ihr lezter Athemzug ein Gebet für ihre Tochter.

Ich geleitete ihre Leiche zum Grab. Das Trauergeleite bestand blos aus ihrer Krankenwärterin, ihrer alten Dienerin — sie war Fannys Amme gewesen — und mir. Der Kirchhof liegt am Ende der Straße, in welcher Mrß. Capels Hütte steht. Der kleine Leichenzug bengte eben zum Thore ein, als wir hinter uns das Rasseln eines Wagens vernahmen, und wir sahen einen vierspännigen Wagen rasch die Straße herauffahren. Wie ein Blitzstrahl durchzuckte mich der Gedanke an sie, ich zitterte an allen Gliedern, aber schwieg; ich konnte mich irren.

Ich irrte mich nicht. Als der Zug bei dem Grabe ankam, erreichte der Wagen das Kirchhofthor; es flog auf, und eine weibliche Gestalt, die wir im Augenblick alle erkannten, stürzte den Weg daher und warf sich mit einem Schrei der Verzweiflung auf den Sarg. Wir eilten, sie aufzurichten; sie war besinnungslos. — Ach, arme Fanny! Nie hat sie den Gebrauch ihrer Sinne wieder erlangt.

Ueber das Alter der Cholera.

Viele Beobachter sind bekanntlich der Meinung, die Cholera sey im Jahr 1816 zu Leffore in Indien am Flusse Boirub, einem der zahlreichen Gangesarme, zuerst ausgebrochen. Die Traditionen über die frühere Existenz der Seuche in jenen Ländern waren bisher zu schwankend, als daß man etwas darauf hätte bauen können; die folgenden Aufschlüsse, welche der englische Standard gibt, und welche beweisen, daß die Cholera keineswegs neuern Ursprungs, sondern schon im achtzehnten Jahrhundert in Asien und Europa aufgetreten ist, sind daher der Mittheilung werth.

In einem Anhang zu einer Predigt des Dr. Croly liest man die Beschreibung einer Krankheit, welche in Carnatica in Indien im Jahr 1774 wüthete. Die Symptome derselben haben so große Aehnlichkeit mit denen der sogenannten asiatischen Cholera, daß man an ihrer Identität kaum zweifeln kann. Dr. Croly erzählt, in einem von der Mission zu Madras i. J. 1774 geschriebenen Brief sey von einer Seuche die Rede, welche zu Trupadi, im gebirgigen Lande im nordwestlichen Theil der Halbinsel, ausgebrochen seyn solle. Nach dieser Stadt wallfahrten jährlich im Monat September die Indier in unzähliger Menge, um daselbst ihre religiösen Gebräuche zu verrichten und ihren Götzen Opfer zu bringen. Die Krankheit brach gerade zur Zeit dieser Wallfahrt aus, und von der zahllosen Menge der Pilger kam kaum die Hälfte nach Hause, und zwar nicht froh, unter Freudengesängen, wie sonst, sondern in der größten Bestürzung; denn als eben die Ceremonie zu Ende und die Opfer dargebracht waren, kam auf einmal eine so schreckliche Sterblichkeit unter sie, daß man unmöglich alle Leichen verbrennen konnte, und viele Tausende den Raubthieren überlassen werden mußten. Dieselbe Seuche erschien darauf zu Madras und in vielen andern Städten. Kolik und Erbrechen waren die Hauptsymptome des schrecklichen Uebels. Der Kranke unterlag gewöhnlich am zweiten oder dritten Tag. Man könnte, meint der Missionär in seinem Brief, die Seuche die indische Pest nennen, denn in Europa weiß man nichts von derselben. Am natürlichsten lasse sich wohl

Digitized by Google

die Entstehung dieser schrecklichen Geißel aus der großen Hitze, dem Mangel an Lebensmitteln, den Ausschweifungen aller Art und den bösen Miasmen erklären, welche sich bei der großen Hitze an den Orten gebildet, wo so viele Tausende zusammengedrängt waren.

Der folgende aus St. Petersburg i. J. 1772 geschriebene Brief scheint den Beweis zu liefern, daß auch Rußland in diesem Jahrhundert keineswegs zum erstenmal von der Cholera verheert worden ist. Obgleich die Angabe, von wem und an wen der Brief geschrieben ist, die Glaubwürdigkeit desselben an sich nicht erhöhen würde, so ist es doch auffallend, daß das englische Journal diese Angabe unterlassen hat.

St. Petersburg, den 7ten Febr. 1772.

„Der vorzügliche englische Arzt Dr. Halliday, der des vollen Vertrauens der russischen Regierung genießt, ist hier aus Moskau angekommen, wohin er vom Ministerium gesandt worden war, um das Wesen der Krankheit zu erforschen, welche in verschiedenen Theilen des Reichs so große Verheerungen angerichtet hat. Ich hatte Gelegenheit, mit Dr. Halliday zu speisen, und er erzählte uns manches sehr Merkwürdige von der Moskauer Pest, welche jezt, Gott sey Dank, allgemach nachläßt."

„Er kam zu Anfang des verflossenen Oktobers nach Moskau; damals starben täglich 4 — 500 Personen, ja mehrere Tage lang belief sich die Zahl der Todten auf 800 und 1200. Man mag der Krankheit einen Namen geben, welchen man will, die Pest ist es sicherlich nicht, von der man ja so gut weiß, wie sie die Menschen befällt, und deren Anzeichen überhaupt bekannt sind; der Anfall bei jener Seuche war ein ganz anderer, als bei der Pest. Es kam vor, daß der Kranke niederfiel und in weniger als einer Stunde den Geist aufgab, und nur wenige der Befallenen lebten länger als zwei Tage. Man bemerkte keine Pusteln am Körper, keine harten Schwären an den Gliedern, keine Röthe an der Zunge; der Kranke hatte blos grausame Leibschmerzen und starkes Erbrechen, mit Schmerzen in Armen, Händen, Schenkeln und Beinen; das Gesicht wurde blaß, eingefallen."

„So lange diese schreckliche Seuche herrschte, konnte man lediglich kein Heilmittel ausfindig machen, obgleich die von der Regierung nach Moskau gesandte ärztliche Kommission alle nur denkbaren Arzneimittel versucht hatte. Die Kommission leistete indessen doch den Einwohnern einen wesentlichen Dienst; sie erfand ein Pulver, das man zu Räucherungen brauchte. Dieses Pulver hatte die Wirkung, daß die Seuche dahin nicht kam, wo man es verbrannte. Es gab drei Sorten von solchem Räucherpulver; sie bestanden alle aus einer Mischung von sechs oder siebenerlei starken Ingredienzien, und man wandte, je nach den örtlichen Verhältnissen, das eine oder das andere an. Lag das Haus in einer engen Straße, so nahm man das stärkste Pulver; hielt man die Luft für nicht so sehr verdorben, so wandte man das zweite an; im Innern der Häuser bediente man sich der dritten Sorte. Nach den Räucherungen ließ man die Luft frei circuliren."

„Um die Wirksamkeit dieser Pulver zu erproben, wurden zehn zum Tode verurtheilte Verbrecher in das Lazareth eingesperrt; man ließ sie Kleider von Menschen anziehen, welche an der Krankheit gestorben waren, und bei Nacht schliefen sie neben einem eben Verstorbenen. Vierzehn Tage lang sezte man die Räucherungen im Lazareth fort, und auch nicht Einer der armen Sünder wurde auch nur leicht angesteckt. Die meisten Aerzte sind der Ansicht, diese Krankheit rühre von schädlichen Miasmen, oder aber von einer unzähligen Menge kleiner Thierchen her, welche sich an die Haut hängen. Dr. Halliday ist der Meinung, die Pest und andere ansteckenden Krankheiten rühren von denselben Ursachen her. Die ärztliche Kommission hatte noch eine andere Vorsichtsmaßregel ergriffen, welche Erwähnung verdient; sie ließ nämlich die Abzugskanäle und die Behälter von stehendem Wasser reinigen und viel Lauge hineinwerfen. Leider schränkte sich die Seuche nicht auf Moskau ein, sondern zeigte sich, trotz des strengen Winters, in sehr vielen Dörfern von Nowgorod bis Orenburg in der Provinz Kasan; sie brach auch in den Fremdenkolonien, welche der Kaiser an der Wolga angelegt hat, mit großer Heftigkeit aus."

Es scheint allerdings nach mehrfachen Zeugnissen — und das Morgenblatt hat schon eine Notiz der Art in Nro. 296. 1831 mitgetheilt — keinem Zweifel zu unterliegen, daß zur Zeit der ersten Theilung Polens, wie im verflossenen Jahre bei seiner zweiten Vernichtung, im Herzen von Rußland die Brechruhr geherrscht, und daß sie im vorigen Jahrhundert ungleich größere Verheerungen angerichtet hat, als im jezigen. Man dürfte sich wundern, wie nach sechzig, siebzig Jahren das Andenken an eine so große Seuche so ganz verschwunden seyn solle, daß man jezt die Identität der gegenwärtigen Krankheit mit der frühern in Zweifel ziehen kann. Aber der damalige Mangel an Kommunikation zwischen dem innern Rußland und dem Theile von Europa, der seit längerer Zeit sich für dergleichen Erscheinungen wissenschaftlich interessirt, vor allem aber die sich forterbende Begriffsverwirrung in der Medizin, welche bisher die Leistungen einer Periode zu Hieroglyphen für die spätere machte, erklären wohl diese Erscheinung hinreichend.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Wirkungen der Theaterfreiheit.

Da sieht man, rufen einige Feinde der Julirevolution aus, was es mit der so lange gewünschten und verlangten und endlich erstürmten Theaterfreiheit auf sich hat! man hat nur desto mehr schlechte Stücke geschrieben; weiter hat das Publikum keinen Vortheil davon genossen. Verzeihen Sie, meine Herrn, das Publikum hat das Vergnügen gehabt, die Stücke so aufführen zu sehen, wie sie die Phantasie der Dichter geschaffen, und nicht, wie sie die Scheere der Censoren, oder das scharfe Messer der Polizei zugestutzt oder verstümmelt hat. Das Publikum hat manche unreife Frucht, manches Monstrose auf den Brettern vorbeigehen sehen; was ihm mißfallen, hat es selbst als kompetenter Richter verworfen und das Bessere beibehalten. Nehmen wir als Beispiel das Trauerspiel „Peter III., Kaiser von Rußland," von dem ganz jungen Schriftsteller Victor Escousse, über dessen erste Aufführung ich neulich Bericht erstattet habe. Solch ein Stück wäre ohne die eroberte Theaterfreiheit gar nicht aufgeführt worden. Die Regierung hätte gesagt: junger Mann, wir wollen uns mit dem russischen Kabinette nicht entzweien; der russische Gesandte könnte uns fragen: warum verstattet ihr die Aufführung eines solchen Stückes, indeß wir in Petersburg und Moskau so ängstlich sind, daß wir auch nicht die entfernteste Anspielung auf Politik und neuere Geschichte erlauben, damit unsere Unterthanen keine andern Gedanken bekommen, als diejenigen, die wir ihnen eingeben wollen. Eine Hand wäscht die andere. Wir streichen in Rußland den dramatischen Dichtern gewaltig viel; also seyn Sie so gut, und vergelten Gleiches mit Gleichem. Sehen Sie, würde die Regierung ferner zu dem jungen Dichter gesagt haben, es wäre uns unangenehm, solch eine Lektion von einem fremden Gesandten zu bekommen. Besser ist es also, wir deugen dieser Unannehmlichkeit vor und bitten Sie, Ihr Trauerspiel in Ihr Pult tief zu verstecken. Der junge Dichter würde sich dies zu Gemüthe geführt und gedacht haben: wähle ich einen andern Stoff aus der neuern Geschichte, so finde ich wieder einen Stein des Anstoßes; bezieht sich der Inhalt auf Frankreich, so findet sich die französische Regierung getroffen; nehme ich einen Stoff aus der Geschichte eines andern Landes, so wird der Regierung bange, es möchte der Regierung dieses Landes mißfallen; in beiden Fällen würde man für gut finden, mein Trauerspiel zurückzuweisen, oder es so unbarmherzig verstümmeln, daß es mir eben so lieb wäre, es gar nicht aufführen zu lassen. Besser thue ich also, wenn ich mich in die abgedroschene griechische und römische Geschichte hineinwerfe; da diese in der Diplomatik nichts mehr gilt, so werde ich wohl ungehudelt durchkommen; das Publikum wird zwar keinen großen Antheil an meinem Produkte nehmen, allein man wird mein Stück doch wenigstens aufführen. Und nun würde der junge Dichter einen alten Stoff zur Hand nehmen und denselben auf seine Weise zuschneiden. Das Publikum würde gähnen, und nach einigen Darstellungen, wenn das Stück nicht schlecht angelegt wäre, würde dasselbe mit so vielen andern ins Grab der Vergessenheit sinken. Statt dessen hat der junge Dichter volle Freiheit genossen, seinen Stoff zu wählen und zu bearbeiten. Er hat geglaubt, eine historische Begebenheit aus der neuern Geschichte Rußlands müsse, wenn sie kräftig dramatisirt werde, einen tiefen Eindruck machen, und somit hat er das tragische Ende Peters III. als dramatischen Stoff behandelt. Freilich hat das Publikum demselben keinen großen Beifall geschenkt, und nach einigen Darstellungen hat der Verfasser oder die Direktion es für gut gefunden, es nicht mehr aufführen zu lassen. Jetzt weiß aber der junge Dichter, daß er den Stoff entweder schlecht gewählt, oder nicht so behandelt hat, daß er allgemeinen Beifall erhalten konnte. Er denkt darüber nach, bemerkt die Fehler, die er begangen, begreift, warum die unreife Frucht verworfen worden ist, und hat er nun Verstand, so sucht er etwas Reiferes und Würdigeres hervorzubringen. Das Dichten ist ihm nicht verkümmert worden, wohl aber das unüberlegte. Sein Geist behält seinen Schwung und wird durch keine Furcht vor tyrannischen Machtstreichen gelähmt. Das wäre meines Erachtens die ächte Wirkung der Theaterfreiheit. Man muß sich wundern, daß unter den 272 neuen Stücken, die im Laufe des vorigen Jahres gegeben worden sind, nur zwei Trauerspiele angeführt werden. Gesetzt, man habe sich auch um die Hälfte verrechnet, so gäbe dies doch immer nur vier Stücke jener Gattung unter 272 neuen Produkten. Vielleicht sind niemals so wenig neue Tragödien aufgeführt worden. Freilich gibt es unter den 27 Dramen und 30 Melodramen mehrere Stücke, die eben so gut Trauerspiele genannt werden könnten, wenn sie in Versen geschrieben wären; aber der eigentlichen Trauerspiele, ich meine der versifizirten, hat das vorige Jahr äußerst wenige abgeworfen. Sollte dies etwa eine Folge der Julirevolution seyn? dies wäre eine sonderbare Erscheinung. Uebrigens beweist schon die Menge der in Paris vorhandenen Bühnen für Vaudevilles, daß diese Gattung jetzt die beliebteste ist. Die Aufmerksamkeit des Publikums ist mit großen Weltbegebenheiten beschäftigt, und es sucht meistens im Theater nur eine leichte Zerstreuung. Kleine Vaudevilles heitern Inhalts eignen sich vortrefflich dazu; daher wohl die jetzige Vorliebe des Publikums zu dieser Gattung; und die Menge von Theatern, welche sie darstellen. Das Théâtre français, die eigentliche Nationalbühne, welche nebst dem Odeon allein Trauerspiele aufführt, hatte im vorigen Jahre wenig Zuspruch, und mehrere Dichter, welche sonst für dasselbe arbeiteten, haben es verlassen, um für kleinere Theater zu schreiben, von denen die Stücke schnell aufgeführt und auch wohl belohnt werden, wenn sie Beifall erhalten. Vielleicht kommt bei ruhigern Zeiten dem Publikum der Geschmack an der erhabenen Tragödie wieder, vielleicht erscheint einmal wieder ein Talma am Théâtre français, und dann wird es auch den Dichtern nicht mehr an Lust mangeln, sich in diesem schwierigen Fache zu versuchen. Uebrigens läßt sich nicht läugnen, daß die Schwierigkeiten, originelle Stücke zu liefern, für die Dichter stets größer werden. So viele erdenkliche Kombinationen und Situationen sind auf der Bühne von den Pariser Dichtern verbraucht worden, daß das Auffinden ganz neuer eine harte Arbeit wird, und Genies, denen das Erfinden ein Spiel ist, werden nicht alle Tage geboren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Berichtigung.

In der letzten Charade ist statt: Doch wehe, wenn Natur das ihm verbeut. — zu lesen: Doch wehe, wenn Natur uns ihm verbeut.

Beilage: Literaturblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 36.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 11. Februar 1832.

Pistol: — Falstaff, der ist todt,
Und uns muß weh drum seyn.

Shakespeare.
Heinrich V.

Mayeux.

Wer kennt nicht Monsieur Mayeux, den neckischen Kobold, den buckligten, spöttischen, liederlichen, geistreichen Ueberall und Nirgends des modernen Paris? Diese wirklich interessante Figur, welche sich die Pariser zum Träger ihres Witzes geschaffen haben, ist ihnen einerseits, nur in noch weiterem Sinne, was Pasquino den Römern ist oder vielmehr war. Seine burleske Figur dient dazu, die Tagesgeschichte in tausend Zerrbildern zu personifiziren, in seinen Mund werden alle lustigen, beißenden Einfälle, alle Stadtklatschereien gelegt. Hat irgend eine bedeutende Person sich in den Augen der Pariser lächerlich gemacht, so ist sogleich Mayeux bei der Hand, und drei, vier Worte aus seinem Munde unter einem lustigen Zerrbilde, auf dem die possierliche Person immer die Hauptfigur ist, reichen hin, die Sache in das hellste Licht zu setzen. So machte Ludwig Philipp nach seiner Thronbesteigung die Franzosen wiederholt darauf aufmerksam, daß er als Soldat der Republik bei Jemappes und Valmy gefochten habe. Da trat Monsieur Mayeux auf einem Karrikaturblatte auf und gab mit wenigen Worten, aber höchst deutlich zu verstehen, man wisse die Sache jetzt so genau, daß es vorerst keiner weitern Erinnerung mehr bedürfe. — Verrichtet nun aber Mayeux wirklich die Funktion des Pasquino, so erinnert er andererseits wieder an Falstaff. Mayeux ist Grenadier der Nationalgarde, und der Pariser persifflirt sich gleichsam selbst in diesem vier Fuß hohen Burschen mit der ungeheuren Bärenmütze. Aus diesem Gesichtspunkt ist der Nekrolog Mayeux's von Bazin, einem der beliebtesten Pariser Belletristen, aufgefaßt. Er schreibt den Nekrolog des lustigen Gesellen, weil sein Bild allerdings in den wetterwendischen Köpfen der Pariser zu erbleichen beginnt, und zu befürchten steht, er werde in Kurzem nicht viel mehr seyn, als sein so tief herabgekommener Bruder Pasquino zu Rom.

Wir theilen diese Skizze mit, weil die Schöpfung und die ganze Konstitution dieses Pariser Falstaff-Pasquino für den ganzen gesellschaftlichen Zustand des neuen Frankreichs sehr charakteristisch ist.

* * *

Frankreich hat einen seiner besten Bürger, die Freiheit einen ihrer glühendsten Vertheidiger, die öffentliche Ordnung eine ihrer größten Stützen verloren. Der Mann, der durch seine seltsamen Fahrten, seine Abentheuer der mannichfaltigsten Art, ganz Paris mit sich beschäftigte, jenes seltsame, spöttische Wesen, das für jede Albernheit ein Epigramm, für jeden Mißgriff einen Witz, für jeden Kummer einen Spaß bei der Hand hatte, das die Begebenheiten unserer Zeit am richtigsten zu beurtheilen wußte, in dem unser Groll, unser Enthusiasmus, unsere Leichtgläubigkeit personificirt erschienen: dieser Mann war der Typus der Jahre 1830 und 1831, war die Maske, in der wir sammt und sonders

Digitized by Google

all' unsere Thorheiten, Mißgriffe, Albernheiten erkannten, indem wir sie ihm aufbürdeten. Diese populärste aller Popularitäten, Mayeur ist nicht mehr; er verschied am 23. December 1831 am Tage Sainte Viktoire, und zwar an Langeweile und Verstimmung, an einer bisher unbekannten Art Schwindsucht. Die Aerzte haben, nach ihrer Manier, alle Uebel, die sie nicht heilen können, zu benennen, besagte Krankheit zurückgetretene Revolution getauft.

Niemand erfuhr von Mayeur's Krankenlager nur das Mindeste; ja es erschien nicht einmal ein Bulletin von seinen lezten Leidenstagen. Wir alle haben einen Freund an ihm verloren, alle, Klein und Groß, Reich und Arm, Legitimisten und Republikaner, besonders ihr sinnreichen Künstler, die sein ergötzliches Konterfey so oft benüzt, ihr Schriftsteller, die seine Bonmots als eigene Geistesfrüchte zu Markt gebracht; und dennoch schrieb kein Mensch seinen Namen in das Krankenbesuchregister dieses allgemeinen Freundes. Er erschien nicht mehr hinter den Fenstern der Kupferstichläden, man traf ihn nicht mehr in den Straßen; und so ist denn Mayeur, gleich einem, in den Tagen unserer jüngsten Revolution im Triumphe einhergetragenen großen Bürger, gleich dem in einem Journale des verwichenen Jahrs als Mirabeaus und Foys Nachfolger gefeierten Redner, gleich dem Urheber einer Charte oder dem Stifter einer neuen Religion, total vergessen! Lange, ehe er den Geist aufgegeben, war er für uns gestorben, und wohl gerade diese Vernachläßigung, dieser Undank, dieser Unbestand der Volksgunst haben sein Leben verkürzt. Er schmachtete allein, verlassen, zum Ladenhüter herabgewürdigt, vom Skandal wie von seinem Arzte aufgegeben. Er starb, wie viele Staatsmänner sterben, mit dem drückenden Gefühle der Verlassenheit. — Als er fühlte, daß sein lezte Stündlein herannahte, sandte er nach einem Priester, nicht etwa nach einem von Chatels französischer Kirche, denn die Lust zu lachen war ihm vergangen; nein, nach einem guten alten Pfarrer, der in seinem Priesterrocke die Rue Montesquieu heraufkam, ohne eben mehr aufzufallen, als ein Ritter der Ehrenlegion. Mayeur beichtete: er hatte ein starkes Sündenregister, er klagte sich der Hoffahrt, des Neides, besonders aber jämmerlicher Eitelkeit an. Der Pfarrer versprach ihm, so er wieder aufkomme, ihn am Weihkessel seiner Kirche anzustellen, damit Niemand künftig mehr Notiz von ihm nehme.

Mayeur ist todt; was bleibt von ihm, von diesem so allbekannten, kleinen, possierlichen, naiven Spötter, diesem oft so hart mitgenommenen Wesen? Was kommt vom Seligen auf die Nachwelt? Kaum ein Name, ein obskurer Name, den man vielleicht nach wenigen Jahren schon mit dem eines Deputirten oder tragischen Dichters verwechselt; ein Räthsel für einen Oedipus, ein ohne Kommentar nicht zu erklärender Text. Der Unglückliche kannte dieß traurige Loos des ephemeren Ruhs und versicherte mich, er stürbe ganz ruhig, wüßte er nur, daß wenigstens in einem zierlich gedruckten Buche, auf feinem Papiere, in Oktav, seiner gedacht würde. Der Treffliche glaubte an die Unsterblichkeit der Oktavbände. Ach! hätte der Tod ihn nicht überrascht! Er wollte selbst seine Biographie schreiben; so aber beauftragte er mich, diese seine Schuld abzutragen. Er soll sich in der Hoffnung auf seine Verherrlichung nicht getäuscht haben; gegenwärtiger Artikel ist ausschließlich dem Verewigten gewidmet.

Messidor Napoleon Ludwig Karl Philipp Mayeur — obgleich sein Taufschein ihm, nach dem Heiligen seines Geburtstages, nur den Namen Bonaventüre beilegt, führte er dennoch nach einander alle jene Vornamen — erblickte, während sein Vater, ein ehrlicher Handwerker in der Rue Beaubourg, bei Einnahme der Bastille zu thun hatte, am 14ten Juli 1789 das Licht der Welt. Jener Tag des Ruhms war für ihn ein Tag des Unglücks; seine Mutter entsezte sich ob dem Kanonendonner und Musketenfeuer, und ward von einem gebrechlichen, mißgestalteten Knaben vor der Zeit entbunden. Seine störrische, händelsüchtige Laune, von der selbst die Jahre ihn nicht ganz zu heilen vermochten, zeugte noch sprechender als seine Gebrechlichkeit von jenem Tage seiner Geburt. Nachdem sein Vater in Paris selbst seinen Muth erprobt, schlug er den Feind von der Grenze zurück, folgte unsern Armeen auf all' ihren Eroberungszügen, ward für zwei-und-dreißig Wunden mit dem Sergeantengrade belohnt und starb bei Austerlitz für die Fahne, die ihm lange das Zeichen der Freiheit gewesen und nun das Symbol des Vaterlands war. Oft zeigte uns Napoleon Mayeur — so nannte er sich nun — seinen Vater, der ganz deutlich zu erkennen seyn sollte, in der siebenten Abtheilung des bronzenen Spiralbandes, das sich, mit Helden und Siegen prangend, bis zum Gipfel der Vendomesäule hinanzieht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Giftthal auf Java.

In der königlichen geographischen Gesellschaft zu London ist ein Brief vorgelesen worden, worin ein Reisender ein Thal auf der Insel Java beschreibt, das durch seine für alle lebenden Wesen tödtliche Luft merkwürdig ist. Dieser sonderbare Ort, in der Landessprache Guepo-Upas oder Giftthal genannt, liegt drei Meilen von Bathur. Am 4ten Julius machte sich Alexander London dahin auf den Weg. Man besteigt den Berg, an dessen Fuß das Thal liegt, und kann sich ohne Gefahr etwa auf eine halbe Viertelmeile nähern. Hier konnten die Reisenden

Digitized by Google

mit brennenden Cigarren im Munde den Grund des Thals beobachten, der etwa eine halbe Meile im Umfang hat, eiförmig und 35 — 40 Fuß tief ist. Der Boden ist eben, mit Steinen besäet und durchaus kahl. Man sieht hie und da menschliche Skelette; ohne Zweifel rühren sie von Rebellen her, die in den lezten Kriegen von den Truppen verfolgt, sich hieher geflüchtet hatten, ohne zu wissen, welches Loos ihrer wartete. Gerippe von Tigern, Hirschen, Bären und Thieren aller Art bedecken den Boden. Die Reisenden hatten, um Versuche anzustellen, zwei Hunde mitgenommen. Zuerst warfen sie einen der Hunde hinein, der an einer langen Bambusstange angebunden war. Nach vierzehn Sekunden konnte sich das Thier nicht mehr auf den Beinen halten und fiel um; es lebte noch achtzehn Minuten. Der zweite Hund lief dem ersten nach; er blieb bei der Leiche stehen, stürzte nach zwei Sekunden nieder und starb nach sieben Minuten ohne Zuckungen, ja ohne sich nur zu rühren. — Es ist dieß eine ähnliche Erscheinung, wie die bekannte in der Hundsgrotte bei Neapel; nur ist der bedeutende Unterschied, daß im Thal Guepo-Upas die ganze Luft vergiftet ist, während man in der Hundsgrotte ohne Gefahr aufrecht stehen kann, da die mephytische Luft vermöge ihrer Schwere sich nur wenige Zolle über den Boden erhebt.

Zur Bevölkerungsstatistik.

Moreau de Jonnès hat in einer der lezten Sitzungen der Pariser Akademie der Wissenschaften eine Abhandlung über die Zunahme der Bevölkerung in Europa vorgelesen, aus der wir die Hauptsäze zum weitern Nachdenken mittheilen.

Wenn die Bevölkerung frei von natürlichen Hindernissen sich entwickeln könnte, so würde ihr Zuwachs überall sehr stark seyn. Es läßt sich berechnen, daß, wenn jene hemmenden Einflüsse nicht vorhanden wären, auf jede Ehe sechs Kinder kämen, wovon vier die Eltern überleben würden. Vorausgesezt, die Bevölkerung vermehre sich ungehindert nach diesem Verhältniß, so könnte eine einzige Familie, die zu Philipp Augusts Zeit gelebt hätte, die ganze gegenwärtige Bevölkerung Frankreichs zur Nachkommenschaft haben. Die gesammte Bevölkerung von Europa könnte von Einem Paare zur Zeit Hugo Capets abstammen, und die Bevölkerung des ganzen Erdballs von einer Familie zur Zeit Karls des Großen. So verhält es sich aber bekanntlich in der Wirklichkeit keineswegs, und die Bevölkerung des gegenwärtigen französischen Gebiets hat sich in einem Zeitraum von mehr als achtzehn Jahrhunderten, seit der römischen Invasion, kaum vervierfacht.

Nimmt man den gegenwärtigen Gang der Bevölkerung zum Maßstab und fragt, in welcher Zeit die Bevölkerung doppelt so stark seyn werde, als jezt, so sieht man gleich, daß sich darin das Verhältniß bei verschiedenen Ländern sehr verschieden stellt.

In den österreichischen Staaten wäre die Bevölkerung doppelt so stark als jezt in 44 Jahren, im russischen Europa in 48 Jahren, in Polen und Dänemark in 50 Jahren, in Großbritannien in 52 Jahren, in Schweden, Norwegen, der Schweiz und in Portugal in 56 Jahren, in Spanien in 62 Jahren, in Italien in 68 Jahren, in Griechenland und der europäischen Türkei in 70 Jahren, in den Niederlanden in 84 Jahren, in Deutschland in 120 Jahren, in Frankreich in 125 Jahren.

Stellt man die nördlichen Länder zusammen, so ergibt sich, daß ihre Bevölkerung kein halbes Jahrhundert brauchte, um sich zu verdoppeln, während die südlichen Länder 80 Jahre brauchten, um dasselbe Ziel zu erreichen. Die Durchschnittszahl für Europa wäre 57 Jahre.

Man sieht leicht ein, daß der Zeitraum, innerhalb dessen, der Voraussezung nach, sich die Bevölkerung in einem Lande verdoppelt haben müßte, blos nach der Fruchtbarkeit des Menschen in jedem Lande berechnet ist, und daß man damit durchaus nicht behaupten will, nach so und so viel Jahren müsse ein Land so viel Einwohner zählen. Denn in manchen Ländern Europas kann sich die Bevölkerung recht wohl verdoppeln, während es in andern Ländern durchaus unmöglich ist. Wenn man die folgende Tabelle betrachtet, wird man leicht ausfindig machen können, wo der eine, und wo der andere Fall eintritt.

Nach dem Durchschnitt der Bevölkerungszunahme in den lezten Jahren hätte sich die Bevölkerung verdoppelt,

	im Jahr	die Popul. beträge	Menschen auf der Quadr.-M.
in den Niederlanden .	1912.	12,200,000.	8000.
in Italien	1875.	40,000,000.	5200.
auf d. brittischen Inseln	1872.	41,000,000.	5100.
in Frankreich	1951.	63,000,000.	4800.
Deutschland	1947.	24,000,000.	4000.
Portugal	1874.	7,360,000.	4000.
Preußen	1862.	23,400,000.	3400.
Schweiz	1883.	4,000,000.	3400.
Dänemark	1869.	5,000,000.	3000.
Spanien	1875.	25,500,000.	2700.
Oesterreich	1872.	74,500,000.	2500.
in d. europäischen Türkei	1898.	20,000,000.	2000.
Griechenland	1898.	2,000,000.	1600.
Rußland u. Polen . . .	1874.	93,000,000.	820.
Schweden u. Norwegen	1879.	7,354,000.	400.
im nördlichen Europa .	1947.	260,000.000.	1600.
im südlichen Europa . .	1951.	161,000,000.	3600.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Fortsetzung.)

Die italienische Oper.

Eine Darstellung in der italienischen Oper hat immer etwas Glänzendes. Dieses Theater ist hauptsächlich für die Reichen, und nur im Parterre sieht man unbegüterte Dilettanti, die einen Laubthaler daran wagen, um eine Rossinische, Mozartsche oder Cimarosasche Oper vollkommen aufführen zu sehen, oder um eine Prima Donna zu hören, um deren Besitz sich die Hauptopern aller Länder streiten. In Paris ist die italienische Oper, schon ehe die Thore aufgeschlossen werden, einer Einnahme von 3000 Franken wegen der beständigen Logenabonnements gewiß; was an der Kasse für Billette gezahlt wird, ist der schwankende Theil der Einnahme und macht vorzüglich den Gewinnst des Unternehmers aus. Glücklicherweise hat die Regierung den klugen Einfall gehabt, die italienische Oper nicht mehr leiten zu wollen und sie einem Unternehmer zu überlassen, dem sie jährlich eine bedeutende Summe als Unterstützung zahlt, damit diese, den einheimischen und fremden Reichen so willkommene Anstalt sich auf dem glänzenden Standpunkte erhalte, worauf sie sich geschwungen hat. Der Unternehmer hat nun für weiter nichts zu sorgen, als wie er für seinen Winter und sein Frühjahr sich eine der drei oder vier ersten Sängerinnen verschafft, welche zwischen Neapel, Mailand, Paris und London auf und abgehen. Diese Damen machen ungeheure Forderungen; allein da die reichen Zuhörer wiederum gut bezahlen, so läßt sich ihr 30 oder 40.000 Franken starker Gehalt doch wieder einbringen, und ohne den Zauber eines Namens, wie Pasta, Malibran, sind die Logen auch nicht leicht zu vermiethen. Ein solches Zauberwesen ist freilich schwer zu bekommen; hat er es aber einmal und kann er demselben noch ein paar andere wohlklingende Namen zugesellen, so ist er auf ein Jahr geborgen. Nach Ablauf desselben aber geht Alles auseinander, und die Arbeit und Mühe beginnt von Neuem. Das Ganze ist jedoch nicht schwerer als eine große Handelsspekulation einzuleiten. Schon am Eingange der italienischen Oper kündigt die Menge der auf dem Opernplatze gereihten Kutschen an, daß die Zuhörer meistens Leute mit Equipagen sind, und fast möchte man den Direktor um Verzeihung bitten, daß man zu Fuße kommt. In London sind Schuhe und seidene Strümpfe erforderlich, um die Ehre zu genießen, in dem Opernsaale zu sitzen. Diese Etikette der sonst so freien Engländer, die im Ueberrocke und mit schmutzigen Stiefeln ins Parlament gehen, ist in Paris noch nicht eingeführt und wird auch schwerlich jemals eingeführt werden. In allen Pariser Theatern ist das Publikum von jeher für sein Geld Herr und Meister gewesen und läßt sich nichts vorschreiben. So lange die Pariser Gassen schmutzig sind, wäre es auch unbarmherzig, von den Dilettanti zu fordern, daß sie in der Oper wie in einem Tanzsaale erscheinen sollen. Das Einzige, was ein Pariser Direktor von ihnen verlangen kann, ist, daß sie ihr Geld, ihre Ohren und etwa auch noch Hände zum Beifallklatschen mitbringen. Die Inhaber der Logen erscheinen aber freilich alle in ihren Equipagen; für sie ist die schöne steinerne Treppe, die zum Foyer hinaufführt, mit Fußteppichen belegt, so wie auch die Gänge, die hinter den Logen herführen. Der Saal ist trefflich beleuchtet und das ganze Haus geheizt. Schon der Saal gewährt einen sehr reizenden Anblick wegen des reichen Schmucks der Damen aus der großen Welt, die hier, wenn sie auch eben keinen Enthusiasmus für italienische Musik mitbringen, doch gern dreimal in der Woche einige Stunden zubringen. Zur Bequemlichkeit der reichen Welt, die nach 6 Uhr zu Mittag speist, beginnt die italienische Oper ihre Vorstellungen erst um 8 Uhr und endigt sie gewöhnlich nach 11 Uhr, obschon die meisten Opern des italienischen Repertoires nur zwei Aufzüge haben. In diesem Winter hatte der Direktor seine vorzüglichste Hoffnung auf Mad. Malibran gesetzt, ein reizendes, lebhaftes Weibchen, das wie eine Syrene singt und mit Rossinischer Musik auferzogen ist. Diese vortreffliche Sängerin, so jung sie noch ist, hat schon manche Schicksale erlebt. Sie ist die Tochter des spanischen Sängers Garcia, den man lange als einen der besten Sänger an der italienischen Oper in Paris bewundert und der selbst einige gefällige Opern in Musik gesetzt hat. Sie reiste mit diesem nach Nordamerika, und hier machte sie die Bekanntschaft eines reichen Mannes, Namens Malibran, und heirathete denselben. Allein das von ihr geträumte Glück erfolgte nicht; der Mann war, wie es scheint, ein Verschwender, oder hatte unglückliche Spekulationen im Handel gemacht; genug, er wurde eingesperrt und seine kaum 20jährige Frau ging wieder nach Europa, um aus dem von ihrem Vater vortrefflich ausgebildeten Talente Vortheil zu ziehen. Hier ward sie bald auf den Bühnen von Paris und London als eine der ausgezeichnetsten italienischen Sängerinnen berühmt, und nun war ihr Glück gemacht oder wäre gemacht gewesen, wenn sie nicht mit dem Violinspieler Berriot in Verbindung getreten wäre. Man sagt sogar, sie habe denselben geheirathet, nachdem sie sich von ihrem ersten Manne habe scheiden lassen; andere behaupten, es könne keine Scheidung stattfinden, weil kein hinreichender Grund dazu vorhanden sey; noch andere lassen den ersten Ehemann todt seyn; doch alle diese Dinge sollten das Publikum wenig kümmern.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 30:
Freudenrausch.

Charade.

1.

Wohl weinst du, Kind, ist deine Mutter dir,
Was ich bin; traure, liebevolle Maid,
Ist dir's der einzig treu geliebte Mann.
Von Herzen aber wünsch' ich dir und mir
Mit diesem Wörtchen alles Herzeleid.
Und was dich irgend rauh berühren kann.

2. (homonymisch.)

Das zweite Wörtchen kommt mir spanisch vor.
Bald speit es Tod, bald schenkt es Wasser aus,
Bald hat's mit Lüften, sie mit ihm ihr Spiel,
Bald preßt aus ihm die beste Kraft ein Mohr,
Bald holt sich Most ein Straßenjunge draus;
Ein Knochen ist's, oft auch ein Blumenstiel.

1. 2.

Des Ersten Strahlen faßt mein Ganzes auf,
Und in verschloss'ne Räume hell und klar
Trägt es ihr Bild durch meines zweiten Raum;
Es zeigt dir mehr als Einen Weltenlauf,
Es führt dich weiter, als den kühnsten Aar
Sein Flügel trägt; doch ist sein Bild kein Traum.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 4.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 37.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 13. Februar 1832.

Von Mauern, die sich durch einander schlingen,
Ist drinnen ein verwormes Labyrinth;
Allein ich will des Baues Riß euch bringen,
Mit dem ihr leicht den Ausgang dort gewinnt.

Torquato Tasso.

Ein Blick auf die Stadt Algier und ihre Geschichte *).

Hat einer Aleppo, Alexandrien, Cadix gesehen, ehe er die Hauptstadt eines Barbareskenstaates sieht, desto schlimmer für ihn; die Uebergänge verwischen die Kontraste, und aus dem Kontraste entspringt für uns der Begriff und das Gefühl des Originellen. Aber für den ehrlichen Europäer, der nie bis zum drei-und-vierzigsten Grad der Breite hinabgekommen ist, bevor er sich in Toulon eingeschifft hat, der an die Schieferdächer von Paris, an die deutschen Giebel, an die prismatischen Glockenthürme, an das konische Wesen der Schornsteine und Kaminröhren, kurz an die ganze schwarze, rothe und metallische Bildung der kalten, feuchten Länder gewöhnt ist, für diesen ist die weiße, regelmäßige Krystallisation der Häuser Algiers äußerst pikant und neu.

Ja, Krystallisation ist das rechte Wort: Algier ist eine gigantische Salzscheibe, die am Abhang eines von den Meereswogen gepeitschten Felsens lehnt; jedes Haus bildet einen regelmäßigen Würfel, wie die Krystalle des Kochsalzes, und meint ihr etwa, damit das Gleichniß ganz passe, fehle der Glanz, so versucht es einmal, die Terrassen von Algier in hellem Sonnenlicht ohne grüne Brille anzusehen; jede Terrasse scheucht euer Auge zurück wie ein Spiegel, in welchen das Sonnenlicht fällt. Wie bei der Salzscheibe, so hängen auch hier sämmtliche Krystalle an einander: die Straßen Algiers sind so eng und die obern Stockwerke springen so weit vor dem Erdgeschoß vor, daß das Auge die Furchen, welche sie in der Masse bilden, von oben herab gar nicht bemerkt. Die Hälfte der Fläche der Straßen ist eigentlich nichts als ein Gang unter einem Gewölbe, über welchem die Häuser fortlaufen. Ein Galan könnte, mit einem ein Paar Ellen langen Strick versehen, von jedem beliebigen Punkte der Stadt, von Terrasse zu Terrasse, an jeden andern Punkt gelangen. Jede Nacht gehen ihm darin die Katzen mit gutem Beispiel voran, die freilich bei ihren Krallen und ihrer Gewandtheit keinen Strick brauchen. Auf manchem Hause, das eine Schöne dieses Geschlechts beherbergt, versammeln sich die Anbeter zu Hunderten; die Franzosen, welche von dem Respekt, den die Söhne Mahomets hergebrachtermaßen vor diesen Thieren und ihrem Treiben haben, nichts wußten, sahen sich oft genöthigt, ihnen förmliche Schlachten zu liefern, weil sie vor der gräßlichen Katzenmusik unmöglich schlafen konnten.

Sinkt aber die Sonne hinter Boudjerah hinab, so macht der weiße Kalk, womit alle Häuser getüncht sind, einen sehr angenehmen Eindruck. Mit Lust schweift das Auge über die weißen Stufen hinab bis zum Azurblau der Bai, und wer sich beim grünlichen Schimmer, in den dieses Blau dem Lande zu übergeht, in Gedanken an den Ganges versetzt, kann sich versucht fühlen, sich

*) Aus dem nächstens erscheinenden Werke von Eusèbe de Salle: Aly le Renard, ou la conquête d'Alger.

umzukehren und sich nach der großen Pagode von Benares umzusehen, so ganz gleichen die weißen Stufen hier der ungeheuren Treppe, welche vom heiligen Flusse zu jenem Meisterwerke der indischen Baukunst hinanführt.

Sieht man genauer hin, so bemerkt man, daß die geraden Linien da und dort ausgebogen sind; es sind dieß die Kuppeln von ein Paar Dutzend Moscheen. Die krumme Linie, welche ihr Profil beschreibt, ist ganz originell. Es ist keine auf einem Halse sitzende Kugel, wie bei den Kuppeln des Kremls zu Moskau, es ist keine Halbkugel, die nach unten in einen Cylinder übergeht, wie an allen antiken Domen und den nach ihrem Muster angelegten neuern Gebäuden. Die algierische Kuppel beschreibt keine gleichmäßige Courve, sondern läuft nach oben in eine stumpfe Spitze aus. Diese Kuppel steht auf dem Ende der Moschee, welches dem Chor einer christlichen Kirche entspricht. Die Vergleichung trifft desto mehr zu, als der innere Raum in der Moschee gerade so wie in der christlichen Kirche eingetheilt ist: ein großes Mittelschiff wird von zwei kleinern Seitenschiffen durch eine Reihe von Säulen getrennt, welche durch vielfach ausgezackte Bogen verbunden sind. Ueberall herrscht der Spitzbogen; sehr spitz erscheint er an den Kolonaden, gestreckter am Gewölbe des Schiffs, sehr gedrückt in der Kuppel. Das Thürmchen oder der Minaret, der immer neben der Moschee steht, wie ein junges Bäumchen neben einem alten Stamm, ist selten so hoch als die Kuppel. Zuweilen findet sich ein wenig Grün zwischen beiden, ein Feigen- oder Palmbaum im Garten des Imans oder des zur Moschee gehörigen Kollegiums. Es ist dieß aber hier ein seltener Luxus; nicht als ob Grund und Boden theuer wäre in Algier, aber ein Garten in der Stadt gilt einmal hier für etwas eigentlich Königliches. Die Privathäuser der Deys haben keine, nur dem Regierungspallast, der Kasaba, steht es zu, mit dem schwarzen Laube einiger zerzausten Cypressen oder der hellgrünen Krone der Platanen oder Sycomoren zu prangen. Zudem hat die Eifersucht, welche nebst der Furcht der größte Baumeister in mahometanischen Städten ist, wohl bedacht, daß man in einem Garten von den Nachbarn belauscht werden kann. Sie hätte auch bedenken sollen, daß man gleichfalls auf den Terrassen gesehen werden kann, welche Morgens und Abends die eigentlichen öffentlichen Spaziergänge und die wahren Salons für Männer und Weiber sind; ja, wenn es bei Nacht sehr heiß ist, dienen sie sogar zu Schlafgemächern. Aber der Algierer wird sagen, bei Nacht sehe man einen nicht, und wer bei Tag über die Brüstung seiner Terrasse hereinsehe, lasse sich einen Vorwitz zu Schulden kommen, welcher ihm leicht einen Flintenschuß eintragen könnte.

Der Privatmann, der weder Iman noch Pascha ist, und sich doch gerne an ein wenig Schatten vergnügte, muß etwas Erde auf seine Terrasse bringen lassen und hier ein Paar Rebstöcke pflanzen, die er sofort in eine Laube zieht, oder längs der Brustwehr sich schlängeln läßt, wie wir an den Fenstern die Kapuzinerblume ziehen. Ein Paar Nachbarn von Babedjedid haben neben ihren Rebgeländen das graue Laub eines uralten Olivenbaums. Dieser Baum, den man mitten in einer kleinen Gasse, welche von Babedjedid herabläuft, hat stehen lassen, mußte schon damals alt seyn, als dieses Quartier noch nicht in die Mauern von Algier eingeschlossen war, und dieß ist schon sehr lange her. Algier hatte schon vor zweihundert Jahren aufgehört, an Umfang zuzunehmen, und seit hundert Jahren schon ist es fortwährend in Abnahme. Wir wollen hier Einiges von den verschiedenen Schicksalen anführen, welche die Stadt erlebt hat.

Im römischen Alterthum finden wir in Mauritania caesariensis eine kleine Stadt Namens Icosium, die nach den Angaben von Ptolemäus, Pomponius Mela und Plinius zweifelsohne da lag, wo jetzt Algier gebaut ist. Als das Christenthum Afrika erobert hatte, gehörte der Ort zum Bisthum Rusguniä, dessen Trümmer heutzutage Tamedfous oder Matifou heißen, einem der vierhundert Bisthümer, welche durch ihre Hirten auf dem Koncilium zu Karthago repräsentirt wurden. Im fünften Jahrhundert wird Mauritanien von den Vandalen verheert, darauf von Belisar wieder erobert. Erschöpft durch diese langwierigen Kriege, wird es zweihundert Jahre später eine leichte Beute der Feldherrn der Ommiadischen Kalifen; noch später erklären sich die Araber, die sich hier niedergelassen, für unabhängig, und mehrere Herrschergeschlechter, aus dem Bürgerkrieg hervorgegangen, im Bürgerkrieg wieder gestürzt, regieren und theilen endlich das Land. Algier wird die Hauptstadt eines dieser kleinen Königreiche.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mayeur.

(Fortsetzung.)

Das Kaiserreich fand das Kind der Revolution (wie unsere politischen Kandidaten sagen), unsern Mayeur, als verwaisten Jüngling. Da seine Gebrechlichkeit, welche in acht Jahren durch dreizehn Revisionskonseils gehörig konstatirt war, ihn von der Konscription befreite, so störte ihn keine Besorgniß für seine eigene werthe Person in seiner Begeisterung für Kriegsthaten. Er sprach nur von Schlacht und Sturm, forcirten Märschen, eingenommenen Städten, eroberten Königreichen. Die Todten der feindlichen Armeen zählte er nur nach Tausenden, die Gefangenen nach Divisionen, die Kanonen und Fahnen nach Hunderten, und übertrieb die Bulletins

Digitized by Google

bis ins Unsägliche. Mit jedem Tage sah er in seiner Stadt Monumente dem Boden entsteigen, Straßen sich erweitern, Brücken sich über die Seine wölben. Man veranstaltete ihm Feste, Feuerwerke, Freitheater, Revüen, wobei er zuweilen fast todtgedrückt worden wäre. Man erhob über alle Nationen der Welt sein Volk, in dem er sich verlor; dann reckte er sich auf den Fußspitzen empor und rief mit seiner Kehlstimme: „Auch ich gehöre zur großen Nation!“ Er war stolz, freudestrahlend, überselig. Zudem war in seinem Stadtviertel Mangel an jungen Leuten; die Mädchen waren daher gar nicht übel auf ihn zu sprechen, und wir kennen ja seine schwache Seite.

Doch vom Ruhme lebt man nicht; Mayeur wußte dieß, heirathete und gründete mit der Aussteuer ein einträgliches Etablissement. Er war der Erste, der die Idee hatte, für die Fußbekleidungstoilette der Vorübergehenden ein bequemes, zierliches Lokal einzurichten; da wurden mit Sammt bezogene Bänke oder gar Sophas, und zur Unterhaltung der Kunden, während ihre Füße in der Arbeit waren, Journale angeschafft. Die Herrn der Kaisergarde waren treffliche Kunden. Sie fluchten, wollten nicht warten, wurden ungeduldig, donnerten in ihrer Kraftsprache auf den vor ihren ungeheuren Stiefeln knieenden Pekin herab, zahlten aber trefflich; und wer wollte der großen Armee etwas übelnehmen?

Mit den Siegen aber ging es, wie mit allem unter dem Monde — sie nahmen ein Ende. Das Unglück kam, und in seinem Gefolge Verdruß und Besorgniß. Keine Jubelfeiern, keine Feste, keine Ceremonien, keine gleichsam aus der Erde wachsenden Bauten mehr. Das Hotel am Quai Dorsay blieb in dem Zustande, wie wir es noch jezt sehen, der Triumphbogen hatte keine Arbeiter mehr. Paris trauerte; wenn aber Paris trauert, ist nichts mit ihm anzufangen. Anstatt der Triumpheinzüge unter Trompeten und Paukenschall, erschienen — Feldspitäler. Das Kaiserreich ging vor Mayeur Augen zu Grabe; da kreuzte er — er war ja gebrechlich — die Hände auf dem Rücken, und sah die Preußen, Russen, Oesterreicher, und wie sie alle heißen, auf den Boulevards spazieren gehen; zwar gewiß nicht mit Freude, aber doch ohne allen Grimm, wie wir heute etwa einen Trupp Municipalgarden ansehen. Des andern Tages begab Mayeur sich wieder an seine Arbeit, wichste die Stiefeln der Kosacken, und dann die der Mousquetaires. Mit einem Male kehrten seine alten schnurbärtigen Kunden zurück, er wünschte ihnen bonne chance; aber da kamen plötzlich die Engländer; diese nahm er als Leute auf, die er gestern schon gesehen. Die Bergschotten aber amüsirten ihn köstlich, und im Spotte über die fremden Gäste tröstete er sich ob der Okkupation.

Diesmal hielt Mayeur die Restauration für fest begründet, und ließ sich Ludwig nennen. Zwei Invasionen, die neuen Uniformen, in denen man gerne paradirt (was, ohne die Stiefeln zu beschmutzen, nicht füglich geschehen kann), hatten ihm Geld eingebracht. Er stieg eine Stufe höher; der Artist ward Kaufmann: ein ganz folgerechter Prozeß. Er eröffnete ein Waarenlager, zu zwanzig Sous das Stück, und erhielt sein Patent; zum Wähler fehlten ihm nur noch zweihundert fünfundsiebenzig Francs jährlicher Abgaben; ich glaube, jezt wäre er es.

Nun fing unser Mayeur an, Zeitungen zu lesen und mit Politik sich zu befassen. Er war ein geborner Kritteler und bemerkte gar bald, daß Alles schlimm gehe; da er zugleich sah, daß sein Profit darunter nicht litt, legte er es klüglich auf Opposition an. All seine alten Liebhabereien wachten jezt wieder auf und bildeten ein ganz wunderliches Gemisch. In seinem Gehirne nahm die Freiheit, von der seine Zeitung ihm beständig vorsprach, Napoleons Gestalt an. — Karls X. Thronbesteigung beschwichtigte einige Zeit Mayeur's üble Laune; denn er, Mayeur selbst, war es gewesen, den ein Lanzenträger recht ungeschliffen zurückstieß, worauf der neue König ausrief: „Keine Hellebarden mehr!“ Die Sinnesänderung, welche solche Fürstenhuld in ihm hervorgebracht, war übrigens von kurzer Dauer. Die Auflösung der Nationalgarde erbitterte Mayeur um so mehr, da er nicht dazu gehört hatte.

Bis jezt hatte er eigentlich wenig Aufsehen erregt. Seinen Namen kannten im Grunde nur einige Maler. Sie hatten seine groteske Körperbildung, sein seltsam lebendiges Gesicht, seine rauhe, rasche Sprache, seine ergötzlichen Hyperbeln, vorzüglich seinen zügellosen Hang zum schönen Geschlechte studirt, und benuzten dies Alles zu unterhaltenden Erzählungen, zu Skizzen und Karikaturen. Einmal war er auf die Bühne gebracht worden, und er hatte die Sache als Mann von Geist genommen, nicht wie jene Comptoirherrn, die albern genug in solchem Falle gegen Brünet conspiziren. Der Revolution von 1830 war es vorbehalten, Mayeur in seinem vollen Glanze erscheinen zu lassen. Kurz vorher hatte er eine große Kränkung erfahren und die gräßlichste Rache geschworen. Ich kann hier nur so viel über die Sache sagen, daß ein Grenadier à Cheval der königlichen Garde, der mit seinen ungeheuren Kanonenstiefeln hoch zu Rosse paradirte, ihn hinter einem Eckſteine nicht wahrnahm. Die Litbographie hat den betrübten Vorgang aufbehalten. Im Andenken an jenen Affront war, als die Ordonnanzen das Volk zum Aufstande riefen, Mayeur einer der ersten in der Straße. Hinter einem Steinhaufen, der ihn bis zum Kopfe bedeckte, sah er die Lanciers mit langem Spieße, die Küraſſiere im Eisenpanzer, das Fußvolk mit den Bärenmützen und jene Fremdlinge im rothen Rock, die in unsern Revolutionen zweimal sich den Tod geholt haben, in der Schußweite

seines Gewehrs nach einander defiliren. Er folgte den Wogen der siegreichen Masse; in den Tuilerien erst rastete er aus; von sieben gebliebenen Gensdarmen hatte er allein vierzig niedergestreckt.

Jezt begann Mayeur's Glanzperiode. Alles streute ihm Weihrauch, Alles feirte ihn. Ganz natürlich, gleichsam instinktmäßig, legte er seinen Siegeslorbeer am Fuße jener Säule nieder, als auf dem Altare der Gottheit, der sein Herz fünfzehn Jahre lang gehuldigt. Man zog ihn im Triumph nach dem Palais royal; unterwegs suchte ihn ein Republikaner zu verführen, denn Alles wollte Mayeur, Mayeur haben. Er war es, der gesiegt, ihm drückte man mit Innigkeit die Hand. Als er das Stadthaus verließ, meinte er, das Programm in seiner Tasche mit sich fortzunehmen. Auf die erlangte Wichtigkeit stolz, schloß er sofort seinen Laden, verkaufte seine sämmtlichen Waaren zu einem Spottpreise an einen Valet de la Venerie, Andere sagen, an einen Musiker der Kapelle, der seine Stelle verloren, und verlegte sich nur auf's Wohlleben. In jene Epoche gehören alle die galanten Abentheuer, welche von den Künstlern indiskreterweise der Oeffentlichkeit preisgegeben worden sind. Es war dieß seine beste Zeit; er selbst nannte sie — er war in der Geschichte einigermaßen bewandert — scherzweise seine Regentschaft.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Anna Bolena von Donizetti.

Mad. Malibran scheint jezt Mad. Berriot zu seyn und auch für die Nachkommenschaft zu sorgen, was sie für die Bühne nicht sehr tauglich macht. Auch will sie ehestens von derselben einstweilen abtreten, und gibt daher nur noch von Zeit zu Zeit eine Vorstellung, um sich nicht zu schaden. Der unvorhergesehene Fall hat den Direktor der italienischen Oper gezwungen, sich nach einer andern Malibran umzusehen; allein vergebens schaute er nach allen Seiten umher, er fand keine. Sogar England sollte die Wirkung der Liebschaft der Mad. Malibran empfinden; denn auch die italienische Oper in London hatte auf sie für dieses Jahr gerechnet und sieht sich nun ebenfalls in ihrer Erwartung getäuscht, weshalb auch der Direktor im ganzen Süden umherläuft, um eine Prima Donna aufzuspüren. Der Pariser Direktor ist nun freilich nicht von aller Hülfe entblößt gewesen. Zuerst fand sich eine Mad. Raimbaux, die Tochter des französischen Sängers Gavaudan, die sich schon ziemlich oft zu Paris und London in Konzerten hat hören lassen, und einen sehr guten Kontralto singen soll; ich habe sie nicht gehört; dagegen wohnte ich neulich einer Vorstellung der Anna Bolena, das heißt der Anna Bowlen bei, welche von der deutschen Mad. Schröder-Devrient gegeben wurde, die nun auch die Mad. Malibran ersezen soll. Die Oper Anna Bolena ist, wie ich glaube, der erste bekannte Versuch des jungen italienischen Tonsezers Donizetti aus der neuen italienischen Schule, die wenigstens das Gute hat, daß sie nicht langweilig ist; ihre Musik ist manchmal flach und hat nichts Hervorstechendes; allein sie ist gefällig, hebt den Gesang hervor, lebt und webt in Rossinischer Art, und am Ende geht man, wo nicht befriedigt, doch auch nicht unzufrieden davon. Von allen Gattungen ist die langweilige die schlimmste, und in dieser Gattung arbeitete man sonst gewaltig viel. Rossini hat das Verdienst, daß er uns von derselben befreit hat. Jezt ist die Opernmusik wenigstens heiter und voll Bewegung, wenn es ihr auch zuweilen an Originalität fehlt. Dies ist der Fall mit Donizettis Anna Bolena. Der Gesang hat darin eine große Rolle und ein geschickter Sänger kann sich großen Beifall erwerben. Die Musik ist voll Anmuth, und nach dem heutigen Gebrauche haben die Blasinstrumente darin viel zu schaffen; doch ist die Musik nicht damit überladen und auch nicht zu geräuschvoll. Nur im Finale des ersten Aufzugs, da der König und der ganze Hof auf der Bühne sind, hat der Künstler der Versuchung nicht widerstehen können, mit der großen Trommel und den Becken drein schlagen zu lassen; man muß es ihm Dank wissen, daß er nicht öfter in diese Versuchung gerathen ist. Uebrigens hat jedes Instrument sein Solo, so daß auch die Künstler im Orchester Gelegenheit haben, sich hervorzuthun. Romani, Verfasser des Libretto oder Textbuchs, hat die traurige Geschichte der unglücklichen Anna Bowlen so zierlich behandelt, wie es die zum Tragischen und Finstern nicht sehr aufgelegten Italiener zu thun pflegen. Im ersten Aufzuge zeigt der König Mißtrauen, wird böse und beschließt, gegen die schuldig geglaubte Gemahlin hart zu verfahren. Im zweiten Aufzuge ist sie schon unter starker Bedeckung, nimmt von den Ihrigen Abschied, beklagt ihr jämmerliches Schicksal, geht endlich zum Sterben ab, und hiemit fällt der Vorhang. Der König sah so wenig böse aus, daß die Zuschauer mit der Ueberzeugung nach Hause gehen konnten, er werde Anna Bowlen doch nicht hinrichten lassen, sondern müsse wohl nur zum Scherze sich entrüstet und ihr mit dem Schaffotte gedroht haben. Auf dem Theater sind die Italiener recht gute Leute und nehmen es mit dem Tragischen selten ernst; freilich werden die tragischen Rollen oft von Schauspielern gegeben, deren Hauptstärke in der Opera buffa besteht, wie dies in Paris der Fall ist. Wie Mad. Pasta sich in der Rolle der Anna Bowlen ausgenommen, weiß ich nur von Hörensagen, da ich sie in derselben nicht gesehen habe. Die Schröder-Devrient schien Anfangs kalt und unentschlossen. Dazu spricht sie das Italienische so undeutlich aus, daß man wenig von ihrer Rolle versteht. Glücklicherweise läßt sich die Geschichte leicht errathen. Im zweiten Aufzuge, als es ans Sterben ging, lebte sie auf, wurde sehr pathetisch und zeigte einen edeln, tragischen Anstand, wogegen die Pasta sich ungebührlich gebehrdet haben soll. Anfangs wurde ihr wenig Beifall gezollt; aber am Ende riß sie doch die Zuschauer oder Zuhörer mit sich fort und erregte allgemeinen Applaus. Wer aber am meisten gefiel, war Rubini, ein vollendeter Tenorsänger, dem diejenigen, welche einen ganz natürlichen Gesang lieben, vielleicht nicht geneigt seyn möchten, den ersten Rang zuzuerkennen. Allein einen schlichten und natürlichen Gesang muß man auch in der italienischen Oper nicht erwarten. Hier wird die Kunst dargestellt, und zwar in hoher Vollendung. Rubini behandelt seine Stimme wie ein Instrument, und dieses weiß er vortrefflich zu handhaben. Er ist ein Sänger, der mit Gefühl singt; man sieht es ihm an, daß sein ganzes Wesen mitsingt; bis auf seine Fingerspizen erstreckt sich die Anstrengung, womit er die Töne ausstoßt. Für einen solchen Primo Tenore setzen die italienischen Tonkünstler nur zwei oder drei Solegesänge in einer Oper, um ihnen allzu große Anstrengung zu ersparen, und wirklich würde es Rubini nicht aushalten können, wenn er viel zu singen hätte. Im Ganzen war es eine gute Darstellung, da auch die Chöre der Hofleute und des Volks ihren Part sehr gut sangen. Die Kostüme waren sehr glänzend und auch die Dekorationen sehr lobenswerth. Es war ein den reichen Zuschauern ganz angemessenes Schauspiel. D g.

Beilage: Literaturblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 38.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 14. Februar 1832.

Wohl ist die Liebe gut,
Wenn zu zweien sie ruht:
Edeler ist ein Band,
Welches viele umschlinget,
Wenn ein geistiger Brand
Tausend Herzen durchdringet;
Wenn in einen Leib,
Gleich wie Mann und Weib,
Unter der Eintracht Schatten
Ganze Völker sich gatten.

Rückert.

Für die Polen.

In einem Konzert gesprochen.

Musik verschafft dem Geiste Rast
Und läßt ihn im Gefühle schmelzen,
Nur sie kann der Gedanken Last
Von einer müden Seele wälzen.

Sie bahnt die Straße dem Gedicht,
Daß es zu weichen, offnen Herzen
Der Wehmuth sanfte Bitte spricht
Und also fleht für edle Schmerzen:

Räumt aus dem Wege Stein und Dorn
Dem Helden-Wanderer aus Polen;
Er schüttle nie mit finstrem Zorn
Den deutschen Staub von seinen Sohlen.

Der Winter hält den Frost zurück,
Vollendet Ihr des Himmels Güte;
Wenn es im Unglück gibt ein Glück,
Ist's in mitfühlendem Gemüthe.

Helft nur getrost: so tiefes Leid
Wird keinem Argwohn Waffen leihen,
Es macht sein staubig, blutig Kleid
Nicht zum Deckmantel der Partheien.

Ach, dieser dumpfgedehnte Schrei,
Wie Wiederhall vom Donnerschlage,
Das ist kein Brüllen der Parthei,
Das ist des Mitleids heil'ge Klage.

Uebt Völkermitleid! laßt ihn wehn,
Den Athem Gottes! laßt sie rinnen,
Die Völkerthräne, denn es stehn
Als Tropfen Edelsteine drinnen.

Ein scharfgeschliffner Diamant
Ist jede Nationenzähre,
Durchschneidet manche Scheidewand,
Und wenn sie mehr als steinern wäre.

Vom Oderstrom zum Rhein bewegt
Der Gäste Zug viel tausend Seelen;
Daß Ein Herz noch in Deutschland schlägt,
Davon kann diese Flucht erzählen.

Dieß Herz erhebt zum Himmel sich,
Zum höchsten Ordner der Geschicke,
Und lenket innig, mildiglich
Auf die Zersprengten dann die Blicke.

Dieß Herz, dem Jammer zugewandt,
Ihr Alle tragt's in eurem Busen,
Es predigt eurer rechten Hand
Viel lauter als Gesang und Musen.

Gustav Schwab.

Digitized

Mayeur.

(Beschluß.)

Alle jene lockern Streiche, deren Zahl man übrigens gewaltig übertrieben, führte Mayeur indeß eigentlich nur zu seiner Erholung aus; es war eben nur eine ergötzliche Verwendung der Mußestunden. Seine eigentliche Beschäftigung war Politik, dienstfertige Leitung der Ereignisse, freiwillige, unentgeldliche Entrepreise der öffentlichen Meinung. Er war es immer, den man mitten in den Volksgruppen sah, oder vielmehr nicht sah, er, der im dichtgedrängten Kreise die Tagesneuigkeit verbreitete, der die Leidenschaften, wie sie eben an der Tagesordnung waren, schürte, der in die zusammengerotteten Haufen irgend eine seltsame, unwahrscheinliche, abgeschmackte Geschichte, wie sie nur in so stürmischen Zeiten Glauben finden, hineinwarf. Ihm verdankte man die Erfindung von jenen als Weiber verkleideten Gensdarmen, welche in den ersten Aufständen von der Polizei aufgegriffen worden; beinahe hätte Mayeur mit einem ihm befreundeten, auf jene Erfindung eifersüchtigen Journalisten sich deßhalb entzweit.

Ein ganzes Jahr lang hatte ganz Paris nur für Mayeur Augen und Ohren, dachte nur Mayeur, sprach nur von Mayeur, sang, pfiff, schwadronirte, fluchte nur wie Mayeur. — Mayeur wollte dieß, wollte jenes, oder wollte es nicht; dieß, jenes hatte Mayeur gesagt; Mayeur prüfte, urtheilte, billigte, tadelte; vor Allem mußte Mayeur Recht haben. Die Vielseitigkeit, die Universalität dieses Individuums war so beispiellos, daß man zuletzt gar an seiner Individualität zweifelte; daß ein einziges Menschenkind all überall seyn, daß ein und dasselbe Gehirn von so unzähligen, bunten, widersprechenden Launen wimmeln könne, schien ganz unglaublich. Mitten in der Emeute, gegen die Emeute hatte man Mayeur gesehen, hier mit grauem Hute, dort in der Bärenmütze. Auf dem Vendomeplatze erwartete er die Republik festen Fußes und mit drohender Gebärde; in den Straßen tobte er mit der Republik, zerschmetterte die Laternen und bivouaquirte bei Nacht im Palais Royal, schrie: „vive la Pologne!“ und half Polen in Arrest führen. Und dennoch war's immer ein und derselbe, immer nur unser einziger Mayeur, leichtgläubig und wetterwendisch, beweglich, wie Quecksilber; bald Republikaner, bald Bonapartist, bald Juste Milieu; im Volksgewühle stürmisch, lärmend, händelsüchtig, derb, spaßhaft; in Reih und Glied männlich, fest, unerschrocken, und vor den Assisen trat er gegen Aufrührer, denen er gestern gern das Herz aus dem Leibe gerissen hätte, als Reinigungszeuge auf.

Gleich Anfangs hatte Mayeur sich als Nationalgardist auf der Mairie seines Viertels einschreiben lassen. Die Uniform war sein liebster Schmuck. Er war es auch, der in kleiner Uniform den Hut à la Bonaparte zuerst trug. Wollte man ihn damit aufziehen, so erwiederte er mit einiger Bitterkeit: „Ich habe wohl ganz andere Leute, die nicht so viel sind als ich, den großen Mann nachäffen sehen!“ In den ersten Tagen der Wiedergeburt der Nationalgarde kümmerte man sich um den Wuchs so wenig, als um bürgerliche Verhältnisse. Buckligte und Pöbel, Jedermann war gut genug zur Patrouille, gut genug, die Nacht zu durchwachen, sich vom Regen durchnässen zu lassen, Banditen und Vagabunden aufzugreifen. Mayeur ward sogar einstimmig zum Korporal ernannt. Bald jedoch sprach man von Sichtung, von Auswahl. Mayeur bemerkte, daß man ihn seit einiger Zeit nicht mehr zu den Ehrenposten, ja nicht einmal an die Ställe in der Rue Saint Thomas du Louvre kommandire. Man schob ihn beständig mit den Bisets*) nach der Mairie. Sein Kapitän, der das Ehrenkreuz nur deßhalb erhalten hatte, weil Mayeur bei seiner Kompagnie stand (wenigstens wußte man von keinem andern Verdienst des Mannes), sein Kapitän, der ihm vielleicht die Epauletten, mit denen er so mächtig prunkt, verdankte, gab ihm am Ende mit aller Höflichkeit zu verstehen, seine Gegenwart im Gliede reize manchen zum Lachen, seine Witze vertragen sich nicht mit dem Ernste der Wachstube; lezthin habe eine erlauchte siebenjährige Person bei seinem Anblicke des Lachens sich nicht erwehren können; zwei-und-achtzig Soldaten seyen im Arrest, weil sie, als er vorbeimarschirt, unter dem Gewehr gelacht, und in Erwägung der Lyoner Ereignisse, sey dieß ein gar wohl zu berücksichtigender Uebelstand. Demnach ersuchte man unsern Mayeur im Namen des Landes und der öffentlichen Ruhe, im Namen eben jener Revolution, der er so wesentliche Dienste geleistet, auszutreten, ja sogar, so wenig als nur immer möglich sich öffentlich zu zeigen und ruhig zu Hause zu bleiben. Mayeur opponirte, verlangte Gerechtigkeit. Er ward vor die Revisionsjury berufen, bei welcher ein Friedensrichter, der sich auf den Militärdienst natürlich vollkommen versteht, präsidirte, und durch einstimmigen Beschluß aus den Listen gestrichen. Der Sergeantmajor ließ ihm sein Gewehr, die von der Regierung gelieferte herrliche Waffe, die mit Allem und Allem Mayeur sieben-und zwanzig Franks **) gekostet hatte, abfordern. Dieß gab dem armen Mayeur den lezten — den Todesstoß, und was ihm vollends das Herz brach, war, daß keine Seele sich um seinen Unstern kümmerte, daß keiner, der durch die Gallerie Vero Dodat***)

*) Nicht uniformirte Nationalgardisten.

**) Anspielung auf den berüchtigten Gisquetschen Gewehrprozeß.

***) Karrikaturenmagazin bei Aubert.

Digitized by Google

ging, sein bereits durch andere Lappalien verdrängtes Bildniß vermißte. Nach kaum drei Wochen war er nicht mehr. Gott schenke ihm die ewige Ruhe, „sit ubi terra levis!“ Trug er ja doch im Leben schwer genug!

Mayeur hinterläßt einen achtzehnjährigen Sohn. Er hatte sich um seine Versorgung nicht bekümmert, denn er rechnete für ihn auf eine Stelle, welche der erste, nach der lezten Revolution ernannte Polizeipräfekt ihm zugesichert. Im Maaße, als seine Sollicitationen dringender wurden, schwand, von Präfekt zu Präfekt, seine Hoffnung, bis endlich der sechste ihm gar die Thüre weisen ließ. — Der junge Mensch hatte geglaubt, der Sieg des Volkes und die von seinem Vater geleisteten Dienste überheben ihn der Erlernung eines Gewerbs. Hätte er nicht Mittel und Wege gefunden, unter die Saint Simonisten zu gehen, er säße jezt im Armenhause; so aber wichst er, nach gehöriger Prüfung seiner Capacität, dem Pabste die Stiefeln.

Ein Blick auf die Stadt Algier und ihre Geschichte.

(Fortsezung.)

Ein arabischer Reisender, von dem man eine geographische Beschreibung Afrikas hat, Edrisy, besuchte die Stadt im 12ten Jahrhundert, und er beschreibt sie unter dem Namen Djezair Beni-Mezguna, (die Inseln der Kinder Mezguna). Diese Kinder Mezguna sind ein mächtiger Volksstamm, der die Trümmer von Icosium erobert und die Stadt wieder aufgebaut hatte. Leo Afrikanus, der sie im sechszehnten Jahrhundert besuchte, leitet die Benennung: die Inseln, von den benachbarten balearischen Inseln her; Herbelot erblickt in dem arabischen Wort Aljezair das verstümmelte Julia cäsarea, das er mit Unrecht an die Stelle des alten Icosium sezt, da doch Julia cäsarea, eine Stadt ersten Rangs mit einem guten Hafen und einem herrlichen künstlichen Becken, in welches ein Erdbeben die Stadt warf und es so ausfüllte, zwanzig Stunden weiter, da lag, wo jezt Cherschel steht. Die Bezeichnung Aljezair, die Inseln, rührt von zwei kleinen Eilanden her, welche der Stadt Beni-Mezguna gegenüberlagen. Es sind dieß die Inseln, deren sich der Kardinal Ximenes nach der Eroberung von Oran i. J. 1509 bemächtigte und auf denen er Befestigungen anlegte. Dem Sultan von Algier und der Ebene von Metidja lag viel daran, die Spanier wieder zu vertreiben, und da er keine Marine hatte, wandte er sich an zwei Brüder, welche eine Escade von Galeeren besaßen und deren Räubereien sie den Christen sehr furchtbar machten: es war dieß Orudjy und Kheir-Eddin, mit dem Zunamen Barbarossa.

Die Seeräuber waren höchlich erfreut über das Anerbieten des Sultans. Sie schifften dreitausend Mann aus, welche in Algier mit Jubel aufgenommen wurden. Kaum sah Orudjy die Stadt und die Person seines Bundesgenossen in seine Hand gegeben, so bemächtigte er sich des Throns, nachdem er den Sultan eigenhändig erdrosselt. Wie er später mit einem Heere, das eine lange Belagerung in der Kasaba von Tlemsen aushielt, zu Grunde ging, ist bekannt. Sein Bruder, Kheir-Eddin, der Erbe seines Throns, erkaufte sich den Schuz des Sultans Selim, indem er seinen Königstitel gegen den Titel eines der Pforte tributpflichtigen Paschas vertauschte. Die Mannschaft, das Geld und das Geschüz, das er aus Konstantinopel erhielt, befestigten ihn nicht allein im Besiz des Reichs seines Bruders, sondern erlaubten ihm auch, es bis nach Tunis und Tripolis zu erweitern. Die Spanier, von seinen Galeeren hizig angegriffen, mußten kapituliren und die obgenannte Insel und das Schloß, das sie darauf erbaut, verlassen. Kheir-Eddin beeilte sich, die Insel mittelst eines Damms mit der Stadt zu vereinigen. Von diesem Zeitpunkt an beginnt Algiers Blüthe: die Hauptstadt einer Seemacht hatte einen befestigten Hafen.

Die Macht der Piraten steigt fortwährend unter einer Reihe von Paschas, die fast alle italienische Renegaten waren. Im Jahr 1600 gab die türkische Miliz der oberherrlichen Gewalt des Sultans zu Konstantinopel ein Gegengewicht und legte dem Despotismus der Paschas einen Zaum an, und zwar dadurch, daß sie einen Dey wählte. Die Macht der Paschas sinkt sofort immer mehr, bis zum Jahr 1700; der Dey Baba-Aly verjagt den lezten, und die Freibeuter kümmern sich nun in ihrem Uebermuth um keine europäische Macht mehr. Sie landen zu verschiedenen Malen feindlich auf des Großherrn eigenem Gebiete. Im Jahrhundert zuvor, im sechzehnten, hatten sie Karl V. mit Erfolg Widerstand geleistet, die fünfzehntausend Spanier unter dem Grafen von Alcaudete niedergemacht, in der Schlacht von Lepanto die große Fahne des h. Johanns von Jerusalem erobert und in Einem Jahr zehntausend Christensklaven auf dem Markte zu Algier verkauft; jezt schmeichelt ihnen Richelieu und die Engländer schicken ihnen einen Konsul. Wiederholte Räubereien fordern endlich zu ernstlichen Repressalien auf; aber der Todeskampf des afrikanischen Ungeheuers dauert bei seiner kräftigen Konstitution zwei volle Jahrhunderte. Betäubt von den Angriffen des Venetianers Capello, des Engländers Eduard Spragg und den Bombardements Duquesnes und des Marschalls d'Estrées,

Digitized by Google

rafft es sich auf, um sich gegen Oreillys und Castejons schlecht geführte Streiche und die übel berechneten Angriffe von 1783 und 84 zu vertheidigen, verfällt über Lord Exmouths Bomben in Zuckungen und stirbt endlich unter den französischen Bajonetten.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Februar.

Reformen im Erziehungswesen.

Eine der interessantesten Erscheinungen der gegenwärtigen Zeit ist die rege Theilnahme an der Verbesserung des Schulwesens, welche besonders in denjenigen Theilen der Schweiz am lebhaftesten geworden ist, die sich auch durchgreifend mit politischer Umgestaltung ihrer kleinen Staatsverhältnisse beschäftigt haben. Schon seit vielen Jahren ist durch die gemeinnützige Bestrebung vieler edler Schweizer und selbst deutscher Gelehrten (wie z. B. vornämlich des ehrwürdigen Hrn. v. Wessenberg) manches getban worden, was Licht bringen mußte, und was besonders theils den Mangel an mancher nützlichen Einrichtung aufdeckte, theils aber die unbegreiflichen Mißbräuche, die in verschiedenen Anstalten seit Jahrhunderten fortgewuchert hatten, jedem klar machte, der zu sehen vermochte. Leicht war es in manchem Kanton, ganz neue Anstalten zu begründen, und es fanden z. B., um nur von Einem zu sprechen, sehr zweckmäßig eingerichtete Kleinkinderschulen in Lausanne, Basel und auch in Zürich guten Eingang. Noch zahlreicher waren die Schulen für Arme, und zwar nicht nur für den ersten Unterricht, nein, auch Secundärschulen wurden in manchen Kantonen für Arme und Reiche errichtet. Am zahlreichsten entstanden Privatlehranstalten, die an trefflichen Einrichtungen mit einander wetteiferten, und bei dem Fortschreiten der Industrie brachte auch hier die Konkurrenz noch manche Verbesserung, die durch Gewinnsucht so lange als möglich zurückgehalten worden war. Neben diesen vielen Erziehungsversuchen im Kleinen entstand nun aber noch im Volke selbst ein Ausbildungstrieb, der gute und große Früchte bringen mußte. Besonders trugen die Sängervereine, die zuerst im Kanton Appenzell Ausserrhoden (in Innerrhoden, dem katholischen Theile von Appenzell, ist es zur Zeit noch ziemlich trübe geblieben) entstanden, unendlich viel hiezu bei. Der Gesang ist der Schlüssel zum Herzen; wo dieser bei einem Volke Eingang findet, da läßt sich Vieles unternehmen, denn die Empfänglichkeit für das Gute und Schöne ist vorhanden. Aus dem Kanton Appenzell verbreiteten sich jene Vereine schnell in den Kanton Zürich, und auch in den Kantonen St. Gallen, Thurgau und besonders im Aargau bildeten sich dergleichen unter trefflicher Leitung. Alle diese Erscheinungen kann man als vorbereitend für die bedeutendern Schritte zu Verbesserung des Erziehungswesens selbst ansehen. Je leichter nun aber diese Reformen von statten gingen, desto schwerer hielt es mit der Abschaffung alter Mißbräuche. Mehrmals ward die Hochschule von Basel, welche ein paar Jahrhunderte hinter ihren deutschen Schwestern zurückgeblieben ist, mit einem Kampf bedroht, von dem leicht vorauszusehen ist, daß er den Freunden des Veralteten gefährlich werden muß. Aehnliche Veränderungsversuche wurden, jedoch ohne großen Erfolg, bei Kantonsschulen und Gymnasien hie und da gemacht, und schon schien es, als ob nun gar durch die Zeitereignisse eher ein Rückschritt, als ein Fortschritt zum Bessern gemacht worden sey, als gerade aus diesen Wirren das Vorzüglichste durchdrang, das man sich versprechen konnte.

In den Kantonen Zürich, Bern und Thurgau wurden die neuen Erziehungsbehörden aus den wackersten Männern gebildet, die für dieses Fach zu finden waren, und diese legten nun muthig und kräftig Hand an das Werk. Vornämlich in Zürich ward ein neues Schullehrerseminar schnell ins Leben gerufen und die ersten Vorarbeiten zu einer noch viel bedeutendern Unternehmung, der Gründung einer Hochschule, eingeleitet. Hier mußte nun aber wesentlich auf die Mittel zum Zwecke Bedacht genommen werden, und da begann ein Kampf über die Veränderung des Bestehenden, dessen Ausgang über das Gelingen der Verbesserungen im Erziehungswesen entscheiden wird. Aus einer bis jezt bestandenen Klosterschule zu Unterstützung und Erziehung reformirter Geistlicher ward ein Stipendium gebildet, und ein sogenanntes Chorherrnstift, das bisher mit dem Gymnasium und der Besorgung einer Hauptkirche in Zürich in Verbindung stand, wurde angefochten, und dieses Korporationsvermögen soll zur Begründung jener Hochschule mitverwendet werden. Hier entstand nun der Kampf, von dem wir oben sprachen. Mehrere kleine Flugschriften beleuchteten das alte Gebäude, konnten ihm jedoch keinen wissenschaftlichen Werth zu Gunsten des Fortbestandes zuerkennen. Ja selbst Männer, die in politischer Beziehung dem Stabilitätssystem huldigen, fanden hier die Umwandlung nothwendig. Diese und ähnliche Kämpfe in den Erziehungsräthen hatten aber auch gewichtige Folgen in Beziehung auf Literatur. Einer der geistreichsten Pädagogen der Schweiz, der als Komponist rühmlich bekannte Nägeli (ebenfalls Mitglied des Zürcherischen Erziehungsrathes), sprach nämlich seine Ansichten öffentlich in einer Schrift aus, welche den Titel führt: „Umriß der Erziehungsaufgabe für das gesammte Volksschul-, Industrieschul- und Gymnasialwesen.“ In Aphorismen theilt der Denker seine Ansichten nicht nur über die Erziehung, sondern über das Volk mit, und man kann diese Darstellung, als in verschiedenen Beziehungen neues Licht verbreitend, eine wahrhaft belehrende nennen. Sie ist für die deutsche und besonders die industrielle Schweiz eine volksthümliche Darstellung der vorhandenen Bildung. Eine ähnliche Schrift hat zu derselben Zeit der Pastor Naville von Genf mehr im Hinblick auf die französische Nation erscheinen lassen, unter dem Titel de l'éducation publique considérée dans ses rapports avec le développement des facultés. Paris bei Audin, 1832. Hier ist alles französisch-, wie dort alles deutsch-schweizerisch. Wir sind weit entfernt, uns in kritische Details über diese Schriften einzulassen; in beiden findet sich indessen Stoff genug dazu, und auffallend bei einem deutschen Gelehrten fanden wir besonders bei der ersten den Mißgriff, daß die Sanscritsprache mit den in solcher Sprache geschriebenen Werken verwechselt werden konnte. Das möchte eher dem Franzosen hingehen. Hingegen können wir uns nicht enthalten, zum Schlusse, als Beleg unserer Ansicht, eine Stelle aus der ersten Schrift auszuheben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 39.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 15. Februar 1832.

— Ein Sinn, der Weisheit liebet,
Sieht, was man heute nimmt und morgen wieder giebet,
Mit sichern Augen an, und ist gar wohl vergnügt,
Wenn er den Tod und Neid durch Wissenschaft besiegt.

Martin Opitz.

Darstellung einiger interessanten Entdeckungen und Ansichten der neuesten Naturforschung.

Von

Dr. Nürnberger.

Indeß die Wehen einer aufgeregten Zeit und die Anstalten gegen eine neue, geheimnißvolle Krankheitsform, die ihren Weg über die Welt, trotz dieser Anstalten, sucht und findet, und in ihrer Erscheinung fast noch mehr einen moralischen als physischen Charakter entwickelt, den gesellschaftlichen Zustand Europas zu erschüttern drohen, geht, im erfreulichen Gegensatze, die Wissenschaft ihren wohlthätigen, stillen Gang ungestört fort, um ihrerseits mit dem Segen der Aufklärung und den Vervollkommnungen des gesellschaftlichen Lebens dasselbe Geschlecht zu beglücken, welches von jener Seite durch so schwere Versuchungen angefochten wird. Die Naturlehre namentlich bereichert ihr weites Gebiet täglich mit neuen Entdeckungen und Ansichten; und wenn es zumal in Perioden der Aufregung tröstlich ist, den Blick zuweilen auf heiterere Parthieen zu richten, so wird unser Bestreben, den Lesern die wichtigsten und interessantesten jener Entdeckungen und Ansichten gerade gegenwärtig vorzulegen, doppelt zeitgemäß erscheinen.

Zu den wunderbarsten und geheimnißvollsten Theilen der Naturwissenschaft gehört unstreitig der Magnetismus. Es ist bekannt, daß es in der Natur ein Eisenerz, meistens von einer schwärzlichen oder schwarzbraunen Farbe, gibt, welchem von selbst die Kraft inwohnt, Eisen und eisenhaltige Körper anzuziehen und oft mit ganz außerordentlicher Gewalt festzuhalten; es ist eben so bekannt, daß man künstliche Mittel besitzt, um auch dem von Natur unmagnetischen Eisen jene magnetische Eigenschaft sofort mitzutheilen. Diese Mittel hat, wie sich unsere Leser gleichfalls erinnern, der dänische Professor Oersted durch die glänzende Entdeckung vermehrt, daß die Einwirkung eines Stromes elektrischer Materie auf das Eisen hinreiche, um die magnetische Kraft in demselben zu erzeugen, und es ist der neuesten Physik kürzlich gelungen, lezterer Entdeckung eine Erstaunen erregende Ausdehnung zu geben.

Um das zu diesem Zwecke einzuschlagende Verfahren recht zu verstehen, muß man sich zuvörderst in das Gedächtniß zurückrufen, was hiebei unter einem „elektrischen Strome“ verstanden wird. Legt man, um bei der allereinfachsten Anordnung stehen zu bleiben, auf eine Platte von Kupfer eine, z. B. mit Salzsäure benezte Scheibe von Tuch, und auf diese wieder eine Platte von Zink, welche Verbindung nach ihrem Erfinden ein Voltasches Element heißt, und verbindet hierauf die beiden Metallplatten durch einen leitenden Drath, so erfolgt eine elektrische Aufregung der Metalle, in deren Folge die elektrische Materie vom Kupfer durch den leitenden Drath zum Zink, von diesem durch die feuchte, leitende Tuchscheibe zum Kupfer zurück, und hierauf

wieder durch den Drath ſtrömt, ſo daß alſo ein dauernder Kreislauf elektriſcher Materie unterhalten wird. Dieß iſt der hier in Betracht kommende, den Leitungsdrath fortwährend durchkreiſende elektriſche Strom.

Um nun vermittelſt dieſes elektriſchen Stromes die jezt darzuſtellende magnetiſirende Wirkung hervorzubringen, wählt man den leitenden Drath von Kupfer und läßt denſelben nicht unmittelbar von der einen der beſchriebenen Metallplatten zur andern gehen, ſondern windet ihn vorher um ein gewöhnliches weiches, in Form eines Hufeiſens gebogenes Stück Eiſen. Wie wunderbar es klingt, ſo erhält, wenn hiebei Alles mit der gehörigen Vorſicht angeordnet iſt, das Eiſen, welches vor dem Verſuche keine Spur von Magnetismus zeigte, durch dieſe Einwirkung des elektriſchen Stromes augenblicklich die Gewalt, angelegte Eiſenſtücke von ſechs, acht, ja zehn Pfund zu tragen.

In Göttingen, Wien u. ſ. f. werden jezt Apparate verfertiget, mittelſt deren Anwendung das Gelingen dieſes überraſchenden Experiments geſichert iſt; und man ſieht, wenn man daſſelbe alſo vor ſeinen Augen ausführen ſieht, ſtaunend beim Anblicke einer neuen Wirkung, deren Urſache ſich ſchlechterdings nicht begreifen läßt.

Allein die Wirkung des elektriſchen Stromes zur Erregung des Magnetismus läßt ſich noch unendlich verſtärken, wenn man bei dem Verſuche nach der folgenden Vorſchrift verfährt, welche jedoch noch keineswegs die Grenze der auf dieſem Wege zu erlangenden Reſultate bezeichnen ſoll. Der Elektricitätserreger (Elektromotor) dabei iſt ein einziges Element eines ſogenannten Trogapparates, nämlich ein kupfernes Gefäß mit einer dazu paſſenden Zinkplatte, welche leztere aber wenigſtens zehn Quadratfuß halten muß. Das kupferne Gefäß wird mit Waſſer gefüllt, in welches man, dem Gewichte nach, $\frac{1}{20}$ Schwefelſäure und eben ſo viel Salpeterſäure getröpfelt hat. Nun nimmt man ein Stück engliſches weiches Eiſen, einen Zoll dick, wieder in Hufeiſenform, etwa fünf Pfund ſchwer, und verbindet die beiden Füße deſſelben durch eine anzulegende Platte von weichem Eiſen, woran Gewichte gehängt werden können, wie dieſe Einrichtung bei magnetiſchen Verſuchen unter dem Namen der Armatur hinreichend bekannt iſt. Dieſes Hufeiſen umwindet man mit dem kupfernen Leitungsdrathe, der $\frac{1}{4}$ Zoll dick ſeyn kann, achtzig bis hundert Mal ſpiralförmig. Wird die Kette darauf geſchloſſen, d. h. der Leitungsdrath mit den beiden Metallen des Elektricitätserregers in Verbindung gebracht, ſo erhält das Hufeiſen augenblicklich eine ſolche magnetiſche Gewalt, mit welcher es die beſchriebene eiſerne Armatur feſthält, daß man an leztere allmählig bis fünfzig, ja bis gegen achtzig Pfund Gewicht hängen kann, ohne die Armatur vom neugebildeten Magnete zu trennen. Um aber auf unwiderlegliche Art zu zeigen, daß der elektriſche Strom die erſte, alleinige Urſache dieſer eintretenden magnetiſchen Wirkung iſt, ſo darf man denſelben durch Oeffnung der Kette, d. h. durch Löſung des Leitungsdrathes von dem einen oder dem andern der beiden Metalle, nur unterbrechen, und man wird augenblicklich eine Abnahme in der Kraft der magnetiſchen Anziehung bemerken.

Bei einem zweiten Verſuche dieſer Art, bei welchem deutſches Schmiedeeiſen, wieder in Hufeiſenform, angewendet wurde, gelang es gar, die Tragungsfähigkeit bis auf anderthalb Centner zu verſtärken, und es läßt ſich, wie geſagt, noch die Grenze gar nicht angeben, wie weit mittelſt dieſer Einwirkung des elektriſchen Stroms auf größere Eiſenmaſſen die magnetiſche Wirkſamkeit geſteigert werden kann, da es ſich hier noch immer nur um erſte Verſuche handelt.

Dieſe ſo ſchnell erlangten Reſultate erſcheinen aber doppelt intereſſant, wenn man ſie mit demjenigen vergleicht, was die ältern, ſchon ſeit Jahrhunderten üblichen Verfahrungsarten zur Darſtellung mächtiger künſtlicher Magnete geleiſtet haben. Der berühmte Magnet im Harlemer Muſeum trug auch nicht mehr, als etwa anderthalb Centner; der größte, von Lenoble, einem franzöſiſchen Künſtler, verfertigte Magnet trug wenig über hundert Pfund, und nur ein, dem Könige Johann V. von Portugal vom Kaiſer von China geſchenkter Magnet ſoll zweihundert Pfund getragen haben. Die neueſte Phyſik hat alſo, in Bezug auf Erweckung des Magnetismus, in wenigen Jahren faſt mehr geleiſtet, als die ältere Phyſik in Jahrhunderten; und wenn man den Glanz dieſer Leiſtung vielleicht durch die Frage verdunkeln wollte: „Wozu nüzt's?“ ſo würde ich mich des Ausdrucks des trefflichen Franklin bedienen, der, als ihm bald nach Erfindung des Luftballons eine ähnliche Frage vorgelegt wurde, mit der Gegenfrage: „Wozu nüzt ein neugebornes Kind?“ antwortete.

Einen unmittelbarern Einfluß auf das bürgerliche Leben hat die Verbreitung der Anlage von arteſiſchen Brunnen durch mehrere Länder Europas geübt, eine Anlage, auf welche die neueſte Phyſik ihre ganze Aufmerkſamkeit vielleicht mit noch größerem Rechte richtet. Der Name der „Arteſiſchen“ Brunnen rührt von der ehemaligen Grafſchaft Artois in Frankreich her, welche jezt theils zum Departement Nord, theils zum Departement Somme gehört. In dieſem Ländchen nämlich eignet ſich das Terrain ganz beſonders zur Anlegung ſolcher Brunnen, deren Eigenthümlichkeit darin beſteht, daß man bloße Bohrlöcher bis auf Waſſeranſammlungen in der Tiefe der Erde treibt, aus welchen ſich, wofern die Lage günſtig dazu iſt, das Waſſer ſodann von ſelbſt, fontainenartig, erhebt. Da es als ein wahrer Gewinn erſcheint, ein ſo einfaches Verfahren der Brunnenanlegung

möglichst verbreitet zu sehen, so wählen wir diese Blätter, um wenigstens im Allgemeinen eine vervollkommnete Methode zu beschreiben, welche man dabei unter gewissen Umständen befolgen kann. *)

Wenn der Ort zur Anlegung eines arteſiſchen Brunnens bestimmt iſt, wobei man ſich freilich, wo irgend möglich, durch den Rath Sachverſtändiger, durch Indicien von Waſſerſammlungen in der Tiefe, durch die Lage an Berg- oder Hügelabhängen, durch das Vorhandenſeyn von Mergelformationen, welche das Gelingen überall wahrſcheinlich machen u. ſ. f., leiten laſſen muß, ſo gräbt man daſelbſt eine Grube von etwa fünf Fuß Durchmeſſer, bis man auf ein Lager von feſtem Thon kommt, welcher ſich meiſtens in der Tiefe von drei bis vier Klaftern finden wird. Ueber der ſo erhaltenen Grube errichtet man ein Gerüſt aus drei Balken, deren Köpfe man zuſammenſtößt und mit eiſernen Klammern verbindet, daß ſie eine dreikantige Pyramide bilden, in deren Spitze eine Kette mit Klammern befeſtigt wird, woran die zum Aufzuge dienende Rolle hängt.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) In der Gegend von Wien namentlich wird nach dieſer Anleitung verfahren, und wir haben den Bericht eines dortigen Landwirthes darüber vor uns.

Ein Blick auf die Stadt Algier und ihre Geſchichte.

(Beſchluß.)

Im ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert vergrößerte ſich die Stadt mit der Macht ihrer Beherrſcher. Oben ſchließt ſie ſich an die Kaſaba an, die früher ein von der Stadt entlegenes Schloß war; unten breitet ſie ſich in Vorſtädten aus und bedeckt die Küſten mit Forts. Ein Engländer, Shaw, der Algier zu Anfang des vorigen Jahrhunderts beſuchte, hörte aber aus dem eigenen Munde der Einwohner, daß der Flor der Stadt im Abnehmen ſey, daß der Schiffe weniger werden, daß ſie nicht genug Seeoffiziere haben. Freilich, als die Franzoſen einzogen, war die Marine noch ungleich weiter herabgekommen. Ein Paar elende Schebeken, die man betakeln ließ und der Merkwürdigkeit halber nach Toulon ſchickte, zwei wurmſtichige Korvetten, die auf der Rhede unter Babazoun am Lande lagen und auseinandergenommen wurden, auf dem Werft das Gerippe einer Fregatte, die aus dem alten Holze von kleinern Fahrzeugen erbaut werden ſollte, denn die Algierer Ingenieurs waren wahre Schuhflicker, machten nie etwas Neues: darin beſtand die ganze Kriegsflotte, wie man ſie von den Terraſſen herab überſah.

Die Matroſen, welche die Schebeken betakelten, ſchafften, ſtatt des Ballaſtes, mehrere alte, hiſtoriſch merkwürdige Kanonen hinein. Man bemerkte darunter verſchiedene prismatiſche Stücke mit Lilien, welche zuerſt von Karl V. Franzens I. Heere waren abgenommen und dann vom Kaiſer bei ſeiner eiligen Flucht nach Matifou zurückgelaſſen worden. Auch das ſogenannte Konſularſtück war dabei; es hieß ſo, weil mittelſt deſſelben der unglückliche Pater Levacher nach Duquesnes Flotte geſchoſſen wurde. Dieſer Levacher, der franzöſiſcher Konſul und Miſſionär war, unterhandelte mit den Janitſcharen, denen man mit einem zweiten Bombardement gedroht hatte, wegen der Kapitulation. Da beſannen ſie ſich mit einemmale eines andern, ermordeten ihren Dey, ſezten den wilden Mezzomorto an ſeine Stelle und eröffneten die Feindſeligkeiten von Neuem mit der ebenangeführten greulichen Verletzung des Völkerrechts. Durch Verbrennung der Flotte, Einäſcherung und Verheerung von halb Algier, Niedermachung des vierten Theils der Einwohner nahm man Genugthuung für die Ermordung des Konſuls.

Die Umfangsmauer von Algier, wie ſie gegenwärtig ſteht, ſcheint erſt nach Duquesnes und d'Eſtrées Expeditionen gebaut zu ſeyn. Die beiden Hauptſtraßen, welche von der Kaſaba aus gegen Babeloued und Babazoun herablaufen, ziehen ſich an den Wällen hin, etwa wie die Hauptrippen eines Helleborusblatts, und juſt wie bei dieſen Blättern, legen ſich die kleinern Rippen, je weiter vom Blattſtiel, d. h. der Kaſaba, weg, in immer ſpizzern Winkeln daran an. Dieſe kleinern Gaſſen fallen am Hügel, auf dem Algier ſteht, juſt da hinab, wo er am ſteilſten iſt und ſehen aus wie ebenſoviele von einem Gewitterregen gebildete, zerriſſene Rinnen. Der große Strom, der dieſe kleinen Bäche alle aufnimmt, iſt die Straße Aſuaka, welche Babeloued und Babazoun, d. h. das weſtliche und das öſtliche Thor, verbindet; ſie iſt zwar horizontal, liegt aber doch über zwanzig Fuß über dem Meer. Am Eingang des innern Hafens haben die Franzoſen durch Abreißen mehrerer Häuſer einen Platz und einen neuen Landungsort angelegt. Schon Huſſeins beide Vorgänger hatten hier das Fort Bescarts gebaut, das fortan Lord Ermouths Wageſtück unmöglich macht. Dieſer kanonirte Algier ſo in der Nähe, daß ſein Schiff mit dem Bugſpriet an die Häuſer im innern Hafen ſtieß. Wäre damals jene Batterie vorhanden geweſen, ſo hätte ihn eine einzige Salve in den Grund gebohrt.

Aphorismen

von Karl Baldamus.

Gewiſſe Todte ehrt man am beſten dadurch, daß man von ihnen ſchweigt und ſelbſt den Ort, wo ſie ruhen, zu verbergen ſucht. Leichenſteine ſind nicht immer

Digitized by Google

Zeichen der ächten Trauer. Frauen, die ihren Männern Mausoleen errichteten, führen oft schon während des Baues derselben den Riß zu einem Triumphbogen für eine neue Leidenschaft in der Tasche. Der tiefe Schmerz thut, wie Ellak, Attilas Sohn, that, der seines Vaters Leiche, dreifach umsargt, mit den königlichen Insignien bei nächtlicher Weile in die Erde versenkte und darauf alle Arbeiter, die bei diesem traurigen Geschäft geholfen, mit eigener Hand tödtete, auf daß Niemand erführe, wo die Geißel Gottes begraben. So wird der Lieblingswunsch, gleichviel, ob er als ein Märtyrer, oder als ein gefallener Engel starb, in dunkler Nacht klanglos bestattet. Die Ruhestätte wird geebnet, der Hügel könnte ja leicht zum Verräther werden. Da der Schmerz keines Gehülfen bei dieser Grablegung bedarf, so braucht er seine Hände auch nicht, wie Ellak, mit Blut zu besiecken. Bei hochsinnigen Frauen erhält der Schmerz den Charakter einer Mysterie. Der weibliche Schmerz, dem es nicht an Thränen fehlt, folgt oft dem Beispiele der Gothen, die den Busento über Alarichs Grab leiteten, auf daß der Strom die Gebeine ihres Heldenfürsten vor Entweihung sichere.

*

Die edelsten Frauen kamen oft durch beleidigte Eitelkeit, die sich in Haß umwandelt, zum Falle. Sie erinnerten mich an den in Roms Geschichte wohlbekannten Clodius, der sich, um zum Volkstribunate zu gelangen und so seinem Grolle gegen Cicero Luft machen zu können, in eine plebejische Familie aufnehmen ließ.

*

Wie der lezte vier bis fünf Fuß hohe Stengel, den das Zuckerrohr treibt, mit einem Büschel endigt, dessen Blüthen, ohnerachtet sie zusammen 18 bis 20 Zoll lang sind, unfruchtbar bleiben, so hat man auch von den lezten Auswüchsen der ergrauten Dichterphantasie, die oft ellenlang über das kritische Maß emporschießen, und sich durch ihre amazonenhaften Tulpenblüthen zu einem botanisch-poetischen Wunder emporarbeiten, keine Erndte zu erwarten.

*

Für gemüthliche, zartfühlende Seelen wird die Erinnerung zur ernst-heitern Minerva; den rohen, entarteten Naturen erscheint sie als Nemesis.

*

Die Erklärung der Frauengefühle macht oft mehr Mühe, als die Entzifferung des palmyrischen Alphabets, an der sich Barthelemy jahrelang versucht hat. Die Empfindungen der Männer lassen sich im Allgemeinen viel leichter lösen. Die Männer schreiben in der Regel alles ganz aus; hier kommen weniger Abkürzungen vor. Die Frauen haben dagegen eine Stärke in der Abbrevietur; sie lieben die Et cetera, die bei ihnen die Stelle einer spanischen Wand vertreten, hinter die sie so Manches verstecken, was sie sich zu zeigen schämen. Die Abkürzung ist sonach hier kein Kind des Lakonismus, und nichts weniger als eine spartanische Jungfrau.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Februar.

(Beschluß.)

Rägeli über Volksbildung.

„Jede Beschäftigung mit mathematischen Gegenständen (heißt es in der zuerst angeführten Schrift), oder nach mathematischen Gesetzen und Aufgaben erhält den Geist in Thätigkeit und belebt ihn. Mit belebtem Geiste schafft der Mensch nicht nur leichter, sondern auch geschwinder; er steigert sein Schaffen in der Zeit; er will auch den kürzesten Zeitmoment mit einer That ausfüllen. Diese Geschwindigkeit ist hinwieder belebend, und so hat die erste Belebung eine zweite, die mathematische eine gymnastische zur Folge. Eine mathematisch-gymnastische Thätigkeit kann für den Menschen nicht anders als wohlthätig seyn. Sie bewahrt seinen Geist vor Trägheit und Abspannung. Er bekommt Abscheu vor dem Müßiggang, weil er innerlich nie müßig ist. Sinnliche Einflüsse und Störungen unzähliger Art werden abgehalten. Er ist gestimmt, geneigt, geübt, alles, was ihm im Leben erscheint, vermöge des ihm entwickelt inwohnenden mathematischen Sinnes, genau geordnet und gesetzmäßig, nach den Gesetzen des Geistes aufzufassen und zu beurtheilen. Mit lebendigem Sinn für alles gesetzmäßig Wohlgeordnete ist er auch empfänglich für die Eindrücke und Aufgaben der sittlichen Weltordnung. Dieses alles hat sich in und an unserm Volke, so weit es seit längerer Zeit ein Industrievolk ist, zum Erstaunen des Menschenbeobachters und zur Wonne des Menschenfreundes in vollem Maße bestätigt. Seit drei Generationen behauptete man fast bis auf die neueste Zeit, das fabrizirende Volk werde allmählig schwächlich, siech und versinke auch sittlich. Die armen Leute, zu sitzender Arbeit verdammt, meistens in engen Raum eingesperrt, müssen — so meinte man — unvermeidlich in ein Siechengeschlecht ausarten, und glücklich sey dagegen der Bauer zu preisen, der seine natürliche, stärkende Arbeit unter Gottes freiem Himmel verrichten könne. Und was ist jezt, bis in die vierte Generation hinein, aus diesen Leuten geworden? Sie sind das belebteste, geistreichste, auch gefühlvollste, dabei arbeitsamste und genügsamste Volk, das weit und breit zu finden ist, dem blos Landwirthschaft Treibenden in allen Beziehungen überlegen und auch im Gesundheitszustand diesem nicht nachstehend. Bei äußerst einfacher Nahrung, fast nur in Milch und Erdäpfeln bestehend, arbeiten sie in der Regel täglich dreizehn Stunden, manche über die Regel hinaus eine vierzehnte und fünfzehnte. Sie sind dabei zufrieden und vergnügt; sie sind in dieser Zufriedenheit und Vergnüglichkeit ein singendes Volk geworden, und es ist Thatsache, daß der Volksgesang in seiner jetzigen veredelten Gestalt in unserm Kanton, gleichwie in andern Schweizerkantonen, gerade in den Fabrikgegenden in den allgemeinen und schönen Flor gekommen ist, der nunmehr den Beleg enthält, wie die Industriebildung der Kunstbildung im Volke weit und breit Bahn gemacht hat.“

Beilage: Literaturblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 40.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 16. Februar 1832.

Fremdling, komm in das große Neapel, und sieh's, und stirb!
Schärfre Liebe, genenß des beweglichen Augenblicks
Reichsten Traum.

Platen.

Die Toledostraße in Neapel.

Die Straße Toledo ist die Pulsader der ganzen Königsstadt, ihre Seele, die Nebenbuhlerin von Venedigs Prachtkanal, das Panorama von Neapels Zauberleben. Sie zieht sich vom königlichen Pallast, der auf die grandiose Feuerleuchte des Vesuvs hinschaut, in herrlicher Breite beinahe in gerader Richtung durch die große Stadt. Die von den Anhöhen herabsteigenden Gassen nimmt sie gleich einem Strom auf und sendet andere aus nach dem Meeresufer hinab, zu dem bewimpelten Mastenwald des Hafens, dem buntscheckigten, lärmenden Fischmarkt, wo eine Saat aller möglichen Seefrüchte ausgebreitet liegt, und zu der majestätischen Villa reale, dem Elysium Neapels. Somit erkennt der Fremde leicht an der Höhe oder Tiefe der Quartiere der Stadt seinen Standpunkt, und in kurzer Zeit vertraut er sich ihren labyrinthischen Gewinden an, die sich zu beiden Seiten nach der breiten Toledo hinziehen. Durcheilen wir nun diese Königsstraße, mit welcher wohl keine in Europa wetteifern mag.

Hohe Häuser von fünf bis sechs Stockwerken, mit flachen oder terrassenartigen Dächern, deren luftige Galerien jedem Besitzer das herrlichste Panorama Neapels und seiner Umgebungen gewähren, sind die stolzen Ränder der weiten, endlosen Zeile. In allen Stockwerken, fast an jedem einzelnen Fenster sieht man leichte Balkone von Eisenstäben, die, durch Massen von Blumen geschmückt, nicht nur ihr etwas düsteres Aussehen verlieren, sondern, besonders an einem freundlichen Tage, eben so vielen schwebenden Blumenkörben gleichen. Die einfachen, regelmäßigen Gebäude unterbrechen die dazwischen aufsteigenden Paläste, voll Säulen und Statuen, und der mittelalterliche Prunk der Kirchen. Aber nicht lange haften die Blicke des Fremdlings an den stolzen Zinnen, denn das unten tosende Gewirre des bunten neapolitanischen Lebens zieht sie immer zur Straße. Da zeigen sich ununterbrochene Reihen eleganter Boutiken, wo bald hinter Flügelthüren von geschliffenen Spiegelgläsern, bald hinter den schönsten Draperien von Seiden- und andern Stoffen, der bunte, vielgestaltige Markt der Natur und der Kunst gehalten wird. Die bizarresten Schilder und Inschriften mit goldenen Buchstaben oder aus Krystallen, welche in der Sonne gleich Diamanten blitzen, locken die Neugierde der Käufer, und die zierlichsten Camerieri beiderlei Geschlechts laden mit den süßesten Worten zum Beschauen dieser Herrlichkeiten ein, die in keinem andern Welttheile sonst zu haben seyen und deren sich kein König und Kaiser zu Geschenken schämen dürfe. Neben ihnen sind die niedlich ausgemalten Kafés, Sorbettobuden und Restaurationen, nach dem neuesten Geschmack meublirt. Ihre Sessel und Tische reichen bis in die Straße hinaus, wo die Gäste unter ausgespannten Zeltdächern sitzen. Neuigkeitskrämer, Lebemänner und Fremde verplaudern hier den Tag, oder ergötzen sich an dem nieversiegenden Menschenstrome, der sich vom Morgen bis tief in die Nacht fortwälzt. Muster aller Nationen in ihren

Digitized by Google

verschiedenen Trachten tauchen in den Wellen des Volkes auf; in zwei bis drei Zeilen, vor und rückwärts bewegen sich alle Gattungen von Fuhrwerken, vom Staatswagen bis zum vergoldeten Curriculo, oder dem eselbespannten Karren des Lazzarone, der in einer Eremitenkapuze mit gellender Stimme die Vortrefflichkeit seines Obstes ausschreit, das selbst im Paradiese nicht besser wächst. Karavanen von Eseln und Maulthieren, immer eines an den Fuß oder Schweif des andern gebunden, werden durchgetrieben. Langhalsige Engländer, die auf lebendigen Gerippen von italienischen Miethgäulen reiten und immer mit der Nase in den Lüften sind, gerathen darunter und fluchen ihr God dam. Die ausgehungerten Thiere schreien ohrzerreißend durcheinander; aber die wandelnden Boutiken- und Guckkastenträger, die Waarenausschreier, die Herolde der fahrenden Schauspieler- und Gauklergesellschaften übertäuben sie noch; denn hier wird Alles mit krächzender und schmetternder Stimme ausgeschrieen. Man weicht einem Wagen oder einem Trupp Esel aus und geräth an der Seite in Labyrinthe, wo auf offener Straße alle Gewerbe getrieben werden. Die Häuser sind bei Tage nur leere Gehäuse; ihr lebendiger Inhalt sammt den Geräthschaften befindet sich auf der Gasse, und in voller Beschäftigung. Alle Scenen des innern Familienlebens, Zank, Geschrei und Rauferei, werden öffentlich vor aller Welt aufgeführt; aber Niemand kehrt sich daran.

Trotz der grenzenlosen Verwirrung, erscheint all das Treiben als ein einstudirter Tanz: Jedermann findet sich glücklich durch, und fast nie kommt ein Unglück, selten sogar harte Reibungen vor, obgleich die Kutscher wie Besessene fahren und das Volk mit wahrhaft italienischer Hast sich überall durchdrängt und nach den verschiedensten Richtungen strebt. Der Fremde wird gedrängt, gestoßen, aber über den mannigfaltigen Lockungen der Sinne fühlt er es nicht. Hier sind ganze Traubenpyramiden, mit den saftigen, durchscheinenden Beeren, wie sie nur der italienische Himmel hervorbringt. Dort glühen ihm aus Blätterwerk von mannigfaltigem Grün in der lieblichsten Schattirung, das gar künstlich in die Körbe eingeflochten wird, die köstlichsten Melonen, Zitronen, Orangen entgegen. Die Lippe brennt von der Hitze des Sonnenstrahles, dem Staub des Gewühles und dem Feuerhauch des Sirocco; sie seufzt nach Erfrischung. Tausend Stimmen bieten lobpreisend ihre Waare an. „Signore! nehmt von mir! Excellenza! kein König hat bessere Früchte auf seiner Tafel!“ So schreit es von allen Seiten, und der Fremde sieht sich, wenn er kaum Miene macht, etwas zu kaufen, von Verkäufern umlagert. Zu ihnen gesellen sich ganze Schwärme von Bettlern unter allen Gestalten, welche schlimmer als Mosquitos über den Ausländer herfallen. — Vergoldete, buntgemalte Obstboutiken glänzen überall an den Ecken. Der Fremde hält sie auf den ersten Anblick für eben so viele Kapellen oder Votivorte der neapolitanischen Frömmigkeit. Sie gleichen in der Form den Tragaltären bei Kirchenprozessionen, mit einer Art Tabernackel auf kleinen Säulen voll Schnitzwerk von Engeln und Heiligen. Nicht selten schaut Gott Vater selbst einladend, mit seinem dreieckigten Hütchen von der schnörklichten Spitze herab. Je überladener, je bunter, desto willkommener dem phantastischen Sohne des Südens, und das Ganze hat auch für den Fremden einen mystischen Reiz. Inwendig stehen die Früchte in appetitlicher Ordnung, unter den kühlenden Fächern frischer Baumzweige hochaufgeschichtet. Der Heilige darin ist freilich oft ein nußbrauner Obsthändler oder eine runzligte Alte mit Zigeunerphysionomie; denn das gemeine Volk in Neapel ist im Ganzen nicht schön; aber oft kredenzt auch eine junge, schmucke Neapolitanerin den Becher mit erquickendem Zitronensaft, und ihre feurigen Augen wecken immer neuen Durst.

So verfliegt Stunde auf Stunde, ohne daß man aus der Toledostraße herauskömmt, wo die Menge nie ab, sondern immer zunimmt; denn jezt kommen erst die Hauptschauspiele des Tages für den Neapolitaner und die herumschweifende Welt des Auslandes. Ein furchtbares Gemurmel erhebt sich in der Ferne und wird zu einem Geheul, daß der Fremde sich die Ohren zuhält; es ist die Prozession einer Brüderschaft. In langen, rings geschlossenen Dominos mit Kapuzen, wo aus zwei Gläsern nur die Augen hervorschauen, schreiten die weißen oder schwarzen Zeilen der Betbrüder mit ungeheuren Rosenkränzen, ihre bunten Fahnen und Standarten voraus, durch die Gassen; oft schleppen sie auch die Bilder ihrer Patrone, mit Blumen und Laubwerk bekränzt, mit sich. In Schaaren schließen sich Müßiggänger und Bettler an. Das Volk fällt auf die Knie und zerschlägt sich die Brust. Aber die Andacht ist nichts weniger als allgemein; ganze Gruppen bleiben mit kaum gerücktem Hut gaffend stehen, oder spotten wohl gar, besonders wenn ein Zufall die heilige Ceremonie unterbricht. Augenblicklich ist jedoch alle Aufmerksamkeit darauf hin, sobald dreimaliger Trompetenruf und Trommelwirbel die tägliche Morgenspazierfahrt J. J. Majestäten und der königlichen Familie aus dem Königspallast nach Capo di Monte oder einem andern Lustort verkündet. Jezt geht Alles wirr durcheinander; die Balkone werden lebendig, und mancher funkelnde Augenstern glänzt aus dem halbzurückgeschlagenen Schleier in das Gedränge herab. Es zeigen sich über den luftigen Eisenstäben der Fenstergitter die schönen Gefangenen der grausamen Etikette, von umsichtigen Matronen und Duennen bewacht. Liebliche lebendige Rosenknospen tauchen aus den schwebenden Blumenkörben auf und beschämen Floras ganzen Zauber.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Darſtellung einiger intereſſanten Entdeckungen und Anſichten der neueſten Naturforſchung.

Von

Dr. Nürnberger.

Nun bringt man eine gute, unten zugeſpizte Brunnenröhre, deren Oeffnung etwa vier Zoll Durchmeſſer hält und die oben mit einem tüchtigen eiſernen Ringe verſehen iſt, vertikal über den zum Bohrloche gewählten Punkt, und treibt ſie daſelbſt mittelſt eines, über die Rolle laufenden, durchbohrten Metallklotzes in den Boden. Durch das Loch dieſes Klotzes geht eine eiſerne Brunnenſtange, welche in die Oeffnung der Brunnenröhre hinabreicht, und an deren unterm Ende man das, unter dem Namen des Erdbohrers bekannte Inſtrument befeſtigt. Die Höhlung der Brunnenröhre dient zum Spielraume für die Bewegung dieſes Erdbohrers. Um denſelben aber in Bewegung zu ſetzen, ſteckt man durch ein Loch der Brunnenſtange in horizontaler Richtung eine zweite Stange und dreht den Erdbohrer mittelſt derſelben, bis er ſich gefüllt hat, worauf er aufgezogen und geleert wird. Auf dieſe einfache Weiſe fährt man fort zu arbeiten und gelangt, im glücklichen Falle, bald auf eine Waſſerader, aus der ſich das Waſſer dann, wie geſagt, ſpringbrunnenartig in einem Strahle durch die Brunnenröhre erhebt. Man ſieht freilich, daß ſich hierbei noch manche Schwierigkeit ereignen kann: daß z. B. die erſte Brunnenröhre noch nicht zum Feſtſtehen gebracht wird, und man alſo eine zweite aufzuſetzen genöthigt iſt, u. ſ. w.; allein ich vermeide hier abſichtlich ein zu weitläuftiges Detail, indem die Hauptrichtung des Verfahrens hinreichend angedeutet iſt.

Da die Wiſſenſchaft nie ehrwürdiger erſcheint, als wenn ſie ſich, möglichſt unmittelbar, um die Bedürfniſſe des Lebens, die Erhöhung ſeiner Genüſſe oder die Abwendung ſeiner Gefahren bemüht, ſo verdienen die Unterſuchungen beſondere Beachtung, welche das franzöſiſche Artilleriekorps in der neueſten Zeit über die Selbſtentzündung des Kohlenpulvers angeſtellt hat. Der Fall ſolcher Selbſtentzündungen großer Vorräthe von Kohlenpulver hat ſich nämlich kürzlich in den franzöſiſchen Pulverfabriken wiederholt zugetragen, und je mehrerer Menſchen Wohlfahrt und Leben dabei auf dem Spiele ſteht, um ſo mehr verdient das Reſultat der hieher gehörenden Unterſuchungen eine ſchnelle Weiterverbreitung. Glücklicherweiſe haben ſich dabei mehrfache Mittel zur Abwendung des zu befürchtenden Unglücks ergeben, und es iſt namentlich zuerſt außer allen Zweifel geſezt worden, daß die Art der Verkohlung und die nachherige Aufhäufung des Kohlenpulvers einen entſcheidenden Einfluß auf jene ſo gefährlichen Selbſtentzündungen haben. Sehr ſchwarze, durch einen heftigen Hitzegrad gewonnene und ſchnell verkleinerte Kohlen geben, zumal bei Aufhäufung in großen und dichten Maſſen, ein viel leichter entzündliches Kohlenpulver, als ſolche, die durch ſchwache Verkohlung gewonnen worden ſind, und Kohlen, welche man durch Deſtillation in einem Keſſel erzeugt, entzünden ſich ſehr ſchwer, ja vielleicht gar nicht. Die Regeln zur Abwendung einer der größten und furchtbarſten Gefahren ergeben ſich daraus von ſelbſt.

In dieſelbe Kategorie unmittelbarer Anwendung auf das bürgerliche Leben gehören die Unterſuchungen, welche ein engliſcher Phyſiker vor kurzer Zeit über die zweckmäßigſte Einrichtung der Kerzendochte angeſtellt hat, und welche Nutzen und Intereſſe vereinigen. Beim Verbrennen einer Kerze von Wachs, Talg, Walrath u. ſ. w. erfolgt eine Zerſetzung dieſer Subſtanzen in Kohlenſtoff, Waſſerſtoff und Sauerſtoff, welche leztern Beſtandtheile unter dem Miteinfluſſe der atmoſphäriſchen Luft zu neuen Verbindungen zuſammentreten und wobei ſich Licht und Wärme entbinden. Auf die größere oder geringere Lichterzeugung aber hat hierbei die Beſchaffenheit des Kerzendochtes einen ſehr großen Einfluß. Daß es z. B. eine beſtimmte und ſehr genaue Grenze der über das Brennmaterial frei hervorſtehenden Dochtlänge gebe, wobei das Produkt der Verbrennung ohne allen ſichtbaren Rauch zu Wärme und Licht verbraucht werde, davon kann man ſich am beſten an den jezt gebräuchlichen Lampen mit cylinderförmigen Dochten überzeugen, bei welchen der Docht durch einen feinen Schraubengang gerade bis zum Maximum der reinen Lichtentwicklung erhoben werden kann, wogegen beim mindeſten Ueberſchreiten dieſer Grenze augenblicklich Rauchbildung erfolgt. In Abſicht auf die Kerzendochte haben die hier in Rede ſtehenden Unterſuchungen das Reſultat gegeben, daß die Talgkerzen mit zwei Dochten ein beſonders helles Licht geben. Dieſe Dochte müſſen aber, damit ſich beide Flammen vereinigen, nur etwa ¼ Zoll von einander abſtehen. Die Fäden zu dieſen Dochten müſſen ferner erſt einzeln gedreht und dann verbunden werden, weil nur auf dieſe Weiſe der geforderte gleiche Abſtand erhalten wird. Sind dieſe Bedingungen ſämmtlich mit der gehörigen Genauigkeit erfüllt, ſo ſoll man aber auch zwiſchen einer Beleuchtung mittelſt Wachskerzen und nach jener Vorſchrift eingerichteten Talgkerzen wenig oder gar keinen Unterſchied finden.

Auch das Gummi elaſticum, deſſen gewöhnliche Anwendungen den Leſern dieſer Blätter hinreichend bekannt ſind, wird von der jetzigen Phyſik zu einem neuen und ſehr gemeinnützigen Zwecke angewendet. Es muß zuvörderſt bemerkt werden, daß dieſes Gummi, auch Federharz und Cautſchouk genannt, von einem, beſonders in den Wäldern von Cayenne wachſenden Baume herrührt. Die Einwohner nennen denſelben Heve; ſie ritzen

ihn unten am Stamme auf, lassen den herausdringenden Milchsaft in untergesezte Gefäße fließen, überziehen damit thönerne Formen und setzen dieselben dem Rauche aus. Wenn der Ueberzug getrocknet ist, so wird der Thon mit Wasser herausgespült, und wir bekommen das so entstehende „Federharz“ daher gewöhnlich in Gestalt von kleinen Flaschen. Die ganz außerordentliche Biegsamkeit, Festigkeit und Elasticität dieses Harzes sind besonders bekannt, und diese Eigenschaften machen dasselbe eben zu dem nun anzuführenden neuen Gebrauche besonders geschickt. In der Chemie und Physik werden nämlich, besonders zum Auffangen der Gase, oft Blasen gebraucht, und man nahm dazu bisher gewöhnlich Schweins- oder Rindsblasen. Allein der üble Geruch derselben und anderer Inkonvenienzen erregten schon lange den Wunsch nach einem bessern Surrogate, und man würde ein solches im Gummi elasticum besessen haben, wenn ein Mittel bekannt gewesen wäre, dasselbe zu dünnen Häuten auszudehnen. Dieses Mittel ist jezt entdeckt: man legt die kleinen Beutel des Gummi etwa vier-und-zwanzig Stunden lang, bei der gewöhnlichen Temperatur, in mäßig starken Schwefeläther, worauf sich diese kleinen Beutelchen zu einer solchen Weite und einer solchen Dünne der Haut aufblasen lassen, daß die entstehenden Blasen, mit Wasserstoffgas gefüllt, in die Luft empor steigen. Soll die so gebildete Blase ihre Elasticität behalten, so braucht man nur die hineingeblasene Luft nach einiger Zeit wieder herauszulassen; will man dieses nicht, so läßt man die Blase vorher trocken werden. Man kann das so zubereitete Gummi elasticum auch zum Ueberbinden der Flaschen benutzen, und es ist also durch diese einfache Entdeckung einem Uebelstande im Gewerbe mehr abgeholfen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

Der Bibliotheksdiebstahl.

Welchen bedeutenden Verlust das königliche Antikenkabinet vor etwa zwei Monaten durch das Entwenden der vorzüglichsten Goldmünzen erlitten hat, ist durch die Zeitungen längst bekannt geworden. Seitdem hat sich keine Aussicht gezeigt, daß dieser Verlust wieder ersezt werden wird. Die Goldmünzen sind und bleiben weg, und vermuthlich sind sie längst schon in einen Metallklimpen verwandelt; vielleicht glänzt das von Griechen und Römern ausgemünzte Gold jezt als Halsgeschmeide auf dem Busen einer schönen Pariserin, oder als Uhrgehäuse in der Tasche eines Aufsehers der Bibliothek oder eines Polizeibeamten, der weit entfernt ist, zu ahnen, daß er selbst das Gold an sich trägt, dem er unter einer andern Gestalt so emsig nachspürt. Eben so wenig hatten die Aufseher des Antikenkabinets geahnt, daß ein Unbekannter, der sich einige Monate lang die alten Münzen oft zeigen ließ, dieselben scheinbar mit wissenschaftlichem Geiste untersuchte, sie verglich und gelehrte Resultate aus diesem emsigen Studium zu ziehen schien, nichts weiter war als ein schlauer Dieb, der alle Umstände und Oertlichkeiten genau absehen wollte, um dann mit seinen Helfern den vorbereiteten Streich desto sicherer auszuführen. Das Antikenkabinet befindet sich in einem Nebensaale des großen Bibliothekgebäudes, und hat von der einen Seite Fenster nach der Richelieustraße und auf der andern Seite nach einer etwas engen und einsamen Gasse hin. Von dieser lezten Seite her wurde vor zwanzig Jahren ein Diebstahl gewagt und auch glücklich ausgeführt. Die Diebe entwendeten mehrere kostbare Antiken, besonders geschnittene und mit Gold eingefaßte Steine, und verhandelten sie nach Holland. Die Schacherei wurde aber noch bei Zeiten entdeckt, die Diebe eingefangen und zu den Galeeren verurtheilt. Ein einziges kostbares Stück konnte aber nicht wieder erhalten werden. Man behauptet, es befinde sich jezt in dem Privatkunstkabinette des Königs von England, oder in einer dortigen öffentlichen Sammlung. In Frankreich begangene Diebstähle werden in England nicht verfolgt, und manches in Frankreich Gestohlene wird ohne Skrupel von englischen Reichen angekauft und ihren Sammlungen einverleibt. Die Polizei glaubte nun recht klug zu handeln, indem sie in der engen und wenig gangbaren Gasse, von wo aus der Einbruch ins Antikenkabinet geschehen war, eine Wache anlegte. In der That ist seitdem von dieser Seite her nichts mehr gestohlen worden. Allein jene Wache hat doch den neulich begangenen Diebstahl keineswegs verhindern können, obschon sie kaum vierzig Schritte von dem Bibliothekgebäude entfernt liegt. An einem weit davon entlegenen, auf die Viviennestraße hinausgehenden Ende der Bibliothek wurde gebaut, da man dieselbe bedeutend vergrößern will; denn die Büchersammlung wächst jährlich um einige tausend Bände an, und schon lange fehlt es an Platz, um die ungeheure Sammlung ganz aufzustellen. Eben so verhält es sich mit der Handschriften-, Kupferstich- und Landchartensammlung; diese lezte Sammlung ist vor wenig Jahren angelegt worden und noch nicht so bedeutend, als sie werden muß, weshalb die kleinern Journale darüber spassen, daß der Gehalt des Hrn. Jomard, dem diese Sammlung anvertraut ist, den Werth der Schätze übersteigt, die er aufzubewahren hat. Dennoch erfordert die Sammlung Platz, und da sich nun jedes Fach in der Bibliothek ausdehnt und die Bibliothekare sich ebenfalls gern ausdehnen, so hat man das an die Bibliothek stoßende Hotel des Staatsschatzes, der jezt im Finanzministerium befindlich ist, zur Bibliothek geschlagen. Man richtet es ein, um einen Theil der reichhaltigen Sammlungen darin aufnehmen zu können. Diesen Umstand haben sich die Diebe zu Nuze gemacht und sich durch die Bauten in das große Gebäude hineingeschlichen. Einige Personen glauben, einer der Diebe habe sich am Tage, während die Bibliothek offen stand, in irgend einen Winkel versteckt und in der Nacht den andern geöffnet. Es fand sich aber für sie noch eine große Schwierigkeit. In die Bibliothek waren die Schelme wohl hineingekommen, nicht aber ins Antikenkabinet, das Ziel ihrer Wünsche; dieses war inwendig verschlossen, und zwar vermittelst einer eisernen Stange, da man, wenn dieses Kabinet zugemacht wird, durch eine kleine Treppe hinten hinausgeht. Diese Treppe wird aber ebenfalls unten zugeschlossen. Dies wußten die Diebe auch und hatten sich mit dem Nöthigen vorgesehen, um das Hinderniß zu überwinden. Sie verfuhren, wie die Diebe in Paris zu verfahren pflegen, wenn sie einen zugeschlossenen Kaufladen bestehlen wollen: sie bohrten nämlich einige Löcher in die Thüre des Antikenkabinets und schnitten dann vermittelst feiner Sägen ein ganzes Brett heraus. Diese Arbeit, die sachte verrichtet werden mußte, mag einige Stunden gedauert haben.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 41.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 17. Februar 1832.

Ich ſehe wohl, Frau Mab hat Euch beſucht.

Shakespeare.

Traumbild.

Den ſchwarzen Mantel breitet aus
Die Geiſterfreundin, Mitternacht,
Der Weidmann Tod mit Mord und Graus
Stürmt nieder auf die Menſchenjagd.
Verzweiflung, ſeine Lieblingsſchweſter,
Begleitet ihn auf ſeinem Flug,
Sie ſtöbern auf die Geiſterneſter,
Sie jagen fort im wilden Flug. —

Erſtarrt hält an im Lauf die Erde,
Ein Leichenantlitz blickt der Mond
Durch die entſeelte Sternenheerde,
Vom Tode bleibt nichts unverſchont.
Zerbrochen iſt der Himmelswagen,
Orion fällt in ſein Geſchoß,
Das Zwillingspaar hat ſich erſchlagen
Und der Centaure ſtürzt vom Roß.

Die Hyder ſchlingt ſich um den Drachen
Und ſaugt aus ihm das gift'ge Blut,
Es packt der Leu mit grimmem Rachen
Den Bären an in wilder Wuth.
Ein grauſer Thierkampf hat begonnen,
Die Milchbahn färbt ſich blutig roth,
Zuſammenbricht das Reich der Sonnen,
Denn ſeine Beute ſucht der Tod.

Und vor die ſtille Lagerſtelle,
Wo mich umfing ein ſüßer Traum
Und manche ſchöne Bilderwelle
Zerrinnen ließ des Lebens Schaum,
Da bricht er ein mit den Genoſſen
Auf luftig tollen Feuerroſſen,
Wild fährt er an den Bruder Schlaf:
Entferne dich, du feiger Sklav!

Jäh wach' ich auf, da prallt mein Blick
Vor dem des Todes ſcheu zurück.
Mit Grauſen ſeh' ich in der Linken
Die blutbefleckte Sichel blinken,
Es hält die rechte Leichenhand
Die abgelaufne Uhr mit Sand.
Aus Zähnen ohne Lippe ſchallt
Das Wort der gräßlichen Geſtalt:

„Von allem, was da iſt geweſen,
„Lebſt du allein in dieſer Nacht,
„Vernichtet hab ich alle Weſen,
„Nichts widerſtand noch meiner Macht.
„Du Wilder, der ſo feſt vertraut
„Auf ſeine eigne Manneskraft,
„Hat vor dem Tod dir nie gegraut,
„So komm' und mache Brüderſchaft!“

Und näher, näher dringt mein Gast,
Schon hat der Grause mich erfaßt.
Der Herzschlag stockt, des Pulses Wallen;
Nun ließ ich ein Gebet erschallen:
Da schimmert durch den blut'gen Himmel
Und durch das bunte Mordgewimmel
Verklärt das Antlitz meiner Braut
Und blickt auf mich so mild und traut.

Sie faltet zum Gebet die Hände,
Es ruft für mich ihr frommer Mund,
Daß ich den Weg zum Himmel finde,
Zu Gott, in meiner Sterbestund'.
Da stürz' ich an die Knochenbrust
Des Todes, froh mit Himmelslust;
Ich sah den Engel ob mir weinen,
Komm Bruder, komm, du wirst uns einen!

Sandor v. S.

Die Toledostraße in Neapel.

(Beschluß.)

Bald rauschen und rollen die königlichen vier Sechsgespanne mit Vorreitern, Dragonern und Stallmeistern daher und sprengen die Volksmassen auseinander. Die vergoldeten Geschirre und Wagen, die kostbaren Livreen und Uniformen sind es allein, was der Menge daran gefällt. Sie sind wirklich prachtvoll und erinnern die Neapolitaner täglich, daß sie einen sehr theuren König haben. Doch die Staats- wie die Kirchen- und Militärparade gehört zu ihrem Volkstheater, zu dem römischen Erbstück der Circenses, ohne welche der Neapolitaner nicht leben kann, um so weniger, als ihm nur im engsten Verstande des Wortes das Panis dazu gereicht wird. Die Majestätspromenade gibt zugleich das Signal zur Belebung des ganzen Hofolymps, der bis dahin im Bade oder unter den Händen der Camerieri, Friseurs, Barbiers, Kleiderkünstler und Marchands de modes war. Sie alle erscheinen jezt in den elegantesten Equipagen oder Kabriolets, in einem Mittelkostüm, das im Verhältniß des déjeuné à la fourchette zum diner steht. In unabsehbaren Reihen fahren sie blitzschnell die Toledostraße auf und ab, um zu sehen, und noch mehr, um gesehen zu werden. Wehe dem Elegant, der dieses seiner Schönen versagt! er ist ruinirt, und morgen fährt sie sicher mit einem andern durch die Toledostraße. Der Unglückliche aber, der die vier oder acht Pferdefüße nicht aufbringen kann, muß die Geliebte seiner Geldbörse, welche hier die Stelle des Herzens vertritt, wenigstens in einem Putzstück nach der allerneusten Mode, mit seidenen Strümpfen, damit sich der italienische Fuß gut ausnimmt, durch das Gewühl spazieren führen. Die Schönen machen sich oft wenig daraus, ob des Galans Kostüm mit dem ihrigen übereinstimmt, und der Arm, über den sich der feinste Shawl drapirt, hängt sich unbedenklich an eine Veturinjacke.

So wogt und rollt es ärger als je in der Toledostraße hin und her, und ein ewiges Gesumme und Geschrei erfüllt die Luft; aber auf ein Mal drängt der Menschenstrom gewaltsam dem großen Platz vor dem Pallaste zu. Pfeifenklang und Trommelschlag und der ohrzerreißende Neapolitanermarsch verkündigen, daß die Regimenter von den Exerzitien auf dem Marsfelde zurückkehren. Ihre Mädchen warten alle schon längs der Toledostraße, um ihnen die verdienten Kronen zu bringen. Welches schöne junge, stämmige Volk! welch edle Züge in den olivenfarbigen Gesichtern, ganz für den Pulverdampf geschaffen, wenn er ihnen nicht so zuwider wäre! — Die Waffen glänzen, wie eine goldene Aehrensaat im Sonnenschein; die Uniformen, besonders die der Offiziere, sind prächtig und stehen wie angegossen. Dem Neapolitaner flößen sie Respekt genug ein. Ihre Fronte nimmt die ganze Breite der Straße ein, und sie schwemmt die Volksmasse wie eine Sündfluth vor sich her. Herrliche Janitscharenmusik, mit lieblichen Kompositionen für Hörner und andere blasende Instrumente abwechselnd, ertönt nun vor dem Königspallast, dem gegenüber die majestätische Kuppel der neuen Franziskuskirche (die unter Murat ein Pantheon hätte werden sollen) mit ihren zwei halbzirkelförmigen Kolonaden und den gigantischen zwei Reiterstatuen aus Bronze im Fackelschein auftaucht; denn bereits ist die Nacht eingebrochen. Eine Wagenburg, mit der schönen Welt besezt, ist aufgefahren und umschließt die gedrängte horchende Volksmasse. Aber auch diese Töne der Luft verklingen, wie die mannigfaltigen Erscheinungen mit dem Sinken des Tages im Halbdunkel untergegangen sind. Die Nacht führt jezt ihr prächtiges Regiment. Die Riesenstraße flammt auf von zahllosen Lichtern, Laternen und Lampen, womit alle Buden wie auf einen Zauberschlag erleuchtet werden. Hinter den geschlossenen Spiegelfenstern brennen die Stoffe und alle Schätze der Mode in den buntesten Farben. Die mit der Nacht erloschenen Inschriften der Aushängeschilde funkeln in chinesischem und Brillantfeuer. Der Troß des Pöbels ist verschwunden, und die feinere, galante Welt lustwandelt auf den breiten Steinplatten der Straße, die jezt einer endlosen Gallerie gleicht. Endlich werden die Guitarren wach, hie und da tönt eine Serenade durch die Nacht; ein Blick auf die nächtliche Feuersäule des Vesuvs rüttelt den Fremdling noch einmal aus seiner Abspannung empor, und er sucht die Ruhe mit einem erhebendern Gefühle, als all die bunten Bilder des Tages in ihm zu erwecken vermochten.

Oefele.

Digitized by Google

Darſtellung einiger intereſſanten Entdeckungen und Anſichten der neueſten Naturforſchung.

Von

Dr. Nürnberger.

(Fortſetzung.)

Von dieſen, unmittelbar auf die Erde eingeſchränkten Nutzanwendungen der neueſten Phyſik geben wir zu einem Verdienſte über, welches ſich dieſe Wiſſenſchaft um den Himmel zu erwerben ſtrebt, indem ſie uns eine neue Art von Fernröhren verſpricht, die, bei größerer Wohlfeilheit und leichterer Darſtellung, dennoch mehr als die trefflichſten Refraktoren des großen deutſchen Optikers Fraunhofer leiſten ſollen. Wir rufen, auf dieſe Veranlaſſung, zuvörderſt in das Gedächtniß unſerer Leſer zurück, daß man die Ferngläſer überhaupt in zwei große Klaſſen: in Reflektoren und Refraktoren theilt, und unter den erſtern, welche auch Spiegelteleskope heißen, Inſtrumente, bei denen, ſtatt des Objektivglaſes, Spiegel gebraucht werden, unter den leztern dagegen Fernröhre mit Linſengläſern verſteht. Sind dieſe Linſengläſer ſo eingerichtet, daß ſie die Farben nicht zerſtreuen, ſo heißt ein damit verſehenes Fernrohr bekanntlich achromatiſch (farblos); mit dem Namen aplanatiſcher Ferngläſer aber, als dem eigentlichen Gegenſtande, der uns hier beſchäftigen ſoll, bezeichnet die neueſte Naturforſchung ſolche Inſtrumente, deren Gläſer ohne alle Abweichung ſeyn ſollen, zu welchem Zwecke man ſich, ſtatt der Glaslinſen, eines zwiſchen Gläſern eingeſchloſſenen flüſſigen Körpers bedient. Die erſten Vorſchläge zu einer Einrichtung dieſer Art waren in England gemacht worden, und man hatte daſelbſt auch wirklich Refraktoren mit dergleichen flüſſigen Linſen ausgeführt. Da ſich aber kaum erwarten ließ, daß die Flüſſigkeit in dieſen Linſen den Einwirkungen der Zeit vollkommen widerſtehen könne, ſo wurde die Sache nicht weiter verfolgt, bis in der neueſten Zeit ein ſolches vor mehr als dreißig Jahren verfertigtes und vollkommen wohl erhaltenes Inſtrument die Aufmerkſamkeit der Naturforſcher neuerdings auf dieſen intereſſanten Gegenſtand lenkte. Seitdem ſind vor Kurzem Refraktoren von dieſer Einrichtung in England ausgeführt worden, bei welchen die flüſſige Linſe aus Schwefelkohlenſtoff (liquor sulphuris carbonati)*) beſteht, welcher zwiſchen zwei richtig geſchliffenen Spiegelgläſern eingeſchloſſen iſt. In der Sitzung der königlichen Geſellſchaft zu London vom 9ten December 1830 wurde ein ſolcher Refraktor vorgezeigt, bei welchem ſich ſeit drei Jahren weder die Quantität, noch die Qualität der in der Linſe eingeſchloſſenen Schwefelkohlenſtoff-Flüſſigkeit im mindeſten geändert hatte, noch auch die einſchließenden Gläſer getrübt worden waren. Ein großer Vorzug dieſer „aplanatiſchen Ferngläſer“ beſteht darin, daß ſie, wegen der optiſchen Natur der angewendeten Flüſſigkeit, viel kürzer gemacht werden können, als die gewöhnlichen Glasinſtrumente, und gleichwohl eben das, ja in manchen Fällen viel mehr leiſten, als dieſe. Ganz vorzüglich taugen ſie, um Doppelſterne*) zu trennen, Nebenflecke aufzulöſen und die Oberfläche der Planeten ſchärfer zu erkennen. Man geht jezt in England damit um, ein neues Inſtrument mit dergleichen flüſſigen Linſen zu bauen, welches alle Refraktoren unſerer Zeit ſo weit übertreffen ſoll, als dieſe ihrerſeits die Refraktoren der frühern Zeiten übertroffen haben. Dadurch würde der Aſtronomie ein ganz neues Feld eröffnet, und namentlich unſere topographiſche Kenntniß des Himmels ſehr bereichert werden, indem ſich, angeführtermaßen, dieſe Inſtrumente ganz beſonders zur Beobachtung der Oberflächen der Planeten eignen. Was wird uns namentlich unſer eifriger Mondbeobachter Gruithuiſen nicht noch Alles von den Mondbergen und Mondthälern erzählen können, wenn er, bei ſeinen Beobachtungen, erſt von der durchdringenden Gewalt dieſes neuen optiſchen Hülfsmittels unterſtüzt ſeyn wird?

Unſere Leſer erinnern ſich, um aus den fernen Fix-

*) Dieſe Flüſſigkeit wurde 1796 von dem deutſchen Chemiker Lampadius entdeckt, und man erhält ſie, unter andern Verfahrungsarten, wenn man in einer Porcellanröhre über glühende Kohlen Schwefeldämpfe leitet. Sie iſt vollkommen waſſerhell und ſcheint, da weder Luft noch Feuchtigkeit auf ſie wirken, in der That zu dem hier bezeichneten Gebrauche vollkommen geeignet. N.

*) Ich erinnere hier daran, daß man unter „Doppelſternen“ überhaupt ſolche Fixſterne verſteht, die ſo nahe neben ſich einen oder auch mehrere andere Sterne haben, daß die Verbindung auf den erſten Blick als Ein Stern erſcheint und nur erſt durch ſehr ſtarke Vergrößerung in mehrfache Sterne aufgelöst wird. Die Aufſuchung und Beobachtung ſolcher Doppelſterne hat die neueſten Aſtronomen, beſonders Herſchel, den Sohn, und Struve in Dorpat ſehr beſchäftigt, und wir beſitzen von dem leztern ein eigenes Werk darüber: Ueber Doppelſterne. Dorpat. 1827. 4. Dieſe höchſt merkwürdigen Fixſternſyſteme haben eine gemeinſchaftliche eigene Bewegung im Weltenraume und zugleich eine zweite Bewegung um einander; bei mehreren wenigſtens iſt dieſe Doppelbewegung durch unmittelbare Beobachtung außer allen Zweifel geſezt, und bei den übrigen wird ſie durch Analogie höchſt wahrſcheinlich. So kennt man z. B. Nr. 61 im Schwan ſchon ſeit Bradleys († 1762) Zeiten als Doppelſtern, und ſeitdem ſind die beiden, dieſen Doppelſtern bildenden, Sterne gemeinſchaftlich um 7 Minuten gegen die benachbarten Sterne fortgerückt, und gleichzeitig beſchreibt der eine um den andern eine Bahn, welche in 300 bis 400 Jahren durchlaufen zu werden ſcheint. Die Doppelſterne erſcheinen hiernach als Verbindungen mehrerer Sonnen, in dem Sinne, wie in den Planetenſyſtemen Planeten um eine Sonne kreiſen, kurz als Syſteme höherer Ordnung, und die Wunder des Fixſternhimmels ſind durch dieſe Entdeckung der neuern Aſtronomie um eines vermehrt worden. N.

Digitized by Google

sternregionen sogleich wieder auf die heimathlichen irdischen Fluren zurückzukehren, daß öfters von gefärbtem Schnee die Rede gewesen ist, und daß die Naturforscher über die Ursachen dieser Färbung des Schnees durchaus nicht einerlei Meinung sind. Diese Zweifel scheinen jezt vollständig gelöst zu seyn. Der kühne Nordpolschiffer Parry *) hat auf einer seiner Nordpolexpeditionen rothgefärbten Schnee gefunden und die färbende Substanz dieses Schnees mit zurück nach England gebracht, wo sie untersucht und für eine kleine kryptogamische Pflanze erkannt worden ist, welche die Botaniker Protococcus nivalis nennen. Dieselbe Substanz ist an den Felsen des nördlichen Schwedens gefunden worden, und was noch merkwürdiger ist, so hat rothgefärbter, auf den Alpen vorgefundener, Schnee ebenfalls und unverkennbar die nämliche Beimischung enthalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) William Edward Parry, brittischer Seekapitän, hatte durch Kühnheit und ausgebreitete nautische Kenntnisse die Aufmerksamkeit seiner Regierung auf sich gezogen, und wurde daher von derselben mit einer sehr gefährlichen Unternehmung, einer wiederholten Seefahrt nach dem Nordpole (darnach so genannten „Nordpolexpedition"), beauftragt. Es hatte sich nämlich seit längerer Zeit in England die Meinung ausgebildet, daß es nicht unmöglich seyn dürfte, aus dem atlantischen Meere durch die Baffinsbay in das Eismeer, und aus lezterm durch die Beringsstraße in das stille Meer zu gelangen und bei dieser Gelegenheit dem Nordpol der Erdkugel vielleicht sehr nahe zu kommen. Um über diese Möglichkeit zu entscheiden, unternahm Parry fünf Fahrten in das arktische Meer (die lezte im Jahr 1827), welche, wenn auch der angegebene Hauptzweck: Auffindung einer nordwestlichen Durchfahrt aus dem atlantischen in das stille Meer, nicht erreicht wurde, doch für Geographie der berührten Gegenden und Naturkunde unendlichen Nutzen gehabt haben. Auf der lezten dieser Expeditionen fand Parry auch den oben erwähnten roth gefärbten Schnee. N.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Januar.

(Beschluß.)

Der Bibliotheldiebstahl.

Durch das entstandene Loch schlüpften die Diebe nun in den Antikensaal hinein. Hier wußten sie Bescheid, weil sie sich vorher alles genau gemerkt hatten, besonders der Kerl, welcher den Aufsehern als ein recht eifriger Freund alter Münzen vorgekommen war. Sie zündeten einige Wachslichtchen an, suchten in dem Schreibepult des Konservators, welcher, wie es scheint, nicht die Vorsicht hatte, beim Weggehen die Schlüssel mitzunehmen, den Bund Schlüssel zu den Münzenkasten und zogen ganz bequem in diesen Kasten alle Schubladen heraus, von denen sie wußten, daß sie Goldmünzen enthielten. Diese wurden nun vermuthlich alle in einen Sack geworfen; sie scheinen bei dieser Arbeit sehr geeilt zu haben, vermuthlich weil der Tag schon herannahte, da die Arbeit an der Thüre sie ohne Zweifel lange aufgehalten hatte. Manche Schubladen, welche vorne silberne und kupferne Münzen, hinten aber goldene enthielten, waren nicht genau untersucht worden und daher unberührt geblieben. Aber leider hatten sie genau gewußt, wo sich die reichhaltigste Sammlung der Goldmünzen befand, und diese ist sammt und sonders weggenommen worden. Es war nun hohe Zeit für sie, auf den Rückweg zu denken, da in der Morgenzeit die Straßen in Paris bald von allerlei zur Arbeit eilenden Leuten durchgangen werden. Warum sie nicht auf demselben Wege, auf welchem sie gekommen waren, zurückgingen, weiß ich nicht; vermuthlich hatte dies seine Schwierigkeiten; sie scheinen durch eine Menge großer Speicher heruntergekommen zu seyn, und vielleicht hätten sie Mühe gehabt, den Weg im Dunkeln zu finden, obschon dieser Weg gewiß der sicherste war. Um sich fortzumachen, fanden sie es bequemer oder sicherer, aus dem Fenster des Antikenkabinets in die Richelieustraße hinabzusteigen. Sie befestigten an dieses Fenster ein Seil mit Knoten und ließen sich geradewegs hinunter. Vermuthlich waren sie an diese Art hinunterzusteigen gewohnt; vielleicht paßte auch einer von den Ihrigen unten auf, damit sie nicht überrascht würden. Wahrscheinlich waren ihrer nur zwei oder drei, so daß dies Heruntergleiten bald geschehen war. Sobald sie unten waren, konnten sie sich als geborgen betrachten. Einige Zeit hernach entdeckte einer der Chiffoniers, welche am frühen Morgen die Gassen durchwandeln, um den Kehricht durchzuwühlen, das noch herabhängende Seil und gab in einer sich eben öffnenden Bude Kunde davon. Man weckte den Pförtner der Bibliothek, der natürlich nichts hatte hören noch sehen können, denn er war vom Antikenkabinette weit entfernt; man fand die Spuren des Einbruchs und geschehenen Diebstahls; eines der Werkzeuge hatten die Diebe in der Eile vergessen und liegen lassen. Es gab Lärm, die Polizei verhörte einige an der Bibliothek angestellte Leute; allein es war nicht möglich, Auskunft zu erhalten. Der Verdacht, die Diebe seyen von Jemand in dem Gebäude selbst begünstigt worden, war unhaltbar, und so blieb man stets in derselben Ungewißheit. Seitdem hat sich die Polizei viele Mühe gegeben, die Thäter zu entdecken, da es sich verlohnte, von einem so bedeutenden und unersezlichen Verluste etwas wieder einzubringen; aber alles Bemühen ist vergebens gewesen. Zwar soll ein Polizeiagent, der, wie es oft geschieht, mit Dieben in Verbindung gestanden hat, beim Anblicke des Einbruches voll Bewunderung ausgerufen haben: „Das heiße ich vortrefflich gearbeitet; so etwas kann nur der Rothkopf (ein, wie es scheint, sehr verschmitzter Spitzbube) gethan haben." Allein von diesem Rothkopf hat man weiter nichts vernommen. Der Minister des Innern, d'Argout, begab sich zur Bibliothek und war sehr böse wegen der Nachlässigkeit der Konservatoren. Diese antworteten: „Herr Minister (der Excellenzentitel ist seit der Julirevolution abgeschafft), wir haben Ihnen fünfmal um eine Schildwache geschrieben, aber keine Antwort bekommen." Der Minister behauptete in der Deputirtenkammer, es habe ihm an Geld gefehlt, um eiserne Gitter vor den Fenstern anlegen zu lassen. Dies war eine offenbare Lüge. Seitdem belustigen sich die kleinern Journale auf Kosten der Bibliothek. Sie behaupten unter andern, so oft ein Gelehrter die alten Münzen zu studiren wünsche, so ziehen die Konservatoren wie sonst die Schubladen auf und antworten mit einem tiefen Seufzer: Hier — waren sie!

D g.

Beilage: Literaturblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 42.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 18. Februar 1832.

Unser Meister das all' erdicht
Und freut sich dessen wundersam,
Denn es taugt sehr in seinen Kram.
Von wannen er sich eignet sehr
Gut Exempel und gute Lehr,
Erzählt das eben fix und treu,
Als wär' er selbst gehn dabei.

Goethe.

Das Duell.

„Ans Werk, Asmodi, ans Werk! Sitten, Sitten! heißt es allüberall; Sitten sind jezt Mode, und Mode, weißt du, ist bei uns eine Tyrannin, und zwar eine wahnsinnige; was sie will, muß durchaus geschehen. Malt, schildert uns Sitten! ruft es in allen Salons; Sitten, Sitten sind an der Tagesordnung. Ans Werk denn, Asmodi; du verstehst es, dir gilt der Ruf; du hast ja Lesage so trefflich geholfen! Rasch die Krücke zur Hand! auf die Dächer! decke mir das Hotel da auf: was treibt man dort?" — „Politik, Meister." — „Zugedeckt, schnell wieder zugedeckt! Zwanzig Journale tagtäglich, daran ist es mehr als genug. — Weiter! Das Haus dort hat acht Stockwerke, zehn Boutiken, drei Einfahrten; da haust ganz Paris, wie vor Zeiten in Noahs Arche die Welt: Krämer, Kaufleute, Bankier, Tänzerin, Marquise, Advokat, Arzt, Rentier, Künstler, Grisetten ... Ha! welche Ernte von Sitten, welche Mannigfaltigkeit in Ton, Zügen, Farben; welche Schatzkammer von Kontrasten! Frisch ans Werk, Freund! nur ein kleines Pröbchen von Pariser Sitten!" — „Ich verstehe, Meister, eine Skizze à la Diable boiteux meint Ihr? Daraus wird nichts. Vergebens würde ich unter diesen unzählbaren Dächern, in der ungeheuren Arche da, die Sujets zu einer zweiten grotesken Gallerie von Originalskizzen und Dosenstücken suchen, wie wir sie einstens in ein pikantes Portefeuille gesammelt. Die Welt hat sich ganz gewaltig geändert, es ist gar die nämliche Familie nicht mehr. Zwischen euern Boutiken und Salons, zwischen euern Salons und euern Mansarden gibt es, genau besehen, gar keine so frappanten Kontraste mehr, als euch zu behaupten beliebt. Heutzutage, Meister, seyd ihr alle Bürger, und an diesem Gepräge erkennt man, daß das Jahrhundert euch sammt und sonders in denselben Tiegel zusammengeworfen hat. Besieht euch nur einander: Kleidung, Geschmack, Interessen, Geschäfte, alles bei einem, wie beim andern; Meinungen — darin findet einzig eine Abweichung statt, und sie gibt sich durch den Hut zu erkennen; sonst aber ist Gleichheit der Grundcharakter der Zeit. Bankier, Künstler, Hofmann, Schriftsteller — wer unterscheidet sie? Dieselben Gewebe Londons und Tibets beugen unter das Gesetz der Gleichheit, der Reize und des Anstandes die Herzogin, die Grisette, die Tochter des Notars und die Frau des Handwerkers. Dreißig Revolutionen, die dafür gesegnet seyn mögen, haben euch dermaßen durcheinander gerüttelt, daß ihr endlich erkennt, ihr seyet sammt und sonders aus dem nämlichen Teige geknetet, und der ganze alte Trödel ist in Fetzen auseinander geflogen." — „Ich verstehe dich, Asmodi, du hast Recht: unsere Sitten beruhen im Leben, nicht mehr im Kostüme." — „Das wollte ich eben sagen, Meister; um sie zu ergründen, darf der Blick nicht blos auf dem Gesichte haften, er muß tiefer eindringen; um der Sitten flüchtige Nüancen zu erhaschen, bedarf es anderer Pinsel als solcher, welche blos über

Digitized by Google

die Leinwand herfahren, nur Silhouetten entwerfen. Ja, um ein tiefes Geheimniß zu belauschen, genügt es nicht mehr, ein Dach zu lüften; das Herz muß man ergründen, dort iſt der eigentliche Lebensſitz der Sitten.“ — „Nun wohl, lieber Teufel; vermagſt du ſo gut als in einen Speicher, ein Boudoir, ein Kämmerchen, in ein Herz hinabzuſchauen, ſo ſieh hinein, und ſage mir, was du erblickſt. Gar gerne möchte ich wiſſen, was in einem Herzen vorgeht, und glaube allerdings mit dir, daß dort viel mehr, als in den Alles de Pigeon eines Bourgeois du Marais oder unter dem indiskreten Cachemir einer Opernbajadere, der Sittenſpiegel zu ſuchen ſey.“

„Gut, Meiſter, wenn Ihr das wollt, Achtung! Seht hin! dort, meiner Krücke nach, in jenes Hotel, im dritten Stock, nach den vier hohen, ſtattlichen, mit Purpur und Azur drapirten Fenſtern; laßt Euern Blick durch die Perſienne gleiten. Seht Ihr in jenem, vom Schimmer einer flackernden Kerze, deren Wachs an dem vergoldeten Leuchter ſchon längſt hinabläuft, matt erleuchteten zierlichen Salon, einen jungen Menſchen? Seine Züge ſind regelmäßig, hübſch, aber mit Leichenbläſſe übergoſſen; ſein vom erſten Pariſer Künſtler in Locken gelegtes Haar hat ſeine krampfhaft geſchloſſene Hand ſo eben zerrauft; ſeine Toilette iſt ausgezeichnet, jedes Stück im neueſten Geſchmack; Farbe und Stoff ſcheinen von der Modegöttin ſelbſt ausgewählt. Noch nicht lange iſt er nach Hauſe gekommen; er ſchleuderte ſein Atlashalstuch auf die Kiſſen der Ottomane und rief: „Joſeph, zugeſchloſſen! Geh zu Bette!“ Joſeph hat abgeſchloſſen und ſich zu Bette gelegt. Der junge Menſch warf ſich in den Seſſel von Citronenholz, er ſtürzt den Arm auf den Porphyrtiſch, ſeine Stirne ruht in der Hand; in dieſer Stellung iſt er ſeitdem gleich einem Marmorbilde geblieben. Jene Uhr von Gold und Alabaſter, welche die von der Liebe entwaffnete Zeit vorſtellt, ſchlug Eins, Halbzwei, Zwei, Halbdrei; er hört keine Uhr, ändert ſeine Stellung nicht, ja er ſeufzt nicht einmal, keine Thräne drängt ſich aus ſeinem Auge. Seht dorthin, Meiſter, nach der ſchwarzen Marmorplatte der Bronzekonſole, auf welche ſein Blick unverwandt ſtarrt. Seht ihr neben dem Achatſockel, der eine Nymphengruppe in brillantirtem Stuck trägt, die Piſtolen? Herrliche Waffen! die Läufe in Gold damaſcirt, am Schaft die reichſte Schnitzarbeit. Mit dem Glockenſchlag Drei erkracht dieß Hotel von einem furchtbaren Knall; der junge Menſch zerſchmettert ſich das Gehirn.“ — „Großer Gott, in weniger als einer halben Stunde? Und warum? Spiel?“ — „Keineswegs.“ — „Schulden?“ — „Nicht eine einzige.“ — „Liebe?“ — „Nicht allein.“ — „Was denn ſonſt?“ — „Point d'Honneur.“ — „Wie ſo?“ — „Hört, Meiſter, des jungen Menſchen Geſchichte; eh' ſeine lezte Stunde ſchlägt, kann ich ſie euch noch erzählen; ich werde übrigens den Zeiger der Uhr im Auge behalten. Hier handelt ſich's von einem ſeltſamen, unerklärlichen Zuge in eurem Charakter: der junge Menſch ſtirbt, weil er etwas nicht begriff, das Ihr wahrſcheinlich eben ſo wenig begreifen werdet.“

„Es war einmal — es iſt noch — doch wir können uns, da binnen einer halben Stunde dieſe Erzählung bereits eine Geſchichte ſeyn wird, der vergangenen Zeit bedienen, von den Grammatikern Präteritum genannt; es war alſo einmal ein junges Frauenzimmer von ausgezeichneter Schönheit; Emma war ihr Name; den Namen ihrer Familie verſchweige ich, in der Welt nennt man ihn aber mit Achtung, er glänzt in mehr denn einem Salon. Bin ich hinſichtlich ihrer Reize minder diskret, ſo wird mir dieß wohl Niemand verargen. Achtzehn Sommer hatten Emma's Ausſtattung mit der Jugend herrlichſten Gaben vollendet; Roſen erblühten auf ihren Wangen, blendend ſchwarze Locken bekränzten die Stirne, welche Lilien beſchämte; unter dem leicht gewebten Schleier dunkler Augenwimpern ſtrahlte das lieblichſte Himmelblau, Liebesgötter umſchwebten die Lippen, und wie vermöchte ich die Grazie des Nackens, den ätheriſchen Wuchs, die zauberiſch geformte Hand, das niedlichſte aller Füßchen zu ſchildern? Denke dir die ſchönſte aller Schönen; belebe ihre himmliſchen Züge mit dem vollen Reize eines reichen, vielſeitig gebildeten Geiſtes, ſetze zu dieſer Fülle von Reizen ein fühlendes Herz und hunderttauſend Thaler Mitgift. So war Emma, als alle Salons ihr bewundernd huldigten, ſie anbeteten.“

„Eine Unzahl der glänzendſten Parthieen bot ſich dar; die durch Vermögen, Glanz des Namens, Würden und Aemter ausgezeichnetſten jungen Männer rangen wetteifernd um die Ehre, die Huldigungen ihres Herzens, ihre Schätze, ihre Titel, den Schwur ewiger Liebe — man durfte ihnen glauben, denn der Gegenſtand war einer ſolchen würdig — zu Emma's Füßen niederzulegen. Kein Erbe eines großen Hauſes fehlte in der Schaar ihrer Freier; unter einer Menge junger, ſchöner, liebenswürdiger, altadeliger Herrn, vom Wechſelmäckler bis zum jungen Pair, vom ſchnurbärtigen Juliusdekorirten bis zum Vicomte im engliſchen Frack, ſtand die Wahl ihr frei.“

(Die Fortſetzung folgt.)

Darſtellung einiger intereſſanten Entdeckungen und Anſichten der neueſten Naturforſchung.

Von

Dr. Nürnberger.

(Fortſetzung.)

Man hat Beobachtungen, welche beweiſen, daß Schnee und Eis auch durch andere Dinge gefärbt ſeyn können. Das Waſſer der Polarmeere erſcheint z. B. zuweilen

olivengrün, und färbt dann poröses Eis und Schnee röthlichgelb, welche Beobachtung an den Küsten von Grönland und Spitzbergen häufig gemacht wird. Die Ursache ist ein im Wasser in unendlicher Menge enthaltenes Kugelthierchen von so außerordentlicher Kleinheit, daß ein einziger Tropfen Wasser gegen 12,000 solcher Thierchen enthalten kann.

Einer der erhabensten Gesichtspunkte, von denen man bei Verfolgung des Naturgeheimnisses ausgehen kann, ist die Betrachtung der Mittel, welche von der Vorsehung angeordnet worden sind, um zwischen so vielen gewaltsamen Wirkungen und Gegenwirkungen auf der Erde die Erhaltung des Bestehenden zu sichern; und wir wollen mit einer solchen Betrachtung unsere heutige Uebersicht neuester Bereicherungen der Naturwissenschaft schließen. Was uns zunächst darauf führt, sind neuerlich angestellte, höchst interessante Untersuchungen über die Menge von fremdartigen Bestandtheilen, Schlamm, Sand u. s. w., welche Tausende von Flüssen allaugenblicklich mit sich in das Meer hinabreißen, und welche doch eine, der Größe dieser festen Stoffe angemessene Wassermenge verdrängen müssen. Der gelbe Fluß in China (Hoan-ho) z. B., welcher sich in das gelbe Meer (Hoan-hay) stürzt, schwemmt, jenen Untersuchungen zufolge, täglich 48 Millionen Kubikschuh Schlamm hinab. Man mache hievon einen Schluß auf die amerikanischen Riesenströme, den Missisippi, Orenoko und wie sie weiter heißen, und frage sich dann, wie es Vorsehung und Natur angefangen haben, um dieser allgewaltigen Wirkung der Gewässer zur allmähligen Zerstörung der festen Bestandtheile des Erdballs und zu ihrer Hinabreißung in den Schooß der Wellen einen gleich gewaltigen Compensationsproceß entgegenzusetzen, dergestalt, daß seit so vielen Jahrtausenden weder die Meere ausgefüllt sind, noch andernseits auch die Substanz des festen Landes auf eine auffallende Weise verringert worden ist? In dem Weltschöpfungsplane muß nothwendig von Anbeginn auf alle diese gewaltigen elementaren Wirkungen und Gegenwirkungen Rücksicht genommen worden seyn, und je weiter wir unser Nachdenken über die unzähligen Naturprozesse treiben, um so mehr müssen wir die Intelligenz anstaunen, die alle diese Bedingungen a priori unter dem gemeinsamen Gesichtspunkte der Erhaltung des Geschaffenen aufzufassen und zu würdigen verstand. Das große Hauptprinzip, welches dabei befolgt wird, ist Kreislauf; je augenscheinlicher sich uns die Befolgung dieses Prinzips in den übersichtlicheren Prozessen der Natur offenbart, desto mehr sind wir genöthigt, diese Analogie auch bei Erklärung tiefer verborgener Funktionen des Naturlebens aufzurufen. Wir sehen jeden Augenblick ungeheure Wassermassen in den Ocean hinabströmen; die Luft ist in einer ununterbrochenen Thätigkeit begriffen, jedwede Feuchtigkeit aufzusaugen, in Dunstform aufzunehmen, chemisch zu zersetzen; aber eben so unaufhörlich fallen Regen, Schnee, Hagel, Thau u. s. w. auf die Erde herab, und nach einem bloßen Kreislaufe kehrt zur Erde das Wasser zurück, das ihr entnommen worden war, ohne daß das Verhältniß im Allgemeinen bedeutend verändert, und weder allgemeine Nässe, noch allgemeiner Wassermangel vorherrschend wird.

Wir opfern, um noch zu einem andern Beispiele unsere Zuflucht zu nehmen, tagtäglich ungeheure Quantitäten Brennmaterial den Flammen: Holz, Kohlen, Stroh werden in Rauch zersetzt und solchergestalt in das große Luftmeer geführt, welches sich mit diesen Bestandtheilen anfüllt. Aber der Vegetationsprozeß dagegen geht seinen großen, wenn gleich stillern Gang eben so ununterbrochen fort und bemeistert sich jener Elemente aus der Atmosphäre, um sie neuerdings zu festen Stoffen, wie sie das Bedürfniß unserer Herde und Oefen verlangt, zu vereinigen.

(Der Beschluß folgt.)

Bilder.

Vater und Kind.

Wenn sich ein Vater über seinem Kinde,
Das er in Armen trägt, herunterneigt,
Da sieht es nichts, als nur ins Vaterange,
Er aber freuet sich und schweigt.

Die Erde ist das Kind des großen Vaters,
Zu dem er still sich niederbückt;
Der Himmel ist das blaue Auge Gottes,
Aus dem er seine Liebe blickt.

Himmel und Erde.

Wenn einmal die liebe Erde
Ohne ihren Himmel wäre,
Stürmend käme über Alles
Nacht, gewalt'ge, dichte, schwere;

Und der Sonne blankes Feuer
Und der Sterne Flimmer stürbe,
Und das holde Grün der Auen
Und die ganze Welt verdürbe:

Ach, was hülfe durch die öden
Räume dann ein machtlos: „werde!“ —
Liebchen, bist du nicht der Himmel?
Liebchen, bin ich nicht die Erde?

Digitized by Google

Vergänglichkeit.

Horch, wie geht dort einer frisch
An des Friedhofs Mauer!
Singt ein helles Lied vorbei
Ohne Furcht und Schauer.

Morgen fährt mit Rossen er,
Aber nicht vorüber;
Morgen tönt es wiederum,
Aber trüber, trüber.

Ed. Eyth.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

Eisenbahn zwischen Manchester und Liverpool.

Ich habe eine Tabelle über die Einnahmen und Ausgaben der Gesellschaft vor mir liegen, welche die Eisenbahn zwischen Liverpool und Manchester unternommen hat. Die Tabelle bezieht sich auf das erste Halbjahr von 1831, und ich theile Einiges daraus mit.

Die Eisenbahn ist bekanntlich 30 — 31 englische Meilen lang (10½ Meilen, 25 auf 1°) und besteht aus zwei Straßenlinien; auf der einen laufen die Wagen von Liverpool nach Manchester, auf der andern in umgekehrter Richtung. Die Bahn hat die Aktionärs über 800.000 Pf. Sterl. gekostet. — Vom 1. Januar bis 30. Juni 1831 hat die Gesellschaft eingenommen 65.693 Pf., ausgegeben in derselben Zeit 35.379 Pf. Der Ueberschuß betrug also 30.314 Pf. Damit ergibt sich ein jährliches Interesse von 7 — 8 Procent, und der Werth der Aktien stieg daher auch bald um's Doppelte. — Von jenen eingenommenen 65.693 Pf. kommen auf die Fuhrwerke für Reisende 43.600 Pf., auf die Frachtwagen blos 22.093 Pf.

Die Wagen werden auf der Eisenbahn bekanntlich durch Dampfmaschinen gezogen. Die Wagen für die Reisenden legen den Weg von Liverpool nach Manchester gewöhnlich in anderthalb Stunden zurück, höchstens in zwei Stunden, und man könnte und wird auch in Zukunft noch schneller fahren. Trotz dem, daß auf diese Weise 7 Meilen zu 25 auf 1° in der Stunde zurückgelegt werden, fühlen die Reisenden durchaus keine Unbehaglichkeit.

Die Zahl der Passagiere betrug im genannten Zeitraum 188.728. Man kann im Durchschnitt auf jede Fahrt zwischen Liverpool und Manchester 80 Passagiere rechnen; dies gibt auf sechs Monate 3277 Fahrten zu 30 englischen Meilen. In demselben Zeitraum gingen auf der Straße blos 1948 Waarentransporte. Die Waaren wogen zusammen etwa 41.000 Tonnen oder 410.000 Centner. Jede Dampfmaschine zieht etwa ein Gewicht von 21 Tonnen oder 210 Centnern. Man wundert sich auf den ersten Blick über die unverhältnißmäßig große Einnahme von den Passagieren der von der Fracht gegenüber; um so mehr, als Anfangs die Unternehmer die Vortheile, welche die Bahn für den Waarentransport versprechen, ganz besonders herausgehoben hatten. Es läßt sich dies aber sehr leicht aus Folgendem erklären.

Einmal fiel es sehr schwer, sich Dampfmaschinen, welche allen Erfordernissen genügten, in gehöriger Menge zu verschaffen, und man darf nicht vergessen, daß die Bahn erst zu Ende des Jahrs 1830 eröffnet wurde und man blos nach ganz neuer, verbesserter Methode gebaute Maschinen anwendet. — Ferner drückte die Konkurrenz mit der Eisenbahn den Frachtpreis auf den Kanälen bedeutend herab, und dadurch verlitten letztern ihre Kundschaft großentheils; man muß dabei noch bedenken, daß es hier, wie fast überall, einige Zeit erfordert, bis man einen alten Brauch gegen eine Neuerung vertauschte. Der Frachtpreis auf den Kanälen ist jetzt um ein ganzes Drittheil gesunken. Die Kanäle, welche im Besitz eines Monopols waren und dasselbe nicht selten mißbrauchten, sahen sich nun genöthigt, sich zu wehren, und deßhalb erniedrigten sie nicht blos die Fracht, sondern waren auch auf mannigfache Bequemlichkeiten für ihre Kunden bedacht, wovon früher nicht die Rede war. Welch bedeutende Summen durch diese Erniedrigung der Fracht erspart werden, ergibt sich daraus, daß im Durchschnitt täglich 1200 — 1300 Tonnen oder 12.000 — 13.000 Centner zwischen Liverpool und Manchester hin und hergehen, und zwar über drei Viertheile derselben von Liverpool nach Manchester. Da der Frachtpreis jetzt auf den Kanälen und den Eisenbahnen ganz gleich ist, so läßt sich leicht voraussehen, daß sich die Zahl der Handelsleute, welche den neuen, bei weitem kürzern Weg benützen, in Zukunft bedeutend vermehren wird.

Ist nun die Eisenbahn eine gefährliche Konkurrentin für die Kanäle, so hat sie den Unternehmern von Landkutschen zwischen Liverpool und Manchester, zwischen denen sonst zahlreiche Diligencen hin und herginaen, noch weit größern Schaden gebracht. Sie sollen jetzt alle aufgehört haben, und es kann auch wohl nicht anders seyn; denn ein Platz in einem Wagen auf der Eisenbahn kostet blos fünf Schillinge, während in der Landkutsche auf der Heerstraße der Platz 12 und 14 Schillinge kostete.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Charade in Nr. 36:
Fernrohr.

Räthsel.

Wie heißt die Parze wohl,
Der nicht ein irdisch Leben
Für ihre Scheere scharf
Zu kürzen ist gegeben?
Gedanken schneidet sie
Das Leben rasch entzwei;
Sie weiß es nicht, daß hie
Noch mehr als Hydra sey.

Zwei Köpfe wuchsen der
Für den, der abgeschlagen;
Schon wollte Herkules,
Der starke, selbst verzagen;
Doch half ihm noch der Brand,
Womit er jeden Stumpf
Von Blute roth versengt.
Und kopflos blieb der Rumpf.

Doch meine Parze kämpft,
So fruchtlos als Kanonen,
Mit ihrem Messerpaar,
Wo schon Ideen wohnen:
Nur wer zu rechter Zeit
Als Grenzhut sie bestellt,
Schützt vor Gedankengift
Mit Glücke seine Welt.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 5.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 43.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 20. Februar 1832.

Ein großes Lebendiges ist die Natur,
Und Alles ist Frucht und Alles ist Saamen.

Schiller.

Darstellung einiger interessanten Entdeckungen und Ansichten der neuesten Naturforschung.

Von

Dr. Nürnberger.

(Beschluß.)

Ließe sich dieß und tausend Aehnliches nicht zum Theil auf eine palpable, unwiderlegliche Weise darthun, so würden schon bloße Schlüsse hinreichen, um a priori die unerläßliche Nothwendigkeit eines solchen Kreislaufes zu beweisen, da sonst die Erde einerseits, ohne allmähligen Wiederersatz des Entzogenen, eine unerschöpfliche Quelle aller Leistungen seyn, und die Atmosphäre andrerseits die unbegrenzte Fähigkeit besitzen müßte, ohne Veränderung ihrer athembaren Bestandtheile, endlos fremdartige Stoffe in sich aufzunehmen, welche beide Annahmen gleich ungereimt erscheinen. Dieser Kreislauf, diese Wechselthätigkeit verschiedener Lebensfunktionen der Natur muß sich auch bei dem obigen, als Veranlassung zu gegenwärtigen Betrachtungen angeführten Falle, den Schlammzuführungen durch so viele Ströme in die Meere, offenbaren. Es liegt eben so wenig in dem Naturplane, jene großen Wasserreservoirs allgemein mit Schlamm und Sand erfüllen zu lassen, als die Atmosphäre z. B. mit den gleich fremdartigen Produkten der Verbrennung; und eben so wie für das Luftmeer ein Reinigungsprozeß vom Heterogenen vorgesehen und angeordnet ist, eben so bestimmt befreien sich die Wassermassen der Erde periodisch von demjenigen, was ihr Elementarleben auf die Länge gefährden könnte. Ich verstehe unter diesem Elementarleben die den großen Naturstoffen, namentlich dem Wasser und der Luft, inwohnende Kraft, sich in einem gewissen Normalzustande zu erhalten, welche Kraft sie im Naturverhältnisse offenbaren. Eingeschlossene Luft verdirbt; in der freien Luft dagegen ereignen sich Aeußerungen eigenthümlicher atmosphärischer Lebensthätigkeit, wodurch die Permanenz normaler Luftbeschaffenheit im Ganzen und Großen versichert ist. Mit dem Wasser verhält es sich eben so: das Wasser in den großen Wasserreservoirs der Erde erhält sich, ebenfalls im Ganzen und Großen betrachtet, immer in derselben Beschaffenheit. Der wohlthätige, zur Erhaltung des Bestehenden unentbehrliche Kreislauf in der Natur, von dem wir gesprochen haben, stellt sich aber nur als eine Aeußerung des Elementarlebens dar, der zu Folge Luft und Wasser, um bei diesen beiden Naturkörpern, vielleicht den wichtigsten und, in einem höhern Sinne, allein elementaren, stehen zu bleiben, durch eigene Prozesse entweder in ihre Natur verwandeln, oder wieder ausscheiden, was sich ihnen Fremdartiges beimischt.

Aus diesem hohen, aber zugleich einfachen und fast unabweislichen Gesichtspunkte betrachtet, erscheinen alle Befürchtungen wegen wichtigerer Störungen des Gemeinlebens der Erde, wie dergleichen z. B. aus den angeführten Untersuchungen über die Verschlammung des gelben Meeres abgeleitet werden könnten, als unbegründet.

Einzelnen, lokalen Störungen ist der Normalzustand des Erdkörpers allerdings ausgesezt: sie gehen nothwendig aus dem Kampfe von Wirkung und Gegenwirkung selbst hervor, in welchem die Naturkräfte mit einander stehen; aber gleich den Perturbationen, die die Gestirne in ihrem Laufe erfahren, und die das Resultat des großen Gesetzes dieses Laufes modifiziren, aber nicht umstoßen, geht das Eigenleben des Erdkörpers inmitten jener kleinen Affektionen seinen im Großen und Ganzen unveränderlichen Gang, von Jahrtausend zu Jahrtausend.

Mit dieser, wie es uns scheint, nicht uninteressanten Andeutung schließen wir unsere dießmalige Darstellung einiger der neuesten und beachtenswerthesten Entdeckungen und Ansichten in der Naturforschung.

Das Duell.

(Fortsetzung.)

„Wäre die reizende Emma, von Huldigungen und Weihrauch berauscht, etwas kokett gewesen, hätte sie leichtsinnig tausend Herzen in Verzweiflung gestürzt, losem Spiele Tausende zum Opfer gebracht, wer hätte sie darum schelten wollen? Ist dieß nicht der jugendlichen Schönen göttliches Recht, der legitime Despotismus der launischen Schönheit? Gegen solche Gewalt Barrikaden errichten zu wollen, wird Niemand einfallen. Emma konnte also, dünkelvoll und leichtsinnig, tausend Sklaven straflos an ihren Wagen fesseln; aber sie that es nicht. Emma war und blieb verständig, aber keineswegs gefühllos; es wäre dieß ein Fehler gewesen, und Emma hatte keinen. Sie war in der That ein höchst seltenes Geschöpf, fast ein weibliches Wunder."

„Bist Du sicher, Asmodi, daß dieß Wesen unserm Jahrhundert angehörte?" — „Dort, Meister, seht Ihr ja ihren Geliebten." — „Den Jüngling, der sich das Leben nehmen will?" — „Der Zeiger rückt vor, Meister, unterbrecht mich nicht. — Ich sagte Euch, Emma's Herz sey so gefühlvoll gewesen, als ihre Reize vollkommen; damit sagte ich Euch, daß sie lieben mußte. Eines Tags also, es war zum ersten Mal, stürmte plötzlich ihr Herz, ihre schwellenden Lippen drängten einen ihrem Busen entsteigenden Seufzer zurück, ihr so fröhliches, leuchtendes Auge senkte sich schüchtern und verwirrt. Mitten in einem Konzerte, im lauten Getümmel, im Lichtmeer der glänzendsten Beleuchtung, trat ein neuer Freund ihres Vaters ein; die Blicke aller Damen, Emma's ausgenommen, flogen ihm entgegen. Emma sang, Alles gebot Stille. Arme Emma! sie verlor den Takt und fast die Stimme, erröthete, erbebte; sie hätte weinen mögen, denn sie ahnete, daß sie an diesem Abend ihr Herz verloren, und nie war sie reizender gewesen; endlich hatte der Liebesgott ihr Herz getroffen, und Eugens Blick war sein Pfeil." — „Lieber Asmodi, Dein Pfeil rauscht mir zu laut; das ist in unsern Zeiten eine gar zu klassische Metapher." — „Ich bin ein alter Teufel, Meister, laßt mich in meiner Weise erzählen; 's ist eine alte Angewohnheit, noch von der Schule her. — Unter den vielen Rivalen, welche um Emma's Herz warben, war dessen Niemand würdiger, als gerade Eugen, und dießmal hatten zufällig, vielleicht auch absichtlich, jedoch gegen das Herkommen, Liebe und Vernunft sich verbunden. Beide waren von der Natur gleich verschwenderisch ausgestattet; gleiche Bildung, harmonirende Neigungen und Charaktere, gleicher Rang und gleiches Vermögen: die Uebereinstimmung war in jeder Hinsicht vollkommen zu nennen, und selbst lästernde Eifersucht und verläumderder Neid mußten bekennen, daß Emma nur Eugen verdiene, Eugen nur Emma's würdig sey."

„Bald hatte Amor Hymen den Altar bereitet. Kein Hinderniß stand der Liebenden Glücke im Wege; freudig stimmten beide Familien in ihre Herzenswünsche ein; wonnetrunken sah Eugen seine Liebe erwiedert; seine Schwüre ewiger Treue fanden ein süßes Echo in der Brust der Angebeteten, rein und ätherisch, wie ihre Seele, innig, wie ihr Zauberblick, war ihre Liebe. „Eugen," lispelte sie in jener feierlichen Stunde, wo Beider Herzen sich erschlossen, „wären Sie nur liebenswerth, dennoch würde ich Sie allen Ihren Nebenbuhlern vorziehen; aber Sie sind auch edel, hochherzig, stolz und brav; man achtet, man bewundert Sie. Wie stolz werde ich auf Ihren Besitz seyn, wie eitel auf Ihren Namen, mein Eugen! Geliebter, wie werde ich in Ihrem Glanze strahlen!" Zu Emma's Füßen, unter Freudethränen, flüsterte Eugen im Rausche des höchsten Entzückens: „Also mich nur, Emma, mich wirst Du ewig lieben? Ewig werde ich Deiner würdig bleiben!" Alle Anstalten zur Vermählung wurden getroffen, der glänzendste Brautschmuck war bereits bestellt. — „Asmodi, der Zeiger rückt schnell und Deine Erzählung nur langsam voran; Du bist erst beim Liebesglücke des holden Paars; der Katastrophe nach zu urtheilen, hast Du noch einen weiten Weg." — „Ich zähle die Minuten, Meister; seht, der junge Mann rührt sich noch nicht."

„Eines Tags, es war im November —" — „Im lezten?" — „Vielleicht. Man saß bei Emma's Vater an der Tafel; nach einem köstlichen Diner verweilte man, indeß, um nach der Oper zu fahren, der Wagen angespannt wurde, beim Desert, und die Unterhaltung drehte sich ziemlich lebhaft um die Tagesanekdote, ein Duell. Ganz Paris kannte die im Grunde lächerliche und doch so traurige Geschichte: ein junger Geck, der etwas zu viel getrunken, ein unartiges Wort gegen einen

Digitized by Google

Mann von Ehre gesprochen — dieß war so ziemlich Alles. Es handelte sich von einem Platz im Schauspielhause, und noch dazu von einem Irrthum; der junge Geck, impertinent, händelsüchtig, sah im Champagnerdunste falsch; die Beleidigung war öffentlich gewesen, die Genugthuung mußte es gleichfalls seyn, und der Ehrenmann fiel, von der Klinge des erbärmlichen Wichtes durchbohrt. Allenthalben besprach man den Vorfall, beklagte, tadelte den Gebliebenen, daß er ein ehrenvolles Leben an das eines obscuren Laffen gesetzt habe. Anderseits pries man ihn, daß er dem Point d'Honneur männlich Genüge geleistet, und vom einzelnen Vorfall kam man auf das Prinzip. Das Duell ward lebhaft angegriffen, vertheidigt, bitter getadelt, gerechtfertigt, nach gleich gewichtigen, unerschütterlichen Grundsätzen der Religion, des Vorurtheils, der Philosophie, des Point d'Honneur in die Wette gutgeheißen und verdammt. Eugen vertheidigte mit jugendlicher Leidenschaftlichkeit den Zweikampf in fast allen Fällen. Emma's Vater dagegen, ernst, streng und in seinen Grundsätzen unerschütterlich, erklärte das Duell durchaus für ein Verbrechen. Emma, sanft, gefühlvoll, und wie jedes liebende Mädchen an des Geliebten Seite, schon bei dem Gedanken an Blut und Mord schaudernd, pflichtete dem Vater bei, lohnte jedoch ihren Jüngling für seine glühende Beredtsamkeit mit den zärtlichsten Blicken. Der Streit ward äußerst lebhaft und pikant, ein getreues Bild unserer Gefühle, Ansichten, Sitten, in Beziehung auf diesen kitzlichen Punkt. „Nein, nein!“ rief Emma, nachdem die gewichtigsten Argumente von beiden Seiten erschöpft waren; „der achtungswerthe Mann, der Familienvater, der Bürger, dessen Leben dem Staate angehört, darf nimmermehr dem ersten besten Thoren, der die ihm gebührende Achtung verletzt, das blutige, schauderhafte Recht zugestehen, Beleidigung durch Mord zu rechtfertigen.“ — „Eben so wenig aber,“ fiel Eugen ein, „erlaubt das Point d'Honneur, daß man sich Trotz bieten lasse, einen Schimpf stillschweigend hinnehme, das Brandmal der Beschimpfung geduldig trage.“ — „Point d'Honneur, junger Mann?“ fragte Emma's Vater; „worin setzen Sie es, wenn ich fragen darf? In ein Duell? Dieß werden Sie gewiß nicht behaupten; Sie würden um Ihrer selbst willen darüber erröthen. Dank dem Himmel und den Fortschritten unserer Kultur, hat die spät zwar, aber doch endlich siegende Vernunft den kläglichen Ueberrest eines barbarischen Gebrauches vernichtet, der, als statt Gesetz und Gerechtigkeit nur rohe Gewalt herrschte, in der Unwissenheit und Barbarei des Mittelalters bei unsern Vätern sich festgesetzt hatte. Damals war euer Duell ein Gottesurtheil, das göttliche Recht, in dessen Gefolge ja stets die Gewalt auftrat. Jenes herrliche Vorrecht des Räubers, jene Gerechtigkeit Gottes fand der tüchtigsten Klinge zu, der kräftigsten Faust, dem geübtesten Raufer, mochte er sonst ein Verräther, mochte er meineidig, treubrüchig, ein mit Verbrechen und Blut belasteter Schurke seyn. Dem Stärksten, dem Gewandtesten verblieb das, was ihr Ehre nennt. Die Römer, die sich denn doch auf Ruhm und Muth verstanden, kannten diese Art von Kämpfen nicht. In unsern Tagen verachtet der besonnene, logische Engländer meistens das Duell, und zwar keineswegs aus Feigheit; der Russe dagegen, der Sklave unter der Knute, vergöttert es. Auch bei uns, Eugen, auch bei uns verbannen in dem Maaße, wie uns die Vaterlandsliebe über die wahren Begriffe von Ehre aufklärt, unsere geläuterten, verjüngten, kräftiger wieder auflebenden Sitten das Duell, das bereits Vielen ein Gegenstand der Verachtung geworden ist. Auf dem Grèveplatze, vor den Bajonnetten des Despotismus, beim Trommelwirbel, unter der Nationalfahne — dort nur erkämpft man den Ehrennamen eines Braven; auf dem Duellplatze aber, Eugen, läßt man das Leben, ohne Ehre zu finden.“ — „Und stellt man sich dort nicht ein — Verachtung, Schande! Ein Feiger zu heißen — wer, wer vermag solche Schmach zu ertragen? Wen, Emma, hältst Du solcher Niederträchtigkeit fähig?“

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Uniform des türkischen Heers.

Die Heere der europäischen Potentaten bilden in ihrer äußern Ausstattung nach Grade: und Korps eine Flora ganz eigener Art. Es gibt bekanntlich in diesem Fache große Blumisten, und der Großtürke hat sich wirklich um die Systematiker dieser Art ein großes Verdienst erworben, indem von ihm die schon so reichhaltige Flora mit einer gleichfalls phänogamischen, ganz neuen natürlichen Familie bereichert worden ist, mit der Familie der asiatisch-europäischen Miliz, deren in die Augen fallendstes charakteristisches Merkmal der Halbmond an der Stelle der Epaulette ist. Wir theilen zum Nutzen und Frommen der zahlreichen Kenner und Liebhaber die generischen und specifischen Charaktere dieser Familie so weit mit, als nöthig ist, um den ganzen Habitus zu construiren.

Im Allgemeinen ist der Schnitt bei allen Korps derselbe. Die Uniform der Generale und Offiziere überhaupt ist roth, mit Gold gestickt; je nach dem Grade ist die Stickerei reicher oder einfacher. Die Unterscheidungszeichen sind folgende: Der Generallieutenant trägt zwei mit Diamanten besetzte Halbmonde, in deren Mitte sich drei Sterne, gleichfalls aus Diamanten befinden; der Brigadegeneral trägt dieselben Halbmonde, aber nur mit zwei Sternen; der Obrist dieselben mit Einem diamante-

Digitized by Google

nen Stern; der Obristlieutenant einfache goldene Halbmonde; blos der Stern ist von Diamanten; der Schwadronschef zwei Halbmonde mit goldenen Sternen, der Kapitän dieselben mit silbernen Sternen; die Lieutenants und Unterlieutenants blos silberne Monde. Diese Abzeichen werden auf jeder Seite der Brust getragen.

Die Chirurgen tragen ein hellblaues Kleid, einen niedrigen Kragen und karmoisinrothe Aufschläge; die Feldapotheker bescheidene aschfarbige Röcke. Die Schüler des Generalstabs tragen die Uniform von Infanterieoffizieren ohne Halbmonde und mit etwas anderer Stickerei. Die Zöglinge der Reitereischule tragen gleichfalls die scharlachrothe Offiziersuniform.

Die Kleidung des Fußvolks ist in Absicht auf Schnitt ganz gleichförmig, die Farbe des Rocks aber ist nach den Regimentern verschieden, und zwar sieht man dunkelblaue, hellblaue, rothe und kastanienbraune. Die Kopfbedeckung besteht aus dem Tarbuche, oder der griechischen Mütze, und dem Tequi, einer fest anliegenden Kappe, die darunter getragen wird und von der ringsherum ein Stück vorsieht. Die Schuhe sind von rothem Marrokin, der Gürtel ist weiß. Die Artillerie und das Geniekorps tragen rothe Uniform mit ledernem Gürtel; das Uebrige ist wie beim Fußvolk.

Das Gardeinfanterieregiment trägt kastanienbraune Uniform mit mehr Seidestickerei, als die Linie hat. Die Musikbande hat bei allen Korps blaue Röcke, scharlachrothen Kragen und Borten von derselben Farbe, mit Stickerei von gelber Seide; bei der Garde ist die Stickerei von Gold. Pfeifer, Trommler und Trompeter sind bis jezt gekleidet wie die übrige Truppe.

Die Reiterei trägt einen Dolman mit bunten Borten, fünf Reihen weißer Knöpfe, rothe Aufschläge, Mameluckenbeinkleider von derselben Farbe, wie der Dolman, rothen Gürtel. Die Kopfbedeckung ist, wie bei dem Fußvolk, der Tarbuche und der Tequi. Die Stiefeln sind von schwarzem Leder, die Sporen von schwarzgefärbtem Eisen nach französischer Ordonnanz. Die vier Reitereibrigaden tragen grüne, kastanienbraune, dunkelblaue und hellblaue Uniform, die Garde Scharlach.

Für sämmtliche Truppengattungen gibt es eine kleine Uniform von weißer Leinwand mit Verzierungen von blauen Borten.

Die Armatur des gesammten Fußvolks besteht aus der Muskete sammt Bajonet, Säbel, Patrontasche von gefirnißtem Leder, weißem Lederwerk. Die Artillerie trägt auch die Muskete, aber statt des Säbels das Faschinenmesser nach französischem Muster. Die Armatur der Reiterei besteht in Karabiner, Patrontasche, Karabinerriemen. Säbel nach französischer Ordonnanz, weißem Riemenwerk.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Beschluß.)

Verhältniß der Neuerungen zum Nationalwohlstand.

Früher hatten die Kanalunternehmer — die zwei Kanäle zwischen Liverpool und Manchester sind, der eine 1733, der andere 1760 eröffnet worden — ganz auf dieselbe Weise mit dem Widerstand der Individuen zu kämpfen, deren Interesse die Eröffnung der Kanäle beeinträchtigte. Aber die Unternehmer gewannen damals den Prozeß, und aus demselben Grunde müßten ihre Nachfolger denselben jezt verlieren, wenn sie gegen ein verbessertes Transportmittel, d. h. gegen die Eisenbahn, welche so trefflich gelungen ist, machiniren wollten.

Was die Kommunikationen erleichtert, was dieselben wohlfeiler macht, leistet dem Gewerbsfleiße Vorschub und vermehrt den Nationalreichthum. Eine neue Straße, ein neues Transportmittel läßt sich mit einer neuerfundenen Maschine vergleichen. Beidemal erhält der Konsument, für den man doch am Ende arbeitet, gewisse Industrieprodukte wohlfeiler. Er kann sich also mit weniger Ausgaben dieselben Vortheile verschaffen, und das Geld, das er dabei erspart, kann er zu Anschaffung von Gegenständen verwenden, die er früher entbehren mußte. Der Nachfrage, die auf diese Weise entsteht, kann aber nur wieder durch Arbeit Genüge geleistet werden, und alsbald wenden sich Arbeiter und Kapitalien diesem Geschäftszweige zu. Und so kann man in Wahrheit behaupten, jede Ersparniß an den Produktionskosten müsse früh oder spät zum Vortheil des nüzlichsten und wichtigsten Theils der Gesellschaft ausschlagen, der von seiner Hände Arbeit lebt, und Neuerungen und Verbesserungen in der Industrie laufen seinen Interessen nur scheinbar zuwider. Allerdings läßt sich nicht läugnen, daß solche Veränderungen in den bisherigen Methoden gelegentlich manchen Arbeitern Schaden bringen, weil sie dadurch genöthigt werden, ihr bisheriges Gewerbe ganz oder theilweise aufzugeben, ja daß dadurch Einzelne wirklich in Noth versezt werden. Man muß auch anerkennen, daß keine Quelle der Noth größere Ansprüche an die öffentliche Theilnahme hat, als eben die, welche daraus entspringt, daß die Industrie unerwartet eine andere Richtung nimmt. Aber wie schon bemerkt, vermindern dergleichen Verbesserungen das jährliche Einkommen im Ganzen nicht nur nicht, sondern steigern es und vermehren damit die Fonds, welche auf Arbeit und somit auf den Unterhalt der Arbeiter verwendet werden. In kultivirten Ländern wird das Interesse der unendlichen Mehrzahl immer die Fesseln zerbrechen, welche Privatvortheil oder falsche Begriffe von Humanität der sich rastlos entwickelnden Industrie anlegen möchten. Schon durch die Einführung des Pflugs war diese Frage auf ewig entschieden. Schon in den ältesten Zeiten, da man Zug- und Lastthiere für den Menschen arbeiten ließ, befand man sich auf der Bahn der Verbesserungen; wir verfolgen dieselbe ganz einfach, indem wir statt der Straßen Kanäle bauen, und an die Stelle der leztern Eisenbahnen und Dampfwagen sezen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 44.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienſtag, 21. Februar 1832.

— Ob meine Seel' im Zaubertanz
Auf Feenfeldern ſchwebte, trauerte
Durch dunkle, pfadeloſe Haine hin,
Ob irrend gleich, doch nimmer raſtend, ſpricht
Ihr Flug im Traume, daß ſie edel ſey,
Aetheriſch, wirkend, ſchwungvoll, unbeſchränkt.

Herder.

Die Nachtwandlerin.

Dichtumſchlungne, ſchwarze Schatten
Sich mit grauen Nebeln gatten,
Und das falbe Mondenlicht
Zitternd durch den Eichwald bricht;
Mich ruft Mitternacht,
Fledermaus und Eule wacht,
Ich muß wandeln . . . Stille! ſtille!

Ach! ihr kennt ſie nicht, die Geiſter!
Kennet nicht den hohen Meiſter,
Dem wir alle unterthan!
Er bezeichnet meine Bahn:
Wenn euch Schlummer deckt,
Mich ein trübes Leben weckt,
Raſtlos treibend . . . Stille! ſtille!

Ihr kennt Glauben, Lieben, Hoffen,
Doch das Schauen iſt mir offen,
Und die Welt ſich mir enthüllt,
Reich mit Wundern angefüllt!
In der Berge Schlund,
In der Meere tiefen Grund
Schau ich ſinnend . . . Stille! ſtille!

Meine Nähe iſt die Ferne,
Meine Lichter ſind die Sterne,
Meine Blindheit iſt mein Hort,
Und mich zieht's von Ort zu Ort:
An der Tiefe Rand
Leitet mich der Geiſter Hand,
Ernſt und ſchaurig . . . Stille! ſtille!

In der Träume bunt Getriebe
Seh' ich Haß und ſüße Liebe,
Heitre Wahrheit, düſtern Wahn;
Innrer Sinn iſt aufgethan:
Menſch, wie groß! wie klein!
Schuldbeladen! kindlich rein! . . .
Schlummert Alle! . . . Stille! ſtille!

Sey mit euch der Seele Frieden!
Mir iſt Ruhe nicht beſchieden
Unter'm häuslichtrauten Dach;
Ueber Fels und Flur und Bach,
Muß ich Mägdlein ziehn,
Leicht umhüllet; um mich hin
Brauſen Stürme . . . Stille! ſtille!

Vieles hab' ich ſchon gefunden,
Nur den Einen, mir entſchwunden,
Den Geliebten ſuch' ich auf,
Er beflügelt meinen Lauf;
Fern deckt ihn das Grab;
Raſcher, raſcher! Wanderſtab! . . .
Horch! Es rauſchet! . . . Stille! ſtille!

Die Cypreſſe weht am Hügel . . .
Hebſt dich, meines Geiſtes Flügel?
Heil'ge Engel! Welch ein Glanz!
Des Geliebten Todtenkranz! —
Ewig! ewig dein! . . .
Senkt auch mich in's Hüttchen ein! . . .
Brichſt nun Herz, biſt ſtille! ſtille!

E. Stöber.

Das Duell.

(Fortſetzung.)

„Die Schande, ſagte Emma, trifft nur den Beleidiger. Ein Duell? Entſetzlich, abſcheulich! Um eines Wortes, eines Blicks, oft um eines Nichts willen, ſich morden! In der Aufwallung eines Augenblicks Liebe und Gegenliebe vergeſſen! Einem falſchen Begriff von Ehre, ſeiner Eigenliebe — nichts weiter, die ganze Zukunft einer Familie, das Herz einer Mutter, das Leben — ja, Eugen, das Leben einer Gattin opfern! Ja, Eugen, der Vater hat Recht; der Duellant iſt ein Egoiſt, ein herzloſer Undankbarer, ein Ungeheuer. Unterliegt er, begleitet nur Schande ihn ins Grab; ſiegt er, wie wird er dann in der Welt angeſehen? Pfui! ein Duellant! allenthalben ſieht er ſich gemieden; bedenke doch, Eugen, der Duellant iſt mit Blut befleckt, Alles flieht ihn, alle Salons ſind ihm verſchloſſen, er iſt verloren!“ — „Verloren! Hat aber dieſer Unglückliche, und wäre er vom nichtswürdigſten aller Menſchen beſchimpft worden, ſich geweigert, ſich mit dieſem Nichtswürdigen zu ſchlagen, was ſagt dann die öffentliche Meinung von ihm? wie urtheilen die Salons? Lieſt er nicht höhniſches Lob in jedem Lächeln? drückt ihm noch ein Freund die Hand? wagt er es noch, ſich einem Weibe mit Liebe zu nähern? Sprich, Emma, entſcheide!“

„Was ſollte Emma antworten? Ihr Herz pochte ungeſtüm, ihre Wangen überzog Purpurgluth, und ihr Blick . . . Ein Diener meldete, der Wagen ſey bereit. Man ſtand auf.“ — „Schade, Asmodi, ſehr gerne hätte ich gewußt . . .“ — „Unterbrecht mich nicht, Meiſter; eben ſeufzte der junge Menſch aus tiefſter Bruſt, und der Zeiger iſt Dreiviertel ſchon vorüber.“

„Man ſtand auf. Aus den Zügen des Vaters ſprach noch etwas von dem Ernſte, mit dem er das unſelige Vorurtheil aus dem Felde geſchlagen zu haben meinte. In Eugens Weſen lag etwas Zwang und Verdruß; er hatte es nicht über ſich gewinnen können, den Anſichten des alten Mannes aus Achtung ſcheinbar beizupflichten; ja er hätte ſeine holde, theure Emma ſchelten mögen. War's möglich, daß zum erſten Male ihre Gefühle, ihre Herzen nicht harmonirten? Etwas verſtimmt, halb ſchmollend, bot er ihr die Hand; Emma dagegen lächelte freudeſtrahlend; Stolz, Zärtlichkeit, liebenswürdige Schelmerei blickten zugleich aus ihren Augen; ihr Blick war himmliſch, und kaum berührten ihre niedlichen Finger des Geliebten Hand, ſo drückte ſie ſie zärtlich. Was wollte ſie ihm ſagen? Mußte er ſie nicht verſtehen?“

„Man ſtieg ein, fuhr ab. Noch umſchwebte ſüßes Lächeln Emma's Lippen, noch lag ihre Hand in der des Geliebten, als der Kutſchenſchlag geöffnet ward. Die neue Oper beſaß das glänzendſte aller Verdienſte: ſie war in der Mode, ſie machte Furore, ganz Paris ſtrömte hin, am Eingange ſich halbtodt drücken zu laſſen, die halbe Nacht dort zuzubringen; das Gedränge war ungeheuer. Unſere Leute hatten zwar ihre Loge und konnten abwarten, bis ſich die Menge etwas verlaufen haben würde; aber eben ſollte bereits die Ouvertüre beginnen; Emma war ungeduldig, wie man in ihrem Alter iſt, auch ſieht man ja nicht gerne andere an ſich vorüber dem Genuſſe zueilen. Unſer Paar wagte ſich daher ins Gedränge, wo eine reizende junge Dame nie an ihrer Stelle iſt. Eugen ſchützte die Geliebte; ſchon hatte ſie die Menſchenwoge bis zum Fuße der Treppe mit ſich fortgeriſſen, und noch war der glänzenden Toilette der ſchönen Braut nicht das mindeſte Ungemach begegnet. Plötzlich aber entfuhr Emma, die ihres Führers Arm feſt gefaßt hielt, ein Schrei; ſie drängte ſich erſchrocken an Eugen und ließ zwei junge Leute an ſich vorüber. Dieſe lachten laut, brachen ſich rechts und links mit Ungeſtüm Bahn und hatten einander mit Karrikatur am Arme. Ihr ungeſtümer Ton, ihre lächerliche Modetracht, ihre Schnurbärte und kecken Reden ließen in ihnen ein Paar jener jungen, ungeſchliffenen Gecken erkennen, die in gewiſſen berüchtigten Salons die Faſhionables ſpielen. Tiefes Roth überflog Eugens Stirne. „Was iſt Ihnen, Emma?“ fragte er, zitternd vor Zorn; bereits hatte übrigens ſein Blick das Signalement der beiden Gecken aufgefaßt; ſein ganzes Weſen war im Aufruhr. Schwer fiel nun Emma ihre Unbeſonnenheit auf das Herz, und ſie flüſterte leiſe: „Nichts, gar nichts, beſter Eugen; zufällig trat mir Jemand, den ich nicht ſah, auf den Fuß.“ — „Einer der beiden Menſchen dort?“ — „Nein, nein, gewiß nicht!“ — „Und kein entſchuldigendes Wort, und die Unverſchämtheit, ſich ſo vorzudrängen!“ — „Eugen, ich beſchwöre Dich, kein Aufſehen!“

Vielleicht wäre die ganze Sache dabei geblieben. Eugen bemühte ſich, ſeines Zorns Meiſter zu werden; Emma hielt ihn todtbleich zurück, und ihr Blick ſuchte den im Gedränge etwas zurückgebliebenen Vater. Jetzt aber trieb einer der jungen Leute die Ungezogenheit aufs Höchſte: er kehrte ſich lachend um und ſprach, Emma anſehend, mit einem Blicke, wie er gewiſſe, ſolcher Huldigungen würdige Geſchöpfe zu muſtern pflegte, zu ſeinem Kameraden: „Wirklich, ſie iſt ſehr niedlich! göttliche Augen, Freund! und doch parire ich, Adele iſt noch hübſcher!“

Digitized by Google

„Dieſe unverſchämten Worte wurden ſo laut geſprochen, daß Alles ſie vernahm und wohl dreißig Perſonen ſich umkehrten. Emma's todtbleiche Wangen überzog Flammengluth, Alles ſchwand vor ihrem Blicke. Als es vor ihrem Auge wieder tagte, fand ſie ſich am Arme ihres Vaters; Eugen, die beiden jungen Leute waren verſchwunden."

„Asmodi, Du ſiehſt mich auf der Folter; nur noch ſieben Minuten, und die Oper dauert über drei Stunden." — „Wir müſſen ihr ja nicht beiwohnen, Meiſter."

(Die Fortſetzung folgt.)

Ueber die menſchlichen Gebeine in den Knochenhöhlen des ſüdlichen Frankreichs.

Bekanntlich nehmen die Naturforſcher mit Cuvier, dem Vater der foſſilen Zoologie, faſt einſtimmig an, daß das Menſchengeſchlecht bis jezt noch keine zweite Auflage erlebt hat, wie die meiſten Geſchlechter der Säugethiere, das heißt, daß es keine Menſchen gegeben hat, bevor die Oberfläche der Erde nach mannigfaltigen Revolutionen im Ganzen die Geſtalt angenommen, welche ſie noch jezt zeigt. Es ſtüzt ſich dieſe Behauptung auf den Satz, daß man bis jezt noch nirgends auf der Erde einen Menſchenknochen in Gebirgsſchichten gefunden hat, welche entſchieden in einer frühern Periode der Erde gebildet worden ſind. Wo früher ein Fund von foſſilen Menſchenknochen angekündigt wurde, ließ ſich die Verwechslung mit Thierknochen bald darthun. Indeſſen fehlte es nicht an Fällen, wo Menſchenknochen in einem Zuſtand und unter Umſtänden gefunden wurden, welche allerdings geeignet waren, auch geübte Forſcher ſtuzig zu machen. Hieher gehören namentlich die Menſchenſkelette und Trümmer von Produkten der Menſchenhand, welche man in verſchiedenen Höhlen des ſüdlichen Frankreichs neben entſchieden foſſilen Thierknochen gefunden hat. Bereits iſt geologiſch erwieſen, daß dieſe Menſchenknochen keineswegs foſſile ſind; eine am 6ten Februar in der Pariſer Akademie der Wiſſenſchaften vorgeleſene Abhandlung ſezt es ſich aber zur Aufgabe, jenes auf jeden Fall merkwürdige Amalgam zwiſchen Thier- und Menſchenknochen hiſtoriſch zu erklären.

Nach Desnoyers, dem Verfaſſer, ſind die verſchiedenen, die foſſilen Knochen enthaltenden Kies- und Lehmbänke von den Waſſerſtrömen, welche ſich in die Höhlen ergoſſen hatten, in ſehr gebogenen Schichten und keineswegs zu gleicher Zeit abgeſezt worden; die Vertiefungen, welche die Oberfläche dieſer Schichten bildet, wurden ſodann in der jetzigen Erdperiode durch Niederſchläge ausgefüllt, oder durch Körper, welche zufällig in den Höhlen liegen blieben. Als dann ſpäter der Boden der Höhlen von neuen Waſſerfluthen aufgeriſſen wurde, brachten dieſe nothwendig Körper zu Tage, welche ganz verſchiedenen Perioden angehörten, die aber deſto leichter verwechſelt und einer und derſelben Periode zugeſchrieben werden konnten, da häufig Stalaktiten Alles zuſammen, die Bären- und Hyänenknochen der tiefern Bänke mit den Menſchenknochen und Topfſcherben der obern Schichten, in Eine kompakte Maſſe vereinigt haben.

Vorausgeſezt nun, die Menſchenknochen, von denen es ſich handelt, ſeyen mit den Bärenknochen nicht aus Einer Zeit, muß man denn doch annehmen, jene menſchlichen Ueberreſte in den Höhlen ſchreiben ſich aus ſehr alter, ſogar aus vorhiſtoriſcher Zeit her? Keineswegs; denn zur Zeit der römiſchen Eroberung herrſchte noch die Sitte bei den Völkern von celtiſchem Stamme, ihr Getreide in Erdlöchern aufzubewahren, zur Zeit der Gefahr ſich dahin zu flüchten, ja ſich gewöhnlich darin aufzuhalten, wie Tacitus von den Germanen erzählt. Ein Schriftſteller vom Ende des erſten Jahrhunderts der chriſtlichen Zeitrechnung, Florus, ſpricht noch beſtimmter davon; er ſagt ausdrücklich: als Cäſar in Gallien Krieg geführt, haben ſich die Moriner in die Wälder geflüchtet und Cäſar dieſelben angezündet; die liſtigen Aquitanier haben ſich in Höhlen verkrochen und der Feldherr habe dieſe darauf verſtopfen laſſen. Nun begriff man aber ſeit Auguſts Zeit, alſo faſt anderthalbhundert Jahre vor Florus, unter der Benennung Aquitanien, welche urſprünglich nur von dem Lande zwiſchen Garonne und Pyrenäen gegolten hatte, einen bei weitem größern Strich von Gallien, und namentlich das Land, wo die meiſten Höhlen mit Menſchenknochen vorkommen (Perigord, Sarladais, Guyenne). In den übrigen Provinzen und namentlich in Ober- und Niederlanguedoc, wo die Höhlen liegen, von denen am meiſten die Rede geweſen iſt, wohnten Völker von belgiſchem Stamme, welche aus ihrem nördlichen Vaterland gleiche Gebräuche mitgebracht hatten, Gebräuche, welche die römiſche Eroberung wohl nicht ſo ſchnell verwiſcht hat.

Führt man zu Gunſten der Anſicht, welche jenen Knochen ein hohes Alterthum zuſchreibt, die Plumpheit der Kunſtprodukte an, welche man bei denſelben findet, ſo läßt ſich leicht darthun, daß die Scherben von ſchwarzem, ſchlecht gebranntem Töpfergeſchirr, die Aexte aus Kieſelſtein, die Nadeln und Gabeln, die Kämme von Thierknochen, die durchbohrten Muſcheln, welche als Zierrath oder zu Amuletten gedient haben mögen, daß alle dieſe Gegenſtände, welche neben menſchlichen Gebeinen in jenen mit den Ueberreſten untergegangener Thiergeſchlechter gefüllten Höhlen gefunden werden, vollkommen mit denjenigen übereinſtimmen, welche man aus den Tumuli und Oppida, den Grabhügeln und Wohnplätzen der Ureinwohner von Gallien, Großbritannien

und Germanien aufgräbt und welche aus der Zeit der Eroberung herrühren oder doch nicht viel älter sind.

Ja sogar, wenn sich, was nicht selten vorkommt, unter den menschlichen Gebeinen in den Höhlen Muscheln finden, welche noch jezt an benachbarten Küsten vorkommen, und Knochen von jezt noch im Lande lebenden Thierarten, so erklärt sich dies vollkommen aus dem Gebrauche jener Völkerschaften, mit ihren Todten Waffen, Schmuck, ja Nahrungsmittel zu begraben. So findet man ganz gewöhnlich in den gallischen, germanischen und britannischen Grabhügeln Seemuscheln und Knochen von wilden und von Hausthieren, besonders vom Pferd, Hirsch, Schwein, und man hat mehrere Beispiele, daß in den Höhlen, welche zur Wohnung dienten, auch Leichen begraben wurden. Diese Gebräuche haben sich auch nach der römischen Eroberung neben einander erhalten, und in einer dieser Höhlen bei Anduze hat man eine kleine Figur, eine Lampe und Armbänder von Bronze gefunden, welche Gegenstände im ausgearteten römischen Geschmack gearbeitet sind.

Desnoyers glaubt, wenn man unter diesem neuen Gesichtspunkt die zahlreichen Höhlen in Perigord und Languedoc, bei Bèze, Sommières u. s. w., im Lande olusoaux genannt, untersuchte, würde man immer und überall die Bestätigung von Florus Worten finden und sich überzeugen, daß in Frankreich wenigstens die Reste von Menschen und von antediluvianischen Säugethieren, obgleich vom Zufall vermengt, ganz verschiedenen Zeiten angehören.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Februar.

Politische Conversionen. Interessante Höhenpunkte im Tockenburgischen.

Verwundert, aber auch erfreut war ich über Ihre Aufforderung, Ihnen aus dem Vaterlande der Telle, wo sich gerade jezt wieder eine große Anzahl von falschen Tellen und Tellen-Masken herumtummelt, einige Nachrichten mitzutheilen. Sind denn Ihre frühern Korrespondenten, die Ihnen so fleißig Bericht erstatteten, alle schon mit Tode abgegangen oder verewigt, wie wir hier zu Lande, zwar nur von höchst ausgezeichneten Personen, am liebsten von solchen, die unsers Glaubens gewesen, zu sagen pflegen? Oder sollte gar der eine und andere derselben convertirt haben, politisch nämlich, und nunmehr Bedenken tragen, in dem Galakleide seiner neuen Grundsäze vor Ihnen zu erscheinen, sey es aus Schaam über seine frühern Irrthümer oder aus Besorgniß, es möchte der Strom der Ereignisse vielleicht auch seine neuen Ueberzeugungen wieder mit sich fortreißen und ihn selbst wieder zu seinem uranfänglichen Glauben zurückschwemmen? Von dergleichen Umwandlungen und Transfigurationen könnte ich Ihnen eine Menge höchst auffallender Beispiele vorlegen, wenn es anders frommte, könnte Ihnen von Männern erzählen, welche, so lange es in unsern kleinen Staaten große Herren gab, diesen den Hof machten, kaum aber, daß sie auf die Seite geschoben waren, sich mit Geschrei unter das Panier des Volkes begaben, des edeln und großmüthigen, wie sie es nannten, um unter diesem ihr politisches Heil zu versuchen, oder auch von solchen, die noch vor wenigen Jahren, von der Höhe unserer Gebirge herab, in grellenden Tönen den servilen Nachbarn von der Freiheit des Nachwuchses der Grütlihelden posaunten, jezt aber auf einmal im Panzerhemde der verwegensten Stockaristokratie hervortreten, das Bein gelüpft und die Keule in der Hand: das Bein, um es ihren vormaligen ultraliberalen Kollegen zu unterschlagen, die Keule zum Auseinanderjagen der gesammten Demokratenbrut. Doch wozu dies? Und aus meiner Rolle mag ich ohnehin nicht fallen. Es erscheint nämlich der Referent vor Ihnen blos als einfacher, historischer Berichterstatter, gleichsam als ein nomenclator literarius, und übrigens als ein Mann, der durchaus keinen politischen Charakter an sich trägt. Mit solcher Charakterlosigkeit kommt man in unsern Tagen am besten zurecht. Man darf damit jedem freien Schweizerbürger, von welcher Farbe er seyn mag, dem Whigh und dem Tory, dem Anarchisten und dem Freunde gesezlicher Ordnung, dem Volksführer und Verführer, dem Dorfdespoten wie dem Stadtregenten, und dem Beförderer zeitgemäßer Verbesserungen nicht weniger als dem ungestümen Widersacher alles Bestehenden, mit gleicher Freundlichkeit ins Auge blicken und beiden mit derselben Innigkeit die Hand drücken. In dieser Qualität nun möchte ich Ihnen diesmal eine kurze, mit einigen Nutzanwendungen auf die gegenwärtige Zeit begleitete Uebersicht desjenigen mittheilen, womit auf das Neujahr 1832 in mehrern unserer Bundesstaaten ohne Bund die Gelehrten und Schriftsteller, mitunter auch etwa einer, der keines von beiden ist, die Jugend ihrer Kantone nach alter, zum Theil uralter Sitte erfreut und beschenkt haben.

Der wissenschaftliche Verein zu St. Gallen legt in einer umfassenden Wanderung durch die Gebirge und Thäler von Niedern und Ober-Tockenburg der Jugend, zunächst der St. Gallischen, viel Merkwürdiges, Anziehendes und Erfreuliches aus Höhen und Tiefen, von Natur- und Menschenwerken vor, nicht ohne Andeutungen noch schönerer Dinge für die Zukunft. Von solchen Wegen und Bergen, wie diese sorgfältige Topographie sie schildert, erfährt freilich der Reisende, der sich im Schwerte oder Raben zu Zürich durch den Lohnbedienten oder Oberkellner seine weitere Reiseroute durch die Schweiz angeben läßt, sehr wenig, und in den Wegweisern durch die Schweiz findet sich davon ebenfalls wenig oder gar nichts. Zu diesen Bergen gehören neben vielen andern der 7123′ hohe Käserruck oder Aftrakäsern und der Speer oder Speerkamm. Jener, der östlichste unter den Sieben Kurfürsten, ist leicht und gefahrlos zu ersteigen; er bietet einen weichen Alpenteppich bis auf den Gipfel dar, und auf diesem eröffnet sich eine umfassende Fernsicht nach den Felsenkuppen, Schneewänden und Eisfeldern der Tyroler und Bündtner Gebirge, so wie nach den nähern Alpenketten von Sargans und Glarus und andern entferntern im Innern der Schweiz. In schauerlicher Tiefe dehnt sich zu des Wanderers Füßen der obere Theil des Wallenseés, das Städtchen Wallenstadt, und weiter hinaus in stiller Pracht, als wären es Beete aus Edens Gärten, ein Theil des Rheingeländes. Dieser, auf dessen Kuppe, in einer Höhe von 6625′, nur wenige Personen Raum, aber einen sichern Stand finden, wird besonders häufig von den Landleuten ringsum in der Vornacht des Jakobstages besucht, um die aufgehende Sonne zu begrüßen.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 45.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 22. Februar 1832.

. . . Es wäre denn, es gehen alle Dinge eine Art von Kreislauf durch, daß, wie in den Zeiten, so auch in den Sitten ein Wechsel ist.

Tacitus.
Annalen.

Bemerkungen über den Glauben an das ununterbrochene Vorwärtsschreiten der Weltkultur.

Das Ende des achtzehnten Jahrhunderts verdankt seine besondere historische Denkwürdigkeit vorzugsweise dem Eintritte der französischen Revolution. Ohne Zweifel zieht zunächst die politische Wichtigkeit dieses Ereignisses das Nachdenken des Beobachters auf sich. Die gänzliche Umwandlung eines so bedeutenden Staates, wie der französische ist, und die noch jezt ihrem ganzen Gehalte nach keineswegs zu berechnenden Einwirkungen des dort neu organisirten Staatslebens auf alle Nachbarländer, betrachtet kein geistig Mündiger, ohne von ihrer Eigenthümlichkeit durch und durch ergriffen zu werden.

Gleichwohl gibt es für die Beurtheilung der Wichtigkeit jenes Ereignisses noch einen andern, wenn auch nicht so in das Auge fallenden Standpunkt; denjenigen nämlich, von dem aus wir den Einfluß der französischen Revolution auf die Behandlung der Wissenschaften zu überschauen versuchen. Selbst ein einzelner Theil aus dem sich hier entfaltenden Gemälde dürfte der Charakterisirung nicht unwerth seyn.

Daß durch den wilden Sturm des sich entfesselnden Volksgeistes auch Künste und Wissenschaften in Frankreich eine neue Richtung erhielten, war wohl natürlich; überall wird ja ihr umfassender Einfluß auf das wirkliche Leben erst durch die Aneignung an die Sitten und Meinungen des Volkes vermittelt.

Es mußte aber diese neue Richtung der Ideen ihre Erfolge in sofern weit über die Gränzen Frankreichs hinaus geltend machen, als die wissenschaftliche Ausbildung Europas im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts vorzugsweise durch französische Schriftsteller befördert worden war. Das übrige Europa war bereits so sehr daran gewöhnt, den französischen Boden als das Heimathland der mancherlei neuen, ihm zugeflossenen Ideen anzuerkennen, daß mit dem ersten Ausbruche der Revolution auffallende Gedanken und Meinungen von den Nichtfranzosen oft blos deßhalb angestaunt und sogar angenommen wurden, weil sie aus Frankreich kamen.

Unter den politischen Schriftstellern Frankreichs hatte namentlich Mercier durch seine, auch in anderer Beziehung höchst merkwürdige Schrift: l'an deux mille quatre cent quarante (1772.) *) und vorher schon Rousseau durch

*) Während man Voltaires Schriften als den Haupthebel bei der Vorbereitung der Köpfe für die Ereignisse der französischen Revolution bezeichnet, nimmt man von der politischen Wirksamkeit der Merc ierschen Produkte gar keine Notiz. Gewiß thut man damit sehr Unrecht. In der That hat gerade Mercier durch die glühenden Farben, womit er das Glück eines gänzlich veränderten Zustandes ausmalte, die Phantasie seiner leicht beweglichen Landsleute vorzugsweise für den gewaltsamen Umsturz ihrer Verhältnisse gewonnen. Daß seine Absicht keine unedle, sondern eine höchst ehrenwerthe war, dafür bürgt sein literarischer sowohl als persönlicher Charakter hinreichend; allein die Wirkungen seiner lebendigen Gemälde konnten in dem damaligen Zeitpunkte nicht anders als sehr gefährlich seyn.

Digitized by Google

seinen contrat social (1762) eine Menge neuer Ansichten verbreitet, welche fast gleichzeitig mit Quesnays physiokratischen, ebenfalls sehr eigenthümlichen Ideen gerade in dem Augenblicke sich eine Bahn nach Deutschland hinüber brachen, wo hier Kant mit der ganzen Kraft seines Genies an dem Umsturze der bisherigen, mit der Politik sich ganz ruhig ausgleichenden Philosophie zu arbeiten begonnen hatte. Die Folgen dieses Zusammentreffens äußerten sich sehr bald darin, daß man, überzeugt von der Möglichkeit, die Verhältnisse des wirklichen Lebens nach den Grundsätzen der neuen Philosophie gestalten zu können, den Typus der leztern als die unentbehrliche Form für jede Wissenschaft und Kunst darzustellen und in Anwendung zu bringen versuchte.

Auch die Geschichte wurde nun als Wissenschaft nach jenem Maßstabe behandelt, und zwar mit desto größerem Eifer, je interessanter das Studium derselben für denkende Köpfe durch die unterdessen eingetretenen Ereignisse der französischen Revolution geworden war. So kam es, daß die von dem geistreichen, aber excentrischen Condorcet in seinem Werke sur les progrès de l'esprit humain (1793.) festgehaltenen Ideen über das Fortschreiten der Menschheit auch in Deutschland als Grundlage für die philosophische Charakteristik der Geschichte benuzt, und mit mancherlei Abänderung bei der Anordnung der Ereignisse zu Grunde gelegt wurden.

Mochte auch späterhin ein großer Theil der Historiker in der Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit einer Konstruktion des geschichtlichen Wissens von vorne herein jene Ansicht von sich weisen: immer sind doch, selbst bis auf die neueste Zeit herab, viele ehrenwerthe Männer dem Satze treu geblieben: die Menschheit sey, vermöge der immer steigenden Zunahme der Weltkultur in einem rastlosen Vorwärtsschreiten begriffen, einem Satze, an welchen vielleicht auch de Pradt dachte, als er sich sein bekanntes Motto wählte: „Le genre humain est en marche, et rien ne le retardera pas."

In sofern dürfte es auch vielleicht jezt noch zeitgemäß seyn, diesen Satz einer nähern Beleuchtung zu unterwerfen; zumal da der alles ausgleichende Einfluß der Zeit die Klippen für ein unpartheyisches Verfahren dabei schon größtentheils aus dem Wege geräumt hat. Dem Gemüthe und der Phantasie thun jene Versuche, die Geschichte nach den Grundsätzen der Philosophie von vorne herein zu konstruiren, gewiß sehr wohl; allein ihre idealische Natur scheint ganz gegen die Wahrscheinlichkeit ihrer Verwirklichung zu streiten. Ueberdieß werden wir auch dadurch nur zu leicht veranlaßt, die Thaten der Vorwelt als das Resultat der Barbarei zu betrachten. Es findet folglich keine andere Vergleichung der ältern Zeiten mit den neuern statt, als die, welche sich zwischen dem Geringern und dem Größern anstellen läßt. Hieraus entwickelt sich aber ein sehr wesentlicher Nachtheil, sofern alsdann alle die analogischen Schlüsse wegfallen, die man von den frühern Begebenheiten auf das machen kann, was in der Jetztwelt vorgeht. Denn eben durch die analogischen Schlüsse von den frühern Begebenheiten auf neuere wird die Philosophie der Geschichte begründet, die wahre und ächte historische Weisheit, ohne welche das Studium der Geschichte als Spielerei erscheint.

In der That, sobald wir der Geschichte diesen Stützpunkt entziehen, so hört sie auch auf, die wahre Schule der praktischen Lebensweisheit zu seyn, die sie nach dem Urtheile aller Verständigen seyn soll. Das Festhalten an der Idee von dem beständigen Vorwärtsschreiten der Weltkultur zwingt den Geschichtschreiber, die Begebenheiten einer allgemeinen Idee nachzumodeln, deren Natur der verschiedenartigsten Deutung ausgesezt ist. Dadurch muß der ernste, würdevolle Charakter der Geschichtschreibung gar sehr beeinträchtigt werden; und für alle jene heilsamen Wirkungen des historischen Studiums, die mit Rücksicht auf die eigenthümliche Würde der Geschichtschreibung von den edelsten Männern aller Zeiten als unausbleiblich geschildert worden sind, ist nicht die geringste Bürgschaft mehr vorhanden. Gewiß ein unersezlicher Verlust! Doch wir dürfen die Furcht vor demselben zur Zeit noch verbannen. Die Geschichte selbst, der wahre magische Spiegel, woraus der denkende Kopf weissagen kann für die Zukunft, beweist ganz deutlich den ewigen Zirkel der Dinge: Kultur und Barbarei folgten stets wechselsweise auf einander.

Man hat allerdings eingewendet, durch diesen Glauben an die Kreisbewegung der Weltkultur werde alle freiere Thätigkeit für die Erreichung eines höhern Zieles gehemmt und, zum großen Nachtheile für alle geistige Veredlung, die stumpfe Hingebung des Fatalismus begünstigt; allein es läßt sich mit gutem Grunde an der Wirklichkeit dieser vorgegebenen Erfolge zweifeln.

(Der Beschluß folgt.)

Das Duell.

(Fortsezung.)

„Als Emma wieder zu sich kam, hatten die Zeugen jenes Auftrittes sich schon großentheils verloren. Jezt ertönte der erste Bogenstrich der Ouvertüre; was noch zurückgeblieben war, vergaß das junge Mädchen und eilte die Treppe hinan. Emma folgte am Arme ihres Vaters; sie wußte nicht, was sie that, gleich Hammerschlägen pochte das Herz ihr in der Brust, die Knie bebten unter ihr, die Zunge klebte am ihren Gaumen, in Ohr und Gehirn sauste, brauste Alles wie kochende Wellen durcheinander. Sie war keines Gedankens mächtig und stieg, auf ihren Vater gestüzt, maschinenmäßig aufwärts.

Digitized by Google

Auch ihr Vater war bleich, seine Stirne gefurcht; er eilte, der Corridor war erreicht, die Schließerin öffnete die Loge, aber im Moment, wo sie eintrat, sank Emma lautlos, ohnmächtig zu Boden. In demselben Augenblicke erschien mit ruhiger Haltung und heiterem Antlitze Eugen. Er kam wenigstens zeitig genug, um die Geliebte in den Wagen hinabzutragen. Glücklicherweise waren die Corridors, die Treppen eben frei, der Vorhang schon aufgezogen; die Theaterkontrole allein sah die junge Dame hinwegtragen. „Sie ist's, da ist sie!" murmelten der Austheiler der Kontremarken. Man fuhr in höchster Eile nach dem Hotel zurück. Welch ein Aufsehen um eines jungen Mädchens willen! Doch in Paris gleitet Alles vorüber, erlischt, wird vergessen. Was aber unter dem Peristyle der Oper vorgefallen, das, Meister, werdet Ihr bereits errathen haben."

„Vergebens bot Eugen alle Kunst der Liebe auf, die Geliebte zu beruhigen, die Zweifel ihres Vaters zu beschwichtigen. In Thränen schwimmend, besorgte Liebe, zärtliche Angst im Blicke, spähte Emma in Eugens Auge und mißtraute seinem Lächeln. „Ich wurde beleidigt, er liebt mich, ist brav, er wird mich rächen; Gott, wie unglücklich bin ich!" so sprach sie zu sich. Düster, schweigend bewachte der Vater gleichfalls jede Bewegung, jede Gebärde des jungen Mannes; die Erfahrung ließ dießmal den alten Mann an der Aufrichtigkeit des Geliebten seiner Emma zweifeln. Eugen betheuerte indessen der Aengstigten, man habe wegen jener beleidigenden Worte um Entschuldigung gebeten, und damit sey Alles abgethan. Hundert Mal ließ ihn Emma diese Versicherung wiederholen; sie fand trotz dem so wenig Ruhe, als ihr Vater Ueberzeugung."

„Es schlug Eilf. Eugen wollte gehen; ein Hoffnungsstrahl erglänzte jezt doch endlich auf Emma's Stirne, selbst auf der des Vaters. Da aber trat ein Diener ein und überreichte lezterem ein, von einem Unbekannten so eben überbrachtes Billet. Emma zitterte, Eugen wollte fort; der Greis aber hatte das Billet bereits aufgerissen und las. „Bleiben Sie!" rief er Eugen zu; leichenblaß, an allen Gliedern zitternd, halb bewußtlos, sank Emma auf ihren Sitz zurück. „Er hat uns getäuscht!" rief der Vater schmerzlich. „Er schlägt sich! wußte ich's doch!" seufzte Emma mit brechender Stimme. „Du beschimpft, Emma!" brach nun Eugen mit dem vollen Feuer einer in ihrem Heiligsten verletzten edeln Seele los; „ha! beschimpft, öffentlich, an Deines Vaters Seite, an meinem Arm! Emma, Emma, könntest Du ein Wesen ohne Liebe, ohne Muth, ohne Ehre lieben?" — „Eugen," nahm jezt der Vater feierlich ernst das Wort, „morgen früh um sieben Uhr erwartet man Sie im Bois de Romainville zu einem Gange mit den beiden jungen Wichten, denen Sie diesen Abend viel zu viel Ehre erwiesen, indem Sie ihre Unverschämtheit rügten; Vicomte d'O... und Herr St. M... sind Ihre Sekundanten. Die Waffen wird man an Ort und Stelle wählen. Sie sehen, Eugen, ich bin, dem Himmel sey Dank! wohl unterrichtet. Es ist also wahr?" — „Ja; ich wäre Emma's unwerth..." — „Halt! fangen wir einen unnützen Streit nicht von vorne an. Was Sie im Sinne haben, frage ich nicht; ich kenne ja Ihr Vorurtheil, Ihre Ansicht in Beziehung auf das Point d'Honneur. Sie dagegen kennen auch meine Grundsätze, meine Ueberzeugung in dieser Sache; wir weichen darin durchaus von einander ab. Aber nun hören Sie mich, Eugen: ich habe meine Rechte, wie Sie die Ihrigen; es steht Ihnen frei, das Point d'Honneur nach Ihrer Ansicht zu beurtheilen, und mir, hinsichtlich dieses Gegenstandes meinen Grundsätzen getreu zu bleiben. Sie sind Herr Ihres Lebens; noch bin ich Herr meiner Tochter. Sie sind entschlossen, sich zu schlagen, ich aber will keinen jungen Mann zum Eidam, der gegen den ersten besten Wicht sein Leben wagt, der, wie der Spieler sein Gold auf einen Wurf, seine Ehre auf eine Degenspitze oder an eine Kugel sezt. Solch einen Gatten will ich für meine Tochter nun und nimmermehr." — „Aber um Gotteswillen, ich bin ja auf ewig entehrt, wenn —" — „Keineswegs; kann ich etwa einen Ehrlosen zum Schwiegersohn wollen? Entsagen Sie dem Duell; Emma ist der Preis. Kann ich Sie höher achten? kann ich Ihnen einen entscheidendern Beweis meiner Achtung geben?" — „Sie, Sie! Die Welt aber?" — „Sie haben freie Wahl, Eugen; ich aber bin Vater. Sie haben Ihr Point d'Honneur, ich das meinige. Vermag meiner Emma Anblick Sie nicht zu rühren? Legen Sie die Thränen, die Seelenangst des armen Mädchens gegen Ihre Eigenliebe in die Wagschale; ein Blick auf Emma, und wenn Sie sie wahrhaft lieben, kann Ihnen die Wahl nicht schwer fallen. Emma, oder Duell; wählen Sie."

„Bei diesen lezten Worten hatte der alte Mann der Tochter Hand erfaßt, um sie aus dem Saale zu führen. „Emma," rief Eugen außer sich, „auch Du verdammst mich!" Emma riß sich vom Vater los, kehrte sich um und reichte Eugen die Hand. Durch ihre Bläße, ihre Thränen, ihre Verstörung brach ein Lächeln; welche Beredtsamkeit in diesem Lächeln! „Eugen, Eugen!" rief sie, seine Hand an ihr Herz pressend; ihr Auge strahlte, doch plötzlich fesselte eine geheime Macht ihre Lippen, ein gräßlicher Gedanke verscheuchte das aufstehende Roth von ihren Wangen, das Auge umschleierte sich, die Hand wagte die des Jünglings nicht mehr festzuhalten; mit bebenden Lippen lispelte sie: „Eugen, gehorche meinem Vater! Auch ich untersage Dir, Dich zu schlagen." Rasch stürzte sie dem Greise nach und verschwand aus dem Salon.

Digitized by Google

„Betäubt, seiner Sinne kaum mächtig, als habe der Blitz ihn getroffen, oder als sey sein Fuß in die Erde gewurzelt, starrte Eugen nach der Stelle, wo Emma ihm entschwunden war. „Emma verlieren! Emma entsagen!“ Der furchtbarste innere Kampf zerfleischte seine wunde Brust; Schande, oder Emma aufgeben, schauderhafte Wahl! Die Nachtverfloß dem Gepeinigten nur tropfenweise. — Meister, die Hand auf's Herz, was hätter Ihr an des jungen Menschen Stelle gethan?“ — „Glaubst Du, der Alte habe im Ernste gesprochen, er würde wirklich Wort gehalten haben?“ — „Ganz gewiß; Eugen mußte wählen; er wußte dieß nur zu gut.“ — „Dann, lieber Asmodi, war die Sache äußerst kitzlich; allmählig fange ich an, zu errathen — doch rasch, der entscheidende Augenblick naht mit Flügelschnelle.“

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Februar.

(Fortsetzung.)

Der Speerkamm. Die Schlacht bei Dornach.

Auf dem Speer oder Speerkamm eröffnet sich eine Fernsicht vom ersten Range, die Ebel über die Sämtisaussicht gesetzt und Escher von der Linth hinsichtlich des Reichthums und der Mannigfaltigkeit der Gegenstände der großartigen, mit dem Erhabenen sich verschmelzenden Einfachheit, der Anmuth und Wärme der Färbung mit dem berühmten Panorama des Rigi verglichen hat. Diese Aussicht erstreckt sich über den größten Theil der nordöstlichen Schweiz und weit in Deutschland hinaus, über den Bodensee, den Zürchersee und einen Abschnitt des Wallensees, den Appenzeller Alpstein mit seinen höchsten Hörnern, den Säntis und Altmann, die Toggenburger und Nordsargansischen Bergreihen; dann über ein Heer von Tyroler Bergspitzen, über Graubündtens Bollwerke von ewigem Eise und Schnee, ferner über die Glarner Giganten, den Wiggis, Glärnisch und Ddbi, den Pilatus und Rigi, als leuchtende Punkte aus dem Innern der Schweiz, den Linthkanal, dies große Denkmal eines der edelsten Schweizerpatrioten, eines der Wenigen, nach denen das Vaterland sich mit Schmerzen vergeblich zurücksehnt, den untern Theil des Glarner, des Gaster und Uznacher Landes und über so viel Anderes, was keine Beschreibung mit Klarheit anzudeuten vermag. Geschichtlich merkwürdig vor allen andern Ortschaften des Bezirkes Neutoggenburg ist das Dorf Wildhaus, sonnig und wirthlich gelegen am Fuße des Appenzellischen Alpsteins, und bestehend aus zwölf Wohnhäusern und zwei Pfarrkirchen, deren Einfassung durch eine große Anzahl zerstreuter, kleinerer Hütten gebildet wird. Eine dieser kleinen Behausungen, Listighaus genannt, in der Nähe der Wohnung des jezt in Amerika lebenden Volksdichters Rütlinger und des einst so beliebten Arztes Forrer, eines Toggenburgischen Michael Schüppach, ist die noch ziemlich gut erhaltene Geburtsstätte Ulrich Zwinglis, des fest einherschreitenden Arbeiters am Werke Gottes, den seine Leidenschaftlichkeit hinriß, wie sie das Thun und die Feder so mancher unter den Baumeistern und Restauratoren der modernen schweizerischen Staats- und Erziehungsgebäude verunziert. Seit dem Reformationsjubiläum im Jahre 1819 ist Zwinglis Hütte gleichsam zum Wallfahrtsorte, und ihr zu Liebe diese oberste Höhe des Thurthales von Fremden und Einheimischen häufig erstiegen worden. Für die leselustigen Wildhauser findet sich eine kleine Bibliothek unter dem Dache jener berühmten Behausung aufgestellt; auch haben seit der dritten Säkularfeier von Zwinglis Heldentode am 11. Oktober 1831 auf dem Schlachtfelde zu Cappel zahlreiche Freunde des Reformators und seines Werkes sehr ansehnliche Beiträge zur Errichtung eines Schulhauses zu Wildhaus zusammengelegt.

Das Neujahrsblatt für Basels Jugend, herausgegeben von der dortigen Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen, führt das heranwachsende Geschlecht auf das Schlachtfeld von Dornach und erzählt ihm in kräftigen Zügen von dem glänzenden Siege, den am 22. Juli 1499 die Eidgenossen, 6000 an der Zahl, über 30.000 Oesterreicher, wovon 3000 Mann sammt ihrem Anführer Heinrich von Fürstenberg auf dem Platze blieben, erfochten. In den unverschanzten, weit von einander entfernten Lagern vor dem, von den Eidgenossen besezten Schlosse Dornach hatten die fremden Heere sich in sorglose Unordnung aufgelöst. Unter andern feierten sie den Magdalenentag, ihrer Waffen und Rüstungen entledigt, mit unheiliger Lust. Indeß die Elsässer Bauern Wein und Eßwaaren herbeiführten, stellten Basels Domherrn sich bei ihren Vettern und Freunden unter den Kriegern mit feinen Leckerbissen ein, mit köstlichen Kleidern und Gefäßen von Silber. Die Ritter, im Schatten von Laubhütten, pokulirten und scherzten unter Spiel und Gesang, während andere mit Baden in der Birs, mit Spaziergängen, welche, der großen Hitze wegen, zuweilen in bloßen Badehemden stattfanden, sich um die langen Sommertage verkürzten und zum Ueberflusse ein wenig rathschlagten, wie das Belagerungsgeschüz am zweckmäßigsten zu postiren sey. Den Eidgenossen aber fielen nach geschlagener blutiger Schlacht diese Lustlager alle, sammt ihren Herrlichkeiten in die Hände. Und nachdem sie, was unter den Kriegern des 19ten Jahrhunderts nicht mehr Sitte ist, Gott auf der Wahlstatt selbst knieend für den Sieg gedankt, ihre Todten gemeinschaftlich unter den Leichen hervorgesucht und ihre Verwundeten verbunden hatten, sezten sie sich hin, das zu verzehren, womit die feindseligen, jezt hausenweise von den kalten Armen des Todes umschlungenen Fremdlinge sich selbst hatten gütlich thun wollen, tranken fröhlich aus den silbernen Bechern der Ritter und Herrn, und erlustigten sich an dem Bestande des eroberten Lagers, staunend beim Anblicke des prächtigen Gräflich Fürstenbergischen Gezeltes, der vielen Kleinodien, Silbergeräthe und Staatskleider, des reichen Fundes an klingender Münze, Harnischen, Helmen, Kugeln, Blei und Vorräthen aller Art. Das Panner von Straßburg, ein anderes von Freiburg im Breisgau, die Fahne derer von Ensisheim und sieben kleinere Standarten, insgesammt im Gewirre des Treffens erbeutet, trugen mit dazu bei, den Sieg zu verherrlichen; desgleichen die Menge des eroberten groben Geschützes, worunter eine 55 Centner schwere Hauptbüchse, das Käthrl von Ensisheim genannt, worauf zierlich gegossen zu lesen stand: „Destricher heiß ich, Schloß und Städt' brech ich; Vor meinem Gwalt hüt dich!“ ferner eine Karthaune von 40 Centnern, eine andere messingene und eine Halbschlange, welche alle dem Kaiser gehört hatten, nebst noch vielen kleinern Halbschlangen und Steinbüchsen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 46.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 23. Februar 1832.

Wer lehret mich? was soll ich meiden?
Soll ich gehorchen jenem Drang?
Ach! unsre Thaten selbst, so gut als unsre Leiden,
Sie hemmen unsers Lebens Gang.

Goethe.

Das Duell.

(Beschluß.)

„Schon um sieben Uhr Morgens fanden sich die beiden Sekundanten Eugens bei Emma's Vater ein; sie zeigten ihm, äußerst höflich zwar, aber kalt und gemessen, an, das Rencontre habe nicht stattgefunden. Um Mittag erschien Eugen im Hotel. Mit Innigkeit empfing ihn der Alte und reichte ihm liebevoll die Hand. In Emma's holden Zügen waren die rührenden Thränenspuren einer kummervoll durchwachten Nacht noch sichtbar. Eugen nahte ihr schüchtern, sie erröthete. Am Abend war Gesellschaft in Emma's Hotel. Als Eugen erschien, lächelten die jungen Damen; Emma fühlte sich verlegen, keiner der jungen Leute kam dem künftigen Gemahle der Königin des Salons entgegen, Eugen blieb allein zur Seite stehen. Man wisperte leise unter den Fächern, spöttelte hinter der Lehne der Fauteuils; galt das ihm? Emma blieb den ganzen Abend am Piano sitzen, das Musikpult barg ihr Antlitz, sie schlug die Augen gar nicht mehr auf: der Ruhm, der Stolz ihrer Liebe war dahin!

„Zwei Tage später war Ball. Der durch Eugen verscheuchte Schwarm von Werbern um Emma's Herz und Hand erschien wieder; von Neuem stürzten die jungen Tänzer mit weißen Handschuhen ihr entgegen. Der erste Contretanz war indessen Eugen vorbehalten; aber ach! kaum war er, Emma am Arme, in die Reihen der in Jugendblüthe prangenden, festlich geschmückten, freudestrahlenden Tänzerpaare getreten, so verschwand sein vis à vis und wechselte den Platz; ohne die Aushülfe eines kleinen siebenjährigen Mädchens und eines Schülers hätte sich Niemand gefunden, um mit Emma und ihrem Tänzer zu figuriren. Vielleicht war es Zufall; aber die ausgelassene Fröhlichkeit, das absichtslose Lachen der jungen Welt, einzelne Worte, die, wenn die Paare sich durchkreuzten, gewechselt wurden, klangen dem bereits gereizten, unruhigen, lauschenden, gefolterten Mädchen wie höhnisches Gemurmel, wie Worte giftigen Spotts; nur Eugens Namen hörte ihr Ohr flüstern, nur spöttischem Lächeln begegnete ihr Blick; Eugens gezwungenes Wesen, eine ihm sonst so durchaus fremde Befangenheit — er theilte seiner Braut Besorgnisse — erhoben solche in ihren Augen vollends zur Wahrheit. Eugen war gedemüthigt! wie unglücklich fühlte sich Emma.“

„Für alle übrigen Contretänze war Emma versagt, und Eugen? Er tanzte nicht mehr: alle Damen waren engagirt.“

„Am folgenden Tage war Emma unpäßlich, am zweiten litt sie an Migraine, am dritten war sie zu Besuch, am vierten nicht sichtbar, am fünften — reiste sie auf's Land.“

„Asmodi, der Zeiger!“ — „Ich seh' es wohl, Meister. — Der unglückliche junge Mann wurde endlich inne, daß er, indem er der Liebe die Ehre zum Opfer gebracht, die Geliebte verloren habe. Seine Seele ist stolz, edel,

Digitized by Google

ſein Gefühl tief, er weiß, Liebe und Ehre kehren nicht wieder. Da ſchlägt's! . . ."

Die Uhr ſchlug Drei. Ich wollte hinblicken, aber plötzlich ſchnürte mir das Entſetzen krampfhaft die Bruſt zuſammen, mein Blut erſtarrte, unwillkührlich ſchloß ich die Augen. „Asmodi!" rief ich, „halt ihn zurück!" In demſelben Augenblicke aber erbebte das ganze Hotel von einem furchtbaren Knall. Ich verhüllte mit beiden Händen das Geſicht, ich konnte das Gräßliche nicht ſehen. Bei Asmodis ſchallendem Gelächter öffnete ich die Augen; Alles war verſchwunden, wir ſtanden weit weg von der Unglücksſtätte.

„Nun, Meiſter," fragte mein Teufel, „was meint Ihr denn nun eigentlich vom Duelle? Hätte der junge Menſch ſich ſchlagen ſollen?" — „Allerdings! ohne Zweifel!" — „Einverſtanden! Demnach hatte alſo der Vater des Mädchens Unrecht, daß er ihn davon abhielt?" — „Keineswegs, er handelte weiſe; das Duell iſt eine Peſt, eine Schande der Menſchheit, ein empörender, blutiger Gräuel!" — „Gleichfalls einverſtanden; was iſt denn nun aber nach dem Allen in Summa Eure Meinung?" — — „Meine Meinung?" — „Eure Meinung; wie entſcheidet Ihr, Meiſter?" — „Wahrhaftig — in der That, Asmodi, ich weiß es nicht! Und Du, Herr Satan?" — „Meiſter, mir geht's eben nicht beſſer: ich weiß es nicht. Dieß iſt aber in dieſem eurem aufgeklärten, erleuchteten Jahrhundert ſo ziemlich eure Meinung über Alles, von enrer Seele bis zu meinen Hörnern." — „Meinſt Du, Asmodi?" — „Es iſt die reine Wahrheit, ſo wahr ich hinke!" — „Wenn dem ſo iſt, Asmodi, ſo haben wir es wahrlich weit gebracht!"

Bemerkungen über den Glauben an das ununterbrochene Vorwärtsſchreiten der Weltkultur.

(Beſchluß.)

Die ausſchweifenden Ideen von einer höchſten Stufe der menſchlichen Kultur, die ſich erreichen laſſe, gehören, wenn wir Recht haben, in die Kategorie der ſchönen Träume und bunten Seifenblaſen; aber deſto mehr vereinigen ſich auch zugleich die beſten Kräfte des Menſchen in der Thätigkeit für die edelſten Zwecke des praktiſchen Lebens und geſellſchaftlichen Zuſtandes.

Jeder Edle, der ſich überzeugt hält, es werde wieder einmal eine Zeit der Barbarei kommen, arbeitet deſto eifriger, dieſen, ihm hiſtoriſch bekannten Zeitpunkt ſo lange als möglich von der Menſchheit noch entfernt zu halten. Durch den ewigen Kampf mit dem Schickſal wird das Menſchengeſchlecht unmerklich ſo geſtärkt, daß die Wirkungen der Barbarei bei jeder Wiederkehr immer weniger Gewalt über deſſen edelſte Kräfte haben. Hiedurch allein äußert ſich die wahre Perfektibilität des Menſchengeſchlechts; ſie läßt keine von den auffallenden Erſcheinungen erwarten, die man bei dem Glauben an das ununterbrochene Vorwärtsſchreiten der Weltkultur ſo gern als ihre ſicher vorauszuſehenden Erfolge geltend machen will; allein ſie hat weit mehr hiſtoriſche Wahrheit, als die angeblichen Wirkungen dieſes, aus der Erfahrung niemals erweisbaren ununterbrochenen Vorwärtsſchreitens. Früherhin konnte das Menſchengeſchlecht ſtets, ſo oft es ſich durch einen Zeitraum von ein Paar tauſend Jahren hindurch zu einem gewiſſen Grade von Kultur emporgearbeitet hatte, und nun durch die Thaten weltſtürmender Eroberer wenigſtens zum Theil wieder in die Feſſeln der Barbarei zurückgeſchleudert ward, nur ſehr langſam von dieſen Feſſeln ſich frei machen. Nach und nach aber wuchs mit jeder Wiederholung des Kampfes auch die Kraft zu kämpfen. Das Dunkel der wiederkehrenden Barbarei ward immer häufiger durch die Lichtſtrahlen der entgegenſtrebenden Kultur erhellt; ſtatt der ſonſtigen Erſtarrung trat in ſolchen, alles umſtürzenden Zeiten ſpäterhin nur eine Art von Schlaf ein, der leichter als ehemals einem heftigen Anſtoße wich. Und ſo werden auch in Zukunft die Perioden der wiederkehrenden Barbarei immer kürzere Dauer haben, je mehr ſich jedes Zeitalter beſtreben wird, das Licht zu erhalten und die Dunkelheit zu vertreiben. Bevor aber ein Zeitpunkt wirklich eintreten wird, wo dieſe Rückfälle der Barbarei gar nicht mehr ſtattfinden, wird gewiß eine allgemeine Erdrevolution hereinbrechen.

Doch dem ſey, wie ihm wolle; genug, daß das Mittel zur Erreichung der höchſten Zwecke des Menſchengeſchlechts nach meiner Anſicht nicht in einem idealiſchen Emporſtreben zu ſuchen iſt, ſondern in dem beſtändigen Kampfe um Gewinn an innerer Kraft zum Schutze gegen die wiederkehrenden Einwirkungen der Barbarei. Ich glaube, die Natur, dieſe einzige, wahre Führerin des Menſchengeſchlechts, bietet uns auch hier ein Vorbild. Auch ſie bleibt im Allgemeinen, im Aeußern, wie ſie iſt; im Innern dagegen nimmt ſie, durch den beſtändigen Kampf ihrer Elemente, an Zeugungskraft zu. Viele meinen freilich, dieſe Kraft nehme vielmehr ab; allein dieß ſcheint nur zum Theil wahr zu ſeyn, nur in ſofern nämlich, als der rohe Stoff in der Natur durch die wiederholte Verarbeitung mehr verfeinert wird. Er verſchwindet eben ſo, wie die Lebenskraft in den Völkern, blos von der Oberfläche, wird aber, gleich dieſer, nie zerſtört, ſondern es iſt vielmehr zu erwarten, daß nach Ablauf einer, freilich nicht ſtreng zu berechnenden Zeit der rohe Stoff im Menſchen, ſo gut wie in der Natur, durch eine allgemeine Revolution, dergleichen unſer Erdkörper und unſer Menſchengeſchlecht gewiß ſchon meh-

rere erfahren haben, von Neuem werde zu Tage gefördert werden.

Die hier aufgestellten Behauptungen erhalten Nachdruck durch das unverwerfliche Zeugniß der allgemeinen Völkergeschichte. Sobald wir diese leztere bei der Abwägung unsers Urtheils über den Kulturgang des Menschengeschlechts zu Rathe ziehen, so zeigt es sich uns deutlich, daß derselbe, zufolge der für uns beglaubigten historischen Sagen, von dem Stammsitze der Urvölker, von Asien aus, immer weiter nach Norden zu sich bewegte. Die Aufeinanderfolge der herrschenden Völker spricht für die Wahrheit dieses Satzes. Egypter in Thebais und Möros, Phönizier in Tyrus und Sydon, Griechen in Kleinasien und auf dem Peloponnes, Römer in Italien und Gallien, Franken und Germanen in Deutschland, Scandinavien und England, Slaven in Polen und Rußland waren entweder früherhin die Verbreiter der Kultur, oder sind es noch und werden es künftig seyn. Ohne Zweifel ist ein vorzüglicher Grund dieser Richtung nach Norden hin im Einflusse des Klimas zu suchen. Indem die größere Milde desselben die natürlichen Anlagen der Bewohner südlich gelegener Erdstriche zeitiger entwickeln hilft, bewirkt sie auch, in Folge der erhöhten Kultur, nach und nach ein geistiges Erschlaffen, welches durch die um sich greifende Weichlichkeit genährt wird. Deshalb wendet sich denn die Geistesthätigkeit immer weiter dem Norden zu, d. h. den Ländern, deren rauhe, lebende und leblose Natur den umschmelzenden Einfluß der gesteigerten Ausbildung bisher noch nicht empfunden hatte. Wenn man sich nun aber den Kreislauf vollendet denkt: wenn einmal kein rauher Norden weiter innerhalb der Grenzen unserer Erde für die fortstrebende Thätigkeit des bildenden Weltgeistes freien Spielraum darböte? Wie dann? Hier ist es eben jene oben aufgestellte Ansicht von dem Zurückfallen der früher auf einer hohen Stufe der Ausbildung befindlichen Länder in den Zustand der Unkultur, die uns nach ihrer historischen Begründung erwarten läßt, die Weltkultur werde dann ihren Kreislauf auf einem ihr früher befreundeten, später aber wieder verwilderten Boden von Neuem beginnen. Entfernt ist freilich dieser Zeitpunkt, weit entfernter, als man, einigen historischen Systemen zu Folge, vermuthen sollte. Wenn nun auch einmal Europa, ebenso, wie bisher Asien und Afrika, in allen seinen Nationen den Einfluß der höhern Kultur wirklich erfahren haben wird, welchen unermeßlichen Spielraum eröffnen dann Amerikas Zonen ihrer schaffenden Kraft? Asien und Afrika erscheinen freilich fast verödet und noch auf lange Zeit hin einer geistigen Wiedererweckung nicht fähig; allein eine nähere Betrachtung von Amerikas Verhältnissen führt den Beobachter bald darauf, höchstens dem Norden desselben die Spuren früher vorhanden gewesener, von Asien herüber gekommener höherer Kultur zuzugestehen, die südlichen Theile aber, welche davon durch unübersteigliche Höhen geschieden werden, blos als neuangebaute Wohnsitze fremder Einwanderer zu betrachten. Schon die Verschiedenheit der Volksstämme in Amerikas beiden Hälften streitet für diese Ansicht. In Australien dagegen scheinen die wenigen Spuren von früherer Volksbildung nur auf einen unsichern Okkupationsplatz handelnder Nationen oder vertriebener Volksstämme hinzudeuten.

Diese Behauptung möchte sich wenigstens hinsichtlich des Theiles von Australien rechtfertigen lassen, der die Kontinente von Neuholland und Neuguinea, so wie die neuen Hebriden und Neukaledonien in sich begreift, und dessen Bewohner durch Körperbildung und Lebensweise ihre Abstammung aus Afrika verrathen. Die übrigen Bestandtheile von Australien, wie die Gesellschafts-, Freundschafts- und Marquesasinseln, deßgleichen Neuseeland, sind freilich wohl weit früher bevölkert worden; ihre Bewohner kamen aus Asien von den Karolineninseln her, und waren gewiß schon zur Zeit ihrer Einwanderung auf einer weit höhern Stufe der Kultur, als die erstgenannten.

E. F. Vogel.

Der Strom.

Es strömet durch ein kleines Reich
Ein Strom, an Wasser und Wellen reich,
Er brauset laut, er rauset toll,
Sein Bett ist über und über voll.

Er wallet und stürzet, hinauf, hinab,
Und sucht sich, und sucht sich mit Wuth sein Grab,
Und kann es nicht finden, und siedet und schäumt,
Und hoch sich über sein Ufer bäumt.

Die Welle tobt, die Welle schwillt,
Wird nicht gezähmt und nicht gestillt,
Und leget sich nicht und schweiget nicht,
Bis in Todesangst sie ein Thor sich bricht.

Da springt sie hinaus in ein freies Meer,
Das ist gewaltig groß und hehr;
Es nennt's kein Namen, es faßt's kein Wort,
Kein Ufer hat es und keinen Ort.

Und so sie in's Meer geströmet sind,
Da werden die Wellen, als wie ein Kind,
Und schwimmen im herrlichen Ocean,
Wie auf Silberfluthen ein sel'ger Schwan.

Du kennest den Strom, du kennest das Reich,
Du darfst nicht suchen, du hast es gleich;
Die Wiege, daraus er strömt mit Schmerz,
Das ist ein kleines Menschenherz.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz. Februar.

(Fortsetzung.)

Bilder aus der frühern Geschichte der Schweiz.

Es herrschte in damaliger Zeit unter den Eidgenossen ein liebreiches und gutes Vernehmen, und wo ihr Panier wehte, da waltete Eintracht. Und was verkündet eure vielfach zerrissene und durchlöcherte Bundesfahne, ihr Eidgenossen von 1832? Wo würdet ihr stehen, wenn 30.000 Fremdlinge, gleichviel, von wannen her, und ob weiß, oder blau, oder grün gekleidet, über eure Grenzen einbrächen? Bittet den Gott eurer Väter, daß er solche Gefahr von euch ferne halte, auf daß ihr nicht, trotz aller Prahlerei mit Worten und Schrift, darin zu Grunde gehet!

Eine Reihefolge Thurgauischer Neujahrblätter, welche die Bezirkshauptorte dieses Kantons zum Gegenstande hat, schließt sich mit dem Bezirke Tobel, und erzählt von dem zwischen den Flüssen Thur und Murg in anmuthiger Landschaft unter schönen Wiesengründen gelegenen Hauptorte dieses Namens. Die Umgegend ist reich an Erinnerungen aus ferner Vergangenheit. Hier mahnen die Ruinen, dort noch leze, kaum mehr erkennbare Spuren der Ritterburgen von Spiegelberg, Lommis, Oberburg, Hatman, Zezikon, an edle, in der Schweizergeschichte zum Theil nicht unbekannte, den mächtigen Habsburgischen Fürsten befreundete Stämme, die nicht mehr sind. Einer jener Herren von Zezikon (Zazikoven), Ulrich von Z., hat sich durch sein Heldengedicht „Lanzelot vom See“ bei den Freunden deutscher Dichtung in rühmlichem Andenken erhalten. Den hervorstechendsten Punkt im Bezirke Tobel bildete das dortige, seit 1811 durch die Thurgauische Regierung in eine Zucht- und Strafanstalt verwandelte Johanniterhaus. Dasselbe war, nebst dreißig Höfen, eine von dem Grafen Diethelm, der seinen Bruder Friedrich schändlich ermordet hatte, an die Ritter des Spitales des heil. Johannes zu Jerusalem gemachte Schenkung, verdankte seinen in das dreizehnte Jahrhundert fallenden Ursprung der Reue über eine Gräueltat, die er sühnen sollte, und erhob sich dann durch wiedervolle Vergabungen der Grafen von Toggenburg zur reichsten Comenthurei im ganzen Schweizerlande. Unter den Comenthuren zu Tobel erscheinen, unter den Namen derer v. Audlau, v. Roll, v. Schönau, v. Metternich, v. Hatzfeld und vielen andern meist erloschenen Geschlechtern edler Abkunft, als ausgezeichnet zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts Conrad v. Schwalbach, der das von den Appenzellern zerstörte Johanniterhaus stattlich wiederherstellte, etwas später Georg Schilling v. Canstatt, Gouverneur zu Tripolis, der, nachdem er unter den Vertheidigern der Insel Rhodus gegen die Türken gekämpft hatte, nach erfolgter ehrenvoller Uebergabe der Insel mit den übrigen Rittern, wie er selbst an den Ordensmeister von Deutschland schreibt, „nackt, bloß und krank, und um das Archiv der deutschen Zunge retten zu können, mit Aufopferung der Habe von Rhodus abgezogen war;“ ferner zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts der Comenthur v. Sturmfeder, der unter mancherlei guten und schlechten Verordnungen, die Wirthschaftspolizei betreffend, gar weislich verfügte, was nachsteht: „Weil seit etlichen Jahren eine große und zum Theil unerschwingliche Theurung gewesen, dagegen viele Leute sind, die sich des Weintrinkens und der Wirthshäuser nicht enthalten wollen, sondern Tag und Nacht in denselben liegen, während bisweilen Weib und Kind daheim weder Muß noch Brod haben, denen die Wirthe fünf, zehn, zwanzig, dreißig bis vierzig Gulden, so hoch sich die Summe belaufen mag, als Zeche aufschreiben und hernach deren Haus, Hof, Acker, Wiesen, Feld und Alles, was sie haben, vergantten, dadurch dann solche Leute um Alles kommen und am Ende betteln gehen müssen! — so wird verordnet, daß keiner mehr seine Haushabe in der Herrschaft einem Wirthe aufschlage, daß der Wirth aber auch nicht weiter warten solle, als bis ein Gulden aufgelaufen, außer bei Wöchnerinnen und Kranken, und so ein Wirth weiter zuwartete, dem solle weder Recht noch Gant gehalten werden. Auch sollen die Almosensgenössigen nicht in das Wirthshaus gehen, oder das Almosen verlieren, und kein Wirth ihnen borgen, noch warten.“ Sollte wohl eine so überaus zweckmäßige Verordnung in den schweizerischen Bundesstaaten nicht auch jezt noch ihre Anwendung finden? Sind doch noch vor wenigen Tagen in einem einzigen Kanton, lange nicht dem größten unter den zweiundzwanzigen, der noch dazu längst schon mit Tavernen und Estaminets im Ueberflusse versehen ist, in Folge der Grundsätze von Volkssouveränität und Gewerbsfreiheit, an nicht weniger als fünfhundert siebenundreißig Individuen obrigkeitlich Weinschanzpatente ertheilt worden.

Der Verfasser eines der Bernischen Jugend gewidmeten Neujahrblattes hat sich den Krieg zwischen Bern und Wallis von 1418 zum Hauptgegenstande seiner historischen Abhandlung gewählt, eine Fehde, die, ohne eben von folgereichen Ereignissen begleitet zu seyn, blos zwischen Nachbarn stattfand, die sonst in freundschaftlichen Verhältnissen mit einander gestanden hatten, und die den betheiligten Partheien beiderseits eitel Noth und Beschwerden verursachte, ohne eine andere Frucht zu bringen, als die Verwüstung der angrenzenden Gegenden. Aus dieser mit mancherlei kurzweiligen Zwischengeschichten von Zigeunern, Concilien, Päbsten, Papstwahlen u. s. w. versezten Darstellung will Referent einzig dasjenige ausheben, was von einer damals in Wallis herrschenden, ganz eigenthümlichen Manier, das Volk gegen einen Mächtigen, oder gegen seine eigene Regierung in Harnisch zu bringen und in Bewegung zu seyen, gemeldet wird. Einige Unzufriedene thaten sich zusammen, rissen nächtlicher Weile eine Birke sammt den Wurzeln aus der Erde, flochten in die aufwärts zusammengebundenen Aeste eine zu einem Gesichte zugeschnittene Keule, Maye genannt, gruben dann den Baum an einer frequenten Straße wieder ein und legten sich nahe dabei in Hinterhalt. So wie der Morgen anbrach und die Straße anfing lebendig zu werden, stellten die Vorübergehenden sich erst einzeln hin, um die Maye zu begucken. Sobald dann, was jedesmal schnell genug der Fall war, der Gaffer viele geworden, fingen sie auch an, sich über ihre Bedeutung zu besprechen. Nun machten die Leiter der Volksbewegung sich aus ihrem Schlupfwinkel hervor. Einer stellte sich unter die Maye hin und ein Anderer fing an zu fragen: „Maye, was ist dir Uebels geschehen? warum bist du hier? Wir wollen dir helfen; aber sprich, von wem leidest du? wer unterdrückt dich? Ist es der, oder der, oder der?“ Dann nannte er eines der mächtigsten Geschlechter nach dem andern mit Namen und bemerkte bei jedem die Gattung von Volksbedrückung, deren es verdächtig seyn oder verdächtig gemacht werden sollte. So lange nun Geschlechter ausgerufen wurden, auf die es nicht abgesehen war, blieb die Maye unbeweglich.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 47.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 24. Februar 1832.

Wenn Islam Gott ergeben heißt,
In Islam leben und sterben wir alle.

Goethe.
Westöstlicher Divan.

Mahometanische Leichengebräuche.

Nach den zwölfjährigen Beobachtungen eines Engländers in einer indischen muselmännischen Familie.

„Ich glaube an Einen Gott, der über Allem ist, dem allein Anbetung gebührt. Ich glaube, daß Mahomet das Geschöpf Gottes des Schöpfers ist; ich glaube, daß Mahomet der Gesandte Gottes ist und der lezte der Propheten; ich glaube, daß Ali der Führer der Gläubigen ist, der erste Erbe des Gesetzes; ihm also sind alle Gläubigen Gehorsam schuldig. Ich glaube, daß Hasan und Hosein Alis Söhne sind; daß Ali der Sohn ist Hoseins, und Mahomet der Sohn Alis, und Jaufur der Sohn Mahomets, und Moosa der Sohn Jaufurs, und Ali der Sohn Moosas, und Mahomet der Sohn Alis, und Ali der Sohn Mahomets, und Hasan der Sohn Alis, und Mhidhie der Sohn Hasans. Die Gnade Gottes sey mit ihnen! Dieß sind die wahren Führer der Gläubigen und das Wort Gottes ist von ihnen gebracht worden zu den Völkern.“ Dieß ist die symbolische Gebetformel der Muselmänner von der Sekte der Sheahs. Man lehrt sie in den muselmännischen Familien die Kinder beiderlei Geschlechts, sobald sie sprechen können, und da das Gebet unzählige Mal täglich wiederholt wird, so wird ihnen dasselbe von der zarteſten Jugend an geläufig. — Ich will hier die Leichengebräuche der Muselmänner beschreiben, denn in ihnen tritt der Charakter ihrer Religion am sprechendsten hervor. Die sterbliche Hülle eines Muselmanns wird, sobald alles Leben erloschen ist, in den Sarg gelegt und mit dem dem Stande des Verblichenen angemessenen Gepränge auf den Begräbnißplatz getragen. Hier schlägt man ein Zelt auf und stellt ein Gefäß mit Wasser neben den Sarg. Dieses Wasser dient dazu, den Körper zu waschen, und noch zu mehrern Ceremonien, welche vor der Beerdigung vorgenommen werden. Nachdem der Körper außerhalb des Sargs sorgfältig gewaschen ist, läßt man ihn abtrocknen und streut sodann Kampfer auf die Hände, Füße, Arme und die Stirne des Leichnams, als auf die Stellen, welche täglich den Boden berührt haben, weil bekanntlich der Muselmann, so oft er sein Gebet verrichtet, sich niederwirft und den Boden mit der Stirne berührt. Sodann wird der Körper in ein Leichentuch von sehr weißem Stoffe gewickelt, worauf Stellen aus dem Coran geschrieben stehen. Ein frommer Muselmann rüstet das Tuch, in dem einst seine sterbliche Hülle ruhen soll, bei Zeiten. Gewöhnlich schreibt man selbst Verse aus dem Coran darauf. Ich hatte einem Bekannten ein Stück sehr feinen Battist zum Geschenk gemacht, und er bestimmte es sogleich zu seinem Sargtuche. Oft traf ich ihn später, wie er sorgfältig heilige Sprüche auf den Battist schrieb.

Ist der Körper in das Tuch gewickelt, so nimmt man ihn sachte auf und legt ihn auf die Seite, das Gesicht nach Mekka gewendet. Der Maulve oder Priester tritt

Digitized by Google

feierlich an den Rand des Grabs, das tiefer und breiter ist als die unsrigen, und spricht mit lauter Stimme das oben angeführte Gebet. Er sezt am Schlusse bei: „Dieß waren die guten, heiligen Führer, o Sohn Adams! (der Priester nennt dabei den Namen des Verstorbenen). So jezt die beiden Engel zu dir kommen, die da sind die Maccurrus *) (Boten) deines großmächtigen Gottes, so werden sie dich fragen, wie folgt: Wer ist dein Gott? wer ist dein Prophet? was ist dein Glaube? was ist dein Buch? wo ist dein Kiblah? **) wer ist dein Führer? — Und du wirst den Maccurrus antworten: Mein einziger Herr ist Gott, der herrlich thronet über Allem; Mahomet ist mein Prophet, Islam mein Glaube, der Coran mein Buch, die Kaubah (der heilige Tempel zu Mekka) mein Kiblah; Emaum Ali, mit dem Zunamen Zynool Aubezdine, Emaum Mahomet ꝛc. (hier folgen Alle in dem obigen Gebete genannten Heiligen mit ihren Zunamen) sind meine Führer und alle sind meine Mittler; ihnen weihe ich meine Liebe, ihren Feinden meinen Haß, und was ich hier gelobe, gilt in Ewigkeit."

Dann fährt der Maulve fort: „Laß, o Mensch! (hier wird wieder der Name des Verstorbenen genannt) dein Herz durchdringen von der Wahrheit, daß der Gott, den wir anbeten, der einzige Gott ist; daß er allein groß ist und herrlich, der allmächtige Gott, der da ist über Allem; daß Ali und die nach ihm kamen (hier werden wieder alle angeführten Namen wiederholt) die besten Führer sind; daß Alles, was da kommt mit Mahomet, wahr ist: der Tod ist wahr; was Moonkib und Nykee (die beiden obengenannten Engel) lesen, ist wahr; die Auferstehung ist wahr; die Brücke Sirraat ist wahr; die Wage ist wahr; Himmel und Erde sind wahr; die Hölle ist wahr; der Tag des Gerichts ist wahr. Glaube festiglich an das Alles, denn es ist wahr; glaube auch, daß Gott, der Große, Herrliche, alle Todten auferweckt aus ihren Gräbern." — Darauf liest der Maulve den folgenden Segen: — „Gott, dein Herr, der allgütige Gott, nehme deine Antworten gnädig auf, er führe dich auf dem Pfade des Heils und verleihe dir die Gnade, daß du seinem göttlichen Antlitze und dem seiner Propheten nahest. Die Barmherzigkeit des Allmächtigen sey mit dir in Ewigkeit. Amen."

Wenn diese Ceremonie vollzogen ist, entfernt sich der Maulve in ernstem, feierlichem Schritt vierzig Schritte weit vom Grabe; er kehrt sodann um, geht mit derselben Feierlichkeit wieder dem Grabe zu und spricht am Rande desselben folgendes Gebet: „Großer, herrlicher Gott, wir bitten dich in Demuth, du wollest die Erde deinem Knechte leicht seyn lassen; nimm seine Seele auf zu dir, und möge er Gnade und Barmherzigkeit vor dir finden. Amen!" Amen! wiederholt die ganze Versammlung. Damit ist die Leichenfeierlichkeit zu Ende. Die Diener werfen Erde in das Grab; es wird aber vierzig Tage lang — so lang währt die eigentliche Trauer — Tag und Nacht nicht ganz verlassen, der Todte müßte dann ganz dürftig gewesen seyn. Man besoldet Leute, welche am Grab im Coran lesen müssen, und in vornehmen, reichen Familien werden zwei solcher Coranleser, welche einander ablösen, Jahrelang angestellt.

(Der Beschluß folgt.)

*) Die Augen dieser Boten der Gottheit sollen einen hellen Glanz von sich geben. Die Muselmänner fürchten sich so sehr vor diesem blendenden Schimmer der Augen der Maccurrus, daß sie, um in jenem peinlichen Verhöre einmal nicht zu stocken, die Säze, welche sie den Engeln zu antworten haben, hersagen, so oft man ein Licht ins Zimmer bringt; denn die Augen der Engel sollen so hell strahlen, als die Lichter der Lampen. Weil die Muselmänner beim Erscheinen eines Lichtes immer etwas vor sich hin murmeln, haben Manche geglaubt, sie beten das Feuer an. Ich selbst glaubte dieß lange, bis mir die Sache erklärt wurde.

**) Kiblah ist der Ort, dem die Muselmänner während des Gebetes das Gesicht zukehren, wie sich die Juden gegen Jerusalem wenden. Kiblah bedeutet wörtlich: Ort der Anbetung.

Neue Beobachtungen an Infusionsthieren.

Die folgenden Beobachtungen des französischen Physikers Dutrochet, welche, weiter verfolgt, über die Grundelemente der thierischen Oekonomie viel Licht verbreiten könnten, sind sehr interessant und werden auch demjenigen, der nicht gerade Lust und Muße hat, sich wissenschaftlich in die dadurch angeregten Fragen einzulassen, zu einer oder der andern Betrachtung, wäre es auch nur über die unendliche Schöpferkraft der Natur im Kleinsten, Anlaß geben.

Es gibt ein Moos, hypneum filicinum von Linné genannt, an dem, wenn man es bei nassem Wetter sammelt und in Wasser legt, bald eine Menge kleiner Thierchen von verschiedenen Formen sichtbar werden, wahre Amphibien, die zuvor an der feuchten Pflanze lebten und nun mitten im Wasser fortleben und sich lebhaft bewegen. Diese Thierchen, die, wie sich unter dem Mikroscop beobachten läßt, eine deutliche Organisation besitzen, sind keine Infusionsthiere im eigentlichen Sinne, denn in heißen Aufgüssen zeigen sie sich nie, und im kalten Aufgusse, wenn man dazu statt feuchten Mooses trockenes, jedoch noch lebendes genommen hat, erscheinen sie längstens in drei Tagen, während wahre Infusionsthiere vor dem vierzehnten Tage nicht zum Vorschein kämen.

In dem Wasser, worin man vom genannten Moose eingeweicht hat, zeigt sich zuerst ein Häutchen an der Oberfläche. Dieses Häutchen besteht durchaus aus Bläschen, und nach Dutrochets Ansicht bilden sich die Thier-

Digitized by Google

chen eben aus diesen Bläschen. Soviel ist gewiß, daß sich die Infusionsthiere ausschließlich an diesem Häutchen zuerst zeigen und daß sie sich nicht durch Zeugung vermehren, so daß, wenn jene Substanz weggenommen wird, sich keine neuen Thierchen mehr produciren, die vorhandenen nicht mehr an Zahl zunehmen und endlich ohne Nachkommen sterben.

In der ersten Zeit ihrer Bildung halten sich diese Thierchen immer gruppenweise beisammen; Dutrochet schreibt dieß einem eigenen Triebe zur Geselligkeit zu und sieht in diesem Instinkt gerade den unwiderleglichen Beweis für die thierische Natur dieser Wesen. Dem sey aber wie ihm wolle, kaum ein Paar Tage, so nimmt jener Trieb zum Beisammenseyn merklich ab, und nach zehn bis zwölf Tagen bemerkt man keine Spur mehr davon. Ein anderer Instinkt treibt diese Infusionsthiere, das Licht zu fliehen. Stellt man das Wasser, in dem sie sich befinden, in einer Röhre vor das Fenster, so ziehen sie sich sämmtlich der vom Licht abgekehrten Seite zu. Dieser Instinkt verschwindet aber ungefähr um dieselbe Zeit wie der zuerst genannte. Stellte man Wasser mit solchen Moosinfusorien in einer kleinen Glasflasche vor das Fenster, so flüchteten sich die Thierchen zuerst an die am schwächsten beleuchtete Seite, zogen sich sodann gegen die Fläche des Wassers, fingen darauf bald an, herabzusinken, stiegen dann wieder aufwärts, und bildeten so mehrere Kolonnen, die zum Theil aufwärts zogen, während sich die andern in entgegengesezter Richtung bewegten. Der Beobachter überzeugte sich bald, daß diese Bewegung der Thierchen von der Cirkulation, welche gewöhnlich in ungleich erwärmtem Wasser eintritt, nicht herrühren konnte; denn wenn die Temperatur des Wassers unter + 10° R. ist, findet jene Cirkulation nicht mehr statt, und das Wasser, in welchem sich jene Thierchen bewegten, war noch mehrere Grade kälter. Man mußte bald auf den Gedanken kommen, daß das Sinken der Thierchen von augenblicklicher Vermehrung ihres spezifischen Gewichts, und daß diese Gewichtsvermehrung von nichts anderem herrühre, als daher, daß sie an der Fläche des Wassers Sauerstoff einsaugen. Um sich von der Richtigkeit dieser Annahme zu überzeugen, bedeckte der Beobachter das Wasser mit einer Schichte Oel; im Augenblick sank kein Thierchen mehr nieder; die, welche gerade unten waren, stiegen auf und hielten sich schwimmend an der Oberfläche. Als man das Oel wegnahm, begann alsbald die abwechselnde Bewegung nach abwärts und aufwärts von Neuem. Verstopfte man die Flasche, so daß die Luft gar keinen Zutritt hatte, so trat dasselbe Resultat ein, wie bei dem Oel; dasselbe geschah, wenn man die Flasche unter die Luftpumpe brachte. Sobald man wieder die Luft an die Thierchen ließ, begannen ihre Bewegungen in allen diesen Fällen von Neuem. Auf gleiche Weise und nach demselben Grundsatze gelang es dem Beobachter, die Bewegung dadurch zu hemmen, daß er mit der Flasche unter eine Glasglocke ein Stück Phosphor brachte, welcher bei der gewöhnlichen Temperatur so viel Sauerstoff aus der Luft an sich zog, daß dieselbe nach zwei, drei Stunden den Thierchen, welche sich sämmtlich an die Oberfläche gezogen hatten, keinen Sauerstoff mehr abgeben konnte.

Kommt die Gewichtszunahme, in deren Folge die Thierchen in der Flüssigkeit untersinken, daher, daß sie eine gewisse Menge Sauerstoff eingesogen haben, so ist andernseits die Gewichtsverminderung, in deren Folge die Thierchen wieder von unten nach oben sich bewegen, nach Dutrochet, dem Umstande zuzuschreiben, daß sie allermittelst eine gewisse Menge kohlensaurer Luft von sich gegeben haben. Auf diese Weise besteht das Leben der Moosthierchen in einem beständigen Wechselspiel von Oxydation und Desoxydation; der Sauerstoff, den sie in ihre Organisation aufnehmen, bleibt nicht darin, wenigstens nicht ganz; er geht nur durch ihren Körper und nimmt auf diesem Wege den überflüssig gewordenen Kohlenstoff mit sich. Hat man die Flasche mit den Thierchen drei bis vier Tage lang beobachtet, so bemerkt man, daß die Wolke, welche die Thierchen an der Oberfläche bildeten, sich etwas von dieser entfernt hat und im Wasser schweben bleibt. Die Wolke sinkt mit jedem Tag tiefer; aber die abwechselnd aufsteigende und absteigende Bewegung dauert dessenohngeachtet fort, so lange man die Oberfläche des Wassers mit der atmosphärischen Luft in Berührung läßt, welche die Quelle ist, aus welcher das Wasser den Sauerstoff schöpft, den die Thierchen einsaugen. Ist endlich die Wolke ganz auf den Boden gekommen, so bemerkt man keine Bewegung nach aufwärts mehr; seitwärts bewegen sich die Thierchen indessen noch mehrere Tage lang.

Dieses allmählige Sinken der Wolke erklärt Dutrochet daraus, daß, je mehr Sauerstoff sich nach und nach in der Organisation dieser Wesen festsezt, ihr spezifisches Gewicht zunimmt. Denn schneidet man durch Verstopfen der Flasche den Zutritt der äußern Luft ab, so fangen nun die Infusorien, da sie jezt auf die im Wasser aufgelöste Summe von Sauerstoff beschränkt sind, welche Summe sie durch ihre Consumption fortwährend vermindern, an, im Wasser wieder immer mehr aufzusteigen, bis sie auch auf diesem Wege nicht mehr hinreichend Sauerstoff finden und endlich gar keine Bewegung nach unten mehr machen, so daß die Wolke gegen die Fläche des Wassers hin am Ende unbeweglich stehen bleibt.

Dutrochet sieht nun nach den bisherigen Beobachtungen die Anhäufung des Sauerstoffs in der Organisation dieser Thiere für das Moment an, welches sie im jugendlichen Zustand vom Zustand im höhern Alter unterscheidet. — Die Temperatur äußert entschie-

Digitized by Google

denen Einfluß auf die Raschheit der Bewegungen der Thierchen und auf den Zeitraum, in welchem sie die Perioden zwischen der Jugend und dem Alter durchlaufen; so bewegen sie sich im Winter langsamer und leben ungleich länger als im Sommer. Auf ähnliche Weise wirkt der Reiz, den das Licht hervorbringt; es beschleunigt die Bewegung und bewirkt, in Folge dieser Aufreizung, was der Beobachter die Ermüdung nennt; das heißt, wird die reizende Ursache, nachdem sie eine Zeitlang eingewirkt hat, sofort entfernt, so verhalten sich die Thierchen längere oder kürzere Zeit darauf ruhig. Diese Ermüdung ist, nach Dutrochet, hier, wie überhaupt in der thierischen Oekonomie, ein vorübergehendes Alter, während das Alter eine dauernde Ermüdung ist.

Ohne die Leser bei Gelegenheit dieser schönen Beobachtungen auf das eigentliche Feld der Physiologie führen zu wollen, erinnern wir nur daran, daß in der ganzen Thierreihe Einsaugung von Sauerstoff und Wiederausstoßung desselben in Verbindung mit Kohlenstoff das Prinzip des Athmens, des Kreislaufs der Säfte und damit des ganzen Spiels des Lebens ist. Hätten nun auch die angeführten Beobachtungen keinen weitern wissenschaftlichen Werth, so ist es doch schon an sich höchst interessant, gleichsam das Urbild jenes Spiels des Lebens an Wesen zu beobachten, welche nicht viel mehr als organisirte Atome sind. Bei allen Thieren, und wohl am auffallendsten beim Menschen, nimmt die Erregbarkeit, welche am Ende auf jenem Prozeß des Einsaugens und Ausstoßens von Sauerstoff beruht, mit dem Alter ab: sie ist stark in der Jugend, wo der Organismus für den Sauerstoff noch sehr empfänglich ist und noch wenig davon in seine Masse aufgenommen hat; mit dem Alter nimmt diese Empfänglichkeit für das Prinzip der Reizbarkeit und damit diese selbst in dem Verhältniß ab, als sich der Sauerstoff in der körperlichen Materie selbst fixirt. Die Thiergeschlechter leben im Verhältniß länger oder kürzer, je nachdem bei ihnen die Oxydation rascher oder langsamer vor sich geht. Alle diese Verhältnisse treten uns in jener mikroskopischen Thierwelt in überraschender Klarheit und Einfachheit entgegen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, Februar.

(Beschluß.)

Bilder aus der frühern Geschichte der Schweiz.

Diesmal (1414) galt es der alten, reichen Familie Raron, dem Landeshauptmann Gitschard und dessen Neffen Wilhelm, Bischof von Sitten. Sind es, fragt nun der Sprecher, etwa die Raron, der Bischof, der Landeshauptmann? Sofort bewegte der verborgene Mayenmeister das Bild, so daß es sich neigte, als wollte es die Fragen bejahen. Ein Gleiches geschah, als der Wortführer weiter die einzelnen Frevel, deren die Raron beschuldigt wurden, der Reihe nach herzählte, die Maye fragend, ob das sie betrübe, ob sie darunter leide. Als dann die Menge erbizt und aufgebracht genug schien, entbot der Wortführer mit dem Zurufe: Die Maye hat euch geklagt, biedere Männer; wer sie retten will, hebe die Hand auf! Da hob alles Volk die Hand auf; der Tag der Rache wurde verabredet, zum Abschiede schlug jeder Theilnehmer, als Zeichen seines festen Entschlusses, einen Nagel in die Mayenkeule, worauf es denn alsobald von Dorf zu Dorf erscholl: die Maye wolle zu denen von Raron. Wirklich wurde das frevelhafte Beginnen zur bestimmten Zeit unter Vortragung des Mayenkolbens und eines Panners, auf welchem das Bild einer säugenden Hündin mit vielen Jungen auf die Frequenz der Theilnehmer an dem Raubzuge hindeuten sollte, unter rohen Gewaltthätigkeiten ausgeführt. Solches geschah zu Briegg im Kanton Wallis. — Sollten ähnliche Ueberlistungen und Kunstgriffe, freilich mit den für den Geist des neunzehnten Jahrhunderts und ein mündigeres Volk passenden Modifikationen, nicht auch anderwärts, ja sollten dieselben nicht anwendbar seyn, so oft auch in unsern Tagen wieder nöthig erachtet werden sollte, das Volk, diesen größten aller Zwecke, als Mittel zu mißbrauchen und es gegen eine bestehende Regierung aufzuwiegeln? Jedenfalls würde diese Mayenmanier weit weniger kostspielig seyn, als das Betreiben solcher Aufregungen durch Reiten und Fahren, durch Herumjagen von Eilboten, durch bezahlte Wirthshaus- und Wegelagerer.

In dem Neujahrsgeschenke für die Jugend des Kantons Schaffhausen, einer Fortsetzung früherer Blätter, wird mit großer Belesenheit ein Theil der Schicksale der im vierzehnten Jahrhundert vom Reiche an Oesterreich verpfändeten Stadt Schaffhausen erzählt, welche bei sichtbarem Streben, ihre Freiheit zu erhalten oder zu erweitern, dem immer größern Einflusse des österreichischen Hauses, und obwohl durch dessen Macht geschützt, der Verwickelung in die Streitigkeiten desselben und den durch diese herbeigeführten mancherlei Unfällen nicht entgehen konnte. Schön zu schauen im Bilde und kurzweilig zu lesen in der Beschreibung ist das 1392 auf Sonntag nach Allerheiligen, trotz der Trauer um die Erschlagenen bei Sempach und Näfels, nach Schaffhausen ausgeschriebene Turnier, bei welchem sich der Herzog Friedrich von Oesterreich, vermuthlich die Triebfeder des ritterlichen Lust- und Schaugepränges, nebst sieben andern Fürsten einfand. Mit ihnen erschienen 22 Grafen, 27 Ritter und 177 Adelige, die Vornehmsten größtentheils in Begleitung ihrer Gemahlinnen oder Töchter. Auf das Rennen und Stechen folgte als Abendunterhaltung ein fröhlicher Reigen. Aus den Händen der Damen erhielten die Sieger ihre Belohnungen und Preise, und zogen dann jeder wieder seiner Burg zu. Als einer der aus dem heißen Kampfe bei Sempach entkommenen Ritter erschien bei diesem Ritterspiele auch ein junger von Reinach. Vier Brüder waren ausgezogen in die blutige Schlacht. Drei hatten in derselben ihren Tod gefunden, dem vierten leuchtete die Lust des Lebens nun wieder im glänzenden Lanzenspiele.

Beilage: Literaturblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 48.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 25. Februar 1832.

Merkur verleihe dir die Gabe des Aufschneidens, weil du so gut von den Narren sprichst!

Shakespeare.
Was ihr wollt.

Die Pariser Böotier.

Alle Menschen sammt und sonders lassen sich in zwei Klassen theilen: Leute, die denken, Leute, die nicht denken; Attica und Böotien. Diese zweifache Natur findet sich zwar aller Orten; indeß läßt sich nicht läugnen, daß der Hottentotengeist im Allgemeinen von unserm europäischen Geiste sich wesentlich unterscheidet, und daß der Alpenkretin unter allen Imbecillitäten des Erdballs sein ganz eigenthümliches Gepräge hat.

Aber sogar auf der nämlichen Stufe sind die Verschiedenheiten darin unzählig. Die Provinz hat ohne Zweifel ihre Schöngeister und Philosophen so gut als ihre Pinsel; dagegen hat Paris an Letztern auch so wenig Mangel, als an Erstern, ja es kann eine ganze Sammlung eingeborner und naturalisirter Pinsel aufweisen. Betrachten wir einmal diese Pariser Nichtdenker etwas näher.

Man behauptet, Herzensgüte sey eine gute Eigenschaft der Menschen, die sonst gar keine besitzen; es ist dieß hart, aber nur zu häufig wahr, und daher rührt das eine gewisse Gattung Vernagelter bezeichnende französische Wort: „Bon enfant.“ Ich kenne wirklich eine Menge recht braver Leute, denen der Erste Beste zum Freund, zum Vertrauten, Gott weiß, zu was Allem wird. Diese Leute sind eine Art Rouletkugel: sie setzen sich, wenn man sie anstößt, in Bewegung und rollen, wohin und wie man will. Besitzen sie einiges Vermögen, wie zerschmilzt das unter ihren Händen! Am Morgen leihen sie dem Unbekannten, den sie gestern Abend ganz zufällig kennen gelernt haben, hundert Louisdor, und bezahlen am Abend das Diner, zu dem man sie am selben Morgen eingeladen hat. Noch mehr, sie sind aller Welt Diener, Neger und Jockeys; es kostet nur ein Wort, so bestellen sie unsere Briefe, blasen unser Feuer an und bürsten unsere Kleider aus. Begegnet es uns zufällig beim Gestikuliren auf der Straße, daß wir ihnen einen Faustschlag versetzen, bohren wir ihnen im Gedränge den Ellbogen in die Seite, treten in einem Salon ihnen derb auf den Fuß, in welche Verlegenheit gerathen dann die guten Leute und bitten tausendmal um Vergebung! Aber auf diesem Wege knüpfen sie in der Regel ihre Bekanntschaften an, und ein tüchtiger Rippenstoß leitet häufig die zärtlichste Freundschaft ein.

Diese köstlichen Leutchen, die in ihrer Gefälligkeit vielleicht am Ende so weit gingen, daß sie uns die Stiefeln wichsten, sind sammt und sonders entsetzlich abgeschmackt. Wissenschaften, schöne Künste, Literatur, Industrie, Politik, das Alles hat für sie kein Interesse, bleibt ihnen fast durchaus unbekannt; man könnte sie für Mondbewohner halten, die eine vulkanische Eruption uns erst gestern herabgeschickt hat. Wissen diese Leute nur erst unsern Namen, dann hacken sie sich, wo sie unser ansichtig werden, an uns an. Das einzige Mittel, ihnen auszuweichen, ist ein Umweg und rasche Beine; dann kommen wir mit einem Gruße weg. Lassen wir uns aber einmal anreden, dann wehe! Zuthätig zum Verzweifeln,

Digitized by Google

klebt diese Menschenspecies wie Vogelleim, und weicht einem den lieben langen Tag nicht mehr vom Nacken.

Dieß ist die Quintessenz der allerübertriebensten Gutmüthigkeit, der eigentlich vollsaftigen Dummheit, einer unnützen, geruchlosen Pflanze, die zwar im ganzen Gebiete unserer Kultur vorkommt, aber nirgends wohl in solchem Ueberflusse und in so schönen Exemplaren sich findet, als in Paris. Daher ist aber auch der Glücksritter, dieser feinste Erzieher der Menschheit, nirgends glücklicher, nirgends mehr in seinem Elemente, als in der großen Babel, Paris.

Indessen reihen sich zur Totalsumme der Pariser Albernheit noch gar manche andere Nullen aneinander. Vom Spezereikrämer spreche ich nicht. Seine Dummheit ist bereits sprichwörtlich geworden. Uebrigens rächt er sich für die Sarkasmen der Kluzen sehr grausam. Dieser große Todtengräber aller Schöngeister kann unzähligen seiner Spötter, wenn er seinen Zimmt, seinen Zucker, Muskatnüsse, Ingwer und Kaffee, in ihre Geistesprodukte gewickelt, in die Wagschale legt, zurufen: „Sit tibi levis!“ Ebenso wenig spreche ich von der angeblichen Beschränktheit der Finanzleute. Die Bankiers sehen heutzutage aus wie Jedermann, mit dem einzigen Unterschiede, daß sie mehr Geld haben als Jedermann.

Wer hat aber unter dem müßigen Schwarme auf den Boulevards, in der großen Allee des Tuileriengartens, auf dem Pflaster der Champs elysées, in den Staubwolken des Bois de Boulogne, auf den ersten Theaterplätzen, kurz allenthalben, wo es Gelegenheit gibt, sich sehen zu lassen, noch nicht eine gewisse höchst elegante, nette, duftende, sich zierende Klasse junger Leute beobachtet? Dieß sind die Cretins von Paris; sie haben keine häßlichen Kröpfe, gehen nicht in grober Tracht; nein, sie sind gut gewachsen, haben angenehme Züge, vortrefflichen Teint, sind in das feinste Tuch gekleidet und prangen mit der auserlesensten Wäsche. Ihr Gang, das Ausgezeichnete ihrer Kleidung, ihr Haarputz, Alles an ihnen fällt auf. Man bleibt stehen, sieht ihnen nach; ihre Moden, das ist bekannt, sind nicht die von heute, noch weniger die von gestern, nein, es sind bereits die von morgen. Sie lassen sich mit zum Kaufe ausgebotenen zierlichen Börsen vergleichen; was enthalten sie? nichts, rein nichts, nicht eine einzige Idee, keinen Verstandespfennig.

Hier aber müssen wir definiren, was wir unter einer Idee, folglich unter Denkenden und Nichtdenkenden verstehen. Ideen nenne ich nicht jene schon im Voraus ganz fertigen Unterhaltungen, jenes nur zur Abfertigung eines Geistesarmen, oder zu Tödtung der lästigen Stunden eines müßigen Tages dienende Geschwätz. Unter Idee verstehe ich keine fragmentarische, unbestimmte, verstümmelte, flüchtige, sondern eine lebendige, bestimmte, vollständige, dauernde Wahrnehmung der Seele; einen Muttergedanken, einen Gedanken, der ihrer tausend andere in sich faßt; die Are, um die eine ganze Welt sekundärer Begriffe sich dreht, die Centralsonne eines ganzen intellektuellen Systems.

Wie viele solcher Sonnen wohl im duftenden Schädel jener Herrn leuchten mögen? Nicht eine einzige. Nur eine verlange ich, dann wäre doch ein Funke Feuer in diesem Glasauge, das dem Auge eines ausgestopften Affen gleicht, dann wäre doch ihr Gesicht nicht ganz und gar eine Wachslarve, ihr ganzes Wesen nicht gar so weichlich und fade, ja ihr Halstuch wäre etwas vernünftiger geschlungen. Auf dem Balle, im Konzert, im Schauspiele, kurz, wo irgend auf Verstand und Gemüth gewirkt wird, käme dann in diese Zierpuppen doch auch ein Bischen Leben. Wir sähen sie nicht mehr auf den vordersten Sitzen im Theater, wenn das ganze Parterre vor Lachen bersten will, ihre Operngläser abwischen oder an ihrem Stöckchen käuen, wenn das Parterre schluchzt, die Handschuhe ab- und wieder anziehen, den Backenbart streichen, kurz, kalt bleibgn, gefühllos, ewig dieselben; unter dem Gelächter, unter den Thränen sitzen sie auf dem elektrischen Stuhle ihrer Albernheit, der sie von den Gemüthsbewegungen der Menge isolirt. Diese jungen Herrn, ich will es gegen Männiglich behaupten, sind Cretins. Wer die unwiederbringlich dahin eilenden Stunden nicht aus zufälliger Laune, was sogar einem Voltaire begegnen konnte, sondern aus Geckenhaftigkeit und Trägheit, nur mit seiner Toilette vergeudet, wer sein ganzes Leben lang den Narciß spielt und gleich einem Paradepferde sich ziert, ein solcher Mensch ist so wenig als der Pfau, der Truthahn, zum Denken geboren; auch er weiß nichts zu thun, als sich aufzublasen und sein Rad zu schlagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mahometanische Leichengebräuche.

(Beschluß.)

Die Mahometaner glauben, wenn sich der Maulve vom Grabe entferne, so kommen die Engel und hören des Verstorbenen Beichte an; darum tritt der Priester vierzig Schritte weit weg, damit die Engel Gelegenheit und Zeit haben, ihr Geschäft vorzunehmen. Alle glauben, Mhidhie komme einmal wieder auf die Welt; sie wollen Prophezeihungen haben, nach denen dieß Ereigniß im zwölfhundert und sechzigsten Jahre der Hegyra einträte. Einige sind sogar der Meinung, er sey beständig auf Erden, wohne aber in Wäldern und Einöden; ja es gibt Sekten, welche fest behaupten, Mhidhie besuche alljährlich inkognito den großen Tempel zu Mecca am Tage des großen Opfers; ich konnte aber trotz aller Mühe nicht

Digitized by Google

ausfindig machen, worauf sich diese Tradition stützt. Noch eine andere Prophezeihung lebt unter den Muselmännern, an die sie fest glauben: wenn es einmal in allen vier Welttheilen nichts als Christen gebe und die Christen an die Grenzen der Kaabah gelangen, so werden sie innewerden, wer der Emaum ist, der in die Welt kommen soll. Allgemein verbreitet ist ferner der Glaube, der sich auf die Autorität ihrer berühmtesten, geachtetsten Schriftsteller stützt, daß der Emaum Middie mit Christus kommt, wenn er die Erde zum zweiten Male besucht; beide wirken dann zusammen, um die Welt von allen Sünden und Lastern zu reinigen. Und solches geschieht, sagen sie, wenn einmal alle Menschen nur Eines Geistes, Eines Glaubens sind.

Wenn ich zuweilen gegen den einen oder den andern Muselmann meine Zweifel über die Sendung Mahomets als Prophet äußerte, so brachte man mich bald mit folgenden Schlüssen zum Stillschweigen: Wie viele Propheten standen unter den Israeliten auf? Gar viele; kaum wirst du sie wohl zählen können. Somit ist es keineswegs unwahrscheinlich, daß Gott in seiner Güte auch der Kinder Ismaels gedacht hat; sind doch auch sie aus dem Stamme Abrahams. Die Israeliten hatten viele Propheten; wir glauben an alle; die Ismaeliten haben nur Einen Propheten, und er ward gesandt, die Menschen aus der Finsterniß ans Licht zu führen und ihnen den wahren Gott zu verkündigen.

Alle Menschen werden einst darnach gerichtet, ob sie treu und aufrichtig ihrem Glauben zugethan waren. Ein äußeres Zeichen, welches es sey, macht nicht den Muselmann, so wenig als es etwas nützt, am Tage des Gerichts sich zu Christi Lehre zu bekennen. Der Glaube, die Religion muß im Herzen seyn.

Es gibt viele mahometanische Sekten, welche glauben, alle der Gottheit dargebrachten Opfer, zu welcher Lebenszeit sie dargebracht seyn und aus welchen Thieren sie bestehen mögen, erscheinen am Tage, wo er über die Brücke Sirraat muß, vor dem Verstorbenen und helfen ihm hinüber. Auf diesen Glauben gründet sich der unter den indischen Fürsten und Vornehmen herrschende Gebrauch, am Tage Bakrah-Eade der Gottheit Kameele zu opfern. Diese Ceremonie hängt indessen auch mit der Erzählung der heil. Schrift von Abrahams Opfer zusammen; die Muselmänner glauben aber seltsamerweise, nicht Isaak habe Abraham Gott zum Opfer dargebracht, sondern Ismael. Ueber diesen Punkt hatte ich mehr als einen Wortwechsel mit mahometanischen Schriftgelehrten, und nicht selten brachte ich es dahin, daß sie gegen sich selbst mißtrauisch wurden, besonders wenn ich sie vermochte, ihre Quellen mit einander zu vergleichen. Am Ende wußten sie wirklich nicht mehr, ob Isaak oder Ismael geopfert worden war; soviel ist aber gewiß, daß die Mehrzahl ihrer Schriftsteller Ismael von Abraham zum Opfer bringen läßt.

Der Ausdruck in dem obigen Gebete: „die Wage ist wahr," bezieht sich auf den Glauben, daß am Tage des lezten Gerichts die guten und die bösen Thaten jedes Menschen auf der Wage gewogen werden, welche zu diesem Zwecke im Himmel hängt. Der Satz: „was aus dem Buche gelesen wird, ist wahr," hängt mit Folgendem zusammen: wenn ein Mensch geboren wird, so empfangen ihn zwei Engel, welche von Stunde an beständig über ihn wachen; der eine ist immer zu seiner Rechten, der andere zu seiner Linken. Ihr Amt ist, jede Handlung des ihnen Anvertrauten in ein Buch einzutragen. Begeht er eine gute Handlung, so beten sie zum Allmächtigen, ihr Schutzbefohlener möge ausharren auf dem Pfade des Heils; müssen sie eine böse Handlung eintragen, so bitten sie den Herrn, den Sünder nach seiner Barmherzigkeit anzusehen, ihn zur Buße zu führen und ihm zu vergeben. Am Tage des jüngsten Gerichts nun wird Alles, was im Buche der beiden Engel steht, gelesen, alle Handlungen, die darin verzeichnet sind, sorgfältig abgewogen und darnach der Urtheilsspruch gefällt.

Sie glauben fest an die Wirksamkeit des Gebetes für Abwesende. Ferner glauben sie, die Seele des Verstorbenen schwebe, nachdem der Körper der Erde übergeben worden, noch eine Zeitlang über dem Grabe; dem Verblichenen wohne noch so viel Leben inne, daß er von der Leichenfeierlichkeit alles verstehe, den Priester beten und aus dem Koran lesen, und die Engel zu sich sprechen höre.

Von den übrigen zahlreichen Gebräuchen der Mahomedaner spreche ich jezt nicht; nur das will ich noch erwähnen, daß die Weiber den religiösen Pflichten mit höchster Sorgfalt und Inbrunst obliegen. Zu bedauern ist allerdings, daß ihre Erziehung im Allgemeinen so schrecklich vernachlässigt ist; es ist dies ein großes Unglück, sie sind aber nicht Schuld daran. Indessen schließt der Glaube Mahomets die Weiber keineswegs von der ewigen Seligkeit aus, wie dies Reisende, welche von den Sitten und Gebräuchen der Länder, die sie beschrieben, höchst mangelhafte Kenntnisse hatten, behauptet haben. Ein guter Muselmann unterrichtet die seinem Schutze befohlenen Weiber sorgfältig in den Lehren seiner heiligen Religion; denn er weiß, daß es seine Schuldigkeit ist, die Weiber auf dem Pfade zum Himmel zu leiten, gleichwie er ihnen Schutz und Beistand bei den zahlreichen Gefahren angedeihen lassen muß, die sie hienieden bedrohen.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

Raumers Protestation gegen die Censur.

Ihre Korrespondenten haben mit dem Berliner Neujahrsgruß gezögert, nicht weil es ihnen an Stoff fehlte, sondern weil er verdrießlicher Art war; er ist zwar durch den Aufschub nicht weniger verdrießlich geworden; die erste Gährung ist aber vorüber und es hat sich etwas geklärt, wenn auch nicht der Stoff, doch die Ansicht darüber. Erquickliches, eine recht heitere Aussicht wird Ihnen wohl von keiner Seite gemeldet worden seyn. Solcher, die sich zur Lust zwingen, gibt es freilich auch hier. Es ist recht schade, daß Hegels Schüler, durch den Tod des Meisters betroffen, oder mit der Verarbeitung seiner nachgelassenen Gedanken beschäftigt, so stumm geworden sind und uns nichts hören lassen, wie sie die Zeit erklären und die Vernunft hineinbringen, nach der wir andern Laien vergebens suchen. Indessen haben sie sich, wie man vernimmt, getheilt, und die Einen verfechten durchaus die Radikalumarbeitung der alten europäischen Dreifelderwirthschaft, während die Andern höhern Winken folgen und die Vernunft im Schweigen suchen. An die Radikalumarbeitung dachte Hegel selbst wohl nicht, wenigstens an keine durchgreifend europäische, und ob er die jüngste Vernunft im Schweigen gefunden hätte, ist sehr problematisch. Hegel mag so zur Zeit vom Schauplatz abgetreten seyn, wie Benjamin Constant. Sie hatten das Ihrige erfüllt. Kann man mehr von einem Menschen fordern?

Der Vorfall mit Raumer ist an dieser Jahresscheide das wichtigste, ich will nicht sagen Berliner, sondern allgemein preußische Ereigniß. Daß ein Schriftsteller gegen die verschärfte Censurstrenge protestirt, daß er die Nutzlosigkeit, das Lächerliche der Maßregel, das Unwürdige darin, wie das Gehässige und Verderbliche, nachweist, ist nichts Absonderliches. Das thut nicht ein Schriftsteller, es ist die Ansicht aller Schriftsteller, und ich glaube, selbst ein Professor Jarcke wagt nicht öffentlich und mit seiner Namensunterschrift die Principien zu vertheidigen, welche de facto in unsern neuesten Maßregeln sich geltend machen. Selbst die, von denen sie ausgehen, wagen nicht, sie vor sich selbst zu rechtfertigen. Es ist aber nur ein momentaner Zweck, daß dies und jenes da und dort nicht vor Augen komme; die Andern mögen lesen, so viel sie mögen. Denn was Andere vermuthen: die Principien seyen ausgestellt als Schild, um gehässig zu machen, das involvirt eine Anschuldigung, die man nicht so leichtsinnig aussprechen sollte, ohne Beweise zu haben, die ganz fehlen. Es ist nicht Bosheit, es ist nur Schwäche und Kurzsichtigkeit. Von denen es ausgeht, denen sind die Deklamationen gegen den Preßzwang ganz gleichgültig, im Gegentheil sind ihnen die heftigsten am liebsten. Je ungebärdiger die Sprache der Klage, um so mehr Grund zu einer, wie sie es nennen, „vernünftigen Beschränkung," und alle Klagen werden unter das beliebte Rubrum einer liberalen „Faktion" geschoben. Aber Herr v. Raumer ist kein Liberaler, er hat sich zu verschiedenen Zeiten sehr entschieden gegen die Parthei ausgesprochen, er ist ein anerkannt strenger Royalist, als solcher bald als Pietist, bald als katholisch Gesinnter, Feudalist, Aristokrat, zuletzt sogar als Kammerdienerhistoriker angefeindet und von unsern radikalen Publicisten vielfach mit Koth beworfen. Daß ein solcher Mann, der überdies nicht allein als Gelehrter, sondern auch als praktischer Staatsdiener die genaueste Kenntniß vom Wesen des preußischen Staates besitzt, so auftreten und mit kräftigen Worten das Censurunwesen charakterisiren konnte, erschreckte denn doch und erregte bei denen, die sich getroffen fühlten, den äußersten Grad der Reizbarkeit. Es gibt sehr ehrliche Männer unter uns (sogar liberal gesinnte), die doch vor dem Gedanken zittern, daß ein Untergebener sich unterfangen könne, eine Maßregel seiner hohen Obrigkeit zu tadeln. Bei diesen vornämlich — Rudera einer bessern Zeit (sie gehören keineswegs zu den Aristokraten von heut, welche bei uns nur ein exotisches, auf Mistbeeten gezeugtes Kunstprodukt sind, unverträglich mit dem märkischen Sandboden) — bei diesen, sage ich, galt Raumers Sprache für nicht viel anders als Hochverrath, oder, gelinde gesprochen, Landesverrath zweiter, wenigstens dritter Klasse. Es kommt noch etwas hinzu, was der Sache bei diesen ehrlichen Altpreußen ein besonders schlimmes Ansehen gab, nämlich Raumers Werk über Polens Untergang. Der verständigen, nüchternen Natur dieser altpreußischen Patrioten ist einmal die polnische mit ihrem Schmutz, ihren tollen Sittengesetzen, der aristokratischen Despotie, mit ihrem Bauerndruck, ihrer schwachen Justiz und noch schlaffern Verwaltung durchaus entgegen. Namentlich gerecht gegen sich und alle Welt halten sie von Alters her dafür, daß den Polen nie Unrecht geschehen sey, eben weil sie so unreinlich und so unsittlich sind. In ihren Augen hat man den Polen, als man sie theilte, nur eine Wohlthat erwiesen, indem man ihnen etwas brachte, was freilich gut ist, und bei ihnen nur nicht zu den gesuchten Artikeln gehörte. Das ist der einzige Fehler bei der Theilung Polens.

(Die Fortsetzung folgt.)

Charade.

1.

Der Wunsch des Kindes, wo die Mutter geht,
Der Wunsch des Jünglings, wo sein Liebchen wandelt,
Der Wunsch des Kriegers, wo das Schwert verhandelt,
Des Leidensmüden Wunsch, wo Todesathem weht.

2. 3.

So lang es Körper nur in Anspruch nimmt,
Thut's wohl und weh, wie? kann ein jeder sagen;
Doch schwerer wird es, eine Deutung wagen,
Wenn hie und da es heiß in Menschenseelen glimmt.

1. 2. 3.

Es regt sich fröhlich und beglückt
In freier Luft von Rücksicht unverdorben,
Wird Himmelsleiter, ist ein Freund gestorben,
Am wohlsten fühlt es sich, wenn's Herz an Herzen drückt.

Doch, muß es sich verschließen, wo es wohnt,
So bleiben ihm zwei Fensterchen doch offen
Zu schöner Aussicht; oft hat sich's getroffen,
Daß durch sie Flucht gelang dahin, wo Liebe lohnt.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 6.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 49.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 27. Februar 1832.

Bin vor der Hoffnung nicht auch ich ins Knie gesunken?
Hat mein bethörter Geist nicht auch mit Lust getrunken
Ihr wonnevolles Gift?
Sie ist's, die unsern Schritt dem Schlund entgegendränget,
Mit Blumen uns bekrönt, mit Kränzen uns behänget,
Und dann ihr Opfer trifft!

Lamartine.

In der Nacht.

Die Erde schweigt, die Sterne sprechen
Herab zu jeder stummen Brust,
O Herz! was wolltest du denn brechen
In deines Grams gewohnter Lust?
Will dich die Freude nie umarmen
Mit süßem Kuß, mit sanftem Blick,
Sey reich im Schmerz, und gieb der Armen
Gern deinen stillen Wunsch zurück.

Wer mag die wilde Woge spalten,
Die ihn dem Untergang geweiht?
Vorüber ziehen die Gestalten
In wechselnder Unendlichkeit;
Alt wird das Glück und seine Gaben,
Und bleich selbst die Erinnerung;
Du sollst ein dauernd Kleinod haben:
Der ew'ge Schmerz bleibt ewig jung.

Wohl gibt es manche alte Sagen:
Von einem Kinde schön und rein,
Es soll uns trösten, wenn wir klagen,
Und Hoffnung soll sein Name seyn;
Doch längst entschwand das Reich der Mythen
Im ausgetretnen Strom der Zeit,
Und ihre lebensfrischen Blüthen
Sie schmücken nicht die Wirklichkeit.

Ein frommer Wahn, ein kleiner Nachen,
Fern von dem rothdurchblixten Strand;
Der Kleinmuth kann beim Ruder wachen,
Der Starke schwimmt an's ferne Land.
Hindurch durch Wogen und durch Wellen!
Du kommst gewiß, trotz Sturm und Graus,
An's Land, denn wenn die Fluthen schwellen,
So werfen sie den Leichnam aus.

Der heiße Wunsch, das rege Sehnen,
Die Träume unsrer Erdennacht,
Des Blickes Gram, des Auges Thränen,
Des armen Herzens schwere Fracht —
O wirf sie ab, verlaß dein Streben,
Es feßle nie dich sein Gewicht,
Will sich dein Glück nicht dir ergeben,
Ergieb dich auch dem Wunsche nicht.

K. Alt.

Die Pariser Bdotier.

(Fortsetzung.)

Ergötzlicher sind die recht derben Pinsel, die auf plumpe Naivetät, diese Bastardtochter der Dummheit und des Mutterwitzes, beschränkten Schaafköpfe par excellence. Sie geben nur ganz wahrhaftig wahre Wahrheiten preis: „Heute schreiben wir den 18. December, in vierzehn Tagen haben wir Neujahr.“ — „Die Suppe ist siedend

heiß." — „Napoleon war doch in der That ein großer Mann." Zuweilen erlauben sich diese geistreichen Leute auch seine moralische Betrachtungen: „Ich bin für alles Gute." — „Ohne die vielen Aufstände wäre es ruhiger." — „Zwischen Männern und Frauen ist doch in der That ein gewaltiger Unterschied." — „Das höchste Gut ist und bleibt doch die Gesundheit." Manchmal versteigen sie sich mit ihren Fragen ins Gebiet der Möglichkeiten: „Glauben Sie, daß wir morgen schönes Wetter bekommen?" — „Wird es wohl heute Nacht frieren?" Ihre Hauptstärke haben sie in pikanten Neuigkeiten. Sie stürmen, die Nase von Frost braudroth, mit gekrümmtem Rücken, die Hände reibend, mit den Füßen stampfend, in ein wohlgeheiztes Zimmer und plumpen mit einem: „draußen ist Mondschein, aber grimmig kalt!" in die interessanteste Unterhaltung hinein. Kurz, die Leute dieser Sorte scheinen lediglich geschaffen, um die Lücke zwischen Mensch und Thier auszufüllen. Es ist ein Orang-Outang, der die Taufe empfangen, keinen Pelz auf dem Leibe und seine Schule durchgemacht hat. Ja, die Mehrzahl dieser Unglücklichen hat sogar Studienpreise erhalten!

In unsere große Klasse der Nichtdenkenden gehört ferner auch die Familie der Plagiatoren und Idioten, die nicht selbst, sondern nur durch andere denken, und sich, wie unsers Hutes, so unsers Gehirns, in Ermanglung eines eigenen bedienen:

Erste Species: Jockomenschen. Sie reden, wenn wir sprechen, schweigen, wenn wir schweigen, sie würden sich allenfalls, sezten wir das Messer uns an die Gurgel, den Hals abschneiden. Sie sind unser Echo, unser affenhafter Doppelgänger. Wir sagen: „Der Friede ist recht löblich, nur darf er nicht theurer als der Krieg zu stehen kommen" — „Ja, ja," wiederholt das Echo, „nicht theurer als der Krieg zu stehen kommen." — „Die Regie verkauft uns Tabak, der keinen Fidibus werth ist!" — Echo: „Der keinen Fidibus werth ist!"

Zweite Species: Der Papagaimensch. Dieser hascht jeden Morgen da oder dort, in irgend einem neuen Buche, oder sogar aus dem Munde eines Mannes von Geist, ein Paar Gedanken auf und bringt sie den ganzen lieben langen Tag in zwanzig Salons zu Markte, wiederholt sie, wie die Drehorgel Aubers Barcarolen, fast an jeder Straßenecke.

Dritte Species: Der Geiermensch; ein schwachköpfiges Raubthier, das sich von uns mästet. Er bedarf nicht gerade eines neuen Buches oder eines berühmten Mundes. Aeußert Jemand, er sey wer er wolle, in Gegenwart dieser Heißhungrigen irgend etwas Geistreiches, Witziges von einigem, wenn auch noch so mittelmäßigem Werthe, so ist er drum; es ist gerade, als ziehe man vor einem Beutelschneider die Uhr. Die Idee ist uns richtig gestohlen, und ehe noch der nächste Morgen tagt, weiß ganz Paris sie schon auswendig. Begegnet es uns, daß wir aus Eigenliebe oder zufällig mit unserm Geisteskind zum zweiten Male herausrücken, so lächelt man, und wir selbst gelten für den Dieb. Wie angenehm! Noch mehr, unser Wildschütze stiehlt uns unser Gut und paradirt damit vor unserm Angesicht. Wir sind bei einer Abendgesellschaft sein Nachbar. Es wird von der Oper gesprochen; jeder äußert eine Meinung, eine Ansicht; wir selbst werfen mit einiger Eigenliebe die Bemerkung hin: „Der Taglioni Bein, der Noblet Arm beisammen, wo gäbe es eine vollendetere Tänzerin!" Leider sind wir gerade etwas heiser, da ist der Flibustier sogleich bei der Hand; alle Stimmen überbietend, wiederholt er: „Der Taglioni Bein, der Noblet Arm beisammen, wo gäbe es etwas Vollendeteres!" Mit beifälligem Gemurmel wird diese Aeußerung aufgenommen, und da wir allein in den Beifall nicht einstimmen, gelten wir für einen beschränkten Menschen, der die Feinheit eines Einfalles nicht zu würdigen versteht. Vielleicht ist unser Mann sogar so gefällig, unsere eigene Idee uns zu wiederholen, um sie uns faßlich zu machen.

Wieder eine andere Menschenspecies hat sich aus den stehenden Phrasen der Zeitungen ein kleines Wörterbuch zusammengeflickt, das sie bei all den wechselnden Phasen der Politik nur aufzuschlagen brauchen. Bei ihnen heißt es immer: „Der Horizont verdunkelt sich, der Himmel umzieht sich, die Zukunft geht mit Ereignissen schwanger, wir tanzen auf einem Vulkane u. s. w." Diese armen Leute bilden sich ein, der Gedanke liege in den Worten, im Ausdrucke, er sey im Diktionär fertig zu finden. Allerdings liegt er darin, etwa wie ein Pantheon in den Steinbrüchen von Montrouge.

Jeder Künstler, jeder Literator, jeder Gelehrte von nur einigem Rufe hat sein Gefolge geistiger Tellerlecker. Seltsames Volk, abentheuerliche Schaar, die alle Tempel des Rufes mit geschwungenem Räucherfasse belagert. Freunde, Feinde, Bewunderer, Verkleinerer, Schwärme Neugieriger, Wolken von Schnüfflern finden sich ein. Es ist dieß das sogenannte vertraute Publikum, es sind die Planeten des Genies. In diesem Haufen läßt sich wieder eine Sorte von Nichtdenkenden auszeichnen, eine unglückliche Species, die gerade Verstand genug hat, um einzusehen, daß sie keinen hat. Dieß ist der Straußmensch, den ein Instinkt seine Leerheit fühlen läßt, der sich derselben schämt und sich im Kreise der Schöngeister versteckt, in der Hoffnung, man werde ihn nicht wahrnehmen. Diese Proletarier des Verstandes möchten herzlich gerne Ideen haben, und sie bieten Allem auf, um welche zu bekommen. Um wie Almosen dergleichen zu erhaschen, drängen sie sich besonders an die Aristokraten des Gedankens, an die Großeigenthümer des Rufs, und schmeicheln sich mit der Hoffnung, ihrer kleinen Seele durch Anein-

anderschlagen mit jener großen Funken entsprühen zu sehen. Flammt irgend ein neuer Name auf, so umschwärmen sie ihn, wie der Nachtschmetterling das Licht. Auf diese Weise haben sie unsere berühmten Männer sammt und sonders in Pantoffeln, unsere glänzenden Geister auf dem Kopfkissen gesehen. Aber sie gleichen im betäubenden Strudel der Ideen dem Serailhüter im Kreise der schönsten Odalisken; sie lauschen, horchen, schütteln den Kopf, trauern, bedauern sich selbst.

Wir kommen nun zum Spaßhaften, zum Voltaire der Modistinnen. Nennen wir ihn den Igelmenschen; denn dieß Thier wimmelt dermaßen von Stacheln, daß man es nicht anrühren kann, ohne sich zu stechen. Diese Menschen besitzen nicht einmal Verstand genug, die Dummheit aus eigenen Mitteln zu bestreiten. Ihre Fundgrube sind die kleinen Theater, und hier bilden sie sich unter den großen Professoren der Kunst aus. Als dankbare Schüler citiren sie fortwährend ihre Meister: „Gerade wie Odry im Bär und Pascha. Haben Sie Odry im Bär und Pascha gesehen?“ Sie erzählen uns die ganze Posse haarklein, parodiren den Akteur, übertreiben, was er übertrieben hat, und wiederholen manches Quodlibet, um sich in seine originelle Feinheit einzustudiren, wohl zehnmal. Ein anderesmal überfallen sie uns im Bette: Eh bien, eh bien! encore dans les bras de l'orfèvre? — Unpäßlich? Uebler Laune? doch nicht gegen mich, hoff' ich? Denken Sie an Odrys Bären, dann vergeht die böse Laune.“ — „Ich bin weder krank, noch übel gelaunt.“ — „Charmant! so machen wir einen kleinen Spaziergang; der Himmel ist so köstlich blau, als die Erde je einen getragen.“ Beim Ankleiden frägt unser Igel: „Was treiben Sie jezt eigentlich? Was haben Sie unter der Feder?“ — „Einen Artikel für Ladvokat.“ — „Und worüber, wenn ich fragen darf?“ — „Ueber Dummheit.“ — „Aha! Da sind Sie wohl ganz erfüllt von Ihrem Stoffe?“ Beim Essen ruft er: „Bah! mit Ihrer Politik! Lassen Sie doch Ihre Politik! Wissen Sie, welcher König die größte Krone trägt? der, der den größten Kopf hat,“ und wenn es an das Bezahlen geht: so heißt es: „Garçon, la carte, et no la per-dez point!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Miszellen.

Die amerikanischen Zeitungen. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika bezahlen die Zeitungen lediglich keine Taxe. Man berechnet die Zahl der Anzeigen, welche in acht New-Yorker Zeitungen jährlich eingerückt werden, auf 536,416, wogegen in England, wo auf der periodischen Presse Stempeltaxe, Postabgabe u. s. w. lasten, 400 englische und irländische Blätter in derselben Zeit nicht mehr als 1,105,000 Anzeigen enthalten. Man schäzt die Zahl der Zeitungsexemplare, welche in den vereinigten Staaten cirkuliren, auf zehn Millionen; in England beläuft sich die Zahl derselben kaum auf den zehnten Theil. Anzeigen, wofür man in England siebzehn Dollars Einrückgebühr bezahlt, kosten in den Vereinigten Staaten Einen Dollar, und ein Artikel, welcher in lezterem Lande für das ganze Jahr blos 28 Dollars kostet, käme in einer englischen Zeitung auf 900 Dollars zu stehen.

*

Die große Ulme in Massachusets. Die Leser erinnern sich des Aufsatzes von Decandolle über das Alter der Bäume in diesen Blättern. Jene Galerie von Veteranen der Vegetation hat allgemein angesprochen und wir tragen nach, was in diesem Fache zu unserer Kenntniß kommt. — Der American Farmer erzählt, zu Hatfield in Massachusets stehe eine uralte Ulme, welche die Aufmerksamkeit aller Reisenden auf sich ziehe; sie gelte für den dicksten Baum in ganz Neuengland. Zwei Fuß über dem Boden mißt der Baum vierunddreißig englische Fuß im Durchmesser, fünf Fuß über dem Boden, von wo der Stamm nicht mehr dicker wird, beträgt der Durchmesser noch vierundzwanzig Fuß. In der Höhe von vier Fuß bemerkt man einen starken Einschnitt im Stamm, der aber schon lange wieder mit einem Wulst von Rinde überwachsen ist. Dieser Einschnitt soll, der Sage nach, schon vor sehr langer Zeit von den Indiern gemacht worden seyn, als Zeichen, wie hoch einmal das Wasser des Connecticut gestiegen sey.

*

Die größte Blume. Robert Brown hat der Linnéschen Gesellschaft zu London eine Abhandlung über ein neue, auf der Insel Sumatra entdeckte Pflanze vorgelegt. Der Reisende Arnold, der erste Entdecker derselben, hat ihr den Namen Rafflesia gegeben, nach Sir Stramfort Rafles, in dessen Auftrag er reiste. Die Blüthe entwickelt sich unmittelbar aus der horizontal laufenden Wurzel; die Knospe hat wegen der runden, einander deckenden Blätter viele Aehnlichkeit mit einem Kohlkopf; die entwickelte Blüthe mißt drei Fuß im Durchmesser. Sie wiegt fünfzehn Pfund und ihre Röhre faßt zwölf Pinten. — Die größte bisher bekannte Blume war die purpurrothe Blüthe der aristolochia cordiflora, die nach Humboldt zuweilen sechszehn Zoll im Durchmesser groß wird; die Rafflesia hat sie somit um die Ehre gebracht, die Königin der Blumen zu seyn.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

(Fortsetzung.)

Raumers Protestation gegen die Censur.

Daß ein preußischer Staatsdiener, einer, der unter Hardenberg sehr thätig gewesen bei der Wiedergeburt des

Staates, einer, der, wenn er es nicht vorgezogen hätte, Professor zu werden, jetzt wirklicher Geheime-Rath, Präsident oder gar Minister seyn könnte, ein loyaler Mann aus der angesehensten Familie, des Königs Brod essend, daß ein solcher nicht in sich selbst geschaudert, nur zu denken, daß den Polen Unrecht geschehen sey, ja, daß er es sogar ausgesprochen, geschrieben und gedruckt, erregte schon bei unsern ehrlichen Männern ein Schaudern aus Mitleid für den Mann, der nicht Lust hatte, zu schaudern. Als er nun aber, statt in sich zu gehen und von den Fürbitten der Andern zu profitiren, starr bei seiner Ansicht verblieb, aus dem Censurkollegium austrat und es duldete, daß sein Entlassungsgesuch gedruckt wurde, waren es gerade diese Liberalen des preußischen Ancien-Regime (denen sonst jede aristokratische Bevorzugung ein Dorn im Auge ist), welche nicht anders erwarteten, als daß Bann und Acht auf das Haupt des Lästerers werde geschleudert werden. Man sprach von Absetzung, Verbannung, Versetzung. Namentlich fühlte sich der Körper des Oberencensurkollegiums durch Raumers Anschuldigungen nervös gereizt, was in einer Cholerazeit allerdings kein Spaß ist. Indessen ist er noch nicht gestorben, sondern ist in so weit zu sich gekommen, daß er den Beschluß gefaßt, sein abtrünniges Mitglied zu verklagen und von ihm Rechenschaft deswegen zu fordern, daß er die Maßregeln des respectiven Körpers der Dummheit bezüchtigt. Dies wird Herrn von Raumer nicht schwer fallen, denn außer dem, was offen zu Tage liegt, sind bergehohe Aktenstöße als Belege für die Insipidität unserer Censur gesammelt. Es kann nur gewünscht werden, daß die Sache ernst zur Sprache käme, wo denn allen Vertheidigern unserer Censur, die es redlich meinen, die Augen aufgehen würden. Schon jetzt ist von diesen Mißbräuchen bei der Gelegenheit so Manches höhern Orts zur Kenntniß gekommen, was man nicht für möglich geachtet, und die Ansicht der Behörden hat sich bereits modificirt. Unsern Aristokraten war die Sache äußerst unangenehm. Sie betrachten von Alters her Raumern (wenn gleich auf ihrer äußersten Linken) als gewissermaßen zu ihnen gehörig; er vertheidigt den großartigen Sinn in allen Instituten des Mittelalters, obschon er sie um desbals nicht mehr für heute passend hält. Wenn sie ihm auch nicht ganz Unrecht geben konnten und wollten, so war ihnen doch das Aufsehen, welches die Sache machte, zuwider; es kamen so viele Fragen dabei zur Sprache, die man jetzt gern ruhen lassen wollte. Mit Eifer griffen sie daher Raumers Anzeige in der Staatszeitung, die nichts weiter besagte, als daß nicht er es gewesen, der den famösen Brief zum Druck befördert habe, auf, und suchten die Sache damit zu beseitigen, daß ja der treffliche Herr v. Raumer den Brief selbst desavouire. So war es natürlich nicht gemeint, indem jene Erklärung nur aus Familienrücksichten abgegeben war.*)

Der jetzt ermittelte Absender des Briefes an eine süddeutsche Zeitung hatte die Unvorsichtigkeit begangen, einen angehängten Privatbrief Friedrichs v. Raumer an seinen Oheim, den Präsidenten des Oberencensurkollegiums, mit abzuschreiben. Der Mitabdruck desselben machte die Erklärung nöthig. Es war weiter nichts als eine Desavouirung dieser Unschicklichkeit. Indessen läßt sich annehmen, daß diese aristokratische Partiei mit dahin gewirkt, daß man die Sache auf sich beruhen lassen. Ob das Oberencensurkollegium noch mit seiner Beschwerde officiell heraustreten wird, steht sehr dahin. Unsere eifrigen Liberalen wünschen es. Bei diesen, insoweit es eine Parthei ist, ist Raumers Ansehen wie ein Pilz über Nacht hochaufgeschossen. So spielt der Zufall. Raumer ist sich nie inconsequent gewesen; es sind die Verhältnisse, die ihn neulich auf jene, heute auf diese Partiei zu stellen scheinen. Von Anbeginn seiner schriftstellerischen Laufbahn war er ein eifriger Vertheidiger der unterdrückten Polen und hat gegen jenen falschen Satz mit aller Kraft des Talentes gefochten, daß in dem auf die Schlachtbank gelegten Polen keine Lebenskräfte mehr gelegen, sich selbst zu erholen, und aus denselben Principien, wie 1819 gegen die Turnerliberalen, kämpft er heute gegen die Absolutisten. Sein immer frischer Geist und sein scharfer Blick ist allezeit in Opposition gegen jede „allein seligmachende Idee." Leicht möglich, daß die Wagschale in einigen Jahren wieder umschlägt und der von den Liberalen jetzt mit Weihrauch Geräucherte wieder mit Koth beworfen wird, als einer, der „zurückbleibt," oder gar als „kleine Seele," „Finsterling," oder wie die Ausdrücke der Völkerfrühlingssüchtigen heißen: das allgemeine Loos derer, die, mit dem Strome nach vorwärts ziehend, nicht den festen Boden des Rechtes und des schon Errungenen verlieren wollen. Aber Deutschland ist darin glücklicher, als Frankreich und England. Die Partheistimme muß bald verhallen gegen das Wort derer, die eine Gesinnung haben. Nirgends kann eine Einzelstimme mehr wirken, als in Deutschland, und nirgends verliert sie sobald an Einfluß, wenn sich eine Parthei daran hängt.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

*) Bei der Gelegenheit darf darauf aufmerksam gemacht werden, daß manche Verwechselungen zwischen Raumer und den Verwandten seines Namens in den Zeitschriften vorzukommen pflegen. Unsers Wissens sind neuerdings vier Herrn v. Raumer genannt, aber oft verwechselt: 1) Der wirkliche Geheimerath, Excellenz v. Raumer, Präsident der General-Ordenskommission und des Obercensurkollegiums zu Berlin, ist der Oheim des Historikers. Ihn scheint Börne in seinen Briefen mit diesem verwechselt zu haben; er ist ein loyaler Altpreuße und treuester Diener seines Königs. 2) Der berühmte Geschichtschreiber, Professor und Regierungsrath Friedrich v. Raumer, Sohn des ehemaligen Anhalt-Dessauischen Geheimen Raths und Ministers v. Raumer. Unter den glänzendsten Auspicien, in großer Gunst beim Staatskanzler Fürst Hardenberg, in dessen Bureau er als vortragender Rath arbeitete, verließ er, um ganz der Wissenschaft zu leben, den Staatsdienst und wurde, erst in Breslau, dann an der Berliner Universität Professor der Geschichte, Mitglied der Akademie u. s. w. 3) Der Professor Carl v. Raumer, jetzt in Erlangen, wohlbekannt in Deutschland als Mineralog. So viel uns bekannt, neigt er sich (1819 eifriger Liberaler in Breslau) jetzt zu denen, welche das Heil der Welt in ganz andern Sphären eines beschaulichen Lebens suchen. Daher wird Friedrich v. Raumer häufig als Pietist (!) angegriffen. 4) Ein Sohn des alten Geheimeraths v. Raumer, Kammergerichtsassessor in Berlin, der, so weit verlautet, unter den Fahnen von Jarcke als feudalistischer Kämpfer seine jungen Waffen versuchen will, und, mit Eifer sich vertiefend in der Brandenburgischen Vorwelt, das Heil des preußischen Staats in jener Zeit sucht, als die brandenburgischen Bauern und Krämer vor jedem Walde beteten, daß der liebe Herrgott sie vor den Küsterin, Läderitz und Ihenplitz beschüze. Man sieht, daß, wenn Friedrich v. Raumer für die Ansichten seiner gesammten Familie einstehen soll, er eine schwere Bürde auf sich hat, und zugleich die Vorwürfe als bestallter Obercensor, als Pietist und als Feudalist ertragen muß.

Beilage: Literaturblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 50.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 28. Februar 1832.

Immer ist die Albernheit des Narren der Schleifstein des Witzigen.

Shakespeare.
Wie es euch gefällt.

Die Pariser Bdotier.

(Fortsetzung.)

Der Spaßmacher ist eigentlich nur eine Varietät des Igelgeschlechts, er weicht nur in der Form etwas ab. Der Spaßmacher besitzt eine Menge geselliger Talente. Er führt sehr gewandt und mit Anstand Taschenspielerkünste aus, räth die gedachte Karte, und ist ein angehender Bauchredner. Seinen Mapeur weiß er ganz auswendig; er trägt mit den Zähnen einen Stuhl, ein Gewehr mit ausgestrecktem Arm beim Bajonette, geht, die Beine in der Luft, auf den Händen, und im Grimassenschneiden ist er Virtuose. Ein Dutzend Accente ist ihm ein Spaß; er miaut, brüllt, bellt, sägt und schlägt mit dem Munde Feuer, bläst den Cigarrendampf aus beiden Ohren, spielt mit den Nasslöchern Flageolet; es fehlt nur noch, daß er Kiesel speist, Messer und Schlangen verschluckt. Niemand befestigt auch schneller und geschickter einen Holzschuh an einen Hundeschwanz.

Dieß Alles sind indessen nur Kleinigkeiten. Bekanntlich wird manches Thier von einem andern in instinktmäßigem Hasse verfolgt, angegriffen, getödtet. Der Todfeind, der ewige Verfolger des friedlichen, ruheliebenden Menschen ist — der Spaßmacher; er bringt seine Lebenszeit damit hin, uns alles gedenkbare Herzeleid anzuthun. Drückt er uns die Hand, so zerquetscht er uns die Finger; er tritt uns, sieht er uns schnell vorübergehen, plötzlich in den Weg; was wir gerade bedürfen, hat er uns versteckt; er zieht uns den Stuhl, auf den wir uns eben niederlassen wollen, zur Hälfte weg, streut uns Pferdestaub in die Betttücher, prakticirt uns Maikäfer unter unser Kopfkissen und schließt uns, wenn wir gerade große Eile haben, die Thüre ab. Der Spaßmacher stellt uns mit Ochsenhörnern, mit Hirschgeweih, mit Elephantenrüssel als Karrikatur zur Schau, beklebt uns die Brillengläser mit Goldschlägerhaut, leert uns die Dose aus, ziert uns mit papiernem Haarbeutel und prakticirt uns Nadeln in den Sessel. Im Schauspiele hustet oder niest er bei der allerrührendsten Stelle. Im Getümmel drängt er gerade am Aergsten und schreit dabei: „So drängen Sie doch nicht!“ Hat er in der Straße einen am Arm, so läßt er ihn in die Höhe sehen und führt ihn allermittelst in einen Schutthaufen, unter eine Dachtraufe oder mitten in eine Gosse. Geht ein nur einigermaßen hübsches Frauenzimmer vor unserem Burschen her, so folgt er ihr, so lange nur immer möglich, dicht auf dem Fuße und flüstert halblaut: „Gott! welch niedlicher, allerliebster Wuchs! Himmlisch, göttlich! Und ein Füßchen, ein Füßchen!“ Zuweilen wagt er sogar noch mehr; dieß Alles aber ohne irgend eine galante Absicht, nur Spaßes wegen. Den Männern spielt er nicht glimpflicher mit: „Aha!“ ruft er uns entgegen, „was machen Sie denn hier? Bei Tortoni erwartet Sie ein Freund.“ Wir eilen zu Tortoni; da ist weit und breit kein Freund, keine Seele hat nach uns gefragt.

Digitized by Google

Sogar das Schweigen des Spaßmachers ist unausstehlich. Weiß er irgend ein Geheimniß, an dem vielleicht unser Vermögen, unser Glück, unsere Ehre hängt, er verschweigt es uns. Umsonst bittet man ihn aufs Flehentlichste. „Bah! Bah! Freut mich, daß ich Sie ein Bischen ärgern kann; morgen, übermorgen, die nächste Woche.“ Diese Menschen sind, so wahr ich lebe, die schlimmsten unter allen albernen Geschöpfen, denn sie stiften zuweilen wirklich unberechenbares Unheil.

Nach allen diesen Menschen, die nicht denken, kommen in ganz natürlicher Folge jene, die nicht mehr denken; in ihrem Gehirne sind die Ideen zum Nebel geworden; es sind Verstandesinvaliden. Bei den Einen war das heilige Feuer nur ein Irlicht, im Schädel der andern ein Brand, der Alles verzehrte.

Die Erstern haben eigentlich nur einmal, zweimal, dreimal gedacht. Man sagt uns: „Besuchen Sie Herrn . . .; ein Mann von unendlich vielem Geiste.“ Als Beleg für dieses Urtheil führt man uns eine sehr merkwürdige Aeußerung des Mannes an. Wir besuchen ihn. So oft er den Mund öffnet, denken wir: Aufgepaßt! jezt kommt's! Allein es geht uns mit ihm gerade wie dem Kaffeehausgast, der zwei elende Spieler an einer Parthie Billard trifft und sich im ersten Augenblicke von ihrem Spiele alles Mögliche versprechen hatte, oder noch besser, wie den Juden, wenn's donnert: „Der Messias kommt! der Messias kommt!“ Keineswegs, der Messias kommt nicht, der Meisterstoß kommt nicht, das geistreiche Wort bleibt aus. Wir wollen es durchaus herauslocken und klopfen auf tausenderlei Art an die Schädelpforte; Alles vergebens, Niemand zu Hause, der Geist ist ausgewandert; keine einzige Idee, die nur Wer da? antwortet. Wie ist dieß möglich? Wer kennt nicht jene sonderbare Pflanze, die Aloe? Nach dem gemeinen Glauben blüht sie nur alle hundert Jahre, aber majestätisch hoch, und ihre Blüthe entfaltet sich mit einem Knall, gleich einem Kanonenschuß oder Donnerschlag. So blühte, so dachte auch unser Mann nur Einmal; an jenem Tage, sey es nun Zufall oder Inspiration, entschlüpfte ihm ein höchst geistreicher, weithin, lange nachhallender Gedanke; es war der einzige leuchtende Silberblick in einem ganzen albernen Leben.

Die Invaliden der zweiten Gattung haben mehr, sie haben zu viel gedacht. Ihr Stumpfsinn ist nicht Werk der Natur, sondern der Gesellschaft. Besonders im abentheuerlichen Paris erkalten nicht selten die feurigsten Naturen, gleich der Lava eines erloschenen Vulkans. Dieß Erstarren ist Folge der Erschöpfung. Zu vieles Denken nüzt ab, wie zu vieles Laufen. Schritt ist in Allem die naturgemäße Bewegung für den Menschen. Gedanken sind ein leichtes, unendlich flüchtiges Fluidum, das seinem Behältnisse entströmt, so oft man es öffnet. Sie sind ein Gas, das in uns haust, wie der Champagner in seinem Glaskerker. Der Champagner schlummert; rütteln wir ihn, so sprüht er, braust, perlt, zersprengt zuweilen seine gebrechliche Behausung. Jedenfalls bleibt, je mehr wir ausgießen, desto weniger übrig. Unsere Geistesinvaliden haben ihrem Champagner zu arg zugesezt, und ihr Gehirn ist auf der Hefe.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber den bisherigen Zustand der Presse im türkischen Reiche.

Es besteht zu Konstantinopel eine arabische, persische und türkische Druckerei, welche vor etwas mehr als hundert Jahren angelegt wurde und aus der, trotz langer Unterbrechungen, bis jezt gegen hundert Werke hervorgegangen sind. Diese Werke haben sich in größerer oder geringerer Zahl über das ganze Gebiet des ottomanischen Reichs verbreitet, und haben nach und nach nothwendig auf die Literatur und auf den sittlichen Zustand des Landes Einfluß geäußert. Aber von den Schriftstellern über das türkische Reich ist der Einfluß der Presse entweder zu gering oder zu hoch angeschlagen worden. Mit der Erscheinung einer politischen Zeitung im Reiche hat indessen für die Ottomanen eine neue Aera begonnen; ehe zehn Jahre vergehen, muß sich das Land dadurch politisch und literarisch sehr bedeutend verändert haben; wir wollen also kurz betrachten, wie es mit den Produkten der Presse bisher beschaffen war.

Schon im sechszehnten Jahrhundert bestand zu Konstantinopel eine hebräische Druckerei für die Juden, und aus ihr gingen einige Stücke der Bibel und des Talmuds hervor. Im folgenden Jahrhundert legten auch die Griechen und Armenier Druckereien an, um ihre religiösen Schriften zu vervielfältigen. Ja zu Aleppo und auf den Höhen des Libanon wurden syrische und arabische Druckereien für die melchitischen und maronitischen Christen angelegt. Die Regierung sah diese neue Industrie und ihre Produkte gleichgültig an, und getreu ihrer Politik, wachte sie nur darüber, daß Juden und Christen keine Schrift bekannt machten, welche gegen die Staatsreligion gerichtet war. Endlich im Jahr 1725 kamen einige vornehme, einflußreiche Türken auf den Gedanken, etwas, was im christlichen Europa so außerordentliche Folgen gehabt, auch in der Türkei heimisch zu machen. Der Sohn Mehemet Effendis, der seinen Vater auf seiner Gesandtschaft an den französischen Hof begleitet und hier die Wunder der Kultur kennen gelernt hatte, vereinigte sich mit einem ungarischen Renegaten, Namens Ibrahim, einem sehr unterrichteten und rastlos thätigen Manne, zu Anlegung einer Druckerei. Man schnitt Patrizen, man goß Lettern, Setzer wurden

Digitized by Google

rasch eingeübt, und im Jahr 1728 war ein Werk in zwei Foliobänden fertig.

Unter den, wie angeführt, etwa hundert Werken, welche seit diesem Zeitpunkt die türkische Presse verlassen haben, befinden sich über zwanzig Sprachlehren und Wörterbücher, vorzüglich der arabischen Sprache; einige andere behandeln die persische, die übrigen die türkische Sprache. Das Arabische ist die Sprache, welche Mahomet redete, in ihr sind der Koran und alle Sprüche des Propheten geschrieben; und da der Koran und die Sprüche noch jetzt die allgemeine Grundlage des kanonischen, bürgerlichen und Staatsrechts sind, da überdieß die vornehmsten dogmatischen, moralischen und juridischen Abhandlungen arabisch geschrieben sind, so ist vollständige Kenntniß dieser Sprache den Schriftgelehrten wie den Gesetzkundigen unerläßlich. Jeder muß daher, bevor er eine Anstellung erhält, in dieser reichen, verwickelten Sprache, welche immerhin ein mehrjähriges Studium erfordert, eine Prüfung erstehen. Das Persische ist zwar bei weitem nicht so nothwendig, wird aber von allen Türken höhern Stands, besonders wenn sie Freunde der Poesie sind, erlernt. Mit wenigen Veränderungen wird bekanntlich Arabisch, Persisch und Türkisch mit denselben Buchstaben geschrieben. Verschiedene Grammatiken dieser drei Sprachen sind in Versen abgefaßt. Die Schüler lernen sie auswendig, und mittelst des Versmaaßes und des Reims bleiben ihnen die Regeln besser gegenwärtig. Auch bei uns hat es ja früher an solchen wunderlichen Kunstwerken nicht gefehlt.

Mehrere der Werke, welche die konstantinopolitanische Presse geliefert, sind rhetorische, logische und metaphysische Abhandlungen, fast alle in arabischer Sprache. Diese aus dem Mittelalter stammenden Werke sind natürlich durchaus scholastisch. Die arabischen Philosophen bekannten sich frühzeitig zu der peripatetischen Philosophie, und Aristoteles steht gegenwärtig im Morgenlande noch so sehr in Ansehen, wie bei uns vor dreihundert Jahren. Diese Werke dienen den Professoren als Compendien bei ihren Vorträgen.

Gleich Anfangs hatte man beschlossen, den Koran und die theologischen, kanonischen, überhaupt juridischen Schriften nicht mittelst der Presse zu vervielfältigen. Der Koran gilt den Muselmännern für das offenbarte Wort Gottes, und es wäre Sünde gewesen, etwas, was kaum die Hand des nach Gottes Ebenbild geschaffenen Menschen hervorzubringen würdig ist, auf mechanischem Wege darstellen zu wollen. Ueberdies hätte man dadurch, da diese Literatur natürlich bei weitem die verbreitetste ist, Tausende von Abschreibern brodlos gemacht. Was den Koran anlangt, so besteht das Verbot noch (nur die Mahometaner in Kasan und andern moskowitischen Provinzen haben das heilige Buch unter die unheilige Maschine gebracht); was aber die theologischen und juridischen Bücher anbetrifft, so ist man in neuerer Zeit vom alten Brauche abgegangen, und zwar erst im Jahre 1803. Nur ein Mann von Sultan Selims III. verwegenem Muth — er bezahlte aber bekanntlich seine Neuerungen mit dem Leben — konnte etwas der Art durchsetzen. Seitdem sind etwa fünfzehn Werke aus jenen Fächern erschienen, theils in arabischer, theils in türkischer Sprache, und fast sämmtlich mit Comentaren versehen. Unter den juridischen Schriften verdienen besondere Erwähnung die Sammlungen von Fatfas oder Rechtserkenntnissen des Mufti, des Oberhaupts der Religion bei den Ottomanen. Bekanntlich steht es jedem Muselmann frei, in einer Gewissenssache oder wegen einer Rechtsfrage sich unmittelbar an den Mufti zu wenden. Die Fragen sind in den Sammlungen immer türkisch, die Antworten, welche sehr kurz sind, oft einfach aus ja oder nein bestehen, gleichfalls. Es gibt eine Menge Sammlungen der Art, und meistens sind die Erkenntnisse nach den Materien geordnet, Fasten, Gebet, Ehe, Erbschaft u. s. w. Zwei der gedruckten Sammlungen der Art sind aus dem 17ten, eine ist aus dem 18ten Jahrhundert.

Aphorismen

von Karl Baldamus.

Großartige Ideen lassen sich am besten mit Diamanten vergleichen. Der Vergleichungspunkt liegt nicht allein in dem beiden eigenen Lichtglanze, man kann ihn vielmehr auch in der Art ihrer Entstehung suchen. Der Diamant ist ein rein krystallisirter Kohlenstoff. Auch der großartigen Idee liegt Kohlenstoff zum Grunde, denn wir müssen sie mehr oder weniger als das Produkt eines Meinungsbrandes ansehen, das im Zustande der Abkühlung die Natur und Form des Krystalles erhalten hat. Wie nur wenige Diamanten zum Schneiden passen, so sind auch nur wenige großartige Ideen zur Einführung ins praktische Leben geeignet. Wer sie darum mit dem Auswurfe von Alltagsgedanken vermengen wollte, der würde ihren Werth verkennen und sich einer Sünde wider den heiligen Geist schuldig machen. Diamanten, die sich nicht schneiden lassen, werden als Bort zum Schleifen edler Steine verwendet. Großartige Ideen, deren unmittelbare Benutzung für das praktische Leben unthunlich ist, liefern ein herrliches Material zur Glättung und Reinigung volksthümlicher Entwürfe, die als Edelsteine in der Krone eines Königs an ihrem Ehrenplatze sind.

*

Der Unterschied zwischen der altaristokratischen und der neuliberalen Diplomatie liegt hauptsächlich darin, daß die Meinungen der erstern denjenigen Präpositionen gleichen, die über mehrere Kasus gebieten, während die Ansichten der leztern jenen Vorsetzworten ähnlich sehen, deren Herrschaft sich auf einen einzigen Kasus beschränkt.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

(Fortsetzung.)

Die berühmte Heirathsgeschichte.

Wenn ein recht ernster Vorfall die Berliner ganz zu beschäftigen droht, pflegt irgend ein Spaß sich zu ereignen, der die Aufmerksamkeit von jenem mit einemmale ablenkt. Es gibt Leute, die behaupten, daß diese Berliner Späße, oder richtiger gesprochen „Witze," immer so apropos eintreffen, daß man auf ein Comité directeur schließen könnte. So meinten Einige allen Ernstes, die „schöne Henriette" berüchtigten Andenkens sey ihrer Zeit ans Licht getreten, um die Aufmerksamkeit von einem politischen Ereignisse abzuziehen. Da es in Berlin nie an Witz fehlt (die Cholera gab eben noch ein fürchterliches Beispiel), so ist jene Annahme wohl zu weit hergeholt; aber daß man etwas dazu thut, den Witz, der sich von selbst macht, gelegentlich zu hegen und zu pflegen, um zu beschäftigen, wäre kein zu kühner Schluß. Raumers Censurgeschichte wurde sehr bald durch eine berühmte Heirathsgeschichte aus allen Salons, Theegesellschaften, Restaurationen und Cafés verdrängt, eine Heirathsgeschichte, die um so interessanter für Berlin ist, weil nichts daraus geworden ist. Der Name der betheiligten Personen lebt hier auf jeder Zunge, er ist geschrieben, gedruckt, ihre Porträts hängen an jedem Bilderladen, so daß es vielleicht keine Indiscretion wäre, wenn auch Ihr Korrespondent das, was schon publici juris ist, mit klaren Worten nennte; er will aber jeden Anschein gehässiger Klatscherei meiden, und überläßt es daher der geehrten Redaktion oder den Lesern, die Namen hinzu zu denken. Ein junger, reicher Graf, der das größte Palais in Berlin sich erbaut hat, sein silbernes Wappen über der Thür, in Ansehen bei den Höchsten und auch sonst auf einen hohen Posten gestellt, der mehr Vergnügen als Ehre bringt, entschließt sich, zu heirathen. Das ist an sich nichts Besonderes, aber wohl für die Berliner Hofcirkel, wo alle Damen seit Jahren Wetten eingehen, auf welche Glückliche die Wahl fallen werde. Seine Wahl fällt auf eine Ausländerin. Das wäre auch nichts Besonderes, wohl aber ein Verbrechen gegen die Berliner Schönen. Sie fällt auf eine — Bürgerliche. Das wäre allerdings etwas Besonderes, wenn diese Bürgerliche nicht, die reichste deutsche Erbin, zwei bis drei disponible Millionen preußisch besäße. Die Aristokratie drückt ein Auge zu, denn: il faut fumer quelquefois ses terres, erlaubte schon das Ancien Regime. König Friedrich Wilhelm der Erste hat darüber ausdrücklich ein Edikt erlassen, und die Absicht, eine wohldotirte Standesherrschaft zu gründen, hatte sogar den Beifall der Feudalisten. Aber die erste Bekanntschaft zwischen der reichen Hamburger Erbin und dem vornehmen Berliner Grafen sey, sagt Fama, durch einen wohlbekannten, freundlichen Kommissionsrath mosaischer Abkunft vermittelt worden. Das wäre allerdings etwas Besonderes, und der Witz waffnete sich schon, ehe die andere Nachricht aus Hamburg kam, daß die Erbin sich entschlossen habe und lieber nicht heirathen wolle. Ueber die Gründe hat sich Fama auch weitläuftig verbreitet; die hier gegebenen Nachrichten gehören aber mehr in das Reich der Novelle und enthalten wenigstens für den Brautwerber nichts Nachtheiliges. Daß sich Jemand um eine reiche Dame bewirbt, die Dame sich bedenkt und dann Nein sagt, ist nichts weniger als etwas Besonderes (es ist auch in Hamburg Niemand eingefallen, darauf eine Karrikatur zu machen), für Berlin aber war es etwas Besonderes. Wen ging das an? Nicht weniger als die halbe Residenz. Der liberale Berliner Egoismus, den das hohe Haus mit den Zinnen und das silberne Wappen verdrießt, fühlte sein Mäthchen gekühlt, daß der vornehme Graf, der sich so hoch über die andern Häuser hinaus gebaut, von einer Bürgerlichen einen Korb bekommen, und die Aristokraten, die es ihm vergeben, wenn er die drittehalb Millionen mit einer Bürgerlichen geheirathet, konnten ihm nie vergeben, daß er sich darum beworben, ohne sie zu bekommen; die Schönen hier triumphirten; bei Hofe, im Ballet, in der Oper, im Schauspiel, in Palästen und Häusern, bei Aristokraten und Liberalen war im ersten Augenblick Alles eins, und der böse Dämon, der diesen bösen Bund geschlossen, war die Schadenfreude. Eine Karrikatur erschein:, den Grafen auf einem Korb vorstellend, wie er, von Krebsen gezogen, nach Hamburg fährt; ein mosaischer Amor in den Lüften zeigt ihm den Weg. Das verschlungene Bild, mit Porträtähnlichkeit, hat einen, zwei, zehn Nachfolger; drei Namen, des Brautwerbers, der Erbin, des Kommissionärs schweben auf jeder Zunge, würzen jede Unterhaltung; zu den Karrikaturen Bonmots, zu den Bonmots witzige Annoncen in den Intelligenzblättern und Zeitungen „von verlornen — Pelzen" u. s. w.; kurz, ich glaube Ihnen den Sturm der Laune, der durch unsere breiten Straßen ein Paar Wochen sauste, nicht besser charakterisiren zu können, als wenn ich sage, es ging ganz Berlinisch her. — Neben dem Scherzhaften hat die Sache aber sehr viel Ernsthaftes. Zuvörderst ist gar nicht ausgemacht, ob die Sache sich so verhält; es ist möglich, daß vier Fünftel davon erlogen sind, es ist möglich, daß die Parthie nie projektirt gewesen, möglich, daß sie noch jetzt zu Stande kommt. Dann hätte die Sache etwas sehr Grausames für den Unschuldigen. Lebten wir in London, wo gegen jeden öffentlichen Charakter die Partheiung täglich solche Karrikaturen ausheckt, warum sollte da nicht ein junger Mann das Unwetter mit Leichtigkeit ertragen und abschütteln? Wir leben aber in einer Stadt, wo dies das erste Beispiel der Art ist. Man fragt: warum war das diesmal erlaubt, warum ist gegen diesen Einen ausnahmsweise eine solche allgemeine Hetzjagd des Witzes gestattet? und hört kuriose Antworten. Man will wissen, die Karrikaturen und Insertionen rühren von Individuen her, gegen die auch der hochgestellte Graf es nicht für gerathen halte, Beschwerde zu führen. Mag dies nun der Fall seyn oder nicht, so gereicht es ihm doch immer zur Ehre, auch gegen die spätern, nur vom Spekulationsgeist ausgegangenen Zerrbilder nicht eingeschritten zu seyn. Er hätte vollkommen seine Spötter aus dem Felde geschlagen, wenn er durch einen federfertigen Theaterscribenten die Geschichte brühwarm auf die Bühne hätte bringen lassen, was ihm bei seiner Stellung nicht schwer gefallen wäre. Ob dieser Ausspruch des öffentlichen Witzes von nun an, oder dies eine Mal und dann nicht wieder, vergönnt seyn wird, steht dahin. Sollte letzteres seyn, und es hat den Anschein (denn eine eben erschienene Karrikatur gegen den Contagionisten Rust ist im Augenblick unterdrückt worden), so würde die Unbilligkeit gegen den Einen um so schreiender seyn und sich bitterer rächen, als man vermuthen mag. Sind aber Karrikaturen damit ein für allemal frei gegeben, so könnte bald hier ein neuer Gewerbszweig aufblühen, für den die Berliner Talent hätten. Nicht füglich könnte aber der Ruf von Individuen durch Karrikaturen mehr verunglimpft werden, als es schon durch die Presse — mit Censur — geschehen ist. Die Wunden heilen, wie sie geschlagen werden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 51.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 29. Februar 1832.

Soll dein ganzes Lob geſchrieben, vom Beginn zum Ziele, ſeyn,
Müſſen Paradiesvögel Spender ihrer Kiele ſeyn.

Platen.

Das Grab im neuen Münſter zu Würzburg.

Von Adolph Stöber.

Im Lorenzgarten liegt ein Stein
An einer kühlen Stelle,
Da ſchwirren die Vögelein aus und ein
Und pfeifen und ſingen helle.

Es iſt ein alter Leichenſtein,
Von Trauerweiden beſchattet,
Darunter liegt im engen Schrein
Ein Sängerherz beſtattet.

Die Vöglein waren ſeine Luſt,
Es hörte gern ihr Singen,
Und hüpfte ſelber in der Bruſt,
Wie muntre Vöglein ſpringen.

Der Sänger lauſchte, mit Acht und Müh
Der Lerche Ton zu lernen:
Auch ſchallt ſein Lied wie morgenfrüh
Aus himmelblauen Fernen.

Er lernte von der Nachtigall
Das innigliche Koſen:
Drum ſingt er oft mit ſüßem Schall
Von Minneluſt und Roſen.

Auch liebt' er, wie die Vögelein,
Ein Wanderleben zu führen,
Und Gärten und Felder aus ein
Die Flügel friſch zu rühren.

So ſtreift er über den Wieſengrund
Und über die Bergesgipfel,
Bis er ein warmes Neſtchen fund
Auf einem ſtolzen Wipfel.

An Vögel mahnt des Sängers Nam',
Ein Vöglein ſaß im Schilde,
Und als er nun zu ſterben kam,
Bedacht' er ſie gar milde.

„Vier Löcher höhlt in meinen Stein,
Und ſenkt darein vier Tröglein,
Und ſchüttet Waſſer und Körner ein
Für meine lieben Vöglein!"

Und was er bat im lezten Drang,
Willfahret ward ihm eilig;
Die Kloſterbrüder hielten lang
Der Sängers Willen heilig.

Herr Walther von der Vogelweid
Iſt unſer Meiſter geheißen;
Noch fliegen Vögel aus Wald und Haid
Und ſingen ihm friſche Weiſen.

Die Pariſer Idioten.

(Beſchluß.)

Indeß war es ein herrlicher Schlag Menſchen, für das Gute, wie für das Böſe mit gleicher Gluth entbrannt. Alles Große und Schöne, was die Seele erhebt, berauſcht, träumten, wollten, erſtrebten ſie, die Einen dieß, die Andern jenes; Allen aber zerſtob die Seifenblaſe unter den Fingern. Als ſie endlich an nichts mehr glaubten, als die Sinnlichkeit ſelbſt ihre wilde Poeſie für ſie verloren hatte, da ſank ihre Seele in ſich ſelbſt zuſammen, das Saitenſpiel ihres Geiſtes zerriß, und völlige, troſtloſe Stumpfheit blieb zurück. Wie einen ruſſiſchen Rutſchberg hinab durchflogen ſie kurz und ſchnell das Leben, als Krieger, Künſtler, Dichter, Metaphyſiker, Spekulanten, Projektſchmiede, grübelnde Träumer; was bleibt ihnen? betrogener Ehrgeiz, Widerwille, Ekel, bitterer Menſchenhaß, Wahnſinn, Raſerei, Verzweiflung! Einſt in der Akademie, an der Börſe, im Athenäum, in den Boudoirs, jezt auf den Gaſſen, in Kneipen, vielleicht in noch ſchlechterer Geſellſchaft! Dieß ſind die durch ihren Sturz zerſchmetterten, zum Thiere herabgewürdigten gefallenen Engel, wandernde Leichen.

Nun aber kommen Leute, die derlei nicht zu befürchten haben; Maſchinen mit hohem Druck, derbe Schwätzer, Schwachköpfe von ſchwerem Kaliber. Ihr Konterfei beſchließe dieſe Gallerie der Nichtdenker. Auf ihrem Standpunkte ſehen wir, iſt's gleich noch Nacht, am Horizonte wenigſtens einen Schimmer, ein Morgenroth von Gedanken aufdämmern. Dieſe Leute denken in der That beinahe, es ſind wahre Centauren, halb Menſch, halb Thier. Sie treten, hat Weltverkehr ihnen nur einiges Aplomb beigebracht, bei den allerkitzlichſten Gegenſtänden feſt und keck auf. „Herr, Sie ſind wahrlich nicht dumm. Iſt dieß aber ein Verdienſt?" — „Madame, Sie beſitzen einen köſtlichen Körper!" — „Mademoiſelle, Ihr Wuchs iſt im höchſten Grade reizend!" Außerdem läuten dieſe Menſchen bei den geringfügigſten Anläſſen gleich die große Glocke und paradiren mit einem wahren Tedeumsgeſichte. „Adieu, mein Herr, Adieu!" Dabei ſchütteln ſie uns die Hand, daß wir laut aufſchreien möchten. Erblicken ſie uns, ſo winken ſie uns ſchon von ferne, rufen uns haſtig zu, laſſen uns hundert Schritte weit laufen, und wozu? Sie klopfen uns auf die Schulter oder den Arm und fragen: „Eh bien! comment va cette petite santé? Cette petite santé va-t-elle toujours comme nous voulons?" Oder aber: „Ach! bitte um Vergebung; ich irrte mich, ich hielt Sie für einen andern." Das verlohnte wahrlich der Mühe! Sprechen wir mit ihnen, ſo blaſen ſie die Backen auf, ſchnalzen mit der Zunge, oder ſchneuzen ſich ganz gewaltig. Aber in einem Salon muß man ſie ſehen, wie ſie, die Ellbogen auf die Kaminbrüſtung geſtützt, mit der Gravität eines jämmerlichen Tragöden ganze Lawinen Albernheiten mitten in die Geſellſchaft hineinſchleudern. Iſt die Rede vom Verfaſſer des „Ane mort," rufen ſie: „O ja! ein Mann, dem es ſicher nicht an Moyens mangelt." Wird Roſſinis erwähnt: „Ah! oui, oui, Roſſini, der gran Maeſtro, der Schwan von Peſaro!" Gedenkt man Horace Vernets: „Encore un qui n'est point maladroit, et qui fait de bien jolies choses. Je ne suis pas embarrassé de lui." Dieſe Leute ſind wahre Unglücksvögel in einer Geſellſchaft.

Hier aber ſtehen wir an einem mächtigen Scheidepfahle mit den Inſchriften: Albernheit. — Verſtand. Wir befinden uns in der That auf der Grenzſcheide zweier großen Reiche: hinter uns die Idioten, vor uns die Denker.

Aber welch verſchiedene Himmelsſtriche in dieſem Lande der Gedanken! Hier eine zu ſcharfe, reizende Luft, in der man zu früh, dort eine ſchwere, in der man zu ſpät denkt; kalte Regionen, in denen die Halbdenker, die Drittels-, Viertels-, Halbviertelsdenker, die Denker mit einer ganzen, vollſtändigen, aber auch nur einer einzigen Idee, einer Art Monomanie hauſen; glühendheiße Zonen, wo zu üppige, ſtürmiſche, wuchernde Phantaſien, wo die Zuvieldenker ſich abarbeiten; fern von allen endlich die ſeltenen Bewohner eines Eldorado: die Denker, welche Geiſt mit geſundem Menſchenverſtand paaren und ſtreng auf der goldenen Mittelſtraße wandeln. Sehr klein iſt ihre Zahl, ihr Gebiet höchſt beſchränkt; allein dort iſt die Luft ſtets ätheriſch rein, die Sonne weder matt noch glühend, ſtets nur mild erwärmend, und die Natur raſtlos fruchtbar.

Ueber den Farbeſtoff der Blätter und Blüthen und ſeine Bedeutung.

Dutrochet, von deſſen Beobachtungen an Infuſionsthieren wir vor Kurzem berichteten, iſt durch Verſuche mit Pflanzenblättern und Blumen zu Reſultaten gelangt, welche nicht minder intereſſant ſind und bei der Verbreitung, welche in neuerer Zeit Chemie und Phyſik gefunden haben, auch dem großen Publikum mitgetheilt werden können.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die mannigfaltige Färbung der verſchiedenen Pflanzentheile mit den chemiſch-organiſchen Prozeſſen, die in ihnen vorgehen, in der genauſten Beziehung ſtehen; aber dieſer Zuſammenhang zwiſchen dem äußern Farbenſchmuck und den chemiſchen Verhältniſſen der Theile entgeht uns auf unſerm jetzigen Standpunkte größtentheils noch. — Der grüne Stoff der Blätter beſteht aus Kügelchen, welche in Zellen liegen, die meiſtens nach der Dicke des Blattes aneinander gereiht ſind. Zwiſchen dieſen Reihen von Zellen liegen mit Luft gefüllte Räume, welche gegen die untere

Digitized by Google

Blattſeite zu immer zahlreicher werden. Die Luft in dieſen Räumen iſt gewöhnliche atmoſphäriſche Luft, die aber einen Theil ihres Sauerſtoffs verloren hat, indem derſelbe mit dem organiſchen Stoff des Blatts ſelbſt in Verbindung getreten iſt. Im geſunden Zuſtand beobachtet man an den Blättern nicht leicht andere Farben, als grün und roth. Das Grün iſt an der obern Fläche meiſt dunkler als an der untern, und es rührt dieß daher, daß an lezterer weit mehr Luftzellen liegen. Sind die Blätter im natürlichen Zuſtande roth, ſo iſt dieſe Farbe an der untern Fläche weit ſtärker ausgeſprochen; das Roth der obern Fläche erſcheint dagegen immer mit Grün gemiſcht. Es kommt auch vor, daß die obere Fläche ganz grün, die untere ganz roth iſt. Dieſer bei manchen Pflanzen höchſt auffallende Kontraſt brachte den Beobachter auf den Gedanken, es könnten dieſe beiden Farbeſtoffe in ihren chemiſchen, vielleicht auch in ihren galvaniſchen Verhältniſſen weſentlich von einander abweichen. Er machte nun mit den zerſtoßenen Blättern einer Pflanze, welche die beſprochene Bildung zeigt, der begonia sanguinea, Verſuche, und fand bald, daß ſich die grüne Materie am negativen, die rothe dagegen am poſitiven Pole der galvaniſchen Säule anſezte, und daß ſich jene alkaliſch, dieſe ſauer verhielt. Er ſchloß, nachdem er dieſen Verſuch vielfältig wiederholt, daß die obere Fläche des Blattes aus einem elektriſch-negativen, die untere aus einem poſitiven Farbeſtoff beſtehe. Auch am Farbeſtoffe von ganz grünen Blättern fand er dieſe ſeine Beobachtungen, hinſichtlich des verſchiedenen Verhaltens des Stoffs von beiden Flächen zum Galvanismus, vollkommen beſtätigt. Jedes Blatt enthält ſomit die Elemente eines wahren elektriſch-galvaniſchen Apparats, nämlich zwei Subſtanzen mit verſchiedenem elektriſchem Verhältniß und verſchiedener chemiſcher Wirkung übereinander. Nimmt man einen Tropfen vom gemiſchten Farbeſtoff der obgenannten begonia sanguinea, und bringt Alkali dazu, ſo verſchwindet der rothe Stoff, weil er ſich mit dem Alkali verbindet, bringt man Säure dazu, ſo verſchwindet der grüne Stoff. Nimmt man Farbſtoff von einem oben und unten grünen Blatt, ſo wird zwar ſowohl durch das Alkali als durch die Säure ein Theil des Grüns zerſtört; die Säure entfärbt aber den Stoff von der obern, das Alkali den von der untern Fläche.

Der Beobachter glaubt hieraus die ſchon längſt beobachtete und allgemein bekannte Wirkung der Alkalien und Säuren auf gewiſſe Farbeſtoffe der Blumen erklären zu können. So werden z. B. die blauen Pflanzenfarben durch Säuren roth und durch Alkalien grün, und das blaue Lakmuspapier iſt jedem, der je ein wenig in die Chemie gepfuſcht hat, als Mittel, die Gegenwart von Säure und von Alkali zu entdecken, bekannt. Nach Dutrochet befinden ſich in jeder blauen Blume — um hier bei dieſen ſtehen zu bleiben — zwei blaue Farbeſtoffe von entgegengeſezter elektriſch-galvaniſcher Natur, wie ſich, wie wir geſehen haben, im ganz grünen Blatte zwei ſolche grüne Stoffe finden. Der poſitive blaue Farbeſtoff verſchwindet, wenn man Alkali an die Blume oder das mit ihrem Safte gefärbte Papier bringt, indem er ſich mit dem Alkali verbindet, und nur der negative blaue Farbeſtoff bleibt zurück, iſt aber in Grün verwandelt. Säure dagegen verbindet ſich mit dem negativen blauen Stoff; er verſchwindet, und nur der poſitive bleibt zurück, iſt aber in Roth verwandelt. Es wird dem Leſer nicht entgehen, daß bei dieſer Entfärbung des blauen Pflanzenpigments aus den Blüthen die beiden Elementarfarben der Blätter, grün und roth, getrennt wieder auftreten. — Was der Beobachter anfänglich nur nach der Analogie mit den Blättern geſchloſſen hatte, nämlich die Exiſtenz von zwei galvaniſch verſchiedenen Stoffen auch in den Blüthen, hat er ſpäter durch Verſuche an der Voltaſchen Säule beſtätigt gefunden.

Nach allem dieſem ſind, nach Dutrochet, die Blumenblätter, wie die eigentlichen Blätter, wahre galvaniſche Säulen, oder vielmehr iſt jedes Blatt, jedes Blumenblatt ein Plattenpaar der Säule, oder was man ein galvaniſches Element nennt. Bekanntlich ſaugen die Gewächſe Sauerſtoff aus der Luft ein und ſtoßen wieder welchen, unter Mitwirkung des Sonnenlichtes, aus. Die obere, negative Seite des Blattes iſt beſtändig dem Lichte zugekehrt, und ſie ſtößt Sauerſtoff aus, während die untere, vom Lichte abgekehrte, poſitive Fläche Sauerſtoff einſaugt, wozu ſie eben die obenbeſchriebenen größern Zellen beſizt. Auf dieſe Weiſe geht, angefacht vom Reize des Lichts, das Wechſelſpiel der Oxydation und Desoxydation an den beiden Polen dieſer lebenden galvaniſchen Säulen ſtill, aber ewig ſicher ſeinen Gang.

Daraus, daß dieſer Athmungsprozeß, wenn man es ſo nennen will, durch eine galvaniſche Säule vermittelt, die ihren negativen Pol nach oben hat, zum Leben des Blattes nothwendig iſt, erklärt ſich, warum ſich die Blätter wieder umdrehen, wenn man künſtlich ihre untere Fläche nach oben gekehrt hat. Die untere Fläche wird vom Licht widernatürlich gereizt, und die natürlichen Funktionen des Blattes ſind geſtört, bis das naturgemäße Verhältniß wieder hergeſtellt iſt. Im grünen Stoffe des Blattes und im buntgefärbten der Blüthen iſt der unmittelbare Siz dieſer Reizbarkeit, dieſer Empfindlichkeit gegen das Licht; denn nur gefärbte Pflanzentheile zeigen auf die Einwirkung des Lichts Bewegungen; die ungefärbten Theile, wie die Wurzeln, ſuchen weder das Licht, noch fliehen ſie daſſelbe. Nach allem dieſem hält ſich Dutrochet zu dem Schluſſe berechtigt, daß der Farbeſtoff und beſonders die grüne Mate-

rie bei den Gewächsen eine ähnliche Rolle spielt, wie das Nervensystem bei den Thieren.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

(Beschluß.)

Runde des großen Kurfürsten. Vakante Stellen.

Der große Kurfürst hatte auch in dieser Neujahrsnacht seine alljährige Runde angetreten. Seine kurfürstliche Gnaden scheinen indessen etwas verstimmt gewesen zu seyn und haben höchst wenig von dem observirt, worauf Andere, die nicht Geister sind, mit jedem Schritte stoßen. Pestilenz und Krieg anlangend, gewahrt er zum Exempel nur etwas von ersterer, und wiewohl er sich als barmherziger Samariter erweist und einen Choleraktanken, vor dem gewisse Contagionisten fliehen, eigenhändig mit ins Lazareth trägt, stößt er doch gerade damit bei den Frommen an, die es ihm nicht vergeben, daß er den Zechfrohsinn der Berliner während der bösen Schickung billigt und lobt. Sehr gut wäre es, wenn er deshalb vom Kriege nichts erwähnte, weil er keinen voraussieht; das scheint aber nicht der Fall; er scheint vielmehr die ganze Materie nicht zu lieben und alles, was damit in Verbindung steht, zu vermeiden, und der Berliner Witz wirft ihm vor, er habe sich in seiner seligen Welt zu sehr damit beschäftigt, unsere temporellen Censurmandate zu studiren, was man von einem Geist, und noch dazu eines so erleuchteten Monarchen, unpaßlich findet. Uebrigens verbreitet er sich über manche Dinge, wie früher, mit Anmuth und Laune.

In den Berliner Staats- und gelehrten Angelegenheiten florirt jezt die Rubrik Vacat. Uns fehlte, außer vielem Andern, noch immer:

1) ein Justizminister,
2) ein Polizeipräsident,
3) ein Oberbürgermeister,

ferner

4) ein (spekulativer Haupt- und Staats-) Philosoph,
5) eine erste Sängerin,
6) ein oder einige Liebhaber.

Was den Justizminister anlangt, so hatte die Berliner Conversation jeden Tag einen ganz gewiß, der aber am nächsten Tage wieder ein anderer wurde. Zulezt theilte sich das Gerücht entschieden zwischen Herrn v. Kamptz und Herrn v. Grollmann. Für und gegen beide wurde viel gesprochen; dieser galt als Kandidat für die liberale, jener für die antiliberale Ansicht. Man konnte sich in Beiden geirrt haben, wenn überhaupt die allgemeinen Ansichten von liberal auf unsere Verhältnisse passen. Herr v. Grollmann steht als Präsident, als ehemaliger Militär und als Bürger in Ansehen und im Ruf ausgezeichneter und unerschrockener Tüchtigkeit; doch fand man bedenklich, da seine nächsten Familienglieder (lauter tüchtige Männer) die höchsten und einflußreichsten Justizämter schon bekleiden, wenn noch ein Glied aus derselben Familie Chef der ganzen Justiz würde; auch hielt man ihn für mehr berufen zum Präsidenten des ersten, in hohem Ansehen stehenden Gerichts des Königreichs, als zum administrativen Regens der einer eingreifenden Umgestaltung bedürfenden Justiz und Gesezgebung. Was sich gegen Kamptz sagen läßt, weiß man in Deutschland besser als hier; Herr von Kamptz selbst aber kann sagen: ich bin besser als mein Ruf. Hier kam etwas anderes zur Sprache: die Streitigkeiten des Kammergerichts mit demselben als vikarirendem Minister. Herr v. Kamptz, als ein äußerst thätiger, rasch handelnder Mann (eine Eigenschaft, die ihn für viele andern Ministerialbranchen bei uns äußerst wünschenswerth machte), hatte sich manche Eingriffe in das Gerichtsverfahren, z. B. durch Strafmilderungen, Erlasse u. s. w. erlaubt, welche ein preußisches Gericht nicht dulden konnte. Wiederholte Protestationen und Vorstellungen dagegen bei des Königs Majestät waren nicht ohne Wirkung geblieben, obgleich der König in seiner milden, ausgleichenden Art, die ungern einer Person wehe thut, nicht entschieden das Verfahren gerügt hatte. Indessen wäre immer eine traurige Spannung zwischen dem ersten Gerichte und dem Minister geblieben, wenn Herrn von Kamptz die lange verzögerte Ernennung getroffen hätte. In diesem Augenblicke aber vernimmt man eine eigene Ausgleichung zwischen den streitenden Principien. Der Präsident Mühler aus Breslau ist zum Justizminister ernannt, mit allen Funktionen eines solchen, außer der Leitung der Gesezrevision und der Beaufsichtigung der rheinischen Gerichtshöfe, welche beide dem ältern Mitbewerber verbleiben. So erhält Preußen, nachdem es zwei Jahr gar keinen gehabt, jezt zur Entschädigung zwei Justizminister. Man ist allgemein mit der Wahl zufrieden, da Präsident Mühler den Ruf eines eben so fähigen, als rechtlichen und liebenswürdigen Beamten genießt. Herr v. Kamptz aber neuerdings die Zuneigung und das Vertrauen der Rheinländer sich in vollem Maaße erworben hat. Dürfte man noch eine Förderung der nur allzulange verzögerten Justizrevision von ihm erwarten, so wäre das erste Vacat ziemlich befriedigend gefüllt.

Der Abgang des Polizeipräsidenten wurde mehr empfunden, als der des Justizministers. Unter den Augen des Hofes, der Prinzen, der Stadt handeln zu sollen, Einreden, Anordnungen von dort unterworfen, dazu durch die öffentliche Stimme in Allem, was er thut und läßt, kontrollirt zu seyn — wahrlich, ein mißlicher Posten. Herr v. Arnim schien ihm, was Fähigkeiten und Gesinnung anlangt, sehr gewachsen. Die allgemeine Stimme war für ihn und bedauerte, als es zu Anfang des Jahres hieß, daß er seinen Abschied gefordert. Weshalb, blieb im Dunkel; man sprach von hohen und höchsten Vorwürfen wegen Nachlässigkeiten beim lezten bedeutenden Brande des Seehandlungsetablissements, und weil Arnim den Studenten erlaubt, dem an der Cholera verstorbenen Hegel ein öffentliches Leichenbegängniß zu veranstalten, Verweise, welche der pflichteifrige, aber leicht reizbare Mann nicht ertrug. Hegels Begräbniß war allerdings eine Unregelmäßigkeit, die bei der argwöhnischen Stimmung der untern Volksklassen zu Anfang der Cholera üble Folgen hätte haben können. Indeß würde, wie man meint, sich noch Alles haben beseitigen lassen, wenn der Charakter des ausgezeichneten Beamten nicht von der Art gewesen wäre, daß er keine Rügen und Verweise erträgt. Lauter Beamte dieser noli me tangere Gattung möchten keinem Staate frommen; einige davon würden an gewissen Posten sehr gut thun. Man nennt den Oberbürgermeister Francke, der in Magdeburg bis jezt, man sagt als kleiner Napoleon zum Frommen der Stadt, geherrscht, als seinen Nachfolger. So viel für heute von den beiden ersten obgenannten Posten; von den übrigen ein andermal.

Auflösung der Charade in Nr. 48:
Mitgefühl.

Beilage: Monatsregister Februar.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 52.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 1. März 1832.

Noch hab' ich das Ende nicht gesehn,
Und mich schrecken ahnungsvolle Träume.
Nicht Wahrsagung reden soll mein Mund;
Aber sehr mißfällt mir dieß Geheime.

Schiller.

Die Doppelgängerin.

Eine Novelle.

Colmar, ein Offizier in französischen Diensten, vermählte sich mit Berenizen, einer Tochter des Marschalls Bienville, von mütterlicher Seite mit dem uralten Geschlechte der Grafen von Sargines verwandt. Die Hochzeit wurde auf einem Gute des Marschalls bei Rouen gefeiert, und die Zahl und Auswahl der Gäste sowohl als die Anordnungen beim Feste waren durchaus dem Rang und Reichthum jener angesehenen Familie angemessen. Man war acht Tage schon beisammengeblieben, und jezt rückte der Zeitpunkt heran, wo Rücksichten und Sitte es forderten, das junge Ehepaar sich selbst und seinem Glücke zu überlassen. Die Equipagen der vornehmen Gäste bedeckten die einsamen Landwege; nach Nord, Süd, Ost und West zerstreute sich eine große Anzahl von Leuten, die nicht hoffen durften, so zierlich und geschmückt und in so trefflicher Laune bald wieder zusammenzukommen. Die Säulengänge des zierlich gebauten Landhauses, eben noch vom Gedränge angefüllt, waren, von der Abendsonne beschienen, ihre Schatten auf die gegenüberstehenden weißen Wände; selten daß hie und da noch ein Zöfchen oder ein zierlich gekleideter Jokey sichtbar ward, die ihrer vor dem Thore wartenden Herrschaft noch irgend ein vergessenes Toilettenstück nachtrugen. Der Staub wirbelte auf, die fliegenden Karrossen lärmten dahin, Abschiedsgrüße, Gelächter, Flüche und Peitschenhiebe füllten die Luft — dann war alles vorbei und der Abendwind flüsterte in den Gipfeln der Pinien und Pappeln und drang in die finstern Lauben des Gartens, um den geheim blühenden Violen ihre zartesten Düfte zu entlocken.

Die breiten Massen des Landhauses wurden jezt in das falbe Licht des aufsteigenden Monds gehüllt; die Gesellschaft hatte sich in den Salon zurückgezogen; der Marschall ließ die Lampen fortbringen, und so saß der kleine Kreis, in schöne Gruppen vertheilt, vom Monde beleuchtet, Anfangs in sinnendem Schweigen da. Frühlingsdüfte zogen durch die offenen Fenster, Gesang und Lautenspiel tönten aus einem nahen Pavillon herüber. Zwischendurch sah man Colmar mit übergeworfenem Mantel, an der Seite seiner reizenden Braut, aus den Schatten eines Bogenganges treten und wieder verschwinden; sie waren in herzlichem Gespräch begriffen.

„So hoffe ich denn den Sohn meines alten, theuren Freundes jezt wahrhaft glücklich zu sehen," nahm der Marschall das Wort, indem er seinen Blick mit Freude auf die Wandelnden richtete; „wohl werden sich die Wangen, die ein mehr als seltsames Schicksal gebleicht hat, wieder röthen."

Marie Belleville, die Schwester des Barons, erwiederte: „Ich will Niemanden tadeln; aber es gibt Leute, die nichts emsiger suchen, als den Schein des Unglücks. Was ist der Grund jener bleichen Wangen? warum ist Colmar unglücklich gewesen? worin bestand sein Mißgeschick? Ein großes Vermögen, eine bedeutende Familie, eine

Digitized by Google

Frau, die er nicht geliebt und deren Verlust ihm nicht schmerzhaft seyn konnte, jezt wieder Ehmann, liebend und geliebt: in allen diesen Dingen sehe ich kein Unglück; aber freilich, ein schönes schwarzes Haar, ein finster brennendes Auge und eine bleiche Gesichtsfarbe, dazu der Ruf eines vom Schicksal Verfolgten — damit ist man eben so gewiß, günstigen Eindruck zu machen, als mit Geist und Talent. Diese Ansichten werden uns ja schon frühe in Romanen gepredigt." — „Du gehst zu weit," nahm der Baron das Wort; „unser junger Freund bildet sein Inneres nicht nach jenen Mustern, die Mode und Thorheit uns vorhalten. Ein Mann, der seine Jugend unter den Stürmen eines finstern Krieges, in Verhältnissen zugebracht hat, die den innern und äußern Menschen kräftigen, ihn eher rauh als zärtlich bilden, ein Mann, der die Achtung edler Menschen sich erworben, der Wärme mit Ueberlegung, Geistesstärke mit Gefühl paart, ein solcher ist keiner Modethorheit fähig. Wenn auf eine solche Brust ein kalter, schwerer Jammer sich so drückend legt, daß er sie fast zerbricht, so müssen wir Mitgefühl, nicht spöttelnden Zweifel haben."

Die Baronesse richtete ihren Blick auf die Züge ihres Bruders, die sie im zweifelhaften Licht nur schwach sehen konnte. „Du scheinst etwas von seinen frühern Schicksalen zu wissen," sagte sie nach einer Pause; „so theile sie uns doch mit; es sind ja lauter Familienglieder zugegen, und die dürfen fordern, in dieser Angelegenheit hell zu sehen. Schon lange hat mir eine Frage der Art auf der Zunge geschwebt." — „Ich möchte nicht antworten," sagte der Marschall, „wenn ich auch könnte. Fast müßte ich glauben, nicht verstanden zu werden. — Ich halte unsern Freund für gemüthskrank." — „In dem alten Schlosse, das er in den Pyrenäen bewohnt hat," sagte ein junges Mädchen, „soll es spucken; Antoinette, die Schwester des Kammermädchens, welche die verstorbene Dame bedient hat, soll es versichert haben." — „Da hättest Du ihn wohl nicht geheirathet, Sophie?" sagte Franz, ein blonder Jüngling in Uniform, der Bruder Berenizens. „O gewiß nicht!" rief die lebhafte Kleine; „ich bewundere die Kousine, daß sie mit einem Mann so vertraut thut, dessen verstorbene Frau —" Sie stockte und konnte ihre Befangenheit nicht verbergen. „Nun was? Antoinette wird auch wohl darüber Bericht erstattet haben?" fragte der Bruder. „Laß das, Sophie," nahm der Baron wieder das Wort; „wie kommen wir überhaupt zu derlei Gesprächen? Colmar verdient unsere ganze Liebe, er ist mein Sohn, Dein Bruder, uns allen ein Freund und Verwandter; so haben wir ihn unter uns empfangen, so wollen wir ihn auch immerdar in unserer Mitte behandeln."

Mit diesen Worten erhob sich der würdige Greis, und man sah ihn dem Ehepaar entgegenschreiten, welches sich jezt eben dem Hause näherte. Colmar nahm Platz unter seinen neuen Verwandten, seine junge, zärtliche Gemahlin schmiegte sich an seine Seite, und einer ihrer reizenden Arme ruhte auf seinem Schooße. So beleuchtete der volle Strahl des Mondlichts die zarte Gruppe, indeß die Gestalten der Uebrigen mehr in den Schatten zurücktraten; nur Franzens blühende Figur lehnte erhellt am weißen Marmor der Fensterbrüstung.

„Meine Seele ist ganz Freude und Dank," hob der liebenswürdige Mann an, indem er dem Marschall die Rechte darbot; „empfangen Sie, Verehrter, im Namen dieser theuren Anwesenden, meinen wärmsten Gruß; es ist eben so beglückend für mein Herz, als erhebend für meinen Stolz, mich in dieser Mitte aufgenommen zu wissen, und mein stetes Bestreben wird seyn, jene Achtung und Theilnahme mir zu erwerben, die mir jezt im Voraus so gütig geschenkt wird." Der Baron schüttelte gerührt die Hand seines jungen Freundes. „Seyn Sie uns willkommen," rief er herzlich, „das ist unser aller Antwort." Colmar ließ bei diesen Worten sein großes, schwarzes Auge im Kreise herumgehen, wie forschend, ob er jene freundliche Zusage auch auf jeder Physiognomie ausgedrückt finde; dann heftete er seine Blicke auf den Boden und schien in ein augenblickliches Nachsinnen verloren. Die Töne der Blasinstrumente quollen durch die hellen, weißen Nebel der warmen Mondnacht, wie ferne Stimmen herüber, kein Baumblatt rührte sich, und die farbigen Blumen standen, im weißen Scheine erbleicht, unbeweglich und still unter dem Fenster. „Oft sucht der Mensch," sagte Colmar, „im Augenblicke der errungenen Seligkeit das alte vergessene Antlitz der Vergangenheit auf und schaut in dessen trübe Mienen und denkt an ein Leid, das nicht mehr ist: wohl nur, um die gegenwärtige Freude noch wärmer im Busen aufzunehmen. So entsinne ich mich, wie ich am heutigen Tage vor einem Jahr, dem Verderben hingegeben, auf jedes Lebensglück, auf den nächsten Athemzug schon verzichtete."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die französischen Schauspieler sonst und jezt.

Zu Scarrons lebendiger Schilderung der Abentheuer einer herumziehenden Schauspielertruppe und zu Hogarths nicht minder geistreichem Bilde: die Toilette der Schauspieler in der Scheune, fanden sich zwar vor der Revolution von 1789 immer noch Originale in der Wirklichkeit, jedoch bereits in weit geringerem Grade. Zu jener Zeit, wie früher und seitdem, lebten die Schauspieler selten in Wohlstand, und es war dieß übrigens vielleicht noch ihr geringstes Ungemach. Sie hatten mit Exkommunikation, Vorurtheil, falscher Stellung in der Gesellschaft grausam

Digitized by Google

zu kämpfen, und nicht immer entschädigte sie der ihnen gezollte Beifall. Wie soll man sich nun aber erklären, daß es dessen unerachtet diesem Berufe nie an Konkurrenten fehlte, ja daß Thaliens Priesterschaft sich häufig sogar durch reiche Jünglinge, Edelleute, selbst Männer in Amt und Würden ergänzt sah? Die Bühne ist eine sehr lockende, bewegte, poetische, berauschende Laufbahn, und in keiner fühlt man die Lebenskraft in üppigerer Fülle sprudeln. Ja, der Schauspieler läßt sich füglich mit dem Seemann vergleichen, der gerade im bewegten Leben seines Berufs für die tausendfachen Entbehrungen desselben Entschädigung findet. Ohne seinen gemalten Horizont zu verlassen, durchwandelt der Bühnenkünstler alle Jahrhunderte, alle Länder. Er kleidet sich in alle Kostüme, wirft sich in alle Stände, ist Krieger, Richter, Landmann, König, ist Tugendmuster und Mörder; kann man sich wundern, daß ein solcher Beruf unwiderstehliche Reize hat?

Ueberdies waren die Schauspieler eigentlich nur in der Provinz übel daran, und das Elend ward in den feurigen, phantasiereichen Gemüthern durch Hoffnung gemildert. Denn Alle hatten beständig die Hauptstadt im Auge, Alle schmeichelten sich mit der süßen Hoffnung, einstens dahin zu gelangen, Alle lebten und starben in diesem wonnigen Gedanken. Das höchste Ziel des Koulissenehrgeizes war die Comedie française. Diese war ihr Eldorado, ihr Elysium, ihr gelobtes Land. Allerdings befand sich auch dort das Künstlerpersonal in einer höchst günstigen Stellung; damals konnte der Comedien français — und diese Behauptung ist keineswegs gewagt — seine Existenz der eines Grand Seigneur, ja der eines Königs vorziehen. Damals gab es keine Politik, keine Rednerbühne, keine Sitzungen, auf die ganz Europa mit gespannter Erwartung blickt. Zu jener Zeit war nur die Bühne der Ort, auf den sich die allgemeine Aufmerksamkeit richtete; das Theater war der Sammelplatz der höhern Gesellschaft, der fast ausschließliche Gegenstand aller Unterhaltungen. Daher war auch der beliebte Künstler dem Publikum Alles: Mirabeau, Foy, Benjamin Constant, Manuel in Einer Person.

Die tragische Schauspielerin jener Zeit spielte nicht allein Prinzessinnen, Königinnen, sie war es wirklich im Leben. Kam sie aus dem Theater nach Hause, so warteten ihrer die raffinirtesten Genüsse. Die Großen machten ihr den Hof, die Dichter befangen sie, sie sah die ausgezeichnetsten Männer zu ihren Füßen; sprach man ihr von ihrem Throne und ihrer königlichen Hand vor, so glaubte sie an ihre königliche Hand und ihren Thron, und durfte daran glauben. Sind dies Illusionen, Träume, so wünschen wir dergleichen allen Bewohnern und Bewohnerinnen von Palästen.

Die Lage der Schauspieler war zwar nicht so glänzend, als die der Schauspielerinnen, indeß immer noch sehr vortheilhaft. Mit Glücksgütern und Ehren überhäuft, standen sie auf dem vertrautesten Fuße mit den höhern Gesellschaftsklassen und verbrachten ihre Tage mit den ausgezeichnetsten Männern der Zeit. Vom Marquis liehen sie ihre artigen Manieren und gaben sie ihm vervollkommnet, mit reichen Zinsen zurück. Die ersten Männer suchten eifrig den Umgang der Schauspieler, und die Damen bewarben sich um ihre Zuneigung. Der berühmte Baron war mit seiner Aeußerung: „Schauspieler sollten im Schooße von Königinnen und Kaiserinnen erzogen werden," nur bis zu einem gewissen Grade lächerlich.

Der innere Foyer des französischen Theaters, den man mit dem für das Publikum nicht verwechseln darf, war vormals der glänzendste, gesuchteste Salon von ganz Paris. Nur großen Namen oder großen Talenten stand hier der Zutritt offen. Damals mußte man den Sieger von Mahon, Marschall Richelieu, in großer Uniform beim Repertoire den Vorsitz führen sehen: um ihn, im glänzenden Kreise, lauter Männer mit historischen Namen, in goldgestickter, von Steinen blitzender Kleidung, in jenen ungeheuern Sesseln, welche noch jetzt unter den Bildnissen Molieres, Corneilles und Racines prangen. Damals mußte man die Schauspieler im französischen Kleide, mit horizontalem Galanteriedegen und hochgetragenem Haupte sehen, wie sie in den Kreis jener großen Herrn wie unter Ihresgleichen traten, die Schauspielerinnen, wie sie mit gepudertem Haare, Vertügadins und Spitzenkleidern, ceremoniös und pretentiös in dieser glänzenden Versammlung umherwandelten und mit majestätischer Würde aller Welt Huldigungen empfingen. Von der Fülle solchen Weihrauchs berauscht, legten Schauspieler und Schauspielerinnen jene großen Manieren auch im Privatleben nicht ab. Mademoiselle Clairon sprach zu ihrer Kammerfrau als Königin, mit feierlichem, würdevollem Anstande, und fragte Dufresne seinen Friseur: „Quelle heure est-il?" so erwiederte der Haarkünstler mit tiefer Reverenz: „Je.. l'ignore, Seigneur!"

Von dem Allen besteht jetzt nichts mehr, und zwar, dies läßt sich nicht läugnen, zum Nachtheile der dramatischen Kunst. Was feurige Gemüther an der Bühne besonders anzog, was sie vor Allem zu diesem Beruf bestimmte, war die Tragödie. In unsern Tagen besitzen wir leider keine Tragödie mehr; sie ist auf lange Zeit, auf immer vielleicht, zu Grabe gegangen; die Revolution hat dieser ganzen Phantasmagorie ein Ende gemacht: seit Könige ihre wirklichen Throne verloren, hat auch der tragische Künstler seinen eingebildeten eingebüßt.

Unter Napoleon indeß wiederholte sich einigermaaßen das eben beschriebene Verhältniß, freilich in ganz schwachem Nachbilde. Auch damals hatten die Schauspielerin-

nen wieder Anbeter hohen Ranges und glänzende Equipagen, auch damals war der Foyer der „Comedie française“ wieder der Schauplatz vieler ausgezeichneten, berühmten, großen Namen. Die Laraguais, Choiseul-Stanville, Segur, Ximenes versammelten sich dort, nebst Gelehrten und Literatoren, zu Unterhaltungen nach ihrer Art. Aber diese glückliche Zeit dauerte nur wenige Jahre; im Unglück der Zeit verschwanden Equipagen, Anbeter, Schwätzer, Alles. Bei der Invasion im Jahre 1814 besuchten Langeron und eine Menge anderer russischer Generale, die, ohne jemals in Paris gewesen zu seyn, die hiesigen Sitten genau kannten, gleich am Abend ihrer Ankunft das théâtre français; sie glaubten dort die höhere Gesellschaft zu finden, sahen sich aber in ihrer Erwartung getäuscht. Seit Frankreich eine Konstitution hat, ist jener Foyer verödet, und die Theaterdamen gehen zu Fuße; wenigstens ist so viel gewiß, daß seit der Restauration keine derselben sich eine Equipage angeschafft hat; was man der Art unter den Bourbonen sah, schrieb sich noch aus Napoleons Zeiten her.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Florenz, Februar.

Die Polyglotte des Homers.

Homer kommt gegenwärtig hier bei Passigli, Borghi u. Comp. in einer prachtvollen Ausgabe heraus, die mit den Leistungen der Franzosen und Engländer dreist in die Schranken treten darf. Ein Unternehmen dieser Art verdient die Aufmerksamkeit des Publikums, zumal da dies Werk eine eigene Idee realisirt hat, die bei der Wichtigkeit des Vaters der griechischen Poesie so nahe lag und doch unsers Wissens in dieser Ausdehnung noch nicht ausgeführt worden ist. Man beabsichtigt nämlich dabei eine Polyglotte der modernen Sprachen, in der Art, wie die Bibel dergleichen in den orientalischen schon sehr frühe gefunden hat. Da wir von dem Werke noch nichts gesehen haben, so wissen wir nicht, was für die Kritik des Textes geschehen soll. Da aber gar nicht erwähnt wird, welcher bei dem Drucke zum Grunde gelegt sey, oder ob man überhaupt neue Hülfsmittel oder besondern Fleiß darauf verwandt habe, sondern nur das Buchdruckerverdienst dabei hervorgehoben wird, so scheint sich die Vortrefflichkeit des Werkes auf die äußere prachtvolle Ausstattung zu beschränken. Die beigefügten lateinischen, englischen, italienischen, deutschen, spanischen und französischen Uebersetzungen sind, nebst den Kupfern, wegen des interessanten Ueberblickes, den man dadurch erlangt, immerhin interessant, aber für die Wissenschaft nicht von so großem Vortheil, wie die zu kritischen Zwecken zusammengestellten Bibelpolyglotten; denn was kann zur Erläuterung des griechischen Textes aus diesen Uebersetzungen gelernt werden? — Da die Anzeige auch in deutscher Sprache verfaßt ist, so scheinen die Unternehmer dieses Werkes auch vorzüglich auf Deutschland gerechnet zu haben. Aber andere Länder, namentlich England, dürften sich für ein so kostspieliges Unternehmen aus einfachen Gründen mehr interessiren, zumal da dort auf typographische Vorzüglichkeit so sehr gesehen wird. „Welch ein Buch,“ ruft die Anzeige emphatisch aus, „in dem einem auf jeder Seite neben Homer Heyne, Eunich, Monti, Voß, Pope und Garcia Malo entgegentreten! (die dann auch dem Franzosen St. Aignan zwischen sich einen Platz gönnen, wie es scheint, mehr seines Wollens, als seiner That wegen). Welch ein Buch, das uns auf jedem Blatte Bewunderung abnöthigt und zugleich Stoff zu den lehrreichsten Betrachtungen und Vergleichungen gibt, indem es die gebildetsten Sprachen Europas vorführt, wie sie in der Person ruhmgekrönter Wortführer um ein gemeinschaftliches Ziel mit einander ringen u. s. w.“ — Immer bleibt das Unternehmen interessant und in typographischer Hinsicht wichtig. Allerdings hat es auch viel Anziehendes, die neben einander stehenden neuern Sprachen unter einander und mit dem Urtext zu vergleichen, um die Eigenthümlichkeit einer jeden in poetischer Form und grammatischem Bau aufzufassen.

Aus der deutschen Schweiz, Februar.

Die helvetische Gesellschaft.

Die helvetische Gesellschaft ist bereits für das Jahr 1832 wieder in voller Arbeit, und die Spuren ihrer Thätigkeit sprechen in allen Kantonen zu den Freunden ein leises Wort, nämlich: helft eine der schönsten Aufgaben der Gesellschaft erfüllen, berichtet die löblichsten Thaten, welche in irgend einem Kanton durch schweizerische Tugendkraft und Vaterlandsliebe vollbracht worden sind. — In jedem Kanton wurde eine Anzahl Mitglieder und selbst auch Nichtmitglieder aufgefordert zu solchen Berichten, mit der besondern Anleitung, daß alles mitgetheilt werde, was während des ganzen vergangenen Jahres in dem heimathlichen Kanton irgend Preiswürdiges geschehen sey, und zwar, sey es durch die Weisheit des Gesetzgebers, oder durch Anordnung und Stiftung von Regierungen für öffentliches Wohl (Bildung von Schullehrerseminarien, Verbesserung solcher und ähnlicher Anstalten), oder durch ausgezeichnete Gemeinnützigkeit von Seiten einzelner Gemeinden und Körperschaften, oder durch Talent und Edelmuth von Privatpersonen. Besonders aber wurde dabei gewünscht, daß die schönern Züge, welche sich in den allgemeinen Volksbewegungen offenbarten, von Augen- und Ohrenzeugen hervorgehoben werden.

Der Wetteifer in den einzelnen Kantonen, vaterländische Unternehmungen zu machen und dergleichen befördern zu helfen, wird auf solche Weise in das rechte Geleise gebracht, und wenn einmal diese Berichterstattungen Wurzel gefaßt haben, so müssen sie bald treffliche Früchte bringen, denn kein Kanton wird zurückbleiben wollen, und hier zeigt sich besonders auch die Nothwendigkeit der Erhaltung der Individualität jedes einzelnen Kantons und die Unmöglichkeit der Verwirklichung einer sogenannten helvetischen Republik. Ein Schimpf müßte es für jeden Kanton werden, dessen Name nicht in solchem Berichte erscheinen würde, so wie für jeden Kanton ein wahrer Triumph aus den Ehrenmeldungen entsteht, die ihm in denselben zu Theil werden. In diesem Jahr ist der rühmlichst bekannte Volksschriftsteller, Heinrich Zschokke in Aarau, Berichterstatter, und jeglicher Schweizerfreund freut sich schon im Voraus auf den Duft des Blumenkranzes, welchen der kräftige Volksfreund seinem selbstgewählten und sich seiner rühmenden Vaterlande flechten wird. An Stoff gebricht es dem wackern, biedern Schweizerboten nimmer, denn er kennt Berge und Thäler, Dörfer, Städte und Flecken, und bei allen Gelegenheiten wußte er, als eine fleißige, unermüdliche Biene, den Honig auch aus den Blumenkelchen zu sammeln, die Manchem oft bitterer schmeckten, als giftige Dornen; denn er sah die ernste Richterin aller Thaten, die Zeitgeschichte, immer in reinem Glanze zur Seite und warnte zur rechten Zeit, wenn auch gewöhnlich vergeblich. — In diesem Jahre wird Ende Aprils oder spätestens zu Anfang des Monats Mai der Verein sich in Richterschweil am Zürchersee versammeln, und die Leitung des Vereins ist dem als Gemeinnutzfreund und als Staatsmann ausgezeichneten Melchior Hirzel von Zürich, Regierungsrathe, übertragen.

Beilage: Kunstblatt Nr. 18.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 53.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 2. März 1832.

Doktor. Sauer ist's, so sein Brod erwerben!
Marktschreier. Man sagt, es könne den Charakter verderben.

Goethe.

Die französischen Schauspieler sonst und jezt.

(Fortsetzung.)

Nachdem ich das frühere Schlaraffenleben unserer „Nosseigneurs Comediens" geschildert, muß ich auch die Rückseite der Medaille aufdecken. Jenes Publikum, das ihnen so eifrig huldigte, überließ sich zuweilen sehr kränkenden Launen, und die ihnen so freundlich entgegenkommenden Großen waren bei ihrer Vertraulichkeit zuweilen ziemlich derb. Marschall Richelieu sandte die Clairon nach Fort l'Eveque; als Baron sich beim Herzog von Lafeuillade darüber beschwerte, daß dessen Leute die seinigen geprügelt, erwiederte ihm der Herzog: „Aber, mein guter Baron, warum hast Du auch Leute?" Damals war die Antwort natürlich, jezt, wo eine Livree dem Roturier, der sie bezahlt, eher zugestanden wird als dem Pair, der sie nicht bezahlt, wäre jene Aeußerung eine Impertinenz.

Seltsam genug nannte man die Schauspielerinnen, verehlicht oder nicht, früher sammt und sonders Mademoiselle, heutzutage dagegen heißen sie Alle Madame; stellt man sie auf diese Weise nicht immer in eine besondere Kategorie? Ich erinnere mich dabei einer jungen, reizenden Schauspielerin, die im verflossenen Jahre als Zeugin vor dem Assisengericht erschien. Auf die Frage: „ob sie verheirathet sey?" antwortete sie: „Herr Präsident, ich bin Schauspielerin." Ich bin weit entfernt, aus dieser Anekdote etwas den Künstlerinnen unserer Zeit Nachtheiliges zu folgern; sie sind eben, wie man gegenwärtig zu sagen pflegt, eine Individualität. Jedermann weiß, daß manche Schauspieler in musterhaften häuslichen Verhältnissen leben und viele Schauspielerinnen wirklich tugendhaft sind. Doch, fassen wir den Faden unserer Betrachtungen wieder auf.

Je mehr mit der Zeit die Vortheile und Annehmlichkeiten des Schauspielerberufes sich minderten, mußte natürlich auch die Konkurrenz geringer werden. Daher drängt man sich schon lange bei weitem nicht mehr so zu Thaliens Priesterschaft, und die Talente sind demzufolge in dieser Körperschaft seltener. Seltenheit der Talente, hatte Seltenheit der Zuschauer, Seltenheit der Zuschauer, Seltenheit der Talente zur Folge, und aus dieser Wechselwirkung erklärt sich der Verfall der Bühne hinreichend. Die Theilnahmlosigkeit des heutigen Publikums an der dramatischen Kunst, besonders aber an allem, was sich auf das Innere der Koulissen und die Person der Schauspieler bezieht, hat indessen einen wirklich auffallenden Grad erreicht. Als Molé, vor fünfzig Jahren etwa, krank darniederlag, war ganz Paris in Bewegung; die Equipagen lösten sich vor seiner Wohnung den ganzen Tag ab. Kaum erfuhr man, daß es besser mit ihm gehe und der Doktor ihm erlaubt habe, einige Tropfen Bordeaux zu genießen, so wurden ihm in nicht ganz zwei Tagen von allen Seiten her über viertausend Flaschen zugesandt. Bei Talmas Verluste sahen wir allerdings wieder ein Beispiel von so regem Interesse; jene Zeit aber

Digitized by Google

liegt, obgleich es noch gar nicht lange her ist, bereits weit hinter uns; denn was haben wir vor Kurzem erlebt? Die Mars, die große Künstlerin, hat sich von der Bühne zurückgezogen, und Paris weiß es kaum.

Man wundere sich daher nicht mehr über den Verfall der Theater: der Schauspieler bedarf der regen Theilnahme und Aufmerksamkeit des Publikums, und nur in sofern man ihn achtet, ist er achtungswerth. Es lassen sich indessen noch mehrere Ursachen dieses Verfalles angeben. Vor 1789 bot sich einem Jüngling mit lebendiger, glühender Phantasie keine geeignetere Laufbahn dar, als das Theater, und dieses mußte somit eine Menge von Feuerköpfen anziehen, die gegenwärtig ganz andere Wege einschlagen. Gar Mancher — und wir scheuen uns nicht, dieß zu äußern — mancher, der in unsern Tagen in einem Aufstande oder auf der Rednerbühne sich hervorthut, würde unter dem alten Regime vielleicht als bewunderter Schauspieler auf der Bühne geglänzt haben.

Eine weitere charakteristische Verschiedenheit zwischen der alten und neuen Ordnung der Dinge auf der Bühne ist die Erfindung der Claque, ein Gegenstand, der ganz hieher gehört. Die Claque ist der Gesammtname für die handwerksmäßigen Beifallklatscher, die für klingende Münze dem Dienste der Akteurs ihre geübten, schallenden Hände widmen, und die auf der Tonleiter des Beifalls je nach der Bezahlung hoch oder tief greifen. Dieser Gebrauch, diese sonderbare Mißgeburt der modernen Industrie bestand wahrscheinlich bei den Alten nicht. Bei dem allzugroßen Umfang ihrer Amphitheater, welche ein ganzes Volk in ihren Ring versammelten, war dieß auch nicht wohl möglich. Die Handvoll Menschen, welche in unsern beschränkten Schauspielhäusern die Palmen des Ruhms vertheilen, hätte sich in jener Unermeßlichkeit verloren. Um auf eine so ungeheure Masse zu wirken, hätte es ganzer Heere von Klatschern bedurft, und bei allem guten Willen, da sie gewiß nicht weniger Eigenliebe als die unsrigen besaßen, möchten die griechischen Schauspieler doch zu einer solchen Ausgabe schwerlich die Mittel besessen haben. Bei den Römern mußte dieselbe Ursache dieselbe Wirkung hervorbringen; daher blieb auch bei ihnen die Claque lange unbekannt. Indeß sind, wie man behaupten will, bei diesem Volke die ersten Spuren derselben zu suchen, und ist dem so, so ist sie hochfürstlichen Ursprungs. Bekanntlich ließ Kaiser Nero es sich einfallen, mit den Mimen und Sängern seiner Zeit in Talent und Anstand zu wetteifern. Eines Tags ärgerte den Kaiser die Kälte der Römer, als er auftrat; der kaiserliche Histrio sandte daher seine Leibwache, die Prätorianer, in das Amphitheater, damit sie applaudirten und das Volk zum Applaus hinrießen. Nero also war der glückliche Erfinder einer, seitdem in so hohem Grad vervollkommneten, Kunst; ein solches Institut verdiente aber auch einen solchen Stifter.

Seit jener Zeit zeigt sich in der Geschichte der Claque eine unermeßliche Lücke. Neros Nachfolger und die Fürsten während des Verfalls des römischen Reichs traten nur in blutigen Trauerspielen auf, wobei jene Art von Beifallsbezeigung nicht am Orte war. Später ging die dramatische Kunst gänzlich unter, ja, die gesammte Kultur drohte zu erlöschen. — Während des ganzen Mittelalters, in den ersten Zeiten nach der Wiedergeburt der Kunst, sogar unter Ludwig XIV., finden wir keine Spur von besoldeten Klatschern. Ohne Zweifel übernahmen die Höflinge Ludwigs, wenn er auf der Bühne erschien, diese Funktion von selbst, waren indeß dafür denn doch eigentlich nicht besoldet. Erst in unsern Tagen sah man den von einem gekrönten Haupte der Vorzeit zuerst eingeführten Skandal sich erneuern. Ohne Zweifel besaßen Baron, Dufresne, Lekain anhängliche Freunde, welche sich bestrebten, dem Publikum das hohe Verdienst jener Künstler anschaulicher zu machen; eine förmlich organisirte Claque bestand aber damals noch nicht; es waren dieß, wenn man will, nur Milizen. Das eigentlich stehende Klatscherheer schreibt sich vom Erscheinen zweier Bühnenköniginnen des théâtre français her, der Georges und der Duchesnois, deren Rivalität Jahrelang ganz Paris beschäftigte und in zwei feindliche Partheien spaltete. Mit dem wahren, uneigennützigen Beifalle, den ihr Talent erndtete, nicht zufrieden, sandte jede der beiden Prinzessinnen ihre eigenen Leute ins Schauspiel, damit sie ihr applaudirten. Da dieser Wettkampf längere Zeit währte, fanden die Claqueurs nachgerade so großes Behagen an ihrem Geschäft, daß sie natürlich darauf bedacht waren, es zu einem stehenden Gewerbe zu machen. Zu diesem Ende erlaubten sie sich insgeheim auch gegen andere Schauspieler ähnliche Vorschläge, auf die man eben so geheim einging. Bald griff diese Sucht pestartig um sich, und nicht lange, so waren die eigentlichen Künstler, im strengen Sinne des Worts, die einzigen, die sich jener Schwäche nicht hingaben. Indessen ward die Stellung dieser nur sehr kleinen Zahl bald sehr mißlich. Um nicht mit den bezahlten Zuschauern in eine Klasse geworfen zu werden, hatten die bezahlenden sich das Applaudiren allmählig fast ganz abgewöhnt. Die rechtlichen, in der Regel auch bei weitem talentvollsten Schauspieler hatten sich daher von Seiten des Parterres gar keiner Beweise von Zufriedenheit mehr zu erfreuen und sahen dagegen neben sich die minder edle Mittelmäßigkeit mit erkauftem Beifalle überhäuft. Dabei blieb es indessen nicht: der Söldnerhaufe verunglimpfte sie sogar, hustete, nießte, schneuzte sich, wenn sie auftraten; sie mußten also entweder nachgeben, oder ihrem Stande entsagen. Selbst die Hartnäckigsten fügten sich endlich, und sogar Talma

Digitized by Google

entschloß sich zu jenem Tribute. Jetzt sahen die Claqueurs sich förmlich anerkannt, sie waren Herrn des Schlachtfelds und wurden förmliche Pensionärs des théâtre français.

Das von der ersten Bühne der Hauptstadt gegebene Beispiel ward bald von allen übrigen nachgeahmt. Jedes Theater bekam bald seine Claquekompagnie; der Wetteifer kam dazu, und was Konkurrenz wirkt, ist ja bekannt. Zuweilen bestehen für dasselbe Theater gar zwei verschiedene Kompagnien. In diesem Falle muß der unglückselige Schauspieler beide zufrieden zu stellen suchen; außerdem würden beide Meuten vereint, bellend über ihn herfallen. In einem der ersten Theater bezeichnet man diese Herrn mit dem Namen alte und junge Claque, etwa wie es sonst die alte und junge Garde hieß. Die alten sind im Gleise der hergebrachten Gewohnheit geblieben, ihre Nebenbuhler aber erlauben sich Neuerungen und sind die Romantiker der Claque.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Doppelgängerin.

(Fortsetzung.)

Franz und Sophie wechselten Blicke mit einander und Marie Belleville rückte näher mit ihrem Stuhle. „Wo waren Sie denn?“ fragte der Baron. „An der Küste von Sizilien,“ fuhr der Erzähler fort; „mitten in einem furchtbaren Sturme auf der See. Der Leichtsinn einiger Freunde hatte mich verführt, in eine Fahrt zu willigen, die schon unter den bösesten Anzeichen und Vorbedeutungen unternommen wurde. Drei Stunden nach unserer Abfahrt überflog den hellen Himmel ein düsterer Wolkennebel, der bei dem dumpfen Brausen des erwachenden Sturmwindes sich immer dichter und finsterer über uns zusammenzog; bald schlugen ungeheure Wellen empor, und bei dem Leuchten der Blitze erkannten wir mit Entsetzen die schroffen, tückisch drohenden Felswände des Monte Pellegrino bei Palermo; unvermeidlich schien es, daß unser schaukelndes Boot nicht an das Klippenufer geschleudert, berstend zersplitterte in der nächsten Minute; in meinen Armen lag zitternd und erbleicht der unglückliche Jüngling, der sich uns zum Führer angeboten hatte, und dessen unkundigen Händen das Steuer längst schon entsunken war. Er stammelte Gebete her an die heilige Rosalie, er flehte sie an, ihn allein zum Opfer zu nehmen; seine heißen Thränen befeuchteten meine Hände. Ich drückte meine Wangen an seine schwarzen Locken, in meinen Mantel hüllte ich die bebende Gestalt, und so lag ich da, betäubt und fast ohne Besinnung, bald von den niederfahrenden Blitzen erhellt, bald von einer tosenden Welle übergossen.“

Colmar hielt inne; seine zärtliche Gattin hatte sich zu ihm übergebogen und er lächelte ihrem besorgten Blicke mit freudiger Zärtlichkeit entgegen; eben wollte er seine Erzählung beendigen, als Berenize sich beruhigter aufrichtete und der Strahl des Mondes ihr Antlitz glänzend beleuchtete. In dem Augenblicke geschah das Entsetzliche. Colmar blickt seine schöne Geliebte an, man sieht ihn plötzlich zusammenfahren, sein ganzes Wesen erhält eine furchtbare Gestalt. Weit zurückgebogen von dem Gegenstand, der sich ihm zärtlich nähern will, stößt er einen Schrei aus, der das Blut in den Adern aller Anwesenden erstarren macht; in fürchterlicher Beleuchtung zeigt sich sein Antlitz von Wuth und Entsetzen entstellt, das Auge rollt, die Lippen beben, und ehe auch nur einer der Anwesenden es ahnen kann, hat seine erhobene Rechte einen fürchterlichen Schlag nach der Geliebten geführt.

Wem es im Leben schon einmal begegnet ist, daß ihm aus der gewohnten Heiterkeit der Umgebung plötzlich das Entsetzen entgegentrat, der begreift den Zustand, in welchem die Familie des Marschalls sich im Moment dieser Scene befand. Es traf sich gerade, daß eben jetzt ein vorbeieilendes Gewölk den Mond verfinsterte und so die Gruppe der auf das Furchtbarste aufgeregten Menschen in tiefe Finsterniß hüllte. War es da nicht natürlich, daß nach der ersten Pause des Schreckens die jungen Mädchen mit einem hellen, kreischenden Jammerlaut der Thüre zuflogen, daß jede, von einer andern im Finstern ergriffen, sich in den Händen des gespenstischen Wahnsinnigen glaubte, der in ihrer Mitte sich befand? Zwischendurch hörte man Jemanden auf das heftigste und in den tiefsten Schmerzeslauten weinen; eine unheimliche, rauhe Stimme schien plötzlich, von Niemanden gekannt, mitten unter den bekannten zu ertönen; immer lauter kreischten die Damen, immer heller und stärker ward das Geschrei nach Licht und Hülfe. Nur der Marschall hatte den klaren Blick des erfahrenen Greises nicht verloren; sicher schritt er zur Thüre und bald darauf kam er mit den Dienern zurück, welche eine Menge Lampen und Lichter brachten. Die niedergesenkten Häupter richteten sich langsam spähend auf, die aneinandergedrückten Mädchengruppen lösten sich und jedes Auge sah sich ängstlich um nach dem fürchterlichen Manne; er war nicht zu finden, er war fort. In die Ecke des Divans gedrückt, in ihren Schleier gehüllt, das Antlitz krampfhaft in die Polster gepreßt, lag die arme Berenize; Marie Belleville ließ sich tröstend und weinend zu der Unglückseligen nieder. Der Marschall stand schweigend, den starren Blick vor sich hin gerichtet, und nur

Digitized by Google

die jungen Mädchen, durch die glänzende Helle, die mit einemmal die trübe Mondnacht und den gespenstischen Spuck in ihr verscheucht hatte, ermutigt, wagten es, im leisen, oft unterbrochenen Gespräch sich ihre Bemerkungen mitzutheilen. Franz war in den Garten geeilt; sein Blut kochte, er wollte den Unwürdigen sogleich zur Rede stellen und die Schmach seiner armen Schwester auf das Empfindlichste rächen. Sein jugendlicher, rascher Sinn glaubte dieses finstere Räthsel auf solche Weise am schnellsten und sichersten gelöst; allein Colmar war nirgends zu finden; er mußte Mittel gefunden haben, das Landhaus, so wie den Garten zu verlassen. Alle Bemühungen des erbitterten Jünglings waren vergeblich, und er kehrte nach geraumer Zeit zu der Familie zurück, welche er noch immer um die leidende, tieferschütterte Berenize versammelt fand. So hatte ein einziger, fürchterlicher Schlag die Bande gesprengt, die Liebe, Freundschaft und Edelsinn für ein ganzes, glückliches Leben geknüpft wähnten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

Der Oberbürgermeister, der Staatsphilosoph und die erste Sängerin.

Ich habe in meinem vorigen Schreiben von der großen Rubrik Vacat, welche gegenwärtig bei uns auszufüllen ist, die beiden ersten Posten, den oder vielmehr die Justizminister und den Polizeipräsidenten, besprochen; ich komme jetzt zum dritten. Unser bisheriger Oberbürgermeister Büsching hatte nach einer verdienstvollen Amtsführung sein Amt mit Ehren niedergelegt. Unserer Städteordnung zufolge müssen von der Stadt drei Kandidaten gewählt werden, unter denen der König einen zum Oberbürgermeister ernennt. Man wählte, wie es heißt, um die Ernennung auf den gewünschten Dritten zu lenken, außer demselben eine unfähige Person und den bisherigen zweiten Bürgermeister von Bärensprung, von dem man allgemein glaubte, daß er, an der Spitze einer städtischen Opposition, sich nichts weniger als der höchsten Gnade erfreue. Die versöhnliche Gesinnung unsers Königs hatte sich aber schon bei einer andern Gelegenheit gegen diesen Beamten höchst erfreulich ausgesprochen, und mit königlicher Weisheit ernannte er gerade diesen, der überdies die relative Stimmenmehrheit für sich hatte. — Auch den einflußreichen Posten eines vortragenden Geheimen Kabinetsrathes bei der Person des Königs bezeichnete das Gerücht durch die Resignation des Herrn Albrecht als erledigt, und drei Ansichten bestimmten schon drei Kandidaten. Zum Glück erlaubt jedoch die Gesundheit dem Geheimen Rath Albrecht, dessen Rechtlichkeit und partheilose Verwaltung von allen Partheien gleich anerkannt wird, seinem Amte noch vorzustehen, und es möchte schwer werden, wenn er abtritt, ein Individuum zu finden, welches auf gleiche Weise so negativ (jede positive Präponderanz könnte, ausnahmsweise, auf diesem Posten gefährlich werden) den allgemeinen Anforderungen entspräche.

Hegel ist todt und keiner seiner hiesigen Schüler kann ihn ersetzen. Darüber sind Alle einig, nicht aber darüber, ob sein System ihm auf dem hiesigen preußischen Hauptlehrstuhl folgen soll, oder ein anderes. Wäre ein neues in Deutschland gerade fertig und ein Repräsentant von Einfluß da, so würde es, trotz der ministeriellen Schwärmerei für den Verblichenen, berufen werden. Da es aber fehlt, so schwankt die Wahl noch immer; Herbart in Königsberg wird genannt, die Hegelschen Gönner wünschen den Hegelschen Gabler aus Franken, Steffens Freunde setzen Himmel und Erde in Bewegung, diesen genialen Mann zu poussiren, gegen den aber ebensoviele Hebel gleich thätig sind. Vielleicht wird auch hier lavirt und die Philosophie wie die Justiz getheilt. Gern würde man einen russischen Philosophen berufen, es findet sich aber keiner. — Die königliche Akademie spricht auch nach Hegels Tode ihre Abneigung gegen denselben aus. Um sich für die Folge ganz sicher zu stellen gegen spekulativ ideelle Einbrüche, will sie, wie verlautet, durch eine große Wahl ihre empirisch ehrenwerthe Phalanx stärken. Auch hat Schleiermacher bei der jüngsten öffentlichen Sitzung zu Gunsten der Ergänzung des gelehrten Körpers durch freie Wahl aus sich heraus das Wort geführt, etwas, das wohl nicht bestritten wird, wiewohl bescheidene Zweifel obwalten, ob, auch wenn alle Spekulation ausgeschlossen wird, je eine geistige Einheit der Akademie auch nur fingirt werden könne.

Noch mehr als dem Staate ein erster Philosoph, fehlt der großen Oper eine erste Sängerin. Nachdem man sie vor ein Dutzend Jahren zu alt gefunden, meinen nun Einige, man habe die Milder zu früh gehen lassen, und könne, wie die Sachen jetzt stehen, noch jetzt auf sie stolz seyn. (Viele wollen aus diesem naturwidrigen Umstande schließen, wie es mit uns rückwärts gehe.) Die Schechner-Wagen hat man fortgelassen, die Gerber-Devrient nicht gewollt, eine in ihrem Fache eminente Sängerin, die Hähnel, jetzt eine Königin des Gesanges hier, dem Secondairetheater überlassen; auch die Fischer von Karlsruhe wäre, wie es nun einmal ist, eine werthvolle Akquisition gewesen. Nun verläßt auch der Liebling des Publikums, eine zweite erste Sängerin, Fräulein v. Schätzel, die Bühne ganz (sie heirathet den geheimen Oberhofbuchdrucker Decker), und eine völlige Verwaisung der Oper tritt ein. Aber sie kann nicht mehr verwaist seyn, als das Schauspiel. Wir sagten früher, es fehle ein Liebhaber; aber das ist nur ein Beispiel, denn wo Leben und Lust fehlen, fehlt Alles. Auch Raupach, der nun zurückgekehrt ist, fehlt. Seine Schreibelaune scheint aus, oder zu pausiren. Er hat uns eine grauenhafte russische Mastenfarce gegeben, „Moskowitische Intriguen," die zu sehr nach russischem Branntwein schmecken, nämlich der Humor darin, um zu gefallen. Doch wird eine Fortsetzung seiner Hohenstaufentragödien einstudirt, die wenigstens die Erwartung der Schauspieler für sich hat. Sonst wird nichts erwartet. Das dramaturgische Comité besteht noch, wozu weiß man eigentlich nicht mehr, da das Schlechte dadurch nicht abgehalten werden kann, wie man täglich sieht. Uebrigens verliert sich auch in dem Augenblick das Schauspiel so gänzlich unter dem Ballet, daß die einfachste Verwaltung immer noch die beste wäre.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 54.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 3. März 1832.

— Verliebte und Verrückte
Sind beide von so brausendem Gehirn,
So bildungsreicher Phantasie, die wahrnimmt,
Was nie die kühlere Vernunft begreift.

Shakespeare.

Die Doppelgängerin.

(Fortsetzung.)

In der Nacht jenes unglücklichen Tages war Colmar bleich und entstellt in seiner Wohnung in der Stadt angelangt; er hatte den Weg augenscheinlich zu Fuß zurückgelegt, denn seine Kleidung war in Unordnung und mit Staub bedeckt, die Hände blutig gerizt von den Dornenhecken, die sein eilender Fuß durchbrochen hatte; seine Diener waren erstaunt, ihn zu dieser Zeit und in diesem Aufzuge wiederzusehen, ein Arzt erschien und der Kranke mußte sich seiner Pflege anvertrauen. So verging ein Monat, während dessen ein bösartiges Fieber den Unglücklichen peinigte und es Niemanden vergönnt ward, sein Zimmer zu betreten. Nach Verlauf dieser Frist erschien Franz; Colmar selbst hatte lebhaft gewünscht, ihn zu sehen, und als der schöne zornige Jüngling jezt eintrat, erschrack er nicht wenig über die blasse, zusammengesunkene Gestalt, welche aus dem Krankenstuhl ihm die Rechte zum Willkommen darbot. „Mögen unsere Gespräche," rief der Erschöpfte, „später einen Charakter annehmen, welchen sie immer wollen, entziehen Sie, junger Freund, einem Unglücklichen den ersten freundlichen Gruß nicht, der sein Herz stärkt und zum Vertrauen ermuntert." Franz schwieg und eine Pause entstand, während welcher die widersprechendsten Gefühle in seinem Busen kämpften; endlich erhob er seinen Blick und dieser fiel in Colmars Auge, welches fest, mit freundlicher Güte auf ihm ruhte. „So soll denn das Wunderbarste geschehen?" sprach Franz bei sich. „Ich trete mit dem Mordgewehr in der Tasche zu dem Manne, dessen Auge mich stillschweigend mahnt an die Worte der Zärtlichkeit, der edelsten Gesinnung, mit denen er vor wenigen Wochen noch sich meinen Freund nannte — und was ist zwischen uns getreten? — ein Gespenst — eine tückische, unerklärliche Macht!"

Colmar schien diesen Gedanken zu errathen; er sprach mit fester Stimme: „Mein Bruder, ich weiß, was Sie zu mir führt; machen Sie es kurz. Ich habe Ihre liebenswürdige Schwester beleidigt, tödtlich beleidigt. — Sie kommen, um mich zu fordern; wohl, ich bin bereit! Sie sollen sich mit keinem Gichtbrüchigen, Fiebergeschwächten schlagen; Ihre Nachsicht hat mir vollkommen Zeit gegeben, mich zu erholen; bestimmen Sie die Waffen, die Stunde." Er erhob sich hier, und den Arm kräftig auf den Kamin gestüzt, stand der schöne, hohe Mann aufrecht da im vollen Bewußtseyn seiner alten, wiedergewonnenen Ruhe und Kraft; jede Spur von Krankheit schien in diesem Moment verwischt; die weißen Gewänder seiner Umhüllung flossen in reichen Falten an den Boden herab. Franz fühlte sich so klein und unbedeutend gegen die finstere, prächtige Gestalt vor ihm, und er sprach halbundeutlich die Worte hin: „Den Grund meiner Erscheinung, Herr von Colmar, wird Ihnen ganz Rouen erklären können, welches eben so entsezt als befremdet über einen Vorfall ist, der —" — „Kein Wort davon!" entgegnete

Digitized by Google

der Offizier; „die Beleidigung Ihrer Schwester, Bienville, war die That eines Niederträchtigen. Ich bin keiner, allein Sie haben volles Recht, mich für einen solchen anzusehen, darum keine Entschuldigung weiter. Welche Waffen?“ Franz deutete mit einem stummen Blick auf die Pistolen. „Und die Stunde?“ — „Morgen um sieben Uhr in der Frühe.“ — „Der Ort?“ — „Im Wäldchen vor dem Landhause meines Vaters.“

Beide Männer erschienen am andern Morgen da, wo sie sich treffen wollten; Franz hatte den ersten Schuß, er schoß und fehlte. Als jetzt die Reihe an Colmar kam, feuerte er die Pistole in die Luft ab und bot seine Brust noch einmal der Waffe seines Schwagers dar; als Franz sich weigerte, kam er einige Schritte ihm näher, und die Hand dem Jüngling darreichend, fragte er mit weichem Tone: „So willst Du, mein Bruder, Vergebung einem Unglücklichen schenken, der Dein Mitleid, aber nicht Deinen Haß verdient?“ Als Franz eine bejahende Bewegung machte, fühlte er in demselben Moment die Brust seines Freundes mit ungestümem Klopfen an der seinigen. Colmar zog ihn nach sich in ein Gebüsch, wo ihre Pferde angebunden standen. Hier ließen sich beide auf einen einsamen Sitz nieder. Lange dauerte es, ehe die stürmische Bewegung, in welcher sich Colmar befand, es erlaubte, daß er die ersten zusammenhängenden Reden vorbrachte. „Ich bin kein Elender, kein Nichtswürdiger!“ rief er. „Du, mein Bruder, der mich in bessern Tagen gekannt, Du schaust in mein Herz, Du siehst, wie es von tausend und abertausend Martern zerrissen wird. Gräßlich höhnendes, doppelgestaltetes Wesen in mir! Deiner Wuth bin ich machtlos dahin gegeben! Sahst Du denn nicht, mein Bruder, daß die That, die ich mit so entsetzlicher Frechheit vor euern Augen ausübte, nicht mir gehörte? ein Wesen der Hölle hatte sich meiner bemächtigt, es hob meinen Arm zu dem wahnsinnigen Schlage, der das glühend geliebte Leben traf. O Fluch! o Entsetzen!“

Er verhüllte sein Angesicht und ruhte, auf den Jüngling gestützt, einige Momente, dann fuhr er fort sich in der finstersten Selbstanklage zu erschöpfen. „So jagen die fliegenden Geister der Finsterniß dem ewig nach, der sich einmal in ihrer Macht befunden. Ach, ich glaubte so selig erwacht zu seyn aus einem dunkeln Traume; von Neuem lachte mir das Leben, es bot mir lächelnd seine süßesten Kränze; der ewigen Nacht, der Vernichtung, dem tiefen Grabe glaubte ich meine Qual dahingegeben; mein trüber Sinn dürstete, das Entsetzliche zu vergessen, schon glaubte ich, überwunden zu haben — da tritt von Neuem, scheußlicher als je, das Gespenst in mein Daseyn. — Auch sie — auch sie! nein, nein, es ist nicht möglich! Wahnsinn ist jeder Verdacht hier; dieser reine Engel weiß von diesem Witz der Hölle nichts — und doch — die entsetzlichen Zeichen! das Auge! — wie sie im Mondenlicht — o ich unterliege dem Grausen, mein Herz droht zu verzweifeln!“ Von Neuem hüllte er sich tief in seinen Mantel und Franz richtete einen Blick des tiefsten Mitleids auf den Mann, den er von seiner angebornen Stärke und Hoheit so tief niedergebeugt sah. Noch wurde ihm nicht das Mindeste von dem finstern Räthsel klar, doch fürchtete er sich, darnach zu forschen. Colmar richtete sich auf und sagte leise mit scheuem Blick: „Vernahmst Du nie, mein Bruder, von jener gräßlichen Erscheinung, hörtest Du nie von Doppelgängern?“ Er schauderte, als er dieses sprach, und Franz erschrack vor dem irren Blick, der Bläße seines Antlitzes. Befangen und verwirrt stammelte er: „Nein, noch nie! — aber doch — wohl Mährchen nur, wie ich glaube.“ — „Ich habe ihre gräßliche Wahrheit geschaut,“ fuhr Colmar in dumpfem Tone fort; „mein Auge hat gesehen! — O, wie sehr irrt der, welcher meint, es sey der Kreis des Geschaffenen mit den Wesen geschlossen, die sich heiter und vom Tage beschienen ihm zeigen; abwärts gekehrt, liegt der Ring in Nacht, und seinen dunkeln Halbkreis hat noch kein Auge ganz erschaut. Es gibt Wesen, die noch lange im Grabe fortleben, ein gräßliches, zuckendes Leben, so wie andere zur Welt kommen, noch mit dem Nachtraum des Todes behaftet, mit einem verschlafenen Leichenantlitz und einem noch starren Herzen. In einigen Begünstigten fließt eine solche Masse von starkem Seelenlicht zusammen, daß sie mit ihrer Liebe tausend andere unvollkommene Seelen ergänzen; andere spalten ihre Wesenheit kalt und witzig, und ergötzen sich an dem Streit, den sie nun selbst mit sich selbst führen; doch fürchterliche Meister sind die, welche es durch die Kraft eines eisernen Willens so weit gebracht, auch den Leib in doppelter Gestalt erscheinen zu lassen. Jene alte Zeit, die wir thöricht schelten, setzte für dieß gräßliche Spiel mit der Lebenskraft Scheiterhaufen und Rad fest; wir, die wir uns gebildet und aufgeklärt nennen — uns muß die Wissenschaft, selber dunkel und geheimnißvoll, Namen geben für jene Erscheinungen, die immerdar unerklärt bleiben. Gräßlich, fürchterlich, wenn wir an die Wirklichkeit der Gestalt, die vor uns steht, nicht mehr glauben! wenn wir die Geliebte zu umarmen wähnen und schließen eine Larve, eine hohle Larve an unsere Brust, die die Mienen, die Gebehrden, welche uns entzücken, tückisch nachäfft, die ohne Seele an unserer Brust liegt! Entsetzen der Hölle! wo gibts eine fürchterlichere Marter! — Du selbst, mein Bruder, wie Du hier vor mir stehst — kann ich wissen, ob Du es selbst bist, ob nicht in diesem Moment, wo ich mit Dir rede, wo ich Deine Hand in der meinigen halte — o Himmel! — Deine Gestalt aus jenem Busche mir entgegentritt?“

In diesem Augenblick rauschte das nahe Gebüsch; Franz fühlte einen kalten Schauder seine Gebeine durch-

Digitized by Google

rieseln, er wandte alle Kraft seiner Seele an, sich zu fassen. Colmar lehnte zusammengesunken am Baumstamm; dann erhob er sich und warf sich mit Ungestüm seinem jungen Freunde um den Hals. „Wahnsinniger, der ich bin!“ rief er unter gewaltsam hervorbrechenden Thränen; „so will ich mit meinen Träumen auch Deine süße Jugend vergiften! Vergieb mir Franz, vergieb — lache, spotte über mich. Ich bin ein Irregehender bei Nacht; rufe mit Deiner weichen, süßen Stimme — ach, sie ist auch die meiner Berenize — mich am Namen, und ich werde erwachen. Konnte der finstere Spuck so viel Macht über mich haben? war er nicht längst schon gebannt? Franz, Geliebter, kann sie mir verzeihen? Nein, nein, sie kann es nicht; ewig wird sie mich fliehen, wie ein Gespenst mich fliehen. Hätte doch Deine Kugel ihren Lauf gerade auf dieses Herz genommen, welches sich nach Vernichtung sehnt, weil es sich unwürdig fühlt, länger in ihrem Dienste zu schlagen!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Die franzöſiſchen Schauſpieler ſonſt und jezt.

(Fortſetzung.)

Die Direktoren ſolcher Adminiſtrationen, ſo nennen ſie ſich ſelbſt, haben meiſt ihr ſehr gutes Auskommen; mehrere derſelben beſitzen ihr eigenes Haus und halten, wo nicht Equipage, doch ein Kabriolet. Man behauptet, der Chef der an einem der kleinern Theater angeſtellten Claque habe ſein Geſchäft urkundlich zu zwanzigtauſend Franks verkauft.

Sehr merkwürdig ſollen die Verhandlungen jener Herrn Direktoren mit den Schauſpielern, beſonders aber mit den Schauſpielerinnen ſeyn, wenn jene vorfahren, um die Dienſtbillets in Empfang zu nehmen. An beſonders feierlichen Tagen ſchließen ſich die Parthieen wohl ſtundenlang zuſammen ein. Man berathſchlagt, macht die Stellen aus, wo gelacht, wo geweint werden muß. Hier wird geſtampft und aus Leibeskräften Bravo! gerufen, dort jauchzt und jubelt man vor unbändigem Entzücken. „Hier will ich nicht applaudirt ſeyn,“ bemerkt Mademoiſelle; „die folgende Stelle iſt von weit mehr Effekt. Auch möchte ich nicht, daß meine große Tirade unterbrochen würde.“ — „Sie werden aber darin Alles hinreißen, Madame, Alles entzücken.“ — „Kann ſeyn; ich ſpare mir aber den Beifall bis ans Ende auf; dann iſt es ein Waldſtrom, der alle Dämme einreißt; dann mögen Sie es ſo weit treiben, als Sie wollen.“ — „A propos, mein Lieber,“ heißt es ein andermal, „dieſen Abend ſpiele ich eine Rolle von Bedeutung; Sie ſorgen für meine grandes entrées..“ — „Madame, vielleicht dürfte das Publikum . . .“ — „Ich beſtehe auf den grandes entrées; Hortenſie hatte geſtern welche.“

Grandes entrées nennt man in der Theaterſprache dieſer Gattung den ſtürmiſchen Beifall, der den Schauſpieler oder die Schauſpielerin ſchon beim erſten Auftreten begrüßt; dann ſpielen alle Batterien zugleich, zuweilen mehrmals hintereinander. Dieſe Gunſtbezeugung iſt ein Vorrecht der vom eigentlichen Publikum hochgeſtellten Künſtler; legen es die übrigen darauf an, alors ils sont chutés (dann ruft das Publikum: „Chut!“ Stille!). — Petites entrées heißt leiſes Beifallklatſchen mit den Fingerſpitzen, und von ſchmeichelhaftem Gemurmel begleitet. Dieſe Art von Beifall begrüßt Künſtler, die noch nicht des höchſten Rufs genießen, jedoch nahe dabei ſind.

In der Wiegenzeit der Claque wohnten die Unternehmer den Proben bei, um dem Stücke gleichſam das Maaß zu nehmen. Ich erinnere mich in dieſer Beziehung folgenden Vorgangs. Bei der lezten Generalprobe meines erſten Stückes ſah ich im Schatten der Couliſſen einen zierlich gekleideten jungen Mann mit honigſüßer Rede und angenehmen Manieren auf mich zukommen. „Ich bin,“ ſprach er, „mit Ihrem Luſtſpiele ſehr zufrieden; es gibt Stoff zum Applaudiren.“ Ich erkundigte mich nach dem Namen des jungen Herrn und erfuhr, es ſey der Herr Direktor (der Claque nämlich). Dieſe Sitte, die Stücke im Voraus kennen zu lernen, iſt heutzutage ganz außer Mode gekommen; denn man hat ſich in dieſer Hinſicht allzuoft verrechnet. Dieſe oder jene Stelle verſprach in der Probe Effekt, machte aber bei der Vorſtellung ſelbſt gar keinen; andere, unbemerkt gebliebene dagegen erregten lautes Lachen, oder rührten bis zu Thränen. Es ward daher entſchieden, die Herrn unter dem Kronleuchter — hier nämlich ſitzen gewöhnlich die Claqueurs — ſollen künftig die erſten Vorſtellungen beſuchen, ohne das Stück zu kennen, und ihre Thätigkeit nach dem Eindrucke auf das Publikum abmeſſen. Dies iſt wenigſtens die Regel.

Gewöhnlich iſt man der Meinung, mit Hülfe ſolcher beſoldeten Menſchen könne ſelbſt der mittelmäßige Schauſpieler ſich applaudiren laſſen, wann und ſo viel ihm beliebe; dieß iſt jedoch keineswegs der Fall, und nur bei ganz verödetem Hauſe möglich. Bilden die bezahlenden Zuſchauer die Majorität, ſo wiſſen ſie den bezahlten Beifallsſturm gar wohl zu zügeln, und laſſen ihm nur, wenn ſie ſelbſt zufrieden ſind, den Lauf. Kurz, genau beſehen, erndtet der Schauſpieler eigentlich doch nur den Beifall, der ihm von Rechtswegen gebührt. Die Claqueurs ſind, ſo zu ſagen, nur die Arme des Publikums; iſt es befriedigt, ſo läßt es ſeine Arme gewähren, hemmt aber ihren Ungeſtüm, ſobald es unzufrieden iſt. Seit daher die Schauſpieler es ſich Geld koſten laſſen, um zu gefallen, erreichen ſie dieſes Ziel um nichts leichter. Ich möchte ſogar behaupten, ſie erreichen es ſchwerer; denn da die rechtlichen Leute es für gut finden, gar nicht mehr

Digitized by Google

zu klatschen, so ist der Beifall jezt nie mehr allgemein. Die Claqueurs wirken im Theater ungefähr wie ein Isolirstuhl; sie ziehen alle Elektricität an sich, und der ganze übrige Saal wird eiskalt. Daß somit denkende Schauspieler einen Tribut, der ihnen mehr Nachtheil als Nutzen bringt, nur mit Widerwillen entrichten, ist natürlich; daß sie dessen ungeachtet sich dazu entschließen, ist ebenso begreiflich. Um jener Lockung zu widerstehen, bedürfte es fast übermenschlicher Tugend, gänzlicher Verläugnung aller Eigenliebe, die von Künstlern, deren ganze Existenz eben auf dieser Eigenliebe beruht, nicht zu erwarten, ja nicht einmal zu wünschen ist.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Februar.

(Beschluß.)

Die Tänzer-Schwestern. Das Kolosseum und der Tunnel.

Ich darf nicht schließen, ohne eines Ereignisses zu erwähnen, welches Epoche gemacht hat und doch auch beweist, daß wir mit der Zeit fortleben. Seit den Brüsseler Septembertagen war die Lieblingsoper der Berliner, „die Stumme von Portici," aus Berlin verschwunden oder verbannt. Keine Seufzer unserer Dilettantis riefen sie zurück. Und mit Recht; denn wer Berlin kennt, durfte erwarten, daß bei der ersten revolutionären Arie der neapolitanischen Fischer Parterre und Parquet sich erheben, einstimmen, dreifarbige Fahnen schwenken würden, und die Revolution wäre dagewesen, man wußte nicht wie. Eine hohe Polizei soll dabei, sehr psychologisch argumentirend, auf die Verwandtschaft des neapolitanischen mit dem berlinischen Charakter sich berufen haben, die beide so leicht in Feuer gerathen um etwas, was nichts ist. Deshalb war sie über Jahr und Tag unter Schloß und Riegel, bis zwei loyale Tänzerinnen aus Wien mit ihren entzückenden Sprüngen den Enthusiasmus dergestalt erregten, daß unsere Polizei wohl einsah, wenn unsere Berliner sie sehen, werden sie kein Auge mehr für Politik haben, und daher die gefangene Stumme frei gab. Den Abend zu beschreiben, vermag meine Feder nicht. Es gibt Dinge, die sich eben nur fühlen lassen. Nun war die glückliche Zeit zurückgekehrt, die drei Farben mit ihren bösen Omina und ihren guten waren vergessen, vergessen Polen, Russen, die Papiere (die Börse wurde früher geschlossen); Berlin hatte seine Stumme von Portici wieder, was wollte es mehr? Der Mas-Aniello hatte in der Zwischenzeit seine Stimme etwas verloren; was that das, daß der Rebell stumm geworden? lächelte doch dafür die Stumme immer so süß und sprang um so höher vor Freude, je länger es ihr verboten war. Das Parterre hatte man aus Vorsicht in gesperrte Sitze verwandelt, und wo ein Plätzchen frei geblieben, war es loyal und martialisch besezt. Unnöthige Vorsicht, wo ein Zauber wirkte, wie der der Demoiselles Elsler. Diese regieren im Augenblicke über halb Berlin, und ihr Scepter ist sanft. Ich könnte Ihnen viel davon schreiben, aber ich weiß nicht, wie man mit Gedankenstrichen und gedruckten Linien den Strichen und Linien nachkommt, welche die Beine dieser Tänzerinnen zum unbeschreiblichen Erstaunen und Entzücken des Publikums in den Lüften beschreiben. Unser beliebter Dualismus findet sich nunmehr auch im Ballet repräsentirt; es sind zwei Tänzer-Schwestern, wie zwei Justizminister, die den Enthusiasmus theilen. Die Entzückungssüchtigen räuchern, nachdem die Tempel so lange geschlossen waren, mit neuem Fanatismus an den neuen Altären und mit einer Art Weihrauch, der selbst zur Sonntagszeit noch nicht verbraucht war.

Auch ist ein neues Haus der Freude aufgerichtet. Die Lust soll mit Gewalt nach Berlin. Nahe dem Köpnicker Felde in der alten Jakobsstraße ist ein großes Haus erbaut mit einem schönen Saal, und das heißt Kolosséum, und darunter ist ein großer Keller, der heißt Tunnel. In jenem wird getanzt, musicirt, in diesem geraucht und getrunken. Tunnel und Kolosséum sollen der Vereinigungspunkt werden für alle Stände von Berlin. Wenn sich dies Problem durch einen Saal und einen Keller lösen ließe, dann wäre der Entrepreneur mehr als er ist und war. Das ungemein kostspielige Unternehmen scheint sich zu halten, wenn auch nicht auf die erst angegebene und gewünschte Art. Berlin ist noch nicht groß genug und zählt namentlich nicht genug Fremde für solche stets glänzende Hallen der Freude, wie Hamburg, Wien, Amsterdam u. s. w. sie aufweisen. Und wäre es überhaupt zu wünschen, daß der Einwohner seine Freude fortan dort suchte? Noch ist das Festhalten an häuslichen Freuden, das Suchen von Genuß und Unterhaltung im Familienkreise einer der bessern Charakterzüge des Berliners.

Wolfgang Menzels artige Xenien, die doch zum großen Theil für Berlin berechnet sind, hätten auch recht amüsirt, wären sie nicht unglücklicherweise mit den Geschwistern Elsler zusammen eingetroffen. Wie konnten sie da die Aufmerksamkeit fordern, auf die es in dergleichen Dingen ankommt? Der Berliner liebt den Skandal (natürlich im englischen Sinn); wer ihn lobt, der kommt ihm verdächtig vor. Nur ist es schade, daß Herr Menzel Berlin so sehr wenig kennt. Er sollte, wenn er wünscht, sich als Epigrammatist auszubilden, und nach dem Rufe eines Johannes Falk strebt, zu uns kommen; hier ist die hohe Schule dafür. Da er nur nach Hörensagen urtheilt, treffen die meisten seiner Pfeile das Ziel nicht, oder kommen stumpf an. Wer das Terrain kennt, wird, wenn er dazu Lust hat, immerhin ein guter Schütze seyn.

Räthsel.

Gegenstück zu dem in Nr. 24 d. J.

„Ich kenn' eine Blume wunderschön."

Du, der auf Gleichnißreden sich versteht,
O sprich, auf wen mein buntes Gleichniß geht?

Ein Cactus, blüthenlos, der nichts als sticht;
Wem bangt vor Stacheln, der berühr' ihn nicht!

Ein Regenguß, vor dem kein Schirm euch schützt,
Den ins Gesicht ein eisiger Wind euch sprüzt.

Ein Sonnenstich, der auf's Gehirn euch brennt,
Für den der Klügste keinen Schatten kennt.

Ein Klapperwerk, durch Galle stets erfrischt,
Das härter als ein Flegel drischt.

Ein Herr, der wohl verdiente, Magd zu seyn,
Zum Knecht unbrauchbar, und der Magd zur Pein.

Ein Bär, der Kette los, der furchtbar brummt,
Vor dessen Lärm der Donner selbst verstummt.

Ein Aetna, welcher Flammen speit und Gift,
Wohl dem, der flieht, eh' ihn die Lava trifft.

Es kam als Meisterstück aus Gottes Hand,
Der Teufel zwar ist's nicht, doch ihm verwandt.

Leicht ist's erkenntlich an den scharfen Krallen,
Muß solch' ein Stück nicht aller Welt gefallen?

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 7.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 55.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 5. März 1832.

— Man strebt
Viel stärker, zu gefallen, wenn man einmal
Mißfallen hat, als wenn man stets gefällt
Und endlich denkt, man müsse stets gefallen.

Goethe.

Die französischen Schauspieler sonst und jezt.

(Beschluß.)

Die Schauspieler bleiben meist nicht dabei stehen, daß sie die ihnen zukommenden Freibillets an ihre Chevaliers vertheilen; mehrere abonniren sogar bei Klatschern und zahlen Jahrgehalte. Es gibt Theaterverwaltungen, die den Herrn Generaldirektor förmlich besolden.

Wir haben so eben bemerkt, daß die bezahlenden Zuschauer die Herren unter dem Kronleuchter scharf kontroliren, und könnten hinzufügen, daß unzeitiger Beifall oft durch zahlreiches Pfeifen erstickt wird. Wenn dem so ist, fragt man mich, ist es denn ein so großer Mißstand um jenen bezahlten Beifall? Ich antworte: er hat die verderbliche Folge gehabt, daß gegenwärtig gar kein eigentliches Theaterpublikum mehr besteht. Vormals besuchte eine Menge alter Theaterfreunde das Parterre, denen es das größte Vergnügen machte, den jungen Schauspieler zu bilden. Sie folgten ihm gewissermaßen Schritt vor Schritt, ermunterten ihn, wenn er die richtige Bahn einhielt, warnten, wenn er davon abwich. Ihr Beifall, ihre Bravos, ihr Murren, ihr Schweigen sogar belehrte, feuerte den Schauspieler an. Es war dieß ein lebendiger, praktischer Unterricht. Damals waltete im Schauspiele eine Art von elektrischem Fluidum, das von den Schauspielern dem Publikum, von diesem jenen zuströmte. Jene Theaterfreunde waren meist Männer von mäßigem Einkommen; das Parterre besuchten sie wegen der Billigkeit des Preises; aber das Ueberhandnehmen der Claqueurs verscheuchte sie daraus, und da die Preise auf der ersten Gallerie und im Orchester ihnen zu hoch waren, zerstreute sich der der Kunst so förderliche kleine Areopag. In den heutigen Theatern gibt es daher keine eigentlichen Theaterfreunde, es gibt nur Zuschauer, aber keine Richter mehr. Mögen die Herrn vom Kronleuchter die Ansichten und Gefühle des Publikums noch so fleißig studiren, dem Schauspieler können sie nimmermehr von wahrem Nutzen für seine Kunst seyn. Die materiellsten Effekte fassen sie zwar allerdings auf; aber jene Mitteltinten, jene zarten, fast unmerklichen Nüancen, in denen sich gerade das Talent ausspricht, entgehen ihnen, und was das Schlimmste ist — sie rügen keine Fehler. Was ist aber auch die Folge davon? Daß die heutigen Schauspieler an ihre eigenen Erfolge nicht mehr glauben.

Eines Tags wünschte ich einem der ausgezeichnetsten Mitglieder des théâtre français zu seinem glänzenden Abend Glück. „Sie finden also, daß ich gut gespielt habe?“ — „Ganz vortrefflich; dafür bürgt Ihnen übrigens der laute Beifall.“ — „Leider,“ erwiederte der ächte Künstler, „weiß ich nur allzuwohl, wie man ihn erlangt!“

Man vergleiche diesen an sich selbst zweifelnden Schauspieler mit einem frühern. Man erzählt mir von Preville folgende Anekdote: „Eines Abends trat dieser große Künstler, nach dem rauschendsten Applause, ganz bekümmert in die Koulissen. „Was ist Dir?“ fragte einer seiner

Digitized by Google

Kunstgenossen. „Der kleine Winkel hat nicht applaudirt.“ Er meinte damit eine Stelle des Parterres, wo einige einsichtsvolle Theaterfreunde zusammenzukommen pflegten. Einen Augenblick nachher trat er wieder auf, übertraf sich selbst und kam freudestrahlend in die Koulissen; der kleine Winkel hatte stürmisch applaudirt.“ Leider gibt es in unsern Tagen keinen kleinen Winkel mehr.

Schließlich noch eine, vielleicht paradox oder seltsam scheinende Bemerkung. Meiner Meinung nach ist ein Umstand wenigstens eben so sehr, als das Aufkommen der bezahlten Klatscher, am Verfall des Theaters Schuld, und dieser Umstand ist das beinahe gänzliche Erlöschen des Vorurtheils gegen den Schauspielerstand. Gerade dieses Vorurtheil war eine Schranke, welche die Mittelmäßigkeit von der dramatischen Laufbahn zurückhielt. Um jenes Vorurtheil nicht zu scheuen, bedurfte es eines unwiderstehlichen Dranges, eines tief gefühlten Berufs. Aber seit der Revolution ist alles anders geworden. Das Theater ist gegenwärtig eine Laufbahn, ungefähr wie jede andere. Ohne Hang, aus Konvenienz, gelegentlich, sogar zufällig, schlägt man sie ein, ja oft widmen die Eltern ihre Kinder geradezu diesem Stande. Was ist die Folge davon? Die heutigen Akteurs sind in der Mehrzahl gute Ehmänner, gute Bürger, überhaupt wackere Leute, aber — elende Schauspieler. Es ist eine nur allzutraurige Wahrheit: von Ausnahmen, wie natürlich, abgesehen, nahm, als in Thaliens Hallen die Sitten einzogen, das Talent Abschied.

Die Doppelgängerin.

(Fortsetzung.)

Franz war erschüttert. Seine noch fast kindische Seele ahnete das Daseyn einer Schattenseite des Lebens, und sein weiches Herz entschuldigte jezt vollkommen den Unglücklichen. Er gab sein heiliges Versprechen, den wiedergewonnenen Freund bei der tiefgekränkten Schwester zu vertreten, ja seine jugendliche Lebendigkeit that den Schwur, nicht eher zu ruhen, bis beide edle, durch ein finsteres Mißverständniß getrennten Herzen sich wieder vereinigt hätten. Colmar dankte ihm mit einem heißen Bruderkuß; seine Seele erschloß sich von Neuem dem Lichte, und unter heitern Gesprächen ritten beide nun in die Stadt zurück. Später, wenige Tage darauf, theilte Colmar ihm den Grund seines Betragens an jenem unglücklichen Abende, so wie seine frühere Geschichte mit, die wir hier für den Leser einschalten.

„Meine Familie stammt aus dem Norden; sie ist zahlreich und zählte in früher Zeit Männer von bedeutendem Range und Ansehen in ihrer Mitte. Mich bestimmte mein Vater in früher Jugend schon zum Militärdienste; doch er sollte nicht die Freude haben, seine Absichten ausgeführt zu sehen: der Tod rief ihn ab, und ein Oheim mütterlicher Seite nahm sich mit Ernst und Sorgfalt meines Schicksals an. Er bekleidete als Gesandter an einem kleinen italienischen Hofe eine ziemlich wichtige Stelle, und seinem Wunsche folgend, mußte ich die früher eingeschlagene Richtung verlassen und unter seiner Leitung eine neue Laufbahn im Staatsdienst antreten. Meinen angestrengten Bemühungen gelang es, seine Zufriedenheit zu erwerben; mein Fleiß war unermüdlich, in der Treue und Pünktlichkeit, so wie im Betragen bei öffentlicher Gelegenheit, nahm ich mir ihn zum Muster, und er erkannte mein Bemühen mit Lob. Durch seine Fürsprache erlangte ich die besondere Huld unsers Souveräns, mein Glück schien gemacht zu seyn — da — seltsame Fügung! — sollte ein Moment das Gebäude dieser stolzen Hoffnungen und Wünsche zertrümmern. Ich sah Ophelien, Gräfin von Bergino; ihre Gestalt, ihr Wesen that meiner Eigenthümlichkeit Anfangs wehe; doch wer ergründet die Tiefen des menschlichen Herzens? Gerade dieses verneinende Gefühl verwandelte sich bald in die stärkste, gegenseitige Anziehungskraft. Ich liebte das schöne Mädchen, liebte mit einer trunkenen Schwärmerei, die mich über mich selbst und das Leben völlig hinwegsezte. Opheliens Seele neigte sich zu der meinigen, wir verstanden uns schnell und gingen von nun an Einen Weg. Mein Oheim entdeckte an meinem veränderten Wesen, an der gänzlichen Theilnahmlosigkeit für alles, was nicht meine Liebe berührte, bald die erwachte Leidenschaft; doch er war zu klug, um unnütze oder kränkende Worte zu verlieren. In dieser Zeit erschien an unserm Hofe ein Mann, der sogleich meiner Freunde lebhaftes Interesse erregte; auch ich sah ihn gerne: sein Gesicht, obgleich nicht schön, konnte Theilnahme einflößen, sein Betragen war ungezwungen, seine Haltung die eines weit herumgekommenen Weltmannes. Ich erfuhr aus dem Munde meiner Geliebten, es sey ihr Oheim, doch sehe sie ihn kaum als einen solchen an, da der Graf schon lange in Zwistigkeiten und in höchst gespannten Verhältnissen mit ihrer Familie lebe; ja sie wisse sogar von ihrem seligen Vater, daß er diesen seinen ältesten Bruder nur ein Paar Mal in seiner Jugend gesehen und ihn daher fast gar nicht gekannt habe; der Grund dieses Verhältnisses sey ihr immer ein Räthsel geblieben. Ich suchte dieses Räthsel zu lösen und sprach lebhaft den Wunsch aus, Ophelien mit ihrem Oheim wieder zu vereinen, oder eigentlich diesen, ihr fernstehenden, verkannten Mann ihrem Herzen entgegenzuführen; doch bei den geringsten Versuchen der Art widersezte sich meine Geliebte auf das Heftigste, und als ich dennoch nicht nachließ, erklärte sie mir, daß sie einen unüberwindlichen Abscheu vor dem Grafen fühle, ja daß sogar in seiner Nähe sie plötzlich

Digitized by Google

ein Bangen, ein unerklärliches Grausen befalle, welches sie in die Länge zu ertragen nicht im Stande wäre. „Haben Sie nicht bemerkt?“ sprach sie eines Tags zu mir; „er sieht einen oft aus zwei ganz verschiedenen Augen an; blaß, kaum gefärbt erscheinen sie manchmal, dann plötzlich verwandeln sie sich und erscheinen dunkel und seltsam.“ Ich lächelte über den Ernst, mit dem sie sprach, ich hielt ihr vor, daß der alte Haß ihrer Familie ihn ihr verzerrt erscheinen lasse, doch sie hörte nicht auf meine Gründe. Es vergingen einige Wochen, da sollte ich noch seltsamere Dinge erfahren. Schon hatte ich hie und da, wo der Graf erschien, über ihn auf eine geheimnißvolle, wunderliche Weise reden hören; endlich erklärte sich die Stimmung öffentlich gegen ihn; wo er sich zeigte, zog man sich zurück, Jederman suchte ihn zu vermeiden. Es ging das Gerücht, der Graf habe schon mehrere Höfe, an denen er sich aufgehalten, aus einem besondern Grunde verlassen müssen. Ich hörte diese Reden an, ohne viel auf sie zu geben. Einst geschah es, daß ich an einer Wirthstafel in lustiger Gesellschaft mich neben einem ungarischen Offizier befand, der mich interessirte; der Graf hatte uns gegenüber Platz genommen und saß in seiner stillen Weise, ohne viel Theilnahme zu äußern, da; lange vor dem Ende der Mahlzeit erhob er sich und verließ den Saal. Jetzt lebte erst mein Ungar auf und schien die unbefangene Heiterkeit selbst. Als ich meine Verwunderung hierüber äußerte, sagte er: „Konnte ich denn ganz fröhlich seyn, so lange die Gestalt uns da gegenüber saß?“ — „Welche Gestalt?“ fragte ich, „meinen Sie den Grafen Bergino?“ — „Denselben,“ erwiederte mein Nachbar; „kennen Sie ihn?“ — „Freilich,“ war meine Antwort; „er ist ein achtungswerther Mensch.“ — „Mensch! Mensch!“ sagte der Offizier; „es ist noch nicht ausgemacht, zu welcher Gattung von Wesen solche Scheusale gehören.“ — „Mein Herr,“ rief ich zürnend, „wie meinen Sie diese Worte?“ — „Nun ja,“ fuhr er fort, „so wie Sie ihn hier eben sitzen sahen, so sitzt er in demselben Moment hundert Meilen von hier, in Prag in seiner Studierstube.“ Ich blickte meinen Freund verwundert an. „Er ist ein Doppelgänger,“ sagte der Ungar; „bei uns darf er sich seiner Stückchen wegen nicht mehr sehen lassen, die Stadt und das Land sind dem Wichte verboten worden, und das auch von Rechtswegen. Fluch der Hölle über dergleichen Unholde!“

Trotz der lärmenden Tafel, an der wir saßen, fühlte ich bei diesen Worten einen leisen Anflug von Grauen. Jetzt wurde es mir deutlich, wie ich schon früher ein Aehnliches empfunden bei des Grafen Anblick, doch stets unbewußt und dunkel. Ich dachte an Ophelien, an ihre Worte, und nahm mir vor, in die seltsamste Angelegenheit, die mir bis dahin im Leben vorgekommen, Licht und Verständniß zu bringen. Der Graf, der sich stets gütig gegen mich gezeigt, hatte schon einigemal die Aufforderung an mich gerichtet, ihn zu besuchen; jetzt beschloß ich, hinzugehen, um, wenn es möglich wäre, den Oheim meiner Geliebten zu einer Erklärung jener finstern Räthsel zu bewegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aphorismen

von Karl Balhamus.

Friederich Schlegel, der Lucindendichter, als Vorredner einer geistlichen Liedersammlung, erinnerte mich an die Sänger vom Valletheater, die am Peter- und Paulstage in der St. Peterskirche zu Rom ein Solo absingen.

*

Die meisten Gefühle, vor allen die Liebe, haben etwas Olivenartiges, und erscheinen am reizendsten im Zustande der Halbreife. Bekanntlich schmecken die Oliven reif bitter, aber unreif in Essig oder Branntwein eingemacht, geben sie einen herrlichen Salat. Da die unreifen Gefühle sehr häufig durch die Umstände einen sauern Ueberguß erhalten, da die Sehnsucht, die dem Weingeist gleich kommt, ihre Pöckelkunst daran übt, so darf es uns auch nicht Wunder nehmen, wenn sie uns bald entwickelt am tiefsten ergreifen. Sind nicht auch die Vließe der ungebornen Lämmer ein begehrter Artikel?

*

Der Tod Adolph Müllners, über den mehrere unserer Tagesliteratoren herzlos herfielen, erinnerte mich an den C. Pompejus Strabo, der als ein rüstiger und muthiger Degen von den Römern zwar geschätzt, seines Geizes halber aber so allgemein gehaßt, dabei jedoch so gefürchtet wurde, daß sich nicht einmal der Freimuth der Volkstribunen an ihm zu vergreifen wagte. Pompejus starb, vom Blitze getroffen. Was man dem Lebenden erspart hatte, das mußte dessen Leiche büßen, die man von der Bahre riß und wüthend auf dem Forum herumschleppte. Müllner, der ehrgeizigste Schriftsteller unserer Zeit, hatte sich durch seine klassische Klinge so in Respekt gesetzt, daß das unklassische Recensentenvölkchen den grämlichen Sabreur gewähren ließ. Kaum war der alte, kritische Marschall verschieden, so mußten dessen geistige Ueberreste das Bad bezahlen. Schütz wurde an ihm zum Rutilius. Leider hat Müllner, um den Cyklus dieses Gleichnisses zu schließen, keinen Pompejus Magnus hinterlassen, der nach einem glücklich beendigten Sklaven- und Seeräuberkriege, gleich dem Sieger

Digitized by Google

des Mithridates, die Deutschland drohende Literaturnoth abwehren könnte.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

Zustand der Theater. Percevals Motion.

Von was soll ich Ihnen schreiben? Von Kunst? Niemand denkt daran. Von der Bühne? Die ist schlechter bestellt, als je. Lord Leweson Gower hat zwar ein Trauerspiel geschrieben, Anna von Cleve betitelt, und es ist auch aufgeführt worden; wer aber die sogenannte Uebersetzung des Faust von Sr. Herrlichkeit kennt, wird wohl voraussetzen, daß ein eigenes poetisches Machwerk aus derselben Feder sich nicht über das Gewöhnlichste erhebt. Das Merkwürdigste an unserer Bühne ist jetzt die Menge der neuen Theater, welche in der Hauptstadt und ringsherum beinahe täglich, wie Pilze, emporschießen und mitunter auch eben so schnell verschwinden. Diese Theater sind alle klein, und das Publikum, d. h. derjenige Theil desselben, der noch so weit hinter der Fashion zurück ist, daß er ein anderes Theater als die italienische Oper besucht, der sich in diesen Häuschen behaglicher fühlt, als in den großen Patenttheatern, hält dieselben aufrecht, einem Gesetze zum Trotz, welches allen Schauspielhäusern außer den patentirten, welche das Jahr unter sich theilen, ohne daß ihnen am Ende das liebe Brod übrig bleibt, verbietet, etwas anders aufzuführen, als Harlekinaden. Die Patentirten wehren sich nun mit Händen und Füßen gegen die gesetzwidrigen Nebenbuhler und verfolgen diese Winkelbühnen eine nach der andern vor Gericht; diese aber spielen inzwischen fort, und jene verlieren durch das Prozessiren das bischen Kapital und Popularität, die ihnen noch übrig geblieben. Hätten Coventgarden und Drurylane, sich dem einreißenden schlechten Geschmacke widersetzend, immer das ächte Drama aufrecht zu halten gesucht, so würden sie jetzt Unterstützung verdienen und finden. So aber waren sie es, welche am eifrigsten am Verderbniß des Geschmacks arbeiteten und die Bretter, über welche König Hamlets Geist zu schreiten pflegt, von Affen und Meerkatzen besudeln und durch Lappalien aller Art, Lustspringer, Bänkelsänger, Bierfiedler, entweihen ließen. Mögen sie jetzt den Lohn dafür erndten. Die zwei kleinern Patenttheater, die englische Oper und Haymarket, haben sich immer, das eine durch gut aufgeführte Opern und das andere durch gute Schau- und Lustspiele ausgezeichnet, und ihre Bänke sind darum selten leer.

Einen Hauptspaß in dieser unlustigen Zeit hat uns vor Kurzem Herr Perceval zum besten gegeben. Dieser Mann, ein Sohn des ermordeten Ministers dieses Namens, bezieht nicht nur selbst vom Staate eine gute Einnahme, ohne etwas dafür zu arbeiten, sondern mehrere seiner Verwandten sind von den Toryministerien auf's beste versorgt worden. Nun sieht er, daß viele Tausende, ja man sagen Millionen im Lande in bitterer Armuth und Unwissenheit schmachten, in solcher Armuth und solcher Unwissenheit, daß Viele zu schweren Verbrechen gegen Personen und Eigenthum sich haben hinreißen lassen, und die Uebrigen in dumpfem Unmuth dahinbrüten, jeden Augenblick bereit, gegen diejenigen loszubrechen, die des Guten zu viel haben; er sieht, daß das Land und vor allem diese elenden Klassen von einer fürchterlichen Seuche heimgesucht werden, welche denen am gefährlichsten ist, welche, von Hunger und Frost erschöpft, nicht Lebenskraft genug besitzen, ihr zu widerstehen. Nun sagt Perceval: das Land hat großmüthig mich und die Meinigen versorgt, und aus Dankbarkeit will ich — was denkt wohl der Leser, was der fromme, dankbare Mann für die durch Mangel, Pest und Aufruhr leidende oder davon bedrohte Nation thun will? — ihr etwa seinen unverdienten Gehalt zurückgeben? will er etwa die Gutsbesitzer bestimmen, die freie Getreideeinfuhr zu gestatten, damit die Arbeiter wohlfeileres Brod bekämen, oder ihren Pachtzins herabzusetzen, damit die Pächter ihre Tagelöhner besser belohnen könnten, oder in Zukunft mit ihren Thiergärten neuen Straßen und Kanälen keine Hindernisse in den Weg zu legen, damit die Industrie des Landes sich ungehemmt entwickeln könnte, oder überhaupt etwas zu thun, wodurch die Ursachen der Armuth und der Unzufriedenheit der Menge und die Opfer der Krankheit vermindert werden möchten? — ach nein, das wäre zu viel für ihn und andere; er will, das Unterhaus solle den König angehen, daß Se. Majestät einen allgemeinen Buß- und Fasttag anordne! Schon in der vorigen Session machte er denselben Antrag, und das Land nahm ihn mit allgemeinem Gelächter auf. Er ließ sich indessen dadurch nicht abschrecken; bei verschlossenen Thüren, als schäme er sich, in Gegenwart einer mißhandelten Nation zu reden, wiederholte er den Antrag, und die Regierung mußte sich, um einer ärgerlichen Diskussion vorzubeugen, bequemen, das Fest wirklich anzuordnen. Indessen ist schon das Verschließen der Thüren des Unterhauses für den Ausländer eine Merkwürdigkeit. Nach einer alten Fiction nämlich geschehen alle Verhandlungen des Parlaments im Geheimen, obgleich Jeder weiß, daß die Gallerie voll von Zuhörern ist und daß besonders die Zeitungen ihre Schnellschreiber da haben, mittelst welcher das Reden und Thun eines jeden Mitgliedes nach wenigen Stunden dem Lande mitgetheilt wird, und obgleich nicht selten Mitglieder sich im Unterhause beschweren, die Zeitungen haben ihre Reden nicht ausführlich genug mitgetheilt. Indessen besteht einmal die Verordnung, und sobald ein Mitglied dem Sprecher anzeigt, es seyen Fremde zugegen, so muß derselbe sie augenblicklich entfernen lassen. Dies ließ nun auch Perceval thun, aber es half ihn nichts; denn es erschien am Morgen in fast allen Zeitungen nicht nur eine Geschichte der ganzen Verhandlung, sondern auch ein vollständiger Auszug aus seiner zwei Stunden langen, höchst anmaßenden und lächerlichen Rede. Natürlich war der fromme Mann sehr erbost darüber und wollte den Drucker der Times deswegen zur Rechenschaft ziehen; aber die Herrn Hume und Warburton erklärten beide, sie haben den Zeitungen jene Notizen mitgetheilt. Er wagte es also nicht, die Sache weiter zu treiben; da man aber auch von andern Seiten der jenen Herrn Unrecht gab, so versprachen diese, dergleichen Berichterstattungen in Zukunft zu unterlassen; jedoch zweifle ich, daß deshalb irgend etwas, was in dem Hause bei verschlossenen Thüren verhandelt werden mag, dem Lande verschwiegen bleiben kann, indem es jedem Mitgliede frei steht, seinen Freunden zu erzählen, was im Hause vorgefallen ist, und ein Zeitungsschreiber die Sache nur hypothetisch nachzuerzählen brauchte, um jeder Strafe zu entgehen. Aber das Parlament weiß zu gut, was sein Vortheil ist, um die Zeitungen oft zu solchen Umschweifen zu nöthigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 56.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 6. März 1832.

Hin von dem Belt zu Sinais Meere,
Vom kalten Oby zum Euxin,
O schau die weiten Länderheere:
Sie dämmern auf und blühn.

J. H. Voß.

Ein Besuch in einer russischen Militärkolonie.

Fragmente aus Renouard's: Voyage en Russie.

Von Novogorod an bestand unser Weg auf einer Strecke von vierzig Werften aus einem abscheulichen Knüppeldamm. Einige Stundenlang waren wir schon auf ihm hin und her gerüttelt worden, als plötzlich die Langwiede unsers Reisewagens brach. So befanden wir uns gegen Tagesanbruch allein mitten in einem Walde, dessen traurige Oede kein lebendes Wesen belebte, drei Meilen weit entfernt vom nächstgelegenen Dorfe. Schlammiges Wasser bedeckte den Boden des Waldes und überschwemmte an mehreren Stellen die Straße, die sich in einen endlosen See zu verlieren schien; ein dichter Nebel wurde vom eisigen Nordwinde durch den Wald getrieben und senkte sich bis auf die Erde. Unsere Lage — ärgerlich und komisch zugleich — setzte uns Anfangs in nicht geringe Verlegenheit, doch bald kam uns die russische Gewandtheit zu statten. Neboss! (sorgt nicht) rief unser Postillion, sprang zu Boden, und indem er jenen charakteristischen Ausruf, welchen die Muschiks (Bauern) stets im Munde führen, noch einige Mal wiederholte, zog er ein Beil aus seinem Gürtel, riß einen Balken aus dem Knüppeldamm der Straße, hieb ihn zurecht und befestigte ihn mit einer unglaublichen Geschwindigkeit an den Wagen. Diese einstweilige Reparatur setzte uns in den Stand, die nächste Station, eine Militärkolonie, zu erreichen, wo wir den Rest des Tages zubrachten.

Gleich nach unserer Ankunft daselbst verkündeten uns Trauergesänge, von Schluchzen und Wehklagen begleitet, die Annäherung eines Leichenzugs; wir folgten ihm zur Kirche. Der Sarg wurde von den Soldaten, welche ihn getragen hatten, vor dem Altare niedergestellt; er war offen und enthielt eine weibliche Leiche. Ein Mädchen, der Verstorbenen Schwester, fuhr fort, das Klagelied zu singen, welches unsere Aufmerksamkeit erregt hatte. Dieser Gesang, welcher selbst während des Todtenamtes kaum unterbrochen wurde, hatte etwas Herzzerreißendes und machte überhaupt einen ganz eigenen Eindruck. Die Meisten unter den Anwesenden warfen einige Kopeken auf die Leiche, um dafür einige Dutzend Kerzen anzuschaffen, welche auch sogleich angezündet und rings am Rande des Sargs dicht an einander aufgesteckt wurden. Sobald der Pope seine Gebete beendigt hatte, wurden die Kerzen wieder ausgelöscht, und zugleich brachen alle gegenwärtigen Weiber auf einmal in Klagelieder und Jammern aus. Im Tone wilden Schmerzens warfen sie dem entseelten Leichnam um den sie sich drängten, seinen Tod vor, sie fragten ihn, warum er schon von der Erde scheiden wolle, dann stürzten sie sich auf den Sarg, bedeckten mit Küssen Mund, Augen und Hände der Leiche und erfüllten die Kirche mit ihren abgemessenen Jammertönen.

Der Priester trat wieder an den Altar, auf dessen Stufen man einen, ungefähr drei Fuß langen Klotz von Tannenholz gestellt hatte. Dieser Klotz war an beiden

Digitized by Google

Enden ziemlich plump abgesägt und mit der Art der Länge nach in zwei Hälften gespalten, die ein straff geknüpftes Leichentuch zusammen hielt. Der Priester ließ den Knoten lösen, und nun erblickten wir in diesem rohen Sarge den Leichnam eines todtgebornen Kindes, welcher sogleich von kleinen Mädchen und Knaben umringt und von ihnen mit Küssen und Liebkosungen überhäuft wurde.

Hierauf wandte sich der Pope wieder zum Sarge des jungen Weibes; er warf in denselben ein Bildniß des heil. Nikolaus, mehrere aus weißem Holz geschnitzte Kreuze, so wie ein Papier, welches ein an den heil. Petrus gerichteter Freipaß seyn soll, um dem Verstorbenen den Einlaß in den Himmel zu erwirken. Dann deckte er das Leichentuch auf, zog darunter eine Flasche hervor, öffnete sie und goß daraus eine dicke Flüßigkeit auf die Leiche; sogleich drängten sich alle Anwesenden, Männer, Weiber und Kinder hinzu, tauchten ihre Finger in die Flüssigkeit und brachten sie zum Munde. Uns trieb der Eckel hinaus.

Die Militärkolonie, in der wir uns befanden, dient einem Infanterieregimente zum Aufenthalte. Der ihm angewiesene Distrikt, welcher mehrere Meilen im Durchmesser hat, trägt Spuren sorgfältigen Anbaus. Die Straßen, welche die einzelnen zur Kolonie gehörigen Dörfer verbinden, sind gut erhalten und zu beiden Seiten mit regelmäßigen Reihen von Birkbäumen versehen, welche einen angenehmen Anblick gewähren. Im Mittelpunkte der Kolonie befinden sich die Gebäude des Regimentsstabs. Außer den Wohnungen für die Staabsoffiziere, enthalten sie noch die Schulen, die Gefängnisse, das Spital und einen großen Exerziersaal für den Winter. Jedes Dorf wird von einer ganzen oder halben Kompagnie bewohnt; dasjenige, in welchem wir verweilten, mochte aus 180 Häusern bestehen, welche eine einzige, sehr breite Straße bildeten. Diese Straße war mit feinem Sande beschüttet, mit einer schönen Baumpflanzung geschmückt und so zu einem anmuthigen Spaziergange geworden.

Die Häuser der Kolonisten sind sämmtlich von Holz, nach demselben Muster gebaut; ihre ländliche Bauart ist nicht ohne Eleganz und ihr Hausgeräthe weniger plump, als das der gemeinen Muschiks. Zwischen den Häusern liegen kleine Baumgärten. Nichts erinnert in diesen Kolonien an die Oede und die schmutzige Einförmigkeit der gewöhnlichen russischen Dörfer, und ihr freundliches Aussehen könnte in Versuchung führen, ein zu günstiges Urtheil über die Lage ihrer Bewohner zu fällen, in deren Höflichkeit aber keine Spur von der Herzlichkeit und dem Frohsinn der Muschiks liegt.

Die Militärkolonien sind eine Schöpfung Kaiser Alexanders und gaben bei ihrer Gründung dem Auslande zu übertriebenen Besorgnissen Anlaß. Durch diese Verschmelzung des russischen Heeres mit dem Landvolke glaubte man die Selbstständigkeit des südlichen Europas gefährdet. Man sprach von der Macht, die das unermeßliche Kaiserthum durch seine Umbildung zu einem furchtbaren Feldlager erhalten werde, von den Millionen lenksamer Sklaven, aufgewachsen unter den Waffen, und ängstlich fragte man sich, ob solch eine Anstalt nicht ein gewisses Zeichen von Angriffs- und Eroberungsplanen sey. Solche Absichten waren aber vermuthlich dem Kaiser Alexander fremd. Die Schöpfung der Kolonien war bei Weitem nicht so kolossal, als man sie geschildert hatte; sie kam nur bei einem kleinen Theile der russischen Armee zur Ausführung und stand weit weniger mit ehrgeizigen Absichten, als mit Planen zu Ersparnissen und Reformen im Innern in Verbindung. Auch bedurfte in Rußland die Organisation des Heeres wirklicher Verbesserungen. Die bedeutende Größe der bewaffneten Macht, unvermeidlich bei der Ausdehnung des Reichs, ist für den Staat, bei seinen geringen Hülfsquellen, eine drükkende Last. Die Truppenaushebung kann auf einem Raume, der um vieles größer ist, als das ganze übrige Europa, nur langsam und nicht ohne Schwierigkeiten vor sich gehen, und die Erfahrung hat schon oft gelehrt, wie nachtheilig dieser Umstand auf die militärischen Operationen einwirkt. Ueberdieß brachte oft die Nothwendigkeit, den Gutsherrn die Auswahl der zu stellenden Rekruten zu überlassen, den Auswurf des Landvolks in das Heer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Doppelgängerin.

(Fortsetzung.)

Als ich im Hause des Grafen, das ziemlich abgelegen in der Vorstadt lag, erschien, übernahm es ein alter, grauer Diener, mich zu melden. Meine Phantasie spiegelte mir ein Zimmer voll magischer Instrumente vor, in der Mitte, in weite fließende Gewänder gehüllt, der wunderbare Mann, den ich suchte. Doch statt dessen fand ich den Grafen im einfachen, zierlicheingerichteten Schreibkabinet gerade am Pianoforte sitzend. Er wandte sich um nach mir, grüßte ernst, doch höflich, und gab mir einen Stuhl neben seinem Platze. Das Gespräch kam nach einem gleichgültigen Eingang auf die Musik; er hörte meine Meinung an und sagte dann: „Die Musik ist Sprache der Geister; wem wieder Antwort wird, der hat diese Sprache ganz verstanden.“ — „Wo suchen Sie diese Geister?“ fragte ich. „In uns selbst,“ erwiederte er; „der Wille, das ist der feste Glaube an unsere Geistigkeit, ruft sie hervor und vernichtet sie wieder. Wir vermögen Alles durch den Willen; ein tyrannischer Wille, durch unermüdliche Anstrengung, durch Beharrlichkeit und

Digitized by Google

Kraft bis zum Aeußerſten erhoben, vermag die Bande der Schöpfung zu löſen und gegen den Thron des Himmels anzuſtürmen; wie ſollte er nicht gebieten über die loſen, verweslichen Verknüpfungen der Muskeln und Nerven?“ Als ich dieſe Worte vernahm, ging ich weiter und eröffnete ihm das Gerücht, welches über ihn im Umlauf ſich befand. „Und ſoll ich es läugnen?“ erwiederte er; „ich geſteh' es, man redet wahr!“ — „Entſetzlich!“ rief ich unwillkührlich; „Sie können alſo —“ Er ſah mich lange und faſt lächelnd an — „über mich ſelbſt gebieten?“ ſezte er meine Rede fort; „iſt Ihnen das ſo ſonderbar?“ Er ſchwieg wieder, und während der Pauſe, die jezt herrſchte, löste ſich von ungefähr der ſchwere ſeidene Vorhang am Fenſter und rollte nieder; eine dämmernde, bläuliche Nacht umgab uns plözlich. Der Graf ſah mich unverwandt an; ich glaubte zu bemerken, daß die Thüre im Hintergrund ſich öffnete und wieder ſchloß, ich hörte Tritte den Teppich berühren, ohne daß mein Auge Jemanden wahrnahm. In demſelben Augenblick vernahm ich ein Geräuſch auf der Gaſſe, und dieſes Zeichen des bekannten alltäglichen Lebens drang jezt freundlich auf mich ein, den Buſen befreiend von einer dumpfen Laſt. Der Graf hatte ein Buch aufgeſchlagen und hielt es mir hin: es war des jüngern Theophraſtus Paracelſus Werk über den Dualismus. — „Sie lieben, junger Freund,“ hob er nach einer Weile an, „Sie lieben ein junges, reizendes Geſchöpf; Ihre Geſchäfte, Ihre Stellung erlauben es nicht, ſo oft in ihrer Nähe zu ſeyn, als Ihr Herz es wünſchte; wie nun aber, wenn dieſes Herz, oder, deutlicher geſagt, Ihr Wille ſich ſo mächtig rüſtet, daß es ihm möglich wird, mit einem Bilde Ihres Körpers umkleidet, ſich in das Gemach zu verſetzen, wo die Geliebte weilt? wenn Sie in der duftenden Kühle eines Sommerabends vor ſie treten dürfen —“ — „Halten Sie ein!“ rief ich; „gräßlich — fürchterlich! Ein weſenloſer Halbſchatten, ein Geſchöpf, für das ich keinen Namen habe, ſoll ſich der Theuerſten nahen, ein geſpenſtiſcher Unhold mit dem friſchen Leben ſpielen dürfen? Wahrlich! das erſte beſte Meſſer würde in meiner Hand ein Dolch werden, mit dem ich in raſender Wuth erproben wollte, ob die Bruſt, die ſich mir zeigt, Leben lügt oder wirklich ein Herz birgt.“ — Der Graf ſah lächelnd vor ſich hin. „Wie doch der Eifer und die Jugend alles mißverſteht! Glaubt man auch manchmal ihren romantiſchen Grillen zu ſchmeicheln, ſo ſtößt man auf der andern Seite wieder gegen enge Schranken des Geiſtes und der Erfahrung. Nun meinethalben; das Große, Seltſame und Geheimnißvolle iſt überall nicht für die Menge, welche keiner Erhebung und Vergeiſtigung fähig iſt. Der Körper iſt immerdar ihr Höchſtes; der Körper gibt ihr Geſetze. Junger Freund, Sie hätten da ein ſo ſchönes Spielwerk haben können; doch Ihr Sinn zeigt ſich verblendet dagegen, und ſo mag es bleiben.“ — „Ich verſtehe Sie nicht,“ rief ich; „ein ſolches Spiel finde ich, wenn es überhaupt möglich iſt, weder vereinbar mit unſern höhern Pflichten, noch mit den Geſetzen, die uns der höchſte und reinſte Geiſt, unſere geiſtige Natur berückſichtigend, vorgeſchrieben hat.“ — „Wie Sie es nehmen,“ erwiederte er, „ſo ſcheinen Sie an der Möglichkeit der Erſcheinung zu zweifeln. Beſinnen Sie ſich, daß in dem Buche, welches ſich eines göttlichen Urſprungs rühmt, noch eine viel größere Macht dem Glauben zugeſprochen wird, wenn er ſich zu ſeinem vollſten Bewußtſeyn kräftigt. Glauben und Wille ſind in ihrem Weſen gleichartige geiſtige Potenzen, nur durch ihre Richtungen verſchieden. Iſt uns nun nicht die Herrſchaft über dieſe Kräfte gegeben? ſind wir nicht berufen, ſie nach allen ihren Richtungen hin auszubilden? und können die alten Schranken, welche Vorurtheil, beſchränkter Sinn und Unwiſſenheit um ſchwächliche Naturen ziehen, den Geiſt hemmen, der, ſich ſeiner geiſtigen Volljährigkeit bewußt, in alle Rechte ſeines Standes tritt? Die alte Welt, von finſtern Irrthümern befangen, bewegte ſich immer enge in ſcharfen Gegenſätzen; es gab ein Gutes und ein Böſes, ein Schwarz und ein Weiß, Höhe und Tiefe; die Wiſſenſchaft heutzutage ſtrebt, dieſe Gegenſätze aufzuheben und auszugleichen; vor ihrem Lichte verſchwinden jene trüben Schatten, die die Welt füllten und ſie mit ängſtlichen Träumen ſchreckten. Der Menſch erkennt die Allmacht ſeines Willens, und vor dem erſchloſſenen Geheimniß ſeines Buſens beugt ſich die willenloſe knechtiſche Natur.“ Ich hatte mit höchſtem Widerwillen dieſe Worte angehört, die nur eine kalte, freche Läugnung deſſen zu enthalten ſchienen, was meinem Buſen das Höchſte und Theuerſte war; mein Entſchluß war, das Geſpräch ſogleich abzubrechen, um mich aus der Nähe des Furchtbaren zu entfernen. Als er meine Abſicht errieth, ſagte er mit einem Lächeln, deſſen Ausdruck ich nie vergeſſen werde: „Warten Sie, ich will Ihnen doch mein wohlgetroffenes Bild zeigen.“ Ich ſtand ſtille, und der Graf ſank in ſeinen Stuhl zurück. Ich ſah ihn die Hände über ſein Geſicht ſchlagen, ſeine Arme zitterten heftig, eine tiefe Stille herrſchte im Gemach, ich hörte die Schläge der Uhr, die im dritten Zimmer von uns ſtand. Nach wenigen Minuten fielen die Arme des Grafen herab und ich erſchrack über ſein Antlitz, denn es war völlig blutleer, die blaſſen Augen ſtarr und glanzlos auf mich gerichtet. Er machte eine Miene, um auf die Thüre zu zeigen; in dem Moment öffnete ſich dieſe leiſe und — o es war fürchterlich! herein ſchlich und tappte ein Bild — es war der Graf ſelbſt — leiſe, mit ſchwankenden Gliedern. Das Entſetzen der Hölle packte mich, ich ſah die wandelnde Leiche auf mich zuwanken, ſah im erdfahlen Geſicht ſich die Muskeln zu einem Lachen verziehen; mit

Digitized by Google

einem Schrei floh ich zurück — Gott! da stand dieselbe Gestalt, eben so lächelnd, und die Spiegel im Gemache vervielfältigten die wandelnden Gespenster; überall, aus allen Ecken traten sie auf mich zu; meine Besinnung drohte, mich zu verlassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mahnung.

Es regt ein junges Leben sich
Im Mutterschooß der Zeit,
Und zuckt und ringt sehnsüchtiglich
Und wäre gern befreit.

Ihr Dränger, hemmt es nicht noch lang
Im engen Mutterschooß,
Sonst bricht es durch mit wildem Drang —
Ein Knabe keck und groß.

Robert dem Teufel gleicht es dann,
Unbändig, riesenstark,
Schon an der Wiege wie ein Mann
Mit festem Eisenmark.

Dann weh der Amme, die da Lust
Verspürt, sich ihm zu nahn!
Er beißt sie wohl in ihre Brust
Mit seinem scharfen Zahn.

Und weh dem Pfaffen, der da kommt,
Die Taufe zu vollziehn!
Er meint wohl, daß kein Taufen frommt,
Und schlägt mit Fäusten ihn.

Ihr Dränger, hemmt ihn länger nicht
Im dunkeln Schooß der Zeit:
Daß er nicht selbst die Bande bricht
Und zürnend sich befreit.

—r.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Februar.

(Fortsetzung.)

Das Parlament. Neue Volksblätter.

Der Examiner, ein ultraliberales Sonntagsblatt, enthält folgende beißende Bemerkungen über den angeführten Gegenstand: „Man hat da über die Verletzung der Verordnungen des Unterhauses gegen die Bekanntmachung seiner Debatten etwas herschwadronirt. Es läßt sich nichts Thörichteres denken, als der mächtig hohe Ton, in dem man sich bei dieser Gelegenheit hat vernehmen lassen. Bestände das Haus auf diesem vielbesprochenen Recht, so würde es mit Einem Streich seine Bedeutung verlieren; denn den Rest von öffentlicher Achtung, den das Parlament noch genießt, hat es einzig der Bekanntmachung seiner Debatten zu danken. Als debattirender Versammlung fehlt es ihm nicht an Talenten und an Interesse, aber als gesetzgebender Körper ist es verächtlich. Wie die Sachen jezt betrieben werden, dient das Hin- und Hergerede dazu, die Kritik von seinem Thun und Lassen abzuziehen; aber was würde man vom Hause halten, wenn man nur seine Leistungen kennen lernte? Kaum geht je ein Gesetz durch, in das sich nicht ein ungeheures Versehen eingeschlichen hätte, wodurch die Absicht der Gesetzgeber vereitelt und ihre Unfähigkeit offenkundig wird. In einem Gesetz über den Bau eines neuen Gefängnisses wurde verordnet, die Materialien des alten Hauses sollen so weit benuzt werden, als sie ausreichten, ferner aber, die Gefangenen sollen im alten Gefängniß bleiben, bis das neue vollendet sey. Niemand hat noch das Gesetz über die Heirathen vergessen, worin verordnet wurde, die Häuser der Ehekandidaten sollen an die Kirchenthüre angeschlagen werden, und welches so voller Widersprüche war, daß unter demselben Niemand in den Ehestand treten konnte. Kurz, lernte man das Unterhaus rein blos durch seine Verordnungen kennen, man würde es für ein Narrenhaus halten. Ja, hörten die Zeitungen auf, seine Verhandlungen zu berichten, sie würden es dem Haß und der Verachtung preisgeben, da man durch sie allein noch erfährt, daß die Mitglieder, trotz ihrer tollen Streiche, keine Tollhäusler sind. Und dann bedenke man, wie es die Nation aufnehmen würde, wenn drückende, tyrannische Gesetze in der Stille entworfen und unerwartet ausgeführt würden. Stille ist ein Element der Strenge, und unsere Gesetze sind schon an sich selbst streng genug. Man setze den Fall, daß die berüchtigten sechs Akten, die Aufhebung der Habeas Corpus-akte, oder die Verwerfung der Reformbill ohne alle Vorbereitung auf einmal vor's Publikum gekommen wären, ohne daß dasselbe vorher Gelegenheit gehabt hätte, über die angeblichen Gründe und Entschuldigungen seinem Unmuth Luft zu machen, wie schrecklich wäre der Schlag, wie furchtbar die Reaction gewesen!" Der Verfasser macht noch ferner die Bemerkung, ohne die Zeitungen wäre das Volk nicht einmal mit denjenigen Gesetzen bekannt, von denen sein Leben und Tod abhängt, da es weder ein regelmäßiges Gesetzbuch, noch irgend ein gesetzlich anerkanntes Mittel gibt, neue Verordnungen des Parlaments, oder gerichtliche Interpretationen vor das Publikum zu bringen, oder ältere ins Andenken zu rufen. ... So wäre ich denn wieder ganz unvermerkt in die Politik hineingekommen; aber kann man anders? leben wir doch heutzutage ganz in der Oeffentlichkeit, so daß selbst Kunst- und Literaturblätter in diesen Ton einstimmen müssen, wenn sie auf die Mitwelt wirken wollen. Viele Ihrer Leser werden sich zu erinnern wissen, welche Anstrengungen in den Jahren 1818 und 19 unsere Aristokratie machte, um die eigentlichen Volksblätter, die man mit dem Namen Zweipfennig-Geschmier zu brandmarken pflegte, zu vernichten; die sechs Akten, worauf oben angespielt ist, waren fast allein dahin gerichtet; und obgleich diese außerordentlichen Zwangsgesetze nicht mehr in Ausübung sind, so besteht doch noch die Verordnung, welche, eben zu jenem Zweck, eine Stempelgebühr von ½ Schilling auf jedes Blatt legt, welches zur Verbreitung politischer Nachrichten bestimmt ist. Diesem nun auszuweichen, ist gegenwärtig das Bestreben der Demagogen, und es erscheinen jezt Blätter zu Dutzenden, die zwar keine unmittelbaren politischen Neuigkeiten enthalten, welche aber die Menge über die Begebenheiten des Tages, nach ihrer Weise, aufzuklären suchen. Wir haben zwei oder drei Figaros, zwar alle weniger witzig als ihr Pariser Namensverwandter, aber um so derber, dann einen Punch, einen Punchinello u. s. w., welche alle nicht, wie vormals, für zwei Pfennige, sondern für einen Pfennig verkauft werden, wobei manche sich noch durch vortreffliche Holzschnitte auszeichnen, welche zum Kaufe einladen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 19.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 57.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 7. März 1832.

— Komm als ein rauher russischer Bär,
Ein kriegrisch Nashorn, ein Hyrkanertieger,
Werd' alles, nur nicht das! — Furchtbarer Schatten,
Lebloses Blendwerk, fort!

Shakespeare.

Die Doppelgängerin.

(Fortsetzung.)

In ohnmächtiger Wuth stürzte ich auf den Grafen zu, um ihn zu fassen, da schrie es aus der Ecke: „ich, ich bin der Rechte, nur hierher!" dann dort: „nein, ich — hierher! —" Dabei tönte ein hohles Gelächter und ein beständiges leises Scharren der Pantoffeln auf dem Teppich. Wie ich mich endlich hinausgefunden, wie ich die Treppe erreicht, ich weiß es nicht mehr; auf meinem Zimmer angelangt, fiel ich sogleich in ein heftiges Fieber, welches mich eine geraume Zeit im Zimmer hielt. Als ich wieder ausging, hatte der entsetzliche Graf die Stadt und den Hof verlassen müssen, weil er es gewagt, öffentlich in einem Wirthshause sich in doppelter Gestalt zu zeigen und dadurch mehrere Gäste bis auf den Tod erschreckt hatte.

Jahre vergingen nach diesem Vorfall, ich war mit meiner geliebten Ophelie vermählt, und nur jene finstere Erinnerung an den Schatten, der mein Leben berührt, trübte zuweilen den reinen Himmel unseres Glücks; bald gelang es mir auch, diesen zu bannen, und so gab sich meine Seele der schönen Ueberzeugung ganz hin, daß fürder nichts mehr mich an die unglückselige Bekanntschaft mahnen werde. Ich Betrogener! dem leeren Schatten war ich entflohen, um das Entsetzen selbst in meine Arme zu schließen! Bald mußte ich gewahren, daß meine Ophelie mir etwas verberge, daß sie Zusammenkünfte im Geheim mit einem fremden Manne habe. Die Eifersucht verblendete mich; ich drang eines Abends in ihr Gemach, und wen mußte ich an ihrer Seite treffen? jenen fürchterlichen Grafen. Schon früher hatte ich auf Opheliens Arbeitstisch eine Abhandlung gefunden, die aus jenem Buche des Theophrast gezogen war und die sie vor mir verborgen hatte; jezt wurde mir ihre Gemeinschaft mit dem Entsetzlichen klar, mit welchem sie auch durch die Bande des Bluts verbunden war. Mein Schreck, meine Verzweiflung waren grenzenlos; sogleich bestand ich darauf, daß sie mit mir die Stadt verließ; wir zogen auf ein entferntes Schloß in den Pyrenäen. Dort angelangt, suchte die Falsche den Sturm in meiner Brust zu beschwichtigen, theure Eide schwuren ihre Lippen, daß sie vom Verbrechen ihres Oheims nichts wisse, am wenigsten es theile. Ich Thor glaubte der Lügnerin. Doch kein Monat verging, da gestanden mir eines Tags meine Diener mit Furcht und Zittern, sie haben ihre Gebieterin doppelt gesehen: sie habe zugleich im Bogengang des Gartens gewandelt und in ihrem Kabinette gesessen an ihrem Nähtisch. Ich stürzte zu ihr hin; die Raserei meiner Leidenschaft brach die starrsten Fesseln, in Thränen aufgelöst, ganz Reue und Zerknirschung, gestand die Arme, zu meinen Füßen liegend, die schwarze Schuld; mit Grausen vernahm ich, wie sie mein argloses Herz getäuscht, wie sie, von früher Jugend an mit dem Oheim vereint, von ihm jene Künste der Hölle gelernt und öfters, doch immer im Stillen, ausgeübt. Mein Blut stockte, mit

Digitized by Google

einer Bewegung meines Fußes suchte ich die Niedergesunkene von mir zu entfernen. Sie aber kettete sich an meinen Hals und beschwor mich unter Thränen, sie wieder von der finstern Macht zu erlösen. „Wenn ich sähe," sprach sie, „daß ihr Gesicht den Ausdruck trüben Nachsinnens annehme, daß ihr Auge plötzlich matt und glanzlos werde, dann sey es ein sicheres Zeichen, daß ihr Geist auf der Wanderung an irgend einem fernen Ort körperlich erscheine; dann möchte ich mit der ganzen Kraft meines Armes ihren Leib oder ihr Antlitz berühren, damit das Blut wieder strömte und der irrende Geist wieder in seine wahre Hülle zurückkehrte. Am sichersten aber werde ich ihren jammervollen, schrecklichen Zustand erkennen, wenn ich das Auge glanzlos, die Wange bleich sähe." — Ich that nun, wie sie es gewünscht; doch welch ein Daseyn begann jezt für mich! Einsam auf einem finstern, verlassenen Schloß, an der Seite eines Wesens, dessen Anblick mich stündlich an die Schauer des Grabes erinnerte, welkte ich dahin und zählte keine frohe Stunde mehr. Eine tiefe Nacht, kalte Resignation bemächtigte sich meiner Seele und drohte, mich in ein frühes Grab zu stürzen. Ja, ich war dem Tode nahe, als endlich der ihrige erfolgte. — Laß mich, geliebter Franz, schnell über die Begebnisse jener Zeit wegeilen; genug, ich war erlöst, ich war wieder frei; eilig entfloh ich jenen Mauern, die meine täglichen Martern geschaut, alles gab ich hin, keine Nachlassenschaft, kein Zeichen aus jener Periode sollte mich mahnen an die Fürchterliche, die ich einst mein genannt. Gott sey gedankt, der Allerbarmer hat sich auch meiner erbarmt; er sandte mir einen reinen Engel des Lichts, der mich tröstete, rettete. Meine Verenize, kannst Du jezt, da Du mein Elend weißt, mir noch zürnen? Entschuldige dem Wahnsinnigen, den plötzlich die Geister seiner nächtlichen Vergangenheit überfielen und unter Krämpfen des augenblicklichen Entsetzens zu der unnatürlichen That zwangen! Der Strahl des Mondenlichts, der plötzlich auf Dein Antlitz fiel, der zufällig schwächere Glanz des Auges rief mir plötzlich jene Ophelie und ihre Worte ins Gedächtniß, die finstere Macht faßte mich, und willenlos mußte ich ihr zum Spielzeug dienen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Besuch in einer russischen Militärkolonie.

(Fortsetzung.)

Die Unglücklichen, welche von ihren Herrn zum Kriegsdienste bestimmt werden, kommen ohne alle militärische Gewohnheiten und in der tiefsten Unwissenheit bei ihren Regimentern an. Fern von ihrer Heimath, bleiben sie zwei-und-zwanzig Jahre lang unter den Waffen, ohne Anspruch auf regelmäßigen Urlaub, und nach Ablauf ihrer Dienstzeit sehen sie sich gewöhnlich ohne Hülfe und Zufluchtsstätte. Andererseits nöthigen der Mangel an Städten, der hohe Preis der Transporte, vielleicht auch Gründe der Politik, die Regierung, das Heer zum größern Theile in Kantonirungen zu legen und nach allen Richtungen zu vertheilen, so daß ein schnelles Zusammenziehen einer bedeutenden Truppenmasse dadurch sehr erschwert wird. Der Kaiser Alexander sah in der Einrichtung von Militärkolonien das zweckmäßigste Mittel, allen diesen Uebeln abzuhelfen. Diese Anstalten bewirkten eine enge Verbindung zwischen den kolonisirten Truppen und dem zu ihrer Ergänzung bestimmten Landvolke. Die Soldaten wurden aus den Kindern der Kolonie genommen und genossen das Vorrecht, in Friedenszeiten im Schooße ihrer Familie zu bleiben; sie erndteten selbst die zu ihrem Unterhalte nöthigen Früchte, welcher sonach dem Lande weniger zur Last fiel. Von Kindheit auf an den Soldatenstand gewöhnt, hatten sie keinen Widerwillen dagegen, und schon im Voraus konnte man die Fähigsten unter ihnen ausersehen, um sie zu guten Unteroffizieren zu bilden. Im Alter fanden sie ein sicheres Obdach; in jeder Hinsicht verbesserte sich ihr Loos. Zu gleicher Zeit trugen jene Anstalten auch zur Verbreitung und Vervollkommnung des Ackerbaus bei, denn sie sollten in bisher noch unbebauten Gegenden angelegt werden. Alexanders erhabener Charakter ist Bürge dafür, daß er bei diesem großartigen Plane auch beabsichtigte, die Lage der Bauern glücklicher zu machen, sie aufzuklären und nach und nach auf die Bahn einer fortschreitenden Freiheit zu bringen. Vielleicht ist sogar in der Furcht des Adels vor diesem Ziele der Grund des wirklich energischen Widerstandes zu suchen, den des Kaisers Plan von Seiten der höchsten Stände fand. Endlich hoffte man noch durch Gründung dieser zugleich militärischen und ackerbauenden Kolonien einen Vortheil zu erlangen, dessen Wichtigkeit der Krieg von 1812 doppelt hatte fühlen lassen, nämlich eine bleibende Schutzwehr der westlichen Provinzen zu erhalten und die Reichsgränzen gegen Preußen, Polen und Oestreich auf ähnliche Weise zu sichern, wie jene gegen China, die Tatarey und den Kaukasus. Die Ausländer hätten in diesen Anstalten eher ein Mittel zur Vertheidigung als zum Angriffe sehen sollen, da gewiß ein Heer, welches alle Gewohnheiten der Ansäßigkeit und die Hoffnung des Besitzes an den heimischen Boden fesseln, weniger als jedes andere sich zu einem Eroberungskriege eignet. Auf jeden Fall schien die Ausführung von Alexanders Planen dem Reiche eine große Macht zu verbürgen: die neue Einrichtung sollte sich über den größern Theil des russischen Heeres erstrecken, fast alle Krongüter sollten dazu

Digitized by Google

verwandt werden, und man hoffte auf dieſe Weiſe nöthigenfalls 1,500,000 geübte und wohldiſciplinirte Krieger unter die Fahnen rufen zu können. Der Erfolg entſprach aber dieſen Erwartungen nicht. Die Infanterie- und Kavalariekolonien enthalten nur 46,000 Mann aktive Truppen und eine zur Hälfte dieſer Anzahl angeſchlagene Reſerve, und alles berechtigt jezt zur Vermuthung, daß die Regierung dieſer Anſtalt die von Alexander beabſichtigte Ausdehnung nicht geben werde. Die Koloniſirung der Infanterieregimenter lieferte keine erfreulichen Reſultate. Die Niederlaſſungen dieſer Truppen liegen größtentheils im Gouvernement Novogorod, in ſumpfigen Gegenden, wo ſie gegen die verderblichen Einflüſſe eines höchſt ungeſunden Klimas zu kämpfen hatten. Große Kapitalien mußten auf die erſte Anſiedlung verwandt werden, ſo daß der Zweck, Erſparungen zu bewirken, dabei verfehlt wurde. Endlich war die ackerbauende Bevölkerung, welche man dahin verpflanzt hatte, zu gering, um zugleich das Land beſtellen und den Nachwuchs als Rekruten ſtellen zu können.

Ein anderes iſt es mit den Kavaleriekolonien. Dieſe befinden ſich in einem blühenden Zuſtande, und ihre geographiſche Lage, im Südweſten des Reichs, würde ihnen bei einem Kriege mit Oeſtreich oder der Türkei eine hohe Wichtigkeit geben. Seit 1818 beſtehen ſie in den Gouvernements der ſlobodiſchen Ukraine und von Twer, und enthalten zwölf Uhlanen- und acht Küraſſierregimenter. Ihr unermeßliches Gebiet, ehmals eine unfruchtbare Steppe, iſt mit reichen Erndtefeldern bedeckt, und die Pferdezucht wird dort immer allgemeiner und vollkommener. Die junge Reſervemannſchaft iſt zahlreicher als nöthig zur Ergänzung der aktiven Abtheilungen; 27,000 Kinder beſuchen die Schulen, und man berechnet auf 2,400,000 Rubel die bewirkte jährliche Erſparniß.

Die Standquartiere dieſer Regimenter ſind größtentheils unter unruhigen Völkerſchaften moldauiſcher, koſakiſcher und bulgariſcher Abkunft. Die Liebe dieſer Stämme zur Unabhängigkeit und Räuberei könnte gefährlich werden, wenn ſie nicht durch eine ſtrenge Kriegszucht im Zaume gehalten würde. Die Kolonialeinrichtung gewöhnt ſie an Arbeit, mildert ihre Sitten und nöthigt ſie zum Gehorſam. Freilich war das Unternehmen ſchwierig, und mehrmals mußte ihrer Empörungsluſt durch Beiſpiele von Strenge Einhalt gethan werden; doch jezt haben ſie ſchon zum Theile ſich an Ordnung und Unterwerfung gewöhnt, und auch dieß gehört nicht zu den kleinſten Vortheilen des Koloniſirungsſyſtems.

Ehe die Wiederherſtellung unſers Wagens uns die Fortſetzung unſerer Reiſe möglich machte, erfuhr ich noch folgende nähere Umſtände über die Organiſation der Kolonien, beſonders in Bezug auf diejenigen der Infanterieregimenter. Die Koloniſation eines Regiments beſteht darin, daß man daſſelbe für beſtändig an einen Ort kantonirt, welchen es nicht mehr verläßt, außer um in das Feld zu rücken, und deſſen übrige Einwohner die liegenden Gründe der Kolonie in Pacht bekommen, unter der Bedingung, den Soldaten Wohnung und Nahrung zu geben und nach und nach die Rekruten zu ſtellen. In einer ſolchen Kolonie hat Alles einen militäriſchen Zuſchnitt; die Pachter oder Hofbeſitzer ſind uniformirt, ſtehen unter dem Kommando gedienter Offiziere und bilden das ſogenannte Koloniſtenbataillon. Während ihres ganzen Lebens bleiben ſie einer ſtrengen Disciplin untergeben, welche ſich ſogar auf den Betrieb der Feldarbeiten erſtreckt. Ihre Kinder ſind geborne Soldaten; im Alter von zwölf Jahren erhalten ſie Flinte und Patrontaſche. Später treten ſie in die Reſerve und dann in die aktiven Bataillons. Nach fünfzehn Dienſtjahren treten ſie wieder auf fünf Jahre in die Reſerve zurück, und beſchließen ihre Laufbahn als Invaliden der Kolonie, wenn nicht anders ihr väterliches Erbe, oder irgend eine neue Gütervertheilung ſie in den Fall ſezt, ſelbſt Koloniſten oder Pachter zu werden.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

Die ſchweren Gebrechen des geſellſchaftlichen Zuſtands.

Zwar fühlen die Pariſer ein dringendes Verlangen nach Schauſpielen; aber gleichwie die Römer ſetzen ſie doch das Brod voran: **Panem et Circenses.** Auch läßt es ſich die Polizei dringend angelegen ſeyn, daß es den Nothdürftigen nicht an Brod fehlt, und dennoch gibt es Leute genug, die Hungers ſterben, ob durch ihre Schuld, oder durch die Schuld Anderer, oder durch die Schuld unſerer veralteten europäiſchen Einrichtungen und unſers mangelhaften geſellſchaftlichen Zuſtandes, gilt, hier wenigſtens, gleichviel; genug, die Armuth, das Elend iſt da, ihm muß abgeholfen werden. Die Polizei mag die St. Simoniſten verfolgen, wie ſie will, Zeitungen, beſoldete und unabhängige, mögen ſich über ihr ſonderbares Treiben luſtig machen, wie es ihnen beliebt: man kann dieſer Sekte oder Geſellſchaft das Verdienſt nicht abſprechen, daß ſie mit Nachdruck, Eifer und Würde die ſcheußliche Seite des jezigen geſellſchaftlichen Zuſtandes in Europa aufgedeckt hat, wo das größte Elend neben Praſſerei, die erbärmlichſte Ohnmacht und Hülfloſigkeit neben dem Mißbrauche der Gewalt täglich zu erblicken iſt. Ich hörte einmal eine Rede in der St. Simoniſtengeſellſchaft, bei welcher allen weichen Seelen die Thränen in die Augen traten. Der Redner ſchilderte mit ergreifender Beredtſamkeit den grellen Kontraſt zwiſchen einer reichen Dame, welche ſich bei der jetzigen Jahrszeit in einem reichverzierten, mit allen erdenklichen Bequemlichkeiten und Erfindungen eines geſchmackvollen Luxus verſehenen Gemache zu einem glänzenden Balle puzt, und einer armen Frau im Dachſtübchen viel-

leicht desselben Hanfs, die sich und ihre Kinder von einem kleinen Gewerbe ernährte, aber, seitdem der Gewerbsfleiß in Stocken gerathen, in tiefes Elend versunken ist und den Hunger ihrer Kleinen nicht zu stillen vermag. Der Bauer, der einen kleinen Acker besizt, kann auch in Elend gerathen; allein die Erndte hilft ihm wieder auf, er kann Geld aufnehmen und seinen Besiz, seine künftige Erndte im Nothfall verpfänden; wo aber sollen die vielen tausend Arbeiter und Arbeiterinnen hinaus in unserm Europa, wo das Landeigenthum so ungleich vertheilt ist, wenn die Arbeit in Stocken geräth, wie dies so oft der Fall ist? Freilich fehlt es nicht an Armenhäusern, wohlthätigen Vereinen, Hospitälern; allein nicht allen wird geholfen, und wenn die Noth lange anhält, vermindert sich auch die Hülfe. Die vielen tausend Familien, die nichts haben, befinden sich fortwährend in demselben Zustande, ohne daß sich eine günstigere Aussicht zeigt. Daß es in Frankreich nicht allein so geht, sieht man aus dem ungeheuren Ertrage der sogenannten Armentaxe, welche das begüterte England zum Unterhalte seiner Nothdürftigen zahlt und die im vorigen Jahre über neunthalb Millionen Pfund Sterling eingebracht hat. Wo eine so ungeheure Summe zum Unterhalte derjenigen herbeigeschafft werden muß, die auf Kosten des Staates leben, da muß großes, unendliches Elend herrschen. Die St. Simonisten werden populär bleiben, so lange sie sich gegen den mangelhaften bürgerlichen Zustand Europas, der solche Erscheinungen hervorbringt, ereifern; je treffender, je energischer sie diesen Zustand schildern, desto mehr wird man ihnen Gehör geben und zulezt genöthigt werden, überall die Vorrechte gewisser Klassen der Gesellschaft aufzuheben und die Menschen wieder auf gleichen Fuß zu sezzen. Niemand seiner Geburt oder seines Standes halber zu begünstigen und dem Verdienste, dem Fleiße sein gebührendes Recht widerfahren lassen. Bis dahin muß man zu einigen, vor der Hand das Elend mildernden Hülfsmitteln seine Zuflucht nehmen, als z. B. Begünstigung der Auswanderung nach Amerika, wo noch jeder Bewohner sein Stück Land bekommen kann, und Erleichterung der Nahrungskosten. Dahin gehören denn vorzüglich die in einer großen Stadt, wie Paris, so leicht zu verschaffenden Gallertesuppen und die wohlfeilere Zubereitung des Brodes. Um das Volk in Ruhe zu halten, wenn das Brod theuer ist, macht die Polizei große Aufopferungen, mit dem Gelde der Nation versteht sich, und bezahlt den Bäckern ein Bestimmtes, damit sie das Brod nicht zu vertheuern brauchen, oder erlaubt ihnen, was im Grunde eine Spitzbüberei ist, das Brod leichter zu backen, damit sie nicht genöthigt seyen, die Preise zu erhöhen. Dies sind aber schlechte Hülfsmittel und können in einem freien Staate, wenn die Polizei streng in ihre Grenzen gewiesen ist, nicht dauern.

(Die Fortsezung folgt.)

London, Februar.

(Beschluß.)

Angriffe auf die Staatskirche.

Eines der freiesten Blätter der Art heißt a Slap at the Church (der Kirche eine Schlappe), und es ist keine sanfte Hand, welche die Ohrfeigen austheilt. Nr. 3, welches eben vor mir liegt, hat folgende graphische Verzierung: Ein unbehülflich fettes Weib, mit Pausbacken, Schweinsaugen und geiferndem Munde, sizt halb schlummernd in einem höchst gemächlichen Armsessel; das Haupt ist mit Kissen gestüzt, und der Thurm und die Wetterfahne, nebst der Nationalflagge, welche sich auf der Nachtmüze als Verzierungen erheben, bezeichnen die Dame als Mutter Kirche. Dieses wird noch deutlicher, da man auf ihren Armen mehrere gemästete Prälätchen umherkriechen sieht, und ihr zur Rechten ein Schwein mit Ferkeln, zur Linken ein Paar Waizengarben und zu ihren Füßen einen Korb voll Gemüse und Früchten erblickt, vor welchem ein gegen ihren Schooß lehnendes Bischofchen steht, das, ein mit Kirchen behangenes Kreuzchen in der Hand, die vor ihm aufgehäuften Gaben mit Entzücken zu überschauen scheint. Dieses Bild ist mit Citaten aus mehreren berühmten Werken gegen die Staatskirche begleitet; dann folgt eine fingirte Zusammenkunft der Bischöfe, die man einander die bittersten Dinge sagen und zulezt vom Teufel auseinander sprengen läßt; den Schluß macht eine Reihe schmählicher Angaben, Anekdoten und Spöttereien gegen diese Anstalt, die leider die Zeit verkannt und durch ihre allzugroße Anhänglichkeit an das Zeitliche ihren Einfluß auf das Volk nur zu sehr eingebüßt hat. Man mißgönnt ihr ihr Einkommen und vergißt über dem Reichthum einiger Prälaten und einiger wenigen Pfarrer, daß die Masse der Geistlichkeit, welche doch großentheils aus dem Volke hervorgeht, bei weitem nicht zu hoch bezahlt ist, wenn man anders religiösen Unterricht nicht für etwas ganz Ueberflüssiges ansieht. Das Uebel aber ist, daß die Menge und diejenigen, welche für dieselbe schreiben, entweder gleichgültig, ungläubig oder fanatisch sind, d. h., sich entweder gar nicht um Religion bekümmern, oder jede Religion verwerfen, oder sich zu den Sekten bekennen, deren Prediger sich häufiger und direkter an die Einbildungskraft der Menge wenden, als die Geistlichen der englischen Kirche. Hierzu kommt denn noch, daß lezztere meistentheils auf der Seite der Tories oder der Feinde der Neuerungen stehen, was sie denn auch als politische Gegner verhaßt macht, und man somit durch ihre Demüthigung und durch Vernichtung der Staatskirche die Aristokratie zu schwächen hofft. Während man aber in England diesen Zweck durch Bearbeitung der Gemüther mittelst der Presse, und so zulezt auf gesezlichem Wege zu erreichen sucht, haben ihn die Irländer auf ihre eigenthümliche, gewaltsame Weise bereits erreicht. Es bildete sich nämlich, allen Gesezen zum Trotze, kühn, im Angesicht des Tages, in mehreren der dortigen Grafschaften ein Verein, der offen den Entschluß aussprach, keinen Zehnten mehr zu entrichten. Sie haben ein solches Schreckenssystem eingeführt, daß kein mit Mühe und Kosten ausgewirktes Dekret ohne eine bedeutende Polizei- oder Militärmacht vollzogen werden könnte. Natürlich aber müßte eine Geistlichkeit, die ihr Einkommen dem Volke mit dem Bajonnet abzwingt, bald moralisch zu Grunde gerichtet seyn. Die Legislatur hat sich also bereits dahin entschieden, daß, während sie den gegenwärtigen Inhabern der Pfründen ihr Einkommen sichert und die Regierung das Eintreiben desselben übernimmt, der Zehnte durch eine Grundsteuer ersezt und nach dem Absterben der jezigen Inhaber eine andere Vertheilung des Ertrags vorgenommen werden soll. Etwas Aehnliches muß nun auch in England geschehen, und somit wäre wahrscheinlich der erste Schritt zur Trennung der Kirche vom Staate geschehen, ein Schritt, den manche der Frömmsten und Besten im Lande für die eine so nüzlich halten als für den andern. Freilich würde alsdann mehr Unglaube ans Licht treten, als man bisher in England bemerkt, wo man für jezt übereingekommen ist, es seyn gegen den guten Geschmack, religiöse Zweifel blicken zu lassen.

Beilage: Literaturblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 58.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 8. März 1832.

Ich danke euch für geleistete Gesellschaft; aber, meiner Treu, ich wäre eben so gern allein gewesen.

Shakespeare.
Wie es euch gefällt.

Waldgang.

Drei sind hinausgegangen
Zur süßen Maienzeit;
Hat jeder sein Verlangen,
Hat jeder seine Freud'.

Ein Wald hat aufgeschlossen
Für sie das grüne Thor,
Draus kömmt ein Bach geflossen,
Draus lacht ein Blumenflor.

Inmitten, aus den Büschen,
Streckt, weit in's Thal hinaus,
Ein Wiesenplan den frischen,
Den duft'gen Teppich aus.

Der Erste hat ergriffen
Den Bündel groß und schwer;
Durch Gläser, scharf geschliffen,
Lauscht er und späht umher.

Er legt umher im Kreise
Meßketten, Winkelmaaß,
Und Stangen, seltner Weise,
Stellt er umher in's Gras.

Der Zweit' ist schnell gesprungen
Zum Bache hell und rein,
Draus Fischlein sich geschwungen
Im goldnen Sonnenschein.

Er thät viel Angeln stellen,
Legt Netz und Hamen aus,
Lockt aus den fernsten Wellen
Die Fisch in's falsche Haus.

Der Dritte hat verloren
Schon lange sich im Hain,
Ein Plätzchen still erkoren,
Verborgen und allein.

Die Vöglein rings begrüßen
Ihn mit gar süßem Laut;
Die Blümlein duft'ger sprießen,
So weit sein Auge schaut. —

Indeß die Schatten neigen
Sich länger in den Hain;
Die frohen Stimmen schweigen,
Die Blumen schlafen ein.

Da kommen sie gegangen,
Die Drei, zum Wald hervor;
Sie wollen noch erlangen
Die Stadt mit Wall und Thor.

Der Erste zieht gewichtig
Ein großes Blatt herfür:
„Gemessen, recht und richtig,
Hab' ich das Waldrevier!“

Digitized by Google

Die Fischlein langt der Zweite
Aus seinem Netz heraus:
„Ha! reiche Küchenbeute!
Ha! fetter Abendschmaus!“

Der Dritte kommt gegangen,
Hat Händ' und Taschen leer;
Hat nur ein neu Verlangen,
Hat nur ein Herz, so schwer.

„O süße Lust! o Schmerzen!
O Wald, du Wunderhaus!
O Ton, in meinem Herzen!
Wie sprech' ich Alles aus!“

Die Doppelgängerin.

(Fortsetzung.)

Sophie Bernard, die Tochter eines Pächters aus der Picardie, war das Opfer der Leidenschaft des Marschalls Bienville geworden, als dieser noch im Range eines Unterbefehlshaber der kaiserlichen Truppen in Rouen stand. Den Bitten und Vorstellungen der Familie nachgebend, hatte er sich mit dem Mädchen später heimlich verbunden, und die Frucht dieser Ehe war Marie, ein bildschönes Kind, im gleichen Alter mit Berenizen. Bei den armen bürgerlichen Verwandten erzogen, erhielt sie später in einem kleinen Grenzstädtchen eine Bildung, welche sie geschickt machte, die Stelle einer Gesellschafterin oder des ersten Kammermädchens bei einer Dame von Stande zu übernehmen. Ein glücklicher Zufall bringt sie nach Paris, und zwar ins Haus einer der vorzüglichsten Familien, zu der Herzogin von Aurerres, einer entfernten Verwandten Colmars. Hier sah das fünfzehnjährige Mädchen zuerst den jungen Mann, und seine Erscheinung, so wie das Gerücht seiner unglücklichen Ehe machten tiefen Eindruck auf ihr Herz. Colmar mochte sie wohl kaum bemerkt haben, und als er bald darauf Paris verließ, zogen Zeit und Entfernung in Mariens Herzen einen Flor über sein Bild, doch es ganz zu vernichten, waren sie nicht im Stande. Das liebende Mädchen erfuhr theils durch ihre gütige Gebieterin, theils auf anderm Wege den Tod der Gattin Colmars; ihre Phantasie, neu belebt, beschäftigte sich jezt wieder ausschließend mit dem theuren Gegenstande; sie dachte sich die Möglichkeit, dem geliebten Manne einst nahe treten zu dürfen, seine Aufmerksamkeit zu gewinnen; ja sie überredete ihr Herz, daß sie nicht ohne Hoffnung liebe, daß Colmar ihr Zeichen seiner Achtung, seiner Theilnahme gegeben habe. Wer beschreibt daher ihr Entzücken, als der Geliebte nach Verlauf von zwei Jahren plötzlich wieder in Paris erschien. Sie stand hinter den Vorhängen einer Glasthür, als er ins Gemach der Tante eintrat. Was mochte er in Paris zu thun haben, welche Beweggründe riefen ihn hierher? Marie glaubte, ein Blick Colmars habe sie beim Eintritt gesucht und hinter den Falten des Vorhangs entdeckt. Oefters geheime Gespräche des Neffen mit der Tante, das Wort Vermählung, Braut machten sie freudig erschrecken. Ihre Eitelkeit flüsterte ihr zu, daß Colmar sie überraschen wolle, sie beschwichtigte immer wieder die Stimme der Vernunft, die ihr zurief, daß ein Mädchen ihres Standes, wenn gleich durch die Güte ihrer Gönnerin der Niedrigkeit entrückt, dennoch nicht Anspruch machen dürfe auf die Hand eines so angesehenen Mannes. Colmar verließ nach wenigen Tagen die Stadt, und so sehr die Verlassene darüber trauerte, daß ihr wiederum nicht Gelegenheit geworden, sich ihm zu nähern, so ward sie doch auf das Freudigste überrascht, als ihr Auge im Prunkgemach der Herzogin ein Bild entdeckte, welches Colmar nachgelassen und das Niemand anders vorstellen konnte, als seine Braut. Leise hob ihr Finger den grünen Flor des Rahmens, und mit einem Schrei des Entzückens erkannte sie ihre Züge. Ihre Gestalt, ihr Antlitz glänzte der Freudetrunkenen im vollen Brautstaat entgegen. Jezt war jeder Zweifel gelöst! sie war geliebt, sie war glücklich! Die Herzogin, welche eben ins Gemach trat, fand das schöne Mädchen vor dem Bilde niedergesunken, in Thränen schwimmend. Als Marie die Eintretende gewahrte, floh sie ihr entgegen, und die erstaunte Dame ließ die leidenschaftliche Heftigkeit des armen getäuschten Wesens erst völlig sich erschöpfen, ehe sie mit besonnenen, doch freundlichen Worten den Irrthum erklärte. Sie selbst hatte gestaunt über die wunderbare Aehnlichkeit, die die Braut ihres Neffen mit Marien hatte, sie entschuldigte in ihrem Herzen den Traum der Unglücklichen, welche aufzurichten und auf den wahren Standpunkt ihrer Verhältnisse schonend zurückzuführen, sie sich mit mütterlichem Ernste angelegen seyn ließ. Doch auf Mariens Daseyn hatte dieser Vorfall einen dunkeln, unvertilgbaren Schatten geworfen; sie hatte zu selig geträumt, zu tief empfunden, um jezt bei so harter Enttäuschung nicht eine schneidende Kälte im Busen zu fühlen. Die Aehnlichkeit der Erwählten mit ihr erschien ihr als ein Hohn des Schicksals, je weniger sie Mittel hatte, das Räthsel ihrer Geburt zu lösen. Als bald darauf die Nachricht von Colmars Vermählung einlief, beschloß sie in ihren Gedanken, sich gänzlich abzuwenden von jenem Undankbaren, der, ohne es zu wissen oder zu wollen, die Blüthe ihrer Jugend vergiftet hatte. Die Herzogin war Zeugin des Ausbruchs ihres heftigsten Schmerzes gewesen, und war es jezt jener Veränderung, die das lebensfrohe, heitere Mädchen allmählig in eigentlichen Tiefsinn zu versenken drohte. Ihre angelegentlichen Bemühungen suchten sie immer wieder aufzurichten; es fanden sich zahlreiche Bewerber, welche Mariens Hand durch herzliche Neigung und eine günstige

Stellung im Leben zu erkaufen ſich geneigt zeigten; doch alle wurden von ihr zurückgewieſen. Fanatiſche religiöſe Ideen, zu denen im Charakter des ſchwärmeriſchen Mädchens ſchon längſt der Keim gelegen, fanden jezt in der trüben, verzweifelnden Stimmung ihres Gemüths volle Nahrung.

(Der Beſchluß folgt.)

Ein Beſuch in einer ruſſiſchen Militärkolonie.

(Beſchluß.)

Die männliche Bevölkerung einer Kolonie zerfällt in folgende Beſtandtheile:

1) Die Pachter oder Koloniſten im engern Sinne. 2) Die Kantoniſten; ſo nennt man die Knaben in einer Militärkolonie. Sie werden in Schulen, von der Regierung geſtiftet, unentgeldlich unterrichtet; zugleich erlernen ſie ein oder mehrere Handwerke und werden in den Waffen geübt. Mit achtzehn Jahren treten die Kräftigſten unter ihnen, nach Ueberſtehung einer Prüfung, in die Reſerve ein. 3) Die Reſervesoldaten. Jedes koloniſirte Regiment hat ſein Reſervebataillon, von welchem in Kriegszeiten die Hälfte mit den aktiven Bataillons ausrückt. In der Reſerve vollenden die Kantoniſten ihre militäriſche Erziehung. Sie bleiben zwei Jahre darin, und wenn ſie im Alter von zwanzig Jahren in die aktiven Bataillons eintreten, ſo ſind ſie vollkommen geeignet, gegen den Feind geführt zu werden. 4) Die Soldaten der aktiven Bataillons. Dieſe rücken auf das erſte Zeichen ins Feld. Ihre lange Dienſtzeit und mehr noch ihre Erziehungsweiſe als Kantoniſten machen aus ihnen treffliche Soldaten. Ihr Sold überſteigt nicht eilf Rubel jährlich, aber der Staat beſtreitet ihre Kleidung, während die Koloniſten für Wohnung und Nahrung zu ſorgen haben. Wenn ſie ſelbſt älteſte Söhne eines Pachters ſind und dieſer ſtirbt, oder ihnen auf einem andern rechtmäßigen Wege die Erbſchaft eines Pachters zufällt, ſo ſind ſie dadurch von ſelbſt ihrer Dienſtpflicht ledig und treten unmittelbar in den Beſitz des ihnen zugefallenen Hofes. Während ihrer Dienſtzeit, wenn ſie nicht durch den Krieg oder beſondere Umſtände von der Kolonie entfernt ſind, dienen ſie bei den Pächtern als Knechte, und ihre Arbeit hält jene für die Koſten ihres Unterhalts ſchadlos. 5) Die Invaliden. So heißen alle gedienten Soldaten nach Verlauf ihrer zwanzigjährigen Dienſtzeit. Sie haben vor allen andern Einwohnern der Kolonie das Recht, ihren Bart wachſen zu laſſen. Sie wohnen bei den Ihrigen oder bei andern Pachtern, nehmen an deren Arbeiten Theil und werden, wenn Alter oder Krankheit ſie daran verhindern, von der Regierung unterhalten. 6) Eine lezte Klaſſe ohne beſondere Benennung bilden endlich diejenigen Kantoniſten, welche entweder wegen Körperſchwäche, oder weil man ihrer nicht bedurfte, keine Militärdienſte gethan haben. Dieſe haben für ihren Unterhalt ſelbſt zu ſorgen, und verdienen ihn entweder als Knechte, oder indem ſie die Handwerke treiben, welche die Regierung ſie hat lernen laſſen.

Das Loos der koloniſirten Truppen ſcheint mir bei weitem glücklicher, als das der übrigen ruſſiſchen Soldaten. Dieſe, ſobald ſie bei ihrem Regimente eingereiht werden, ſind gewiſſermaßen für die Ihrigen verloren, ihre frühern Verhältniſſe ſind gewaltſam zerriſſen; die Kolonialſoldaten hingegen werden ihren Familienverhältniſſen nicht entzogen, ſie bleiben Söhne, Hausväter, ja ſogar bis zu einem gewiſſen Grade Bürger.

Was die ehemaligen Leibeigenen der Krone (Kronbauern) betrifft, aus welchen man Militärkoloniſten und Pachter gemacht hat, ſo wiſſen ſie ſich bis jezt noch nicht in ihr neues Verhältniß zu finden. Unwiſſend und einfach, fühlten ſie ſich in ihrer frühern Lage glücklich, und das Andenken an dieſe relative, auf Gewohnheit gegründete Glückſeligkeit verläßt ſie nie. Zudem wurden ihnen während der erſten Jahre die härteſten Arbeiten auferlegt, ſie mußten den undankbaren Boden, welchen man ihnen angewieſen hatte, urbar machen, Dörfer, Brücken, Straßen und Kanäle bauen. Bei der nächſten Generation werden indeß dieſe Urſachen, ſich unglücklich zu fühlen, nicht mehr beſtehen, und ihr Loos wird weniger hart ſeyn, als das der Kronbauern.

Die Koloniſten werden als freie Menſchen betrachtet, und wenn auch dieſe Benennung ſich nicht ganz für Landleute eignet, auf welchen die Laſt des Militärdienſtes ruht, ſo zeugt es doch von der Abſicht der Regierung, dieſe Klaſſe zu heben. Der Staat überläßt dem Koloniſten ein meublirtes Haus, ſechs bis acht Hektaren (dreißig bis vierzig Morgen) Feld, das nöthige Vieh und Ackergeräthe: er fordert von ihm weder Grund- noch Kopfſteuer, noch Pachtzins; was die Koloniſten erwerben, fällt nach ihrem Tode an ihre natürlichen Erben, ſelbſt ihr Pachtgut kann in gewiſſer Hinſicht für ihr Eigenthum gelten. Wenn ſie ſich zu ſeiner Verwaltung zu alt, oder dem Tode nahe fühlen, können ſie ihren Nachfolger ſelbſt beſtimmen. Auf dieſe Weiſe kann der Beſitz eines Pachthofes ſich in einer Familie wie ein wahres Eigenthum vererben, und nur in den äußerſten Fällen, in Folge richterlichen Erkenntniſſes, kann derſelbe ſeinem Beſitzer entzogen werden. Ueberhaupt ſtehen die Koloniſten durchaus nicht unter der Herrſchaft der Willkühr, wie ſo ziemlich die ganze übrige ackerbauende Bevölkerung. So kann kein Koloniſt eine Körperſtrafe erleiden, ohne daß darüber ein Protokoll aufgenommen würde, und in jeder ihrer Ortſchaften wird die niedere Gerichtsbarkeit durch eine von den Bewohnern gewählte Behörde ausgeübt, welche zugleich noch einige polizeiliche und ad-

Digitized by Google

ministrative Befugnisse hat. Man sucht durch wohlthätige Anstalten dem Mangel und den Unglücksfällen vorzubeugen. Ein von der Gemeinde unterhaltenes Getreidemagazin schützt dieselbe vor Hungersnoth. Die Kranken finden unentgeldliche Pflege in einem Centralspital, die Kolonie nimmt sich der Waisen an, und auch für Wittwen und Greise wird gesorgt. Eine Spar- und Leihanstalt sichert den Pachtern ihre Ersparnisse und leistet ihnen sogar in unglücklichen Zeiten unverzinsliche Vorschüsse, welche sich bis auf fünfhundert Rubel belaufen können. Auch die unentgeldliche Erziehung der Kinder verdient alles Lob. Man unterläßt nichts, um sie zugleich zu einsichtsvollen Landwirthen, guten Soldaten und geschickten Handwerkern zu bilden. In ihren Schulen lernen sie nach der Lancasterschen und Pestalozzischen Methode Lesen und Schreiben, und empfangen Unterricht im Singen, in der Musik, in der Religionslehre und in den Anfangsgründen der Arithmetik, der Geometrie und des Zeichnens.

Diejenigen Schüler, welche am meisten Fleiß und Fähigkeiten an den Tag legen, kommen in eine Unteroffiziersschule, und es wird ihnen, deren Eltern leibeigne Bauern waren, die Aussicht auf Offiziersstellen und den Adelstand, welche ihnen nach zwölf Jahren tadellosen Dienstes dem Gesetze nach zukommen. Ueberhaupt sichert die Einrichtung der Kolonieen ihrem Bewohner nicht nur gewisse Garantieen, sondern selbst positive Rechte zu. Freilich würde man dort vergebens neufranzösische Freiheit suchen; doch findet man dagegen Ordnung, Gerechtigkeit und eine geregelte, fürsorgende Verwaltung.

Die Lage der Offiziere in diesen Anstalten hingegen ist ihrer Bildung nicht so angemessen und wegen ihrer Abgeschiedenheit sehr unangenehm; auch soll unter ihnen ein fast allgemeines Mißvergnügen herrschen. Diese ungünstige Stimmung der Vorgesetzten, welche theilweise ihre Untergebenen theilen, könnte für die Staatsregierung bedenkliche Folgen haben. Vielleicht liegt in diesen Besorgnissen der Grund, warum die Regierung diese Anstalten in den Schleier des Geheimnisses hüllt. Selten erlangt ein Ausländer die Erlaubniß, sie zu besuchen, und selbst Russen werden nicht gerne zugelassen: eine Ursache mehr, warum die Schöpfung Alexanders so heftig getadelt wurde; man könnte sogar behaupten, daß sie höchst-unpopulär geworden ist.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Versuche mit Kartoffelbrod.

Um das Gleichgewicht in den Preisen des Brodes zu erhalten, hat man schon unter Napoleons Regierung Kornspeicher angelegt, und dadurch einen beständigen Vorrath von Getreide der Stadt zuführen wollen. Allein diese Kornspeicher haben nur einen sehr zweifelhaften Nutzen; denn erstlich würde ihr Vorrath die Stadt nicht lange mit Getreide versehen, wenn keine andere Zufuhr statt hätte, und zweitens ist die Erhaltung des Korns in gutem Zustande eine schwierige Sache in den südlichen Ländern, und bisher hat man noch kein wirksames Mittel gefunden, es vor den Würmern und dem Verderben zu bewahren. Daher hat man schon lange gesucht, ein Surrogat des Korns aufzufinden, oder wenigstens ein Mittel zu entdecken, die gewöhnlichen Nahrungsmittel des Volkes zu vermehren, damit man bei Mißwachs und andern Widerwärtigkeiten der Natur nicht einem gänzlichen Mangel ausgesezt sey. Natürlich mußte der erste Gedanke auf die Erdäpfel fallen, die schon in ihrem natürlichen Zustande so wesentlichen Nutzen bringen und noch weit wichtiger werden müßten, wenn man es dahin brächte, sie in der Gestalt des gewöhnlichen Brodes zu verarbeiten und darzustellen. Dies war keine leichte Arbeit. Zwar hat man es schon lange, und zwar nicht ohne guten Erfolg, dahin gebracht, Erdäpfelbrod zu backen; aber darin bestand die Aufgabe nicht allein. Der Transport der Erdäpfel ist schwierig, da sie nur ungefähr 20 oder 30 Prozent ihres Gewichtes guten Nahrungsstoffes enthalten, das Uebrige also als unnützer Ballast den Transport vertheuert, was mit dem Korn nicht der Fall ist. Ferner lassen sich Erdäpfel kein Jahr lang gut aufbewahren und sind noch viel mehr als das Korn dem Verderben ausgesezt. Zu allererst kam es also darauf an, ein Mittel zu erfinden, um die Erdäpfel oder das Mehl daraus des Aufbewahrens fähig zu machen. Dieses Mittel hat man hier endlich aufgefunden. So viel ich von einem Vortrage, welchen der geschickte Chemiker Payen neulich darüber in einer gelehrten Gesellschaft hielt, begriffen habe, wird das Erdäpfelmehl einer Art von Gährung unterworfen. Nach einem doppelten Prozesse soll es sich so gut und besser noch als gewöhnliches Mehl zum Aufbewahren eignen. Nun hat man einen wichtigen Schritt vorwärts thun und sich mit der Zubereitung des Brodes aus diesem Mehle ernstlich abgeben können, und damit ist man eben jezt sehr emsig in Paris beschäftigt. Schon in der lezten Sitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften wurde ein grobes Bauernbrod, das gänzlich aus Erdäpfelmehl zubereitet war, herumgereicht. Ich habe es genau untersucht und es wenig von andern Brode unterscheiden können, wenigstens dem Aeußern nach; wenn man es jedoch kostet, so findet man einen leichten Kartoffelgeschmack. Der Landmann, der dieses Brod zubereitet hat, versichert, es koste nur zwei Sous das Pfund; hier hätten also die Landleute schon ein leicht anzuschaffendes Surrogat. Aber dieser Versuch des Herrn Quest, so heißt der Zubereiter, ist unabhängig von den ins Große getriebenen Versuchen, die man jezt in Paris, wie auch in Straßburg anstellt und die, wie man versichert, ein weißes Brod liefern sollen, das sich von dem in Paris allgemein üblichen Waizenbrode nicht soll unterscheiden lassen, und kaum halb so viel kostet als dieses. Es wäre möglich, daß es auch nicht so nahrhaft wäre, als das Waizenbrod, und folglich eine größere Menge Brodes erforderlich wäre; dennoch soll, wie man behauptet, der Vortheil beim Gebrauche des Erdäpfelbrodes noch immer sehr bedeutend seyn. Auch hätte man dabei den Vortheil, daß man manches, zum Getreidebau untaugliches Erdreich zum Kartoffelbau anwenden und folglich noch auf einen besondern Gewinnst rechnen könnte, abgesehen davon, daß die Erdäpfelerndte nicht so oft oder so allgemein fehlt schlägt, wie die Getreideerndte. Der Globe meint, dies werde eine Revolution im Landeigenthum hervorbringen und manche Eigenthümer werden dadurch die Hälfte ihres Einkommens verlieren. (Der Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 20.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 59.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 9. März 1832.

— Verwahrt
Ist mir das Ohr vor deiner Rede Schlingen.

Schiller.

Paez und Arismendi.

Das neueste Heft des Londoner Foreign Quarterly Review enthält eine Scene aus der Revolutionsgeschichte von Columbien, die wir der Mittheilung werth halten, da sie, wie der Verfasser, ein Offizier, der mehrere Jahre in Columbien gedient hat, versichert, nach dem Leben gezeichnet und auf jeden Fall sehr lebendig ist.

*

Am 1sten Januar 1828 wurde in Venezuela eine große royalistische Verschwörung entdeckt, in welche über dreihundert vornehme Personen und Angestellte verwickelt waren. Seit 1824 hatte die Republik in keiner solchen Gefahr geschwebt. Der spanische General Barradas war mit 11,000 Mann von Coruna zu Puertorico angelangt, wo Admiral Laborde mit seiner Flotte zu ihm stoßen sollte, worauf sie vereint an der Küste von Venezuela landen wollten. Auf diese Hülfe hatten die Verschwornen gerechnet; aber die Generale Paez und Arismendi retteten durch Muth und schnelle Besonnenheit die Republik vom Verderben. In den drei folgenden Tagen wurden über dreihundert Personen, worunter wenigstens die Hälfte Geistliche waren, verhaftet und erschossen. Das Hauptquartier der Verschwörung war zu Carracas, wo Paez befehligte. Zu der Zeit, in welche uns die folgende Scene versetzt, ist Paez nach dem sechs Stunden davon gelegenen La Guayara geritten, um zweien seiner Milchbrüder, welche an der Verschwörung Theil genommen, das Leben zu retten, und ist deßhalb in einen heftigen Streit mit dem dort befehligenden Arismendi gerathen, welcher unerbittlich auf ihrem Tode bestanden hat.

Es ist acht Uhr Abends. Ein langer niedriger Saal im Hause Arismendis, dessen Fenster stark mit Eisenstäben verwahrt sind, und in welchem sich außer einem mit Papieren bedeckten Tisch und einigen Armstühlen kein Geräthe befindet. Oben am Tisch sizt Arismendi rauchend, unten zwei Offiziere mit Schreiben beschäftigt. Zwei gelbe Kerzen brennen auf einem zweiarmigen, alten eisernen Leuchter und verbreiten ein schwaches Licht. Ein Unteroffizier geht mit gezogenem Säbel an der Thüre auf und ab. Ein Offizier tritt ein: General, ein Mönch wünscht Euch zu sprechen.

Arismendi. Wie heißt er?

Offizier. Er will sich nicht nennen, behauptet aber, er habe Dinge von der größten Wichtigkeit mitzutheilen.

Arismendi. Er komme. (Gleich darauf tritt ein Mönch vom hohem Wuchs, mit der Kapuze über dem Gesichte, herein und bleibt an der Thüre stehen.)

Arismendi. Was steht zu Diensten, Pater? ich habe nicht viel Zeit; was habt Ihr mir zu sagen?

Mönch. Ich habe wichtige Geheimnisse.

Arismendi. Sprich!

Mönch. Nicht eher, als bis wir allein sind.

Arismendi. Es sind dieß treue Offiziere der Republik; sprecht ohne Scheu.

Digitized by Google

Mönch. Was ich zu sagen habe, darf nur der General hören.

Arismendi (winkt, nachdem er den Mönch einen Augenblick angesehen, den Offizieren, sich zu entfernen.) Nun, Pater?

Mönch. Und die Schildwache?

Arismendi. Der gehört zur irländischen Legion und versteht nicht ein Wort Spanisch. Sprich ohne Scheu; aber vor allem Dein Name.

Mönch. Mein Name? Ha, es ist wohl lange her, seit er innerhalb der Ringmauern von La Guyara zum leztenmale ausgesprochen worden. (Er tritt plözlich an den Tisch und wirft die Kapuze zurück.) Juanito, kennst Du mich noch?

Arismendi. Um Gotteswillen! Pater Ramon de Suza! mein alter Lehrer! (Er tritt rasch auf ihn zu und bietet ihm die Hand, der Mönch tritt zurück.)

Mönch. Höre mich erst an. (Er läßt sich langsam nieder und winkt Arismendi, ein Gleiches zu thun.) Ja wohl bin ich es — einst der allverehrte Abt von Santa Martha, jezt der vogelfreie Pater José.

Arismendi. Du Pater José? José, das Haupt der Verschwörung der Servilen? Unglücklicher! und was bringt Dich hierher?

Mönch. Das sollst Du hören. Durch das gottlose Dekret, welches die Klöster aufhob und ihre heiligen Bewohner in die Welt stieß, aus diesem Lande verwiesen, beschloß ich, den Ueberrest meiner Tage der Befreiung meines Vaterlandes von dem Joche der bösen, ehrsüchtigen, gewissenlosen Verräther zu weihen, die es unter dem Vorwand der Freiheit in Sklavenbande schlugen. (Der General will ihn unterbrechen, aber der Mönch fährt schnell fort.) Ich segelte nach Spanien, und nach unsäglichen Mühen und Gefahren hatte ich das Glück, unsern Herrn Don Fernando den Siebenten, den Gott erhalten wolle, von Angesicht zu sehen und zu sprechen. Ihm stellte ich den Jammer des Landes vor, von ihm erhielt ich die Erlaubniß, jedes Mittel zu seiner Befreiung zu ergreifen. Gelingt es mir, so gebührt die Ehre Gott allein; falle ich, so werde ich, wie die drei Männer im Feuerofen, Hosianna singen. (Er steht plözlich auf.) Juan Arismendi, in Deiner Hand ruht das Schicksal Deines Vaterlandes. Blutend streckt es die Arme nach Dir aus — willst Du es von Dir weisen? Wirf den schmählichen Sklavenrock seiner demagogischen Herrscher von Dir, tritt diese schändliche Kokarde mit Füßen, erwirb Dir den Namen eines andern Kortes, eines zweiten Eroberers von Amerika!

Arismendi. Halt ein, fanatischer Mönch! was wagst Du mir vorzuschlagen? Weißt Du nicht, daß Davila, Gutierrez mit den meisten ihrer Mitschuldigen in Verhaft, verurtheilt, und auf dem Punkte sind, die verdiente Todesstrafe zu erleiden? Weißt Du nicht, daß die heilige Sache der Freiheit in ganz Venezuela über die Umtriebe einer Handvoll Verräther gesiegt hat? — Zittere für Dein eigenes Heil!

Mönch. Für mich soll ich zittern? Die Hand, welche Daniel aus der Löwengrube gerettet, wird auch mich beschüzen. Noch einmal, Juanito, das Heil Deines Vaterlandes ist in Deiner Hand; um Deiner selbst, um Deines Volkes willen, überlege wohl, was Du thust. Es hängt von Dir ab, Deinen Namen unsterblich zu machen in dieser und jener Welt! Die Besazung dieser Festung ist Dir mit Leib und Seele ergeben; Paez hat nur ein Paar Llaneros bei sich, laß die Thore verschließen, verhafte ihn, pflanze die heilige Fahne auf, unter der Spanien so oft seinen Feinden obgesiegt, laß sie nur eine Stunde auf den Wällen von Venezuela wehen, und ganz Venezuela wird Deinem Beispiele folgen. Das Land ist seiner Dränger müde und harrt nur des Zeichens, sich ihrer zu entledigen; vielleicht in diesem Augenblick, wo ich rede, hat Laborde das spanische Heer ans Land gesezt, ist Barradas im Marsche gegen Carracas begriffen. Sieh hier die Unterschrift unseres erhabenen Königs; sieh hier das königliche Siegel von Castilien; hiedurch bin ich berechtigt, Dich zum Generalkapitän von Venezuela zu ernennen, später wirst Du — kein Zweifel — Vicekönig von Granada!

Arismendi. Genug, Versucher!

Mönch. Herzog von Terranova und Grande von Spanien.

Arismendi. Hebe Dich weg, Satan, oder Du sollst mir diesen Schimpf theuer bezahlen!

Mönch. Juan, ich weiß, an was Dein Herz hängt — Gold; es ist der Götze Deiner Anbetung; nun denn: die Bergwerke von Kanka auf fünfzig, auf hundert Jahre.

(Der Beschluß folgt.)

Die Doppelgängerin.

(Beschluß.)

Die Herzogin, welche diese Richtung des Sinnes ihrer Pflegbefohlenen gewahrte, bekämpfte sie nicht, um so weniger, da sie selbst einer devoten Parthei angehörte, welche damals in Paris sich immer mehr Geltung zu verschaffen wußte. So geschah es denn, daß nach drei Jahren Mariens Entschluß fest stand, ein Kloster aufzusuchen, um in dessen Mauern sich der Einsamkeit und den strengen Pflichten, die ihre Ansichten ihr auferlegten, zu widmen. Frau von Auxerres bot sich an, sie zu begleiten; es wurde beschlossen, in die Picardie zu reisen, wo eine Verwandte Mariens sich als Vorsteherin eines religiösen Instituts befand.

Auf dem Wege, den die Reisenden machen mußten, berührten sie die Besitzungen, auf welche Colmar mit sei-

Digitized by Google

ner jungen Gemahlin sich zurückgezogen hatte; Marie wußte dieß, und ihr heißes Verlangen war, den Geliebten noch einmal zu sehen, ehe sie sich auf ewig in die finstern Mauern ihres Klosters begrub. Ein Plan, den Hang zur Schwärmerei und zum Wunderbaren eingegeben, beschäftigte sie jezt Tag und Nacht; Colmar sollte nichts von allem wissen, sie wollte um ihn seyn, ihn sehen, vielleicht auch mit ihm sprechen, ohne daß er das Mindeste von ihrer Gegenwart ahnete. Dieß zu bewerkstelligen, sollte ihr die wunderbare Aehnlichkeit, die sie mit der Gemahlin Colmars hatte, dienen. Die Herzogin, obgleich nicht im Bunde mit den phantastischen Plänen der Schwärmerin, fand doch für gut, ihren krankhaften, leidenden Zustand nicht durch Widerspruch noch zu verschlimmern; sie gab nach und traf im Geheim Anstalten, daß das Wagstück, im Fall es mißlänge, nicht von bösen Folgen für das Mädchen seyn konnte. Im Gasthofe des Städtchens wurden Zimmer auf einige Tage gemiethet, in die sich beide Damen in aller Stille einschlossen.

Wir kehren jezt zu Colmar zurück, den wir, versöhnt mit seiner liebenswürdigen Gattin, verlassen haben. Berenize, erschüttert durch den Jammer, der das Herz des Geliebten getroffen, war bemüht, durch zärtliche Sorgfalt und unbefangene Heiterkeit jene schwarzen Erinnerungen nach und nach gänzlich zu tilgen. Die Gewalt eines schönen Herzens ist mächtig, Colmar genas; der Umgang mit der Trefflichen, die paradiesischen Genüsse der Natur kräftigten seine Brust und füllten sie neu mit der Frische der Jugend. Zwei Jahre vergingen in ungetrübtem Frieden, da — armer Colmar! rüsteten sich die finstern Mächte von Neuem und gewaltiger, ihr armes Opfer in Empfang zu nehmen. Es nahte der Jahrstag vom Tode Opheliens; ein Tag, der stets die alten Wunden aufreißend, den Unglücklichen seinen bösen Geistern überlieferte. Eine Schwermuth, so finster wie sie sich nie früher geäußert, erschreckte jezt die arme Gattin und spottete ihrer angestrengten Bemühungen. Der Arzt, mit den frühern Schicksalen des Kranken bekannt, schrieb zum Theil die Ursache seines verschlimmerten Zustands den bösen Einwirkungen des trüben Herbsthimmels, so wie den kalten Stürmen zu, die um diese Zeit zu wehen pflegten. Seine Sorgfalt vereinigte sich mit den Bemühungen der Gattin; beide wachten, da das Uebel zunahm, am Bette Colmars und lauschten mit Entsetzen jenen Ausbrüchen des Zorns und Schreckens, die er ausstieß, da der Fiebertraum ihn wiederum an die Seite jener furchtbaren Ophelie und des gespenstischen Grafen brachte. Endlich schien die finstere Periode überstanden, und langsam erhob sich der Kranke wieder, doch nicht, um die Geselligkeit zu suchen; er zog sich vielmehr zurück von allem Umgang, um sich in seine Gemächer einzuschließen, wo nur Berenize zu einer bestimmten Stunde des Abends Zutritt hatte. So waren die Umstände, als die Herzogin mit Marien im Städtchen anlangte.

Der Todestag Opheliens war erschienen. Ein dunkler Herbsthimmel hüllte das leuchtende Gestirn des Tages in seine grauen Schatten; die Natur, im Winterschlafe schon begraben, zeigte ein farbloses, melancholisches Antlitz. Es scheint, als sey eine so kalte, trübe Zeit dazu bestimmt, den Menschen zu erschüttern, als träte ihm überall unter dem zerrissenen Teppich des Frühlings das nackte Entsetzen, die starren Formen eines Gerippes entgegen, welches ihn, über die Tiefen des Grabes hinweg, an die Verbindung mit einer fremden, drohenden Welt mahnt. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß Colmar an diesem Tage die Nachricht vom Tode des Grafen erhielt, der in Palermo verstorben. Berenize erfuhr nichts hievon; sie hatte auf den Rath des Arztes eine Gesellschaft versammelt, die aus Freunden der Familie in der Nachbarschaft bestand. Man vereinigte sich in einem schönen, mit glänzender Pracht ausgestatteten Salon; es wurde musicirt, gescherzt, der junge Theil der Gesellschaft war mit dem Tanz beschäftigt. Colmar hatte Anfangs an dem Gespräche Theil genommen; doch eine seltsame Aufregung, die in seinem Wesen bemerkbar wurde, zeigte, daß diese Theilnahme nur erzwungen war. Bald zog er sich auch in seine Zimmer zurück. Drei Stunden mochten nach seinem Verschwinden verflossen seyn, als plötzlich eine große Bewegung in der Menge sich äußerte. Man hatte aus den innern Gemächern einen gräßlichen Angstruf erschallen hören; jezt sah man, daß auch Berenize fehlte. Das Gerücht einer entsetzlichen That, die so eben geschehen, ging von Mund zu Mund; Niemand wagte, von finstern Ahnungen ergriffen, den Gang zu betreten, der in die Zimmer Colmars führte. Eine tiefe Stille lagerte sich auf wenige Minuten über den Salon, der noch so eben von den Tönen des Frohsinns und der Musik widerhallt hatte. Endlich drangen mehrere Männer, an ihrer Spitze der Arzt, ins Kabinet, dessen Thüre nur angelehnt war. Himmel, welch ein entsetzlicher Anblick zeigte sich da! Berenize, die unglückliche Berenize, lag am Boden mit durchbohrter Brust; neben ihr kniete, die Haare wild aufgelöst, eine Gestalt, deren Anblick die eintretenden Männer auf einen Moment erstarren machte — auch sie war Berenize, dieselbe Kleidung, dieselbe Figur, dasselbe Gesicht! — In einer Ecke des Gemachs lehnte Colmar, das Antlitz in beide Hände gedrückt. Das Licht einer düster brennenden Studierlampe beleuchtete mit ungewissem Schimmer die Gestalten im fürchterlichen Gemach. Während der Arzt sogleich Vorkehrungen traf, der Verwundeten Hülfe zu schaffen, sah man die hohe Gestalt einer vornehmen Dame, welche sich Platz durch die Menge machte; ein Schrei entriß sich ihrer Brust, als sie das

Digitized by Google

Geschehene bemerkte; zu gleicher Zeit erhob sich jene zweite Berenize und sank ohnmächtig in die Arme der Hinzugetretenen. Es war die Herzogin von Auxerres, die jezt zu der traurigen Pflicht sich berufen fühlte, das finstere Räthel der entsetzlichen That zu lösen. — Wir lassen den Schleier vor das trübe Gemälde fallen und wagen es weder, den Schmerz der Familie des Marschalls, noch die Vorwürfe zu schildern, die die Herzogin sich machte, in jenen Plan Mariens gewilligt zu haben. Das Entsetzliche war geschehen, die finstern Mächte hatten ihr Opfer dahingenommen. Berenize starb bald an den Folgen der Verwundung und Colmar verfiel in einen Wahnsinn, der unheilbar blieb.

A. Freih. v. Sternberg.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Neue Erfindungen. Delavignes Ludwig XI.

Herr Payen sprach noch von einer andern Erfindung, die zwar nicht so wichtig für die Volksmenge ist, aber doch auch ihren Nutzen hat. Beim Raffiniren des Zuckers brauchte man bisher verkohlte Knochen, und um die Schwärze wieder loszuwerden, nahm man Eier oder Ochsenblut. Es wurde sonst in den Zuckerraffinerien in Paris beinahe eine Million Eier verbraucht; da sich diese aber nur mit Mühe erhalten ließen, so hatte man schon seit mehreren Jahren Ochsenblut dazu genommen. Der Verkauf des Ochsenblutes in den vier grossen Schlachthäusern von Paris ist ein bedeutender Erwerbszweig geworden; da aber das Blut noch schneller sich zersezt als die Eier, so hatte man auf ein Mittel denken müssen, das Blut zu erhalten. Dies war vermittelst der Anlegung von Dörren geschehen, welche das Blut zu einem Pulver reduziren; dies läßt sich weit versenden, wenn es vor der Feuchtigkeit bewahrt wird; deshalb beziehen die französischen Kolonieen schon seit einigen Jahren eine Menge gedörrten Ochsenblutes aus Frankreich; denn in den Kolonieen ist man noch in Allem, sogar in der Zubereitung der Landesprodukte, so weit zurück, daß man sie erst von Europa her lernt. Nun hat so eben Jemand ein Mittel gefunden, das Ochsenblut ganz entbehrlich zu machen, welches denn wiederum eine Art von Umwälzung in diesem Erwerbszweige hervorbringen muß. Er bereitet nämlich seine Beinschwärze dergestalt zu, daß sie den Zucker von seiner Farbe befreit und ihn reinigt, ohne ihm die Kohlenschwärze zu lassen, oder mit andern Worten, daß sie den Zucker weiß und nicht schwarz macht. So verdrängt bei der thätigen Regung des Gewerbfleißes eine Erfindung die andere; so ersezt ein besseres Verfahren ein unvollkommenes, das zu seiner Zeit als eine wichtige Entdeckung galt, aber einer neuern weichen muß. Viele Versuche sind auch in den lezten Jahren gemacht worden, um das gewöhnliche Material zur Bereitung des Papiers, nämlich die Linnenlumpen, durch ein anderes, leichter und wohlfeiler zu verschaffendes zu ersezen. Die Engländer und Nordamerikaner haben schon lange Papier aus Baumwollenlumpen; dies hat aber wenig Bestand und zerreißt beim Anfassen. In Frankreich hat man mehrere Materialien versucht; erst kürzlich sprach man in den Zeitungen von Papier aus Holzspänen; aber entweder gaben sie kein schönes Papier, oder die Zubereitung war zu schwierig und kostspielig, und somit hat man sich an das Linnenpapier halten müssen, obschon man in Frankreich ebenfalls Baumwollenpapier zubereitet. Vor vierzehn Tagen hat die Gesellschaft zur Aufmunterung der Künste Jemanden einen Preis ertheilt wegen der Erfindung feinen chinesischen Papiers aus Schilfrohr. Dieses Papier ist jedoch nur zu Kupferstichen tauglich, die man hier, wie in England, nun bei allen wichtigen Kupferwerken auf solchem feinen Papiere abdruckt. Zu Verfertigung des gewöhnlichen Papiers wird man sich also einstweilen noch der Linnenlumpen bedienen müssen, bis auch hier ein Wunkermann einen glücklichen Einfall hat; denn im Gewerbfleiße schreitet man von einem Wunder zum andern, und nur die Menge der neuen Erfindungen macht, daß wir uns so wenig wundern, obgleich gerade deshalb unsere Bewunderung steigen sollte.

Am 18. Februar hatte die sechste Vorstellung von Casimir Delavignes „König Ludwig XI." statt. Der Schauspielsaal des Théâtre français war gedrängt voll, sogar die Musikanten im Orchester hatten ihre Plätze den Zuschauern abtreten müssen; dies ist immer in Paris ein Zeichen des großen Beifalls eines neuen Stückes. Die Zeitungen hatten von diesem neuen Stücke Gutes und Böses gesagt; ich war begierig, selbst über den Werth dieses neuen Geistesproduktes eines Dichters urtheilen zu können, der vor mehreren Jahren als der erste Dichter der Nation gepriesen wurde, dessen dramatische sowohl, als lyrische Versuche mit rauschendem Beifall aufgenommen und mehrmals aufgelegt worden sind. Seit drei oder vier Jahren hatte der Dichter ausgeruht, oder wenigstens nichts erscheinen lassen, als einige leichte Dichtungen. Unterdessen hatte sein Ruf manchen Angriff von Seiten der Kritiker in den Journalen auszuhalten, und auch seine dramatischen Leistungen wurden nicht mehr so beachtet, wie zuvor. Seine „Schule der Alten" ist fast das einzige Stück, das noch fortwährend Beifall erhält; die andern werden nur noch selten gespielt. Freilich haben sie so viele Darstellungen erlebt, daß das Publikum satt geworden ist. Seine „Prinzessin Aurelie" hat aber nie die Gunst des Publikums gehabt, und dieses Stück ist mausetodt. Sein lezes Stück war „Marino Falieri;" in diesem näherte sich der Dichter schon dem neuern Geschmacke; denn indessen die Parthei der alten Literatur Cas. Delavigne bis in den Himmel erhob wegen seines geläuterten, ächt klassischen Geschmackes, veränderte sich unvermerkt der Geschmack des Publikums durch die vielen Uebersezungen und Nachahmungen fremder Theaterstücke, und Cas. Delavigne, der ein Mann von vielem Verstande ist, hat eingesehen, daß es zwar recht angenehm ist, von den Klassikern als ein Muster klassischen Geschmackes gepriesen zu werden, daß es aber noch viel mehr Annehmlichkeit hat, vor einem zahlreichen Publikum aufzutreten und von demselben beklatscht zu werden. Er hat gesehen, daß die klassischen Stücke, so schön sie auch bearbeitet sind, liegen bleiben, indeß die romantischen rauschenden Beifall erhalten, sogar wenn sie abgeschmackt angelegt sind. Da mag er also gedacht haben: besser ist es, daß ich meinem dramatischen Talente eine romantische Richtung gebe; zum wenigsten belohnt mich das Publikum mit seinem Beifalle.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 60.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 10. März 1832.

Aengstlich spann die Raupe sich die Hülle,
Schlief, und als der Mutter Lebensfülle
Sie erweckte, wähnte sie sich neu,
Wußte nicht, was sie gewesen sey.
Freund! ein Traumreich ist das Reich der Erden,
Was wir waren? was wir einst noch werden?
Niemand weiß es! —

Herder.

Die Welt der Insekten.

Die Welt der Insekten ist eine Schöpfung ganz eigener Art, lieblicher, vollkommener, poetischer als die übrige, an der es an Lücken und an Prosa keineswegs fehlt. Es gibt wohl kein Gebilde der Phantasie, das nicht seinen Typus in jener Wunderwelt hätte, in der die schöpferische Kraft der Natur sich gleichsam mit Liebe ihrer poetischen Laune überlassen hat. Wollt ihr eine wunderliche Arabeske von Raphael sehen, voll Schnörkeln und Fratzen, lüstet euch nach einer phantastischen Menagerie in Callots Manier, wollt ihr einen Talisman, wunderbarer und wirksamer, als je eine Fee einem Prinzen zum Angebinde gegeben: so nehmt diese Loupe, dieses Mikroscop zur Hand, und ihr sollt all dieß und weit mehr in der Welt der Insekten und Infusorien schauen.

Ja, es ließe sich mit leichter Mühe ein kleiner naturhistorischer Roman entwerfen, der euch in eine noch weit wunderbarere Welt führen sollte, als die Geschichten der tausend und einen Nacht, und, was das Schönste ist, in eine wirkliche, keine erdichtete. Man müßte nur im Helden des Romans die Eigenschaften seiner Brüder und Vettern vereinigen; Gott hätte ihn wohl so geschaffen, wäre ihm nicht daran gelegen gewesen, ein Paar Jahrtausende lang das Gleichgewicht der Geschlechter zu erhalten, und vielleicht macht er ihn dereinst so, wenn er nicht indessen seines Werkes überdrüßig wird. Und was hätte man mit jener Vereinigung der Merkmale und Eigenschaften auf dem Haupte des Helden anders, als was die Verfasser des Telemach und des Grandison in vollem Maaße gethan und dabei doch das Recht des Erfinders nicht mißbraucht haben?

So lasse ich denn meinen Grandison aus dem Ey schlüpfen, wie Kastor und Pollux. Die gute Mutter Natur weiß für ihn, daß der Tage der Liebe und des Glanzes gar wenige sind, und daß es einer langen, mühseligen Lehrzeit bedarf, um auf ihren Genuß vorzubereiten. Er bleibt am Platze, wo er das Licht der Welt erblickt, oder entfernt sich auf geringe Weiten, um Himmel und Erde, sein Erbe, sich zu betrachten. Was hätte er weiterhin zu suchen? Ist er doch weder schön, noch zur Liebe ausgerüstet. Bevor das Bedürfniß in ihm erwacht, den dunkeln Raupenrock abzulegen, waltet nur der Trieb zum Leben in ihm. Aber die Zeit kommt herbei, wo Grandison zum ersten Male arbeitet: er webt sich einen derben Sack von Wolle oder einen feinen von Seide, oder baut sich aus einem Stoff, der zarter, weicher und fester ist als Velinpapier, einen prächtigen Mumiensarg mit seltsamer Maske, verziert auf dem Deckel mit goldenen Schnörkeln und Streifen in herrlicher Symmetrie, und hängt ihn an zähem Faden an den schwanken Zweig eines Busches; oder aber baut er sich seine Schlafkammer in den kaum sichtbaren Zwischenraum zweier Steine, oder er verkriecht sich in ein enges, ringsgeschlossenes Fahrzeug aus Sand, Thon und Schilfstücken, und vertraut den Wellen das Loos seiner nahen Wiederauferstehung an.

Digitized by Google

Ja, er erſteht wieder, und die Fabel vom Phönix verwirklicht ſich hunderttauſendmal an jedem Frühlingsmorgen zu den Füßen des wandelnden Naturfreundes.

Da iſt er wiedererſtanden! Er iſt es nicht und doch iſt er es: es iſt das alte Weſen in völlig anderer Geſtalt; aber wie unendlich hat er bei der Metamorphoſe gewonnen! Seht ihn einmal an: hier taucht er ins Waſſer mit verſteckten Flügeln, dort wiegt er ſich in der Luft und ſchleppt ein unnützes Ruder hinter ſich. Die ganze Erde gehört ſein; aber ſie iſt ihm nur ein Ruhepunkt zwiſchen den Himmelshöhen und den Tiefen der Waſſer, denn die gehören ihm an, ſo gut wie die Erde. Die Flügel, welche er entfaltet, ſind keine Flügel wie andere: über ſtarke bewegliche Rippen iſt die zarteſte Haut geſpannt, auf welcher Millionen Atome ausgeſtreut liegen, welche Gold und Diamanten an Glanz übertreffen, deren kleinſtes unter der Linſe des Beobachters ſich als ein Stückchen einer glänzenden Vogelfeder darſtellt. Häufig verſteckt er dieſe ſeine Flügel unter leuchtenden Panzern, vor denen alle Pracht Aſiens zu Nichte wird.

Ja, er iſt wiederauferſtanden; ſchön, ſtark, mit dem Trieb der Liebe, zu lauter Tagen des Ruhms und der Wonne. Armes Inſekt, verachtetes Thier! und doch umfaßt dein Leben Alles, was der Menſch von der Ewigkeit hoffen und wünſchen kann! — Nach verſchiedenen Umwandlungen hat endlich das Inſekt die lezte Geſtalt angenommen, welche uns ſinnlich erkennbar, vielleicht aber ſelbſt wieder nur ein ſchwacher Verſuch zu den Metamorphoſen iſt, welche ſeiner in den ewigen Umwandlungen der Materie warten.

Die Vorſehung hat das Inſekt auf der Stufe ſeiner vollen Entwicklung nicht nackt und wehrlos in die Welt geſezt, wie den Menſchen. Es beſizt neben ſeinem reichen Schmucke alle Werkzeuge des Fleißes, alle Waffen des Kriegs, und ſeine Inſtikte leiten es gleich der ausgebildetſten Vernunft. Hier führt es ſtarke Bohrer, dort Spaten zum Graben, Sägen zum Schneiden, Zangen zum Ziehen und Zerreißen. Hier trägt es an der Bruſt ein ſpizes, bewegliches Schwert, dort ſchleppt es einen ſcharfen Säbel nach ſich; hier birgt es in beweglicher Scheide einen unſichtbaren, vergifteten Dolch; ein andermal läßt es Stempel ſpielen, um ſcharfes, freſſendes Naß dem Feinde entgegenzuſpritzen, und lange, bevor das Pulver erfunden wurde, war es im Beſiz von Donnerbüchſen, welche wie die unſrigen Rauch und Flammen ſpeien.

Beſinnt euch, zu was Allem ihr es auf der Dornenbahn der Kultur mit Mühe und Noth gebracht habt: die Liſte eurer Erfindungen und Schöpfungen mag noch ſo groß ſeyn, Alles hatte und ſchaffte das Inſekt längſt vor euch. Es baut Kaſernen, es legt Städte an, es gräbt Tunnels, im Verhältniß fünfhundert Stunden lang, unter Städten, Flüſſen, Bergen weg; es errichtet auf Höhepunkten ſchimmernde Telegraphen, pflanzt lebendige Leuchten längs des Saums der Wälder, lichtet die Nacht, wenn es in luſtigen, leuchtenden Schwärmen, als ob es Sterne ſchneite, auf die Wipfel der Bäume ſich niederläßt. Nennt mir einen eurer Sinnengenüſſe, den es nicht kennt. Es nährt ſich von der köſtlichſten Ambroſia, und wie froh ſeyd ihr, wenn ihr ſie ihm hie und da entwenden könnt; es umgibt ſich mit ſo ſüßen, berauſchenden Wohlgerüchen, daß ihr ſie verläumdet, wenn ihr ſie mit Moſchus, Ambra und Roſen vergleicht. Von der Pracht ſeiner Kleidung hat einer gar keinen Begriff, der nicht die Königshöfe des Morgenlandes in ihrem höchſten Glanze geſehen. Purpur und Seide, Smaragden und Rubine, das iſt Alles nur Zier und Putz für den Menſchen. Ich wollte euch zehntauſend Inſekten zeigen, die, wenn ſie ihren Schmuck gegen den einer Cleopatra vertauſchten, beim Tauſche verlören. Man ſollte oft glauben, nachdem die Natur die Edelſteine geſchaffen, ſey es ihr, da ſie dieſe ihre herrlichen Werke betrachtet, leid geweſen, daß ſie ihnen keinen Hauch des Lebens eingeflößt, und um dieſes Verſehen gut zu machen, habe ſie die Inſekten erfunden.

Ich geſtehe offen, daß ich an die Wunder, von denen uns Ovid und unſere Mährchen erzählen, nicht ſo ganz glaube. So war mir der Zauber im Ringe des Gyges, in Fortunatus Hütchen und in Prinz Lutins Talisman von jeher ein wenig unbegreiflich, ſo Unrecht es auch iſt, an der Exiſtenz dieſer hohen Perſonen und dem Wunder ihrer Unſichtbarkeit zu zweifeln. Das aber iſt ungleich ſicherer, daß der, der die Inſekten geſchaffen, bei ihnen Ring, Hut und Talisman durch ſinnreiche Künſte entbehrlich gemacht hat, die gar nichts zu wünſchen übrig laſſen. Die meiſten Nachtfalter, welche auf Baumſtämmen leben, entgehen dem Auge des Beobachters, weil ſie vom Mooſe und den Flechten der Rinde durchaus nicht zu unterſcheiden ſind. Es gibt einen ſolchen Schmetterling, der mit ſeinen falben, ausgezackten Flügeln auf dem Zweige mit abgeſtorbenen Blättern, zwiſchen denen er ſizt, von jedem mit einem Blatte verwechſelt wird, und wenn nun ein Windſtoß Blätter und Schmetterlinge davonweht, ſo weiß man nicht, iſt dem Schmetterling der Stiel abgebrochen, oder hat das Blatt Flügel bekommen.

(Der Beſchluß folgt.)

Paez und Arismendi.

(Beſchluß.)

Arismendi. Elender Verläumder! Ich verachte Dich und Deine Anerbietungen.

Mönch. Juanito! (näher tretend, mit leiſer Stimme.) Rache iſt ſüß, iſt himmliſch! Gott verſtattet ſie, wenn ihr

Digitized by Google

Zweck gerecht ist; nennt er sich ja doch selbst einen Gott der Rache! — Paez, der elende Mulatte, Paez hat Dich diesen Morgen beschimpft — Dich, einen Weißen, einen Edelmann; ich weiß es. Räche Deine Ehre!

Arismendi (aufstehend, heftig). Bei der heiligen Mutter Gottes, das lügst Du, Mönch! Arismendis Ehre ist unbefleckt und blank wie sein Schwert, und hätte mich Jemand beschimpft, gleichviel, Weißer oder Mulatte, er hätte nicht eine Stunde länger gelebt, oder dieser Arm müßte keinen Säbel mehr schwingen können.

Mönch. Verhärteter Sünder! so fahre denn hin in Deiner Verstockung! Gott selbst hat mit Dir durch mich gesprochen. Du widersetzest Dich seinem Willen, und seine Strafe wird Dich ereilen. Bis dahin leb' wohl!

Arismendi. Halt, Mönch, Du bleibst!

Mönch. Freiwillig bin ich gekommen, ich habe das Recht, frei abzuziehen.

Arismendi. Ich verhafte Dich als einen Vogelfreien, der den Bann gebrochen, als einen Verschworenen, einen Verräther!

Mönch. Wie, Juan, Du könntest dieses graue Haupt in die Hand des Henkers geben?

Arismendi. Ich thue meine Pflicht.

Mönch. Ist es möglich? Das ist nicht Dein Ernst. Juanito, ich will stehenden Fußes nach Spanien, nach Europa segeln, wohin Du willst; sprich nur ein Wort.

Arismendi. Du hättest in Spanien bleiben sollen; nun ist es zu spät.

Mönch. Nein, du hast nicht den Muth, den zu morden, den zu einem schmählichen Tod zu verdammen, der Dich als Kind auf den Armen getragen, der Deine ersten strauchelnden Schritte geleitet, der Dir die Thore der Erkenntniß geöffnet, vor dem Du im Beichtstuhl Dein jugendlich unschuldiges Herz ausgeschüttet.

Arismendi. Pater, ich bin General der Republik.

Mönch. Nicht als ob ich den Tod fürchtete; Gott weiß, ich bin ihm mehr als einmal freiwillig entgegengetreten; aber der Henker — der Strick — der gräßliche Strick! ha! — und wie viel Gutes könnte ich noch in der Welt stiften! — Ich höre kommen! Tritte vieler Menschen! Das ist Paez mit seinen Schergen. Juanito, Juanito, rette mich! Bei der Mutter, die Dich unter dem Herzen getragen, deren Augen ich im Tode geschlossen, rette mich! rette mich! — ein Augenblick noch, und es ist zu spät.

Arismendi. Pater, am Altare der Freiheit habe ich Alles geopfert: ein Weib, das ich anbetete, zwei Knaben, die Freude meines Lebens, Ruhe, Vermögen, Glück — alles, alles; was mich allein noch an das Leben fesselt, das ist die Hoffnung, Columbiens Freiheit fest zu gründen. Ich kann nichts für Dich thun.

Mönch. Deus in adjutorium meum intende!

Paez (mit Depeschen in der Hand, tritt ein; mehrere Offiziere folgen ihm). General, gute Neuigkeit, alles geht gut. Admiral Foster schreibt, die ganze Küste sey frei; er habe Laborde hundert Meilen von hier nach der Havannah segeln sehen.

Mönch. Allmächtiger Gott! deine Schickungen sind unbegreiflich!

Paez. Wer ist der Mönch? Ein spanischer Gusano (Wurm, ein Schimpfnamen in Venezuela für die Mönche)? Was will der hier?

Arismendi (mit hohler Stimme). Seinen Tod!

Mönch. Jetzt bin ich verloren! O Gott! Fiat voluntas tua! (Sich entschlossen dem Lichte nähernd.) Wer ich bin? Einst der berühmte Ramon de Suza, jetzt der Mönch José, gekommen, den Tod eines Märtyrers zu sterben.

Paez. Wie, Du bist der José, dessen Namen hier oben an dieser Liste steht? (Er zeigt ihm ein Verzeichniß der Mitglieder der geheimen Gesellschaft des Rosario.)

Mönch. Wir sind verrathen und verkauft! Ein Verräther unter uns! wer hätte das gedacht!

Paez (zu Arismendi). Und dies ist der alte Freund Eures Vaters, der Abt von Santa Martha?

Arismendi. Wie Ew. Excellenz sehen.

Paez (ihn auf die Seite ziehend). Arismendi, gib mir die Hand und laß uns unsern Streit vergessen. Ich begreife wohl, was Du für den Mönch fühlen mußt. Laß uns denn einen Pakt schließen: sein Leben gegen das meiner beiden Milchbrüder. Was sagst Du dazu?

Ein Offizier (tritt ein). Excellenz, die Stunde der Hinrichtung ist da; alles ist bereit; was befehlt Ihr?

Paez. Was sagt Ihr, General?

Arismendi. Das Urtheil werde vollzogen.

Paez. Und der Mönch?

Arismendi. Er sterbe.

Paez. Es sey, und seine Seele fahre zur Hölle! (zum Offizier.) Ihr habt es gehört, nehmt ihn mit, und er soll zuerst dran; es ist das Alles, was wir für den heiligen Mann thun können.

Mönch. Blutdürstiges Ungeheuer! nur eine halbe Stunde, bis ich gebeichtet!

Paez. Ein heiliger Mann, wie Du, kann keine Sünden auf sich haben. Vorwärts!

Mönch. Gottlose, grausame Tyrannen, mein Blut komme über Euch!

Paez. Das Blut von Verräthern ist der Thau der Freiheit! (Arismendi sitzt, die Hände vor das Gesicht geschlagen, am Tisch. Man hört Trommelwirbel, dann Schüsse fallen.)

Arismendi (Sich vor den Kopf schlagend). Ha! hätte ich doch nicht geglaubt, daß mir dieser Schall noch wehe thun könnte! Doch gleichviel! (schnell aufstehend.) Viva la Patria! Alle: Viva la Patria! Muerte a los Tiranos!

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Cas. Delavignes Ludwig XI.

Nach Marino Falieris Darstellung ist Delavigne Walter Scotts Quentin Durward in die Hände gefallen, und sogleich ist der Gedanke in ihm aufgestiegen: wie, wenn du die große und sonderbare Figur Ludwigs XI. zum Gegenstande eines romantischen Trauerspiels wähltest! Ich weiß, daß er seit länger als drei Jahren an diesem Stücke gearbeitet hat. Er und sein Bruder Germain Delavigne, der bekannte Vaudeville- und Operettendichter, haben sich vor einigen Jahren an einem und demselben Tage verheirathet; die beiden Familien leben mit einem dritten Bruder und seiner Familie in der größten Eintracht beisammen, und zwar im Sommer auf einem schönen Gute in der Umgegend des normännischen Städtchens Vernon. Hier brachte Cas. Delavigne die letzten Sommer mit dem Dichten seines Stückes zu. Er hat eine Gewohnheit, zu arbeiten, die ein außerordentliches Gedächtniß voraussezt. Er verfertigt nämlich alle seine Verse im Kopfe, verbessert, streicht aus, schiebt ein u. s. w., und dichtet so das ganze Stück, ehe auch nur ein einziger Vers aufgeschrieben wird. Erst wenn alles völlig nach seinem Wunsche gestaltet und verbessert ist, schreibt er das Stück oder diktirt es; dann ist es auch fix und fertig und kann den Komödianten sogleich überliefert werden. Jemand von meiner Bekanntschaft, welcher zuweilen bei den Gebrüdern Delavigne einige Zeit auf dem Lande zubringt, versicherte mich, schon am frühen Morgen habe er oft den Dichter unter seinem Fenster vorübergehen und laut eine Tirade aus dem Stegreife hersagen, mehrmals wiederholen, auch wohl korrigiren hören. Ein andermal murmelte er seine tragischen Dichtungen her, indem er um eine Kohlenpfanne umherging, worin Theer brannte. Da nämlich der Dichter eine schwache Brust hat, so ist ihm vom Arzt gerathen worden, den Dunst von schwelendem Theere einzuathmen. Dies sah dann ganz phantastisch aus, ganz wie eine Geisterbeschwörung, und Jemand, der von dem Dinge nichts gewußt hätte und unvermuthet hereingetreten wäre, würde aus diesen Incantationen eines liberalen Dichters nicht haben klug werden können. — Nach langem Verbessern und Ausfeilen ist denn endlich Ludwig XI. fertig geworden, und die Schauspieler des Théâtre français, die wohl wußten, daß ihnen Delavigne etwas Köstliches zubereitet hatte, säumten nicht, das neue Stück sogleich einzustudiren. So wurde es denn in den ersten Tagen dieses Monats bei vollem Hause gegeben, und seitdem gibt man es dreimal in der Woche. Am 18. Februar hatte, wie gesagt, die sechste Vorstellung statt, und erst dieser konnte ich beiwohnen. Der Vorhang wurde ohne musikalische Einleitung aufgezogen und es entstand eine außerordentliche Stille. Die Bühne stellt das alte Schloß Plessis-les-Tours vor, in welchem sich bekanntlich der argwöhnische, tyrannische König eingeschlossen hatte. Sein Arzt Coctier und Philippe de Commines, Geschichtschreiber und Hofmann, unterhalten sich von dem Könige, von dem unglücklichen Nemours, dessen Vater Ludwig XI. hatte zu Paris hinrichten lassen, und der sich zu dem Feinde des Königs, zu Karl dem Kühnen, Herzog von Burgund, geflüchtet hat, und dem Coctier sowohl, als Commines zugethan bleiben, obwohl sie wissen, daß sie sich dadurch bei ihrem Herrn verdächtig machen. Der Arzt kümmert sich aber wenig darum; er hat die Ueberzeugung, daß er dem beständig für seine Gesundheit ängstlich besorgten und durch das Alter geschwächten Könige wegen seiner ärztlichen Wissenschaft unentbehrlich ist, und behandelt ihn daher mit einer derben Freimüthigkeit, die zuweilen in wahre Grobheit ausartet. Er sagt ihm einmal ins Gesicht: Du bezahlst mich, ich gebe Dir dafür meinen Rath; Du kannst mich nicht entbehren; nur deswegen und nicht, weil Du mir gewogen bist, behältst Du mich bei Dir; sonst hättest Du mich schon lange behandelt, wie die andern Schlachtopfer Deiner Tyrannei; also habe ich gar keine Verbindlichkeit gegen Dich. Der Dichter hat aus diesem Mann einen Sonderling machen wollen, der großen Effekt hervorbringen könnte, wenn er recht gehalten wäre. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß ein tyrannischer Fürst, so bange ihm auch vor dem Tode seyn mag, lange und geduldig einem Arzte zuhört, der ihn beständig so barsch behandelt. Der Dichter hätte auch zeigen sollen, warum Ludwig XI. diese harte Behandlung von seinem Leibarzte erträgt. Nun erscheint Marie, ein lieblicher Charakter; sie ist die Tochter des Philippe von Commines und wird im Schlosse von allen, sogar vom finstern Despoten sehr gern gesehen. Es ist die Rede von der baldigen Ankunft eines heiligen Mannes, Franz v. Paula, welcher durch seine Heiligkeit den König von seinen Uebeln befreien soll. Der fromme Geistliche erscheint in einer Art von feierlicher Prozession, wobei ein Kirchengesang angestimmt wird. Solch eine Prozession würde vor einigen Jahren nicht gestattet worden seyn, und der klassische Dichter würde sie auch als eine unnütze Zier verschmäht haben; aber die Romantiker haben Kapellen und Prozessionen mit Kirchengesang in Aufnahme gebracht und die Theaterfreiheit gestattet sie. Die Prozession des heil. Franz v. Paula macht in diesem Stücke eine recht gute Wirkung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 54:
Das böse Weib.

Räthsel.

Von einem Edelsteine will ich singen,
Von einem Onyx wunderbarer Art.
Wie ihn die reichste Sammlung nicht verwahrt,
Und Juweliere nicht aus Indien bringen.

Ein Onyx ist ein Kleinod, welches Lagen,
Verschiedenfarbig, hell von Glanze, zählt,
Davon die Kunst zum Grund sich eine wählt,
Die andern braucht, um Bilder aufzutragen;

Und Göttinnen und Götter gräbt der feine
Grabstichel ein, in menschlich schönem Bild,
Und Frauen sanft, Wettkämpfer auch, so wild,
Und andres Kunstgebilde diesem Steine.

Mein Onyx hat so blendend weißen Boden,
In lichtem Schwarz auf Lagen braun und blau
So helle Bilder, als ein Tropfen Thau,
Gehört auch nicht dem Steinreich an, dem todten.

Er ist lebendig, frisch und leicht beweglich,
Doch schön gefaßt, und trägt sich immer gut;
Die Fassung ist für ihn auf ihrer Hut.
Von seiner Arbeit ruht er drinnen täglich.

Hat er Geschäft? Ja wohl, die reichsten Bilder
Trägt er auf seine Lagen immer neu
(Er ist ein Künstler), und zum Sprechen treu;
Bald strahlen sie, bald ist ihr Schimmer milder.

Sein Feuer blendet, daß ich nichts verhehle,
Nicht wie die Sonne, doch beglückt sein Schein;
Die Liebe legt ihr tief Gefühl hinein.
Und sichtbar weilt in ihm allein — die Seele.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 8.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 61.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 12. März 1832.

Ich muß dich nun vor allen Dingen
In lustige Gesellschaft bringen,
Damit du siehst, wie leicht sich's leben läßt.

Goethe.

Bilder vom Mont-Parnasse in Paris.

Der Mont-Parnasse, im Süden der Stadt gelegen, ist einer der neusten, aber merkwürdigsten Theile von Paris. In keinem Stadtviertel sah man seit fünfzehn Jahren so viele Häuser emporsteigen. Von den Akazien, die sonst von der Barriere bis zum Seitenwege der Chaussee du Maine eine Allee bildeten, sind kaum noch einige übrig. Alles ist bebaut, und um nach dieser Seite hin ins Feld zu gelangen, muß man Paris eine geraume Strecke hinter sich lassen. Unter all diesen Bauten aber befindet sich kein einziges Privathaus; Alles ist dem Publikum gewidmet, lauter Wirthshäuser, Cafés, Schenken, in welchen an jedem Abend ein nie verstummendes Orchester das sich drängende, fröhliche Völkchen in Bewegung sezt. Aber welch erstickende, mephitische Dünste! der besten Lunge selbst versetzen sie den Athem. Die Hauptzierden dieser Säle sind die Grisetten aus der Rue de Sevres und der Rue des Vieilles Tuileries. Das vornehmste unter allen jenen Häusern ist der Ballsaal Elysée des Dames; dort prügelt man sich am seltensten, und die Municipalwache hat daselbst am wenigsten zu thun; kurz, es herrscht in diesem Elysium ein besserer Ton als sonstwo. Eines Tags besuchte ich das Elysée des Dames in Gesellschaft mehrerer Freunde. Wir saßen um einen Tisch, in dessen Mitte eine mächtige Bierflasche in Gestalt eines gothischen Glockenthurms emporstieg, und ich faßte eine, aus Vater, Mutter, einem jungen Mädchen und einem Knaben bestehende Familie von bons Bourgeois ins Auge. Ich beschloß, mit dem Mädchen zu tanzen, und machte mich, den Gesetzen des heiligen römischen Reiches zum Trotz, ohne weiteres zum deutschen Reichsfürsten. Freund L. ward sofort zum Oberstallmeister und Vertrauten des Fürsten ernannt, und er engagirte in dieser Eigenschaft das Mädchen mit feierlich diplomatischem Ernst. „Mademoiselle," sprach er, „der Fürst, mein Gebieter, reißt Inkognito; er befindet sich hier, in der Absicht, dieses Etablissement in Augenschein zu nehmen, und bittet sich die Ehre aus, mit Ihnen zu tanzen." Ich schielte hin und sah mit Erstaunen, daß meine Aufforderung mit jener eiteln Freude, welche sich im Gesichte der Grisette gerade ebenso wie in dem der großen Dame spiegelt, aufgenommen wurde. Ich war, kraft meiner fürstlichen Würde, natürlich auf meinem Platze geblieben, der Stallmeister führte mir meine Tänzerin zu, und der Kontretanz begann. Die erste Figur machte sich, wie überall in der Welt, höchst anständig; das Orchester ging zur zweiten über, aber kaum hatte ich den Fuß gehoben, da war meine Tänzerin verschwunden. Eine Nachbarin erbot sich höchst artig, ihre Stelle einzunehmen, und um meinem improvisirten Range nichts zu vergeben, blieb ich ernsthaft. Nach einigen Augenblicken kam meine Dame ganz verstört zurück und entschuldigte sich bestens. Ich fragte sie, was sie vermocht habe, so eilig in ein Ende des Saals zu fliegen? „Mon dieu!" erwiederte sie; „ich

Digitized by Google

ſah einen Herrn mit der Flaſche nach meinem Kouſin ſchlagen!“ Nach Beendigung des Kontretanzes zogen wir Erkundigungen ein und vernahmen, die Gensdarmerie habe des Angreifers und des Angegriffenen ſich bemächtigt. Dieß iſt die ganze Geſchichte meiner Fürſtenſchaft; ich erzählte ſie eigentlich nur, um darzuthun, daß ich nicht zu viel geſagt, wenn ich behauptete, im Elyſée des Dames ſey der Ton ziemlich gut. Im Salon d'Apollon, bei Richefeu, bei Pere Prevot wird ebenfalls getanzt, die Geſellſchaft iſt aber dort minder ſäuberlich. Ich weiß nicht, wie es zugeht, aber wenn man dort ſogar im Freien tanzt, ſo herrſcht jener Dunſt, den man höflicherweiſe odeur de renfermé nennt.

Sind wir durch die Barriere du Mont-Parnaſſe gegangen, ſo erblicken wir auf der andern Seite des Boulevards, zu unſerer Linken und uns faſt gegenüber, in ſehr großen Buchſtaben den Namen Guerin. Es iſt dieß ein Wirthshaus für Gäſte ganz beſonderer Art. Daß wir es nicht betreten, darauf können wir wohl ſchwören, an der Thüre können wir aber immerhin ein Paar Augenblicke verweilen. Guerin iſt der gewöhnliche Sammelplatz der Todtengräber und des übrigen Leichenperſonals vom benachbarten Kirchhofe, und zuweilen hält ſogar der Leichenwagen hier einen Augenblick an. Bei Guerin labt ſich auch mancher untröſtliche Ehmann, der jenen Kirchhof beſucht, um auf das Grab ſeiner ſeligen Hausehre Blumen zu ſtreuen. Da dieſer Punkt des Mont-Parnaſſe reichen Stoff zu Beobachtungen bietet, ſo faßte ich eines Tags daſelbſt Poſto, um Zeuge einer jener naiven Scenen zu ſeyn, von denen auf den Pariſer Theatern, trotz des Talents der Schriftſteller und Schauſpieler, nur höchſt unvollkommene Nachbildungen erſcheinen. Vor dem Hauſe an einem Tiſche ſaßen zwei fröhliche, zechende Geſellen. Während ſie unter heiterem Geſpräche ihrer Flaſche Vin de Proprietaire zu acht Sous Zug auf Zug zuſprachen, erſchien ein Kamerad, ſeinen ſechsjährigen Knaben an der Hand. Natürlich lud man ihn ein, mitzutrinken. „Nein,“ entgegnete er, „heute nicht; 's iſt meiner Frau Todestag, und ich habe Polite da verſprochen, ihn an Mamas Grab zu führen, um dort zu weinen.“ Der Kleine hatte wirklich einen Immortellenkranz in der Hand. Bald jedoch brachte der lockende Anblick der ſich ſtets wieder füllenden Gläſer unſern Wittwer auf andere Gedanken. „Etwas ſpäter, etwas früher,“ dachte er, „was thut's? Zum Kirchhof bleibt's noch immer Zeit!“ Kurz, er ward der Dritte im Kleeblatt. Polite trieb beſtändig am Vater: „ich will um Mama weinen.“ — „Nichts!“ ſchnaubte der Wittwer, als ihm der Wein einmal warm gemacht hatte, „Du ſollſt nicht!“ — „Ich will aber um Mama weinen!“ — „Du ſollſt nicht, ſag' ich; Du haſt Dich ohnedieß die ganze Woche ſchlecht genug aufgeführt!“ Am Ende kam der Kleine, der immer dringender auf ſeinem Verlangen beſtand, doch noch zum Weinen; denn der Vater, dem es zu viel wurde, griff zum Stocke. So feierte der zärtliche Wittwer den Todestag ſeiner Seligen im Weinhauſe.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Welt der Inſekten.

(Beſchluß.)

Freut euch nicht zu früh, wenn euch ein recht ſeltener Springkäfer in die Hände gefallen iſt; ihr habt ſeine wunderbare Feder vergeſſen; er ſchnellt los und iſt zehn Fuß weit weg auf dem Raſen verſchwunden. Die ſogenannten Fallkäfer merken im Augenblicke, wenn ſich etwas naht; beim leiſeſten Geräuſch fallen ſie vom Zweige, auf dem ſie ſitzen, zur Erde; hier rühren ſie kein Glied, und ihr findet ſie unter den Gegenſtänden, die auf dem Boden liegen, nimmermehr heraus. Die Familie der Anobien hat dieſen Namen von der wunderbaren Kunſt, womit ſich dieſe Thiere todt ſtellen; ſie thun dieß mit ſolcher Hartnäckigkeit, ſolcher Ausdauer, daß ſelbſt die grauſamſte Verſtümmlung ihnen kein Zeichen des Schmerzens entreißt, ſie zu keiner Bewegung bringt, welche Leben und Empfindlichkeit verriethe. Die guten Anobien, die ſonſt ſoviel wiſſen, glauben wohl, Achtung vor dem Tode ſey ein gemeinſames Gefühl aller lebenden Weſen. Gott hat ohne Zweifel vergeſſen, ihnen in ſeiner Offenbarung von der Hyäne, dem Geier und dem Menſchen zu ſagen.

Da Gott die Inſekten mit der Eigenſchaft begabt hat, ſich zu verwandeln, und mit der noch weit wunderbareren, ſich ohne Zuſammenwirkung der Geſchlechter in unendlichen Generationen fortzupflanzen, ſo brauchte er auch ihnen, den Lieblingskindern ſeiner Schöpfung, die nur ihm allein zuſtehende Gabe der Unſterblichkeit nicht zu verleihen; aber er braucht ſie nur, wenn es an der Zeit iſt, von dem kaum ſichtbaren Thierchen zu entlehnen, das er dort, war es Laune oder Spott, in den Staub einer Traufe geſäet hat. Vor hundert fünfzig Jahren fand ein Philoſoph die längſt vertrocknete Hülle eines Räderthierchens (Tardigradus rotiferus) in einem Büchſen Staub unter alten Ziegeln auf dem Boden ſeines Hauſes, und ſeit jener Zeit iſt der lebende Atom von einem halben Jahrhundert zum andern durch einen Tropfen Regenwaſſer zu neuem Leben erweckt worden.

Dieß ſind, ſollte ich meinen, ganz artige phantaſtiſche Geſchichten, und was ſich noch für Betrachtungen der höchſten Art daran anknüpfen ließen, ſpringt in die Augen. Indeſſen will ich euch, ſtatt euch zu predigen, eine Geſchichte erzählen.

Mein Vater hatte einen Freund, der am ſelben Tage

Digitized by Google

mit ihm geboren war. Er war das Ideal eines eingefleischten Philosophen des vorigen Jahrhunderts, fanatisch intolerant, dabei aber der beste Gesellschafter. Er kokettirte mit seinem Atheismus und ging sein Lebenlang auf die Proselytenjagd aus, und war außer sich vor Freude, wenn er dem Nichts eine Seele gewinnen konnte. Ihm war ganz recht, daß das vielköpfige Ungeheuer des Polytheismus Einem Gotte Platz gemacht hatte; war doch, meinte er, Ein Haupt leichter abzuschlagen. Er galt übrigens für einen gelehrten, in Griechisch und Latein trefflich gewanderten Mann; von der Geschichte der Natur wußte er aber gerade genug, um Velinpapier von Papprus und türkischen Saffian von Lissaboner zu unterscheiden; denn er war auch ein leidenschaftlicher Bücherfreund. — Eines Tags führte uns auf einem Spaziergange der Zufall an eine Stelle, wo ein Leichnam von Obrigkeits wegen ausgegraben wurde. Bei diesem ergreifenden Anblick faßte mich der Philosoph mit freudiger Hast am Arme und rief im Tone bittern Spotts: „Suche hier die Elemente eines verklärten Leibes!“ Ich gab keine Antwort; einmal wußte ich nicht recht, was ich im Augenblick erwiedern sollte, und dann war ich etwas zerstreut: die Neugierde trieb mich gewaltig nach Hause, denn eine Schachtel mit Puppen aus dem südlichen Europa mußte diesen Morgen angekommen seyn. Eine Stunde darauf saßen wir in meinem Zimmer, und mein Freund sah begreiflicherweise höchst gleichgültig zu, wie ich meine neuerworbenen Schätze betrachtete. Da kam mir ein Gedanke; ich brach eine der Puppen mitten durch, zeigte ihm die trübe, formlose Jauche, worin nichts lebte, nichts gährte, und sprach: „Suchen Sie doch hier die Elemente eines verklärten Leibs!“ Er sah mich an und sagte nichts; ich fuhr fort: „Und doch habe ich das herrlichste Geschöpf Gottes, den Oleandervogel, ums Leben gebracht. Noch drei Monate, und er hätte, ein Meisterstück der Natur, Ihre Augen ergözt.“ Er besann sich einen Augenblick. „Ja, ja,“ sagte er endlich und lächelte dazu, „den Einwurf kenne ich; aber das Wunder dieser Verwandlung geht vor unsern Sinnen vor.“ — „Ja,“ erwiederte ich zuversichtlicher, „und das Wunder der unsrigen geht nicht vor denselben vor; allerdings! Der ewige Geist, der in der Schöpfung waltet, mochte wohl denken, es verlohne sich schon der Mühe, den göttlichen Plato so, und eine Raupe anders wieder auferstehen zu lassen.“

Ja, ich bleibe dabei: das Insekt ist der König der Welt, und der Gang der Schöpfung wirkt auf Vervollkommnung dieses lieblichen Geschlechts, wenn anders Plan und Verstand in ihr ist. Zuerst machte sie rohe Versuche und verschwendete den Stoff ohne Kunst und Geschmack an ihre Elephante und Wallfische, wie der Mensch an seine Thürme und Pyramiden; Kunst und Geschmack hat sie für das Feinere aufgespart, und es ging ihr darin wie Benvenuto Cellini, dessen Gehirn mit tausend Wundern, erhabener als die im Tempel zu Delphi, schwanger ging und der sein Leben damit zubrachte, Schüsseln zu ciseliren; aber Benvenuto Cellini ist todt und die Schöpfung lebt ewig. Sie hat mit den gigantischen Eidechsen und Schlangen begonnen, des Menschen wird sie nachgerade überdrüssig — und dies finde ich ganz vernünftig von ihr — und wenn ich mich nicht gewaltig irre, so kommt einmal die Reihe an die Insekten. Wenn nicht anders die Perfektibilität eine unverschämte Lüge ist in der Geschichte des Fortgangs der Geschlechter, so nehme ich sie feierlich für Bienen und Käfer in Anspruch. Und kommt es einmal so weit, so ist die Sache gar bald abgethan. Gott schuf die jetzige Welt in einer Woche, er wird kaum mehr brauchen, ihr ein Ende zu machen. Liegt dies einmal in seinem Rathschlusse, so darf er nur einem Paar der flinken, goldenen Mücken, welche wir jezt verächtlich mit Füßen treten, die Körperverhältnisse der großen Säugethiere geben, und oft und viel habe ich meinen großen Lehrer Johann Christian Fabricius sagen hören, es brauche nicht mehr als fünfzig Sandkäfer, so habe die Erde in sechs Tagen keinen lebenden Bewohner mehr, nicht mehr als fünfzig Todtengräberkäfer, so seyen sie unter den Boden gebracht, und nicht mehr als fünfzig Riesentermiten, so sey die Erde beackert. Am siebten Tage kann der Tod Rasttag halten.

Gar sonderbar muß es den guten Optimisten vorkommen, daß dabei die große Harmonie der Natur lediglich nicht gestört würde. Die Insekten haben Oreaden für alle Berge, Sylphen für alle Wälder, Nymphen für alle Quellen, Najaden für alle Bäche. Keine Pflanze verlöre darum ihre Gäste und ihre Zierden, ihren lieblichen, lebendigen Schmuck. Hier hängt eine scharlachrothe Chrysomele wie ein Korallenknopf am Alabasterrand der schönsten Lilie; dort glänzt ein grüner Käfer im Kelche der Maaßliebe, gleich einem in Gold gefaßten Chrysopras; einer im gelben Sammtrock mit schwarzen Troddeln schlummert in einer Rose, gemächlich wie ein Hofmann. Ja, Disteln und Nesseln, Bilsenkraut und Belladonna haben ihre eifrigen Clienten, die sich unter den Schuß der Stacheln und Gifte begeben. Es ist wahrhaftig ganz wie in der Welt; aber das Schönste und Beste am Studium der Insekten ist, daß man die Welt darüber vergißt, und ebendarum habe ich mir einmal in den Kopf gesezt, die Insekten seyen nicht um unsertwillen da; sie könnten leicht nur ein Versuch zu einer größern, umfassendern, zierlichern Schöpfung seyn, in der sich nichts mehr aus der alten Welt fände als die Geister der Luft, der Erde und der Wasser, Bäume, Blumen, Weiber, und vielleicht Poeten.

Digitized by Google

An eine Thräne.

Wohin, du Thräne, die du brennend
Aus meinem trüben Auge quillst,
Und jezt noch keine Wege kennend,
Nicht weißt, wohin du fließen willst?

Was weilest du auf dieser Wange,
Die bleich und eingesunken ist?
O fort! die Spuren haften lange,
Wo du einmal gewesen bist.

Willst du auf diesen Busen fallen?
Er hat des Schmerzes ja genug,
Der höhnisch seine bösen Krallen
Tief in das weiche Herz mir schlug.

In dieses Veilchen magst du sinken,
Auf seinem deutungsvollen Blau
Als eine klare Perle blinken,
Gleichwie ein Tröpflein Morgenthau.

Dann will ich ihr das Veilchen bringen,
Ihr, die so treu ich stets geliebt,
Die aber für mein heißes Ringen
Mir keine Gegenliebe gibt.

Versuch es, aus dem Kelch zu schleichen,
Und roll auf ihre Brust hinab,
Ob dir's gelingt, sie zu erweichen.
Dort findest du das schönste Grab!

August Schnezler.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Cas. Delavignes Ludwig XI.

Der fromme Einsiedler, den auch Mercier in seinem „Ludwig XI." eingeführt hat, ist ein idealer Charakter eines christlichen Priesters, der nichts als Duldung und Sanftmuth predigt. Die Verse, die ihm der Dichter in den Mund legt, sind wegen ihrer bündigen und gehaltreichen Kürze meisterhaft; sie klingen wie Orakelsprüche; allein in dem Munde eines alten Eremiten, den ein König zu Rathe zieht, ist dies an seiner Stelle. Ein solcher aufgeklärter, von allen Vorurtheilen seines Standes freier Geistliche wurde wohl im Zeitalter Ludwigs XI. nirgends gefunden; man kann aber dem Dichter diesen Anachronismus und diesen idealisirten Priestercharakter leicht zugeben, da er, dem leidenschaftlichen König gegenüber, eine schöne Wirkung hervorbringt. Die ganze Rolle des Franz von Paula beweist übrigens, welcher energischen Kürze die französische Versekunst fähig ist, wenn sie von einem geschickten Dichter gehandhabt wird. Erst im zweiten Aufzuge haben wir es mit dem Könige zu thun; aber zuvor tritt die liebliche Marie auf, die von Mad. Dupont mit ganz besonderm Reize gegeben wird; wäre sie zehn Jahre jünger, so würde der Reiz noch größer seyn; vielleicht verheirathete man sich damals spät, und in dem einsamen Schlosse Plessis les Tours, das mit Fallen und mit Galgen umgeben war, konnten die Freier nicht leicht Zutritt bekommen. Mit ihr tritt der Dauphin auf, ein junger, gefühlvoller Herr, welcher von Mad. Menjaud auch vortrefflich dargestellt wird. Da seine Rolle ganz sentimental ist, so hat man sie mit Recht einer weiblichen Person anvertraut. Dieser Dauphin wird von seinem Vater mit rauher Strenge behandelt und zittert und bebt vor ihm. Der junge Herr wird sich selbst überlassen, sucht aber seinen Unterricht, wo er kann, und Marie lehrt ihn ein wenig lesen. Der Auftritt mit dem Leseunterricht ist reizend; man hat aber dem Dichter ein Vorbild desselben in der Oper „Sargines" nachgewiesen. Dies ist nicht die einzige Nachbildung, die man ihm vorwirft, und seine Freunde sind entrüstet darüber, daß man einen Dichter, wie Casimir Delavigne, für fähig halten könne, Andern nachzuschreiben. Freilich, Andern nachschreiben, ist wohl seine Sache nicht, und sicher ist Delavigne nicht der Mann, der sich gemächlich hinsezt und sagt: laßt sehen, welchen Schmuck wir Andern stehlen können, um unsere eigene Blöße damit zu bedecken. Aber Casimir Delavigne ist mit dem französischen Theater und mit den neuen Romanen vertraut. Einem Dichter bleibt Manches im Gedächtniß, und unvermerkt schiebt das Erinnerungsvermögen der Phantasie im Augenblicke des Schaffens Bilder unter, die schon einmal da gewesen sind. Auf diese Art kann denn auch Delavigne Manches entlehnt haben, ohne es sich recht bewußt zu seyn. Dergleichen Nachbildungen finden sich übrigens bei allen neuern Dichtern ohne Ausnahme. Keiner hat ein so fruchtbares Genie, daß er nicht zuweilen etwas schon Dargestelltes reproduzirte. Der Dauphin tritt ab und Mariens Vater warnt sie, sich nicht zu sehr mit dem Dauphin abzugeben, weil dies dem Könige mißfallen würde. „Soll ich ihn ganz abweisen?" fragt das Mädchen ganz naiv. — „Ei, bei Leibe nicht!" erwiedert der vorsichtige Hofmann; „der Dauphin kann bald König werden; man muß seine Zuneigung beizubehalten suchen." Es war schon früher von der Ankunft eines Gesandten des Herzogs von Burgund die Rede; dieser erscheint, und siehe da, es ist der junge Nemours, den der König zum Waisen gemacht und der nur deswegen die Rolle eines Gesandten übernommen hat, um sich an dem tyrannischen König zu rächen. Wie unwahrscheinlich ist es, daß Karl von Burgund einem erbitterten Feinde Ludwigs XI., den man noch dazu an dessen argwöhnischem Hofe bald erkennen mußte, die Abschließung eines Friedensvertrages aufträgt! Allein gerade diese Unwahrscheinlichkeit hatte der Dichter nöthig, um sein Trauerspiel zu Stande zu bringen. Dies schmeckt nach der alten Art und Weise, französische Tragödien zu schreiben, und es ist schlimm, daß Delavigne in seinem Genie nichts Besseres gefunden hat. Racheglühend erscheint dieser junge Gesandte, der offenbar gegen alle Regeln des Corps diplomatique verstößt. Ein ächtes Mitglied dieses Korps muß seine Gesinnungen tief in die Falten seines Herzens vergraben; vielleicht aber waren damals die Konvenienzen noch nicht so ausgebildet, als seitdem geschehen ist. In Gegenwart seines ehemaligen Freundes Commines, dessen Tochter er stets geliebt hat und die auch ihm treu geblieben ist, und noch dazu in einem offenen Saale des Schlosses, bricht er in heftige Verwünschungen gegen den König aus und erzählt in lebhaften Ausdrücken die Geschichte der Hinrichtung seines Vaters. Bekanntlich meldet die Geschichte oder die Sage, man habe die jungen Söhne des Herzogs von Nemours unter das Blutgerüste geführt, und das Blut des Vaters sey auf die Kinder herabgeströmt. Dies erzählt der Dichter in sehr schönen Versen, und der Schauspieler, Beauvalet, wenn ich nicht irre, sagt sie mit einem etwas übertriebenen Feuer her.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 62.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienſtag, 13. März 1832.

— Er gibt mit reinem Sinn
Uns neuer Lehre herrlichſten Gewinn.
Was ſich nicht halten, nicht erreichen läßt,
Er faßt es an, er hält zuerſt es feſt,
Beſtimmt das Unbeſtimmte, ſchränkt es ein,
Benennt es treffend. — Sey die Ehre dein!

Goethe.

Der Regenbogen und das Kreuz im Kryſtall aus Island, oder die Zauberſpiegel.

Im hohen Norden liegt eine Inſel, die nächſte am Pol, von Umfang klein, wunderbar ſich erhaltend in der Erſtarrung der Natur und im Kampf der unterirdiſchen Mächte; denn dieſe haben dort eine lezte Freiſtätte für ihr wüthendes Treiben ſich erkohren. Ein nie erlöſchender Feuerherd brennt, und heiße Quellen ſchleudern ihre Strahlen auf der mit Rauch erfüllten Inſel empor, während unter lautem Donner aus dem Hekla die Feuerbäche niederſtrömen; es iſt der Eingang in die Hölle. Verſchanzt durch Eis, zurückſchreckend durch das Toben und die Unruhe feindſeliger Kräfte, ſcheint ſie unwirthbar und den Menſchen ein unüberwindlicher Schrekken. Doch, von ihrer ewigen Unruhe getrieben, haben ſie den Weg dahin gefunden, auf dem dürren Eiland Wohnungen aufgeſchlagen, mit der Natur gerungen und die wenigen Gaben derſelben erbeutet. Und wie Wilhelm Tell von dem unwirthbaren Gipfel der Alp ſeinen Kindern ein Ammonshorn oder einen ſeltenen Vogel mitbringt, ſo bringt von dort der kühne Seefahrer in die geſegneten Länder des Südens den Kryſtall aus Island. Er hat ſich, geſchüzt von umſchließenden Felſen, in reiner Klarheit ausgebildet, weiß, undurchſichtig, faſt wie die Luft, und gleichſam als wollte die Natur ihre Erhabenheit über das regelloſe Treiben zeigen, gab ſie, ungeſtört, wie Archimed im Getümmel der eroberten Stadt, in ihrem ergözlichen Spiel mit Formen ihm die Geſtalt, welche der auf ſich ſelbſt ruhenden, vollkommen regelmäßigen die nächſte iſt: die Geſtalt der Raute, welche Fürſten und Herrn ehemals in ihren Schildern führten.

Dieſer Kryſtall, noch jezt nach ſeinem Vaterland benannt, kam als beſondere Merkwürdigkeit, als Spielwerk der Neugierde, als Zierrath nach Europa, und ſo auch in die Hände eines Mannes, der ſonſt nur den großen Werken der Natur ſeine Aufmerkſamkeit zu widmen pflegte. Dieß war Huyghens, der den gebildeten Leſern des Morgenblatts wohlbekannte Naturforſcher; er machte (1656) zuerſt die Himmelskundigen mit der wahren Beſchaffenheit des Rings bekannt, welcher den Saturn umſchwebt, und ſtellte ſo das Ebenmaaß in den Werken der Natur wieder her. Sie hatten den alten Saturn für eine gehenkelte etruriſche Vaſe, für das Haupt Johannis des Täufers, oder den Ringkragen der Jungfrau von Orleans gehalten.

Dieſem Naturforſcher ging in unſerm Kryſtall eine neue Erſcheinung auf, die ihm auch wieder einen neuen zweiten Namen gab: Doppelſpat. Durch dieſen durchſichtigen, klaren Stein betrachtet, erſcheinen nämlich alle Bilder, alle Lichter, doppelt, und dieß iſt das erſte Wunder. Jeder Strahl trennt ſich gleichſam und theilt ſich auflöſend in zwei. Er iſt wie die Augen eines Trunkenen, der doppelt ſieht, oder des Geizigen, der ſeiner Schäze nicht genug haben kann. Ein Körper, ſo durchſichtig wie die Luft, ſo regelmäßig wie der Spiegel,

zeigt die Bilder doppelt, jedoch sonst im natürlichen Zustand und Bau. Aber wenn man den Krystall umdreht, dreht sich das eine Bild um das andere mit herum. Im Innern des Krystalls muß also nach gewissen Richtungen thätige Kraft seyn, welche die Bilder ordnet, stellt und bewegt: so sagten und dachten die Naturforscher.

Nun thut sich aber ein neues Wunder auf. Man betrachte durch einen zweiten Islandkrystall die im ersten entstandene Doppel- oder Zwillingsbilder, so erhält man allerdings wieder, wenn der zweite Krystall sich dreht, diesen Tanz der unbegreiflichen Bilder; aber es ist ein Tanz gespenstischer Natur, denn die Bilder werden, indem sie im Kreise umherziehen, stärker und schwächer, verschwinden gar, und kommen wieder zum Vorschein. Will etwa der zweite Krystall die Ordnung der Natur wieder herstellen, indem er das eine Zauberbild wieder zerstört? Die Bilder kommen aber wieder! Ist eins von diesen Lichtern, diesen falschen, nur der Schatten des andern? Hat das Licht auch seinen eigenen Schatten? denn nur der Teufel hat bekanntlich keinen Schatten.

Ist es doch, als wäre in dem Krystall ein innerer Zwiespalt entstanden in der wilden Zerstörung auf seiner Insel. Wunderbar ist die Entstehung dieser Doppelbilder allerdings; sie sind sich in allem ähnlich, sie spielen in Farben, sie rühren das Auge auf gleiche Weise. Man könnte sie Zwillingsstrahlen nennen. Aber dabei ist doch eine gewisse Antipathie zwischen denselben; es sind Zwillingsbrüder wie Castor und Pollux: der eine verschwindet, wenn der andere leuchtet. Ist vielleicht die Gestalt des Krystalls dem Licht verwandt, hat das Licht zur Regelmäßigkeit des Krystalls bei seiner Geburt mitgewirkt? Ist es fortdauernder Verkehr mit den Kräften im Innern des Durchsichtigen? denn, sagt Aristoteles, ohne Durchsichtiges ist kein Licht. Aber zu einsam, zu seltsam stand die Erscheinung da, als daß solche Fragen hätten zur Beantwortung reifen können. Wie die Insel, ward die Erscheinung als ein seltsames Naturspiel betrachtet; die Erscheinung des Zwillingsstrahls blieb unbeachtet, und Jahrhunderte lang herrschte Stillschweigen darüber. Selbst als in Deutschland längst und überall, durch die ganze Natur, die Macht der Zwillingskräfte *), der Sympathie und Antipathie (die gleichsam in zwei Strahlen auseinander gehen), der Zurückstoßung und Abstoßung, der Kontraktion und Expansion, anerkannt und gepriesen wurden, dachte Niemand der Zwillingsstrahlen, die sich freundlich und doch feindlich trennen im Krystall aus Island.

Da rief das französische Nationalinstitut, weitgreifend, ahnend, auf französischen Ruhm bedacht, die Physiker und Mathematiker auf, den Zauber dieser gespenstischen Bilder des Doppelkrystalls zu lösen, dieses seit langer Zeit gleichsam zur Einöde gewordene Feld wieder zu befruchten und nach Paris die Blumen und die Früchte zu bringen. Dieser Ruf ward vernommen von Malus, einem Mann, der bestimmt war, sich an die Spitze einer Reihe von Forschungen zu stellen, die in immer weitern Wellen sich ausbreiten sollten, eine Bewegung zu veranlassen, die an die schönen Zeiten des Galvanismus erinnert, wenn nicht durch den Umfang und das Großartige, doch durch das geistige Streben und die Annäherung an das Licht, als das Geistigste. Dieser französische Mathematiker, einer von der Expedition nach Egypten, bringt, um es kurz zu sagen, die Zwillingsstrahlen künstlich hervor, wie sie auf geheime Weise die Natur in dem Krystall aus Island geboren werden läßt. So bezwang Franklin den Blitz, den er der Natur nachgeahmt. Dieß ist es nun, was ich dem Leser zu berichten habe, wie es sich begab und erweiterte.

Malus, beschäftigt ohne Unterlaß mit den Beobachtungen, zu denen das Nationalinstitut aufgefordert hatte, sinnend bei jedem Anlaß, jede Erscheinung auffassend und nach allen Richtungen die Polypenarme des forschenden Verstandes ausstreckend, immer seinen Krystall aus Island in der Hand, betrachtete einst die untergehende Sonne durch denselben. Sie spiegelte sich von den Fenstern des Pallastes Luxemburg ihm gegenüber ab, noch glänzend, aber in schiefer Stellung. Da ward er mit Erstaunen gewahr, daß das Bild dieses mächtigen Lichtquells, das er mit seinem Bergkrystall wie gewöhnlich doppelt sah, wenn er seinen Krystall drehte, etwas ähnliches zeigte, wie die Doppelbilder, die, aus einem ersten Krystall entwickelt, durch einen zweiten betrachtet werden. Sie verschwanden zwar nicht abwechselnd, wurden aber doch schwächer. Kurz, es erschien etwas Aehnliches, theilweise Aehnliches, wie das, was wir oben als zweites Wunder, das Huyghens gesehen, erzählt haben. Spielt, dachte Malus, dieses von dem Spiegelglasfenster des Pallastes abgespiegelte Licht etwa dieselbe Rolle, wie einer von den Zwillingsstrahlen, welche die Natur in den Krystallen aus Island auf eine uns geheime Weise erzeugt? es könnte wenigstens so seyn! Dieß war einer seiner Haupt- und Grundgedanken, und ihm folgte der andere: wenn, dachte er weiter, des ersten Krystalls Thätigkeit ersetzt wurde durch die Abspiegelung, so läßt sich vielleicht die Wirkung des zweiten gleichfalls durch einen Spiegel hervorbringen. Dieß mußte, weil es ein verwegener Gedanke war, der das Geheimnißvolle der Krystallmacht gänzlich umging, nachgewiesen und bewiesen werden. Ja, auf den ersten Anblick erschien es sogar sonderbar; denn beim Spiegel sieht man nirgends Doppelbilder. Doch der Erfolg am Ziel war zu wichtig, als daß der glückliche Forscher nicht mit aller Macht dahin gestrebt hätte. Und er kam an das Ziel, und das Resultat war ein

*) Die Deutschen nennen sie die Polarität.

Digitized by Google

Naturgesetz über die Zwillingsstrahlen, dessen Einfachheit entzückt, das, ohne den Zauber des Krystalls ganz zu lösen, das Begreifliche in seine Nähe rückt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder vom Mont-Parnasse in Paris.

(Fortsetzung.)

Als ich diese rührende Familienscene verließ, kamen von Guerin zwei befahrte Männer, mit blaurothen Nasen und Wangen, köstlich bezecht heraus. Ich sah ihren schwankenden Evolutionen zu, und höchst komisch war es anzusehen, als sie an den Durchgang in einer nach den Seitenwegen führenden Barriere gelangten. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, durchzugehen, denn sie wollten sich nicht loslassen und konnten doch auch nicht neben einander durch, lehnten sie sich an die Mauer, und nun begann folgendes, von häufigem Stocken der Zunge unterbrochene Gespräch: „Kennst Du Gauthier?“ — „Welchen?“ — „Ich frage Dich, ob Du Gauthier kennst?“ — „Ich kenne zwei, den dicken und den kleinen.“ — „Den kleinen mein ich.“ — „Nun, was ist's mit dem kleinen?“ — „Was mit ihm ist? Er sizt, weil, weil — er ist ein Bandit, ein Räuber, sagen sie.“ — „Ist nicht wahr —“ — „Ist wahr, sag' ich Dir, ich war beim Assisengericht; sie haben ihn auf fünf Jahre zum Tod verurtheilt.“

Dieß Gespräch ist, ich kann es betheuern, aus dem Leben gegriffen, und ein Pendant zu der Anekdote, wo einer, als er hörte, der Angeklagte sey zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt, rief: „das hält der Mann ja nicht aus!“

Nicht leicht vergeht ein Tag, besonders nicht leicht ein Sonntag, wo der Mont-Parnasse nicht ähnliche Scenen darböte. Es ist eine ewige Wallfahrt dahin; unter all den Männern und Weibern aber ist nichts seltener, man müßte sie denn gerade am Eingange des Kirchhofs selbst beobachten, als ein trauriges Gesicht. Auf diesem Leichenfelde waltet übrigens mehr Einfalt, und es sieht somit hier etwas feierlicher und religiöser aus, als auf dem Kirchhofe Pere Lachaise, wo sich die Ungleichheit im Leben auf eine empörende und lächerliche Weise selbst in das Reich des Staubs erstreckt. Zwar finden sich auf diesem westlichen Kirchhofe ebenfalls einige privilegirte Gräber, einige vornehme Werkstätten der Verwesung, jedoch in geringer Zahl; prunkvolle Marmormonumente sind hier selten.

Es ist sehr interessant, an den mit Rasen und Blumen bedeckten Gräbern dieses Friedhofes die Stufen des Erlöschens der Trauer und die Grade der Aufrichtigkeit und Dauer des Schmerzes zu beobachten. So z. B. werden die Gräber der Frauen von den Wittwern, die der Ehemänner von den Wittwen selten länger als das erste Jahr gepflegt; die Blumen sind verwelkt, der Rasen ist — als befeuchteten ihn einzig allein die Thränen der Hinterbliebenen — in Heu verwandelt. Da sehe man die Kindergräber dagegen! Viele sind zierliche, allerliebste, sorglich gewartete Gärtchen, manche sogar, als wollten sich die Mütter ihre auf immer entschwundenen Freuden noch immer vergegenwärtigen, mit Kinderspielsachen geschmückt.

Aber welch seltsame Nachbarschaft hat dieser Friedhof! Fast dicht an seine Mauer grenzt das Theater du Mont Parnasse. Eines Abends hatte ich ihn gegen sechs Uhr Abends besucht. Zu mir herüber tönten die Refrains eines Vaudevilles und accompagnirten das dumpfe Rollen der Erdschollen, welche auf einen eben eingesenkten Sarg fielen. Wie es oft geht: eine wunderliche Verknüpfung der Ideen bestimmte mich, vom Grabe weg jenes Theater zu besuchen. Aber leider ging es dort noch trauriger zu, als auf meinem Kirchhof: man gab „Camille Desmoulins.“

Tod und Theater sind heutzutage in mehr als einer Beziehung nur allzusehr verwandt. Viele, viele Menschen leben vom Theater; aber wie Viele auch vom Tode! Was ernährt jene Steinhauer, jene Marmorarbeiter, deren zahlreiche Werkstätten mitten unter den Häusern der Freude und den Schenken des Mont Parnasse an die Vergänglichkeit mahnen? Was unterhält jene Gärten und Baumschulen, welche an den Kirchhof grenzen? Wer windet jene Immortellenkränze und Sträußer, welche den Leidtragenden in Fülle dargeboten werden? Am Eingange des Theaters du Mont Parnasse so gut als an der Kirchhofsthüre steht Vater Baziles Herr Sohn und bietet auf die Gefahr, wenn der Handel schlecht geht, vom Papa geprügelt zu werden, die väterlichen Blumen zum Kaufe an. Lebt nicht Alles dies vom Tod? Sagte mir nicht eines Tags ein Blumenmädchen: gestern hätte man vielleicht gar nichts abgesezt; glücklicherweise aber habe sich ein Leichenzug von Nationalgarden, wenigstens fünfzig an der Zahl, eingefunden und nach Beerdigung eines Kameraden vom Morgen bis Abend gefrühstückt. Da Freund Hain so Manchen und Manche ernährt, so wird hier wohl, wenn auch nur im Stillen, dem Tode manch aufrichtiges „Vivat!“ gebracht.

Weit unterhaltender als das Theater des Mont-Parnasse sind die Spiele unter freiem Himmel. Der erste Rang gebührt dem altehrwürdigen Siamspiel; allenthalben, vor den Wirthshäusern oder im Innern der Höfe befindet sich eine spiegelblank geschlagene Tenne, welche Schaaren von Liebhabern zu dieser Belustigung lockt, die, hinsichtlich der Unschuld, zwischen dem Kegelspiele und dem à la boule-Spiele, dem Nationalspiele der Pariser, in der Mitte steht.

(Der Beschluß folgt.)

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Cas. Delavignes Ludwig XI.

Commines räth seinem jungen Freunde, sich zu mäßigen; die Worte sind aber in den Wind gesprochen. Nun erscheint endlich der König, dessen Rolle von Ligier vortrefflich dargestellt wird. Er ist erbost über einen seiner Großbeamten, den Grafen von Dreux, welcher sich einige Erpressungen gegen das Volk zu Tours hat zu Schulden kommen lassen. Der König droht ihm in halb ernstdaftem, halb scherzendem Tone, wie es seine Art war, ihm den Kopf abhauen zu lassen, falls er sich noch einmal etwas der Art beikommen lasse. Er spricht sehr nachdrücklich von der Nothwendigkeit, das Volk zu schonen, und von dem argen Mißbrauche, den die Großen von ihrer Gewalt machen; er lobt es aber mit der Zeit dahin zu bringen, daß dieselben demüthig werden wie das Volk, und nur dem Könige das Recht zugestehen, die Nation zu regieren. Dies heißt ganz im Charakter Ludwigs XI. gesprochen. Ueberhaupt hat es sich der Dichter angelegen seyn lassen, eine Menge von Zügen zu vereinigen, welche das sonderbare Gemisch von Tyrannei, Schlauigkeit, Sucht nach Popularität und Bosheit bezeichnen, woraus der Charakter dieses Königs bestand. Man hat in einigen Journalen bemerkt, diese Mühe des Dichters, den Charakter Ludwigs XI. so genau zu schildern, gehe für die gewöhnlichen Zuschauer verloren und sey daher eine unnütze Mühe. Dies möchte ich jedoch nicht annehmen. Hat das Stück das Verdienst, daß es den sonderbarsten Königscharakter schildert, den es vielleicht je gegeben, so ist das Trauerspiel schon deshalb merkwürdig. Während der König gegen den Grafen von Dreux aufgebracht ist, tritt der Arzt ins Mittel und verbietet dem Könige, sich weiter mit der Sache abzugeben, da der Zorn seiner Gesundheit schade. Man hat hierin eine Aehnlichkeit mit Molières Malade imaginaire gefunden; eine Aehnlichkeit, die sich noch an andern Stellen des Trauerspiels ausweist und woran der Dichter gewiß nicht gedacht hat, die aber nichtsdestoweniger auffallend ist. Ludwig gibt nun dem Gesandten Karls von Burgund eine feierliche Audienz. Der junge Nemours kann bei dem Anblicke des Mörders seines Vaters nicht an sich halten; er bricht in heftige Klagen über die Falschheit des Königs aus, fordert ihn im Namen des Herzogs zum Zweikampfe auf und wirft den Fehdehandschuh zur Erde. Dieser wird vom jungen Dauphin aufgehoben. Der Vater umarmt seinen Sohn wegen dieses heldenmüthigen Gefühls; späterhin jedoch äußert er, ein Dauphin dürfe ohne Erlaubniß des Königs nichts der Art thun. Ludwig bleibt bei den Drohungen des jungen Gesandten ganz gelassen; als dieser aber fort ist, läßt er auf eine sehr schlaue Art gegen seinen Helfer und Henker Tristan verlauten, er wünsche, man schaffe ihm diesen Gesandten, wenn er mit dem zu unterzeichnenden Friedensvertrage abreise, im Walde aus dem Wege. Während die beiden Schelme sich auf die feinste Art über den Mord besprechen, läutet die Abendglocke, und der König unterbricht seine abscheulichen Anschläge, um sein Abendgebet zu verrichten. Dies erinnerte mich an Ancelots Katharina II., welche die Theilung Polens beschließt und durchsetzt, während sie einen Brief an Voltaire über ihre Achtung für die Rechte der Menschheit schreibt. Der obenerwähnte Auftritt mit der Herausforderung und dem Hinwerfen des Fehdehandschuhs ist aus Walter Scott entlehnt, aber besser motivirt als dort. Der dritte Aufzug geht außerhalb des Schlosses neben dem Dorfe vor. Die Bauern haben von dem furchtbaren Tristan Befehl, sich zu belustigen, da der König hieher kommen will; sie tanzen und singen, obschon sie aufgelegter zum Klagen und Jammern sind. Tristan ermahnt sie, mit dem Könige frei und ungezwungen zu sprechen. „Gut," sagen die Bauern, „so wollen wir ihm zu wissen thun, wie man uns bedrückt und schindet." — „Das sollt ihr wohl bleiben lassen," ruft Tristan; „sagt ihm im Gegentheil, ihr seyet unter seiner Regierung glücklich; der König sehe recht gut aus und werde noch lange leben; kurz, sprecht frei von der Leber weg."

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus der Schweiz, März.

Der katholische und der reformirte Klerus in der gegenwärtigen Zeit.

So wie über den Klerus der christlichen Konfessionen im Allgemeinen überall bei den Volksbewegungen bezeugt wird, daß derselbe sich sehr abgeneigt gegen alle und jede Revolutionsversuche zeige, so darf dieses, mit wenigen Ausnahmen, bei den Reformirten sowohl, als bei den Katholischen, besonders in der Schweiz gesagt werden. Bei den Katholischen ist freilich noch ein sehr großer Unterschied zwischen denjenigen zu machen, die sich zu den bis 1830 im Sommer herrschenden Ultramontanern zählten, und denjenigen, die sich zu dem vernünftigern Systeme der katholischen Kirche bekannten. Die erstern, die mit den Jesuiten zu den damals herrschenden Klerikern gehörten, sind natürlich unzufrieden mit jeder Veränderung und treiben racheschnaubend die Partheien zum offenen Kriege. Die leztern hoffen auf Verbesserungen, die in der katholischen Kirche kaum zu erwarten sind, und dieses einsehend, erklärt sich die Mehrheit für das Stabilitätsprincip. Beide sind aber offenbar Feinde der Volksbewegungen. Die dritte kleinere Klasse dieser geistlichen Herrn hofft auf eine Ausbildung des Episcopalsystems; allein hier fehlen im Durchschnitt noch die Regierungen, die sie unterstützen sollten, und besonders fehlt es an einem bedeutenden Geiste, der an der Spize stände, um sie zu leiten.

Der reformirte Klerus in der Schweiz ist im Durchschnitt in der theologischen Wissenschaft um ein starkes halbes Jahrhundert hinter Deutschland zurückgeblieben, und hat sich allmählig, gleich dem katholischen, als eine besondere Kaste dem Volke gegenübergestellt. Jede Kaste fürchtet aber bei Volksbewegungen für ihre Vorrechte, und so auch diese eingebildete, die auf jeden Fall als Kaste sich nicht halten kann. Viele Vorschläge zu zeitgemäßen Verbesserungen, die seit Jahren in den Synoden der Schweiz gemacht worden sind, haben daher bis jezt beinahe keine Früchte gebracht, und Hoffnungen, Wünsche und Begehren, die erst noch vor wenigen Jahren in Bezug auf Liturgie, Katechismus und Kirchengesang lebhaft geäußert worden sind, werden jezt von den Geistlichen selbst, die sie geäußert haben, ängstlich zurückgenommen, oder so umgangen, daß es besser ist, wenn man wirklich keine Rücksicht darauf nimmt. Alles wird übrigens von der mystischen Seite aufgefaßt, und statt Hoffnung, Muth und Trost zu verbreiten, sind alle Blicke rückwärts gerichtet. So liest man in dem 1832 in Basel neu erschienenen Lehrbuch des christlichen Religionsunterrichts für die Kirchen im Kanton Basel (zum Gebrauche für die Kinderlehren und für den Konfirmationsunterricht) zu allgemeiner Erbauung, von dem Antistes Hieronymus Falkeisen in der Vorrede die Worte: „In der gegenwärtigen traurigen Zeit, in welcher wegen überhandnehmendem Unglauben und Ungebundenheit die Jugend mehr als jemals eines gründlichen Unterrichts in den Lehren des Christenthums bedarf ꝛc."

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 21.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 63.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 14. März 1832.

Deines Herzens rege Gluth
Und die ahnenden Verlangen,
Die am Wink der Hoffnung hangen —
Ach, ein flehend, flehend Gut!

Herder.

Der gefangene Vogel und die Knabenideale.

Durch des düstern
Waldes Schatten,
Wo sich gatten
Tag und Nacht in hohen Rüstern,
Wo die satten,
Bienen lüstern
Auf den Matten
Mit geliebten Blumen flüstern,
Ueber Thal
Und Berg, dem hellen
Sonnenstrahl
In Baches Wellen
Lustig nach ein Knabe zieht.
Ob auch nicken
Ihm die Zweige,
Sanft sich neige
Manche Blüth', ihm Gruß zu schicken,
Und die Steige
Seinen Blicken
Freundlich zeige —
'S kümmert nicht ihn, sie zu knicken;
Seine Lust
Und seine Sorgen,
An der Brust
Gar wohl geborgen
Lächelnd sie der Knabe sieht.
Fühlt des kleinen
Vögleins Schwingen,
Wie sie ringen,
Wie es zappelt mit den Beinen:
„Laß dein Dringen,
„Laß dein Weinen!
„Sollst mir singen
„Hell und schön — wirst du's verneinen?
„Alles lacht
„Und blüht im Maie;
„Bald gebracht
„Bist du in's Freie,
„Darfst hinaus ein wenig schau'n."
Blickt nun nieder,
Und entknüpfet,
Sacht gelüpfet,
'S Tuch und streicht sein braun Gefieder.
„Nicht gehüpfet!
„Frisch! die Lieder —"
Ach entschlüpfet
Ist's und kehret nimmer wieder.
Fern im Wald
In leisem Sange
Schon verhallt
Sein Lied — und bange
Steht der Knab', und d' will ihm grau'n.

Digitized by Google

Iſt wohl Manchem ſo ergangen,
Der aus ſtillem Kindesleben,
Wie aus Waldes düſterm Prangen
Sich in's Freie wollt' begeben,
Was er tief verborgen trug,
Ziehen wollt' an's Licht der Sonne.
Träumte viel von Luſt und Wonne,
Glaubte wahr des Herzens Lug;
Und ſein Träumen und ſein Dichten
Fliegt ihm fort in ferne Weiten.
Nun, er lernt die Blicke richten
Weg von ſich und — ſich beſcheiden.

Bilder vom Mont-Parnaſſe in Paris.

(Beſchluß.)

Der ſataniſchen Roulette, zu zwei Sous, die auf dem Mont-Parnaſſe ebenfalls ihr ſchändliches Weſen treibt, erwähne ich nur im Vorbeigehen, verweile dagegen bei zwei Spielen, welche in ganz anderer Hinſicht unſittlich und darin auch wieder unter ſich ſelbſt verſchieden ſind. Kann es etwas Empörenderes geben, als das ſogenannte Rattenſpiel? Auf ein an die Mauer gelehntes kleines Brett iſt ein ſolches armes Thier befeſtigt und dient, gleich einem Sankt Sebaſtian, einem Troß von Bolzenſchützen zum Ziele; nach unzähligen Wunden erhält es vom Geübteſten endlich den Gnadenſchuß, und Alles bricht in unbändigen Jubel aus; ſogar die Katze verfährt barmherziger mit den Ratten. Das zweite Spiel iſt nicht gerade grauſam, aber nicht minder unmoraliſch; es hat übrigens einen hiſtoriſchen Charakter, und ich machte die wichtige Entdeckung dieſer Ergötzlichkeit auf folgende Weiſe. Eines Tags beſah ich mir, indem ich durch das vom Mont-Parnaſſe nach der Chauſſée du Maine führende Gäßchen ging, das lebendige Schauſpiel ringsum. Plötzlich wurde ich aus meinen Betrachtungen durch eine gellende Stimme geweckt: „Cassez, cassez, les carreaux! Cassez, cassez!“ Ich bleibe ſtehen und ſehe ein kleines Holzgebäude, an dem ſich mehrere Fenſter mit runden Scheiben befanden. Ein altes Weib reicht mir vier Kugeln, um die Fenſter einzuwerfen; der Wurf galt einen Sou; auf jeder getroffenen Scheibe ſtand eine Prämie von einem Dutzend Makronen. Ich brachte, auf die Prämie verzichtend, mein Opfer dar, ließ mich aber dafür belehren und erfuhr, dieß Spiel ſey zum Andenken der großen Juliustage erfunden. Auf ſolche Weiſe können ſich alſo die Knaben bei guter Zeit im Fenſtereinwerfen üben. Wer erkennt nicht in dieſem Ratten- und Fenſterſpiel das humanſte und civiliſirteſte Volk der Welt?

Die eigentlichen großen Spiele des Mont-Parnaſſe, namentlich die ambulanten Theater, befinden ſich innerhalb der Barriere, im Winkel der Eſplanade, wo die Rekruten die erſten Elemente der trefflichen Kunſt, Menſchen zu morden, einſtudiren. Hier zeigt ſich am Auffallendſten, wie ſehr dieſes Stadtviertel vom eigentlichen Mittelpunkte der Hauptſtadt abweicht; gleich in Hanswurſts ergötzlichem Zwieſprach mit ſeinem Herrn und Meiſter gibt ſich dieß kund. Die Scherze ſind hier ſo zügellos, daß derjenige, der Paillaſſes Witze im Innern der Stadt derb genug findet, keinen Begriff davon hat. Indeß gefällt dergleichen dieſem Publikum, und namentlich die Frauenzimmer, welche dieſen Schauſpielen unter Gottes freiem Himmel beiwohnen, beſchweren ſich über die etwas mehr als ſcharf gewürzten Späſſe ganz und gar nicht.

Auf der andern Seite der Straße, Paillaſſes Schaubühne gegenüber, zieht eine andere, etwas lärmende Ergötzlichkeit eine große Zahl Liebhaber und ſelbſt Kenner herbei. Wir treten ein, das Entrée beträgt nur vier Sous, und der einzige Akteur dieſes Theaters gibt uns in höchſt eigener Perſon ſeinen Namen, ſeine Titel und Leiſtungen zum Beſten: „Mesdames und Meſſieurs, ich bin Baſſerot und darf mich kecklich den erſten Trommelſchläger in ganz Europa nennen. Ich habe mich vor allen Souveränen von Europa produzirt; mit allen Tambourmajors der großen Armee habe ich mich gemeſſen, und imitire die Kanonen auf meiner Trommel dermaßen frappant, daß man den Pulverdampf zu riechen glaubt.“ Den Beſchluß dieſes Schauſpiels machte eine Symphonie von kleinen und großen Trommeln, auf welche Baſſerot mit unbegreiflicher Gewandtheit ſeine Trommelſchlägel, wie indiſche Jongleurs ihre Kugeln werfen, niederfallen ließ. Die Symphonie ſtellte, laut der Ankündigung, die Einnahme des Pariſer Stadthauſes vor. Die Trommelwirbel und den Kanonendonner begleitete von Seiten der Zuhörer mit derbem Zwergfelle der lärmendſte Beifall. Mein Nachbar aber ſchüttelte den Kopf und ſchien ſchlecht zufrieden; ich fragte ihn nach der Urſache. „Pardieu!“ erwiederte er; „Papa Baſſerot macht es ſich etwas leicht! Voriges Jahr ſpielte er die nämliche Finſonie und ſagte, es ſey das Bombardement von Algier. So führt man die Leute an, die es nicht verſtehen!“

Es iſt nichts ſchwieriger, als, wie man zu ſagen pflegt, die Menſchen unter einen Hut zu bringen; in unſern Tagen vollends ſind Beweiſe dieſes Satzes wohl am überflüſſigſten. Indeß weiß ich dennoch einen Fall, in dem man ſo ziemlich ſicher ſeyn kann, daß kein Widerſpruch erhoben wird. Wenn eine zahlreiche Geſellſchaft, wie wir, den ganzen Tag auf dem Boulevard du Mont Parnaſſe herumgelaufen iſt, um ſeine Herrlichkeiten in Augenſchein zu nehmen, und es äußert gegen ſechs Uhr das allerunberedteſte Mitglied der Geſellſchaft; „meine Herren, ich glaube, es iſt Eſſenszeit,“ ſo ſtimmt gewiß

Digitized by Google

Alles ohne Ausnahme ein. Gut denn, speisen wir bei Mutter Saguet. — Bei Mutter Saguet? — Nun ja doch; wir finden, wenn wir Mutter Saguet besuchen, gute Gesellschaft. Ich weiß eine Restauration, welche Frankreich sehr zu wünschen wäre: die Wirthshausrestauration. Ganz mit Unrecht verknüpft man nach einem modernen und doch schon alten Vorurtheil mit dem Wirthshause den Begriff der Unanständigkeit, ja der Liederlichkeit, und bringt sich damit um manchen Genuß. Gewisse Leute finden sich an solchen Orten nur ganz verstohlen ein; ich sah welche, die beim Eintritte ihren Orden versteckten; andere nehmen Anstand, sich daselbst in Uniform, ja nur in Toilette zu zeigen. Es ist wahrhaft kläglich, ein Paar Ellen Tuch, ein Endchen Band höher zu achten, als sich selbst. Die Gesellschaft nur adelt den Ort oder entadelt ihn. Es verhält sich mit dem Wirthshause gerade wie mit dem Throne; Napoleon hat gesagt: „der Thron gilt gerade nur so viel, als der, der ihn besteigt;" eben so erhält der Wirthstisch seinen Werth durch die Gäste. — Speisen wir bei Mutter Saguet!

Der Regenbogen und das Kreuz im Krystall aus Island.

(Fortsetzung.)

Weil das besprochene Gesetz so einfach ist, habe ich es getrost gewagt, es dem Leser zu entwickeln. Es spielt dabei noch ein Instrument eine Rolle, ein gemeines, allbekanntes, der Glasspiegel, und zuvörderst muß man folgende zwei Punkte ins Auge fassen. Wer einmal sich gerade, oder, wie die Gelehrten sagen, senkrecht vor einen Spiegel gestellt hat, der hat sich überzeugt, daß sich ihm sein Bildniß gerade zurückspiegelt, oder auf ihn zurück vom Spiegel sich abspiegelt. Stellt er sich seitwärts oder schief, zum Beispiele links, so erhält er kein Bild von sich abgespiegelt, dagegen eines, das an der entgegengesetzten Wand rechts vom Spiegel liegt. Dieß ist die Richtung der Abspiegelung. Noch wichtiger ist der zweite Punkt, jedoch männiglich bekannt. Nicht alles Licht, nicht das ganze Licht spiegelt sich ab; ein Theil dringt in den Spiegel ein. Daher sieht man ein zweites Bild, z. B. einer Münze, die man an den Spiegel hält, von der hintern Fläche des Spiegels abstrahlen. Das eindringende Licht bleibt aber nicht in derselben Richtung, in welcher es auf den Spiegel fiel, es nimmt im Spiegel einen andern Weg; der Weg wird gebrochen, die Richtungen machen (die äußere Lichtlinie und die innere) einen Winkel mit einander. Alle unsere Glasfernröhren oder Brillenteleskope beruhen auf diesem Gesetz. Der Leser wird erlauben, es auch so auszusprechen: der zurückspiegelnde Strahl und der in das Glas eindringende haben eine bestimmte Richtung oder Lage gegen einander. Diese hängt natürlich ab von der Schiefe in der Richtung des abspiegelnden Strahls.

Diese gemeinen Erscheinungen wollen wir etwas näher bringen den Wirkungen unsers Krystalls aus Island; dieser scheidet, trennt, sondert den Strahl und löst ihn auf in zwei. Geschieht etwas Aehnliches nicht auch beim Spiegel? Wird nicht bei jeder Spiegelung eine Scheidung hervorgebracht? Wird nicht der sich abspiegelnde Strahl von dem in den Spiegel eindringenden — oder gar, wenn die hintere Spiegelfläche frei ist, durchdringenden — nach einer gewissen Richtung getrennt? Löst sich nicht der Strahl gleichsam auch in zwei auf, einen innern und äußern, so zu sagen, einen rückwärts nach oben gespiegelten und einen vorwärtsschreitenden? Sollte da nicht Verwandtschaft seyn mit den Erscheinungen des Krystalls? Wie blind sind die Menschen! was ihnen vor den Füßen liegt, sehen sie nicht. Ein einziger Fall ist in der Natur, eine einzige bestimmte Richtung, die sich von allen übrigen unterscheider, wie das einzige gerade von den mancherlei krummen, wie der rechte Winkel von den vielen schiefen, wie die Weltgegenden von den Zwischenstellungen, und das Wort des Räthsels ist nun folgendes: wenn beim Spiegel des abspiegelnden Strahls Richtung zu der des eindringenden sich verhält, wie die Weltgegenden Ost und Süd sich zu einander verhalten, oder noch einfacher, wenn ihre Richtungen einen rechten Winkel mit einander machen, so sind diese zwei durch Spiegelung geschiedenen Strahlen vollkommen ähnlich den durch geheime Kraft im Islandskrystall gebildeten Zwillingsstrahlen *). Dieß ist also die Entdeckung von Malus. Wäre auch die Sache damit aus, ließen sich weiter keine Folgerungen daraus ziehen, wir müßten schon darüber uns freuen, daß wir in unsere Gewalt bekommen haben, was die Natur bisher in das Innere jenes Krystalls verschlossen hat.

Man beschreibt die Staaten am einfachsten nach den Epochen und der Entwicklung ihrer Gesetzgebung; so könnte man die Geschichte der Wissenschaften nach den Gesetzen abtheilen, die sie in der Natur aufgefunden haben: Kepplers Gesetz der Planetenwelt, Descartes Gesetz der Spiegel, Newtons Regenbogen, Malus Gesetz der Zwillingsstrahlen. Die Franzosen nennen lezteres das Gesetz der Polarisation (nicht zu verwechseln mit der Polarität der Deutschen; denn bei dieser ist Entgegensetzung wie Süd und Nord und sich Auflösen in Nichts, während die Zwillingsstrahlen nach der Richtung von Süd und Ost,

*) In dieser Einfachheit hat das Gesetz allerdings später der Engländer Brewster ausgesprochen.

Digitized by Google

oder nach dem rechten Winkel auseinander gehen.) Die Deutschen nannten es später das Gesetz der Doppelspiegelung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsetzung.)

Cas. Delavignes Ludwig XI.

Dieser ganze Auftritt ist äußerst witzig. Die Bauern tanzen und singen aus Leibeskräften; der bereits kranke König erscheint, mischt sich unter die Bauern, fragt, wie sie es anfangen, um so fröhlich zu seyn und ein so munteres Aussehen zu haben. Ein dummer Tölpel antwortet, das komme daher, weil er ein gutes Gewissen habe, sich kein Verbrechen vorwerfe und Niemand betrüge. Ludwig wird aufgebracht; allein die Frau des Bauern, die eine Hofdame zu werden verdiente, weiß die Aufmerksamkeit des Königs auf sich zu leuten, scheint entzückt über sein blühendes Aussehen und meint, er könne noch hundert Jahre leben. Bei diesen Worten überläßt sich der alte, schwache König seiner Freude, theilt Geld unter die Leute aus und schickt sie mit dem Bedeuten weg, auf seine Gesundheit zu trinken. Der junge Nemours hat nun eine Unterhaltung mit seiner Geliebten, Marie von Comminues; sie erinnert ihn an die Tage ihrer Kindheit und freut sich, daß er mehrere Züge aus jener Zeit noch nicht vergessen hat. In dieser Scene ist Mad. Dupont äußerst reizend. Der schlaue König bemerkt von ferne das Einverständniß der beiden jungen Leute; er verbrt auf die vertraulichste Weise zuerst den Vater und dann die Tochter, weiß dieser das Geständniß ihrer Liebe und den rechten Namen des Gesandten abzulocken, und sobald er erfährt, daß es Nemours sey, hat er auch schon dessen Tod beschlossen. Da eben die Nachricht von dem Hinscheiden Karls von Burgund überbracht wird, so muß Nemours sogleich festgehalten werden. Vor der Hand wird er jedoch nur der Aufsicht des Arztes Coctier übergeben, welcher einen Thurm neben dem Gemache des Königs bewohnt. Im vierten Aufzuge sehen wir das Schlafzimmer Ludwigs, und gerade hier, was doch gewiß nicht wahrscheinlich ist, unterredet sich der Arzt mit dem jungen Gefangenen, den er zu retten verspricht, obschon auf eigene Lebensgefahr. Er übergibt ihm den Schlüssel zu einer heimlichen Gartenthür und tritt ab. Nemours aber, anstatt zu entfliehen, versteckt sich hinter das Bett des Königs, mit dem festen Vorsatze, sich an dem Mörder seines Vaters mit einem Dolchstoße zu rächen. Ludwig tritt mit dem ehrwürdigen Franz von Paula ein und will, der heilige Mann solle ein Wunder zu seinen Gunsten thun und ihm zehn bis zwanzig Lebensjahre schenken, da er gewiß gegen einen König mit den Himmelsgaben freigebiger seyn werde, als gegen Leute aus dem Volke; als jedoch der alte Priester antwortet, er sey nur ein schwacher Sterblicher, wird Ludwig böse und droht ihm mit seiner Ungnade. Nun erhebt sich Franz von Paula und droht seiner Seits dem alten verstockten Sünder mit der Ungnade Gottes, wenn er ihm nicht ein reuiges Gemüth darbringe. Der schlaue König fängt darauf eine Art von Sündenbekenntniß an, das der Dichter mit großer Kunst behandelt hat, indem Ludwig zwar seine Mordthaten bekennt, aber doch sich so auszudrücken weiß, daß er dieselben gewissermaßen entschuldigt. Franz von Paula spricht ihm zu, wie ein an Gottes Statt richtender katholischer Priester, und entfernt sich. Während Ludwig noch in der heftigsten Gemüthsbewegung ist, worin ihn die Worte des alten Eremiten versetzt haben, springt der junge Nemours mit dem Dolche in der Hand hinter dem Bette hervor und fordert Genugthuung wegen des Mordes seines Vaters. Der alte abgefeimte Monarch hält sich nun für verloren und zweifelt keineswegs, daß es um den kurzen Rest seines Lebens gethan sey. Jetzt aber wirft Nemours verächtlich seinen Dolch zur Erde und zwingt blos den alten Sünder, den rührenden Brief anzuhören, den der Herzog von Nemours vor seiner Hinrichtung an den König geschrieben hatte und der von diesem zurückgeschickt worden war. Das Anhören dieses Schreibens ist freilich eine Qual für Ludwig; allein nach dem Tode des jungen Nemours ist es dem Zuschauer doch äußerst auffallend, daß dieser, gerade als er am Ziele steht, alle seine Racheplane aufgibt und sich benimmt, wie ein idealer Held in den klassischen Tragödien der französischen Bühne. Dieser Zug ist von den Theaterkritikern auch sehr getadelt worden. Nemours verschwindet. Ludwig schreit um Hülfe; alle seine Trabanten müssen ihn nachsetzen. Man holt ihn auch wieder ein und sperrt ihn in einen Kerker.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus der Schweiz, März.

(Beschluß.)

Stimmung der reformirten Geistlichkeit.

So hört man viele Klagen in andern Kantonen und viele Furcht über ungünstigen Einfluß der neuen Ordnung der Dinge. Höchst wünschenswerth wäre es, wenn in dieser Beziehung der Inhalt der Visitationstabellen der Geistlichkeit im Kanton Zürich vom Jahre 1830 auf 1831 durch den Druck allgemein bekannt gemacht würde. Wie wir aus sicherer Hand vernommen haben, ist von einem einzigen jungen Manne, einem stationirten Geistlichen bei einer Berggemeinde, bezeugt worden: „Die neue Staatsverfassung ist, wie mir scheint, ein mächtiges Erweckungsmittel für alle bessern und edlern Geistlichen, dagegen ein Donnerschlag für alle Faulen und Trägen, die gerne in alle Ewigkeit im Schlendrian geschlummert hätten. Möchte die Zahl der erstern sich fortan mehren! Die Zeit bedarf ihrer!“ Und obgleich von andern Vernünftigen und Einsichtsvollen das redliche Zeugniß abgelegt wurde, daß die Zeitereignisse die Gemüther gehoben und das Band einer befestigt, als erschlafft haben, das in den Gemeinden zwischen dem Kirchenlehrer und dem Gemeindsgenossen besteht, so wird doch dieses ruhige und unbefangene Urtheil durch das große Jammergeschrei überstimmt, welches alle übrigen Geistlichen angehoben haben über Zeitgeist, Publizität und Mißbrauch der Preßfreiheit. Von was zeugt aber diese Mißstimmung, als von der Mißkennung der Zeit, welche ein zeitgemäßes Fortschreiten in der Ausbildung der theologischen Wissenschaft verlangt und die, wenn dieses nicht befördert und gehoben wird, die Mißgriffe erzeugt, welche die Momiers in der französischen Schweiz und die St. Simonisten in Frankreich in ihrem verderblichen Treiben sich zu Nutze zu machen wissen. Noch bedeutender aber wird dadurch, daß der Klerus nicht mit dem Volke und den neuen Regierungen sich kräftig vereint, die Macht des Indifferentismus gegen alle kirchlichen Institutionen, und dieser untergräbt nicht nur veraltete Gebäude, sondern jede heilsame Verbindung zwischen Kirche und Staat. Im Interesse der reformirten Geistlichen selbst wäre es daher sehr wünschenswerth, sie würden sich, statt allzustarr am Alten zu halten, aufrichtig an die neue Ordnung der Dinge anschließen, und das Gute schon darum befördern helfen, um das Böse zu hindern.

Beilage: Literaturblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 64.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 15. März 1832.

— Ich vermuthe was
Von argen Ränken. Aber schnöde Thaten,
Birgt sie die Erd' auch, müssen sich verrathen.

Shakespeare.

Ein Ereigniß zu Gibraltar.

Es bedarf keines außergewöhnlichen Ereignisses, um Gibraltar dem Reisenden interessant, ja unvergeßlich zu machen. Wäre auch Spanien ein minder anziehendes Land, der erste Anblick jenes vielgefeierten Erdflecks lohnte allein schon eine Reise durch die Halbinsel. Hätte ich auch Emilie Waring nie gesehen, ihren Geliebten nicht aus großer Gefahr gerettet, wäre ich nicht Zeuge der Verurtheilung des unglücklichen Donovan gewesen, immer würde mir die erhabene Felsenveste unter den vielen Naturbildern, die an mir vorübergegangen, als eines der erhabensten, frischesten vor dem Gedächtniß stehen.

Mit meinen Erinnerungen an Gibraltar sind indessen einige Ereignisse aus dem Menschenleben eng verknüpft, und als ich vor etwa einem Jahre jenen Ort zum zweiten Male besuchte, als mir, wie ich durch die Meerenge segelte, das herrliche Landschaftsbild aufs Neue entgegentrat: zur Rechten die Gebirgskette der Barbarei, die Bucht von Algesiras und die Sierra von Granada zur Linken, die friedlichen, gen Osten strömenden Gewässer des Mittelmeers, und der Riesenfels, der seinen Eingang hütet — da verschwand mir plötzlich Alles im Gedränge schmerzlichsüßer Erinnerungen, die mich um zehn Jahre zurück, wieder an Emiliens Seite versezten, mir sie zeigten, wie — Doch ich will der Erzählung nicht vorgreifen.

Am 15ten Juni 1821 stieg ich, auf einer Reise in die Levante begriffen, am Hafendamme von Gibraltar ans Land, und noch am Abend des nämlichen Tages gab ich meine Empfehlungsbriefe bei dem damaligen Gouverneur, Sir George Down, und bei dem Oberst Waring von den königlichen Ingenieuren ab. Sir George Down lud mich auf den folgenden Abend zu einem Balle ein, der im Gouvernementshause gegeben wurde, und Oberst Waring, ein so wackerer alter Krieger, als je einer dem Könige von Großbritannien diente, versicherte mich, indem er mir herzlich die Hand schüttelte, ich sey recht zur glücklichen Stunde gekommen, denn die nächste Woche solle die Verbindung seiner Tochter Emilie mit Kapitän L— von der Marine gefeiert werden. „Er ist ein prächtiger Junge“ sezte der Oberst hinzu; „sonst hätte er aber auch mein Mädchen nicht bekommen; essen Sie morgen bei uns zu Mittag, da treffen Sie ihn; und zum Abendessen bleiben Sie dann ebenfalls, Sie müssen ja auch meine Emilie sehen; nehmen Sie sich aber in Acht, daß Sie sich nicht in sie verlieben.“ Die Mahnung war gar nicht überflüßig; denn die weiblichen Reize erscheinen uns nie in lockenderer Gestalt, als wenn wir wissen, daß ein anderer ihr glücklicher Besitzer werden soll, und Emilie Waring war das einzige wahrhaft liebenswürdige Mädchen, das ich je gesehen. Wozu versuchen, mit Worten die Züge dieses Antlitzes zu schildern? bindet ja doch, was den Blick am meisten fesselt, am meisten auch die Zunge.

Den folgenden Abend ging ich auf den Ball im Gouvernementshause. Von ungefähr fiel hier, während Emilie mit ihrem Verlobten tanzte, mein Blick auf einen an-

Digitized by Google

wesenden Herrn, dessen Augen aufmerksam und unverkennbar mit dem größten Antheil an dem Paare hingen, das er, wie der Ausdruck des recht hübschen Gesichts unschwer errathen ließ, mit einem Gemisch des tödtlichsten Hasses und der innigsten Bewunderung betrachtete. „Wer ist der Herr?“ fragte ich meinen Nachbar. „Er heißt Donovan,“ antwortete er flüsternd. „Sie haben wohl schon bemerkt, wie unablässig seine Augen des Obersten Tochter und ihren Bräutigam verfolgen; mit der Geschichte dieses Herrn Donovans stehen allerlei seltsame Umstände in Verbindung, und man sagt ihm manches nach, was eben nicht sehr erfreulich ist. Ich brauche Ihnen kaum zu sagen, was er für Miß Waring und den Kapitän fühlt; daß er die Eine liebt, den Andern haßt; mit Erstaunen aber werden Sie hören, daß bei dem Allen Donovan und der Kapitän dem Anschein nach die besten Freunde von der Welt sind. Vor drei Jahren etwa rettete Donovan durch eine That ungewöhnlich kühner Wagniß dem Kapitän das Leben; obgleich er nun diesen seit der Zeit schon zweimal unter den verdächtigsten Umständen und, nach Jedermanns Meinung, in der festen Absicht, ihn todtzuschießen, genöthigt hat, sich mit ihm zu schlagen, so gedenkt Kapitän L— dessenungeachtet immer noch der frühern Lebensrettung und beharrt in seinem Glauben an Donovans Freundschaft und gute Gesinnung.“

Donovan näherte sich dem Platze, wo wir standen, und unterbrach dadurch unser Gespräch; als wir es später wieder aufnahmen, erfuhr ich weiter, Donovan sey früher verheirathet gewesen; er sey vor einigen Jahren, als der Vergiftung seines Weibes verdächtig, zur Untersuchung gezogen und zwar freigesprochen worden, viele aber können sich noch jezt nicht von seiner Unschuld überzeugen. „Er ist übrigens ein Mann von Einfluß,“ schloß mein neuer Bekannter; „er bekleidet einen bedeutenden Regierungsposten, und die Schicklichkeit gebietet daher dem Gouverneur, ihn bei der Einladung zu einem Feste nicht zu übergehen.“

Der Ball war am Donnerstag, und am Montag sollte Emiliens und des Kapitäns Trauung stattfinden. Am Freitag und Sonnabend aß ich mit Oberst Waring, seiner Tochter und dem Kapitän zu Mittag. Als nun der Lezztere am Sonnabend Abend beim Weggehen äußerte, er habe Donovan versprochen, den nächsten Mittag bei ihm zu speisen, da zog, wie ich wohl sah, eine Wolke, ein Schatten — nicht Verdruß, vielmehr Mißbehagen — über Emiliens liebliches Antlitz, und der Oberst bemerkte: „Emilie sieht aus, als meinte sie, Sie sollten uns morgen nicht untreu werden; und zudem — ich kann es nun einmal nicht über mich gewinnen, an Ihrem Donovan Gefallen zu finden.“ — „Man verkennt ihn,“ antwortete Kapitän L—; „kann ich doch,“ fuhr er, sich zu Emilien wendend, fort, und ergriff ihre Hand, „nie, nie vergessen, daß ohne ihn sie nimmer die meinige geworden wäre; ich durfte es ihm nicht abschlagen.“ — „Schon gut,“ versezte der Oberst; „auf jeden Fall sehen wir Sie noch Morgens,“ und damit verabschiedeten wir uns.

Am Sonntag Morgen gingen wir zusammen auf die Parade. Als sie zu Ende war, ging der Oberst, über Müdigkeit klagend, nach Hause; ich sezte mich an General Elliots Standbild nieder, die beiden Verlobten aber wandelten nach der Alameda, dem reizenden Irrgarten von Geranien, Akazien und Orangebäumen, und verweilten sich dort so lange, daß ich endlich aufstand und nach des Obersten Wohnung zurückkehrte, wo ich zu Mittag aß. Wir hatten gehofft, der Kapitän werde, wenn er von Donovan komme, den Abend mit uns zubringen; allein er blieb aus. Der Oberst war dadurch sichtlich etwas verlezt und Emilie verrieth einige Aengstlichkeit, vielleicht auch ein Bischen Verdruß. Um eilf Uhr verabschiedete ich mich und versprach, den andern Morgen um neun Uhr die Hochzeitgesellschaft nach dem Gouvernementsgebäude zu begleiten, wo die Feierlichkeit vor sich gehen sollte. Ich fand mich pünktlich zur Stunde ein; Emilie sah aus, wie eine holde Braut aussehen soll, sittig verschämt, bezaubernd schön. Der Oberst war voll Ungeduld, denn Kapitän L— fehlte immer noch. Es schlug neun, halb zehn, zehn; der Bräutigam wollte nicht erscheinen. Des Obersten Empfindlichkeit machte nun einer ängstlichen Stimmung Platz, und Emiliens Aengstlichkeit verwandelte sich in die größte Unruhe. Ich erbot mich, zu Kapitän L— zu gehen, erfuhr jedoch in seiner Wohnung, er habe sich seit gestern Nachmittag fünf Uhr nicht mehr sehen lassen. Nun schickte man zu Donovan, dieser ließ aber zurücksagen, er und Kapitän L— sepen zwar nach dem Mittagessen zusammen den Felsen hinauf spazieren gegangen, haben aber dann verschiedene Wege eingeschlagen und deßhalb einander verloren; der Kapitän sey ihm seitdem nicht mehr zu Gesicht gekommen.

Zu schildern, welche Veränderung in den wenigen Stunden mit Emilien vorgegangen war, wäre überflüssig. Ich traf sie in ihrem Brautstaate, blaß, thränenlos; ihr zur Seite stand der greise Oberst, die Hand der Tochter fest in der seinigen haltend, und zerdrückte mit der andern die Thränen, die ihm bisweilen in die Augen traten. In diesem Augenblick wurde Sir George Down angemeldet; der Oberst und ich empfingen ihn. „Kapitän L—s unerklärliches Verschwinden,“ sprach er, „ist mir vor einigen Stunden zur Kenntniß gekommen; ich habe kein Mittel unversucht gelassen, dem Geheimniß auf die Spur zu kommen; allein vergebens. Die Wachen auf den östlichen Außenposten sahen ihn in Donovans Gesellschaft hinaufgehen; unter den Umständen habe ich es denn für meine Pflicht gehalten, Donovans Verhaftung zu verfügen.“

(Die Fortsezung folgt.)

Digitized by Google

Der Regenbogen und das Kreuz im Kryſtall aus Island.

(Fortſetzung.)

Ich eile, um dem Leſer, der ſich nach dem Anblick des Regenbogens und des Kreuzes ſehnt, zu erzählen, wie das Auslöſchen und Verſchwinden der Bilder, wovon wir zu Anfang hörten, der zweite Kryſtall aus Island bewirkt, hier durch einen zweiten Spiegel zu Stande gebracht wird. Die Alten erzählen uns, ihre Hexen oder Zauberer haben den Mond vom Himmel heruntergeholt. Nicht den Mond haben ſie heruntergeholt, ſondern nur ſein Bild, ſein Licht durch Spiegel ausgelöſcht, und der Franzoſe hat uns nun wieder in Beſitz der wahren Zauber- und Hexenſpiegel geſetzt. Ja, alle die Sagen, wie ſie uns erzählt werden, von den Figuren und Bildern, von Menſchen und Blumen und Farben, welche die alten Herenmeiſter bei ihren Zaubereien in gemeinen Spiegeln erſcheinen laſſen, ſind in der That gegründet, und wir können dieſen Zauber nachahmen. Ich würde zum Thema einer Preisaufgabe machen, zu beweiſen, daß das Geheimniß der Doppelſpiegelung im Alterthum, und noch mehr im Mittelalter bekannt geweſen. Aber die Philologen ſtreichen aus, was ihnen nicht begreiflich iſt.

Der Leſer wird ſich das Spiel der Zauberſpiegel leicht auf folgende Weiſe verſchaffen. Er laſſe das Licht einer nicht zu nahen Lampe (damit ſie nicht zu helle werde), das Licht des entſtehenden Mondes, oder das weiße Licht der Wolken von einem Spiegel, der ſtatt mit Queckſilber auf der hintern Fläche mit Tuſch belegt iſt, abſpiegeln, aber in der Richtung, daß die Zwillings-Strahlen entſtehen, d. h. daß der abſpiegelnde und der durchgehende wie die Seiten des rechten Winkels auseinander gehen *). Er wird, wie gewöhnlich, das Bild dieſer Gegenſtände ſehen. Wir wollen, um uns zu verſtändigen, annehmen, Spiegel, Lampe und Zuſchauer ſtehen von Süden nach Norden in gerader Linie in der Ordnung, wie ſie eben geſchrieben worden ſind; nirgends iſt etwas Geheimnißvolles, Beſonderes, oder ſonſt etwas, was einer Vorbereitung zur Zauberey gleich ſähe. Er nehme nun einen zweiten Spiegel **), (der auch mit Tuſch auf der Rückſeite bemalt ſeyn kann; es iſt aber nicht gerade nöthig) und ſtelle ſich mit ſeinem Angeſicht gegen Weſten, d. h. er mache eine Bewegung rechtsum von ſeiner erſten Stellung nach Süden; den Spiegel halte er gerade vor ſich hin, ſo daß dieſer auch gen Weſten ſeinen Rücken kehrt, aber doch von Norden nach Süden ſtreicht; er neige nun den Spiegel allmälig gegen ſich und ſchaue in ihm das vom erſten abgeſpiegelte Bild: wenn er die rechte Neigung getroffen hat, ſo wird das Bild der Lampe, des Mondes oder der Wolken verdunkelt, ja gänzlich ausgelöſcht ſeyn. Es iſt wirklich ſo, es iſt vielfach beſchrieben worden, ich habe es geleſen, ich habe es geſehen. Wo iſt jemand, der dieß nicht für Zauberey hielte, der nicht einen Zauberſpiegel in der Hand zu haben glaubte und ihn mit Entſetzen aus der Hand legte, oder mit Erſtaunen und mit Rührung über die Herablaſſung der geheimen Kräfte zum Menſchen? Es iſt wohl dem Leſer ohne ausdrückliche Erwähnung beigegangen, daß in den Zwiſchenſtellungen des zweiten Spiegels das Licht allmälig verdunkelt wird, bis es in der gehörigen Stellung verſchwindet. Der zweite Spiegel iſt es, der eigentlich als der Zauberer erſcheint.

Das Schauſpiel wird nicht minder überraſchend, wenn man den andern Zwillingsſtrahl nimmt, nicht den abgeſpiegelten, ſondern den durchdringenden. Statt eines Spiegels nimmt man hier Schichten von durchſichtigem Spiegelglas. Man lege eine ſolche Schichte ſchief, z. B. gegen den Thurm einer Kirche auf dem Felde, oder eine alte Burg, ſo wird der Thurm ꝛc., dadurch betrachtet, ganz wie gewöhnlich erſcheinen. Jetzt nehme man eine zweite Schichte, gegen die andere und den Thurm verkehrt geneigt, und ſehe durch, ſo iſt das Bild des Thurms oder der Burg verſchwunden, ausgelöſcht, verwiſcht. Hier wird der durchgehende Zwillingsſtrahl unſichtbar, während es bei den Spiegeln ſein Zwillingsbruder, der abgeſpiegelte, wurde.

Auf welch verſchiedene Weiſe alſo werden dieſe Zwillingsſtrahlen geboren! Hier auf dem Spiegel, in freier Luft gleichſam, dort aus dem Schooße des isländiſchen Kryſtalls. Ja, nicht blos der Spiegel von Glas — dieſem Körper, der, im Feuer geboren, als eine höhere Art Kryſtall erſcheinen könnte — ſondern gar viele andere, gemeine, bedeutungsloſe Körper konnten die Rolle des Glaſes ſpielen, wenn ſie nur für die Abſpiegelung eine gewiſſe Politur hatten und ein Eindringen des andern Zwillingsſtrahls erlaubten; ſogar der aus Dunſt zuſammen gehauchte Wolkenhimmel, vielleicht ſelbſt das Feuer. Doch dieß wurde man alles erſt im Verlauf der Forſchungen gewahr. Der Metallſpiegel ſchien untauglich; er ſpielte aber dafür eine in anderer Rückſicht bedeutende Rolle, die uns hier ſeitwärts liegt.

Der Menſch iſt ſich ſelbſt ein Räthſel und Geheimniß; wie ſoll er noch die in der Natur löſen? Wenn er ſich aufmacht, um aus dem Dunkeln in die Region des Klaren zu gelangen, umgeben ihn immer neue Geheimniſſe, und er blickt in immer unbekanntere Tiefen hinab.

*) Dazu dient folgende einfache Regel. Wenn die Lampe 10 Zoll von der Mitte des Spiegels entfernt iſt, ſo muß ſie 7 Zoll hoch ſeyn. Man kann ſich aus Kartenpapier ein Dreieck mit einem rechten Winkel ausſchneiden, deſſen Seiten am Winkel 7 und 10 Zoll lang ſind.

**) Am bequemſten iſt es, wenn der zweite Spiegel in Stativ und Rahmen gefaßt iſt, wie die Frauen im Großen die Spiegel faſſen laſſen, vor denen ſie ſich ankleiden.

So war es, als die Natur einen zweiten Entdecker unter den Franzosen einen noch geheimnißvollern Weg führte, um den Zauber der Doppelspiegel durch einen noch größern und lieblichern Zauber zu lösen. Aber nur allmälig kam man auf diese Straße; dann war es aber, wie wenn man auf einen hohen Berg gekommen wäre, von dem man eine weite Aussicht in eine freie, lichte Gegend hat. Zwei Nationen waren vorzüglich in diesem Zauberkreise zu Hause: die Franzosen, als die ersten Erfinder und von welchen der erste Anstoß ausging, und die Engländer, die sich für die obersten Lehnsherrn alles Schaffens halten, das sich im Gebiete des Lichts regt, wegen des Herrn und Meisters Newton. Die Deutschen waren damals in allerlei Finsternissen befangen. Alles Forschen und Experimentiren in der Physik ist mit einem gewissen Vorgefühl von Erfindung begleitet oder durch ein solches veranlaßt; aber man sieht die Fäden nicht, welche das Neue mit dem Alten verknüpfen; das Gesetz der Stetigkeit ist gewissermaßen aufgehoben, und es ist wie eine Reise im Nebel über Klüfte mit unsichtbarem Führer. So war es auch, als nach einer neuen Reihe von Versuchen endlich das Wunder des Regenbogens und Kreuzes erschien.

Wir schicken uns jezt an, den Berg mit der weiten Aussicht, von dem ich eben gesprochen, zu besteigen. Zuerst tritt ein sonderbares Wesen und Naturkind auf, von dem der gebildete Leser bereits Kunde haben wird: es ist nicht Spiegel, nicht Krystall, nicht Eis, nicht Luft; es ist das feinste Ding, das die Berge hervorbringen, keine Kunst hat je ein Papier hervorgebracht, das ihm an Feinheit gleich kommt, es ist das reinste Weiß und durchsichtig, möchte man sagen, wie das Absolute. Die Christen nennen es das Marien- oder Frauenglas, die andern nennen es auch Glimmer. Glücklich der, dem davon ein Blatt, so groß wie ein Blatt des Morgenblatts, zu Theil wird. Es ist reiner als Spiegel, und darum gebrauchen es die Astronomen als schützende Blätter bei manchen Beobachtungen.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Februar.

(Fortsezung.)

Cas. Delavignes Ludwig XI.

Der lezte Aufzug beginnt mit einer Sitzung des Parlaments. Man vernimmt, der König sey seinem Ende nahe; man will Anstalten treffen, wie sie die Umstände erheischen. Plözlich heißt es, der König ermanne sich und wolle hiehergekommen, mit dem Königsmantel und der Krone auf dem Haupte, um sich noch einmal recht als König zu fühlen. Er fragt nach Nemours und befiehlt, ihn umzubringen. Man zaudert, ihm zu gehorchen; er aber will seinen Feind überleben. Sein Athem wird schwerer und er scheint zu verscheiden. Der junge Dauphin eilt herbei, umarmt seinen Vater, versucht, die neben ihm liegende Krone sich auf's Haupt zu seyen und läßt sich zur Regierung Glück wünschen; aber auf einmal erholt sich der alte König wieder und reißt seinem Sohne die Krone vom Haupte. Man benuzt diesen Augenblick, um ihn um Gnade für Nemours zu bitten; er gewährt sie, und Marie von Commines will ihrem Geliebten im Kerker die frohe Botschaft überbringen. Aber nun tritt der furchtbare Tristan herein und verkündigt, der Befehl seines Herrn sey vollzogen. Diese schrecklichen Worte machen einen starken Eindruck auf die Zuschauer, und ich hörte mehr als einen Schrei des Mitleids aus dem Munde der zarten Zuschauerinnen. Ludwig haucht endlich seinen Geist aus und Franz von Paula schließt mit einer religiösen Bemerkung über die bösen Könige. Nach der Vorstellung wurde Ligier hervorgerufen, um den Dank des Publikums wegen seiner kunstvollen Darstellung der Rolle Ludwigs XI. zu empfangen. Man hätte auch die andern Schauspieler hervorrufen können, denn sie hatten brav gespielt. Nimmt man nun das ganze Trauerspiel zusammen, so erkennt man darin den Versuch eines sehr gewandten Dichters, die alte französische Tragödie mit der neuern, das Klassische mit dem Romantischen zu paaren. Vielleicht wird in der Folge noch weiter gegangen und eine noch bessere Verschmelzung der beiden Manieren vorgenommen. Bei dieser Darstellung hat sich mir die Betrachtung aufgedrängt, daß die alte französische Tragödie im Grunde doch nicht so verwerflich war, und nicht so sehr hätte verschrieen werden sollen, als geschehen ist. Sie suchte mit wenigen Mitteln einen großen Zweck zu erreichen; sie wollte, wie die griechische Tragödie, auf eine einfache Art große Leidenschaften, tiefe Unglücksfälle, energische Charaktere schildern. Sie hatte nur wenige Schauspieler nöthig, aber diese mußten vortrefflich seyn; sie entwickelte den edeln Charakter eines Helden, die sanften Gefühle einer Mutter, einer Geliebten; eine würdevolle Sprache diente dem Ganzen zur Haltung; alles Fremdartige, was den großen Eindruck des einfachen Gegenstandes stören konnte, wurde sorgfältig entfernt. Das Tragische blieb in seiner ganzen Reinheit. Jezt sind wir auf den historischen Grund geführt; die Ideale sind weg, wir haben Charaktere vor uns, die wirklich vorhanden gewesen sind; sie sollen mit allen ihren Umgebungen erscheinen; daher eine Menge von Schauspielern, von Scenen aus der wirklichen Welt, von kleinlichen Mitteln, die alle zum Zweck führen sollen. Die Schauspieler haben keine so große Kunst mehr nöthig: wenn sie nur nicht störend einwirken, so ist man zufrieden. Für das Kunstgefühl ist die neuere Tragödie also bei weitem nicht so befriedigend als die alte; aber für den großen Haufen ist sie offenbar unterhaltender. Das Gemisch des Tragischen und Heitern, des Erhabenen und Niedrigen, der Aufwand an Schauspielern, Dekorationen, Scenen gewährt große Augenweide. Auch ist nicht so bald zu befürchten, daß die Dichter sich erschöpfen werden, da ihnen die ganze Geschichte aller Länder zu Gebote steht, wogegen die alte Tragödie schon lange ihrer großen Einfachheit wegen erschöpft war und nichts Neues mehr darstellen konnte. Soll die neue Tragödie aber beim Pariser Publikum, das heißt, bei demjenigen, welches das Théatre français besucht, in Ansehen bleiben, so muß sie von Dichtern, wie Casimir Delavigne, nicht aber von Victor Hugo und andern allzu excentrischen Köpfen behandelt, muß das Drama Schritt vor Schritt von der alten Gattung zur neuen hinüber geführt werden. Bei der sechsten Vorstellung wurden viele Stellen in dem neuen Trauerspiele von dem zahlreichen Publikum sehr beklatscht, andere aber von Einigen mit Husten aufgenommen, was hier eine Art von Mißbilligung ausdrückt, und zwar sanfterer Art, als die gellenden Pfeifchen, die eine Mißbilligung ohne alle Schonung andeuten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 22.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 65.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 16. März 1832.

Spiegel trüben, Spiegel trüben,
Doppelstellung, auserlesen;
Und dazwischen ruht im Trüben
Als Krystall das Erdenwesen.
Dieses zeigt, wenn jene blicken,
Allerschönste Farbenspiele;
Dämmerlicht, das beide schicken,
Offenbart sich dem Gefühle.

Goethe.

Der Regenbogen und das Kreuz im Krystall aus Island.

(Fortsetzung.)

Das Marienglas ist nun das Wesen, welches den Zauber der Doppelspiegel löst. Ist der zweite Spiegel in der Stellung, daß er das vom ersten abgespiegelte Bild der Lampe, oder der Wolken, oder des Mondes ausgelöscht zu haben scheint, so erscheint das Bild im Spiegel wiederum, die Dunkelheit verschwindet, und ein Farbenglanz umgibt das wiederauflebende Bild, wenn man zwischen die beiden Spiegel solch ein Blättchen Marienglas hält. So sagt Goethe: wenn das Licht aus der Dunkelheit hervortritt, ist es zuerst noch verhüllt in die Farbe; denn die Farbe ist noch gemischt mit dem Trüben. Dieselbe Wirkung zeigt sich bei dem als Beispiel oben erwähnten Thurm in der Landschaft; bringt man das Glimmerblättchen zwischen die beiden Spiegelglasschichten, so tritt der Thurm aus dem verhüllenden Nebel hervor, wie Aeneas, als er in den Pallast der Dido trat, wie Virgil berichtet.

Man ward bald gewahr, daß noch mehrere andere Krystallblättchen, die sich recht ins Feine und Zarte ziehen und spalten lassen, jenen Zauber zerstören. Man sagte nun prosaisch: sie stellen das Licht theilweise wieder her, rufen es aus seiner Ablenkung zurück, bringen den Zwillingsstrahl in seine alte Unabhängigkeit herum. Aber das ward allgemein erkannt, daß die entstehenden Farben verschiedener Art sind, je nachdem das Blättchen aus diesem oder jenem Stoff, so oder anders gestellt, gröber oder feiner ist.

Dieß führt zu einem Gedanken, der nun ganz nahe liegt. Man könnte jenen Zauber, wobei man die Bilder im Spiegel verschwinden läßt, lösen und eine höhere Zauberei an seine Stelle setzen, und doch wäre alles blos spielende Täuschung. Man könnte nämlich Figuren, Silhouetten, ja Gespenster, Macbeths Könige, wie sie ihm nach und nach erschienen, aus dieser Finsterniß hervorrufen, oder Blumen, Landschaften dem Zuschauer aus dem Dunkel des zweiten Spiegels auftauchen lassen, wenn man dem Blättchen eine Gestalt darnach gäbe, und es, gleichsam wie Mosaik, mit mehreren Stücken aus andern Krystallen, oder dickern und dünnern desselben belegte, um die verschiedenen Farben, Lichter und Schatten hervorzubringen. Es wäre wohl möglich, daß dieses erheiternde Spiel, welches aus der Finsterniß eine Blume, ein bekanntes Bild, oder sonst etwas hervorruft, aus Paris oder London, von welchem uns das Kaleidoskop gesandt wurde, zugekommen wäre, wenn nicht ein weit edlerer und grandioserer Anblick überrascht hätte. Das war die Erscheinung des Regenbogens und des Kreuzes in dem Islandskrystall. Das Marienglas gab, wie wir gesehen haben, wenn man es zwischen die Zauberspiegel brachte, nur eine einzige Farbe, nur verschieden nach der Natur und Beschaffenheit des Blättchens. Der vielbesprochene Krystall aus Island

Digitized by Google

dagegen bringt ein ganzes System von Farben und regelgelmäßigen Zeichnungen hervor. Dazu muß man aber gleichsam sein Inneres herauskehren, und gleichförmig nach oben und unten das Beiwerk seiner Gestalt entfernen, indem man nach ebenen Flächen eine Art Spiegelgestalt aus ihm darstellt.

Im zweiten Spiegel erscheint jezt ein breites, schwarzes Kreuz, gleichsam nach der Richtung der Weltgegenden sich hinziehend; es durchschneidet einen vollkommenen, fast vom Mittelpunkt sich ausbreitenden Kreis der mannichfachsten Farben, die aus Weiß in das Gelb des Regenbogens, dann in sein Roth und Blau übergehen, und so gemischt sich endlich in abwechselnde rothe und grüne Kreise verlieren; wie wenn viele Regenbogen (oder eigentlich Kreise) sich hinzugedrängt, über einander gelagert und sich vermischt hätten; kurz, es ist ein Kreuz, ringsum von einer Glorie umgeben.

Eine Stimme der Verwunderung und des Erstaunens begrüßte von allen Seiten diese Erscheinung. Welche Reinheit der Farben! wie wenn sie aus der Morgenröthe herausgetreten wären, oder aus einem Thautropfen. Es ist, als wäre Mahadova wieder auf die Erde niedergekommen, und hätte sich herabgelassen, seinen Wohnsitz im Krystall des fernen Eilands aufzuschlagen, daß sie ihn, mit der Glorie umgeben, anbeten, nicht im Feuer, sondern in dem von ihm mit Licht wunderbar aufgebauten Farbentempel.

Wenn in dem zauberreichen Mittelalter solche Erscheinungen von den Gelehrten hervorgerufen worden wären, wenn auf den Willen derselben, auf eine so einfache und wenig auffallende Weise, in einem sonst so wasserklaren und hellen Krystall dieß magischdunkle Kreuz mit seiner prächtigen Farbenumkränzung sich gezeigt hätte, wenn, wo sonst Finsterniß war, auf des Zauberers Geheiß Licht und Bilder und Farben aufgetaucht wären — und er brauchte ja nicht einmal den gemeinen ersten Spiegel: die Wolkendecke des Himmels, von der die Sonne sich in der rechten Weise abspiegelt (wie vom Pallast Luxemburg), ist zu seinem Dienste bereit — was für Wunder hätte man da zu sehen geglaubt! Die Bilder des alten und neuen Testaments wären vereint im gefühllosen Stein, im gemeinen Krystall erschienen! O du Menschenherz, du Edelstein, solltest du so gefühllos bleiben und hart, daß du jene Zeichen dir nicht ewig einprägtest! so hätten manche ausgerufen. Die kalte Ausdünstung des Begriffs aber tödtet jezt manche Blume des Gefühls.

Ich will nicht davon reden, wenn diese Erscheinung im Großen dargestellt worden wäre, was sich vielleicht hätte machen lassen. Doch die Natur gibt uns ein einfaches Beispiel verwandter Erscheinungen, und es ist fast nicht zu zweifeln, daß unwillkührlich, zufällig manches Auge daran vorübergeführt worden ist. An einem schönen Wintertag, wenn überall die Eisblüthen umher gestreut sind, trifft es sich häufig, daß auf die Fenstergläser in Blättern und Blumen Eiskrystalle von feiner, noch halbdurchsichtiger Natur sich gesammelt und mehr oder weniger regelmäßig gelagert haben. Wer erinnert sich nicht mit Vergnügen aus seiner Kindheit dieses Schmucks? Wenn es sich nun fügt, daß die Sonne, welche seitwärts steht, durch die mit den Eisblumen bedeckte Scheibe durchscheint, und man das Bild der Scheibe in einer zweiten (dem wohlbekannten Zauberspiegel) betrachtet, so werden diese vorher erstarrten Eisblumen und Blätter wie belebt, mit Farben geziert erscheinen. — Da die zweite Spiegelung gar mannichfach seyn kann, wie wir oben gesehen, so ist gar kein Zweifel, daß diese Beobachtung schon oft gemacht worden ist. Wie viel ist geschehen, gedacht und gesehen worden, das vergessen ist und spurlos verschwunden!

Einen Wunsch kann ich nicht verschweigen. Möchte doch Keplern diese Erscheinung im Krystall aus Island zu Theil geworden seyn, ihm, der den bloßen Anblick der regulären Formen des Kubus, der reinen Pyramide, für eine dem Weltgeist gefällige Anschauung hielt, und die Harmonie der Welt damit verwandt glaubte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Ereigniß zu Gibraltar.

(Fortsetzung.)

Durch einen seltsamen und für Donovan unglücklichen Zufall mußte es sich treffen, daß die Gerichtssitzungen zur Erledigung der bürgerlichen und peinlichen Prozesse für Gibraltar gerade am folgenden Tage eröffnet wurden, und auf einige neu hinzugekommene Angaben hielt man es für nothwendig, Donovan unverzüglich vor Gericht zu stellen. Ein direkter Beweis lag zwar nicht vor, um so dringender waren aber die gegen ihn sprechenden Verdachtsgründe. Sein Haß gegen Kapitän L — wurde durch viele Zeugnisse bestätigt, der Grund dieses Hasses — der von Miß Waring dem Kapitän gegebene Vorzug — vom Vater erklärt; als man sich in Betreff der beiden Zweikämpfe genauer nach den Umständen erkundigte, zeugte das Ergebniß der Untersuchung lauter gegen Donovan, als man nur erwartet hatte. Es war außerdem bewiesen, daß Donovan, als er in des Kapitäns Begleitung das Haus verließ, ein verborgenes Stilett bei sich trug; bewiesen, daß man beide zulezt mit einander dem östlichen, über eine Viertelstunde vom äußersten Posten entfernten Ende des Felsens hatte zugehen sehen. Für den Leser dürfte hier vielleicht zu bemerken seyn, daß der höchste Gipfel des Felsens von Gibraltar das östliche

Digitized by Google

Ende desselben bildet, das hier in eine jähe Tiefe von fünfzehnhundert Fuß abfällt, und daß ungefähr eine Viertelstunde über den äußersten Wachposten hinaus der Weg auf den Gipfel sich in zwei Fußsteige spaltet, von denen der eine in einem bequemen Zickzack zur Höhe führt, der andere aber hart am Rande den Winkeln des Felsens folgt und sich nahe an den Oeffnungen der Kasematten hinzieht.

Es war vielleicht nicht ganz in der Ordnung, daß man bei der jetzigen Untersuchung auf den frühern Prozeß wegen der Vergiftung der Frau zurückkam; doch dem sey, wie ihm wolle: Donovan wurde des Mords für schuldig erkannt und zum Tode verurtheilt. Am Freitag erfolgte das Urtheil und am Montag sollte es vollstreckt werden.

Am Morgen des zur Hinrichtung bestimmten Tages verlangte Donovan, noch ein Geständniß abzulegen, das denn dahin lautete: er sey zwar an dem Verbrechen, für das er nun mit dem Leben büßen solle, unschuldig, seine Strafe aber dessen ungeachtet wohl verdient, theils wegen des frühern Mordes, von dem er freigesprochen worden sey, den er aber wirklich begangen, theils weil er die Ermordung des Kapitäns wirklich im Sinne gehabt habe. Er bekannte, er habe, um diesen seinen Vorsatz auszuführen, einen Spaziergang nach dem östlichen Gipfel des Felsens in Vorschlag gebracht, und seine Absicht sey einzig durch den Kapitän selbst vereitelt worden, indem dieser einen andern Fußsteig eingeschlagen habe und gar nicht nach dem Gipfel gekommen sey.

In der Nacht des Tages, an welchem der unglückliche Donovan aufgehört hatte zu leben, drängte sich mir, während ich zu Bette lag und die außergewöhnlichen Ereignisse der lezten Tage überdachte, mehr und mehr der Gedanke auf, Donovan müsse an Kapitän L—s Tod unschuldig seyn. Aus welchem Grunde sollte er denn blos die Absicht eingestanden, die That selbst aber geläugnet haben? — Wozu einen Mord eingestehen und nicht auch den andern? Eine dunkle Ahnung, Kapitän L— sey noch am Leben, regte meine Einbildungskraft mächtig auf. In dieser Stimmung schlief ich ein; da träumte mir, Donovan stehe vor meinem Bette und spreche zu drei verschiedenen Malen in einem feierlichen Tone, wie wir uns die Stimme eines aus dem Kreise der Lebendigen Geschiedenen denken, die Worte: „Ich litt gerechte Strafe: doch ihn mordete ich nicht — noch lebt er.“ Ich bin weit entfernt, irgend eine übernatürliche Erscheinung in diesem Traume sehen zu wollen; er war eine Folge, und zwar eine sehr erklärliche, meiner Gedanken im Wachen; nichts destoweniger befestigte er mich in meiner Ueberzeugung, und als ich erwachte und das Morgenlicht erblickte, sprang ich rasch aus dem Bette, entschlossen, nach dem erhaltenen Fingerzeig zu handeln.

Ich ging über die eben niedergelassene Zugbrücke, wandte mich quer über die Alameda und folgte dem Fußwege, der nach der sogenannten Spitze von Europa (Europa Point) führt. Nahe am Meere ziehen sich einige Häuser um die Südseite des Felsens hin; mehrere Boote lagen am Strande angebunden, keine Seele rührte sich: es war noch nicht fünf Uhr, denn noch war die Morgenkanone nicht gelöst worden. Ich stieg in ein Boot, machte die Stricke los und ruderte unter dem gewaltigen Felsen hin, seinem östlichen Ende zu. Bald hatte ich die südöstliche Spitze umfahren und befand mich nun im Angesicht des schon früher erwähnten Absturzes. Jezt ruderte ich von dem Felsen ab, die Augen fest auf die Spalten und Vorsprünge geheftet; da gewahrte ich plötzlich auf einem fernen Vorsprunge etwas einer menschlichen Gestalt Aehnliches und fühlte — was mir der Leser vielleicht kaum glauben wird — bei diesem Anblick mehr Freude, als Ueberraschung, so fest stand in mir der Glaube, Kapitän L. müsse noch am Leben seyn. Als ich näher und schärfer hinsah, überzeugte ich mich vollends, daß ich mich nicht getäuscht hatte, und ich brauche wohl nicht zu sagen, wie hurtig mein Schiffchen nach der Europaspitze zurück die Wellen durchschnitt.

Es wäre überflüssig, weitläuftig anzuführen, was nun Alles gethan wurde, um sich von der Richtigkeit meiner Nachricht zu überzeugen, um, als sie sich bestätigte, den Kapitän aus seiner gefahrvollen Lage zu retten und ihn wieder zum Bewußtseyn zu bringen. — Ewig unvergeßlich bleibt mir aber, wie ich am Abend in Oberst Warings Hause kam, nachdem man Emilien allmählig darauf vorbereitet hatte, daß der Kapitän noch lebe. Lieblicher sah ich noch nie Lächeln und Thränen sich verschmelzen; die Freude hatte den Born wieder erschlossen, den der Kummer vertrocknet. Was den greisen Oberst betrifft, so kannte seine Seligkeit keine Grenzen; abwechselnd schüttelte er mir die Hand und küßte dann wieder seiner Tochter die feuchte und doch freudeglühende Wange. „Viele Worte sind meine Sache nicht,“ bemerkte er gegen mich; „aber, bei Gott! ich sage nur soviel, wäre uns der Kapitän verloren geblieben, Sie hätten der Mann seyn müssen, der —“

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, März.

Ueber technische Lehranstalten.

Seit geraumer Zeit wird in der ganzen Schweiz viel darauf verwendet, dem industriellen Theil des Volkes durch technische Lehranstalten zu Hülfe zu kommen, und die bedeutenden Folgen solcher höchst zweckmäßigen Unternehmungen werden um so weniger lange auf sich warten lassen, als in

Digitized by Google

den benachbarten Staaten die Industrie, entweder durch die bekannten Zeitereignisse (wie in Lyon und andern Theilen Frankreichs), oder durch die ungeheuren Bedrückungen der Mauthsysteme, fortwährend gewaltig leidet. Was in der Schweiz in mehreren Städten den schnellern Aufschwung der Industrie noch ziemlich zurückhält, ist einzig der hier und da noch vorherrschende Zunft- und Innungszwang, kleinstädtische Vorurtheile und Misbräuche, welche der Gewerbsfreiheit noch im Wege stehen, die alle aber durch den Fleiß und die Thätigkeit, mit welcher die Landleute sich allen Zweigen der Industrie widmen, bald beseitigt seyn werden. Lange glaubte man auch hier noch einen allmähligen Uebergang möglich, allein die Zeit dieses Uebergangs war schon vorbei, als man sich noch mit demselben zu trösten suchte, und ein juste milieu zwischen Wahrheit und Vorurtheil gibt es nicht. Die Zeit war gerecht genug und hat lange die Freiheit nur von ferne her zugelassen. Von den wahren Fortschritten der Zeit können sich aber nur Wenige überzeugen, und diese Wenigen werden verhöhnt und verfolgt, bis es oft zu spät ist, ihrem guten Rathe zu folgen. Mit Recht kann man daher diejenigen glücklich schätzen, für welche ein Weg der Wissenschaft in Zeiten angebahnt wird, so daß, wenn die Noth heranrückt, noch ein Ausweg offen bleibt; und dafür halten wir die Stiftung jener sogenannten technischen Lehranstalten. Sie genügen nicht, um die Industrie in den engen Schranken des Zunftverbandes zu erhalten, noch viel weniger sind sie ein Damm gegen die Nothwendigkeit der Gewerbsfreiheit, aber sie sind gewissermaßen ein Kanal, mittelst welches der angehende Gewerbsmann, wenn er Fleiß und Thätigkeit, Geschick und Betriebsamkeit genug besitzt, sich in das Meer der neuen Verhältnisse hinauswagen darf. In solchen Anstalten kann er einen leitenden Kompaß finden, aber nur dann, wenn der Weg des althergebrachten Schlendrians von ihm muthig verlassen wird. Diese Lehranstalten sind der Eingang zum freiern industriellen Leben, und aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, begreift man wohl, daß nur in solchen Kantonen der Schweiz, wo Handel und Fabriken blühen, dergleichen recht gedeihen können. So sieht man nun in Zürich eine ziemlich bedeutende technische Lehranstalt seit bald sechs Jahren, ohne Unterstützung der Regierung, nur durch freiwillige Beiträge von Privaten gegründet, herrlich aufblühen, während in Bern, trotz aller Nachhülfe, eine solche Anstalt noch nicht recht gedeihen will. In andern Städten bilden sich allmählig Handwerksschulen, die sich einst noch umgestalten müssen, um sich den freiern Lehranstalten an die Seite stellen zu können, oder diese Handwerksschulen bestehen (wie in vielen andern Städten) neben andern Lehranstalten; dahin gehören die bekannten Sonntagsschulen für Handwerker, wo zuerst und gewöhnlich, neben Lesen, Schreiben und Rechnen, das Zeichnen von freier Hand und dann, wann es hoch kommt, etwas Geometrie gelehrt wird. Solche Schulen geben dann nach und nach die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer weitern Bildung, und wir möchten dieses allmählige Vorwärtsschreiten als den größten Gewinn für die technische Bildung der industriellen Klasse ansehen. Diese fortschreitende Belehrung ist tiefer eingreifend, als die, welche, um die Vorurtheile gegen das Maschinenwesen zu bekämpfen, gegenwärtig in England versucht wird, nämlich die durch Volksschriften; denn die Selbstbelehrung durch eigenes Lesen und Denken, abgesondert und einsam, ohne das Beispiel und die Nacheiferung des Mitlernenden, ist unsicher und hat mit mehreren Schwierigkeiten zu kämpfen. Hingegen würden wir allerdings beides neben einander, die Schule und die Einladung zum Selbstdenken durch Verbreitung von Volksschriften, für sehr nützlich halten.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Februar.

(Beschluß.)

Der Tod Victor Escousses.

Delavigne kann mit der Aufnahme seines neuen Werkes zufrieden seyn; es wird gewiß 50 Vorstellungen erleben. Schon am Tage nach der ersten Aufführung fanden sich die Buchhändler bei ihm ein und baten um das Verlagsrecht seines Trauerspiels. Es soll, den Zeitungen nach, für 8000 Franken veräußert worden seyn, wiewohl man solchen Ankündigungen nicht immer trauen kann. Ladvocat befand sich wohl nicht unter jenen Buchhändlern; denn dieser ist trotz aller seiner Charlatanerie zuletzt bankerott geworden. Die königliche Familie wohnte der ersten Aufführung bei, da Delavigne noch immer des Königs Bibliothekar ist, wiewohl er von Bibliographie nichts versteht und einen großen Theil des Jahres auf dem Lande mit Dichten zubringt. Obschon Delavigne sich durch seine Dichtungen kein so beträchtliches Einkommen erwirbt, wie z. B. Scribe mit seinen leichtfertigen Vaudevilles, oder auch wie sein leiblicher Bruder, Germain Delavigne, so kann er doch im Ganzen zufrieden seyn, denn seine Dichtungen sind weltbekannt, jedoch nicht mehr so gelesen, wie vormals, da es ein Verdienst war, liberale Gesinnungen in schönen Versen auszudrücken. Was ist dagegen das Loos des jungen Dichters Victor Escousse gewesen, dessen „Kaiser Peter III.“ ich vor einigen Wochen in demselben Théâtre français zum erstenmale aufführen sah, wie ich im Januar gemeldet habe. Ich äußerte damals die Vermuthung, daß, wenn der 19jährige Dichter besser die Bühne und den reinen Geschmack werde kennen gelernt haben und Herr und Meister über seine jugendlichen Aufwallungen geworden sey, vielleicht ein großer Dichter aus ihm werden könnte. Diese Hoffnung ist jezt leider auf immer dahin. Der junge Dichter hat sich in der vorigen Woche um's Leben gebracht, und zwar mit einem innigen Freunde und Mitarbeiter, Lebras, dessen Leistungen auf der Bühne mir jedoch unbekannt sind und der wenige Jahre älter war. Vielleicht hatten sie, wie so manche junge Dichter hier, ihre Erwartungen von dem Erfolge ihrer dramatischen Arbeiten zu hoch gestellt und geglaubt, wenn ihre Stücke nur einmal dargestellt würden, so sey ihr Glück gemacht. Was ist aber jezt, da zwanzig Theater im Gange sind, der Beifall, den ein Theaterstück erhält, das noch nicht zu den guten gehört? Der Dichter müßte deren viel schreiben, ehe er reich und angesehen werden könnte, und gegen den einzigen Scribe, der wirklich wohlhabend geworden ist, gibt es fünfzig dramatische Dichter, die von der Bühne nur ein geringes Einkommen beziehen. Dazu war des jungen Victor Escousses „Peter III.“ sehr scharf in den Zeitungen mitgenommen worden. Der Dichter war vielleicht muthlos geworden; er befand sich in der Noth, seinem Freunde Lebras ging es nicht besser; so beschlossen denn die beiden Freunde, zusammen zu sterben. Victor Escousse sagte dem Lebras Abends: „Komm, der Vorhang ist aufgezogen; laß uns unser Spiel endigen.“ Lebras folgte der Aufforderung seines Freundes; sie schlossen sich ein, zündeten eine Kohlenpfanne an und erstickten zusammen. Man fand sie in brüderlicher Umarmung todt. Sonderbar ist es, daß Victor Escousse ein ausgelassen lustiger Jüngling, sein Freund dagegen melancholisch gestimmt war, daß ersterer sich aus Allem einen Scherz machte, sogar aus dem Tode, und daß lezterer bedächtig und sachte zu Werke ging. Dennoch haben beide einen so schrecklichen Entschluß fassen können. Ihr Ende kann zur Warnung für die angehenden dramatischen Dichter dienen, daß sie von ihren dramatischen Leistungen nicht mehr erwarten, als in Erfüllung gehen kann. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 66.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 17. März 1832.

— Aller Segen
Des frohen Vaters faſſe ringsdich ein!
Steh' auf und ſag', wie kamſt du her?

Shakespeare.
Der Sturm.

Ein Ereigniß zu Gibraltar.

(Beſchluß.)

Es vergingen einige Tage, bis Kapitän L— wieder ſoweit hergeſtellt war, daß er ſeine Braut beſuchen konnte. Ich war Zeuge ihres Wiederſehens. Es war einer der Auftritte, die einem ewig unvergeßlich bleiben. Der Abend begann inzwiſchen zu dunkeln; wir verließen das Haus und ſezten uns in des Oberſten Garten, von dem aus man die Alameda und die Bucht von Algeſiras überſchaut, die in tiefer Ruhe im Widerſcheine der reichen Farbenpracht eines andaluſiſchen Sommerhimmels da lag. Wir hatten bisher den Kapitän noch nicht zur genauern Erzählung ſeines Abentheuers aufgefordert; er errieth indeſſen unſern Wunſch und theilte uns, nachdem ſich Emilie in eine dunkle Ecke des Gartenhauſes geſezt hatte, Folgendes mit:

„Ich verließ meine Wohnung gegen fünf Uhr, um, wie ich verſprochen hatte, bei dem armen Donovan zu Mittag zu eſſen; er empfing mich, wie gewöhnlich, mit anſcheinender Freundlichkeit, war aber während des Eſſens augenſcheinlich oft mit ſeinen Gedanken abweſend, und heftige Aufregung ſprach aus ſeinem ganzen Ton und Weſen; zum erſten Male in meinem Leben wollte mir in ſeiner Geſellſchaft nicht wohl werden. Nach dem Mahl brachte er einen Spaziergang in Vorſchlag; ich verließ das Haus zuerſt, bemerkte aber bei einem flüchtigen Blick, den ich zufällig beim Herumgehen um die Ecke in das Fenſter warf, wie er einen kurzen Dolch vorne in den Rock ſteckte. Zum erſten Male regte ſich da in mir etwas wie Argwohn, und Donovans Benehmen, als wir bergan ſtiegen, war ganz dazu geeignet, mich in meinem Verdacht zu beſtätigen. Sie werden wiſſen, daß etwa eine Viertelſtunde über den oberſten Außenpoſten der Weg zu dem öſtlichen Gipfel ſich in zwei Fußpfade theilt. Ich ſchlug nun Donovan vor, wir wollten jeder einen andern Weg machen; er wählte denn den im Zickzack laufenden, ich dagegen verfolgte den ſchmalen, ſteilen Fußſteig, in der Abſicht, dadurch einem fernern Zuſammentreffen auszuweichen und an der ſüdlichen Seite hinunter zu klimmen. Wie ich am Eingange der Kaſematten vorüberkam, ſah ich ihn, wahrſcheinlich durch Zufall, offen, und die Kühle der unterirdiſchen Gänge lockte mich hinein. Während ich dadurch hinging, blieb ich einmal ſtehen, um zu einer der Schießſcharten hinauszuſehen; da erblickte ich etwa neun Fuß unter mir einige weiße Narciſſen, und bekam Luſt, ſie mir zu holen. Die Wahrheit zu ſagen, ich dachte, ich würde Emilien Freude damit machen; denn oft hatten wir, wenn wir auf dem Felſen ſpazieren gingen oder unter ihm hinruderten, dieſe hübſchen Blumen an unzugänglichen Orten bemerkt und bedauert, daß man ihrer nicht habhaft werden könne. Zwiſchen der Schießſcharte und der Felſenplatte, auf welcher die Blumen ſtanden, war ein ſchmaler, viereckiger Vorſprung, um den ſich eine ſtarke Geranienwurzel wand, vermittelſt der, wie ich ſah, mein Vorhaben leicht und gefahrlos auszuführen war. Ich trat alſo, oder gleitete vielmehr auf den Vorſprung, und ſtieg, ihn nur leicht

Digitized by Google

berührend, auf die Platte hinab, holte die Blumen und hielt mich nun, um mir wieder hinaufzuhelfen, an dem Vorsprung; allein zu meinem unsäglichen Schrecken ging die Masse los und kollerte mit der Geranienwurzel von Vorsprung zu Vorsprung in die See. Die Felswand war jezt, nachdem sich dieses Bruchstück losgerissen, völlig kahl, ohne die kleinste hervorragende Steinspitze, Spalte oder Wurzel, und von dem Flecke, wo ich stand, war es wenigstens neun Fuß bis zu dem untern Theil der Schießscharte hinauf; sie, selbst mit der größten Kraftanstrengung zu erreichen, war eine Unmöglichkeit und die Felswand, wie gesagt, so glatt, daß nicht ein Vogel hätte darauf fußen können. Ich sah, ich war verloren, sah, daß alle Anstrengung mir zu nichts helfen, daß kein menschliches Auge mich hier gewahren konnte; jeden Hülferuf aber übertäubte der Donner der Wogen unten. Ich befand mich ungefähr in der Mitte des Absturzes; sieben bis achthundert Fuß über und eben so viel unter mir; oben der vorragende Fels, so daß mich Niemand vom Gipfel aus sehen konnte; zu beiden Seiten die vortretende Steinwand, die machte, daß man mich von der See aus nicht bemerkte, wenn nicht von ungefähr ein Boot gerade unmittelbar unter die Stelle kam.

Der Abend verstrich, es wurde dunkel, und als die Nacht hereinbrach, sezte ich mich, mit dem Rücken an den Felsen gelehnt, auf der Platte nieder. Die Nacht schwand und der Morgen graute — es war der Morgen, an welchem Emilie die Meinige hatte werden sollen, der Morgen, der in meiner Einbildungskraft als das Frühroth seliger Tage gestanden hatte. Ich erneuerte meine Anstrengungen; ich sprang gegen die Schießscharte hinauf und wäre beinahe rücklings in den Ocean gestürzt; ich schrie laut nach Hülfe, allein Niemand antwortete meinem Nothruf, als ein Paar Affen, die auf einer gegenüberliegenden Steinzacke schnatterten. Es kam mir der Gedanke, in die See hinabzuspringen, aber ein sicherer Tod erwartete mich hier; ich betete zu Gott, ich lästerte, fürcht' ich, den Himmel; ich rief — rief in wilder Verzweiflung nach Emilien; ich verfluchte bald, bald beklagte ich mein Geschick, weinte wohl gar wie ein Kind, und dann sank ich erschöpft nieder. Mit welch sehnsüchtigen Blicken schaute ich den großen Vögeln nach, wenn ich sie mit mächtigen Schwingen durch die Lüfte segeln und sich dann hinab zur Tiefe senken sah. Die Geschichte dieses einen Tages ist die Geschichte aller, bis meine Kräfte immer mehr sanken. Der Hunger fiel mich an; ich suchte mein Leben mit den dürftigen Gräsern, die auf der Felsplatte wuchsen, zu fristen; aber ich wurde schwächer und schwächer. Wie indessen die Leiden des Körpers zunahmen, verminderten sich die der Seele. Oft war ich nicht ganz bei mir, ich meinte, ich höre seltsame Musik und Emiliens Stimme unter dem Donner der Wogen. Ich sah Donovan grinsend aus der Schießscharte nach mir herblicken, und dann war mir wieder, als sey ich vermählt, und die Blumen an meinem Herzen seyen meine Braut, und ich sprach ihr zu, sich nicht zu fürchten vor der Meerestiefe und den brüllenden Wogen. — Ich habe die Blumen treu bewahrt, Emilie; ich fand sie noch auf meinem Herzen, als ich gerettet ward; hier sind sie," schloß Kapitän L—, aufstehend, und legte sie in Emiliens Schoß. Die Erzählung hatte indessen ihre Gefühle zu mächtig ergriffen. „Ihr garstigen Blumen!" schluchzte sie, als sie, den Geliebten umschlingend, in einem Strom von Thränen Erleichterung fand. „Mein süßes Mädchen, meine liebe Emilie," tröstete der Oberst, zog sie sanft zu sich empor und drückte sie an's Vaterherz; „das ist jezt vorbei, und nächsten Montag, dächte ich, soll —" Emilie verließ schnell das Gartenhaus; „nächsten Montag," wiederholte der Oberst und wandte sich an den Kapitän, „soll die Hochzeit seyn." — Und so geschah es.

Der Regenbogen und das Kreuz im Krystall aus Island.

(Fortsetzung.)

Es ist recht schön, ich glaub' es, wenn ich es auch nicht gesehen habe, werden einige Leser sagen; ich sehe, das gelehrte Mitglied der Expedition nach Egypten hat uns die Zwillingsstrahlen unterworfen, er hat uns das Geheimniß des Krystalls aus Island näher gerückt; aber dafür hat er uns ein neues Geheimniß vorgeführt: die Macht des Krystalls, mit den Zwillingsstrahlen die Farben, das Kreuz, die Lichter hervorzurufen. Wie geht das zu? Das schwarze Kreuz mag ich wohl begreifen, das ist eben jenes Süd und Ost, jener rechte Winkel, wovon wir oben gehört haben, vervielfacht; aber das übrige ist verborgen, und man möchte dem Gelehrten mit Hiob zurufen: „Weißt du, durch welchen Weg sich das Licht theilet, und aus wessen Leib' ist das Eis (der Krystall) gegangen?"

Dieß ist wahr, und noch verwickelter und unbegreiflicher wird abermals alles, wenn man mit den Forschern einen Blick wirft auf die ganze Krystallwelt und auf alle die regelmäßigen Formen, welche edler sind als sie, oder höher zu achten als die Krystalle. Denn der Krystall ist das Erwachen der reinen, so zu sagen geometrischen, regelmäßigen Bildungskraft, die sich dann mit ungemessener Freiheit verliert in den höhern organischen Formen; oder vielmehr, die Natur hat im Krystall wieder einen Ruhepunkt gefunden. Dann steigt sie hinab, und mechanische Gesetze gewöhnlicher Art scheinen in ihren Bildungen zu herrschen oder wenigstens zu walten. So war auch die Aussicht und was den Physikern nach ihren Durchmusterungen sich ergab. Sie fanden eine Menge Krystalle,

Digitized by Google

in denen erſchien das Kreuz mit Regenbogenſyſtem zu beiden Seiten des Kreuzes, oder mit zwei verſchlungenen Kreiſen; ſie fanden ein Kreuz, ohne den Regenbogen, in Körpern von Glas; nur regenbogenartige Kreiſe ohne alle Spur von Kreuz in Körpern, die das offenbarſte Gegentheil alles regelmäßigen Kryſtalls ſind, in den flüſſigen geiſtigen Weſen; denn ein Kryſtall iſt uns nicht anders denkbar, als wie das Eis, nämlich als aus dem Flüſſigen entſtanden; ferner Trümmer, zerſtreute Spuren von regelmäßiger Farbenzeichnung bei Körpern der verſchiedenſten Art.

So ſchien das ſinnige Spiel und geiſtige Wirken des Kryſtalls aus Island zuletzt nur ein täuſchender mechaniſcher Verkehr zu ſeyn. So ſteht der Zuſchauer voll Bewunderung vor einer Gobelintapete, welche nur ein mechaniſches Erzeugniß iſt, und ein Moſaikgemälde iſt nur eine beſonnene Nachahmung eines viel erhabenern Kunſtwerks.

Wenn ein großes Evenement bevorſteht, ſo kommt die weiße Frau wieder; bei den Phyſikern, wenn große Naturerſcheinungen an ihnen vorübergezogen, kommen wieder die alten Geſpenſter der Verzweiflung und der Troſtloſigkeit. Welch ein Reichthum von Erfindung, von Eroberungen wurde hier durch einen Gedanken veranlaßt! Aber der Reichthum ſättigte nicht: herrliche Thatſachen, und kein Wiſſen, ein ſchönes Farbenſchauſpiel, das oft mit der Ausſtattung des Kolibris wetteifert, heitere Vielfältigkeit der Natur, dagegen die ewige alte Einerleiheit unſerer Begriffe, die uns wie eine ſchwerfällige Rüſtung aus vergangenem Jahrhundert niederdrückt; aber auch ſtolze Gemächlichkeit der Phyſiker, die wohlgefällig auf ihre Experimente ſchauen, und wüthende Vorwürfe der Scholaſtiker, die ſich nach einer neuen Idee ſehnen. Es iſt nicht anders, als ſeyen wir aufs Neue aus dem Garten Eden verſtoßen und ſehen den Baum der Erkenntniß nur aus der Ferne.

Das iſt aber die Zweifelsnoth des Phyſikers: er kann nicht begreifen, wie es eine Seele ohne Leib gibt, wie etwas entſteht; kaum begreift er, wie etwas ſich verändert, ob er gleich ringsum mit lauter Veränderlichem umgeben iſt. Noch größer iſt ſeine Noth, wenn er das Licht, dieſe ſichtbare Seele des Univerſums, begreifen ſoll. Er weiß es: eine unendliche Kugel erfüllt das Licht, nicht wie ein Gedanke im Augenblick, ſondern mit endlicher Kraft und endlicher Zeit; jeder Punkt der Kugel iſt erhellt; es iſt, wie wenn jeder wieder der Mittelpunkt neuer, ſich nach Ausbreitung ſehnender Kraft wäre. Wo iſt hier die Seele? wo iſt der Leib? Einen Raum durch und durch mit Kraft aus ſeinem Innern oder aus ſich ſelbſt erfüllen, iſt über unſere Begriffe, oder es wäre eine faſt göttliche Wirkung. Einen Leib hat alſo das Licht, muß einen Leib haben. Jezt ſind die Phyſiker in der wirklichen Welt und ſuchen ſich Bilder für dieſen Leib. Noch ganz ohne Bild wäre es geſprochen, wenn man ſagte: das Licht iſt eine allgemeine Seele, die in jedem Körper ſich ihren eigenen Leib bildet.

Doch hören wir jezt die Phyſiker. Die ältern ſagten: das Licht iſt blos einzelner Körper, ohne Seele, ohne Zuſammenhang; ein leuchtender Planet ſizt wie die Spinne in ihrem Neze, und ſendet Lichtfäden ringsherum aus; dies ſind aber blos aus einzelnen, nach einander in gerader Linie ſich reihenden Lichtperlen beſtehende Pfeile. Jede Perle kann aber weiter ſeitswärts ſich auflöſen, ſonſt würde ja der unendliche Raum nicht erfüllt. Jedes ſolches Körperchen oder Perlchen hat eine Geſtalt, es hat einen Schwerpunkt, wie Alles, was der Körperwelt anheim gefallen, es iſt in ſeiner Art ein kleiner Weltkörper, es hat ſeinen Aequator, ſeine Achſe, es kann ſich vielleicht umdrehen, oder umpurzeln, wie es ihm gefällt, oder wie es andern Körpern gefällt, die ſich mit ihm auf allerlei Weiſe einlaſſen können, je nach ihrer Natur.

Die neuern Phyſiker ſagen: das Licht hat einen allgemeinen Körper. Er erfüllt ſchon für ſich ſeit der Schöpfung das Univerſum; er wird belebt von dem Licht, wie von ſeiner Seele. Er heißt das allgemeine Aethermeer, und ſeine Belebung durch das Licht iſt etwas verwandt mit der Bewegung der Wellen im Meer, die auf- und niederſteigen, oder noch mehr mit den noch feinern, zitternden Bewegungen des Luftmeers, die, ſtatt auf- und niederzuſteigen, wie pulſirend ſich verdichten und verdünnen und die Träger des Schalls ſind, aber unendlich gröbere als die Wellen des Aethers, welche das Geiſtigſte tragen und bis über die Grenzen der Planeten hinaus fortführen: das Licht. Aber dieſe Pulſe, dieſe durch das unendliche Meer eilenden Pulſe ſtreben nach allen Weltgegenden, aber nie rückwärts. Dieſer Aetherleib iſt überall gegenwärtig, im Durchſichtigen und, auf geheime Weiſe verſchloſſen, im Undurchſichtigen, und mit Allem im Verkehr.

So ſagen die Neuern, und nach ihnen iſt das Ende der Welt folgendes: das Licht zieht ſich allmählig in ſich ſelbſt zurück, wird geſättigt mit der Anſchauung und Berührung der Außenwelt; der allgemeine Leib deſſelben, der Aether, ermattet, wird ein todter Leichnam, und mit ihm ſinken auch die übrigen körperlichen Dinge in Staub.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Aus der Schweiz, März.

(Beſchluß.)

Ueber techniſche Lehranſtalten.

Die Erbitterung gegen die Maſchinen und die Einführung neuer Fabrikationsarten hat in der Schweiz bedeutend abgenommen, beſonders ſeitdem hier und da der Mangel an Arbeit offenbar nur dem Stillſtehen der Fabriken zuzuſchreiben

war. Jezt hat ſich aber wieder der Mangel an Arbeit vermindert, und man erfreut ſich beſonders in den Seidenfabrikaten bedeutender Nachfrage.

Ueber die techniſche Bildung und insbeſondere über das techniſche Inſtitut in Zürich iſt in dieſen Tagen eine kleine Schrift erſchienen, welche Reden von drei verſchiedenen Vorſtehern des Inſtituts bei der jährlichen Eröffnung des Lehrkurſus enthält. Die erſte dieſer Reden wurde ſchon den 3ten Januar 1830 von dem rühmlich bekannten Naturforſcher Dr. Heinr. Rud. Schinz gehalten, und enthält eine ſehr lebendige Darſtellung der Nothwendigkeit einer techniſchen Lehranſtalt für Zürich und eine ſehr richtige Schilderung des Zuſtandes der Induſtrie kurz vor der franzöſiſchen Revolution, während dieſer bewegten Zeit und nach derſelben. Bei dieſer Darſtellung iſt dann noch von dem Naturforſcher, wie billig, des Werthes der Naturgeſchichte und der Phyſik gedacht worden, und beſonders ſtimmen wir ſeiner Anſicht bei, wenn er ſagt: „Der Grund der Vernachläſſigung der Naturgeſchichte mag wohl auch darin liegen, daß ſie in manchen Unterrichtsanſtalten zu frühe und vielleicht auch unzweckmäßig vorgetragen wird; die Erfahrung lehrt uns, daß ſie nur im Jünglingsalter vorgetragen werden ſollte; aber dann iſt ſie auch für jeden Beruf nothwendig und zweckmäßig. Die Fabel iſt aus der Naturgeſchichte verbannt, und die durch gründliche, unbefangene Forſchung bekannte Natur ſteht in freundlichem Bunde mit den Geſchäften des Lebens.“ Die zweite Rede wurde den 9. Januar 1831 von dem Oberſtlieutenant des ſchweizeriſchen Genieforps, Heinrich Peſtalozzi, gehalten. Ganz trefflich wird in derſelben die Stellung der techniſchen Lehranſtalt alſo bezeichnet: „Der Zwang der Schule iſt hier gehoben, aber die unbedingte Freiheit des akademiſchen Lebens beſchränkt, und beides in richtiger Würdigung des Alters der Zöglinge, beides zu ihrem Vortheil. Der Jüngling ſoll nur allmählig der ſorgſamen Pflege ſeiner Lehrer und Führer entwöhnt und zu ſelbſtſtändigem Handeln geleitet werden.“ — Daß der Ingenieur das Studium der Mathematik empfiehlt, verſteht ſich wohl von ſelbſt; doch geſchieht es hier mit großer Beſcheidenheit und Umſicht, indem es nicht als entſchiedene Nothwendigkeit, wohl aber als dringendes Bedürfniß auch für den Kaufmann dargeſtellt wird, daß er richtige Begriffe von Mathematik und der Anwendung derſelben auf Mechanik und Phyſik bekomme. Der Fabrikant und der Mechaniker ſtehen unter ſich in der genaueſten Verbindung. Die Stellung des Handwerkers dagegen betrachtete der Redner aus einem der damaligen Zeit, wo die Gewerbsfreiheit als eine große Gefahr angeſehen ward, angemeſſenen Geſichtspunkte, und er verwirft ſelbſt nicht einmal die ſo hemmenden Formen der Lehr- und Wanderjahre, wie ſie die Innungen mit ſich bringen. — Noch mehr als die vorige Rede trägt aber die dritte das Gepräge der Zeit. Ein ausgezeichneter Kaufmann, Joh. Conrad Peſtalozzi, trat nämlich den 5. Januar 1832 als Vorſtand an die Spitze des Inſtituts und ſprach mit Einſicht und Erfahrung über techniſche Bildung überhaupt: „es handle ſich hier nicht um ein bloßes Abrichten zu einem mechaniſchen Gewerbe, um bloße, von den Monopoliſten der Wiſſenſchaft oft verächtlich angeſehene, ſogenannte Realien, ſondern um wiſſenſchaftliche Bildung der Gewerbtreibenden überhaupt, welcher die andern und ſpeciellen Zwecke untergeordnet ſeyen; und dieſe Bildung müſſe heutzutage ebenfalls eine tiefere, auf feſtem Grund gebaute, durch's ganze Leben begleitende ſeyn, wenn anders nicht geiſtiges Zurückbleiben unſers kleinen Staates, Abnahme des Wohlſtandes, dumpfes Dahinwelken, Entſittlichung und endlich allgemeine Zerrüttung das Erbtheil ſeyn ſolle.“ Mit Recht freut ſich der Redner, daß nun in der neueſten Zeit dieſe techniſche Lehranſtalt in den Kreis der Kantonalinſtitute treten ſolle, und daß das humaniſtiſche Princip nicht mehr für jede höhere, zeitgemäße Ausbildung der Jugend als das allein paſſende angeſehen werde, ſondern mit dem mathematiſchen fortan die Herrſchaft theilen müſſe.

Zum Schluſſe heben wir noch die Worte des Redners hervor, die er freilich etwas ängſtlich auf Zürich anwendet, die aber durchaus auf die meiſten Schweizerſtädte paſſen: „Zürich iſt durch die neue Umgeſtaltung unſerer politiſchen Verhältniſſe hauptſächlich auf ſeinen Gewerbsfleiß und techniſche Betriebſamkeit angewieſen, und es muß dieſelben entwickeln und zu hoher Blüthe ſteigern können, wenn es aufs Neue zufrieden und glücklich in ſeinen geänderten Verhältniſſen ſich finden, wenn ein neues, geiſtig reges Leben ſich in ihm geſtalten ſoll. Ich hoffe es, und wie im Daſeyn der Einzelnen, ſo auch im Daſeyn eines bürgerlichen Geſammtvereins, ſind ſchwere Schickſale die Feuerprobe des innern Gehaltes. Sie erwecken neue Kräfte, muntern zur Thätigkeit auf und zerſtören den traurigen Schlendrian, der, im Gefolge langer Ruhe, mit ſeinem bleiernen Fuß lähmend ſich an Alles hängt. Bald wird man gewahr, daß nicht alles verloren ſey; man lernt bisher gering geachtete Verhältniſſe ſchätzen, vernachläſſigte Hülfsquellen benutzen und iſt mit dem neuen Zuſtand um ſo ſchneller verſöhnt, je weniger man den Muth verliert, je mehr man vorwärts und nicht rückwärts ſchaut.“

Auflöſung des Räthſels in Nr. 60:
Das Auge.

Räthſel.

Der unerſchöpfliche Stoff.

Was oft und viel beſungen ward,
Iſt wohl des Liedes werth,
Und ſchöne Bilder neuer Art
Sind Sängern wohl beſchert.

Spielt nicht ein heller Diamant
Mit Roth, Gold, Grün und Blau?
Und, wenn den Sonnenſtrahl er bannt,
Nicht auch ein Tropfen Thau?

Schwimmt, was ich meine, nicht umher
Gleich einer ganzen Welt,
Gewiegt in einem klaren Meer,
Vom Urlicht ſelbſt erhellt?

Hat nicht in ſeinem kleinen Raum,
Wie in der Traub' ein Schatz,
Wolluſt und Liebe, Leben, Traum,
Wehmuth und Freude Platz?

Und wenn der Frühling drin erwacht,
Giebt er nicht Blüthen gern?
Gibt's nicht auch hier ſo Tag als Nacht
Und Sonne, Mond und Stern?

Von Doppelſternen weiß bis heut
Nicht viel Aſtronomie,
Doch der mich als der ſchönſte freut,
Der Doppelſtern iſt hie.

Ein Herz durchleuchten kann ſein Schein,
Weckt wohl auch Lieder drin;
Doch nicht umſonſt: im Gegenſchein
Findet er ja Gewinn!

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 9.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 67.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 19. März 1832.

— Die Klage des Mannes
Darf nicht das Maaß verlegen, noch größer seyn, denn die Wunde.

Juvenal.

Die französischen Börne.

Auch Frankreich hat seine Heine, seine Börne, die mit den scharfgeschliffenen Waffen des Spotts und des Zorns gegen ihr eigenes Volk zu Felde ziehen und ihm ein Blatt nach dem andern aus dem Lorbeerkranze reißen. Höchst interessant ist es, diese Verkleinerer des deutschen und des französischen Volks mit einander zu vergleichen, sehr belehrend ist ihre Uebereinstimmung, wie ihre Verschiedenheit; besonders aber kann man dabei die verschiedenen Kräfte des Humors und des Esprit in ihrer Eigengenschaft als Giftpflanzen und als Arzneikräuter — denn sie sind beides — studiren. Zu diesem Studium empfehlen wir, neben Dumesnils geistreichem Werk über Frankreich und die Franzosen, vorzüglich das eben erschienene Manuscrit vert von Drouineau.

Dumesnil schrieb einige Zeit vor den Juliustagen und behandelte die Franzosen der Restauration; Drouineau hingegen hat sich in seinem Buch die große Nation nach den Juliusereignissen und in ihrem heutigen sittlichen und politischen Treiben zum Gegenstand gewählt. Ihm ist aber nicht vorzuwerfen, daß ihn die in seinem Vaterland beleidigte Eitelkeit zu sarkastischen und humoristischen Raketen, Feuerrädern und Fröschen veranlasse, vielmehr spricht aus ihm edler, tief aus dem reinsten und frommsten Herzen quellender Unwille. Sein Buch ist kein witziges und gleißendes Pasquill, sondern eine mit großem Fleiß und großer Wahrheit eine ira et studio ausgeführte Zeichnung des neuesten Franzosenthums. Man sieht seinem reinen Gemüth den bittern, peinigenden Schmerz an, seinen Landsleuten nichts von dem lassen zu können, womit sie auf der Rednerbühne und in Journalen zur Bewunderung und Nachahmung der übrigen Welt ausgeschmückt werden. Sein vom ächten Patriotismus bewegtes Herz findet bei ihnen immer nur einen Tausch alter Mißbräuche gegen neue, im treuen Geleit von Egoismus, Charlatanerie, Intriken, Niedrigkeit und Sittenverderb; aber er gehört zu keiner politischen Parthei. Gleich Anfangs spricht sich der Verfasser verächtlich über seine Zeit aus, und erklärt sich besonders stark gegen den Materialismus, der jezt die Gesellschaft leitet und beherrscht. Sehr wahr sagt er: „die Freiheit genügt nicht, um die bürgerliche Gesellschaft neu aufzubauen und zu gründen; im tiefsten Herzen beklage ich die Verdorbenheit und Ausartung unserer politischen Sitten, die alles verachten und mit vornehmem Hohn ansehen, was nicht mit dieser ihrer Freiheit in nächster Verbindung steht; ich traure über die Schamlosigkeit, die mit Kutsche und Pferden fährt, um Stellen, Gunst und dergleichen zu sollicitiren und zu erbetteln; ich traure über diesen gänzlichen Mangel an höherem Glauben, der doch nach Zeit und Umständen alle Glaubensformen annimmt, um gleich nach dem Gebrauch über sie zu spotten; ich traure über diese allgemeine, herzaustrocknende Käuflichkeit, über dieses egoistische Loslagen von allem allgemeinen Interesse, über diesen Ehrgeiz, dem alle Formen recht sind, selbst

Digitized by Google

die verächtlichſten, über dieſes Drängen nach Stellen, auch beim klarſten Bewußtſeyn von Unfähigkeit und Unverdienſt. Dieſe Erſcheinungen erſchrecken mich in unſerer bürgerlichen Geſellſchaft, wie ſie die Revolution ans Tageslicht gebracht hat.“ Auf der einen Seite wäre noch manches hinzuzuſehen, was den heutigen Franzoſen zum Vorwurf gereicht und ihnen das Zutrauen jedes Verſtändigen raubt, der ſich nicht mit Gewalt verblendet; auf der andern, glaube ich, thut ihnen Drouineau zu wehe; denn was er den Charakter und die Schande der Zeit in Frankreich nennt, iſt zum Theil nur Folge der Leidenſchaften, die natürlich in einer zahlreichen, eng zuſammengedrängten, von Ehrgeiz und Prunkſucht gequälten Geſellſchaft lebhafter ſeyn müſſen, als bei einem einfachen, ruhigen, unbemittelten und wenig zahlreichen Volk. Geht man die Geſchichte Griechenlands und Roms, oder die der italieniſchen Republiken im Mittelalter ohne Vorurtheil durch, ſo wird man unglücklicherweiſe faſt auf dieſelbe Erſcheinung ſtoßen, die nur durch den Grad der Volkskultur und durch den Zeitgeiſt anders geſtaltet wird. Der Zeitgeiſt iſt aber gerade jezt in Frankreich höchſt erbärmlich.

Das Manuscrit vert iſt ein Roman, aber keiner von den gewöhnlichen, die tauſendmal dageweſene Begebenheiten und Lagen aus dem Menſchenleben mehr oder weniger grell auf einander häufen. Der Verfaſſer hat einen höhern Zweck, denn ihm war es darum zu thun, die rein materialiſtiſche Sinnesart ſeiner Landsleute mit dem Einfluß religiöſen Gefühls zuſammenzuſtellen. Darum wird in dieſem Roman viel von dem Daſeyn Gottes, von der Bibel und ſelbſt von der Nachfolge Jeſu geſprochen. Dieß iſt vielleicht das erſte Mal, daß das irrig Thomas a Kempis zugeſchriebene, aber eigentlich dem Kanzler Gerſon angehörige Buch in einem Roman figurirt. Indeſſen würde man doch Drouineau Unrecht thun, wenn man behauptete, er habe ein geiſtliches oder religiöſes Buch ſchreiben wollen. Man braucht nur die Vorrede, voll hoher und edler Anſichten, zu leſen, um ſich zu überzeugen, daß es ihm nur darum zu thun war, das materialiſtiſche mit dem religiöſen Prinzip zuſammenzuhalten. An der Wahl der Fabel, der Hauptperſonen und Situationen kann man gar manches ausſetzen, ja ſogar unpaſſend und lächerlich finden, z. B. den jungen religiöſen Emanuel, der mit einigen verdächtigen Mädchen zu Nacht ißt, ihnen da viel von dem Daſeyn Gottes ſagt, und zum Dank von ihnen ausgelacht wird. Es bleibt aber bei all' dieſen Mißgriffen im Einzelnen ein Schatz ſchöner Ideen übrig, von denen wir nur einige ausheben wollen.

(Der Beſchluß folgt.)

Der Regenbogen und das Kreuz im Kryſtall aus Island.

(Fortſetzung.)

Was ſind die Farben? Nur die Seherin von Prevoſt hätte uns darüber Kunde geben können. Wir wiſſen nichts, als, ſie erſcheinen nur an und in den Körpern. Keine erſcheint je für ſich allein, ohne daß auch die andern in ſichtbarer Vermiſchung oder begraben im Körper da wären. Wie ſie ſich aber einigen, Niemand verſteht es; ſo wenig als wir begreifen, wie im Flüſſigen, wenn es zum Kryſtall wird, ſich die unſichtbaren Theile einigen, oder wie die Körper mit ſo großer Kraft zuſammenhalten, ſo wenig begreifen wir den Verkehr des Lichts mit dem dunkeln Körper, der allein die Farbe mit dem Licht erzeugt. Wohnt vielleicht in jedem Körper wirklich auch das Gegentheil des Lichts, das Dunkle, oder blos eine entgegengeſezte Kraft?

Diejenigen nun, die das Licht, wie wir oben erzählt, blos als einzelne abgeſonderte Körper anſehen, halten die Farben gleichfalls für einzelne Körperchen, und es ſind nach ihnen, von Beginn an, nur ſieben erſchaffen, wie ſie im Regenbogen erſcheinen. Wie nun dieſe ſieben das Eine weiße Licht machen, wer faßt das? ſo wenig als der Eine Menſchengeiſt ſich in dem Verſtändniß der ſieben freien Künſte gefällt. Die andern aber, welche den allgemeinen Leib des Lichts im pulſirenden Aethermeer erkennen, wiſſen die Farben nicht anders zu deuten, als daß ſie jeder der ſieben Farben eine verſchiedene Menge von Pulſen in einer Sekunde geben. Ein kräftiger oder unkräftiger Puls macht den Unterſchied der Farben. Kaum wage ich es, dem Leſer einige Zahlen mitzutheilen, damit er von einem Lichtpulſe einen Begriff bekomme, von deſſen Exiſtenz aber nie ein Beweis geführt werden kann, wenn wir nicht Mikroſcope erfinden, wogegen unſere jetzigen ſich verhalten umgekehrt wie Herſchels vierzigfüßiges Spiegelteleſkop. Ein Puls iſt ein Hin- und Hergang, ein Hin- und Herzittern des Aethers, wie einer Saite, oder eines Pendels. Daß hier unermeßliche Zahlen zum Vorſchein kommen, wird nicht zu verwundern ſeyn; die Schnelligkeit des Lichts iſt ja faſt unendlich, in einer Sekunde 40,000 Meilen. Darum ſchlägt in dem Aethermeer der Puls in unendlich kleiner Zeit; aber dieſe Zeit eines Pulſes ſey noch ſo kurz, ſo ſchreitet die Erzitterung vom Anfang an weiter, und kommt bis dahin, wo noch kein Erzittern iſt; dieſe Diſtanz nennen die Phyſiker eine Welle. Auf die Länge eines Zolls gehen 50,000 Wellen, und in einer Sekunde ſchlagen 600 Billionen Pulſe. — Iſt der Menſch nicht ein geiſtreiches, mikroſcopiſches Thierchen, daß er ſo kleine Räume gemeſſen hat? Und iſt es nicht merkwürdig, daß er ſogar den Vorſchlag gemacht hat, die Länge einer ſolchen Welle (die für das grüne Licht iſt oben angegeben) als das längſt ge-

suchte allgemeine Maaß für das Menschengeschlecht aufzustellen? Die Franzosen haben den Umkreis des Erdballs dazu vorgeschlagen. Aber dieß ist zu speziell; die Erde ist blos ein einzelnes Ding im Universum; das allgemeine Maaß muß für alle Bewohner der gesammten Welt seyn, und der Weg des Lichts ist dazu das beste Auskunftsmittel.

Wie kommen aber aus dem Zwillingsstrahl die Farben und die prächtigen farbigen Zeichnungen in das Glimmerblättchen und in den Krystall aus Island? Das ist unsere lezte Frage. Warum nicht auch aus dem ursprünglichen Licht? — Die Antwort, wie ich sie mir vorstelle — eine noch nicht vollendete Theorie, woran die Engländer und Franzosen gemeinschaftlich Theil haben, ohne die Wagschale zwischen ihnen zur Ruhe bringen zu können — würde etwa folgende seyn. So zart und fein der allgemeine Leib des Lichts, genannt Aether, ist, so bleibt er doch dem allgemeinen Loos des Körperlichen unterworfen: der wechselseitigen Wirkung und Gegenwirkung. Alle Farbe entsteht durch Störung der Pulse einer Welle durch eine andere; diese tritt ein unter mancherlei Umständen, namentlich wird sie von Körpern veranlaßt, welche auf die Geschwindigkeit der Welle, oder ihrer Pulse wirken. Das Trübe oder Dunkle ist nicht der Anfang der Farbe, sondern das Ende der Farbe. Wenn der Puls still steht, ist das Dunkle oder die Finsterniß da, ein vorübergehender Tod des Aethers. Geht es, haben die Physiker gefragt, nur in unendlich gröberem Maaßstab, bei den Wellen des Meers, oder bei den Tönen nicht auf ähnliche Weise zu? und haben die Frage mit Ja beantwortet, denn auch jene Wellen können einander stören, und bringen dadurch mannigfache Modifikationen hervor.

Die Deutung des Räthsels von den Farben aus Zwillingsstrahlen wäre also folgende: Die Zwillingsstrahlen, welche der Krystall aus Island erzeugt, oder die auf dem Spiegel sich, als zurückspiegelnder und eindringender, wie nach den Weltgegenden Süd und Ost zertheilen, sind wirkliche Zwillingsfreunde. Keiner stört auf seinem Gang die Pulse, die Wellen des andern, freundschaftlich, ohne sich zu trüben, strömen sie weiter. Daher die Ruhe, welche in dem durchsichtigen Krystall in farbloser Einfachheit besteht; klar und farblos erscheinen das Eis, das Glimmerblättchen und andere Krystalle. Es sind hier keine freundlichen und feindlichen Pole. Der einzige Unterschied ist, daß der eine von den Zwillingsstrahlen schneller als der andere seine Welle forteilen läßt.

Wenn aber einer der beiden Zwillingsstrahlen — z. B. der vom ersten Zauberspiegel abgespiegelte — in den Krystall aus Island aufgenommen wird, so theilt sich die Welle wieder in zwei Wellen, die hinter einander her in verschiedener, von verschiedenen Punkten ausgehender Richtung sich bewegen. Diese sind nicht so befreundet; sie sind Brüder, so zu sagen, in absteigender, weiterer Verwandtschaft und entfernterem Grad. Ihre Pulse stören jezt wieder einander, je nachdem sie auf dem Wege einander ereilen, und so bringen sie die Farben hervor. Das Regelmäßige der Zeichnung ist das Spiel der Symmetrie, die der Krystall nach bestimmter Richtung behauptet. Die Entstehung der Zwillingsstrahlen in ihm selbst aber liegt in einer Region, die dem Auge des Menschen, so wie bis jezt seinem Verständniß verhüllt ist.

(Der Beschluß folgt.)

Im Garten.

In tiefer Nacht, wenn ringsum Alles schweigt,
Der volle Mond aus dem Gebirge steigt,
Und Geister, von der Sonne nie gesehen,
Aus feuchtem Busche wehen;

Wenn ich dann einsam bin und unbelauscht,
Der Sommerwind durch meine Locken rauscht,
Die Blumen still, gewiegt von seinem Fächeln,
In ihrem Schlummer lächeln:

Dann ist's in meinem Herzen nimmer klar;
Ich bin nicht mehr, der ich am Tage war,
Voll unbestimmter Sehnsucht, voll Verlangen,
Und Thränen auf den Wangen.

Dann bin ich wieder, wie ein Kind, so weich,
Dann öffnet sich das halbvergessne Reich
Der Ammenmährchen meinen nassen Blicken,
Mich zaubrisch zu bestricken.

Ich möchte wieder goldne Schlösser bau'n,
Noch einmal meine todte Liebe schau'n,
Und eine Welt in schwärmendem Entzücken
An meinen Busen drücken.

Weit über jene Fichtenwälder dort,
Reißt es mich mächtig nach dem Süden fort:
„Ich will, der Liebe Ruf hab' ich vernommen,
Zum Pappelwäldchen kommen!" —

Die Wolken ziehn am blauen Himmel hin,
Laß deine Träume mit den Wolken fliehn;
Und, gute Nacht! vergessen mußt du lernen,
Bis über jenen Sternen!

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

Die Cholerabill. Persönliche Freiheit.

Die Choleraseuche hat sich seit dem 10. des vorigen Monats auch in unserer Hauptstadt eingestellt; allein ohne bis jezt besondern Grimm gegen unsere Hauptstadt zu äußern, welche so viel Einwohner enthält, als deutsche Königreiche. In diesen ersten drei Wochen ergriff sie nicht mehr als 174 Personen, von welchen 108 als Opfer fielen. Lobenswerth ist die allgemeine Sorgfalt der Einwohner aller Klassen, und vorzüglich die Bemühung der Regierung, das Umsichgreifen der Krankheit zu verhindern, soweit Maßregeln der Klugheit und der Erfahrung dies vermögen. Die Minister haben vom Parlamente zu diesem speciellen Behufe eine außerordentliche Vollmacht auf ein Jahr verlangt, die ihnen einstimmig bewilligt ward. Die Bill wurde in dem kurzen Zeitraum von drei Tagen in beiden Häusern debattirt und angenommen, und erhielt hierauf durch die königliche Sanktion Gesetzeskraft. Die Magistratspersonen im ganzen Lande haben nun die Macht, jede Uebertretung der von dem Könige im Geheimenrathe *) erlassenen Verordnung als ein Misdemeanour mit einer Geldbuße bis zum Belaufe von fünf Pfund Sterling oder Gefängniß zu bestrafen. Die Rede, welche bei dieser Gelegenheit der Kanzler der Schatzkammer hielt, welcher als Leader of the House of Commons die Beweggründe aller Vorschläge der Regierung an die Nation zu entwickeln und zu vertheidigen hat, ist wahrhaft erhebend. Bei solchen außerordentlichen Fällen zeigt sich erst recht deutlich, welch kostbares Gut die bürgerliche Freiheit in diesem Lande ist. Die mächtigste, die einflußreichste Regierung des Erdbodens, welche auf die ganze Nation in Zeiten innerer und äußerer Gefahren wie auf Einen Mann rechnen kann, darf nicht wagen, ohne Genehmigung der Nation, d. h. der Abgeordneten derselben, auch nur die geringste Strafe irgend einer Art zu verhängen. Jene Rede kann allen deutschen Ministern, Richtern, Civilbeamten, so wie den Studenten der Philosophie und der Jurisprudenz mit Recht besonders empfohlen werden. Indem ich nun von der Cholera Abschied nehme und Ihnen verspreche, die Zeit Ihrer Leser höchst selten mit Erzählungen in Anspruch zu nehmen, welche die Thaten dieses neuen Würgengels betreffen, sey es erlaubt, bei Gelegenheit der oben angeführten Rede des Ministers etwas zu erzählen, das sich hier vor Kurzem zugetragen, und was sehr geeignet seyn möchte, deutlich zu machen, was denn eigentlich im Lande der Britten unter bürgerlicher Freiheit verstanden wird.

Jedem aufmerksamen Zeitungsleser in Deutschland ist ohne Zweifel der Name Sir Richard Birnie nicht ganz fremd. Sir Richard steht schon seit zwölf Jahren als erste Magistratsperson an der Spitze der Polizei der Hauptstadt (mit Ausnahme der City, die ihre eigene Jurisdiction hat); er wurde demnach, der Etiquette gemäß, beim Antritte seines Amtes zum Ritter geschlagen, und er steht seiner vielen ausgezeichneten Eigenschaften wegen in allgemeiner Achtung. Sir Richard hat jedoch bei seiner großen Thätigkeit einen Fehler, den des Aufbrausens, den man ihm aber in der That nicht gar zu hoch anrechnen darf, wenn man bedenkt, daß er bei einem ohnehin sehr schwierigen Amte täglich acht bis zehn Stunden ex officio in der Gesellschaft von rohen und schlechten Menschen zubringen muß, von welchen die meisten zu unwissend und ungebildet sind, um sich durch Worte der Sanftmuth überzeugen zu lassen. So ein höchst unparteiischer, wohlthätiger und seinem Fache gewachsener Mann er sonst ist, so bleibt nichtsdestoweniger jener cholerische Zug ein Flecken in seinem Charakter als Richter, der ihm schon manche Unannehmlichkeit zugezogen hat. So traf es sich, daß er vor einigen Wochen Jemanden, der von einer Parthei vorgeladen worden, nachdem der Ungrund jener Klage schon erwiesen war, zwang, noch dreizehn Minuten länger im öffentlichen Gerichtszimmer zu bleiben, weil er der irrigen Meinung war, es sey noch eine andere Klage gegen ihn eingeschrieben. Der Beklagte weigerte sich, noch einen Augenblick länger zu bleiben, zog seine Uhr aus der Tasche, um die Minuten der gesetzwidrigen Haft zu zählen, und sprach: „Sir Richard, at your risk!“ Doch das half nichts: der Gerichtsbote ließ ihn auf Befehl seines Obern nicht hinaus, und der Beklagte erschien vor den Schranken. Da nahm der Kollege Sir Richards, Herr Halls, den Irrthum wahr; die Bench, d. h. der Gerichtshof, bat um Entschuldigung; allein der Beleidigte ließ sich nicht irre machen, zog seine Uhr heraus, zählte genau ab, wie viele Minuten er gesetzwidrig seiner persönlichen Freiheit beraubt worden, und verließ die Gerichtsstube mit den Worten: „We shall see.“ Nun standen dem Abkömmlinge der alten Deutschen zwei Wege offen, sein Recht zu suchen: er konnte auf einen Schadenersatz für sich, oder auf Gefängnißstrafe oder Geldbuße an den König, als den Erhalter des Landfriedens, antragen. Er wählte das leztere, verklagte das ganze Kollegium vor dem hohen Gerichtshof der königlichen Bank, und der Oberpolizeidirektor nebst seinem Kollegen mußten vor Gericht erscheinen. Kaum hatten die Verhandlungen eine halbe Stunde gedauert, als der Oberrichter, Lord Tenderden, den Geschwornen bedeutete, es sey hier klar eine Verletzung der persönlichen Freiheit vorgefallen, und die zwölf freien Männer gaben auch sofort ihren Ausspruch: „guilty.“ Die Magistratspersonen machten den hohen Richtern eine Verbeugung und zogen ab, der Strafe gewärtig, die nunmehr vom Gerichtshofe ausgesprochen werden muß und wahrscheinlich in einer Geldbuße bestehen wird. Hoffentlich werden alle Ihre Leser bei dieser Erzählung das öffentliche Geschwornengericht, das uralte Gut der Deutschen, bei einem Becher deutschen Weines hochleben lassen. Das Wunderbarste dabei ist aber die Gleichgültigkeit, womit man einen solchen Fall hier betrachtet. Kaum wird davon gesprochen; dem geringsten Engländer ist die Kenntniß der ersten Grundzüge seiner politischen Rechte etwas so Natürliches, daß ihm nichts sonderbarer erscheint, als wenn man sich darüber wundert. Wie viel Decennien werden noch vorübergehen, bis das Volk in Deutschland so mündig und so unabhängigen Sinns wird?

R—s.

*) Die sehr eingeschränkten Verbote des Geheimenraths, zu welchen das Parlament die Regierung nach langen Kämpfen ermächtigte, werden nach einer Fiction des Staatsraths „by the King in Council“ erlassen, obgleich der König im Rathe selten präsidirt. Seine formelle Sanktion ist jedoch, wie sich dies in einem konstitutionellen Staate von selbst versteht, immer nothwendig.

Beilage: Literaturblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 68.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 20. März 1832.

— Nimm sie hin und sey mein Sohn,
Wie ich dein Vater werde:
Vergessen und vergeben schon
Ist jegliche Beschwerde.

Bürger.

Der junge Harald.

Verstoßen von Thron und Reiche,
In einsamer Wälder Schooß
Der König, der alterbleiche,
Ruht auf des Felsen Moos.
Die Wipfel über ihm sausen,
So düster, wie sein Sinn;
Der Bergstroms Wellen brausen
Daneben zürnend hin.

Er wälzt im sinnenden Haupte
Der finstern Rache Gewalt
An dem, der die Kron' ihm raubte,
Dem jungen Helden Harald.
Doch seines Alters Freude,
Die Tochter, lieblich und mild,
Hegt, ach! mit süßem Leide
Im Herzen des Räubers Bild.

Stumm sitzend, schauten sie lange
Hinab in waldige Kluft:
Was kommt mit herrlichem Klange
Auf einmal durch die Luft?
Es naht in schwellenden Tönen
Gesang und goldenes Spiel,
Und überquellten der Schönen
Die Augen von süßem Gefühl.

Der König dünkt sich wieder,
Wie vormals, reich und groß,
Da er den Klängen der Lieder
Gelauscht im Väterschloß.
Ihm wird der Fels zum Throne,
Der Himmel zum festlichen Saal,
Sein Haupt umschimmert als Krone
Des Abends gold'ner Strahl.

Den nahenden Tönen lauschen
Sie mit entzücktem Ohr:
Da tritt aus der Büsche Rauschen
Ein grauer Sänger hervor.
Des Königs Harfe blinken
Sieht er am Felsen in Ruh,
Und spricht: Mich will bedünken,
Ein Sänger bist auch du.

Gehört hast du mein Singen:
Doch, wenn es dir gefällt,
Laß um den Preis uns ringen
Des Liedes, alter Held!
Sieh! künstlich und schön, wie keine,
Geb' ich die Harfe dir;
Du aber gieb die feine,
Die liebliche Tochter mir.

Digitized by Google

Und wäre sie ganz von Golde,
Gar stolz der König spricht,
Gilt für mein Kind, die Holde,
Doch eine Harfe nicht.
Wohlan! so soll dir reichen,
Spricht jener, meine Hand,
Muß ich im Sang dir weichen,
Ein königlich Purpurgewand.

Der König schweigt mit Sinnen;
Da ruft die Tochter laut:
Mich wirst du nie gewinnen,
Nur Einem folg' ich als Braut.
Mich kann Harald erwerben,
Der kühne Degen, allein:
Viel lieber will ich sterben,
Als eines andern seyn!

Wegreißt den Bart, den grauen,
Die falsche Hülle schnell
Harald, und läßt sich schauen
Im Purpur glänzendhell.
Die Jungfrau, süß erschrocken,
Wird roth und wieder blaß;
Der Vater schüttelt die Locken
Zürnend im alten Haß.

Der Jüngling wirft um die Lenden,
Den Purpurmantel ihm neu;
Zur Jungfrau thät er sich wenden,
Reicht ihr den Ring der Treu.
In mildem Thau zerfließet
Des Zornes Wolke schon:
Versöhnt der König umschließet
Die Tochter und den Sohn.

Julius Krais.

Die französischen Börne.

(Beschluß.)

Da wo Drouineau den Materialismus mit der Frömmigkeit zusammenstellt, sagt er: „Jener trocknet die Gemüther aus, streift all' ihre Blüthen ab und löst sie auf, er zerstört sogar die Liebe, diese praktische Religion der Herzen. Der Tugend nimmt er alle Kraft und alles heilige Leben, und läßt den Menschen nichts, als ihre Theaterkleider, in denen sie ein Stück spielen, über dessen Lüge alle einverstanden sind. Die Frömmigkeit hingegen erhebt mächtig den Geist, gibt ihm Muth, Leben und Kraft, bringt die Herzen einander näher und macht sie sich selbst klar, denn wir kennen uns selbst nur wenig. Der Materialismus behauptet, das Vaterland sey überall, wo es Einem wohl gehe; das Vaterland vertheidigt ein Solcher nur, wenn es in seinem persönlichen Interesse liegt; seine Familie ist ihm nichts als ein Anhang von Fleisch, und er selbst erinnert in Allem an den Schlamm, aus dem er entstanden, und in den er auch, ein Fraß für die Würmer, zurückkehrt. Die Frömmigkeit hingegen kennt keine Liebe ohne Achtung, sie veredelt alles, was von ihr ausgeht, sie lehrt Hingebung, Patriotismus und Liebe, kurz alles, was groß, erhaben, zart und schön ist; sie ist rein, wie der Himmel, aus dem sie stammt und in den sie zurückkehrt."

Ein alter Kamerad aus Napoleons Garde sagt: „Wenn ich bedenke, daß all' diese Summen von Genie, von Riesenkraft, von Ruhm, von unerhörten Opfern, von übermenschlichen Anstrengungen, von Nachdenken, von Thränen und von Blut für nichts hingegeben wurden, als für eine Kaiserkrone, für den Flittertand, den sich ein Soldat aufs Haupt sezte; als ich gleich darauf sah, wie sich die rothen Freiheitsmützen in Federhüte verwandelten; als ich die galonirten, goldbesezten und gestickten Kleider des Kaiserthums sah; als ich all' dieß Gesinde in Theaterkostümen herumstolziren und am Thuilerienhof unterthänige Possen reißen und sich lächelnd des Herrn Launen und Fußtritten unterwerfen sah, ohne daß sie die Nation auspfiff: ja, da ward ich mit Bitterkeit erfüllt gegen Leben und Menschen, ich wünschte, die ganze Nation möchte ein einziger Mann seyn, damit ich ihm ins Gesicht spucken könne." Die Aeußerungen des Verfassers über Napoleon und seine Zeit haben überhaupt viel Wahrheit und Leben. So sagt er unter andern in der Vorrede von ihm: „Der Kaiser-Soldat materialisirte alles: die Kirche erhielt Tagesbefehle, die Geistlichkeit war nur gut dazu, unterthänig Te Deum zu singen. Den Pabst führte man von Brigade zu Brigade, und ein Gensdarme gab über ihn eine Recepisse und schrieb: „Empfangen einen Pabst in ziemlich schlechtem Zustand."

Bei Gelegenheit dieser Bemerkungen über Drouineaus Buch, kann ich einige, mit dem Gegenstand nahe verwandte Betrachtungen nicht unterdrücken. Seit fast zehn Jahren lebe ich unfern von Paris, dem einzigen Lebenspunkt Frankreichs, und in unausgesezter Verbindung mit dieser Hauptstadt. Keine Regung und Richtung Frankreichs ist mir in dieser Zeit entgangen, ich habe Paris seit den Juliusereignissen drei Mal besucht, um da mit eigenen Augen und mit dem vorurtheilsfreien Sinne zu beobachten, der sich immer vor vorgefaßter Meinung gehüthet hat. Lebe ich auch seit geraumer Zeit nicht mehr im deutschen Vaterlande, so schäme ich mich doch nicht, zu gestehen, wiewohl das Gegentheil seit Börne und Heine Mode geworden ist, daß an ihm noch mein ganzes Herz hängt und daß es mich sehr glücklich macht, jezt sein kühnes Aufstreben und Ringen gegen Vorzug, Miß-

Digitized by Google

bräuche, Hemmung, Druck und Haarbeutelei zu sehen. Ich bedaure aber, daß ich dabei nicht eigenthümliche und unabhängige Bewegung genug erblicke, sondern ein ewiges Hinüberblinzeln, Horchen und Nahahmen dessen, was in Paris geschieht. Viele gegenwärtige Erscheinungen in Deutschland haben viel zu viel französische Farbe, um mir Vertrauen einzuflößen; denn ich bin, nach langer Prüfung und mit aller Anerkennung des Guten in Frankreich, der unabänderlichen Meinung, daß sich mein deutsches Vaterland, um das Bessere dauernd und mit Ehre bei sich zu gründen, nicht fern genug von französischem Einfluß und Nachahmung französischer Art im politischen und sittlichen Leben halten kann. Was wir auch werden, was wir auch erringen, erringen wir es um Gotteswillen aus uns und durch uns selbst! Die Begründung dieser Meinung nehme ich aus Dumesnils und Drouineau's geistreichen Werken. Die französirenden Deutschen können diese beiden über ihr Vaterland, ihre Zeit und ihre Landsleute sprechenden Franzosen, denen noch kein politischer Götzendienst, noch keine Partheigängerei vorgeworfen worden ist, nicht oft genug lesen und erwägen.

Der Regenbogen und das Kreuz im Krystall aus Island.

(Beschluß.)

Häufig holen sich die Physiker Rath und Einsicht bei den Sternen, diesen ewigen Lichtern, wie sie die Alten nannten. So wandte sich Frauenhofer vormals zu den Sternen, als er gelernt hatte, im Sonnenlicht das Finstere von dem Dunkeln zu scheiden, und fand dasselbe bei den Sternen, und Herschel der Erste forschte nach der Farbe der Sterne am Himmel umher.

Auf gleiche Weise untersuchte nun ein französischer Naturforscher, ob die Sonne Zwillingsstrahlen zu uns sende? Die Untersuchung ist leicht zu führen mit dem Zauberspiegel oder auch mit dem Krystall aus Island. Die Frage war aber physisch wichtig, und er glaubte durch ihre Beantwortung die alte Lehre des Mittelalters von dem Wesen der Sonne widerlegt zu haben. Nach dieser war die Sonne ein glühender Körper, nach Art derer, die auf unserer Erde durch Feuerskraft erzeugt werden, von fester Natur und derbem Gehalt. Dem ist aber nicht so: denn glühende Körper senden auf der Erde, aus ihrem Innern, Zwillingsstrahlen aus, die Sonne dagegen, wie jener Naturforscher sich überzeugt hat, nicht. Das Licht der Sonne ist also nicht das Licht einer glühenden Masse. Es kann herrühren von leuchtenden, luftähnlichen Stoffen, von Dünsten elektrischer Art, und von was nicht Allem noch, wovon wir gar nichts wissen.

Auch die Doppelsterne, die man auch Zwillingssterne nennen könnte, kommen hier ganz natürlich zur Betrachtung. Der gebildete Leser ist von dieser merkwürdigen Erscheinung am Himmel bereits in Kenntniß gesezt. Es sind Sterne, die sich selbst wechselseitig Sonne und Trabant sind. Durch Bande der Sympathie verbunden — welche wir in unserem Sonnensystem die Schwere nennen — kreisen sie wechselseitig um einander herum. Manche mag der Zufall zusammengeführt haben, als unzählige Sterne ausgesäet wurden und sie in freundschaftliche Nähe kamen. Es ist aber auch möglich, daß sie vereint und zugleich aus der Nacht emporstiegen. Dieser Gedanke bekommt dadurch Unterstützung, daß, nach den unvergleichlichen Berichten Herschels, diese Sternpaare sich sehr häufig durch einen eigenen Kontrast von sich entsprechenden Farben auszeichnen; ein Anblick in starken Fernröhren, der zu den lieblichsten gehört. So sagt Herschel in seiner Beschreibung des Doppelsterns in der Andromeda am linken Fuß: „die beiden Sterne sind an Größe sehr ungleich; der größere ist röthlich weiß, der kleinere zart himmelblau, ins Grüne sich ziehend: ein höchst anmuthiger Gegenstand.“ Ein Stern im Gürtel des Bootes hat fast dieselben Farben unter seine beiden Sterne vertheilt. Der größere ist röthlich, der kleinere blau oder vielmehr zart Lila. Sollten diese Farben aus Zwillingsstrahlen entstanden seyn? dies ist einer Untersuchung werth. — Sind vielleicht diejenigen Sterne, die zu einem Systeme gehören — denn wir wissen, daß es mehrere Sternsysteme gibt — hinsichtlich des Lichts, von gleicher Natur? Doch wer wagt es, sich zu vergegenwärtigen, was die Folgezeit den Menschen noch lehren kann!

Meine Absicht war, den Ursprung und Fortgang eines merkwürdigen Phänomens in allgemeinen Umrissen darzulegen. Es ist die Verklärung der Krystalle durch das Licht; dem Forscher ein Blick in das weite Reich des in allen Wandlungen unwandelbaren Elements; dem Gemüthlichen ein Wunder; dem Scholastiker eine Thorheit; dem Mathematiker das lebendige Unendlich-kleine; der Zeit ein Saamen, in die Unendlichkeit geworfen; dem Geschichtschreiber der Wissenschaften ein vereinigender Punkt höherer Ansichten; dem leichtsinnigen Edelsteinträger ein memento mori; dem Freunde der Krystalle ein Gefühl von der Nähe der urbildenden Kräfte; dem Franzosen ein glänzender, unverwelklicher Lorbeer; dem Leser des Morgenblatts ein leicht vorübergehendes Schattenspiel ergötzlicher Figuren, wie der Verfasser sich schmeicheln zu dürfen wünscht.

W. Pfaff.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Statistik der Verbrechen für das Jahr 1830.

Der Rechenschaftsbericht über die Ergebnisse der französischen Kriminaljustiz im Jahr 1830 ist von großem und allgemeinem Interesse, und er bestätigt die Meinung derer, die von der so hoch gepriesenen französischen Civilisation eine ungünstige Vorstellung haben. Dieser besonders aus dem Moniteur abgedruckte Bericht zerfällt in drei Abtheilungen.

Im ersten Theil finden wir alle vor die Assisenhöfe gebrachten peinlichen Sachen. Diese Höfe haben zusammen 5068 contradiktorisch und 654 in Contumaz entschieden. Die Zahl aller Anklagen war 6962 und der Contumazfälle 787. Es waren 438 Anklagen weniger als 1829. Dies wird dadurch begreiflich, daß seit den Julitagen bis zum Beginne des Ministeriums Perier Polizei und Gerichte sehr lax waren und nur sehr leise aufzutreten wagten, weil sie sich vor dem aufgeregten Volkshaufen scheuten. Tausenden, die bei den damaligen häufigen Emeuten zu jeder andern Zeit festgenommen und verurtheilt worden wären, wurde jezt durch die Finger gesehen. Dies ist auch der Hauptgrund, warum die Zahl der Verbrechen gegen Personen geringer ist, als der Verbrechen gegen das Eigenthum. Unter den 5068 contradiktorisch abgeurtheilten Fällen waren 3910 Vergehen gegen das Eigenthum und nur 1158 gegen Personen. Dies Verhältniß war 1829 wie 24 zu 100, 1830 aber nur wie 23 zu 100. Das Verhältniß der, nicht blos in Contumaz Verurtheilten zu der ganzen Bevölkerung des Landes war 1829, 1 zu 4321, im Jahr 1830 aber nur 1 zu 4576. Zur Erklärung dieser Verringerung sind aber noch zwei Umstände zu bemerken: die Mobilmachung und Vermehrung der Armee, wodurch viele Tausende Nahrung bekamen, die außerdem bei der Nahrungslosigkeit in Frankreich keinen Unterhalt gehabt hätten; ferner die Abwesenheit des Armeekorps in Algier. Indessen haben doch dreißig Departements diese Mittelzahl überschritten, besonders das Seinedepartement und Korsika. In jenem, wo Paris hauptsächlich figurirt, kommt 1 Verbrecher auf 1200 Einwohner, in Korsika 1 auf 2152. Das nahe bei Genf und am Juragebirg liegende Departement de l'Ain beweist, daß seine Nachbarschaft wesentlich auf den sittlichen Zustand der Einwohner wirkt: hier kommt 1 Verbrecher auf 17.081 Einwohner; im Dep. de la Creuse 1 auf 12.647; im Dep. de la Loire 1 auf 11.383; im Dep. de la Meurthe 1 auf 10.606. Auch die Zahl der minderjährigen Verbrecher hat abgenommen. Im Jahr 1829 zählte man 1209 Verbrecher zwischen sechszehn und einundzwanzig Jahren, 1830 nur 1161, also achtundvierzig weniger.

Unter den sämmtlichen 6962 Angeklagten waren 5608 Männer und 1354 Frauen; dasselbe Verhältniß wie 1828, nämlich 19 : 100. Im Jahr 1829 war es 20 : 100. Bei den Verbrechen gegen Personen ist es nur 15 : 100, bei den Verbrechen gegen das Eigenthum hingegen 21 : 100.

Unter den Angeklagten waren 3908 Unverheirathete und 3154 Verheirathete oder Wittwer. 2172 hatten Kinder und 216 waren Ausländer. Am wichtigsten ist unstreitig, daß unter sämmtlichen 6962 Angeklagten ⅔, und in genauerem Verhältniß 62 : 100 weder lesen, noch schreiben konnten. Das Verhältniß ist 62 : 100 bei den Verbrechen gegen das Eigenthum, und 59 : 100 bei den Verbrechen gegen Personen. Die des Vatermords Angeklagten, deren unverhältnißmäßig viele verkamen, waren fast alle ganz unwissend. Dieser Unwissenden waren beim Mord 56 : 100, bei der Vergiftung 51 : 100, beim Kindermord 88 : 100, bei Schlägen und Verwundungen 55 : 100, bei der Rebellion 59 : 100, bei Diebstahl aller Art 67 : 100 und bei der Brandstiftung 69 : 100. Bei den Männern war das Verhältniß überhaupt 58 : 100, bei den Weibern 78 : 100. In den Departements Doubs, Bas-Rhin, Haut-Rhin und Seine trifft man die meisten unterrichteten Verbrecher an, dagegen in den Dep. Allier, Sarde und Cote du Nord die wenigsten; denn die meisten konnten weder lesen, noch schreiben.

Landleute wurden unter den Angeklagten 3915, Stadtbewohner aber 2778 gezählt. Auffallend ist die Zahl der Verbrecher aus der Sphäre des Wohlstandes, des Reichthums und der Bildung, nämlich 374. Der Arbeiter, die das Land bauen, waren 2210 und der Arbeiter in Holz, Eisen u. s. w. 1813. Sehr traurig ist die Bemerkung, daß die Verbrechen gegen Leben und Personen am häufigsten in denen Klassen sind, die am meisten Bildung und Vermögen haben. Dies bestätigt den alten Satz, den Alle wiederholen, die Frankreich an Ort und Stelle ruhig beobachtet haben und nicht von einer vorgefaßten Meinung beherrscht werden, den Satz, daß die Bildung und Civilisation in Frankreich und besonders in Paris nur ein Firniß der Oberfläche ist, aber durchaus nicht auf tiefem, sittlichem Grunde ruht. Daher kommt es auch, daß die von der französischen Civilisation am fernsten gelegenen Departements l'Ain, Creuze und Loire am wenigsten Verbrecher haben.

Von den 6962 Angeschuldigten wurden 2832 losgesprochen und 4130 verurtheilt, nämlich: zur Todesstrafe 92, zur ewigen Strafarbeit 268, zu Strafarbeit auf bestimmte Zeit 973, zum Gefängniß 1005, zum Halseisen 8, zur bürgerlichen Degradation 1, zu korrektionellen Strafen 1710, Kinder 43. Sonderbar ist es, daß, an beiden Extremen, der zum Tod Verurtheilten und der Kinder mehr sind, als im Jahr 1829. Guillotinirt wurden 38, einer hat sich im Gefängniß umgebracht, bei 53 wurde die Strafe verwandelt.

Das Verhältniß der Lossprechungen zu den Verurtheilungen ist fast jedes Jahr dasselbe. Die vor einigen Jahren vorgenommene Verbesserung des Geschwornengerichts zeigt in dieser Beziehung noch keinen Unterschied. Immer aber werden mehr Frauen losgesprochen als Männer, denn bei ihnen ist das Verhältniß 46 : 100, bei den Männern aber nur 39 : 100. Auf die Zahl der Losgesprochenen hat auch der Unterricht einen merkwürdigen Einfluß, denn unter denen, die nicht lesen und schreiben konnten, wurden nur 38 von 100 Angeklagten freigesprochen, von denen aber, die jene Fertigkeiten etwas besaßen, 42 : 100, von den besser Unterrichteten 48 : 100, und gar 63 : 100 von denen, die eine höhere Erziehung genossen. Wenn man bedenkt, wie geschickt und erfahren die Pariser Spitzbuben bei der Führung ihrer Vertheidigung, wie schlau sie in Benutzung der ihnen wohlbekannten Lücken, Dunkelheiten und Zweideutigkeiten des peinlichen Gesetzbuchs sind, so begreift man, wie nützlich ihnen das Lesen und Erwägen desselben ist. — Die Zahl der kleinen korrektionellen Vergehen ist enorm. Es kamen 139.035 Sachen dieser Art bei 210.691 Beklagten vor; 21.176 Fälle und 34.461 Beklagte mehr als 1829, eine wahrhaft erschreckende Progression, die das traurigste Licht auf den sittlichen Zustand des Volks wirft. Es wurden 177.721 Angeklagte verurtheilt und 32.970 losgesprochen. Unter erstern waren 47.884 Frauen und 5952 Minderjährige. Zu diesen peinlichen und korrektionellen Vergehen kommt noch eine dritte Klasse, nämlich die bloßen Polizeivergehen. Es waren deren 105.902 bei 138.373 Angeklagten; davon wurden 117.047, größtentheils zu Geldstrafen, verurtheilt.

Dies gibt zusammen für Frankreich im Jahr 1830 335.687 Angeklagte.

Beilage: Kunstblatt Nr. 23.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 69.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 21. März 1832.

— So frech sich aufzudringen!
Was Lust ihm macht, wird bittern Lohn ihm bringen.

Shakespeare.

Das Signal.

Mein Regiment stand vom Jahre 1806, wo Tyrol durch den Frieden von Preßburg an Baiern abgetreten wurde, bis zu dem Jahr 1809, dem Anfang des gegenwärtigen Kriegs, in der alten Konzilienstadt Trient. Diese drei Jahre werden mir stets der merkwürdigste Zeitabschnitt meines Lebens bleiben; obschon dessen erstere Hälfte in der geistigen Abspannung verstrich, in welche Garnisonstruppen nur zu leicht verfallen, wenn sie sich plötzlich an einen Ort versezt sehen, der nichts von den unbedeutenden Zeitvertreiben bietet, die des Kriegers Leben während des Friedens unter dem Namen von Unterhaltung ausfüllen. Man mied uns, mied uns nicht anders als wie Verpestete, und man kann wohl denken, daß wir den Schimpf nicht gerade mit der freundlichsten Miene hinnahmen. Es fielen einige, mit den Geboten des Anstands eben nicht sehr verträgliche Scenen vor. Die Einwohner blieben nicht länger stumm, und anstatt sich, wie bisher, von uns entfernt zu halten, rückten sie uns jezt mit ein wenig zu viel Vertraulichkeit auf den Leib; mit einem Wort, es entstand eine Reihe von gegenseitigen Herausforderungen und Streitigkeiten, welche die Stadt in beständiger Gährung erhielten. Mitten in diesem rohen Treiben machten eines Tages, nach einem fröhlichen Mahle, ein Paar junge Offiziere den Vorschlag, uneingeladen in eine Abendgesellschaft sich zu begeben, welche, wie wir erfahren hatten, in einem in der Nähe der Stadt gelegenen Hause gegeben wurde. In ganz nüchternem Zustande wäre uns wohl der Spaß etwas zu gewagt vorgekommen; so aber stürmten wir fort und schlugen, unserer Vier, unter schallendem Gelächter, beim Gedanken an eine tyrolische Soirée, den Weg nach dem Ort der Handlung ein. Wir hatten uns kaum anmelden lassen, so folgten wir schon dem hocherstaunten Diener auf den Fersen, und befanden uns nach wenigen Augenblicken in einem Zimmer, das dem Anschein nach mit guter Gesellschaft beiderlei Geschlechts gefüllt war. Die Unterhaltung stockte wie mit einem Schlag; Aller Augen richteten sich auf die ungebetenen Gäste; nach einer augenblicklichen Pause lud uns indessen der Hausherr, mit einer höflichen Verbeugung, zum Sitzen ein. Das war für uns ein ganz unerwarteter Empfang. Wir hatten uns darauf gefaßt gemacht, uns derb zurückgewiesen zu sehen und nach einigem Geplauder mit den Landfräulein, den Degen in der Faust, in unser Quartier heimziehen zu müssen. Wir saßen in der That ein wenig albern aus, und hätte uns nicht der richtige Sinn und die Geistesgegenwart eines Kameraden herausgeholfen, so wären wir vielleicht eben so plötzlich wieder verschwunden, als erschienen. Mit großer Offenheit entschuldigte er unsere Zudringlichkeit, indem er sich über das trübselige Einerlei des Garnisonslebens beklagte und die Damen bat, die Vermittlerinnen zwischen uns und den Vorurtheilen ihrer Landsleute zu machen; in ganz kurzer Zeit fühlten wir uns nach diesem Eingang so heimisch, als wären wir auf

Digitized by Google

natürlich Erklärungsformen, — Form bezeichnet die Erscheinungsweise, wie sich irgendwelche Idee tut, die bei dem Volk sein, aber nie in Erscheinung getreten ist, oder gar noch nicht war, wenn sich mir meine Gedanken nicht täuschen. Ich will mich nicht weiter darüber auslassen, ich will nur einige Beispiele anführen. Wir Deutsche sind ein Organismus in viel höherem Maße, als es die Franzosen sind. Wir haben eine Kultur, die weniger äußerlich ist, als die unsere. Wir haben mehr innere Tiefe gewonnen, unsere Begriffe von Kameradschaft sind tiefer. Deutsch, so sagt Nietzsche, heißt eine edle Art von Redlichkeit sich zu benehmen, die Redlichkeit, die sich auch dann noch gut benimmt, wo keine Zeugen dabei sind. Deutsch heißt, diese Tiefe nehmen die Lust, die Freiheit, welche diese Tiefe verleiht, und die Furcht, welche diese Tiefe einflößt, in den gleichen Begriffen mit sich herumtragen, wie Griechen. Die Griechen haben nur offenbar einige Dinge voraus, die wir nicht haben, und die wir uns erst erkämpfen müssen, wie Nietzsche sagt, die Sonne, die über unserm Haupte scheint, die Sonne, die über unserm Haupte scheint, die Sonne, die über unserm Haupte scheint

Thüre und machte damit jede weitere Unterhaltung unmöglich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Kostüm der Mahometanerinnen in Indostan.

Wir entlehnen aus demselben Werke, nach welchem wir vor Kurzem die mahometanischen Leichengebräuche geschildert haben, die Beschreibung der Toilette der mahometanischen Weiber in Indostan.

Die Kleider oder Pyjaamahs der Damen bestehen aus Atlas, Goldstoff oder überhaupt aus seidenen, zu Benares fabricirten Stoffen; den englischen Fabrikaten gibt man indessen den Vorzug vor den einheimischen. Das Kleid reicht gewöhnlich über das Knie und bei den elegantesten Damen bis auf die Füße hinab. Oben und unten ist es gewöhnlich mit einem silbernen Bande eingefaßt. Um den Leib wird das Kleid von einer seidenen Schnur zusammengehalten, und an den Enden dieser Schnur sind gewöhnlich silberne und goldene Eicheln, die bis zum Knie herabreichen. Bei feierlichen Gelegenheiten, an Gala- und Besuchtagen, trägt man mit kostbaren Steinen besezte Eicheln.

Das Leibchen ist durchaus immer nach demselben Schnitt, es wird aber aus den verschiedensten Stoffen verfertigt, aus Gaze, aus Mousseline; die elegantesten sind mit Gold und Seide gestickt. Dieses Leibchen schmiegt sich höchst zierlich an den Körper an und ist hinten geschnürt; die Ermel sind kurz und eng und vorne immer reich besezt. Dieses Kleidungsstück wird bei Nacht nicht abgelegt; man behält es eine ganze Woche lang an, es müßte denn schmuzig werden oder die Bänder allzusehr zerknittert seyn.

Der Deputtah ist eine Art von Ueberwurf; er wird ganz allgemein getragen und ist das zierlichste Stück am indischen weiblichen Kostüm. Er hat ungefähr die Gestalt eines weiten, großen Hemds. Die Deputtahs, wie man sie an Werkeltagen trägt, bestehen bei den eleganten Damen gewöhnlich aus englischer Mousseline; bei feierlichen Gelegenheiten und an Festtagen aber erscheinen sie in der prächtigen indischen Mousseline, welche zu Decca verfertigt wird; dieser Stoff, der so zart und durchsichtig ist wie Spinnweben, kostet sogar in Indien ungeheure Summen. Man nennt ihn, seiner Feinheit wegen, Schusnum, was soviel heißen will als Thau. Auch Krepe und goldgestickte Gaze nimmt man zu diesem Kleidungsstücke. Es kleidet ganz ausnehmend gut, und es ist wirklich ein einziger Anblick, wenn ein Paar hundert Mahometanerinnen mit ihren zierlichen Deputtahs bei einander sind. Dieser Ueberwurf fällt in schönen Falten bis auf die Füße herab, und sie wissen ihn höchst geschmackvoll und kokett zu drapiren. Mit dem einen Flügel verschleiern sie das Gesicht völlig, den andern werfen sie zierlich über die Schulter.

Die verheiratheten Frauen malen sich Augenwimpern, Lippen, Zahnfleisch, oft sogar die Zähne schwarz, und es gilt dies für eine große Schönheit; sie bedienen sich dazu eines Stoffs, dessen Hauptbestandtheil Spießglanz ist. Allgemein bekannt ist, daß sie sich die Augbraunen malen; sie nehmen dazu vorzüglich Lampenruß. Die Augbraunen machen den Damen am allermeisten zu schaffen; es kommt nämlich darauf an, eine recht gleiche, schöne Bogenlinie zu beschreiben, denn dies gilt bei einer Frau für die höchste Schönheit. Füße und Hände reiben sie mit der Maindhie und färben sie dadurch glänzend roth, was gleichfalls hier zu Lande eine große Eleganz ist.

Das vornehmste Abzeichen der verheiratheten Frau ist der Nutt oder Nasenring. Er besteht aus Goldfaden und ist mit Perlen und kostbaren Rubinen geziert. Ich sah an mahometanischen Damen so ungeheuer große Ringe, daß, wenn sie die Speisen zum Munde bringen wollten, sie den Ring mit der linken Hand zur Seite schieben mußten. Dieser Nasenring ist seit undenklicher Zeit ein ganz nothwendiges Putzstück für verheirathete Weiber, und sie dürfen ihn, so unbequem er auch zu tragen ist, niemals ablegen, außer wenn sie Wittwen werden. Die Weiber halten an diesem Gebrauche, wie überhaupt an allen von ihrer Religion vorgeschriebenen, mit der ängstlichsten Genauigkeit. — Die Ohren der Weiber sind mehrfach durchbohrt, und sie hängen breite, schwere silberne und goldene Platten hinein; an feierlichen Tagen aber machen diese lästigen, plumpen Zierrathen Smaragden und andern kostbaren Steinen Platz, welche in sehr schöner Fassung auf die Schultern niederfallen.

Strümpfe tragen die Frauenzimmer nie; sie ziehen blos Schuhe an, wenn sie über den Hof im Hause trippeln, d. h. so weit, als sie sehen und als sie gehen dürfen. Die Schuhe werden aus allen möglichen Stoffen verfertigt und der Schnitt wechselt sehr oft. Man sieht welche, die mit Seide, Gold und Silber gestickt sind; häufig läuft die Spitze in einen gekrümmten Schnabel aus, der halb an das Knie heraufreicht. Die wohlfeilsten Schuhe sind aus Sammt. Frauen und Männer tragen übrigens einerlei Schuhe. In der Regenzeit sieht man viele Frauen mit Pantoffeln von Chagrin, und diese haben dann sehr hohe Absätze, während sonst der Schuh ganz platt ist. Obgleich manche elegante Damen Schuhe mit langen, gebogenen Schnäbeln tragen, so scheint sich doch die Mode der Schuhe mit ganz kurzer Spitze nicht verdrängen zu lassen.

Ich sah während meines Aufenthalts in Indostan in die-

Digitized by Google

sem Theil des Kostüms eine neue Mode aufkommen: mit Silber gestickte, leicht zugespizte Schuhe, von höchst zierlicher Form. An der Spitze und rings herum am Rande waren kleine Glöckchen befestigt, die sich bei jedem Schritte hören ließen, und so oder anders klangen, je nachdem man rasch oder langsam ging. Eine angesehene Dame beschenkte mich einmal mit einem Paar solcher Schellenschuhe. Bei einem Besuche, den ich ihr abstattete, hatte ich, wie es gebräuchlich ist, die schwarzseidenen Schuhe vor der Thüre stehen lassen; als ich mich verabschiedete, waren sie weg; ohne Zweifel hatten sie an einem Sklaven einen Liebhaber gefunden. Ich war im Begriffe, barfuß nach Hause zu gehen, da verehrte mir die gute Dame noch ein Paar solcher musikalischer, oder, wenn man will, Spielschuhe.

Der älteste Invalide.

Eines der merkwürdigsten Beispiele von hohem Alter ist wohl der Invalide Johann Chiostik, der vor einigen Jahren im Invalidenhause zu Murano bei Venedig im Alter von 117 Jahren starb. Er trat im Alter von acht Jahren als Pfeifer in das deutsche Regiment Stahremberg. Er diente unter Kaiser Karl VI. gegen die Türken in Ungarn, unter Maria Theresia gegen die Preußen und Franzosen und in den niederländischen Kriegen. Später trat er in die Dienste der Republik Venedig und machte mehrere Feldzüge gegen die Türken mit. Im Jahr 1797 kam er in das Invalidenhaus, wo er bis zu seinem Tode blieb. Chiostik zählte 87 Dienstjahre, wenn man seinen Aufenthalt zu Murano dazurechnet, und es ist dies wohl ein in der Kriegsgeschichte einziges Beispiel. Die Strapatzen in so vielen Feldzügen zu Wasser und zu Land hatten die kräftige Konstitution des Mannes nicht erschüttert, und er blieb bis zu seiner lezten Stunde rüstig und munter. — Der Veterane hatte keine herrschende Leidenschaft und lebte außerordentlich mäßig und einfach. Sein Vater wurde 105 und seines Vaters Bruder 107 Jahre alt.

Korrespondenz-Nachrichten.

An die Redaktion des Morgenblatts.

Triest, 17. Februar 1832.

Ich wende mich durch das Organ Ihrer Zeitschrift an das deutsche Publikum in einer Sache, welche Deutschlands Ehre angeht: es handelt sich von der endlichen Errichtung eines Grabmonuments für unsern Winckelmann in Triest, wo er ermordet wurde und begraben liegt. Wohl wurden schon früher in verschiedenen Zeitschriften von verdienten Männern, ich nenne nur Böttiger, Berichte über das zu errichtende Denkmal und Aufmunterungen zur Unterstützung bekannt gemacht, aber es ruhte ein ungünstiges Geschick auf dem Vorhaben, so daß es bis jezt noch nicht zur Ausführung kommen konnte.

Schon im Februar 1808 machte der gelehrte und achtungswürdige Dr. Rossetti, Edler v. Stander, seinen Vorschlag zur Errichtung eines Monuments für Winckelmann bekannt und sezte zu gleicher Zeit eine Einladung zur Subscription in Umlauf; aber der Krieg von 1809 machte Allem ein Ende. Im Jahre 1811 forderte er von Neuem zur Unterstützung auf, aber fruchtlos. Doch er ließ sich nicht abschrecken, und erneuerte seinen Vorschlag am 8. Juni 1818, gerade 50 Jahre nach Winckelmanns Tode, und zum viertenmale am 15. Juli 1820. Diesesmal forderte er auch auswärtige Verehrer Winckelmanns auf, weil er vorher glaubte, er könne alles durch die Beiträge hiesiger Einwohner bestreiten. Um aber sein Vorhaben schneller zu Ende zu führen, schrieb Rossetti sein großes Werk: il sepolcro di Winckelmann in Trieste, *) und bestimmte den Ertrag desselben für das Monument. Aber der Verfasser sah seine Mühe nicht belohnt, obgleich er von vielen Seiten Aufmunterung und gerechte Anerkennung fand, besonders von dem hochherzigen Kaiser Franz. Es kommt nur darauf an, daß Männer von Bedeutung, wie unser Goethe, der in seinem Winckelmann und sein Jahrhundert dem großen Manne ein bleibendes Denkmal gesezt hat, darauf aufmerksam machen, und ich bin fest überzeugt, daß bald ein Monument dasteben wird. Gewiß wäre aber die Sache schon eingeschlafen, wenn nicht Rossetti so unermüdet wäre. In der Hoffnung, daß früher oder später der Eifer für die Errichtung des Monuments doch erwachen werde, übertrug er schon im Jahre 1820 die Ausführung des Denkmals dem geschickten Bildhauer Rosa in Venedig, der es, als Rossettis Werk erschien, bereits sinnreich und dem Zwecke angemessen ausgeführt hatte, es aber bis jezt in seinem Atelier aufbewahrt. Zur Aufstellung des Denkmals wurde der alte Kirchhof St. Giusto, nach mancherlei Schwierigkeiten abgetreten und daselbst ein sehr geschmackvolles kleines Gebäude errichtet, in dem künftig das Monument stehen wird. Das alles verdankt man dem rastlosen Eifer Rossettis, der die Sache aus reinem Interesse für den großen Deutschen unternahm und unterdessen mit wahrer Aufopferung betrieb. Doch er, und mit ihm gewiß jeder Verehrer Winckelmanns, muß wünschen, endlich die Ausführung zu sehen. Der verhängnißvolle 8. Juni, an dem einst Winckelmann zu frühe der Kunst und Wissenschaft entrissen wurde, rückt heran, und es könnte gewiß kein geeigneterer Tag, als dieser, gefunden werden, um das Denkmal feierlich aufzustellen und einzuweihen. Aber Sie können sich leicht denken, welche Kosten die Ausführung verursacht, und ich muß bemerken, daß noch viel dazu fehlt. Das ist es denn, was mich veranlaßt, durch Ihre Güte unterstützt, eine Aufforderung an die vielen Verehrer Winckelmanns ergehen zu lassen, daß sie die Beendigung des Monuments durch Beiträge möglich machen. Damit aber auch unsere Nachkommen erkennen mögen, wie wir unsere großen Männer ehren, so sollen nach dem Vorschlage des Herrn von Rossetti die Namen aller Beförderer in die Wand des Gebäudes eingegraben werden, und künftig soll Keiner, der hieher kommt, wie unser Geume, von dem Orte, wo Winkelmann ruht, mit dem Bedauern scheiden, daß kein Grabmal sein Andenken verherrlicht. Möchte diese meine schwache Stimme nicht ganz verhallen!

C. F. Lebertoffe.

*) Der Ertrag dieses gründlichen Werkes ist immer noch für das Denkmal bestimmt, und kann auf Anweisung des Verfassers in Wien oder hier in Triest bezogen werden.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 70.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 22. März 1832.

Wunderlichstes Buch der Bücher
Ist das Buch der Liebe.

Goethe.
Westöstlicher Divan.

Bilder vom kaspischen Meer.

Von Eichwald.

Die Stadt Derbend. Eine tatarische Hochzeit.

Die Stadt Derbend am kaspischen Meere präsentirt sich schön aus der Ferne; zu beiden Seiten faßt sie die lange, alte Mauer ein; sie selbst liegt am Abhange eines Berges und erscheint ziemlich groß. Den höchsten Theil nimmt die Festung ein, die ganz auf dem Berge gelegen, jezt vom russischen Kommandanten bewohnt wird. Zu beiden Seiten der großen Stadtmauer stellen sich die unzähligen Grabsteine dar, die wegen ihrer Inschriften die Aufmerksamkeit der Archäologen auf sich gezogen haben, nächstdem aber reihen sich schöne, weite Gärten um die Stadt herum und gruppiren sich zu dem nahegelegenen Gebirge vortrefflich.

Derbend ist ziemlich gut gebaut, die Häuser stehen in regelmäßigen, nur sehr schiefen Straßen, die jedoch erträglich gepflastert, aber sehr eng sind. Die Häuser bilden, wie im Orient überall, aus Lehm oder Steinen zusammengeworfene Hütten, die nach der Straße nackte Wände, nach dem Hofe hingegen einzelne Fenster haben; aber auch da sind die Fenster bloße Lucken oder viereckige Löcher, die mit bretternen Fensterläden geschlossen werden, selten nur Fensterscheiben haben; die Dächer sind immer platt und dienen zum Spazierengehen oder Ausruhen in der Abendluft. Die Wohnzimmer sind meist niedrig und klein; kein Ofen findet sich in ihnen, meist nur ein Kamin in der Wand; an den Wänden überhaupt sieht man durchaus keine Meubeln, sondern nur einzelne Nischen zum Hinstellen der Hausgeschirre; Schränke kennt man nirgends, aber wohl große hölzerne Kisten, die den Bewohnern aus Astrachan zugeführt werden; in ihnen verwahren sie ihre Kostbarkeiten. Jedes Haus wird von einer Mauer umgeben, in der ein bald kleinerer, bald größerer Hofraum befindlich ist; durch diese Mauer stehen alle Häuser mit einander in Verbindung, so daß man auf den Dächern durch Hülfe derselben umherspazieren kann.

Die Zahl der Häuser soll sich auf 1800 belaufen, die der Einwohner etwa auf 26,000. Es sind meist schahische Tataren, von den Russen meist Perser genannt, nächstdem Armenier und Juden; jezt bilden auch russische Beamte und Offiziere eine ziemliche Anzahl der Bewohner. Die hiesigen Tataren sprechen einen türkisch-tatarischen Dialekt, der schon weit mehr von der tatarischen Sprache in Astrachan und Kasan abweicht, als der truchmenische; ihr Glaube unterscheidet sich auch sehr von den dortigen, so daß hierin eine ungeheure Spaltung unter ihnen herrscht.

Die eigentlichen Perser, so wie die Küstenbewohner des kaspischen Meers an der masanderanschen und ghilanschen Küste bis Derbend hin, Salljan, Baku, Schamachie und Kuba mitgerechnet, bilden die schahische Sekte der Mahomedaner, die als wahren Nachfolger Mahomeds Ali und dessen Stamm erkennen, während ihnen Abubeker, Omar und Osman als ungesetzliche Nachfolger desselben gelten. Diese werden dagegen von der sünnischen Sekte, der die Türken und alle übrigen Tataren zugethan sind,

Digitized by Google

für gesetzliche Nachfolger gehalten, Ali dagegen und sein unglücklicher Sohn Hüssein gelten ihnen nur als spätere Imame, welche auf sie folgten. Die blutigen Religionskriege, die hieraus entstanden, sind bekannt genug, und ihre Spaltung dauert mit derselben gegenseitigen Verachtung noch bis jezt fort.

Das Klima in Derbend soll sehr ungesund seyn, vorzüglich in den Monaten Junius, Julius, August, wo die Sterblichkeit außerordentlich groß ist; oft ist die Hitze unerträglich in der Stadt, etwas höher im Gebirge aber sehr gering, ja oft herrscht dort zu gleicher Zeit eine unangenehme Kälte. Dieser plötzliche Temperaturwechsel mag natürlich von den Winden herrühren, die im Gebirge mit der größten Heftigkeit stürmen, in der Stadt dagegen, die von der hohen Mauer eingeschlossen wird, in den engen Straßen kaum fühlbar sind. Daher herrschen in jenen Monaten meist bösartige Fieber in der Stadt; zu allen Zeiten hat das an dieß Klima noch nicht gewöhnte russische Militär viel zu leiden, unter dem meist faulichte Nervenfieber herrschen. Die große Menge der Früchte, die selbst unreif genossen werden, weil die übrigen Lebensmittel für die unbemittelte Klasse ziemlich theuer sind, tragen auch nicht wenig zu den vielen Krankheiten bei; dahin gehören vorzüglich Arbusen, Melonen, Gurken (von seltener Größe), Pflaumen und ähnliches Steinobst. In jedem Sommer herrscht daher Ruhr unter dem Volke. Der Winter ist gerade nicht heftig, aber durch seine feuchte Kälte sehr nachtheilig; der Schnee bedeckt die Straßen oft sehr hoch, aber schmilzt auch eben so schnell, als er fällt; das Wasser läuft dabei durch die schlechten Dächer und Wände der Häuser und erzeugt viele Krankheiten. Januar und Februar sind die eigentlichen Wintermonate.

Bei den Hochzeiten der Tataren Derbends finden mancherlei sonderbare Gebräuche statt. Wenn der Vater seinen Sohn heranwachsen sieht, so geht die Mutter in mancherlei ihr bekannte Häuser, besieht dort die Töchter des Hauses, und gefällt ihr eine, so läßt sie durch den Vater dem Sohne sagen, er habe für ihn eine Braut ausgesucht. Dafür muß der Sohn natürlich danken, denn er hat weiter keine Wahlfreiheit, die ganz und gar dem Vater zukommt. Sollte aber etwa der Sohn mit dem Vater der Braut in keinem guten Vernehmen stehen, so bittet er den Vater, ihm eine andere zu wählen, was indessen sehr selten geschieht. Ist er mit dem Vater einverstanden, so schickt er einen Freund als Brautwerber zum Vater der Braut, der davon schon früher unterrichtet wird; dieser bleibt vor der Pforte stehen, und im Hofe erscheint die Braut; der Tatar wirbt um sie für seinen Freund. Sie antwortet: „ich bin einverstanden, wenn es meinem Vater beliebt; will er mich ins Feuer werfen, so muß ich ihm gehorchen.“ Sie hat mithin noch weniger dagegen einzuwenden als der Sohn. Sogleich geht der Tatar zum Vater und fragt nach dem Brautpreise; denn der Bräutigam muß seine Braut erst dem Vater abkaufen, mitunter mit 500 Dukaten, oder mehr, meist weniger.

Nachdem man über den Preis übereingekommen, wird das Paar für Braut und Bräutigam erklärt; doch darf dieser die Braut nicht sehen, wenn er auch fünf, ja zehn Jahre Bräutigam bliebe; er ist aber verbunden, seine Braut zu unterhalten, sie mit Geschenken aller Art zu überraschen; nur darf er nicht ins Haus der Braut, nicht einmal bei demselben vorbeigehen. Sollte er sich aber von ihr späterhin lossagen, so ist alles für sie bezahlte Geld, alle Geschenke sind — für ihn verloren. In Persien ist es daher ein wahrer Gewinn, viele Töchter zu haben; sie allein können die Eltern unterhalten, wenn sie, als schön bekannt, einen großen Brautpreis einbringen.

Den Abend vor der Hochzeit wird die Braut, verhüllt und von vielen Frauen begleitet, ins Bad geführt; sie reitet meist auf einem Esel (Steinesel sind in Derbend die gewöhnlichen Lastthiere); im Bade wird sie am ganzen Körper roth gefärbt, roth ist die Lieblingsfarbe der Perser, und dieser Polterabend ist ein großes Fest. Tags darauf ist am Vormittage Trauung, ohne daß jedoch die Braut vom Bräutigam gesehen wird. Sie wird im Hause der Braut vorgenommen, ohne daß er zugegen ist. Abends ist ein großes Fest im Hause des Bräutigams, wie Tags vorher in dem der Braut.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Signal.

(Fortsetzung.)

Fröhlich wandte ich nun meine Schritte heimwärts. Sie war das schönste, das anziehendste weibliche Wesen, das mir je vorgekommen, und in einem solchen Lande schien sie mir vollends ein Engel des Himmels, der herabgekommen war, mich mit dem Leben wieder zu versöhnen. Meine Gedanken wurden jedoch durch die Beschwerden des Wegs bald wieder zur Erde niedergezogen. Ich hatte kein Licht, das meine Schritte in der immer finsterer hereinbrechenden Nacht leiten konnte. Ich glaubte jedoch Trient vor mir zu sehen, wenigstens schien mir seine Lage durch einige Lichter in der Ferne angedeutet, und so stolperte ich denn, ohne im Mindesten etwas Schlimmes zu ahnen, vorwärts. Auf einmal erblickte ich etwas, das sich wie eine menschliche Gestalt vom trüben Nachthimmel abhob; allein kein Fußtritt ließ sich dabei hören. Während ich noch zweifelnd und horchend hinblickte, verschwand die Gestalt, was mir denn die Gewißheit gab, daß jenes Etwas sich aus eigener Kraft bewegt

Digitized by Google

haben müsse, denn kein Lufthauch wehte durch das Nachtdunkel. Ein Paar Minuten später schreckte mich eine hart an meinem Ohr sprechende Stimme auf. „Ist's Zeit?“ fragte mich Jemand, der von hinten her an mir vorbei ging. „Ja doch — Zeit, im Bett zu seyn,“ sagte ich und faßte meinen Degengriff. Der Fragende ging ohne Antwort weiter, was mir, wie ich gestehen muß, gar nicht unlieb war, denn ich glaubte Rusens Stimme erkannt zu haben. Ich war etwas aufgeregt, wie es ja dem besten Soldaten bei dem Gedanken an nächtlichen Ueberfall geht, und schlug, da ich dachte, die Landstraße möchte nicht mehr ganz sicher für mich seyn, so leise als möglich einen Seitenpfad ein und gedachte einen beträchtlichen Umweg zu machen, bevor ich mich wieder auf die Straße herauswagte. War nun meine Unkenntniß der Oertlichkeit oder der Umstand daran schuld, daß mir die italienische Eifersucht und die Geschicklichkeit der Tyroler im Büchsenschießen beständig durch den Kopf ging, genug, ich befand mich in ganz kurzer Zeit wieder auf der Straße. Am Wege lagen einige Trümmer, und ich beschloß, ehe ich mich wieder in das Thal wagte, hier Posto zu fassen und zu rekognosciren. Mit dem bloßen Degen unter dem Mantel schlich ich demnach an den Mauern hin und suchte eine Stelle ausfindig zu machen, von der aus ich die Straße hinab und hinauf sehen konnte. Es war ein Glück für mich, daß ich sehr behutsam ging, denn ein Schritt weiter, so wäre ich mit einem Manne zusammengestoßen, der mit verschränkten Armen an eine Ecke der Trümmer gelehnt stand. Es nahm mich Wunder, daß nicht schon das kleine Geräusch, das ich nicht hatte vermeiden können, ihn aufmerksam gemacht hatte. Dies geschah indessen bald durch den Anruf derselben fatalen Stimme, die ich kurz vorher gehört hatte. „Ist's Zeit?“ fragte im Vorübergehen Rusen, denn *seine* Stimme war es ganz unzweifelhaft. — „Saturn!“ rief der Mann, wie aus dem Schlafe auffahrend. — „Ist er jezt vorbei?“ — „Nein; wahrhaftig, nicht eine Maus hätte unbemerkt an mir vorbeikommen können, geschweige denn ein Baier.“ — „So laß uns fürbaß gehen; er kann nicht lange mehr ausbleiben, und je weiter wir von der Stadt entfernt sind, desto besser.“ Die Verbündeten entfernten sich, und sobald der Schall ihrer Tritte in der Ferne verhallte, eilte ich aus meinem Hinterhalt auf die Straße vor und bewerkstelligte meinen Rückzug ins Standquartier so rasch, als sich von einem Kriegsmann zu Fuße nur erwarten läßt.

Rusen war, wie ich am nächsten Tage in Erfahrung brachte, ein Veroneser von bedeutendem Vermögen und Ansehen, der sich in diesem Theile von Tyrol wegen einer bedeutenden Fabrikunternehmung niedergelassen hatte. Er galt allgemein für Dorotheens erklärten Liebhaber; indessen vermuthete man, die Dame werde, wenn sie seine Werbung annehme, mehr durch politische Rücksichten, als durch Träume ehelicher Glückseligkeit bestimmt. Sie war wirklich, nach dem, was das Gerücht von ihr sagte, nach Geist und Charakter ein ungewöhnliches weibliches Wesen. Schon als aufblühende Jungfrau hatte sie sich, als ihr Vaterland vor drei Jahren an Baiern fiel, als Mitglied eines patriotischen Vereins ausgezeichnet und fortwährend mit weiblichem Erfindungsgeist' der Regierung alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt. Ich konnte mir kaum vorstellen, daß *diese* Dorothea und die meinige eine und dieselbe seyn sollte. War sie mir doch als ein Muster weiblicher Anmuth erschienen, und dazu hatte sie ja ihre Bekanntschaft mit einem der *Landesbedrücker* mit der *Lebensrettung* desselben angefangen. Es ist gefährlich für einen jungen Mann, wie ich damals war, sein Herz mit dergleichen Dingen zu beschäftigen. Meine Gedanken waren so viel bei der reizenden Rebellin, bis sie ein Theil meines Ichs wurde, und wenn wir später zusammenkamen, bildete ich mir ein, ich Glücklicher sey auch *ihr* nicht ganz gleichgültig. Anfänglich wandte sie alle die kleinen Künste weiblicher List an, um politische Nachrichten von mir herauszulocken, oder mich von der Unrechtmäßigkeit der Regierung zu überzeugen, der ich diente; allmählich aber vermied sie dergleichen Gegenstände; ein Gefühl von Achtung für meine Ehre fing an — so schien es mir wenigstens — ihrer großherzigen, wenn schon irregeleiteten, Vaterlandsliebe das Gleichgewicht zu halten; sie ward stumm, düster, abwesend, und zulezt wich sie meiner Gesellschaft so geflissentlich aus, daß manchmal eine Woche verging, bis wir uns trafen. Der mürrische Rusen, den ich bisweilen sah, hatte sich mittlerweile, dem Anschein nach, mit dem Nebenbuhler ausgesöhnt; ja er versuchte sogar, obschon vergebens, seine Bekanntschaft mit mir zur Freundschaft hinaufzuzwingen. Ich schrieb dieß natürlich politischen Beweggründen zu; denn wenn wir auch damals nicht entfernt an einen wirklichen Aufstand dachten, so war uns doch das Bestehen einer dem bairischen Interesse feindseligen Parthei nicht verborgen geblieben.

Ich bekam Befehl, mit einer kleinen Mannschaft einen Geldtransport nach Botzen zu geleiten. Ich hatte schon geraume Zeit Dorothea nicht mehr gesehen, dabei hatten mich mancherlei Gerüchte von ihrer bevorstehenden Heirath, wenn ich sie gleich nicht für wahr halten mochte, sehr verstimmt. Trotz meinem Schmollen, entschloß ich mich aber nun, da mich mein Beruf an ihrer Thüre vorüberführte, einzusprechen und ihr — großmüthig genug — Gelegenheit zu geben, ihr Benehmen gegen mich zu erklären. Ich hieß meinen Lieutenant weiter ziehen und mich in einem Dorf erwarten, wendete dann mein Pferd und ritt langsam zurück; eine kleine Strecke Weges vom Hause stieg ich ab und schlug einen Fußpfad ein, der zu dem

Digitized by Google

Hause führte; da ich die Thüre des Zimmers offen und keinen Diener bei der Hand sah, war ich eben im Begriff, unangemeldet einzutreten, als mich Rusens Stimme stutzig machte. „Morgen Nacht also," sagte er zu Jemand im Zimmer, den ich nicht sehen konnte, „im Salurner Schlosse." — „Wohl! Doch hören Sie ...!" — Ich erkannte Dorotheens Stimme. Ich weiß nicht mehr, welcher Gedanke mir damals durch den Kopf fuhr, und nur noch so viel, daß ich in wenigen Sekunden wieder zu Rosse saß und meiner Mannschaft nachsprengte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Einschiffung des Obelisken von Luxor.

Bekanntlich ist einer der beiden Obelisken von Luxor, welche nach Frankreich gebracht werden sollen, von einem französischen Ingenieur abgenommen und zu Ende des verflossenen Jahrs auf einem eigens dazu eingerichteten Fahrzeug eingeschifft worden. Der folgende Brief vom französischen Generalconsul in Egypten, Mimault, an den bekannten egyptischen Archäologen Champollion ist den 12. März, also mehrere Tage nach dem frühzeitigen Tode des Gelehrten, in Paris angekommen.

Alexandrien, 21. Januar 1833.

Wenn Sie sich in Gedanken unter den Trümmern der Tempel des Ammon und von Rhamses Palästen ergehen, kommen Sie, so zu sagen, nicht aus dem Hause. Wenn ich Ihnen demnach heute melde, was zu Luxor vorgegangen ist, geb' ich Ihnen Nachricht aus Ihrem Heimwesen, und gewiß nehmen Sie meinen Bericht auf, wie man Familiennachrichten aufnimmt. Sie haben zuerst Frankreich mit den Schätzen des Alterthums bekannt gemacht, in deren Besitz es jetzt kommt; es segne Sie dafür für alle Zeit „der König der himmlischen Geister, der Herr des Alls, der mächtige Beherrscher der Diademe, der da wacht über die Ruhe der Welt."

Ein directer Brief des Ingenieurs vom Luxor, Hrn. Lebas, hat Ihnen zu wissen gethan, daß ich den Auftrag bekommen habe, Ihnen zu melden, wie der erste Theil der Arbeit, nämlich die Abnahme des westlichen Obelisken von Luxor von seiner Basis, der nach Ihrer Angabe zuerst fortgeschafft werden sollte, sehr glücklich von Statten gegangen ist. Sie wissen also jetzt, daß dieses Geschäft mittelst mächtiger, aber gleich sinnreicher und einfacher Mittel zu Stande gebracht worden. Ich melde Ihnen heute, daß man auch beim zweiten Theile gleich glücklich gewesen, und daß am 19. December der ungeheure Monolith in einer und einer halben Stunde an Bord des Luxors gebracht worden ist. — Ich ziehe aus dem umständlichen Bericht des Ingenieurs an mich das für Sie Interessanteste aus.

Als der Obelisk in die Lage gebracht war, welche man zur Ueberfahrt am vortheilhaftesten hielt, ließ der Ingenieur an seiner Basis eine Art Gerüste anbringen, um das Rutschen zu vermeiden, und mittelst eines hinter dem Schwerpunkt angebrachten Stücks eines Masts hob man ihn auf die Zugmaschine. Alle Bewegungen gingen ausnehmend leicht, ohne Erschütterung und so sachte vor sich, als man nur wünschen konnte. Das Zuggerüste bestand aus drei Theilen, die man immer abnehmen und wieder aufschlagen mußte, wie der Stein sich vorwärts bewegte. Die Hauptbalken desselben hatten nur 22 Centimetres im Gevierte. Kaum wird man in Frankreich glauben, daß man mit einem so schwachen Holzwerk eine Last von 250 Tonnen von der Stelle schaffen und einschiffen konnte. „Es war aber auch, sagt Lebas, bei jeder Bewegung vorwärts eine neue Aufgabe zu lösen, und man mußte, im eigentlichen Sinne, ein ungeheures Gebäude mit Schwefelhölzern stützen." Als der Obelisk nur noch einen Meter vom Vordersteven des Fahrzeugs entfernt war, nahm man die Zapfen weg, welche ihn mit dem Kiel verbinden, und schnitt mit der Säge ein Stück des Vordertheils aus. Der Ingenieur ließ dieses Stück an zwei kreuzweis gestellten Balken aufziehen, und nach anderthalbstündiger Arbeit war der Obelisk darunter durch und eingeschifft. Das Vordertheil des Schiffs wurde am 22. wieder eingesetzt, und Alles paßte so gut zusammen, daß der Schnitt von der Säge weniger sichtbar ist, als ehe das Stück herausgenommen wurde.

Lebas hat Ihnen ohne Zweifel davon gesagt, daß ihm Anfangs die beiden Risse oder Spalten, die er an der westlichen und östlichen Seite des Obelisken beobachtet, viel zu schaffen gemacht haben. Die Löcher, die dabei in den Stein gehauen waren, fand er mit einem gelblichen Staub angefüllt, zwischen welchem und den Rändern des Steins sich eine Schichte Mastix befand. Er meinte Anfangs, diese staubige Masse seyen Ueberbleibsel von Papyrusblättern, welche in die Höhlung gelegt worden, und auf denen etwa die Zeit der Errichtung des Denkmals verzeichnet gewesen. Als er aber die Sache genauer untersuchte, überzeugte er sich, daß es feine Theile verfaulten Holzes seyen, und Form und Stellung der Löcher ließen ihm bald keinen Zweifel, daß sie zur Aufnahme hölzerner Schwalbenschwänze gedient, um das Auseinanderweichen des Steins zu verhüten. Die Are der Höhlungen entspricht auch genau der Ritze, und daraus erklärt sich vollkommen, warum sie gegen die Ebene der Basis ungleich gestellt sind.

An den großen Gebäuden von Karnac und Luxor kann man sehen, daß diese Verbindungsart bei den Egyptern häufig im Brauche war. An den ungeheuern platten Steinen oben auf den Gebäuden bemerkt man je an dem Rande von zweien ganz ähnliche Zapfenlöcher, wie die am Obelisken, und sie haben gleichfalls die Spalte zwischen beiden Blöcken zur gemeinschaftlichen Are. Man hat noch mehrere hölzerne Schwalbenschwänze, ziemlich gut erhalten, gefunden, und so kann darüber kein Zweifel obwalten. Aus dem Obigen ergibt sich übrigens, daß die Risse an unserm Obelisken sich schon vor Errichtung desselben befanden, daß die alten Egypter sie bemerkt hatten und dem Auseinanderweichen dadurch vorzubeugen suchten, daß sie mit Mastix überzogene hölzerne Schwalbenschwänze gewaltsam in entsprechende Löcher hineintrieben.

Sie haben die Inschrift des Obelisken an Ort und Stelle gelesen und mit großer Gelehrsamkeit ausgelegt; es wird Ihnen daher große Freude machen, wenn Sie hören, daß an der Basis desselben, die, als Sie hier waren, sich noch unter der Erde befand und also von Ihnen nicht untersucht werden konnte, der Name und Vorname Rhamses des Großen sehr schön eingegraben ist. Da somit der Riß im Stein so außerordentlich alt ist und er sich seither so vollkommen gut erhalten hat, so können wir, glaube ich, vollkommen ruhig seyn. Und dies ist besonders für Sie von Wichtigkeit; denn wem muß mehr daran gelegen seyn, als Ihnen, daß diese herrlichen Muster egyptischer Kunst, diese prächtigen Zeugen vom Ruhme des großen Sesostris, welche allein durch Sie in Frankreichs Besitz gekommen sind, unversehrt, in ihrem vollen Glanze sich vor unserm Louvre erheben.

Beilage: Kunstblatt Nr. 24.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 71.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 23. März 1832.

— Es übergießt mich ein Grauen,
Da ich erfüllt muß vor Augen schauen,
Was ich in ahnender Furcht nur gesehen.

Schiller.

Das Signal.

(Fortsetzung.)

Auf unserer Rückkehr von Botzen am folgenden Abend ließ ich meine Mannschaft in dem Dorfe Salurn Halt machen und wanderte dann, nachdem ich für sie und ihre Rosse hatte sorgen lassen, allein und unter dem Vorwand, ich wolle mich nach dem Wetter umsehen, zum Orte hinaus. Es dunkelte bereits, und als ich eine wilde Schlucht betrat, umgab mich im Schatten der Felswände bald so finstere Nacht, daß es mir schwer fiel, den Weg zu unterscheiden. Die verfallene Veste von Salurn blieb indessen noch völlig sichtbar; hoch über mir glänzte sie noch im Schimmer der scheidenden Sonne, während unter ihr schon Alles in Dunkel begraben lag. Ich hatte den herrlichen Bau noch nie so nahe oder bei so günstiger Beleuchtung gesehen; so blieb ich denn, in Betrachtung des anziehenden Landschaftsgemäldes verloren, einige Zeit stehen. Die plötzliche Erscheinung eines kleinen Mädchens, das aus einer der zahllosen Felsenspalten herausschlüpfte und quer über den Weg lief, weckte mich aus meinen Träumen. Im Vorübereilen warf sie mir von einem ganzen Bündel, den sie bei sich trug, ein kleines Stück Papier zu und verschwand auf der entgegengesetzten Seite. Begierig raffte ich das Blatt auf; es mußte — denn zu was allem überredet nicht die Selbstsucht den Liebenden! — die Lösung des mich quälenden, verwirrenden Räthsels enthalten; ich fand aber darauf nichts, als die Worte: „'S ist Zeit.“ War dieß etwa die Antwort auf Rusens fragenden Anruf: „Ist's Zeit?“ Die offenbare Beziehung, in der diese beiden Phrasen zu einander standen, durchzuckte mich mit einer schrecklichen Ahnung, und hastig, ängstlich suchte ich mir nun in's Gedächtniß zurückzurufen, was mir auf meinem Zuge durch das Land am Volk aufgefallen war. Ich erinnerte mich, daß ich im Laufe des Tages verschiedene Haufen von Bauern begierig auf das Wasser der Eisach hatte hinabblicken sehen und daß einmal plötzlich ein solcher Haufe in lauten Jubel ausbrach, als eine beträchtliche Menge Sägespäne den Waldbach herabgeschwommen kam. Das Volk hatte sich indessen, wie sonst, als der Abend einbrach, nach Hause verlaufen, und auch im Dorfe war, als ich es vor einer Viertelstunde verlassen, durchaus nichts von Zusammenrottung zu bemerken, ja kaum ein Einwohner zu sehen gewesen, außer einem halben Dutzend etwa, die hinter einem Hause mit einander schwatzten. Diese leztern blickten aufmerksam nach dem Salurner Schlosse hinüber, und jezt erst, damals nicht, fiel es mir auf, daß ein ihnen so vertrauter Gegenstand ihre Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch genommen. Sie sahen finster aus, und ich hörte einen von ihnen die Worte sprechen, die ich überhaupt schon so oft hatte hören müssen: „'S ist noch nicht Zeit.“ Ich kämpfte einige Augenblicke mit mir selbst, ob ich nicht unverweilt zu meiner Mannschaft zurückkehren sollte; die Liebe gewann indessen, wohl mit Hülfe der Neugier,

Digitized by Google

ihr Eherband, und ist entbindet sich, sie ist ehelos geworden, sie darf sich wieder verheiraten, wenn sie will. Ich glaube, sie darf nur wieder wollen, will sie es nicht, so bleibt sie ledig. Selbst ein Brief, sein Eintreffen, sein Inhalt, sein Ausbleiben, sein Inhalt, sein Eintreffen, sein Inhalt sind solche Ursachen, Ursachen, die mit einander der Zeiger und um den Zeiger herumlaufen Kraft dieser Ursachen gelangen, bis sie sich gefunden haben, bis der Zeiger vollendet weiter, wer weiß an welchen Zeichen zu stehen kommt, Ursachen, die sich in Wirkungen auflösen, in Wirkungsarmut eilenden. Handelt es sich um Ursachen, so möchte vielleicht das Lied der ungeborenen Kinder, auf dem Wege zu ihrer Geburt, auf dem Wege zu ihrer Verheirathung, auf dem Wege zu ihrer Verheirathung, auf dem Wege zu ihrer Verheirathung

ziere, ein Grusier und ein Tatar, auch ein armenischer Dolmetscher war zugegen. Nächstdem befand sich die Musik in diesem Zimmer, das heißt zwei Musikanten, deren einer die türkische Trommel schlug, der andere dagegen eine Flöte blies. Jener sprang wie ein Bajazzo mit seiner Trommel umher, bekam mitunter einen Stoß mit dem Fuße von dem Perser, der mit uns im Zimmer war, und machte dazu allerlei läppische Gebärden zur Belustigung der anwesenden Hochzeitgäste. Hierauf führte man mich in das Bräutigamszimmer, das sehr galant und schön geschmückt war; hier lagen schöne, reiche Teppiche auf dem Boden, und sammtene Ruhekissen an den Seiten des kleinen, niedrigen Zimmers; die Fenstervorhänge waren alle von türkischen Shawls und stark mit Gold bordirt; ähnliche, reich mit Gold gewirkte Decken verbargen in Nischen an den Wänden schöne Kisten; außerdem zierten das Zimmer eine Menge Spiegel und oben auf einem Brett an den Wänden befanden sich die mannichfaltigsten Gefässe von Fayence. Hier saß der schön geschmückte Bräutigam von etwa neunzehn Jahren; sein Kaftan strotzte von Gold und Silber, die andern Gewänder unter ihm waren von den schönsten Seidenzeugen; er saß in Gegenwart des Vaters ganz still und in Gedanken versunken. Nur vom Vater aufgefordert, darf er sprechen, was überhaupt sehr selten geschieht. Mir antwortete er gar nicht, weil er in Gegenwart des Vaters nicht zu sprechen wagte. Kaum war dieser aber hinausgegangen, gleich nahm er ein freundliches Gesicht an, unterhielt sich heiter und lustig mit zwei seiner Freunde, und zündete seine Pfeife an, die er aber gleich wieder weglegte, als der Vater zurückkehrte, in dessen Gegenwart er überhaupt heute nichts genießen durfte. Man brachte uns das Abendessen; meine Frau wurde dazu mit eingeladen, weil die tatarischen Frauen nichts zu essen bekommen. Wir sind bei uns an solchen Tagen immer auf einen reichen Tisch gefaßt; hier bestand aber das ganze hochzeitliche Abendessen aus einem einzigen Gerichte, dem Ploff der Perser, d. h. aus abgekochtem Reiße mit Hammelfleisch, das in Stücke geschnitten auf ihn gelegt wird. Buttersauce stand in einer Schale nebenbei. Die andern Gäste aßen mit den Fingern, nach persischer Art, aber wir erhielten kleine hölzerne Löffel. Nach dem Essen bekam ein jeder aus einer Theetasse donischen Wein zu trinken. Nach dem Essen ging meine Frau wieder zu den tatarischen Frauen und sah ihren Tänzen zu. Zuerst traten zwei Mädchen vor und machten verschiedene Gebärden; doch bewegten sie die Füße wenig, desto mehr aber Arme und Kopf, wobei sie denn oft sehr zierliche, einnehmende Stellungen annahmen; Tanz war es also eigentlich nicht, sondern mehr Pantomimenspiel. Dazu schlug man die einförmig tönende türkische Trommel. Nachher wurde der Tanz allgemeiner, und es traten immer neue Frauen auf, um ihre Kunst im Tanzen zu zeigen.

Jezt waren viele Männer nach der Braut gegangen, denn sie befand sich noch immer im elterlichen Hause; man wählt die dunkelste Stunde der Mitternacht, damit sie von keinem gesehen werde, obgleich sie überdies dicht verschleiert ist. Zwei alte Freundinnen begleiten sie aus ihrem Hause. Sobald sie dem Hause des Bräutigams naht, verschwindet er aus der Gesellschaft und zieht sich in ein einsames Zimmer zurück, wo er späterhin die Braut empfängt. Erst wird sie in das Brautgemach geführt, wo ihr eine Menge Frauen entgegenkommen, und das eben so kostbar geschmückt ist, als das Bräutigamszimmer. Die Frauen umringen sie in diesem kleinen Gemach, aber die höchstens 15jährige, schlank gewachsene Braut, mit einem langen Schleier von oben bis unten dicht verhüllt, bleibt unbeweglich an der Wand stehen. Sie war sehr reich geschmückt, ihr Schleier, so wie alle ihre Gewänder, selbst das Hemde, von dem feinsten Seidenzeuge, mit Gold gewirkt; auf der Stirn hielt eine silberne Schnalle den Schleier zusammen, auf der Brust hatte sie viele Diamanten und Edelsteine. Man nahm ihr darauf alle ihre kostbaren Gewänder ab und hing diese auf; dabei hütete man sich aber sehr, das Gesicht der Braut den andern Frauen zu zeigen. Heute Abend bekommt sie nach dem Auskleiden nur der Bräutigam zu sehen; sie wird alsdann drei Tage lang mit ihm verschlossen, so daß sie immer allein bleiben und man ihnen nur Essen ins Zimmer bringt. Den dritten Tag findet die lezte Feierlichkeit, das Entschleiern der Braut, statt.

Es versammeln sich dazu eine Menge Frauen, so viel die Braut nur Bekannte in der Stadt hat, und kommen vor eilf Uhr ins Haus des jungen Ehepaars. Die junge Braut sizt verschleiert; sobald aber eine Frau ins Zimmer tritt, erhebt sie sich von ihrem Sitze und entschleiert sich; doch gleich nöthigt sie die hineintretende Frau, sich niederzulassen, und verschleiert sich auf's Neue, bis eine zweite kommt. Der Vater des Bräutigams bekommt die junge Frau erst nach längerer Zeit zu sehen, und zwar dann, wenn er sie mit dem Sohne zu sich ladet, um sie zu bewirthen; dabei darf die junge Frau aber nur mit ja und nein antworten, nur gefragt, nie selbst fragen. Alles dies rührt von der Eifersucht her, die hier sehr groß ist; ja selbst Jahre lang dauert das zurückhaltende Benehmen zwischen ihr und dem Schwiegervater; seine Befehle muß sie indessen erfüllen, ohne ein Wort zu sagen. Erst später, wenn ihr Vater beide zu sich ladet, um sie zu bewirthen, bittet die Schwiegermutter den Sohn, die Toch-

Digitized by Google

ter nicht zu streng zu halten; denn er hat völlige Macht über sie.

Die Derbendschen Tataren sind mit der russischen Regierung sehr zufrieden; sie haben jährlich nur sechs Silberrubel Abgaben für die männliche Seele zu zahlen, und erhalten alsdann einen Paß, mit dem sie überall frei leben können; zu den Zeiten ihres Chans *) lebten sie viel gedrückter; außer ihren bestimmten jährlichen Abgaben waren sie nicht sicher, daß der Chan ihnen nicht ihr ganzes Vermögen nahm, wenn er es bedurfte. Gegen Russen sind die Tataren überhaupt sehr artig und gefällig; selbst diejenigen, welche mir in meinem Convoi dienten, boten mir, wo sie konnten, Früchte oder kaltes Quellwasser zur Erfrischung an. Doch machten sie vor etwa sechs Jahren einen Aufruhr, da sie sahen, daß die Tschetschenzen und Lesghinen einzelne russische Festungen überfallen hatten; allein sie wurden bald wieder zur Ruhe gebracht. Da dies Volk, so wie überhaupt die Bergvölker des ganzen Kaukasus, außerordentlich wankelmüthig ist, so muß man fürchten, daß sich ähnliche Auftritte leicht erneuern könnten; daher erhielt der Kommandant so eben die strengsten Befehle, bei dem gegenwärtigen Aufruhr der Tschetschenzen die größte Ruhe in der Stadt und der Umgegend zu erhalten, und die ausgestellten Wachen bekamen von ihm die schärfste Ordre, überall auf ihrer Hut zu seyn.

*) Feth Ali Chans Söhne, Achmet Chan und Hassan Chan, waren die letzten Herrscher von Derbend. Der letzte Chan floh, als Suboff Derbend erobert, nach dem Nordgebirge, wo er sich mit den Lesghinen verband und Straßenraub trieb.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

Die Cholera.

Die Cholera tritt hier, physiologisch betrachtet, völlig auf, wie in Rußland, wie in den österreichischen und preußischen Staaten; daß sie aber bis jetzt sogar in einem Focus, wie London, der ihr die reichste Beute bietet, bescheiden, fast schüchtern aufgetreten, ist nicht nur an sich für die Geschichte der Krankheit interessant, sondern auch für jeden hier Lebenden vom größten Belang. Indessen steigt die Krankheit seit einigen Tagen beträchtlich, und bedenkt man, daß in den slavischen Ländern, die uns, wenn es sich vom wahrscheinlichen Gange der Seuche in London handelt, doch zunächst vor Augen schweben müssen, die dünngesäete Bevölkerung und die geringe Wirksamkeit oder die Unterdrückung der Presse das Erscheinen der Cholera in der ersten Zeit, und wochenlang, nicht bekannt werden ließ, während hier vom ersten Augenblick an nichts Verdächtiges verborgen bleiben konnte, so ist allerdings immer noch zu fürchten, daß London wenigstens das Loos von Moskau, Petersburg, Berlin, Wien theilen möchte. Von Seiten der Heilkunde sind wir hier sicher schlechter berathen, als in sehr vielen Ländern von Europa, und auch an der Revolution, welche die Cholera in der Medizin hervorbringen wird und muß, möchten wohl unsere Aerzte in Zukunft am wenigsten Theil nehmen, da ihnen das mächtige Hülfsmittel der täglichen Leichenöffnungen fehlt. Aber nicht nur physiologisch ist die hiesige Cholera dieselbe wie anderswo; es treten auch dieselben moralischen Erscheinungen in ihrem Gefolge auf. Die medizinische Gesellschaft von Westminster hielt letzten Samstag eine Versammlung; aber in diesem Chaos von widersprechenden Meinungen und Ansichten tauchte nicht Ein Gedanke auf, der Erwähnung verdiente. Am Freitag begab sich ein spaßhafter Vorfall. Einer Magd wurde in der Straße übel; im Augenblick war sie von nicht mehr denn zehn Söhnen Aeskulaps umringt, welche aus Einem Munde den Ausspruch thaten, es sey ein schwerer Cholerafall. Schnell wurde eine Kutsche herbeigebracht, und zwei ärztliche Gentlemen begleiteten die Kranke in das Hospital. Doch bevor sie hinkamen, hatte sich das Uebel entschieden: die Kranke genaß von einem gesunden Knaben. Am Sonntag fiel ein falscher Lärm anderer Art vor: während der Frühpredigt in der neuen Kirche zu Marylebone ward die Versammlung durch einen Menschen, der plötzlich ein fürchterliches Geschrei ausstieß und unter Krämpfen auf den Boden niederstürzte, auf's Gräßlichste erschreckt. Der hochwürdige Rektor, Dr. Spry, der eben die Predigt abtat, brach plötzlich ab, als es hieß, der Mann habe die Cholera. Alsbald entstand ein furchtbares Drängen nach den Thüren, wobei zwei bis drei Personen verletzt wurden, ein Weib, mit einem Kinde auf dem Arme, so schwer, daß sie nach Hause gebracht werden mußte. Der Mann war, wie sich auswies, Zufällen der Art schon seit Jahren unterworfen. Sehr häufig kommen in England ähnliche Erscheinungen vor wie in Rußland und Gallizien; das Volk bildet sich gewöhnlich ein, die Kranken seyen als Opfer ärztlicher Experimente gefallen, und gegen die in jenen Ländern ausgeheckten Hirngespinnste ist dieser Glauben allerdings höchst vernünftig zu nennen. So läßt sich z. B. in Glasgow in manchen Stadttheilen kein ärztliches Individuum blicken aus Furcht vor Mißhandlung. Auf den Dörfern in der Umgegend sind die von der Gesundheitskommission zu Beerdigung der Choleraleichen besoldeten Personen aufs Rohste angegriffen worden. Am Montag wurden zu North Woodside diese Leute bei Ausübung ihres Amtes gröblich mißhandelt. Eine Frau war an der Cholera gestorben; auf Aufforderung des Mannes selbst begaben sich die Choleraleichenträger nebst einer Person, welche die Räucherung des Hauses vornehmen sollte, dahin; kaum waren sie da, so wurden sie von einer Masse Volks unter den furchtbarsten Verwünschungen mit Steinwürfen angefallen, und mußten nach mehreren fruchtlosen Versuchen, ihr Amt zu verrichten, wobei Alle mehr oder weniger verletzt wurden, davon abstehen. Noch ein andermal wurde in Glasgow bei Gelegenheit des Fortschaffens von zwei Choleraleichen die Ruhe bedeutend gestört. In Glasgow — hier habe ich noch von nichts der Art gehört — unterzog sich auch ein Arzt einem Versuche, wie deren auf dem Festlande manche angestellt worden sind; er legte sich zwei Stunden lang in das Bette, in dem so eben ein Choleramann gestorben war, und blieb gesund.

Beilage: Literaturblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 72.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 24. März 1832.

Die Gottheit wollen sie zumeist
Abspiegeln blos im eignen Geist,
Und haben gottbesessen
Die Menschlichkeit vergessen.

Rückert.

Bilder vom kaspischen Meer.

Das ewige Feuer von Baku.

Nordwärts von der Stadt Baku am kaspischen Meer, etwa zwölf Werste von ihr, befindet sich auf der Abscheronschen Halbinsel das berühmte ewige Feuer, 11 Werst von den weißen Naphthagruben zwischen den Dörfern Ssarachani und Emir Hadshan. An diesem Feuer lebt eine Kolonie indischer Feuerarbeiter. Wir fuhren Abends hin. Schon eine weite Strecke vorher, ehe man zu dem ewigen Feuer gelangt, bemerkt man es aus der Ferne, — ein seltenes Schauspiel der Nacht! Man unterscheidet vier Hauptflammen in der Dunkelheit, und je näher man kommt, desto mehr kleinere Flämmchen sieht man aus der Erde flimmern. Die vier Flammen steigen hoch in die Luft und erhellen die ganze nächtliche Gegend, die öde und verlassen da liegt. Endlich unterscheidet man die hohe weiße Steinmauer und vier über sie emporragende Röhren, aus denen jene großen Flammen hervorbrechen. Man glaubt in der Nähe eines Feenschlosses zu seyn.

Wir näherten uns dem Portal und traten nun — ein blendender Anblick! — in einen stark erhellten, geräumigen Hof, in dessen Mitte sich eine viereckige Halle mit vier Röhrenpfeilern erhebt, aus denen die großen Flammen hervorbrechen. Dadurch entsteht ein Feuer, das den Ankommenden eben so sehr überrascht als blendet. Ringsher bemerkt man an den innern Wänden der Mauer die Zellen der Indier, deren einer uns gleich beim Eintritt empfing. Fast nackt, nur mit einer Schürze und einem weißen Turban versehen, trat er aus seiner Zelle, langsamen Ganges, blieb dann wieder stehen, faltete seine Hände, ehrfurchtsvoll vor seinem Feuergotte sich verneigend, und wiederholte unaufhörlich in indischer Sprache diese Worte: Rahma erhalte den Herrscher Rußlands! — Rahma heißt in ihrer Sprache Gott. Jezt kamen noch andere fast nackte Indier aus ihren Zellen hervor; ihre braune Farbe, ihr verworrenes Haar, das bei mehrern ohne Turban unordentlich und lang herunterhing, und die Magerkeit ihres Körpers, der, lang und abgezehrt, nur Knochen zeigte, erregte in uns sonderbare Gefühle. Jener erste Indier nöthigte uns in seine Zelle; wir fanden in ihr außer einem elenden Teppiche und ein Paar Wasserkrügen keine weitern Geräthe; vor seiner Zelle blühte aber ein schöner Rosenstrauch in üppiger Fülle. Von ihm gingen wir zu den übrigen Indiern, deren etwa zwölf hier seyn mochten (eben so viele leben in Baku); die Zellen der meisten waren klein und, wie jene, ohne alles Hausgeräth; in den meisten brannten mehrere Flammen, theils am Boden selbst, theils an der Spitze einer Kalkröhre, die im Boden stack und gleichsam als Kerze diente.

Bei einem ihrer Oberpriester, der einen engen, braunrothen, streifigseidenen Kaftan und eine rothe spitze Mütze trug, sahen wir mehrere ihrer Götzenbilder, kleine thierische metallene Figürchen, die im Winkel auf einem kleinn Tische vor einem seidenen Vorhange standen; an-

Digitized by Google

dere halbmenſchliche, faſt kleinen Teufelchen gleichende Figuren waren mit greller rother Farbe an die Wand gemalt. Sie hatten zwar Kronen auf dem Kopfe, aber auch lange Schwänze und bließen in große Hörner. Auch hier brannten mehrere Flämmchen.

Eben als wir in ihre Zellen traten, bließen die Indier in Tritonmuſcheln und zogen zugleich die Glocke in der Halle, als Zeichen, daß ſie ihre Andacht halten wollten. Einige, wie der Oberprieſter, brachten einen halben Bogen Papier hervor, auf den ein indiſches Gebet geſchrieben war, das ſie ablaſen und dabei unaufhörlich den Kopf bewegten. Nur beim Oberprieſter verſammeln ſich mitunter einige andere Indier, um mit ihm ihre Götzen anzubeten; ſonſt verrichtet jeder das Gebet in ſeiner Zelle und kommt nie in die eines andern; man ſagt ſogar, ſie leben unter einander in beſtändigem Zwieſpalte, da einige Karten zu ſpielen anfingen, was die andern als unheilig verabſcheuten, aber nicht hintertreiben konnten, weßhalb der ſtellvertretende Kommandant von Baku mehrere nach der Stadt genommen hatte, um ſo den Streit zu endigen. Was daran wahr iſt, und welchen Ausgang es genommen hat, weiß ich nicht. Mir kamen die Indier als ſehr ſtille, andächtige Menſchen vor, die eher mit Nachſicht als großer Strenge behandelt werden müßten. Die meiſten ſaßen an ihrem Feuer, ſchürten es und beobachteten dabei ein tiefes Stillſchweigen, andere ſchlugen beide Hände über dem Kopf zuſammen und ſagten ihre Gebete her, indem ſie ihn beſtändig bewegten. In ihrer Andacht laſſen ſie ſich von Niemand ſtören; daher konnten wir ungehindert die Zelle eines jeden anſehen, ohne daß er ſeine Gebete unterbrach.

Die Indier ſehen das Feuer als etwas Heiliges oder als die Gottheit ſelbſt an, denn auf meine Frage, ob Feuer und Gott verſchieden ſey, ſagten ſie, es ſey beides gleich; Feuer nannten ſie bald mit dem arabiſchen Worte Nur, bald auch Aghan*), wie es perſiſch heißt; beides ſey Rahma (die Gottheit.) Da mir ein guter Dolmetſcher fehlte, ſo konnte ich nicht beſtimmt erfahren, ob ſie das Feuer ſelbſt für göttlich halten oder nicht; einer ſchien mir nur den Ort, wo das Feuer brennt, und den ſie Ateſch-gah, d. h. Feuer-ort nennen, als heilig zu bezeichnen; in ihren heiligen Büchern ſey ihnen gerade dieß Ateſch-gah bei Baku angezeigt, als ein Ort, wohin ſie wallfahrten müßten, um Gott anzubeten. Doch glauben ſie nicht, daß Gott gerade hier vorzüglich wohne, denn er wohne überall; auch wiſſen ſie nicht, welche Geſtalt Gott habe.

(Die Fortſetzung folgt.)

*) Aghan hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem ruſſiſchen Wort ogon'; vielleicht ſtammt es auch aus dem Sanskrit, der allerälteſten Sprache, die für alle übrigen einzelne Worte hergegeben hat.

Das Signal.

(Beſchluß.)

Aller Vorſicht vergeſſend, im Drange, zwiſchen ſie und ihr Verhängniß — ich wußte nicht, wie? — zu treten, ſtürzte ich um die Felſenecke. Eben wollte ihr Name meinen Lippen entſchlüpfen, während ich vergebens die Hand nach ihr ausſtreckte, da fühlte ich die meinige von Jemand in der Dunkelheit ergriffen. Es war Dorothea ſelbſt. „Vergebt mir!“ ſprach ſie raſch, aber deutlich, „in ſolchen Augenblicken iſt nur Euer Geſchlecht eines ruhigen und feſten Entſchluſſes fähig. Ich darf, ich kann nicht zögern, nicht ſchwanken! In einer Zeit, wie dieſe, gilt mir Liebe und Haß gleich. Der erſte Mann, der die Zinnen des Salurner Schloſſes erreicht, iſt Dorotheas Gatte! Hinauf denn!“ Ich blickte unwillkührlich aufwärts und ſah die Leuchte, einem Sterne gleich, weit über unſern Häuptern ſchimmern. „Es gilt!“ flüſterte ich, drückte ihr die Hand und lief die Treppe hinan. Die nur roh in den Felſen gehauenen Stufen waren abſchüſſig und uneben; allein es war, als finde ich inſtinktmäßig, dem Nachtwandler gleich, jedesmal die bequemſte Stelle zum Setzen des Fußes, und ſo ſtieg ich raſch immer aufwärts. Ich kam dem Licht näher und fühlte meine Kräfte wie verdoppelt durch das Tygerähnliche in unſerer Natur, das ſich im Menſchen rührt, wenn er den Todfeind in ſeinem Bereiche weiß. Der Weg wurde indeſſen immer ſchwieriger; jede Spur von Stufen verſchwand allmählich, und ich mußte, wie ich vermuthete, in der Haſt vom rechten Weg abgekommen ſeyn. Ich hielt dieß indeſſen eher für ein Glück; denn wäre auf keinem andern Wege als auf der Treppe hinaufzugelangen geweſen, ſo hätte der Kampf — und daß es zu einem Kampf kommen mußte, deſſen war ich gewiß — auf der freien Treppe ausgekämpft werden müſſen. Ich ſuchte deßhalb meinen Feind zu umgehen und die Höhe vor ihm zu erreichen, und ſezte nun meinen Weg langſamer und vorſichtiger fort. Als ich dem Licht nahe genug kam, um die Geſtalt des Italieners deutlich ſehen und einen Ueberblick der Oertlichkeit um ihn her gewinnen zu können, fand ich, daß er auf einem platten Felsſtück ſtand, das früher einen Treppenabſatz gebildet zu haben ſchien. Er war eben beſchäftigt, eine mit Sand und Moos verſtopfte Vertiefung in dem Geſtein mit ſeinem Meſſer zu ſäubern. Es war dieß offenbar eine Stelle, die dazu diente, den Fuß einzuſetzen, denn eine ganz kurze Strecke weiter oben fing die Treppe wieder regelmäßiger an, als je zuvor, und zog ſich dann aufwärts, bis ſie ſich im Nachtdunkel verlor. Der Fels erſchien wirklich als der einzige Punkt, über den man weiter hinauf kommen konnte. Rings umher fiel das Geſtein ſo ſteil ab, daß hier, ehe die Erfindung des Schießpulvers die Kriegskunſt veränderte, ein einziger Mann das Schloß gegen Hunderte vertheidigen konnte. Rufen

Digitized by Google

war jezt mit seiner Arbeit fertig und eben im Begriff, den Fuß in die Lücke zu setzen, von wo aus ihn ein leichter Schwung auf die Treppe gebracht hätte, da — ich fühlte mein Blut zurücktreten — sprang ich im selben Augenblick auf den Felsenabsatz und faßte ihn bei der Kehle. „Jesus Maria!“ schrie er, und ich fühlte, wie seine Finger krampfhaft nach mir griffen. „Ist's Zeit?“ — „Ja, es ist Zeit!“ rief ich, und als das Licht der Laterne ihm meine Züge zeigte, konnte ich einen Blitz, in dem sich Freude und Schreck mischten, über sein dunkles Antlitz zucken sehen. „Im Namen des Königs verhafte ich Dich als einen Hochverräther,“ fuhr ich fort; „willst Du Dich ergeben?“ — „Ja! da nimm Deinen Lohn!“ grinste er höhnisch und seine Hand umkrallte mich, wie die des Todes. „Ich verhafte Dich als einen vorsezlichen Mörder! Ergiebst Du Dich?“ — „Nein!“ — „Hinab denn mit Dir — zuerst zur Erde und dann zur Hölle!“ und mit der äußersten Kraftanstrengung zog ich ihn an den Abgrund, während ich mich mit der einen Hand fest am Felsen hielt, um nicht von meinem Opfer hinabgerissen zu werden. Er wich der Kraft, der er wohl zu keiner Zeit zu widerstehen vermocht hätte, aber im Nu hatte die listige Schlange seine Arme um meine Beine gewunden und mich mit sich an den Rand des Felsen hinabgezerrt. Meine Lage war nun sehr gefährlich. Der Sieg war freilich nicht schwer, allein nur im Verein mit dem Tod; auch schien es, nach den wüthenden Anstrengungen meines Feindes, als wolle er gern sterben, wenn es nur mit mir geschehe. Immer näher kamen wir im Ringen dem Rande des Abgrunds, er war erreicht — wir stürzten, da fühlte ich mich von hinten gehalten, riß mich mit aller Kraft von den umklammernden Händen meines Feindes los, und mit einem entsezlichen Schrei stürzte er in die Tiefe. Die Vorsehung hatte wunderbar gewaltet: mein starker Uniformsrock hatte sich nämlich an einer Felsenzacke verfangen und ich hing nun eine Zeitlang betäubt über dem Absturz.

Bald raffte ich mich jedoch auf, eilte hinunter und fand die beiden Frauen in tödtlicher Verwirrung über den verstümmelten Leichnam Rusens hingebeugt, an dessen Brust die Laterne, zwar erloschen, aber sonst unversehrt festhing. „Dorothea!“ rief ich. — „Sie hier!“ erwiederte sie. „Barmherziger Gott, ist es ein Traum?“ — „Ja, ein Traum, den wir Alle vergessen müssen. Fort, fort! Sie wenigstens dürfen nichts mit Schuld und Tod zu thun haben.“ Ohne etwas zu erwiedern, kniete sie nieder und machte die Laterne von dem Todten los. „Lassen Sie mich, lassen Sie mich!“ rief sie in der höchsten Aufregung, „mich ruft eine heilige Pflicht. Da Niemand es nicht mehr kann, so will ich selbst das Wagniß unternehmen.“ — „So spricht der Wahnsinn. Sie sind jezt nicht im Stande, zu handeln, ja nur zu denken, und ich will und muß mich Ihrer annehmen. Kommen Sie, lassen Sie uns diesen verfluchten Ort schnell verlassen, denn auch mich ruft eine Pflicht.“ — „Welche?“ fiel sie rasch ein; „etwa eine Weiberverschwörung anzuzeigen und die Dorothea, die Sie zu lieben vorgaben, auf das Blutgerüst zu bringen?“ — „Nein, beim Himmel, nein! Nicht ein Wort, nicht ein Blick —“ — „Es gibt aber noch mehr Zeugen. Im Schlosse oben ist ein — ein Papier, das ich zu Asche verbrennen muß, ehe ich wieder ruhig schlafen kann.“ — „Das will ich thun. Schaffen Sie Licht.“ — „Sie? nein — nein!“ — „Die Zeit drängt; schaffen Sie Licht, wenn Sie können, Dorothea, ich bitte, bitte dringend!“ Sie rang die Hände und weinte. „Fürchten Sie etwa, ich möchte das Papier lesen und Ihre Mitschuldigen verrathen?“ — „Ja, das fürchte ich!“ versezte sie schnell. — „Soll ich schwören?“ — „Nein! versprechen Sie es bei Ihrem Wort, bei Ihrer Ehre, bei Ihrer Liebe! Das Papier liegt auf einem kleinen Kästchen auf einer Steinplatte nahe bei dem obern Thurmfenster. Versprechen Sie, daß Sie es, ohne seine Aufschrift zu lesen, ohne es nur mit dem Finger zu berühren, mit der Laterne anzünden und zusehen wollen, bis beides, Kästchen und Papier, zu Asche verbrannt ist? Versprechen Sie mir dies?“ — „Ich verspreche es, so wahr mir Gott helfe!“ — Ich ergriff die Laterne, welche die Begleiterin indessen wieder angezündet hatte, und lief zum zweitenmale die Treppe hinan, erreichte die schwindelnde Höhe der Burg ohne Unfall und stieg die zerfallene Wendeltiege des Thurms hinauf. In dem obersten Gemach sah ich, wie Dorothea mir beschrieben, das verhängnißvolle Päckchen liegen, blickte aber, um die Aufschrift desselben nicht zu lesen, darüber weg nach dem Fenster und heftete meine Blicke auf das dunkle, von seinen noch dunklern Bergen umschlossene Thal unter mir. Ich konnte indessen das Päckchen nicht wohl mit der Flamme der Laterne zusammenbringen, ohne hinzusehen, und richtete deshalb meine Augen ein paar Sekunden lang auf die Steinplatte. Das Päckchen hatte keine Aufschrift. Da durchzuckte mich ein mir selbst unerklärlicher Schauder. Das Papier hatte inzwischen bereits Feuer gefangen; es sprühte wie Schießpulver auf und zugleich stieg, da sich das Feuer pfeilschnell dem Kästchen mitgetheilt hatte, eine hohe Flamme in die Höhe. Von Schrecken ergriffen, warf ich den Stein um; allein es war zu spät. Das Signal war gegeben. Von jedem Fels, von jedem Berggipfel flammten, wie Höllengeister, in dem Nachtdunkel helle Leuchtfeuer, einander antwortend, auf; Trommelwirbel, der Hörner gellender Kriegsruf, der Donner des Geschützes hallten weithin durch die Thäler. In der Nacht ging Südtyrol für Baiern verloren. Ich eilte den Felsen hinab, ich weiß nicht wie, riß mich wild aus Dorotheens haltenden Armen und stürzte wie ein Rasender nach dem Dorfe. Ich

Digitized by Google

kam eben noch dazu, um meine wackern Bursche von dem wüthenden Bauernvolk in Stücke hauen zu sehen. All überall wiederhallte der tobende Ruf: „'S ist Zeit — 's ist Zeit!“ Von da an erinnere ich mich nichts mehr; ich fiel, von einer Kugel getroffen, und als ich aus dem Wundfieber zum Bewußtseyn kam, lag Tyrol wieder in den Armen seines geliebten Oesterreichs. — Dorothea war meine Pflegerin; bald nachher ward sie mein Weib.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Die italienische Oper.

Eine kurze Skizze der vornehmsten Erscheinungen, welche diesen Winter in der italienischen Oper, deren Saison nun bald zu Ende geht, an den hiesigen Dilettanten vorübergegangen sind, wird wohl Ihren Lesern, als Intermezzo des Pariser politischen Dramas, dem Alle, mitunter wohl nachgerade ein wenig gähnend zuschauen, nicht unwillkommen seyn, und ich denke dabei das ganze interessante Institut im Allgemeinen zu charakterisiren.

Man weiß, daß die Italiener, oder „les bouffes,“ wie sie noch von Gherardi her heißen, in dem Theater spielen, welches vom Boulevard, der place des italiens und den Straßen Marivaux und Favart eingeschlossen wird. Es kehrt seine Säulenfaçade dem unansehnlichen Platze zu und zeigt nach dem Boulevard hin nur Buden und Kaffeehäuser; denn sonst könnte man das Theater der vornehmen Welt zu den Boulevardstheatern zählen, und gegen solche Herabwürdigung muß man sich ernstlich verwahren, und kostete es selbst mehr als die Aufopferung einer schönen Façade. Vor Zeiten nistete die comédie à ariettes friedlich mit den welschen Strichvögeln unter diesem Dache, und selbst die feinen Konversationsstücke eines Marivaux, die nur das überstolze Théâtre français von seinem klassischen Repertoire verwies, zogen friedlich hierher, und die sogenannten feinen Leute, das Publikum von Geschmack und Welt fand in diesem Raume eine stets abwechselnde Unterhaltung. Doch nachdem durch Favarts Nachfolger aus der comédie à ariettes die komische Oper gebildet worden, die mehr Platz brauchte, und als das Théâtre français sich genöthigt sah, seine feierlichen Hallen auch der modernen Komödie zu öffnen und die graue, ewig feststehende Säulendekoration mit einem bürgerlichen Zimmer zu vertauschen, da verödete das italienische Theater und öffnete sich nun unter dem vornehmen Titel: Théâtre royal italien, wenn Künstler aus der Fremde Angriffe auf den Geschmackssinn und die Beutel der Pariser unternahmen. So widerhallten denn in neuerer Zeit diese Räume von den großartigen Tönen der Catalani, von den lieblichern der Sontag; hier erschütterte Mac-Ready und die Smithson ein Publikum, das sie verstand; hier endlich war es, wo das Talent der Schröder-Devrient und Haizingers den früher schon gemachten Versuch, eine deutsche Oper den Parisern vorzuführen, glänzend gelingen ließ. Diese vorübergehenden Erscheinungen hören aber mit dem Winter auf, und eine italienische Operngesellschaft nimmt dann bis zum Frühlinge das Haus in Besitz.

Wie glücklich ist ein Unternehmer der italienischen Oper in Paris gegen euch, ihr armen, gebeutelten Theaterprinzipale Deutschlands! Was wird von euch nicht Alles verlangt! Kunstsinn, Kunstliebe, Kunsteifer und alles Gute, was sich nur mit Kunst zusammensetzen läßt; ferner: Berücksichtigung heimischer Talente, Befriedigung der Anforderungen der Menge und daneben des guten Geschmacks, Ballet, Oper, Tragödie, Komödie, Melodram, Pantomime, Posse, immer Neues für die Abonnenten, sammtne Kleider und bengalische Flammen ohne Rauch und Gestank, allgemein geschätzte Lieblinge und vor Allem sehr große Sängerinnen. Und was besitzt ihr in der Regel, um Alles das zu leisten? Wenig Einsicht, viel Eigensinn, große Achtung vor handwerksmäßigem Herkommen, Regisseurs, die nur hierüber zu wachen verstehen, und eine leere Kasse. Von dem Impressario der italienischen Oper in Paris werden nur zwei Dinge verlangt: Kehlen und ihre Ausbildung. Beides kann er nicht schaffen, sondern nur verschaffen, nämlich durch Geld, und das besitzt er. Es kommt daher nur darauf an, mit etwas Geschick und strotzender Börse den Sängermarkt Italiens zu bereisen oder bereisen zu lassen, und der Erfolg des Unternehmens ist gesichert; denn wenn von den zwanzig engagirten nur eine Kehle einschlägt, so macht diese einzige hier schon den Winter; und wenn von den gegebenen Opern keine anspricht und nur diese eine Kehle in einer Oper eine Nummer entzückend singt, so ist der einfältige Impressario glücklicher, als der geschickteste Dramaturg in Deutschland. Das Ganze kommt hier nur auf eine glückliche Konstellation an, und das Unternehmen muß gelingen. Nicht wie bei andern Theatern, wo die ungünstige Zeit das wieder raubt, was die günstige eintrug, wo Verbindlichkeiten gegen ältere Mitglieder stattfinden und den Einnahmen Schaden bringen, ist das Ganze hier nur auf wenige Monate berechnet, der glückliche Wurf wurzelt fest in der Tasche und kein schuder Sommer droht der Erndte des Winters Verderben; denn im Sommer vermiethet der Impressario und Eigenthümer des Privilegiums sein Theater bald einer deutschen Opern-, bald einer englischen Tragödengesellschaft auf deren eigene Gefahr, und kann ruhig die Leute in der Hitze bei Tortoni sitzen sehen, während in seinen kühlen Hallen nur müßige Controleurs und trübselige Fremde ganz verzweifelte Gesichter schneiden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 66:
Das Auge.

Räthsel.

Du hast ein zartes Wesen
Zur Freundin Dir erkoren,
Sie ward in schöner Stunde
Von Wünschen Dir geboren,
Die würden jetzt gern Briefchen
An weit entlegnen Ort,
Sie würden gerne Täubchen
Und trügen ein Herz mit fort.

Stets hält dies zarte Wesen
Ein Bild dem Geiste vor,
Der streckt die Geistesarme
Nach diesem Bild empor;
Doch tritt einmal Dir freundlich
Das Bild ins Leben ein:
So stirbt die zarte Freundin,
Ihr Schwanenlied heißt: Mein!

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 10.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 73.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 26. März 1832.

— So voll Phantaſien
Iſt Liebe, daß nur ſie phantaſtiſch iſt.

Shakespeare.
Was ihr wollt.

Leben und Liebe auf dem Lande.

Von Julius Moſen.

1.

Da drüben.

Da drüben über'm Walde,
Da ſingt ein Vogel ſchön,
Da drüben an dem Bache
Seh' ich ein Rehlein geh'n,
Da drüben.

Und wo der Vogel ſinget,
Und wo das Rehlein geht,
Da drüben bei den Tannen
Der Liebſten Hütte ſteht,
Da drüben.

Möcht' mit dem Vogel ſingen,
Möcht' gehen mit dem Reh',
Bis ich nun ſtumm und lauſchend
Durch's kleine Fenſter ſeh' —
Da drüben.

2.

Laubesgeflüſter.

Es grünet ein Nußbaum vor dem Haus,
Duftig,
Luftig
Breitet er blättrig die Aeſte aus.

Viel liebliche Blüthen ſtehen dran,
Linde
Winde
Kommen, ſie herzlich zu umfah'n.

Es flüſtern je Zwei zu Zwei gepaart,
Neigend,
Beugend,
Heimlich und küßend die Häuptchen zart.

Sie flüſtern von einem Mägdlein, das
Dächte,
Nächte,
Tagelang, wüßte, ach! ſelber nicht was?

Sie flüſtern, wer mag verſtehen ſo gar
Leiſe
Weiſe,
Flüſtern von Bräut'gam und nächſtem Jahr.

Das Mägdlein lauſchet: es rauſcht im Baum;
Sehnend,
Wähnend
Sinkt es lächelnd in Schlaf und Traum.

3.

Die Waſſerfahrt.

Mit dem grünen kleinen Hute,
Mit der Pfauenfeder drauf,
Saß ſie da vor mir im Kahne,
Sah ſo liſtig zu mir auf.

In den Händen beide Ruder,
Theilte kräftig sie die Fluth,
Daß ihr seidnes Mieder bebte,
In die Wangen stieg das Blut.

Und sie sang mit voller Stimme
Mir ein altes Wunderlied,
Wie den Knaben zu bethören,
Wär' die Nixe nimmer müd'.

Ruhig lauscht' ich solchen Worten,
Sah' sie an wohl unverwandt,
Bis sie lachend mit dem Kahne
Wieder stieß an's feste Land.

4.

Der Mond und sie.

Wie ist so ruhig, klar und rein
Ihr liebes Angesicht,
So wie im Lenz der Mondenschein
Ein träumerisches Licht!

Ich geh' im Dunkel nie allein,
Ihr liebes Bild geht mit,
Und selbst der Mond in hellem Schein
Hält mit mir Tritt und Schritt.

Doch geh' ich in mein Kämmerlein
Und drück' die Augen zu,
So schwindet zwar der Mondenschein,
Doch Liebchen, niemals du.

Bilder vom kaspischen Meer.

(Fortsetzung.)

Offenbar meinen die Indier, die Gottheit habe keine Form, könne aber jede mögliche Form annehmen. Daher sieht man denn eine Menge Gestalten, unter denen sie die Gottheit denken. Ich will hier nur einiger erwähnen, die ich bei den hiesigen Indiern sah. So fand ich bei jenem Oberpriester, den sie sehr zu verehren schienen, und dessen Zelle am besten eingerichtet war, eine terrassenförmige bretterne Erhöhung, die mit rothem baumwollenem Zeuge bedeckt war; auf ihr stand oben in der Mitte ein kleiner messingener menschlicher Kopf, mit einer sehr spitzigen Mütze geschmückt; die feine Spitze ging in eine fast sonnenartige Ausbreitung über, deren Mitte ein großer Türkis einnahm. An der Wand, die mit einer fächerförmigen Ausbreitung von weißem Tafft bedeckt war, befanden sich vier viereckige Platten von Messing, mit menschenähnlichen Figuren, deren Köpfe aber meist cynocephalenähnlich waren, und deren Arme mehrfach getheilt erschienen. Von Thieren verehren sie vorzüglich die Kuh und den Hund; verhaßt sind ihnen dagegen Katzen, Mäuse, Frösche, Eidechsen, Schlangen, als Kinder des bösen Geistes. Vor jenem Kopfe von Messing lagen vorn am Rande vier rund geschliffene Kieselsteine von verschiedener Farbe. Alle diese Körper, selbst die Steine, nennen sie Rahma, also Gott. Vor seinem Ruhebette hatte der alte Oberpriester ein Brett mit allerlei großen und kleinen Gefäßen von Messing, worin sie ihr heiliges Wasser bereiten und es dann am Schluß ihres Götzendienstes austrinken. Morgens und Abends, vor dem Anfange ihres Götzendienstes, begießen sich die Indier von Kopf bis zu Fuße mit Wasser, zünden dann mit einem brennenden Baumwollenlappen das Gas an, das aus mehreren Löchern im Winkel ihrer Zelle hervordringt, und nun beginnt jeder mit einem Male sein Gebet laut herzusagen.

Der Oberpriester trug Anfangs einen großen Shawl um den Kopf gebunden, wie ein tatarischer Mullah; nachher nahm er ihn ab, und man sah sein schwarzes Haar rings abgeschoren, aber oben auf dem Scheitel in einen Knaul zusammengewunden. Ueber seinem Leibrock hatte er noch einen breiten Kaftan oder tatarischen Chalat an. Andere gingen dagegen in ihren Zellen fast ganz nackt, einen gelben oder rothen Shawl als Mullahturban auf dem Kopf; andere trugen ihn ganz bloß; ihr schmutziges blondes Haar, das bei einigen nur hell gefärbt schien, war in mehrere weichselzopfähnliche Flechten verworren zusammengewickelt und hing ihnen lang an der Seite herab. Ihre Stirn war mit Safran bald gelb, bald roth angestrichen, und in den Ohren trugen sie ihre Amulete, die sie gleichfalls Rahma nennen. So hatte ein Indier unförmlich große und breite Hornreife oder Ringe in den Ohren; andern hing am Halse eine kleine, drei Viertel Zoll lange Pfeife von Holz an einer Schnur. Einer pfiff drauf und freute sich, laut auflachend, herzlich über den feinen Ton seines Götzen. Andere tragen als Abgott ovalrunde Holzstücke an einer Schnur um den Hals; sie sind in der Mitte durchbohrt und glänzen stark, da sie aus hartem, schwarzem Holze verfertigt sind.

Die Zellen der Indier sind von verschiedener Größe; jeder hat die seinige selbst errichtet; das Gebäude entstand auf diese Art allmählich, und ist also meist sehr unregelmäßig gebaut. Die Mauer, die die Zellen in sich schließt, ist sehr hoch und gut erhalten, da das Gebäude im Ganzen neu ist. Gmelin sah es noch nicht; doch ist wahrscheinlich, daß aus den damals stehenden einzelnen Gebäuden späterhin dieses größere, von einer Mauer umschlossene entstand. Mitten in ihrem Klostergebäude ist eine Grube von der Größe eines Quadratfadens und der Tiefe eines halben Fadens, über welche große Steine als Gewölbe gelegt sind. Diese Grube wird sehr rein gehalten. Wenn ein Indier stirbt, so legen sie den Körper des Abgeschiedenen aufs Gewölbe, begießen ihn mit Butter und halten eine Flamme in die Grube, um das Gas

Digitized by Google

derſelben anzuzünden. Wenn der Körper ganz verbrannt iſt, ſo ſammeln ſie aus der Grube alle Aſche, die durch die Steine in ſie hinein fiel, und ſtreuen ſie in die Luft, womit ſich die Ceremonie endigt.

Manche Indier kommen als Pilger nur auf fünf, andere auf acht Jahre hieher und gehen, wenn ſie für ſich oder andere ihre Gebete am Feuerorte verrichtet haben, wiederum in ihr Vaterland zurück. Einige ſind ſchon fünfzehn bis dreißig Jahre hier und werden wahrſcheinlich ihren Tod daſelbſt abwarten. Sie leben armſelig, genießen nie Fleiſchnahrung, nur Gemüſe, das ſie meiſt ſelbſt bauen; zwei dürfen nie zuſammen eſſen; daher hat jeder in ſeiner Zelle ein kleines kupfernes Gefäß, das er immer ſehr rein hält. Ihr Eſſen bereiten ſie in demſelben Winkel ihrer Zelle, wo ſie ihr Gebet verrichten, ſogar auf demſelben Feuer. Es unterſtüzt ſie ein reicher Indier, Otumdſchen genannt, der gegenwärtig den Sfallianſchen Fiſchfang gepachtet hat, ſonſt aber meiſt in Aſtrachan lebt. Er ſchickt ihnen Mehl, Grütze, Reiß oder auch Geld, womit ein großer Theil des Gebäudes erneuert und ausgebaut iſt. Sie beten für ihn, und er kommt alle Jahr ein Paarmal ſelbſt an dieſen Feuerort, um ſeine Andacht zu verrichten. Auch in Aſtrachan ſollen ſie einiges Geld liegen haben; dort verwahren dieſe Summen ihre Landsleute, an die aus Indien Sterbende oft Geld für dieſe armen Feueranbeter ſchicken, um für ſie zu beten; auch Kaufleute zur See verheißen ihnen als Gelübde oft Geld, und kehren ſie nach Aſtrachan zurück, ſo löſen ſie es ſogleich durchs Auszahlen der Summe; mitunter ſoll ihnen einer viele tauſend Rubel geloben. Daher unterhalten auch die Indier in ihrem Ateſchgah des Nachts eine große Flamme, die aus den Hauptröhren emporſteigt und den auf dem Meere ſegelnden als Pharus dient.

Es ſind lauter Mönche, wie ſie ſich ſelbſt nennen, oder Derwiſche, die mithin Zeitlebens unverheirathet bleiben; doch hat einer vor Kurzem eine Indierin geheirathet und lebt mit ihr in einer Zelle, worüber der alte Oberprieſter ſehr klagte. Der Mann war gegenwärtig auf einer Reiſe; er ſcheint auch eher Kaufmann zu ſeyn, als Mönch; daher meinte er vielleicht, ſeine Ehe geſetzlich rechtfertigen zu können. Nur dürfte er nicht hier im Mönchskloſter mit der Frau wohnen. Ich wollte ſie ſehen, allein ſie verhüllte ſich in ihren Shawl ſo ſehr, daß man kaum ihre kleine Geſtalt unterſcheiden konnte. Sie ſoll einen großen Ring — auch einen Abgott — in der Naſe tragen.

Das ewige Feuer, das in den Zellen, im Hofe des Kloſtergebäudes und endlich außer demſelben brennt, wird, wie man leicht vermuthen kann, durch ein brennbares Gas hervorgebracht und unterhalten. Es iſt mithin keine Naphtha, wie fälſchlich frühere Reiſende annahmen, die hier brennt, ſondern ein (vielleicht gekohltes) Waſſerſtoffgas, das, in der Tiefe ausgeſchieden, durch die Spalten und Oeffnungen des kalkigten Bodens emporſteigt und bei Annäherung einer Flamme ſich ſogleich entzündet und unaufhörlich fortbrennt. Nie entzündet es ſich von ſelbſt oder bei Annäherung einer glühenden Kohle, ſelbſt nicht, wenn dieſe vorher ſtark angeblaſen wird; es muß nothwendig eine Flamme ſeyn, wodurch es zum Brennen gebracht wird; gewöhnlich nehmen die Indier einen Lappen alter Leinwand, denn außer ihrem Feuer kennen ſie kein Licht, zünden ihn beim Feuer an, halten ihn über eine Spalte im Kalkboden, und augenblicklich brennt das Gas.

Dieſes Gas iſt geruchlos, wenn es aus dem Felſen hervordringt, zeigt keine fühlbare Wärme, erregt keine merklichen Beſchwerden beim Einathmen, iſt leichter als die atmoſphäriſche Luft, denn es ſammelt ſich an der Decke des Zimmers an, und miſcht ſich nicht mit Waſſer, wie etwa Schwefelwaſſerſtoffgas, ſondern kann unter Waſſer aufgefangen werden. In einer Schweinsblaſe angeſammelt, hält es ſich nicht über ein paar Tage, weil es durch ihre Poren herausdringt; eben ſo kann es auch in gläſernen Flaſchen nicht lange aufbewahrt werden, da ſich ihm leicht atmoſphäriſche Luft beimiſcht. Die Hitze, welche das Gas beim Anzünden liefert, iſt ſehr bedeutend, daher wird es von den Einwohnern häufig zum Kalkbrennen benuzt, wogegen es beim Hervordringen aus den Erdritzen durchaus keine höhere Temperatur als die das Gas umgebende atmoſphäriſche Luft zeigt. Seine Flamme iſt gelblichweiß, und beim Auslöſchen derſelben bemerkt man keine Rauchwolke.

(Die Fortſetzung folgt.)

Entdeckung eines ſehr alten Grabes.

Vor Kurzem hat man auf einem Felde bei Villeplaine, im Departement Aveiron, zwei menſchliche Skelette entdeckt, ein männliches und ein weibliches. Am leztern waren die Schienbeine der ganzen Länge nach mit Ringen von rothem Kupfer, zwölf an der Zahl, bedeckt, die etwa einen Zoll in der Breite meſſen und ſich in der Weite nach der verſchiedenen Dicke des Beins richten. Der Ring, der den Knöchel bedeckte, mißt vier Zoll. Die Ringe ſind dünn, unter einem ſehr ſtumpfen Winkel der Länge nach ausgebogen; ſie ſind an der Seite offen und ſchließen am Beine blos durch die Elaſtizität des Metalls. Von Zierrath bemerkt man lediglich nichts daran, als hie und da, gruppenweiſe beiſammen, Querlinien, die übrigens höchſt roh gearbeitet ſind und ausſehen, als ob ſie Kunſtprodukte einer barbariſchen Zeit oder wenigſtens einer kaum aufkeimenden Kultur wären. An einem einzigen dieſer Ringe ſieht man Spuren von erhabener Arbeit; das Stück iſt aber ſo verwittert und

Digitized by Google

überdies beim Aufgraben so verdorben worden, daß sich rein nichts mehr unterscheiden läßt. — Ein Dutzend kleinerer, ganz ähnlich gestalteter Ringe lag unordentlich bei den Gebeinen, die unter einem großen Steinhaufen auf einer Anhöhe mitten im Felde entdeckt wurden. Die beiden Gerippe lagen nicht eingegraben, ganz frei unter jenem Steinhaufen, in einem von großen Steinen gebildeten und mit Platten giebelförmig geschlossenen, kleinen Raume. Ihre Köpfe berührten sich beinahe, und ihre gegen Abend gerichteten Beine divergirten unter einem Winkel von etwa 45 Graden. Sie waren übrigens vollkommen gut erhalten; auf das Alter der Gebeine läßt sich aber daraus nichts schließen; denn man findet im Kalkboden dieser Gegend häufig völlig unversehrte, oft urkundlich sehr alte Menschenknochen. Die beiden Körper waren erwachsen und von gewöhnlicher Größe. Der Gruft nach, in der sie liegen, sind sie mit einander, und wahrscheinlich eines gewaltsamen Todes gestorben. Wann lebten sie aber? welchem Volksstamm gehörten sie an? Die Gegenstände, die man bei ihnen gefunden hat, lassen an sehr ferne Zeit denken; denn der vorläufigen Untersuchung nach, scheinen die gefundenen Zierrathen mit dem, was man gewöhnlich in gallischen Grabhügeln findet, wenig gemein zu haben.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

(Fortsetzung.)

Die italienische Oper. Die Pasta.

Der Saal der italienischen Oper ist freundlich dekorirt, bis auf den Vorhang, der, geschmacklos und steif, das Auge beleidigt. Die Beleuchtung ist glänzend. Sogenannter Pöbel, la populace, auch le bon peuple genannt, findet sich hier nie ein, weil der letzte Platz drei Franken kostet und jene Volksklasse noch immer dem sonntäglichen Huhne Heinrichs des Vierten vergebens entgegensieht, mithin an die italienische Oper noch gar nicht denken kann.

Die Preise der Plätze sind hoch, müssen aber doch noch lange nicht hoch genug seyn, denn um das Haus recht drückend voll zu machen, werden sie oft um das Dreifache erhöht. Dann kostet eine Loge zu 6 Personen 150 Franken, und dann sind die Leute erst recht zufrieden und schätzen sich glücklich, wenn man nur ihr Geld annimmt. Und was erkaufen sie für Freuden damit? Sie machen zeitiger als gewöhnlich eine lange und beschwerliche Toilette; das kühne Genie eines Friseurs wagt Versuche, die ihre Köpfe an jedem andern Orte der Welt dem Gelächter Preis geben würden. So setzen sie sich, als Sappho, Bacchantin oder Schäferin koiffirt, in ihre Wagen und fahren auf den von der Polizei vorgeschriebenen Pfaden nach dem Kunsttempel. Am untern Ende der Rue St. Anne, eine Tagereise von dem Quell des Vergnügens, wird ihr Kutscher genöthigt, sich der Wagenreihe anzuschließen, die langsam der Rue de Marivaux zurückt, um die Herrschaften an's ersehnte Ziel zu bringen. Diese Annäherung kann bei besondern Veranlassungen zwei bis drei Stunden dauern, und der erste Akt fast beendigt seyn, bis der letzte Wagen vorfährt. Von der andern Seite rückt nun die Queue der bescheidenen Parterregänger zu Fuße an die Kontrolle und gelangt, gestoßen und gequetscht, in das Allerheiligste.

Nun ist der Raum gefüllt; die Gallerien strotzen von schöner Welt. Wer hat aber Sinn dafür? Im Parterre sitzen und stehen, dicht aneinander gedrängt, die Dilettanti, die nur gekommen sind, zu hören, zu wägen, zu richten; die Unbestechlichen, die Reinen, die genau wissen, wie die Pasta diese Stelle verzierte, und was die Sontag hier anbrachte, was die Malibran dort veränderte. Sie haben Alles das zu Buch gebracht, sie stehen da und wägen es ab auf der Goldwage einer angemaßten Kennerschaft. Sie freuen sich wie die Kinder, wenn der Künstler ihnen einen neuen Schnörkel vormacht, und werden mürrisch, wenn er ihnen einen alten, herkömmlichen verweigert, ohne ihnen dafür Ersatz zu bieten. Sie begleiten ganze Musikstücke mit taktwidrigem Kopfnicken, nur um ihre fortwährende, sich steigernde Mißbilligung zu zeigen. Es ist die kleinlichste Kunstrichterei, die man sehen kann, und wehe der armen Fremden, die, im höchsten Grade geschmückt, erschienen ist, dieser Rigoristen Blicke von der Bühne zu den Logen zu ziehen; es wird ihr nie gelingen; denn richten sie ihre Köpfe in die Höhe, so geschieht es, um im Gedächtnisse nachzublättern und sich auf irgend ein Läufchen trillernd zu besinnen. In einem deutschen Komödienhause kann ein auffallender Kopfputz mehr die Aufmerksamkeit stören, als hier ganze Reihen der auffallendsten und glänzendsten. Hier wird nur ein Sinn in Anspruch genommen: das Gehör.

Die Kräfte, welche die Herrn Robert und Severini, zu denen sich noch il dolce cigno di Pesaro gesellt hatte, als Direktoren der Oper vereinigten, schienen allerdings die allgemeine Aufmerksamkeit mit Recht auf dieses Institut hinzulenken. Außer der Pasta und Malibran, Sternen erster Größe, hatte Italien noch die Caradori und Tadolini geliefert, und die Schröder-Devrient hatte die Bahn der sichern Lorbeern verlassen, um, im Gefühle ihrer Kraft, einen gewagten Wettkampf zu bestehen. Neben diesen Namen nannte man Rubini und Lablache, die bedeutendsten Künstler Italiens, und mehrere andere. Doch gleich im Anfange der Saison verließ uns die Pasta, um nach Italien zurückzukehren. Man mußte sich sputen, wollte man noch ihres Gesanges sich erfreuen. Sie sang noch mehreremale und war dann plötzlich verschwunden. Im nächsten Jahre wird sie die Bühne gänzlich verlassen und in ihrem Vaterlande von den ersungenen Millionen leben. Hier erhielt sie für den Abend 1000 Franken.

Die Pasta, die große Judith Pasta, ist eine Frau von mittlerer Größe, hoch in den Vierzigen, mit männlichen Gesichtszügen und einem Gange, den man in Deutschland unbedingt watschelnd nennen würde. Sie wirft die Perlen ihres Gesanges so recht eigentlich vor das Publikum, welches sie dankbar auffliest. Sie tändelt mit ihrer Kehle, mit den Noten, mit dem Auditorium. Mit lächelnder Miene beginnt sie den Gesang, die Schwierigkeiten häufen sich, und sie wird immer freundlicher, sie tritt ganz vor an die Lampen und wirft den Kopf, nicht in den Nacken, dann neigt sie ihn bald auf die eine, bald auf die andere Seite, jetzt ein Ausstrecken der rechten Hand, mit hinuntergebogenen Fingerspitzen, nach dem Parterre hin — eine Art von Huldigung — zugleich ein bedeutendes Hinaufziehen der markirten Augbraunen, und ihre Pieçe ist geendet. Donnernder Applaus erfolgt, und die Pasta wackelt mit vieler Nonchalance in den Hintergrund, als gälte ihr der Beifall gar nicht, und geht nur lächelnd wieder vor, wenn er zu anhaltend ist, oder sie wieder zu singen anfangen muß.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 32.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 74.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 27. März 1832.

— Seltsam,
Daß unser Blut, nach Farbe, Schwere, Wärme
Aus Einem Guß, eins ist allüberall.
Und doch so mächt'ge Sonderungen heischt.

Shakespeare.
Ende gut, Alles gut.

Die vier Stockwerke.

Die französische Dichterin Delphine Gay hat so eben einen Roman, le Lorgnon betitelt, herausgegeben, dessen Held, ein junger Duc, in der Lorgnette einen Talisman besizt, mittelst dessen er die Gedanken anderer lesen kann. Wir untersuchen hier den Werth dieser Erfindung nicht; ja wir erlauben den Lesern, den jungen Herrn, der mit der Lorgnette in den Herzen liest, ziemlich abgeschmackt zu finden, wenn ihnen nur die folgende Scene aus dem Roman, in welcher das Standesvorurtheil nach einer seiner vornehmsten Aeußerungen besprochen wird, im Uebrigen unterhaltend dünkt.

* * *

Längst schon drang der Duc de Lorville in seinen Sohn, sich zu vermählen. Auch Edgar, dem die Welt, die er allzugenau kennen gelernt, keine Täuschung mehr bot, sehnte sich nach einem gleichgestimmten weiblichen Herzen und den süßen Freuden der Häuslichkeit. Mit diesem Plane beschäftigt, war er vor allen Dingen auf den Ankauf einer schicklichen Wohnung in Paris bedacht; die Frau, meinte er, werde sich dann schon finden. So begab er sich denn eines Morgens in die Rue du Bac, ein großes, stattliches Haus, dessen Eigenthümer er kannte, in Augenschein zu nehmen.

Es war eilf Uhr, als Lorville sich mit dem Hausbesitzer bei dem Bewohner des Erdgeschosses melden ließ. Die Familie befand sich beim Frühstück. Alles sprach zugleich und sehr laut, man schien sich zu zanken; plötzlich aber verstummten sämmtliche Stimmen, und der lebhaften Familienscene folgte die tiefste Stille. Edgar trat in den Salon, wo man ihn einen Augenblick zu verweilen bat. „Sie sehen" bemerkte der Hausherr, „diese Wohnung ist sehr bedeutend. Marquis de Chateaulancy, Pair von Frankreich, an den sie vermiethet ist, gab im verflossenen Jahre hier ganz herrliche Feste, zu denen über dreihundert Personen geladen waren; das Lokal faßte eine so zahlreiche Gesellschaft ganz bequem. Gegenwärtig aber schmollt der Marquis und gibt unter dem Vorwande, die glorreichen Tage haben ihn ruinirt, keine Soirées mehr. Seine Knaben hat er aus den Kollegien zurückgenommen und jezt hier untergebracht. Er ist ein Karliſt; sehen Sie hier sein Journal." Die Gazette de France lag auf dem Tische. — „Dort auf der Konsole die Büste eines Kindes — so wahr ich lebe, der sogenannte Heinrich V.! Keck, sehr keck!"

Eben trat der Marquis ein, noch zornbleich, aber höflich, geschliffen, ein wahrer Weltmann, der sich zu bemeistern versteht. „Sie entschuldigen, meine Herren —" — „Ich, im Gegentheile, Herr Marquis, habe um Entschuldigung zu bitten; ich fürchte, zu stören, aber Herr von Lorville wünscht das Haus zu kaufen; ich habe mir daher die Freiheit genommen — wir kommen vielleicht etwas zu früh?" — „Keineswegs!" erwiederte der Marquis, ohne den Hausbesitzer dabei anzusehen, und richtete an Lorville einige Worte im süßen Tone eines

Digitized by Google

Mannes aus der höhern Geſellſchaft, der mit Seinesgleichen ſich unterhält.

Man beſichtigte nach einander alle Zimmer der ſehr geräumigen Wohnung. Als ſie durch das Schlafgemach der Marquiſe gingen, ſahen ſie dieſe an ihrem Schreibtiſch mit dem Abſchreiben eines vor ihr liegenden Briefconcepts beſchäftigt. Raſch und unbemerkt lorgnirte Edgar die Dame und las in ihren Gedanken folgende Phraſe, welche ſie im Begriffe war niederzuſchreiben: „Mein Gemahl und ich würden uns ſehr geehrt fühlen, einen jungen Mann, wie Sie, Eidam nennen zu dürfen; allein frühere Verbindlichkeiten —“ Da die Marquiſe eben aufſtand, konnte Edgar nicht weiter leſen; in der Vorausſetzung aber, daß jenes Schreiben mit dem Marquis zuvor berathen worden, lorgnirte er nun auch dieſen. „Nein,“ dachte der Marquis, „nie wird meine Tochter die Gattin eines Parvenu. Zwar habe ich viel in der Revolution verloren; ſo lange ich aber lebe, ſoll mein Blut nicht verunreinigt werden!“ Einen Augenblick darauf ſtreifte eine junge Dame in Thränen durch den Salon. Lorville kannte nun alle Geheimniſſe dieſer Familie, zugleich aber auch die Unbequemlichkeiten der Wohnung; denn wäre ſie zweckmäßig eingerichtet geweſen, ſo hätte wohl das arme Fräulein den Rückweg nach ihrem Zimmer nicht durch den Salon nehmen und Fremden ihre naſſen Augen zeigen müſſen.

Das erſte Stockwerk bewohnte ein ehemaliger napoleoniſcher Präfekt, Graf Chapotier, deſſen älteſter Sohn, ein geiſtreicher, auch ſonſt in jeder Hinſicht ausgezeichneter junger Mann, Fräulein Chateaulancys Herz gefeſſelt hatte, und dem eben jenes mütterliche Abſagebriefchen galt. Graf Chapotier wußte von der Liebe ſeines Aelteſten nichts; dagegen machte die des Jüngern, der feurig, entſchloſſen und ziemlich unlenkſam war, ihm viel zu ſchaffen. Als Lorville mit dem Hausbeſitzer in das Kabinet des Grafen trat, las der junge Offizier, in einen Armſeſſel behaglich hingeſtreckt, den Temps, und ſchien dem Sermon, den der Vater ſo eben vor dem Kamine mit väterlicher Gravität und wahrer Präfektenwürde hielt, wenig Gehör zu ſchenken. Als die Thüre aufging, ſprach er gerade: „Du bedenkſt nicht, mein Sohn — es iſt durchaus unmöglich.“ Nachdem er dem eintretenden Hausbeſitzer einige nichtsſagende Worte zugeworfen, wollte er eben in ſeiner Rede fortfahren; aber Lorvilles Name ſtimmte ihn augenblicklich zur Artigkeit, und mit der beweglichſten Höflichkeit zeigte er dem Sohne eines Mannes, deſſen glänzender Name ihn an ſeine eigene Glücksperiode erinnerte, alle Zimmer der von ihm bewohnten Wohnung. „Ein treffliches Haus,“ bemerkte er gegen den jungen Duc; „wir würden,“ fuhr er fort, um den gegenwärtigen Hausbeſitzer ganz unbekümmert, „uns glücklich fühlen, wenn Sie es an ſich brächten; die Zimmer ſind herrlich, die Salons geräumig, die Antichambre faßt eine Menge Lakaien, Alles iſt grandios, aber man muß reich ſeyn, will man es bewohnen.“ Wohl eine Viertelſtunde ergoß ſich des Grafen Suada im Lobe der Wohnung; Edgar aber, deſſen Neugier durch die beim Eintreten vernommenen Worte an den Sohn rege geworden war, lorgnirte indeß den jungen Offizier. „Mein Vater,“ dachte dieſer, „iſt ein Thor! Angelinen mir verſagen, und zwar nur, weil der Vater Advokat iſt! mir ſagen, ein Advokat ſey nichts als ein Schwätzer, der ſeine Worte verkauft, der für Geld lügt, ein Phraſenhändler, ein Paradorenfabrikant; alle Advokaten ſeyen Störefriede, die Frankreich durch ihren politiſchen Jargon ins Unglück geſtürzt, und ſo fort, immer toller, als hätten nicht unſere höchſten Staatsbeamten, die Mehrzahl unſerer großen Männer ihre Laufbahn als Advokaten begonnen, als wären nicht gerade die Advokaten von jeher als die furchtbarſten Gegner der Willkühr und der Mißbräuche aufgetreten, als wäre nicht Beredtſamkeit die mächtigſte Triebfeder einer Repräſentativregierung.“ — Vortrefflich!“ dachte Edgar im Stillen; „der Marquis verſagt ſeine Tochter dem Präfekten, der Präfekt ſeinen Sohn dem Advokaten; laß ſehen, wie weit dieß noch geht, und wem der Advokat die Tochter verweigert.“

Der Advokat bewohnte das zweite Stockwerk; ſeltſam genug war der Schauplatz aller der Liebeshändel ein und daſſelbe Haus. Er empfing den Hausbeſitzer als Freund, aber bei Lorvilles, am frühern Hofe ſo bekannten, Namen zog ein höhniſches Lächeln um ſeinen Mund, das Edgar nur zu gut verſtand. „Ich warte ſchon lange auf Sie,“ ſprach der Advokat zum Hausherrn; „leider muß ich Ihre Wohnung verlaſſen, ich kann nicht länger bleiben!“ — „Wie ſo? wie ſo?“ fragte der Eigenthümer; „was in aller Welt kann Sie veranlaſſen, ſogar vor Ablauf Ihrer Miethzeit auszuziehen?“ — „Sie ſollen es erfahren; verzeihen Sie, Herr Lorville, wenn ich Sie auf einige Augenblicke verlaſſe, ich habe nur dem Herrn unter vier Augen einige Worte zu ſagen.“ Er führte den Hausherrn in ein anſtoßendes Zimmer und ſprach dort ein Paar Minuten leiſe mit ihm. Edgar durchlief indeß die auf der Kaminbrüſtung liegenden Journale, den Stenographe und die Gazette des Tribunaux. Wie kann aber ein Advokat lang leiſe reden! Bald machte ſeine immer lauter ſich erhebende Stimme Lorville ſeinen Talisman höchſt überflüßig. „Noch einmal, Freund, ich kann durchaus nicht länger bleiben! Mit welcher Sorgfalt erzog ich meine Angeline, wie väterlich pflegte ich dieſe zarte Pflanze! Neben Jugend und Schönheit beſitzt ſie Geiſt, Talente, Anſtand; in der Wiege ſchon ſcheint die Natur, ſcheint das Geſchick ihr ein glänzendes Loos beſchieden zu haben; ich hatte ihr einen Gatten auserſehen, der in jeder Hinſicht geeignet war, ſie glücklich zu machen. Der

Digitized by Google

junge Mann war von ihren Tugenden bezaubert, vielleicht mochte ihm auch der Gedanke schmeicheln, einer ehrenwerthen Familie anzugehören, deren Haupt sich zwanzig Jahre lang dem edelsten Berufe gewidmet, der Vertheidigung des Unterdrückten, den höchsten, heiligsten Zwecken des Lebens; es fehlte nur noch die Einwilligung des Vaters, eines trefflichen Beamten, der, wie Sie wissen, unter demselben Dache mit uns wohnt. Es war an dieser Einwilligung gar nicht zu zweifeln; da — denken Sie sich, Freund, meinen Schmerz, meine Entrüstung — läßt sich mein Gänschen einfallen, eine so glänzende Parthie auszuschlagen, ohne mich zu fragen, ohne der Eltern Genehmigung sich zu verlieben, denken Sie sich, sich zu verlieben, und in wen, ich bitte Sie, in w e n!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Bilder vom kaspischen Meer.

(Fortsetzung.)

Das Gas bildet, mit atmosphärischer Luft gemischt, Knallluft; die Indier zeigen selbst den Fremden folgendes Schauspiel.

In der Nähe des Gebäudes ist ein etwa zwanzig Faden tiefer Brunnen, aus dem sie Wasser holen, das zwar rein ist, aber, wie alles Wasser in dieser Gegend, einen Naphthageschmack hat, obgleich es im Kalksteinboden quillt. Deckt man den Brunnen zu, so sammelt sich in einer halben Stunde etwa eine Menge Gas an, das immerfort in die Höhe steigt. Darauf wird der Brunnen schnell aufgedeckt, und ein Indier wirft einen angezündeten Strohbündel hinein; dadurch entzündet sich das mit der atmosphärischen Luft vermischte Gas und knallt fürchterlich. Bei einem andern Brunnen gelingt dieser Versuch nicht; vielleicht sammelt sich dort das Gas weniger an oder verflüchtigt sich zu stark. Ehe sie diese Eigenschaft des Gases kannten, hatten sie das Unglück, einen Theil ihres Klostergebäudes dadurch einstürzen zu sehen. Es kam nämlich einer von ihnen zufällig mit einer Flamme zu nahe an die Decke des Zimmers, die dort angesammelte Knallluft entzündete sich plötzlich und das Zimmer stürzte zusammen, so daß einige Indier beschädigt wurden. Von der Zeit an gehen sie mit der Flamme in ihren Zellen sehr vorsichtig um, und als ich zufällig ein brennendes Licht nur etwas zu hoch hielt, so liefen sie mit dem größten Geschrei zusammen, suchten ihre wenigen Habseligkeiten und rannten zur Thüre hinaus, in der Meinung, ich wolle ihre Zellen anstecken. Kurz, aus Allem, glaube ich, geht ziemlich deutlich hervor, daß es Wasserstoffgas ist. Warum ihm aber der so charakteristische Geruch fehlt und es beim Einathmen nicht die geringste Beschwerde verursacht, lasse ich unentschieden, glaube aber, daß das Gas nicht ganz rein seyn kann, da es beim Hervorbringen aus der Erde sich mit Sauerstoffgas vermischen und so den eigenthümlichen Geruch verlieren muß.

Es könnte Einige geben, welche das Gas für den feinsten, sich leicht verflüchtigenden Bestandtheil der Naphtha selbst halten möchten; denn da das Wasser in der ganzen Gegend einen Naphthageschmack zeigt, so läßt sich wohl annehmen, daß ihre feinsten Bestandtheile sich demselben beimischen, und daß sie eben so gut als ein flüchtiges Gas in die Höhe steigen und sich dann leicht bei Annäherung einer Flamme entzünden könnten. Da hier die Naphtha so allgemein verbreitet ist, so ließe sich wohl denken, daß sie bei Entwickelung dieses Gases eine große Rolle spiele; daß sie aber selbst dieses Gas bilde, ist ganz unwahrscheinlich. Daß ferner das Wasser eine unerläßliche Bedingung zur Erzeugung dieses brennbaren Gases seyn müsse, geht theils schon aus der Natur des Wasserstoffgases, theils aber auch daraus hervor, daß dieses Gas unfern des Meeres sich findet, wo denn eine Zersetzung des Wassers, durch unterirdische Ursachen bedingt, leicht möglich wird. Wir finden zwar oft Naphthaquellen im Kaukasus selbst, mithin im, von Bergen rings begrenzten Lande, desgleichen in andern Ländern; aber ein solches brennbares Gas ist sonst fast nirgends beobachtet worden. Die feueranbetenden Indier selbst halten Baku für den ausgezeichnetsten Ort ihrer Verehrung und kennen nur einen einzigen ähnlichen Ort der Art in Indien, Kangra, wo aber nur eine kleine Röhre das brennbare Gas enthalten soll. Bei Modena in Italien soll dagegen auf dem Berge Zibio ein ähnliches Gas neben den Quellen der weißen und schwarzen Naphtha hervorbringen. Neben der Stadt Pietra-Mala in Etrurien auf dem Berge Fuoco di legno brennt ein Gas, das aus der Erde dringt, ganz wie dieß auf der Halbinsel Abscheron der Fall ist.

Merkwürdig ist die Beobachtung der Indier, daß die Flammen beim Nordwinde verlöschen, beim Südwinde dagegen am besten brennen. Der Nordwind, der vom Lande bläst, treibt das Wasser des Bakuschen Golfes fort; dies kann daher nicht in etwaige unterirdische Kanäle fließen, worin das Wasserstoffgas ausgeschieden wird, und die Flammen müssen mithin kleiner werden oder ganz verlöschen, wenn der Wind anhaltend aus Norden weht. Ein Südwind treibt hingegen das Seewasser in den Golf hinein; es dringt mithin in jene Höhlen und kann dort zur Ausscheidung des Wasserstoffgases beitragen. Gerade dasselbe gilt auch von der Naphtha, von der es in diesen Gegenden so außerordentlich reiche Brunnen gibt. Beim Nordwinde fließt sie weniger, beim Südwinde dagegen, und vorzüglich im heißen Sommer, füllen sich die Brunnen mit vieler Naphtha. Wärme muß mithin die Ausscheidung der Naphtha und

Digitized by Google

des Waſſerſtoffgaſes begünſtigen. Vielleicht deutet aber dieſe Erſcheinung beim Nord- und Südwinde nur auf eine mechaniſche Hervortreibung des ſchon fertigen Gaſes und der ſchon fertigen Naphtha, alſo nicht auf ihre Bildungsart.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten

Paris, März.

(Fortſetzung.)

Die Paſta. Lablache. Die Devrient. Die Malibran.

Dieſes iſt Manier, feſtſtehende Manier; wer ſich darüber nicht wegzuſetzen vermag, iſt zu beklagen, denn er wird um den Genuß gebracht. Auch darf man die Paſta nur mehreremale hören, ſo wird man die Manier gewöhnt und denkt nicht mehr daran. Es iſt dies ja derſelbe Fall bei unſern Lieblingen in Deutſchland, die oft von einer unerträglichen Manier beſeſſen ſind. Man ſieht dies namentlich auf den beſſern Bühnen, wo das lange Beiſammenſeyn der Mitglieder und ihr Verfahren bei abnehmenden Kräften und mangelnder Erfahrung die veraltete Manier ſo recht einwurzeln läßt, welche ſie dann gar zu gern mit dem ſtolzen Namen Schule belegen. Aber man frage nur einmal den unbefangenen Fremden, der die Theater aller Nationen beſucht hat, was er z. B. zu der alten Hamburger Schule ſagt, wenn er dort Wallenſtein oder ähnliche Stücke aufführen ſieht.

Die Stimme der Paſta iſt in den Mitteltönen etwas umſchleiert, doch in der Höhe ſehr angenehm. Ihre Geläufigkeit, ſo wie der ihr eigenthümliche, geſchmackvolle Vortrag ſind hinreißend. Von ihrem Spiele konnte man in der Sonnambula keinen Begriff bekommen. Das Landmädchen zu charakteriſiren, fiel ihr nicht ein, ſie war ganz und gar die große Sängerin im Bauernbächen. Im zweiten Akte, wo die Schäferin im Nachtkleide durch's Fenſter in das Zimmer des Offiziers ſteigt, war ihr Aufzug komiſch. Die Situation iſt die bekannte aus dem Ballet. Die Paſta hatte über ihren Bauernanzug ein weißes Hemde oder eine ſogenannte Blouſe von auffallender Kürze geworfen, welche ſie ganz unförmlich machte, und watſchelte nun in ihrer gewöhnlichen Art hin und her mit geſchloſſenen Augen; dann legte ſie ſich ziemlich ungeſchickt auf's Bett, und der lächerliche Akt war beendet; denn was ſie in dem nun folgenden Finale leiſtete, in dem himmliſchen Duette mit Rubini, war unnachahmlich, und die entzückten Hörer überſahen die Blouſe und die ganze komiſche Figur, und zollten der großen Sängerin die reinſte Bewunderung.

Lablache! Wer kennt ihn nicht? wer hätte nicht ſchon etwas von ihm gehört, ohne ihn ſelbſt gehört zu haben? denn ſeine Art und Weiſe, den Figaro zu ſpielen, iſt als Tradition von Theater zu Theater gegangen und unſere beſſern Sänger haben ſich in dieſer Parthie Manches von ihm zugeeignet, ohne daß ſie vielleicht ſelbſt die Quelle kennen. Beim erſten Erſcheinen nimmt dieſe Geſtalt, rieſengroß und dick, die Lachorgane allein in Anſpruch. Es ſtrömt eine koloſſale Luſtigkeit aus dem Manne, und die Leichtigkeit, womit er die Kraft ſeiner Stimme und ſeine gigantiſchen Gliedmaßen handhabt, macht ihn gleich zum auserkornen Lieblinge der Menge. Schon wenn er durch ein Trillern in den Couliſſen ſein nahes Auftreten verkündet, malt ſich Freude auf allen Geſichtern und eine vergnügliche Bewegung iſt ſichtbar, die endlich bei ſeinem Erſcheinen in lauten Jubel ausbricht. Sein Kapellmeiſter in der prova d'un opera seria iſt ein unerſchöpflicher Quell der heiterſten Laune. Sein Streit mit der Prima Donna, wo er ſo weit ging, den Gang der Paſta nachzuäffen, die Luftſchlöſſer, die er mit dem Dichter baut, wie er von künftiger Goldernte träumt, ſeine lezte Arie endlich, die Orcheſterprobe — ja, dieſe Orcheſterprobe! wie viele haben ſich nicht darin verſucht! wie viele Intermezzi, Kapellmeiſter betitelt, haben wir nicht ſchon gehört! Aber ſo muß dieſer Spaß gemacht werden, ſonſt iſt er nicht mehr erträglich.

Wie eine ſchwere Wetterwolke lag Mozarts „Don Juan" am Horizonte der italieniſchen Oper. Die deutſche Oper hatte ſich eines großen Beifalls erfreut. Der Freiſchütz, Fidelio und Oberon, dann der gut eingeübte Chor, und endlich Haitzingers Stimme und Madame Devrients hinreißende Leidenſchaftlichkeit und tiefes Gefühl im muſikaliſchen Vortrag hatten gleichen Antheil daran. Trotz dieſer Anerkennung ſagte man unumwunden, die Deutſchen können nicht ſingen. Sprache, Kehle und Mangel an großen Muſtern im Geſange werden ihrer Ausbildung ſtets hinderlich ſeyn. Und eine Deutſche ſollte nun im Verein von Künſtlern, denen Sprache, Kehle und große Geſangmuſter ganz zu Gebote ſtanden, die in ihrer Kunſt die Erſten genannt wurden, einen bedeutenden Platz ausfüllen? Die Dilettanti ſchnitten bedenkliche Geſichter.

Unter dieſen Aſpecten kam der Abend der erſten Aufführung heran. Santini, ein vortrefflicher Leporello, zog ſich bei Seite, und Donna Anna kam ringend mit Don Juan auf die Scene. Man bemerkte Befangenheit und dadurch verurſachte Undeutlichkeit in der Ausſprache bei unſerer Landsmännin. Sie kehrte mit Octavio zurück und fand die Leiche ihres Vaters. An dieſer Leiche ließ ſie jezt die großartige Klage aus tiefer Bruſt ertönen; ſie erhob ſich, ihre Augen ſuchten den Leichnam, und ſie fand nur den Geliebten, deſſen Hand ſie ergriff, um ihn feierlich Rache ſchwören zu laſſen. Das ganze Haus zollte rauſchenden Beifall, und es war ſicherlich kein Vorwurf mehr für ſie, eine Deutſche zu ſeyn.

Jezt kam die den Pariſern wohlbekannte Madame Malibran-Garcia an die Reihe. Eine hübſche Frau, das Geſicht ein liebliches Oval, ein großes, ſehr ſprechendes Auge, etwas großer Mund, die Geſtalt zierlich, doch mager. Sie iſt mit einer herrlichen Tiefe begabt und beſizt darin eine bedeutende Kraft; die Höhe aber kontraſtirt unangenehm damit und erſcheint zu dünn. Die Ausbildung iſt bei weitem nicht ſo vollendet wie bei der Paſta, obgleich ihr Vortrag gleichfalls von den geſchmackvollſten und lieblichſten Verzierungen wimmelt. Doch auch ſie hat eine feſtſtehende Manier, die bei jedem Solo wiederkehrt. Es iſt dies eine ſchiefe Haltung des Kopfes auf dem langen Halſe, ein freundliches Blinzeln mit den Augen, ein Auseinanderziehen des Mundes, daß man alle Zähne zu ſehen bekommt, und bei den lezten Tönen einer Verzierung oder Kadenz ein Herumwerfen des Kopfes, welches allemal das Ende des Stückes bedeutet und den Beifall herausfordert. Die Erſcheinung der Malibran iſt ſtets freundlich, und ſelbſt dieſe eben gerügte Eigenheit macht, zumal in komiſchen Parthien, keinen unangenehmen Eindruck; doch eine kleine Linie weiter, und die vollkommenſte Karrikatur iſt da. Wir ſahen dies in den lezten Tagen, wo muthwillige Künſtler eine kleine Karrikatur in Gips zum Verkaufe ausſtellten, worin ein Jeder das hübſche Vorbild auf den erſten Blick erkannte.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 25.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 75.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 28. März 1832.

— Aus dem Koth und Erden,
Die bei der Hitze schwitzt, pflegt ein Alaun zu werden,
Und Schwefel und das Harz, das Schwefel gleichet schier,
Braun, bösicht, dessen Art; dieß ist der Zunder hier,
Der auch im Wasser brennt und sich von Wasser nähret.

Martin Opitz.

Bilder vom kaspischen Meer.

(Fortsetzung.)

Eben so schwierig, als die Erklärung der unversieglichen Quelle des ewigen Feuers, ist auch die Bestimmung seines Alters oder der Zeit, in der man es zuerst beobachtet hat. Die ältern griechischen Schriftsteller, namentlich Herodot, der die Naphtha um Babylon und in Egypten kennt, wissen nichts von den Wundern der Feuergegend bei Baku, die doch heutzutage so allgemein im Munde der Orientalen sind und wohl auch früher gewesen seyn würden, wenn sie in dem Umfange wie heute bestanden hätten, da ehedem hier im Lande der Magier der Feuerkultus weit allgemeiner war, als er es heute ist, und darüber selbst von der fernern Ostküste des kaspischen Meeres Mehreres zu unserer Kunde kommen konnte. Auch was Plinius von der Naphtha sagt, läßt sich nicht auf diese Gegend anwenden; er erwähnt mit keiner Sylbe des ewigen Feuers, und führt als Fundort der Naphtha Babylon und Astacene an *). So erwähnt auch Ptolemäus **), der sonst das Land der Magier, am Ausflusse des Kur, sehr genau kennt, mit keiner Sylbe des ewigen Feuers, obgleich wohl die arae Sabaeae (Σαβαιοι βωμοι) auf dasselbe hindeuten könnten; nur müßte es alsdann damals weit südlicher gedacht werden. Ammianus Marcellinus endlich, der im Lande selbst den Namen Naphtha als einen medischen kennen lernte, weiß ebenfalls nichts von den unversiegbaren Quellen des ewigen Feuers bei Baku; jener aber gedenkt er ziemlich ausführlich. „Unter die Erzeugnisse des Landes (Medien)," sagt er *), „gehört die Naphtha, welche das Ansehen klebrichten Peches hat, und auch unter die Harze gehört. Sezt sich auf diese Quelle ein Vogel, so fühlt er, wenn er auch noch so klein ist, seine Flügel gefesselt, sinkt und verschwindet, und wenn diese flüssige Masse sich entzündet, so ist alle menschliche Kunst vergeblich, das Feuer zu löschen. In dieser Gegend ist auch eine Erdkluft, aus der ein tödtlicher Dunst aufsteigt, der jedes belebte Wesen, das sich ihm zu sehr nähert, durch seinen Geruch erstickt. Dieser giftige Dunst hat zum Glück seinen Sitz in einem tiefen Brunnen; denn wenn er über die breite Fläche hinausträte, so würde er, ehe er sich in höherer Luft verdünnte, die umliegende Gegend durch seine tödtenden Dämpfe längst unbewohnbar gemacht haben. Eine ähnliche Kluft war ehemals bei Hieropolis in Phrygien."

Unter den arabischen Schriftstellern finden wir die deutlichsten Spuren von der Kenntniß dieser Feuerphänomene bei Massudi, etwa 943 oder 967 n. Chr. Geb.; bei Ibn Haukal wird ihrer nicht gedacht, vielleicht

*) Plinii, histor. nat. lib. II. cap. 105 — 7 sq.

**) Ptolemaeus, de Mediae situ VI., c. 2. Ist Gelara etwa das heutige Baku?

*) Amm. Marcellin, deutsch von Wagner, II. p. 188.

Digitized by Google

weil wir von ihm nur einen Auszug besitzen. Massudi dagegen sagt: „In Baki (doch ist's nicht gewiß, ob er die Stadt Baku, oder die ganze Halbinsel Abscheron meine) sey eine Mine von weißer Naphtha, die einzige, die man kenne; doch wisse dieß Allah allein nur. Aus dieser Mine breche eine Feuersäule hervor, die sich sehr hoch erhebe und von allen Seiten auf hundert Farsangen weit bemerkt werden könne." (Dieß kann nach verschiedener Annahme ein größeres oder kleineres Maaß, 30—60 geogr. Meilen, bedeuten.) „Man höre sehr weit das Getöse, welches dem Donner vergleichbar sey; dann werfe dieser Vulkan Feuerstücke aus, weiter, als man sie mit Augen verfolgen könne." Aus dieser Stelle Massudis können wir also mit Gewißheit schließen, daß schon vor etwa 900 Jahren das ewige Feuer brannte und sich vielleicht an demselben Orte befand, wo jezt das Ateschgah der Indier ist, wenn es nicht auf einer der Inseln am Ausflusse des Kur, unfern Baku, war, die offenbar alle vulkanischen Ursprungs sind. Was den Vulkan jener Gegend betrifft, der unter vielem Geräusche Feuer spie, so muß man seine gegenwärtige Existenz wohl bezweifeln, da es jezt keine ähnlichen Ausbrüche mehr gibt, obgleich man wohl häufig von kleinern Erscheinungen der Art berichtet. So gibt's eine Insel an der Westküste vor dem Golfe, in den sich der Pirssagat ergießt, von der alljährlich Rauch emporsteigt, aus Spalten, die in ihrem Boden sehr zahlreich bemerkt werden. Es ist dieß wohl dieselbe Insel, welche die Russen Schweinsinsel (Swinoi) nennen, und auf der sich ausgezeichnete Schlammvulkane finden.

Staatsrath von Wazenko, russischer Konsul in Persien, der sich während meines Aufenthalts in Baku befand und das einzige Haus machte, wohin man gern ging, wurde auf diese Insel verschlagen, als er im Jahr 1826 zu Wasser nach Astrachan reiste. Von ihm entlehne ich folgende Bemerkungen über diese Insel, die ich selbst zu besuchen meiner eigenen Verhältnisse wegen nicht im Stande seyn sollte.

Sie ist ganz und gar mit Schlammvulkanen bedeckt; dieses sind kleine Lehmkegel, die allmählich von unten nach oben emporsteigen und sich bis auf zwei bis drei Fuß erhöhen, dann aber zusammenfallen oder platzen und nach den Seiten herabfallen; nach innen sehen sie wie gebrannte, trockene Ziegelsteine aus, nach außen sind sie feucht und durchnäßt. Indem sich ein Hügelchen bildet, entsteht ein eigenthümliches Geräusch, vielleicht durch das Verdampfen des Wassers. Da, wo schon einmal ein Hügel sich bildete, zeigt sich nie ein zweiter; aber nahe dabei entsteht der nächste Hügel, und so fort, so daß die Insel auf die Art wie von Schweinen aufgegraben erscheint: daher auch ihr Name. Ehe ein Hügelchen platzt, sieht man nirgends eine Oeffnung; sie entsteht erst nach dem Platzen. Die Naphtha hat sich überall Kanäle oder Rinnen ausgewaschen, durch die sie hervorquillt; sobald ein solches Hügelchen platzt und umfällt, fließt gleich die Naphtha hervor, so daß sie wahrscheinlich eine Hauptrolle dabei spielt, und man diese sogenannten Schlammvulkane eher Naphthavulkane nennen könnte; doch bald verstopft sich wieder der Ausfluß der Naphtha. Der Boden der Insel ist wie ein Schwamm erweicht und zieht das Wasser stark an sich; mithin ist sie, wenn überdieß noch ein Regen hinzukommt, so durchweicht, daß man darauf nicht gehen kann, ohne einzusinken. — Auch auf der Insel Bulla, etwas mehr vorwärts von dieser Insel, hat Herr von Kolotkin ähnliche Naphthavulkane beobachtet; nach seiner mir mitgetheilten Beschreibung bestehen sie auch hier aus ein bis fünf Fuß hohen Lehm- oder Schlammhügeln, die aus ihrer konischen Spitze, die mit einer rundlichen Oeffnung versehen ist, nach und nach Blasen hervorwerfen; sie platzen ohne weitern Geruch, etwa einen Naphthageruch ausgenommen. Auch Spalten im Boden finden sich; doch soll nie ein Rauch aus ihnen emporgestiegen seyn. Aus Allem sieht man, daß es dieselben Naphthavulkane wie auf Swinoi sind, und daß man mit Recht diese beiden und noch andere kleinere, ihnen ähnliche Inseln zusammen die Gruppe der Schweinsinseln nennt.

Schon ältere Reisende erwähnen dieser Schlammvulkane, doch mehr auf dem festen Lande, als auf den Inseln, auf die sie wahrscheinlich nicht kamen. So beschreibt sie A. Kämpfer sehr genau auf der Halbinsel Abscheron; er beobachtete dort in der Nähe der großen Salzseen den Schlammvulkan (argillam eructans) Juchtopa, der acht Faden hoch war. Der Lehm oder Schlamm ward von ihm bald mit Geräusch und hoch emporgeworfen, bald ohne dasselbe. Aehnliche Naphthavulkane mit gewaltsamen Ausbrüchen beschreibt der nach Kämpfer diese Gegenden bereisende Lerche *). „Einen halben Werst von Baku," sagt er, „ist ein ziemlich erhabener Berg, auf dessen Spitze eine große Quelle, fünf Klafter im Durchmesser, ganz voll von dicker aschfarbiger Naphtha ist; in der Mitte sprudelt sie beständig alle ein bis zwei Minuten in die Höhe mit einem Geräusche, läuft aber selten über. Von da sechs Werst liegt auf einer Ebene bei Uchani, N.N.W. von Baku, ein anderer großer wachsender Berg (so nennt er die Schlammvulkane); sein Umfang beträgt an 300 Schritte; er geht sehr steil in die Höhe; alle Minuten sprudelt er über und schüttet einen dicken, salzigen Schlamm mit grauer Erde oder Lehm weit um sich."

*) Jezt scheinen diese Naphthavulkane ihre Schlammausbrüche ausgesezt zu haben; wenigstens erfuhr ich über sie nichts Bestimmtes; doch sah ich selbst jene Gegenden, wiewohl in einer ungünstigen Jahreszeit, im März, und fand die Vulkane zwar unthätig, aber überall den aufgeworfenen Lehmboden.

Digitized by Google

Lerche beſchreibt noch mehrere, aber erloſchene Schlammvulkane der Art.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die vier Stockwerke.

(Fortſetzung.)

Der Hausherr rieth vergeblich hin und her. „In wen!“ rief der Advokat mit vom Zorn halb erſtickter Stimme; „in einen Journaliſten, einen Libelliſten! Wiſſen Sie, Freund, was ein Journaliſt iſt? Ein Menſch iſt's, der vom Schimpfen, von der Verläumdung lebt, dem nichts heilig iſt, der über Ihre Frau, Ihre Naſe, Ihre Perrücke, Ihre Reden, Handlungen, Gebrechen ſpottet, der in allem, was geſchieht, es mag ſeyn, was es will, blos Stoff zum Witze, zu einem Bonmot ſieht; der alle Familiengeſchichten auskundſchaftet, um ſie zu beſpötteln, ein Menſch, der über jedes Unglück witzelt, für jedes Mißgeſchick einen Calembour in Bereitſchaft hat und auf Ihren Tod ein Epigramm fabrizirt; kurz, ein Ungeheuer, das man aus der menſchlichen Geſellſchaft ſtoßen ſollte! Ja, Freund, lieber einem Züchtlinge gäbe ich meine Tochter, als einem Journaliſten!“

„Immer beſſer!“ dachte Edgar; „nun muß ich doch wiſſen, wen der Journaliſt verſchmäht!“ Obgleich feſt entſchloſſen, das Haus nicht zu kaufen, äußerte er daher gegen den Hausherrn den Wunſch, auch die übrigen Theile noch in Augenſchein zu nehmen. Der Hausherr ſchien etwas verlegen; „es iſt,“ bemerkte er, „überall ſo ziemlich dieſelbe Einrichtung.“ Lorville beſtand auf ſeinem Wunſch. „Sie verzeihen,“ entgegnete der Eigenthümer; „mit Ihrer Erlaubniß ſoll der Portier Sie weiter hinauf begleiten. Im dritten Stock wohnt Jemand — wohnt ein Frauenzimmer — die Sache iſt etwas delikat. Im Vertrauen, es iſt die Wittwe eines Maurers; ſie möchte ſich gerne wieder verheirathen. Schön iſt ſie, hat auch Vermögen; Sie können ſich aber leicht denken, ein Notar, ein honetter Geſchäftsmann, wie ich, kann doch nicht wohl der Nachfolger — eines Maurers ſeyn.“ Bei dieſem vierten Falle unter demſelben Dache wandelte Lorville eine ſo unwiderſtehliche Lachluſt an, daß er, um nicht herauszuplatzen, die Treppe des dritten Stocks hinaufeilte, ohne auf den Hausherrn zu hören, der ihm zurief, ſeinen Begleiter zu erwarten.

Bei der Maurerwittwe verweilte Edgar nur einige Augenblicke. Dieſer Beſuch bot, ein himmelblaues Sammetbarret und ein Korallenhalsband ausgenommen, womit ſich die kokette Wittwe zu ſeinem Empfange eilends geſchmückt hatte, nichts Merkwürdiges.

Im vierten Stock, an der Thüre des Journaliſten angelangt, verweilte Edgar einen Augenblick; er beſann ſich, wie er am beſten die Unterhaltung anknüpfen und ſeinen Beſuch verlängern könnte. Da öffnete ſich die Thüre und ein etwa zehnjähriger Knabe, einen Pack Journale und Bücher unter dem Arme, ſtolperte heraus. Lorville faßte ihn beim Arme und fragte, ob der Journaliſt zu Hauſe ſey. „Yes!“ erwiederte der Knabe keck, und ſchien auf dies aufgehaſchte Wort einer fremden Sprache ſich Vieles einzubilden, ſchwang ſich auf das Treppengeländer und rutſchte, di. Pariſienne ſingend, pfeilſchnell hinab. Der Knabe hatte die Thüre offen gelaſſen; Lorville trat ein und warf auf die Zimmerreihe, deren Einrichtung er aus den untern Etagen nunmehr bereits kannte, einen Blick. Der Speiſeſaal war mit Kupferſtichen und Lithographien geziert, der zur Bibliothek dienende Salon mit Büchern angefüllt, der Tiſch mit Zeitungen bedeckt. Eine Büſte Napoleons, die Bildniſſe Chateaubriands, der Frau v. Staël, Victor Hugo's u. A. hingen an den Wänden. Im Schlafzimmer ſah man zwei gekreuzte Schwerdter, Dolche, Pfeile, Bogen verſchiedener Länder. An ſeinem Schreibtiſche ſaß, in tiefes Nachſinnen verſunken, ein junger Mann. Dictionairs und Folianten lagen um ihn her aufgeſchlagen und verkündeten, daß er eben mit einer größern Arbeit beſchäftigt war. Ungeduldig rieb er, als ſey er in Ausbildung eines Gedankens begriffen, von Zeit zu Zeit ſich die Stirne. „Ich fürchte zu ſtören,“ nahm Edgar endlich das Wort; „ich ſehe Sie beſchäftigt.“ — „Ganz und gar nicht,“ erwiederte, ſich raſch umkehrend, der Journaliſt; „ich beſann mich nur eben —“ — Nach dem etwas barſchen Ton meinte Edgar, der junge Mann ſey übler Laune; er begann, ſeinen Beſuch zu bereuen und war darauf bedacht, ihn abzukürzen. „Ich wünſche nur zu wiſſen —“ fragte er. — „Den Verfaſſer des Artikels gegen das neue Stück? Ich bin's, mein Herr; ich erwartete Ihren Beſuch. Er konnte nicht gelegener kommen, denn das Leben iſt mir ohnehin zur Laſt; mit Freuden wage ich's —“ Edgar lächelte. „Ich komme,“ verſetzte er, „keineswegs, Sie zur Rede zu ſtellen; ich bin kein Beleidigter, der Genugthuung verlangt; ich wollte nur als Kauflustiger dieſes Haus beſichtigen; wünſchen Sie indeß dieſen Morgen durchaus ein Rencontre, ſo kann ich Ihnen dieſen Dienſt wohl leiſten.“ Nun lächelte der Journaliſt gleichfalls; Lorville's muntere Laune flößte ihm Zutrauen ein; er bat ihn, einen Augenblick Platz zu nehmen, und die Unterhaltung entſpann ſich.

„Sie haben,“ begann Edgar, „einen berühmten Advokaten zum Hausgenoſſen; er hat eine ſehr hübſche Tochter.“ Lorville hatte zwar Angelinen nicht geſehen, wußte aber wohl, daß deren Lob ein geneigtes Ohr finden werde. „Nicht wahr?“ verſetzte der Journaliſt geſchmeichelt, „ſie iſt ſehr, ſehr reizend. Der Vater hat aber nicht ſo viel Geiſt, als man ihm zutraut.“ —

№ 76.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 29. März 1832.

Immer hält die Verliebten wach
Manches Entzücken und manches Ach. —
Freunde, mir ist die Vernunft zu schwer,
Aber die Liebe, das ist mein Fach!

Platen.

Leben und Liebe auf dem Lande.

Von Julius Mosen.

5.

Johanne im Garten.

In meinem Gärtchen lachet
Manch Blümlein klar und roth,
Vor Allen aber machet
Die brennende Liebe mir Noth.

Wohin ich mich nur wende,
Steht auch die helle Blum';
Es glühet ohne Ende
Die brennende Liebe ringsum.

Mich ärgert nur der Knabe
Mit all dem stummen Schau'n,
Als ob gebannt ihn habe
Die brennende Liebe am Zaun.

Die schlimmen Nachbarinnen,
Die bleiben neidvoll steh'n,
Und flüstern: ach, da drinnen
Wie brennet die Liebe so schön!

Brauch' ihrer nicht zu warten,
Sie sprießet Tag und Nacht;
Wer hat mir doch zum Garten
Die brennende Liebe gebracht?

6.

Der Apfel.

Sie sah mich an zuweilen
Mit schalkhaft klarem Blick;
Einen Apfel thät sie theilen,
Und brach ein feines Stück.

Und zwischen ihre Lippen
Die eine Hälft' sie nahm;
Ich durft' die andre nippen,
Daß Lipp' an Lippe kam.

Die Mutter sah herüber
Und zog ein schlimm Gesicht;
Mein Glück ist nun vorüber,
Vergessen kann ich's nicht.

Jezt, nun es Lenz geworden,
Blüht hell der Apfelbaum,
Ich stehe täglich dorten —
Warum? — das weiß ich kaum.

7.

Der Reuige.

Im Betstuhl kniet die Schöne,
Lieblich, so engelhaft,
Der Orgel heil'ge Töne
Mit ihrer Gottheskraft

Digitized by Google

Schwellen
Empor,
Quellen
An Herz und Ohr.
Die goldnen Augenlieder
Schlägt das Mägdlein nieder.
Gescheitelt das blonde Haar,
Das Häuptchen geneiget,
Das Antlitz unschuldig und klar,
Vor Andacht ein wenig gebleichet,
Betet es mit Herz und Mund,
Mit ganzer Seele zu solcher Stund'.
Es stehet ein armer Sünder
Am Betstuhle dahinter.

8.

Erinnerung.

Es bricht im Fliederstrauche
Gleich blauen Flämmchen vor;
Der Duft vom Blüthenrauche
Steigt in die Luft empor.

Zu all' den lichten Räumen
Der schönen Lenzeslust
Stieg gern das alte Träumen
Hervor aus meiner Brust.

Aus blauer Himmelsferne
Schaut mich ihr Aeuglein an,
In jedem Blumensterne
Steht sanft es aufgethan.

Aus jedem Röslein scheinet
Ihr Bild so mild und süß;
Doch jedes Blümchen weinet,
Daß ich sie treulos ließ.

Wie schwer hab' ich gerungen
Mit meines Herzens Leid;
Doch bleibt es unbezwungen
Zu solcher Frühlingszeit.

Die vier Stockwerke.

(Beschluß.)

„Freilich haben diese Herrn," fuhr der junge Schriftsteller fort, „bei der Revolution gewonnen, und mich hat sie ruinirt. Der ehmalige Präfekt ist zu einer der ersten Präfekturen ernannt, der Advokat Rath beim Appellationsgerichte geworden. Der Marquis kann einen Gesandtenposten haben, wann er will, und ich kenne seine Umstände, er hat nicht Vermögen genug, um dem alten Regime nur ein Jahr treu bleiben zu können. Ich meinerseits habe nicht das Mindeste erlangt, sie behandeln mich als „kleinen Journalisten," sie können mir nicht verzeihen, daß ich sie geborgen habe, sie fürchten mein Journal und besorgen, eines Morgens ihre Geschichte darin zu lesen." Da der junge Mann sah, daß man ihm mit Interesse zuhörte, wurde er immer hitziger. „Allerdings," fuhr er mit einiger Bitterkeit fort, „ist es ein jämmerlicher Beruf, um sich bekannt zu machen, Papier zu verderben, damit die Regierung uns beachte, unsern Werth endlich kennen lerne, jeden Morgen gegen sie zu Felde zu ziehen. Was aber sonst beginnen? Alle Macht liegt jetzt einzig und allein in der Presse; da muß man Journalist werden, man mag wollen oder nicht. Unter Bonaparte wäre ich Soldat, mit fünf-und-zwanzig Jahren bereits mit Wunden bedeckt, vielleicht Obrist; in unsern Tagen aber, wo jede andere Laufbahn versperrt ist, wo man nur durch Skandal Ruf erlangt, muß man ja wohl sich einsperren lassen, die Minister angreifen, Mißbräuche aufdecken, kurz, schreien, um Gehör zu finden. Die Freiheit der Presse ist allmächtig; sie bietet das einzige Mittel, sich emporzuschwingen."

„Hätten wir," fuhr der junge Mann mit steigendem Enthusiasmus fort, „einen zweiten Napoleon, einen Mann mit Adlerblicken, der uns verstände, unsere Fähigkeiten erriethe, sie aufzumuntern, jedem seinen Beruf zuzutheilen, unsere Plane zu fassen und auszuführen wüßte, einen Mann, der aus einem Bauer, der nicht lesen kann, einen Feldherrn machte, im fünf-und-zwanzigjährigen Jünglinge den großen Verwaltungsbeamten ahnete: dann freilich hätten wir Jeune France nicht nöthig, von Neckereien und Skandal zu leben, müßten nicht Tag für Tag Freiheit und Leben wagen, unserer Ansichten wegen uns einsperren lassen, uns schlagen zu Vertretung dessen, was wir geschrieben; kurz, wir schleppten uns nicht zwischen dem Bois de Boulogne und Sainte Pelagie erbärmlich dahin."

„Trotz dem düstern Bilde, das Sie entwerfen," entgegnete Edgar, „ahnt mir, daß eine glänzende Laufbahn Ihrer wartet; ich lege daher auf Ihr Wohlwollen in jeder Beziehung schon im voraus hohen Werth. Sollten zufällig einige Aktien Ihres Journals zu haben seyn, so bitte ich um gefällige Nachricht; hier meine Adresse." Beim Anblicke von Lorvilles Karte schien der Journalist, verlegen, sein Zutrauen zu bereuen. Der Duc war allgemein für einen der überspanntesten Ultras bekannt. „Verzeihen Sie," nahm der junge Schriftsteller nach einer Pause das Wort; „bei dem Sohne des Herrn Duc de Lorville konnte ich so viele Sympathie für unsere neuen Ideen nicht wohl erwarten." — „Ich weiß recht wohl, daß die Vorurtheile des Bürgerstandes gegen uns ganz eben so überspannt sind, als die unsrigen ihm gegenüber." — „Sie räumen also ein, daß Ihre Vorurtheile überspannt sind, gestehen zu, daß man, ohne fünfhundertjährige Ahnen, ein verdienstvoller Mann seyn kann?" — „Von ganzem Herzen; indeß werden auch Sie mir einräumen, daß man, weil man dergleichen Ahnen

Digitized by Google

besizt, darum kein geistesarmes, albernes Subjekt seyn muß." — „Gewiß, allerdings, ich bekenne Ihnen offen, daß Sie mich von meinem Vorurtheile gegen herzogliche Söhne im Allgemeinen radikal geheilt haben." — „Wie Sie mich von meinem Vorurtheile gegen Journalisten."

Die beiden jungen Männer schieden als die besten Freunde. Sein innerstes Gefühl nöthigte Edgarn, den jungen Schriftsteller sich zum wenigsten gleichzustellen, und vielleicht zum ersten Male in seinem Leben ruhte seine Phantasie mit Wohlgefallen auf dem Bilde der gesellschaftlichen Gleichheit.

Als er aus der Hausthüre trat, machte ihn eine scheltende Stimme auf die an die Gartenmauer gelehnte Bretterbude eines Schuhflickers aufmerksam. Der Mann schien sehr ergrimmt, er eiferte mit einem allerliebsten Mädchen, das, ihren Orangenkram in mächtigem Korbe vor sich, den Vater mit schelmischem Lächeln anhörte. „Das sag' ich Dir," schrie der Schuhflicker, „das sag' ich Dir, Vergenie, seine Frau wirst Du nun und nimmermehr! So ein Orgelspieler, ein Vagabund, der kein Domesil hat! so wahr ich Grichard heiße und mein Handwerk verstehe, den Hals brech' ich Dir eher, als daß Du mir den Hirstrion heirathest!"

Bilder vom kaspischen Meer.

(Fortsezung.)

So haben wir also in diesen Reisenachrichten die Bestätigung der Feuerausbrüche der Inseln des Meeres und selbst einiger Berge der Küste; nur müssen sie damals, als Massudi seine Beschreibung entwarf, weit stärker gewesen seyn, als sie zu Kämpfers und Lerches Zeiten waren; denn sie hörten nur als von einem vergangenen Faktum von den Feuerausbrüchen erzählen, die sich vielleicht noch seltener erneuert haben mögen. Daß gegenwärtig feuerspeiende Naphthavulkane in jenen Gegenden ihre Thätigkeit erneuern können, ist für die Küstengegend von Baku und Sallian sehr wahrscheinlich, weil überall noch immer dieselben Bedingungen zu ihrem Entstehen vorhanden zu seyn scheinen; daher sieht man noch jezt auf den Inseln vor dem Ausfluß des Pirssagat, auf Bulla oder Swinoi, ihre seltenen, aber sehr verminderten Feuerausbrüche, wie mir denn viele der Eingebornen von einem Rauche erzählten, der auf ihnen von Zeit zu Zeit hervordringen solle. Auch Erdbeben beobachtet man noch jezt in der Bakuschen Gegend. Während Lerche's Anwesenheit entstand i. J. 1747 im September ein Erdbeben, das eine Minute lang währte und wobei man einen Knall hörte, als ob Thüren zugeschlagen würden. Dies deutet offenbar auf unterirdische vulkanische Ursachen hin, die noch gegenwärtig ihre Einwirkung auf die Veränderung der Oberfläche der Erde in diesen Gegenden fortsetzen.

Außerdem zeigt diese an Naphthavulkanen so reiche Gegend noch das Merkwürdige, daß diese Vulkane an dem äußersten Endpunkte des kaukasischen Alpenkammes, an der flachen Meeresküste selbst, vorkommen, da also, wo das ältere Gebirge aufhört und nur neuere Formationen die Niedrigungen einnehmen. Um so auffallender und für die Theorie der Bildungsart dieser kaukasischen Gebirgskette von vieler Bedeutung ist es, daß gerade am entgegengesezten Endpunkte dieses Alpenkammes sich ähnliche Erscheinungen auf der Halbinsel Kertsch und der Insel Taman finden. So wie nämlich am südöstlichen Endpunkte des Alpenkammes auf der Halbinsel Abscheron, und an der ganzen Meeresküste von Baku nach Sallian und auf den Inseln des Meeres sich Schlammvulkane und Naphthaquellen in unendlicher Menge finden, so wiederholen sich dieselben Erscheinungen dort am nordwestlichen Endpunkte desselben.

Wir sehen, daß bei den Naphthavulkanen überhaupt als sie veranlassende Momente die Naphtha, das Seewasser und endlich die brennbare Luft oder das Wasserstoffgas gedacht werden müssen, und dadurch geleitet, könnten wir uns der Theorie ihrer Entstehungsart allmählig nähern. Es leidet keinen Zweifel, daß ein Erhitzungsprozeß in diesen Gegenden stattfinden müsse; darauf deutet schon das häufige Vorkommen von heißen Quellwassern hin, die gewöhnlich herausfließen, wenn ein solcher Schlammvulkan zusammenstürzt, sich auch sonst überall zu kleinen Salzseen sammeln, wo jene vorkommen. Ferner deutet der Rauch, der aus Spalten dieser Gegenden hervortritt, auf irgend eine innere Wärme der Erdrinde hin. Selbst der Ausfluß der Naphtha muß als Beweis für die Annahme eines Sublimationsprozesses oder eines dort bestehenden Feuers angesehen werden. Ebenso sehen wir auch in der Nähe des ewigen Feuers bei Baku, kaum ein Viertelwerst davon entfernt, aus Spalten des dortigen Muschelkalksteins eine Wärme hervordringen, die kaum von der Hand ertragen werden kann; dies reicht hin, um eine Wärmeerzeugung in der Erde anzunehmen.

Die Naphtha an sich ist aber ein vegetabilisches *) Produkt, wahrscheinlich aus brennenden Steinkohlenlagern **) entwickelt; der Geruch der Naphtha ist rein vegetabilisch, also keineswegs ein brenzlich thierischer, gerade so wie der Geruch brennender Steinkohlen, die auch von Naphtha durchzogen oder mit ihr gleichzeitig vorzukommen pflegen.

*) Wenigstens findet sie sich meist in oder in der Nähe von Steinkohlenflözen.

**) Einen Beweis dafür sehen wir in Indien, wo an 500 Naphthabrunnen quellen; der Boden besteht Anfangs unter der Oberfläche aus Sand, dann aus Schichtenlehm, von Naphtha durchzogen, und endlich folgen Steinkohlen, aus denen die Naphtha hervorquillt.

Digitized by Google

Das Harz der verkohlten Stämme scheint durch lang andauernde Erhitzung diese Verwandlung in Naphtha zu erleiden; es wird durch sie theils verflüchtigt, wodurch es in die Höhe gehoben und aufs Neue unter tropfbar flüssiger Form niedergeschlagen wird, oder theils dem Wasser beigemischt, in welchem es als leichterer Körper an die Oberfläche emporsteigt. Auch aus den neuesten Untersuchungen über die Erdharze geht der vegetabilische Ursprung der Naphtha hervor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

Cholera. Reform. Erziehungspläne in Irland. Der Zehnten.

Die Cholera nimmt im Norden von England und Süden Schottlands, wohin sie von dort aus eingewandert ist, eher ab, als zu; wenigstens scheinen in den vielen Städten und Dörfern auf der weiten und höchst volkreichen Strecke von New-Castle bis Paisley, mit Einschluß der großen Städte Glasgow und Edinburg, im Durchschnitt nicht über 50 Personen täglich zu erkranken. Ja in letzterer Stadt, wo es doch so viele Arme gibt, welche eng bei einander leben, trat sie besonders milde auf, so daß nach dem letzten Bericht kein Kranker mehr vorhanden war. Dagegen aber breitet sie sich in London, besonders in den an dem Flusse gelegenen Vorstädten und den in der Hauptstadt mit einbegriffenen Dörfern aus, vor allem in den der Londoner Brücke nahe gelegenen Gäßchen und Winkeln der südlichen Vorstadt Southwark. So viel man weiß, gehören die Gestorbenen fast ausschließlich zu der gemeinsten Volksklasse, wenigstens hat man nicht gehört, daß eine namhafte Person von der Seuche befallen worden wäre. Es soll jedoch unter den wohlhabendern Klassen eine Ruhr herrschen, welche von manchen Aerzten für einen milden Grad der Cholera gehalten wird, obgleich sie ihre Kunden nicht als Cholerakranke angeben. Dennoch fürchtet man sich nicht, und Handel und Wandel in der Stadt, so wie öffentliche und Privatunterhaltungen und Zusammenkünfte gehen [illegible] gewöhnlichen Gang fort.

[illegible] und alle damit verbundenen Gewerbe liegen jämmerlich darnieder; ja selbst der Handel mit dem Binnenlande leidet, da viele Käufer vom Lande sich scheuen, in die Stadt zu kommen; auch sieht man an den vielen geschlossenen Häusern im westlichen Theile der Stadt — eine in dieser Jahreszeit ungewöhnliche Erscheinung — daß manche Familien das Land dem Aufenthalte in einer verpesteten Stadt vorziehen; aber wer einmal hier bleiben muß, scheint alle Furcht verbannt zu haben. Selbst der Pöbel macht sich in Spottliedern über einen Feind lustig, dessen Furchtbarkeit man ihm gar sehr übertrieben zu haben scheint; unter andern hörte ich neulich auf der Straße singen, die Reformbill habe die Cholera Morbus. Mit dieser Bill sieht's auch wirklich mißlich aus, obgleich das Unterhaus auf dem Punkte steht, sie anzunehmen; aber man erwartet, daß das Oberhaus sie entweder noch einmal verwerfen, oder doch so umgestalten werde, daß sie ganz unkenntlich an die Gemeinden zurückkäme, es wäre denn, daß der Minister die Macht und den Muth hätte, dreißig bis vierzig neue Pairs zu creiren. Dennoch ist man im Publikum hier, wie im ganzen Lande, ruhig darüber und scheint den Erfolg abwarten zu wollen. Nicht so in Irland; während man in Dublin über die für die irländische Vertretung vorgeschlagenen Reformen deliberirt, und sie auf einer Seite zu demokratisch und auf der andern zu beschränkt findet, wobei man auch von der letzten Seite mitunter die Auflösung der Union in Anregung bringt, schreien die protestantischen Gegner der Regierung, im Verein mit vielen Fanatikern in Irland sowohl als in England, laut über die Regierung und verketzern sie, weil sie, in der löblichen Absicht, die verschiedenen Sekten einander näher zu bringen, was wohl nirgends in der Welt dringenderes Bedürfniß ist, als eben in Irland, in Zukunft die Schulen nicht mehr unterstützen will, in denen man die Bibel als Lesebuch gebraucht und sie zum Proselytenmachen mißbraucht, sondern unter der Leitung einer aus den vorzüglichsten Männern der drei Hauptsekten bestehenden Kommission ein Unterrichtssystem einzuführen sucht, wie es im größten Theil von Deutschland besteht, ein System, wobei das Lehren der eigentlichen Dogmen der Geistlichkeit jeder Sekte überlassen bleibt. Jene Schreier sagen, man wolle damit den Protestanten ihre Bibel rauben. Indessen aber geht das Bauernvolk im südlichen und westlichen Theil des Landes praktischer zu Werke und befreit sich von einer Steuer, die dort vielleicht drückender empfunden wurde als irgendwo, nämlich vom Zehnten. Das Land ist dort meistentheils verpachtet und zwar sehr oft in kleinen Stücken, welche kaum hinreichen, eine kleine Familie kümmerlich als Kartoffelfeld zu ernähren. Da für verlangen nun die Grundherrn einen so ungeheuern Zins, daß der Pächter ihn fast nie ganz zu entrichten vermag; der Eigenthümer nimmt indessen, so viel er kann, und der arme, ausgesogene, Pächter fühlt sich glücklich und dankbar, wenn man ihm etwas von dem Judenzins nachläßt und er in seiner Lehmhütte, ohne Bett oder sonstigen Hausrath, ja fast ohne Kleidung fortschmachten darf. Nun kommt aber der protestantische Geistliche zu dem fast immer katholischen Bauer, der zu seinem Seelenheil auch noch seinen eigenen Priester zu erhalten hat, und erpreßt seinen Zehnten, freilich selten so viel, als er gesetzlich verlangen könnte, aber doch genug, um dem Pächter beschwerlich zu fallen, und sollte er auch nicht zu den Jammermenschen gehören, deren Bild ich eben entworfen, denn es gibt auch in Irland wohlhabende Leute. Auch hat sich der Widerstand dagegen sehr oft erneuert, aber ohne sonderlichen Erfolg, bis es endlich im Laufe des vergangenen Jahres den Bauern theils durch passiven, theils aber auch durch nur zu thätlichen Widerstand gelungen ist, [illegible] Grafschaften durch Vorenthaltung des Zehnten an den Bettelstab zu bringen, so daß die Regierung das Parlament hat bitten müssen, den armen Pastoren Vorschüsse geben, die Widerspenstigen aber zur Entrichtung der Rückstände an den Staatsschatz nöthigen zu dürfen. Dabei wurde vom Parlamente versprochen, daß es sogleich an Mittel denken wolle, den Zehnten abzuschaffen und die Geistlichkeit auf einem andern Wege dafür zu entschädigen. Dieses war zwar schon längst von heller sehenden Politikern angerathen worden; aber bei der Blindheit, womit einmal alle Korporationen geschlagen scheinen, wollte man nichts davon hören; es mußte erst Blut fließen und Jammer und Elend über alle Betheiligten kommen, ehe man an ein Auskunftsmittel denken mochte, was jetzt unendlich schwerer zu finden ist als früher, da die Geistlichkeit noch in wirklichem Besitz war. Natürlich waren die Gemüther lange für diese Widersetzlichkeit reif; den unmittelbaren Anlaß zum Ausbruch soll aber der Umstand gegeben haben, daß der protestantische Ortspfarrer ein dem katholischen Priester gehöriges Pferd wegen rückständigen Zehntens in Beschlag nahm; ein Schritt, der, wahrscheinlich eben so rechtmäßig als unpolitisch, die Schaale des Zorns zum Ueberströmen brachte.

Beilage: Kunstblatt Nr. 26.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 77.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 30. März 1832.

Wehe, wer nicht spielend im Schooß der Kirche
Als ihr Kind ruht! Wehe, denn jeden Tag droht
Priestermund ihm, Priestergemüth ihm
Stete Verdammniß.

Platen.

Marcus Tullius Cicero in den Kerkern der römischen Inquisition.

Im Karneval von 1818 bat mich eine junge reizende Dame, mich als Cicero zu maskiren; sie wollte mich als die Tochter des römischen Redners, als Tulliola begleiten. Den Bitten des schönen Geschlechts konnte ich nie widerstehen, ich verschaffte mir demnach eine konsularische Toga und eine nach der Büste Ciceros auf dem Kapitol verfertigte Maske, und erschien so mit meiner Tulliola auf dem Korso. Wir stellten uns Anfangs unter den Peristyl des Pallasts Bolognetti, und nicht lange, so waren wir von einem Schwarm Neugieriger umgeben. Gelehrte richteten tausenderlei Fragen an mich über die Vergangenheit, und zu ihrer Verwunderung antwortete ich immer lateinisch. Die Geläufigkeit, womit ich mich in der Sprache des großen Redners ausdrückte, machte allgemeines Aufsehen, und bald sprach man im Korso von nichts als vom merkwürdigen Cicero am Pallast Bolognetti. Ich blieb hier etwa eine Stunde und begab mich sodann zum Fürsten Ghigi, dessen Haus der Sammelplatz des Adels und der ersten Gelehrten war. Kaum erschien Cicero, so fiel man von allen Seiten über ihn her. Fürst Ghigi warf mir vor, ich sey ein Schmeichler Cäsars gewesen und habe meine Grundsätze mehr als einmal gewechselt; ich vertheidigte mich und bewies mit geschichtlichen Belegen, daß an Ciceros Ehre kein Makel hafte. Die einen behaupteten, ich sey ein Professor der Sapienza, andere, ich sey einer der Scriptores des Vatikans; aber der Ritter Odescalchi erklärte, er kenne nur Einen Mann, der so Ciceros Rolle spielen könne, und dieß sey ein Ungar, der öfters vor der Academia latina höchst interessante lateinische Verse improvisirt habe. Da ich sah, daß man mir nahe auf der Spur war, zog ich ab, versprach aber vorher, mich Abends im Theater Aliberti zu zeigen.

Ich erging mich nun eine Zeitlang im Korso und unterhielt mich, immer lateinisch, mit verschiedenen Personen, namentlich mit Engländern; mit Einbruch der Nacht fand ich mich versprochenermaßen im Theater Aliberti ein. Hier hatten sich die größten Gelehrten eingefunden, um den wiedererstandenen Cicero durch Fragen in die Enge zu treiben. Vier Stunden lang ließ man mich die schwersten Stellen in den Werken des Redners erklären und seine mangelhaft auf uns gekommenen Reden ergänzen. Ich gab, zur allgemeinen Verwunderung, befriedigende Auskunft über Alles. Um Ein Uhr nach Mitternacht befragte mich der Fürst von Canino (Lucian Bonaparte) um meine Ansicht über Roms gegenwärtigen Zustand, über seine bürgerlichen und peinlichen Gesetze. Im Feuer des Gesprächs vergaß ich, wo ich war, und als mich Jemand fragte, wie ich von Dingen wissen könne, die sich fast 2000 Jahre nach meinem Tod ereignet, erwiederte ich, ich habe in der Unterwelt sehr unterrichtete Römer gesprochen, und noch vor Kurzem habe ich mich lange mit dem Kardinal Maury unterhalten. Dieses Wort war für viele der Anwesenden ein Donnerschlag; war es doch die schrecklichste Blasphemie gegen das

ganze Kardinalskollegium, und die Argus der römischen Inquisition gaben mich flugs bei Monsignore Pacca, dem Gouverneur von Rom, an.

Alsbald ward Befehl ertheilt, mich zu verhaften, sobald ich einen Fuß auf die Straße sezte, und um zwei Uhr Morgens wurde ich, da ich in den Wagen steigen wollte, von vier Sbirren ergriffen. Man verband mir die Augen, sezte mich in einen Wagen und fuhr rasch davon. Man hielt am Kloster Santa Maria, wo die Inquisitoren vom heiligen Offizium ihre Sitzungen halten, und wo sich auch die Kerker befinden, in denen die Angeklagten des Urtheilsspruchs harren. Das kleine unterirdische Loch, in das man mich warf, war so niedrig, daß ich nicht aufrecht stehen konnte; das einzige Luftloch war eine enge Oeffnung, die auf einen dunkeln Corridor ging; das ganze Geräthe bestand aus einem hölzernen Stuhl und einem Wasserkrug. Was diese Nacht in mir vorging, läßt sich nicht beschreiben; schon zweimal war ich im Gefängniß gewesen, war wegen politischer Vergehen zum Tod verurtheilt worden, aber in einem so scheußlichen Kerker hatte ich mich noch nie befunden.

Den andern Morgen um zehn Uhr erschienen zwei stämmige Mönche; sie sagten, ich müsse vor dem Inquisitor erscheinen, und wollten mir die Hände binden. Ich erklärte standhaft, ich werde mich solcher Tyrannei nimmermehr unterwerfen. Die Mönche antworteten, diese Vorsicht sey durchaus nothwendig; da sie mich aber fest entschlossen sahen, es nicht zu dulden, gingen sie, kamen nach einer Viertelstunde wieder und winkten mir, ihnen zu folgen. Wir gingen durch mehrere finstere Gänge, stiegen sodann ganz dunkle Treppen hinab und gelangten endlich in die Zelle des ehrwürdigen Paters Olivieri, eines der Inquisitoren des heil. Offiziums *). Der Mann mochte fünfzig Jahre alt seyn; er war hoch gewachsen, und seine schwarzen, wilden Augen, sein breiter Mund mit wulstigen Lippen erfüllten mich mit Abscheu und Ekel. Zu seiner Seite saß ein junger Mönch, der das Protokoll führen sollte. Der ehrwürdige Pater sah mich eine Zeitlang an, als wollte er in meinem Herzen lesen, sezte sich sodann und begann das Verhör: „Wie heißt Ihr, woher, was und welches Glaubens seyd Ihr?“ — „Ich heiße Arduel Tchocha aus Bude in Ungarn; ich bin Soldat und Katholik.“ — „Warum seyd Ihr verhaftet worden?“ — „Das weiß ich nicht.“ — „Habt Ihr nicht im öffentlichen Schauspielhause gegen das heilige Kollegium der Kardinäle gesprochen?“ — „Ich wüßte nicht, daß ich mich dieses Vergehens schuldig gemacht hätte.“ — „Habt Ihr nicht in der verflossenen Nacht, als von den Gesetzen dieses Reichs die Rede war, geäußert, Ihr habet Kardinal Maury in der Hölle getroffen?“ — „Ja, aber das geschah im Feuer des Gesprächs; es konnte mir auch nicht in den Sinn kommen, daß ich das heil. Kollegium der Kardinäle damit beleidige, zumal da ich Cicero sprechen ließ, der doch gewiß kein guter Katholik war.“ — „Wißt Ihr sonst noch etwas zu Eurer Entschuldigung anzuführen, das die heil. Inquisition zur Milde stimmen könnte?“ — „Nicht daß ich wüßte; aber,“ fuhr ich nach einer Pause fort, „Kardinal Maury sprach sich sein Lebenlang öffentlich gegen das römische Dogma der Unfehlbarkeit aus, und er weigerte sich noch auf dem Todtenbette, seinen Irrthum abzuschwören.“ — „Dieß ist richtig; aber, wie Ihr wißt, hat der heil. Vater dem sterbenden Kardinal seine Absolution in articulo mortis zugesandt, und somit ist es so gut als ein Glaubensartikel, daß Kardinal Maury dadurch der Höllenqual entgangen ist.“ — „Ich wußte dieß nicht; ich gestehe aber, ich wäre, hätte ich es auch gewußt, derselben Ansicht gewesen.“ — „Seyd Ihr derselbe, der öfters vor der lateinischen Akademie lateinisch improvisirt hat?“ — „Ja.“ — „Nun denn, wie kann ein Soldat so bewandert in der Literatur und Geschichte seyn, daß er lateinisch improvisirt und Cicero vorstellt, wie Ihr gethan?“ — „Factum infectum fieri nequit; habe ich es gethan, so braucht es weiter keinen Beweis, daß ein Soldat es thun kann.“ — „Da habe ich aber einen Brief von Monsignore Pacca an mich. Es liegt starker Verdacht vor, daß Ihr kein Ungar seyd; man sagt, Ihr führet einen falschen Namen, Ihr seyet ein Italiener von Adel und Eure religiösen und politischen Grundsätze seyen höchst gefährlich. Was habt Ihr hierauf zu antworten?“ — „Nicht viel; Ihr und Monsignore Pacca seyd im Irrthum. Ich führe einen deutschen Paß und habe die Ehre, dem Fürsten Kaunitz, unserm Gesandten bei dem heiligen Stuhle, wohl bekannt zu seyn.“

Diese Worte überraschten Pater Olivieri sichtlich; er schwieg eine Zeitlang, dann hieß er mich in mein Gefängniß zurückkehren; er wolle seinen Bericht machen und weitere Verhaltungsbefehle verlangen. „Wenn man mich denn doch gefangen hält,“ erwiederte ich, „so verlange ich wenigstens ein anständigeres Gefängniß und meine Kleider; denn im Kostüm eines römischen Konsuls kann ich doch nicht im Gefängniß bleiben.“ Ich äußerte ferner, ich sey sehr genau mit den Kardinälen Fontana und Litta *) bekannt, die damals Präsidenten des Inquisitionstribunals

*) Er lebt noch; er ist von Kardinal Bernetti zum obersten Inquisitor der im Kirchenstaat verhafteten Carbonari ernannt worden; von den Sprüchen seines Tribunals findet keine Appellation statt.

*) Diese beiden durch Weisheit und Mäßigung bekannten Kirchenfürsten wurden von Pius VII. zu diesem hohen, furchtbaren Amte befördert, als er nach seiner Rückkehr nach Rom, auf das Dringen der Dominikaner, das von den Franzosen abgeschaffte Inquisitionstribunal wiederherstellte. Sämmtlichen intoleranten Mitgliedern des heil. Kollegiums gefielen jene beiden Ernennungen sehr schlecht.

Digitized by Google

waren; wenn man meine Bitte nicht erfülle, werde ich mich an sie wenden und sey gewiß, daß mir sogleich willfahrt werde. Dieser Wink machte den Inquisitor nachgiebiger, und er hieß die beiden Mönche mich in das Gefängniß führen, wo die gewöhnlichen Angeklagten verwahrt werden; Pater Olivieri versprach auch, mir meine Kleider zu schicken.

(Der Beschluß folgt.)

Bilder vom kaspischen Meer.

(Fortsetzung.)

Die Naphtha und das Bergöl sind als wahre empyreumatische Oele zu betrachten, und die ungeheure Menge, in der sie sich ehemals gebildet haben, spricht zu deutlich dafür, daß sie Produkte des Feuers sind und sich eben so bildeten, wie man sie vermittelst der Destillation organischer Körper künstlich darstellt. Die Bildung der meisten Steinkohlenarten läßt sich nicht befriedigend erklären, wenn man nicht die Wirkung der Hitze dabei zum Grunde legt, und in diesem Falle müssen sich dabei die Produkte erzeugt haben, ohne deren Absonderung keine Verkohlung organischer Körper möglich ist. Diese treffen wir aber auch wirklich in großer Menge an.

Ist einmal ein solcher Erhitzungsprozeß vorhanden, so kann er auf der andern Seite leicht durch die brennbare Eigenschaft der Naphtha selbst unterhalten werden, und daher sind dergleichen unterirdische Erdbrände da, wo Naphthagruben vorkommen, so außerordentlich häufig. Durch die dadurch erzeugte hohe Wärme kann nun das Seewasser, das zu den Höhlen, die unter dem Niveau des Meeres liegen, leichten Zugang hat, in seine Bestandtheile zerseßt werden, und so das Wasserstoffgas desselben theils, sobald es an die atmosphärische Luft kommt und sich mit ihr mischt, Knallluft bilden, und damit das donnerähnliche Getöse der Naphthavulkane, theils auch die Feuerauswürfe oder Feuergarben verursachen, die nur durch brennendes Wasserstoffgas bewirkt werden können. Daher finden sich auch in der Entfernung von ½ Werst nordwärts vom ewigen Feuer jene Spalten im Kalkboden, aus denen eine sehr große Wärme emporsteigt. Ihnen zunächst liegen, ein Werst weiter nordwärts, die Quellen der weißen Naphtha, und erst nach zwei Werften sieht man die schwarze Naphtha fließen.

Wenn nun das häufig auf diese Art entstandene Wasserstoffgas sich in Gruben sammelt und so endlich durch Spalten aus dem Boden hervordringt, so würden wir bei Annäherung einer Flamme an diese Erdspalten das Gas sich entzünden und so das ewige Feuer bei Baku entstehen sehen. Dies wäre mithin nur Folge eines unterirdischen Zerseßungsprozesses des Seewassers durch eine Wärmeentwickelung, die wiederum durch Erhitzung der Naphtha und Steinkohlenlager im Schooße der Erde bedingt wäre. Je mehr nun Wasser in diese Höhlen zuströmt, desto mehr Wasserstoffgas wird sich aus ihm entwickeln können; daher brennt das Gas am Atesch-gah bei Baku lebhafter beim Südwinde, der jenes Wasser in den Golf von Baku hineintreibt, als beim Nordwinde, der das Wasser von da wegtreibt. Dadurch könnten ferner selbst viele Veränderungen im Laufe der Jahrhunderte eintreten, bald bei größerer Ansammlung des Seewassers und plötzlicher Zerseßung desselben eine augenblickliche Explosion entstehen, bald nach allmähliger Entwickelung des Wasserstoffgases dasselbe sich entzünden und als eine hohe Feuersäule lange fortbrennen und weit vom Meere aus beobachtet werden.

Am Atesch-gah, bei Baku ist also die unversiegbare Quelle des ewigen Feuers in der allmähligen, fortdauernden Zerseßung des Wassers begründet, wodurch das Wasserstoffgas Zeit gewinnt, durch die feinern Spalten der Erdrinde allmählig in die Höhe zu steigen und so, mit der atmosphärischen Luft vermischt, überall da sich zu entzünden, wo man ihm eine Flamme nahe bringt. Gerade das allmählige Vordringen des Gases durch enge, tiefe, weithin reichende Spalten verhindert hier die Explosion, die nur dann möglich wäre, wenn das Gas, das äußerlich brennt, mit einer größern Ansammlung desselben in einer bedeutendern Höhle Zusammenhang hätte; *) eine wichtige Rolle bei der Explosion spielen ohne Zweifel auch die Wasserdämpfe selbst.

Eine andere Untersuchung, zu der uns das ewige Feuer Veranlassung gibt, sind die Indier, die in dem Atesch-gah einen heiligen Feuerort verehren, zu dem sie aus so weiter Ferne wallfahrten. Der Feuerdienst gehört bekanntlich zu den ältesten; aus ihm könnten wir vielleicht auf das Alter des brennenden Feuers bei Baku geleitet werden, wenn wir in seiner Geschichte Punkte fänden, aus denen hervorginge, daß er hier schon sehr frühe ausgeübt wurde.

Sind die Feueranbeter bei Baku Guebern zu nennen, oder sind es wahre Indier, die dem Sabäismus oder Feuerdienste huldigen, ohne Guebern zu seyn? Der Nation nach sind die Feueranbeter in Baku Indier, sie sprechen und schreiben Indisch, wie dieß ihre Gebete und eine Inschrift über dem Portal ihres Atesch-gah zeigen; daher können es keine wahren Guebern seyn, welche eine Sprache sprechen, die aus Zend, Pehlvi, Arabisch, Tatarisch und Neupersisch gemischt seyn soll. In wie fern dieß gegründet ist, lasse ich unberührt, nur erwähne ich so viel, daß die Sprache der Guebern ate Indisch ge-

*) Einer solchen Explosion, durch Naphthaentzündung bewirkt, mag wohl der Untergang von Sodom und Gomorrha zuzuschreiben seyn; noch jezt schwimmt auf dem todten Meere Naphtha.

Digitized by Google

nannt wird, also Indier nicht Guebern seyn können. Bisher hat man wohl die Feueranbeter in Baku Guebern genannt, allein mit Unrecht, wenigstens was die jezt dort lebenden betrifft *). Aber auch früher waren es Indier, die dort das Feuer anbeteten; schon Forster **) nennt sie so. Ihre Götzen, die sie verehren, und die ihnen als heilige Wesen unter diesen Gestalten in ihren heiligen Büchern beschrieben sind, bringen sie schon als metallene Figuren aus Indien mit. Da nun in Indien die Guebern einst Schuz vor ihren Verfolgern fanden, so mochte es leicht dahin gekommen seyn, daß der Feuerdienst der Guebern auch von den Indiern, doch nach ihrem Götzendienst modifizirt, angenommen wurde.

(Die Fortsezung folgt.)

*) Die Indier verbrennen ihre Todten, die Guebern stellen sie im Felde aus, damit die Vögel ihnen die Augen aushacken.

**) Forster, voyage du Bengale l. c.

Korrespondenz-Nachrichten

Wiesbaden, März.

Verlegung des Appellationsgerichts nach Usingen.

Die Bauluft in hiesiger Stadt hat durch die mit Ende Juni l. J. eintretende Verlegung des Hof- und Appellationsgerichts nach Usingen einen gewaltigen Stoß erlitten. In Folge derselben verlieren beiläufig neunundzwanzig Wohnungen ihre bisherigen Bewohner. Die Auswanderung einer so bedeutenden Zahl von Familien zu gleicher Zeit muß, in Verbindung mit den in den leztern Jahren aufgeführten vielen Neubauten, die ohnehin schon gesunkenen Hausmieten so herunterdrücken, daß wohl Niemand seinen Vortheil ferner dabei finden wird, sein Geld in Häuser zu stecken, oder zu deren Bau, wie es seither meistens geschah, Kapitalien aufzunehmen. Diese Verhältnisse werden daher noch lange die Ausbauung der neu angelegten Louisen- und Rheinstraße verzögern, welche außerdem schon in wenigen Jahren zu erwarten gewesen wäre. Es ist dieses um so mehr zu bedauern, als die Rheinstraße in ihrem gegenwärtigen unvollendeten Zustande von der Seite von Mainz und Bieberich nichts weniger als einen ansprechenden Anblick gewährt, was durch die sich als moderne Ruine darstellende katholische Kirche noch ärger wird. Wiesbaden soll sich die Verlegung des Hof- und Appellationsgerichts zunächst durch die Gesinnungen zugezogen haben, die ein Theil seiner Notabeln bei dem Versuche der Mehrzahl der Landesdeputirten in der lezten Ständeversammlung, die Domänen dem Lande, als Staatsdomänen, zu vindiciren, auf eine höchsten Orts mißfällige Weise zu erkennen gegeben hat. Wie es verlautet, so möchte hauptsächlich durch ein gegen den Schluß der ständischen Sitzungen den gedachten Deputirten in dem Gasthause zu den vier Jahrszeiten gegebenes Abendessen und die dabei gehaltenen Reden und ausgebrachten Toaste angestoßen worden seyn, was einigermaßen dadurch bestätigt wird, daß einem der hiesigen Advokaten, einem jungen, sehr fähigen Manne, welcher demselben beiwohnte, als Folge hievon, die seitherige, nicht unbedeutende Prokuratur der Domänenprozesse sofort abgenommen und einem seiner Kollegen übertragen worden ist. Eine vom städtischen Vorstande an den Herzog abgeordnete Deputation, um in einer zu überreichenden Adresse die Anhänglichkeit der Stadt Wiesbaden zu versichern und den durch den bemerkten Vorgang entstandenen nachtheiligen Eindruck möglichst zu entfernen, hat zwar eine sehr gnädige Aufnahme gefunden, ohne jedoch den eigentlichen Zweck ihrer Absendung, Belassung des Hofgerichts in Wiesbaden, erreichen zu können. Es ist allerdings nicht zu verkennen, daß Wiesbaden sowohl dem vorigen, als dem jezigen Herzoge den größten Theil seines gegenwärtigen Wohlstandes verdankt, deren Bestreben jederzeit vorzugsweise, und selbst mitunter zum Nachtheile anderer Städte des Herzogthums, auf dessen fortschreitenden Flor gerichtet war — und Undank schmerzt, er mag von einer Seite kommen, woher er will. Inzwischen sollte doch eine Strafe nur die Schuldigen treffen. Dieses ist aber hier, wenn nämlich eine solche wirklich beabsichtigt seyn soll, keineswegs der Fall, da ein großer Theil der hiesigen Hausbesizer es gewiß an loyalen und submissen Gesinnungen nicht hat fehlen lassen, und noch weniger das Verschulden der guten Stadt Wiesbaden dem übrigen Theile des Hofgerichtsbezirks in Zurechnung gebracht werden kann, dessen rechtsuchenden Bewohnern der ohnehin beschwerliche Rechtsweg dadurch mit wenigen Ausnahmen noch beschwerlicher gemacht wird, indem Usingen bekanntlich an einem äußersten Punkte des Herzogthums liegt, ohne diese Lage gleich Wiesbaden durch andere, seiner Zeit auch von der Staatsregierung geltend gemachten Vortheile auszugleichen. Dabei berührt der Kostenpunkt sämmtliche Steuerpflichtigen ohne Unterschied.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 72:
Sehnsucht.

Räthsel.

Einst sang ich eines Helden Lob,
Und nun erröth' ich fast darob;
Es ist ein ungefüger Held,
Der immer auspfeift alle Welt.

Er hält' es gar nicht nöthig, er,
Die gute Gesellschaft paßt ihm sehr,
Schließt überall die Thüre fast
Vor solchem ungebetnen Gast.

Doch lau'rt er noch im Corridor,
Und fährt nicht gleich der Wagen vor,
Dort hat er manchen zarten Gast
Zu seinem Unglück angefaßt.

Im Freien übt er frei die Wuth,
Wirft ab dem stolzen Mann den Hut,
Reißt Hüllen von ängstlich Verborgenem weg,
Wirft Wandrer hinein in den Fluß vom Steg.

Er führt ein kleines gefräßiges Heer
Aus halbverdorrten Wüsten her;
Das stürzt sich über das grüne Feld
Und raubt, doch läßt es euch euer Geld.

Als seine Leckerbissen bekannt
Sind starrendes Eis und glühender Sand;
Er legt sich Pest in des Mundes Hauch,
Wen dann er trifft, ihn mordet er auch.

In seiner vollen Erbärmlichkeit
Erscheinet er aber weit und breit,
Und seine Stärke sogar versiecht,
Wenn er vergeistigt in Beutel kriecht.

J. E. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 78.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 31. März 1832.

— Dieweil das Land nun brennet
Und seine Gegend stets von Wasser wird berennet,
So daß, wann Harz, Alaun und Schwefel sind verthan,
Ihr Samen wiederum sich doch erholen kann
Und feste Nahrung hat, wie soll die Gluth verschwinden?

Martin Opitz.

Bilder vom kaspischen Meer.

(Fortsetzung.)

Wir finden in Indien feueranbetende Indier und feueranbetende Guebern; man könnte beide Guebern nennen, wenn man damit nur den Feuerdienst bezeichnen wollte, und so Guebern unter den Indiern wie unter den Persern finden, eben so wie es Mahomedaner unter Persern, Arabern, Tataren und Indiern gibt. Jezt ist aber das Wort Gueber, verstümmelt in Gaur, als ein Schimpfwort bei den Persern gebräuchlich, und die wenigen noch übrigen Guebern leben in Persien in sehr großer Verachtung*) und Dürftigkeit. Man bedient sich ihrer mitunter als Läufer; so standen mehrere in Diensten des englischen Gesandten, der Briefe durch sie nach Schiras, in Ermanglung der Post, sandte. Leicht kann es auch seyn, daß die feueranbetenden Indier sich nicht Guebern nennen wollen, gerade weil dieses Wort einen so zweideutigen Sinn hat; aber immer bleibt es ausgemacht, daß die Feueranbeter Baku's gegenwärtig nur aus Indiern bestehen, die meist gerade von dort hieher kommen, um ihre heilige Wallfahrt zu verrichten. Doch ist es keineswegs unwahrscheinlich, daß in frühern Epochen des Feuerdienstes wirkliche Guebern aus dem Parsenstamme hier ihren Götzen opferten. Denn früher soll hier eine große Stadt der Guebern gestanden haben, die durch ihren berühmten Tempel Tausende von Andächtigen aus den entferntesten Gegenden herbeizog. Diese Wallfahrten folgten einander bis zur Epoche der zweiten Expedition des Heraclius gegen die Perser. Dieser Krieger verwüstete den Tempel der Magier. Dieß gibt uns einen Beweis, daß die Flamme schon im grauen Alterthume in dieser Gegend brannte, aber ungewiß bleibt es, zu welcher Zeit und wie sie zuerst bemerkt wurde. Die Tempel der Guebern wurden mehrmal zerstört, dann wieder neu aufgebaut, und sie selbst, als Abkömmlinge der Parsen, verließen den Feuerort, während Indier, als ähnliche feueranbetende Götzendiener, nur nicht Zoroasters Lehren folgend, hieher wallfahrteten und sich einen andern Tempel erbauten.

Der Boden um den Ort herum, dem das ewige Feuer entströmt, besteht aus einem Muschelkalkstein der Tertianzeit, dessen Muscheltrümmer so fein sind, daß es unmöglich ist, die Gattung derselben zu bestimmen; man sieht nur, daß es zweischalige Muscheln sind, deren Formen ungemein fein und klein gewesen seyn müssen; unter ihnen erkennt man jedoch deutliche Abdrücke von kleinen Cardien. Je weiter man dagegen nordwärts zu den Naphthaquellen hinauf kommt, desto mehr verschwindet der Kalkstein, und man sieht eine schwärzliche Thonerde herrschen, die ganz von der Naphtha durchzogen ist, und die vorzüglich aus der Nähe der Naphthaquellen oder aus ihnen selbst genommen und zum Häuserdecken verführt wird. Man nennt sie dort Kir. Die Naphthagruben sind hier sehr zahlreich

*) In allen Volksmährchen der Araber werden alle Thaten der Bosheit oder Zauberei im Allgemeinen von Guebern begangen, und dieß Wort bedeutet jezt überall dasselbe, was ein Ketzer.

Digitized by Google

und von verschiedener Tiefe. Sie bilden den größten Reichthum dieses an sich ganz unfruchtbaren Landes. Die schwarze Naphtha findet sich in weit größerer Menge als die weiße auf der Halbinsel Abscheron und den nahgelegenen Inseln. Meist wird sie tief aus dem Innern der Erde geschöpft; hin und wieder fließt sie aber selbst über und ergießt sich so in kleinen Strömen. Ist sie dünn, so erscheint sie grüner von Farbe als die dickere, die schwärzer ist. Diese kann ohne Beimischung der grünen nicht zur Beleuchtung gebraucht werden, wozu diese hauptsächlich verführt wird. Die schwarze dient daher meist nur zum Verschmieren der Schiffe. Bei den Dörfern Bachtsche und Schubani ist die Erde und der Sand um die Naphthabrunnen mit verdickter schwarzer Naphtha durchdrungen und bildet eine schwarze, dicke, zusammengebackene Masse, die statt Holz zur Feuerung oder zum Dachdecken angewandt wird. Es sind in dieser Gegend 109 Brunnen für schwarze Naphtha gebaut. Die weiße Naphtha findet sich im Verhältniß zur schwarzen in weit geringerer Masse, und zwar nur an einem Orte, etwa 1½ Werst vom Dorfe Ssarachan entfernt, wo 16 Brunnen, um sie zu gewinnen, errichtet sind. Aus allen Brunnen werden in einem Monate an 20,300 Pud Naphtha gewonnen; dieß macht fürs Jahr 243,600 Pud schwarzer Naphtha aus, während von der weißen jährlich nur 800 Pud gewonnen werden. Die Brunnen befinden sich auf einer Fläche von etwa 2½ Werst in der Länge und etwa einem halben Werst in der Breite, und enthalten ungefähr 684,000 Quadratfaden in sich. Ueberall zeigt der Boden Lehm, hin und wieder freiwillig hervorquellende Naphtha. Stellenweise findet sich dort ¼ — 1 Arschine tief eine Erde, von Naphtha durchdrungen, die Massen von gelber und schwarzer Farbe bildet; diese verbreiten sich horizontal als dünne Schichten von 1 — 3 Zoll Dicke mehrere Faden weit. Die Erde zerfällt leicht in Staub und zeigt die Gegenwart der Naphtha dadurch an, daß sie mit einer Flamme brennt; die erdigen Theile bleiben alsdann glühend zurück. Sie wird hier zum Kochen der Speisen und zur Heizung der Zimmer statt der Kohlen gebraucht.

Der größte Theil der jezt naphthahaltigen Brunnen war in verschiedenen Zeiten bald zum Theil, bald ganz neu gemacht worden; die dortigen Einwohner versichern, man habe vor etwa drei Jahren bei einem Brunnen einen Stein mit der Aufschrift gefunden, daß er vor 200 Jahren von Neuem umgebaut worden sey. Dieß würde einen Beweis geben, daß solche Brunnen eine so lange Reihe Jahre ununterbrochen Naphtha zu geben vermögen, und eine unversiegbare Quelle derselben im Schoße der Erde voraussetzen. Die Brunnen werden übrigens jezt eben so wie in frühern Zeiten gebaut. Man gräbt erst eine Grube bis zur Hauptquelle selbst; sie wird in Gestalt eines umgewandten Kegels angelegt, und an ihren Wänden werden Stufen gegraben, damit die auf ihnen stehenden Arbeiter einander desto leichter die ausgegrabene Erde übergeben und so zur Grube hinauswerfen können. Darauf legt man die Wände des Brunnens bald mit Holz, bald mit Stein aus. Die Tiefe der Brunnen wechselt von ein bis fünfzehn Faden; die Menge der Naphtha beträgt täglich von 8 Pfund bis auf 140 Pud. Schon oben haben wir bemerkt, daß, je wärmer der Sommer, desto mehr Zufluß der Naphtha stattfindet, daß im Winter und Herbst weit weniger Naphtha gewonnen wird. Eine ähnliche schädliche Einwirkung sieht man auch von heftigen Nordwinden, vorzüglich in der kalten Jahreszeit; Südwinde vermehren den Zufluß der Naphtha. Aus diesen Brunnen wird die Naphtha mit dem Wasser, das ihr anhängt, theils mittelst Handwinden, theils mittelst einer durch ein Pferd bewegten Maschine herausgeschöpft; zu jenen sind drei Menschen, zu dieser ein Mensch und ein Pferd erforderlich.

Man hat die Beobachtung gemacht, daß selbst das Unterlassen des Ausschöpfens zwei bis drei Tage lang dem Zufluß der Naphtha hinderlich ist; daher muß man selbst an kalten Tagen, während des Frostes, wo die Naphtha weit weniger als an warmen Tagen fließt, das Ausschöpfen wo möglich täglich, oder doch jeden andern Tag erneuern.

Meist enthält die geschöpfte Naphtha noch anhängendes Wasser; daher wird sie erst in Gruben gegossen, die sich neben den Brunnen befinden, wo das Wasser vermöge seiner Schwere niedersinkt; die darauf schwimmende Naphtha wird alsdann in Hammelfelle, theils mit Eimern, theils mit platten hölzernen Gefäßen gegossen und so in eigene kellerartige Behältnisse zum Aufbewahren gefüllt. Diese bestehen aus vier Wänden, die mit Steinen belegt einen viereckigen Keller bilden; die obere Oeffnung ist mit einem steinernen Gewölbe gedeckt; die Wände sind mit Kalk fest verschmiert, damit sie die Naphtha nicht durchlassen.

Von der schwarzen Naphtha werden jährlich nach Persien an 215,000 Pud verkauft, die übrigen 27,000 Pud bleiben für den Verbrauch in Grusien zurück; die weiße Naphtha wird nach Astrachan versandt, wo das Pud zu 2 Rubel 62 Kop. verkauft wird. Alle Arbeiten bei den Naphthabrunnen werden durch die Einwohner des Dorfes Balachani verrichtet. Dieß Dorf hat 121 Feuerstellen, 344 männliche und 448 weibliche Einwohner.

Marcus Tullius Cicero in den Kerkern des römischen Inquisition.

(Beschluß.)

Mein neues Gefängniß war eine sehr geräumige unterirdische Galerie, just unter dem Hofe des Klosters. Sie erhielt Licht durch mehrere vergitterte Oeffnungen; an einer Wand war ein sehr breites Feldbett, auf dem zehn, zwölf Personen Platz gehabt hätten; an der andern Seite hing

Digitized by Google

ein schwarzes Kruzifix, und verschiedene sehr alte Gebetbücher waren mit kleinen eisernen Ketten an die hölzernen Stühle befestigt, die sich im Kerker befanden. An den Wänden sah ich Tausende von Namen, von der Hand der unglücklichen Opfer der Inquisition, welche vor mir, und wohl meist um keiner so geringfügigen Ursache willen, in diesem Kerker lebendig begraben worden waren, geschrieben, oder vielmehr mit spitzen Werkzeugen eingegraben. Ich las die Namen Guido Reni, Salvator Rosa, Vincenzo Damiani, Cagliostro, den Namen des berühmten Dominikaners Fontana Rosa; unter dem leztern stand: bene est, quia monachos odi; ferner eine Menge Namen von deutschen, englischen, irischen Künstlern und andern Ketzern. Nachdem ich alle Winkel meiner neuen Wohnung durchstöbert hatte, warf ich mich auf das Bette und schlief, da ich sehr müde war, bald ein.

Gegen vier Uhr wurde ich durch einen Mönch geweckt, der etwas zu Essen und meine Kleider brachte. Ich dankte ihm und bat um Licht, denn im Zimmer war es bereits ganz finster. Ich aß etwas und legte das ciceronianische Kostüm ab, das mir diesen schlimmen Handel zugezogen. Gegen zwei Uhr Morgens vernahm ich ein klägliches Geschrei und hörte einen Unglücklichen, der sich ohne Zweifel in den Händen des Henkers der Inquisition befand, winseln: „Habt Mitleid mit mir! ich kann etwas, was ich nicht begangen, nicht gestehen! habt Mitleid, ich sterbe!“ Das war eine schreckliche Mahnung für mich; die gräßlichsten Bilder schwebten mir vor; bald sollte es mir vielleicht ergehen, wie dem Unglücklichen.

Am andern Morgen kamen die beiden Mönche sehr früh und führten mich wieder vor den ehrwürdigen Pater Olivieri. Kaum stand ich vor ihm, so erklärte er mir, nach den Erkundigungen, die er eingezogen, halte er sich für überzeugt, daß ich kein Ungar sey. „Ueberdies,“ sezte er hinzu, „ist dem Souverneur Monsignore Pacca vom Marquis de Fuscaldo, dem neapolitanischen Gesandten beim h. Stuhle, gemeldet worden, Ihr sepet ein Unterthan Sr. Maj. des Königs beider Sicilien und von Seiten Eurer politischen Ansichten höchst verdächtig. Der Marquis de Fuscaldo reklamirt Euch demzufolge als seinen Gefangenen, und in wenigen Tagen sollet Ihr mit verschiedenen Personen confrontirt werden, damit man sich von der Identität Eurer Person überzeuge.“

Diese Worte schlugen meinen Muth völlig darnieder; mein Gesicht verrieth indeß nichts von dem, was in mir vorging; denn ich durfte bestimmt hoffen, daß meine Freunde in Rom vorher Alles versuchen würden, um meine Befreiung auszuwirken. Und ich sah mich auch wirklich in dieser Hoffnung nicht getäuscht. Meine Tulliola, welche kurz vor meiner Verhaftung das Theater verlassen hatte, wurde unruhig, als ich mich den folgenden Tag nicht zeigte, und ahnete ein Unglück; als sie sich vollends überzeugt hatte, daß ich nicht nach Hause gekommen sey, dachte sie gleich, ich werde in die Klauen der Inquisition gefallen seyn. Ohne Zeitverlust lief sie in das Hotel des österreichischen Gesandten, der, wie sie wußte, mein genauer Bekannter war, und stellte ihm vor, in welcher Gefahr ich schwebe. Sogleich sezte sich Fürst Kaunitz in den Wagen und fuhr zu Monsignore Pacca, um sich zu erkundigen, was aus mir geworden sey. Der Gouverneur antwortete, er wisse lediglich nichts von mir, und ich werde wohl Rom verlassen haben. Der Gesandte gab sich mit dieser Antwort nicht zufrieden; er sagte, als Gesandter Sr. Maj. des Kaisers von Oesterreich sey es seine Pflicht, darüber zu wachen, daß ich nicht mißhandelt werde oder mir überhaupt etwas zustoße. Monsignore Pacca wiederholte, er wisse durchaus nichts von mir.

Fürst Kaunitz ging nun zu dem Kardinal Staatssekretär, und da er hörte, Se. Eminenz befinde sich im Pallast Ghigi, um den Abend bei einer Spielpartie mit der liebenswürdigen Fürstin zuzubringen, welche seine Favoritin war, begab er sich geradewegs dahin. Der Staatssekretär befand sich wirklich hier; Kaunitz richtete dieselbe Frage an ihn, wie an Pacca, und erhielt buchstäblich dieselbe Antwort. Der Gesandte erklärte nun, er gedenke sich an den Pabst unmittelbar zu wenden, wenn er den andern Morgen früh nichts von mir höre und man ihm fortwährend verberge, was aus mir geworden sey. Gonzalvi beharrte auf seiner frühern Erklärung, und Kaunitz ging.

Am andern Morgen um eilf Uhr begab sich Kaunitz in feierlichem Aufzuge zu Pius VII., und nach der Ceremonie des Fußkusses machte er den heiligen Vater sogleich mit dem Beweggrunde seiner außerordentlichen Aufwartung bekannt. Der Pabst hörte den Gesandten ruhig an und rief dann: „Was, den ungarischen Edelmann haben sie verhaftet? Povero Chechino! Und warum denn?“ — Der Fürst erwiederte, er wisse es nicht. „Nun,“ sagte der Pabst, „das will ich bald wissen.“ Er klingelte, befahl Monsignore Rivario, dem diensthuenden Kämmerer, sogleich den Kardinal Gonzalvi holen zu lassen, und forderte sodann, gegen alle Etikette am römischen Hofe, Kaunitz auf, einen Stuhl zu nehmen. Während sie auf den Staatssekretär warteten, sprach Pius VII. von mir in sehr wohlwollenden Ausdrücken; er erzählte, wie er während seiner Haft zu Fontainebleau einen wahren Freund an mir gefunden, ja wie ich mehr als einmal meine persönliche Sicherheit auf's Spiel gesezt, um sein Schicksal zu erleichtern. Der gute Pabst sagte, er kenne mich von Jugend auf, ich sey ein braver Mann, es sey ihm aber nicht entgangen, daß ich mich oft höchst unvorsichtig benehme. Allermittelst meldete man den Kardinal Gonzalvi, und sobald der

Digitized by Google

Staatssekretär beim Eintritt den Fürsten Kaunitz neben dem Pabst sitzen sah, errieth er auch, weshalb man ihn hatte kommen lassen.

Hatte Pabst Pius VII. einmal einen Entschluß gefaßt, hatte er sich vorgenommen, etwas abzuschaffen, was ihm nicht gefiel, so war er standhaft im höchsten Grade, ja eigensinnig. Diesmal ging er diktatorisch zu Werke; er ließ den Staatssekretär gar nicht zum Worte kommen, sondern fragte ihn geradezu, was aus dem ungarischen Edelmann geworden, der vor zwei Tagen den Cicero vorgestellt habe und seitdem verschwunden sey. Gonzalvi merkte wohl, daß der Pabst von Ciceros Verhaftung Wind hatte, und antwortete: „Ew. Heiligkeit weiß wohl, daß die Religionsverächter, welche Schmähungen gegen unsern heiligen Glauben ausstoßen, den Händen des heiligen Offiziums überantwortet werden, und daß ihre Verhaftung so lange ein Geheimniß bleibt, bis sie verhört und gerichtet sind. Aus diesem Grunde konnte ich auch dem Herrn Ambassadeur von Oesterreich keine befriedigende Antwort ertheilen; weil mir aber Ew. Heiligkeit befiehlt, die Geheimnisse der h. Inquisition aufzudecken, so will ich mit wenigen Worten berichten, wie es dem ungarischen, oder vielmehr sizilianischen Edelmann ergangen ist.“ Der Kardinal erzählte nun, was man bereits weiß, und hob besonders heraus, was der Marquis von Fuscaldo in Hinsicht meiner geäußert. „Kardinal,“ sagte der Pabst, als Gonzalvi zu Ende war, „es ist unser Wille, daß der Gefangene unverzüglich in Freiheit gesezt werde, und weil der Herr Ambassadeur sich gütigst erboten hat, den Unterthan seines Souveräns selbst in Freiheit zu setzen, so werden Sie Sr. Excellenz begleiten und darauf achten, daß meine Befehle so schnell als möglich vollzogen werden.“

Es war etwa drei Uhr Nachmittags, da hörte ich im Gange, der zu meinem Gefängniß führte, Tritte mehrerer Menschen; ein Schauder überlief mich, aber meine Angst sollte nicht lange währen: denn bald ging die Thüre auf und herein trat mein trefflicher Freund Kanniz, der mit freudestrahlenden Blicken mir meine Befreiung ankündigte. In wenigen Augenblicken war ich aus der Höhle der Tyrannei, der Folter und der Verzweiflung, und im prachtvollen Pallast eines großherzigen Fürsten, aus den Klauen der Inquisition und in den Armen lieber Freunde. Wenige Tage darauf nahm ich Abschied von allen meinen Bekannten und sagte Rom und Italien Lebewohl, wahrscheinlich auf immer.

Monthly Magazine.

Korrespondenz-Nachrichten.

Wiesbaden, März.

(Beschluß.)

Winterbelustigungen.

Der Winter hat sich vorzugsweise durch häufige, sich rasch folgende Gesellschaften und Tanzbelustigungen in den höhern Zirkeln, insbesondere während der Ständeversammlung ausgezeichnet. Auch der Hof gab jeden Dienstag und Samstag, später jedoch nur noch am ersten Tage eine Soirée, so wie einige Bälle. Zu den Soirées wurden indessen nur die Mitglieder der Herrnbank und jene Staatsdiener und Offiziere nebst Familien gezogen, welche zugleich Hofchargen bekleiden. Die ohnehin nicht allzu große Zahl der hiernach Eingeladenen fand sich häufig noch dadurch verringert, daß für Manche aus Wiesbaden in der Fahrt bei den kalten Winterabenden und Nächten von Wiesbaden nach Bieberich und von da zurück ein Abhaltungsgrund lag, dem man sich um so leichter hingab, als das Ausbleiben nicht besonders entschuldigt zu werden brauchte. Dagegen unterblieben die sonntäglichen Hoftafeln, wozu bisher abwechselnd die Chefs der verschiedenen Behörden und in der Regel jeder Kollegienrath im Laufe des Winters einmal eingeladen worden waren. Auf den Hofbällen, so wie auf einzelnen Privatbällen, denen der Hof beiwohnte, nahmen sowohl die sich durch Güte und Anmuth auszeichnende Herzogin, als die immer reizender aufblühende Prinzessin Therese an den Tänzen Antheil, wobei leztere sich als vollendete Meisterin zeigte. Da auch mehrere öffentliche Bälle und am Fastnachtssonntag ein sehr besuchter Maskenball im Kursaal stattfanden, so fehlte es in diesem Winter, so wie in frühern, keineswegs an Gelegenheit zu Vergnügungen. Deste weniger will der gesellschaftliche Ton Fremden zusagen, die namentlich jenes gefällige Entgegenkommen vermissen, das den Fremdling anspricht und ihm den Aufenthalt angenehm macht. Hierin dürfte auch der Grund zu suchen seyn, warum trotz den vielen Annehmlichkeiten, die Wiesbaden namentlich im Sommer darbietet, und den im Allgemeinen nicht theuern Lebensbedürfnissen, so wenige fremde Familien sich daselbst fixiren, oder, wenn dieses eine Zeitlang der Fall gewesen ist, dasselbe alsbald wieder mit einem andern Aufenthaltsorte vertauschen. Am Geburtstage der Herzogin, den 25. Februar, hatte der städtische Vorstand einen Festball im Kursaal auf dem Wege der Unterzeichnung veranstaltet und die Herzogin dazu durch eine Deputation einladen lassen. Der Ball war äußerst zahlreich von allen Ständen besucht und sämmtliche Hofchargen, so wie die höhern Staatsdiener und Offiziere waren wegen der Anwesenheit des Hofes in großer Uniform. Je weniger der Herzog es liebt, an dergleichen Festen Theil zu nehmen, und je mehr derselbe es daher vermeidet, sich bei solchen in der Mitte seiner Unterthanen zu zeigen, einen um so freudigern Eindruck machte das Erscheinen der herzoglichen Familie, der sich auch sofort auf eine Weise kund gab, der nicht anders als dem Herzoge gefallen konnte, was sein längeres Verweilen auch zu erkennen gab. Er schien durch den Empfang angenehm überrascht, den er, in Beziehung auf die jüngsten Vorgänge, wohl so nicht erwartet haben mochte.

Das Theater erlitt diesen Winter blos eine Unterbrechung von ein paar Wochen, indem nur auf so lange die Brücke bei Mainz abgetragen war. Da Wiesbaden und Mainz ein gemeinschaftliches Theater haben und die Gesellschaft sich im Winter in der lezten Stadt aufhält, so hören die Wintervorstellungen in Wiesbaden, deren wöchentlich zwei sind, nach dem Kontrakt jedesmal auf, sobald der erwähnte Fall eintritt.

Auflösung des Räthsels in Nr. 77:

Der Wind.

Beilagen: Intelligenzbl. Nr. 11 u. Monatsreg. März.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 79.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 2. April 1832.

— Ich bin nach Rache hungrig. —
Vernichte, lieber Gott, ich fleh' dich an,
Den Pfandschein seines Lebens, daß ich noch
Dieß Wort erleben mag: der Hund ist todt!

Shakespeare.
Richard III.

Bruntfield.

Eine wahre Begebenheit.

Der Krieg, welcher in Schottland nach Maria Stuarts unglücksvollem Zug nach England zwischen ihren Freunden und Feinden geführt ward, hatte die Auflösung fast aller gesetzlichen Bande zur Folge, und legte den Grund zu einer Reihe von Fehden, welche, nachdem jede politische Ursache längst aufgehört hatte, dennoch mit gleicher Erbitterung fortgeführt wurden. Unter den merkwürdigen Geschichten, welche die Sage aus diesem Bürgerkriege aufbewahrt hat, kennen wir keine ergreifendere, von eigenthümlicheren Umständen begleitete, als die, welche zwei alte Familien in der Nähe von Edinburg zu wüthendem Hasse gegen einander entflammte.

Stephan Bruntfield, Erbherr auf Craighouse, war der Sache der Königin mit Uneigennützigkeit und Eifer zugethan gewesen. Robert Moubray von Barnbougle dagegen hatte sich nicht nur als Murrays, sondern auch als Mortons Anhänger großen Ruf erworben. Im Jahre 1572, als das Schloß von Edinburg für die Sache der Königin vertheidigt ward, widmete Stephan Bruntfield seine Kräfte demselben Interesse, indem er sein Schloß Craighouse, das von einer Heeresabtheilung des Regenten unter dem Befehle des Erbherrn von Barnbougle belagert war, eine geraume Zeit kräftig zu behaupten wußte. Dieser letztere war ein Mann von strenger, roher Gemüthsart; als jüngerer Sohn des Hauses war er mit geringer Aussicht auf Glücksgüter in das Leben getreten, und hatte, in der Hoffnung, sich aus seiner beschränkten Lage emporzuschwingen, schon frühzeitig sein Loos an das der protestantischen Heerführer gebunden. Der Tod von Verräthers Hand ereilte seinen ältern Bruder und setzte den Regenten in den Stand, Moubray mit den Gütern seiner Väter zu belehnen, die er auch sofort, nach dem Recht des Stärkern, in Besitz nahm, ohne auf die gerechten Ansprüche der hinterlassenen kleinen Tochter seines Bruders Rücksicht zu nehmen. Mehrere Begebenheiten, welche im Laufe dieses Krieges vorfielen, hatten in Bruntfields und Moubrays Brust einen gegenseitigen bittern Haß entzündet; Moubray übernahm daher nicht allein als Partheimann, sondern auch mit persönlichem Grolle die Belagerung von Craighouse. Nach mehreren Monaten tapferer Vertheidigung sahen sich Bruntfield und seine Freunde auf dem Schlosse von Edinburg genöthigt, der Parthei des Regenten zu weichen. Sie hatten sich freien Abzug und den ungestörten Besitz ihrer Güter bedungen; aber der eine seiner Freunde starb von Henkers Hand, der andere entleibte sich selbst, und Bruntfield ward das Opfer des ungezügelten Hasses seines persönlichen Feindes, welcher auf dem Wege nach Edinburg, wohin er ihn nach der Uebergabe von Craighouse abführte, über eine flüchtige Aeußerung des Unmuths in Zorn entbrannt, den wehrlosen Gefangenen auf der Stelle erschlug.

Die bekümmerte Wittwe, der Bruntfield drei unerwachsene Söhne hinterließ, war eine Gespielin und Busen-

Digitized by Google

der Erlöser zur Welt gekommen ist. Sie waren in der in den Fels gehauenen, mit Marmor und Seide bekleideten, mit fünf-und-dreißig silbernen Lampen erleuchteten Grotte, dem sogenannten Stalle, in welchem Christus geboren wurde; Sie kennen das Kloster unserer lateinischen Geistlichen, das eher einem Kastell gleicht als der friedlichen Behausung einer Cenobitengemeinde; auch von der großen, an das Kloster stoßenden Kirche, welche einst eines der herrlichsten Bauwerke im heiligen Lande war, brauche ich Ihnen nicht zu sprechen. Dieser ehrwürdige Tempel, in welchem Balduin I. als König von Jerusalem gesalbt wurde und der anderthalbhundert Jahre von den Gesängen der Kreuzfahrer widerhallte, ist jezt zerfallen, alles seines Schmucks beraubt und dient nur noch zu einem öffentlichen Durchgang für die Klostergeistlichen und die christlichen Araber.

Bethlehem macht einen völlig andern Eindruck auf mich als Jerusalem. So lange ich in der heiligen Stadt war, konnte ich der düstern Bilder, welche mich überall verfolgten, nicht los werden, Alles kleidete sich in eine Trauerfarbe; hier dagegen sieht meine Einbildungskraft lauter lachende Bilder, und ich athme freier. Es rührt dieß ohne Zweifel von den verschiedenen Erinnerungen her, welche sich an beide Orte knüpfen: in Jerusalem sehe ich nichts als unerhörtes Ungemach, Völkerunglück ohne Gleichen, und den Gottgesandten am schmählichen Kreuze; in Bethlehem erblicke ich eine Jungfrau, die Mutter des den Völkern verheißenen Erlösers, sehe Könige aus fernen Landen, sehe Hirten an der Wiege des Kindes beten, höre die Chöre der Engel, höre Erde und Himmel jauchzen; in Jerusalem nichts als Tod und Verzweiflung, in Bethlehem lauter Leben und Hoffnung. Der Prophet Elias sezte sich zuweilen auf einen Hügel auf halbem Wege zwischen beiden Städten, von welchem man beide gut sehen kann; da wandte sich der Prophet bald gen Jerusalem, bald gen Bethlehem, trauernd, Thränen im Auge, wenn er auf die Stadt blickte, wo der Messias von Mörderhand sterben, freudig, getrosten Muth, schaute er der Gegend zu, wo er zur Welt kommen sollte.

Bethlehem zählt nicht über 2000 Einwohner, worunter 1500 Katholiken, 400 schismatische Griechen, die übrigen Muselmänner. Von jeher befanden sich hier wenige Türken, denn die Bethlemiten, ein starker, muthiger Menschenschlag, können die Kinder Mahomets in ihrer Nähe nicht leiden. Ja Bethlehem ist vielleicht die einzige Stadt im Orient, wo kein Muselmann als oberster Beamter befiehlt; es ist hier weder ein Aga, noch ein Mutselim, überhaupt keine türkische Autorität. Die katholischen Bethlemiten wenden sich in ihren Streitigkeiten, überhaupt in allen ihren Angelegenheiten an den Pater Gardian des lateinischen Klosters und an den Geistlichen, der das Amt des Pfarrers versieht; auch die vornehmsten Familienhäupter üben eine Art von Gewalt aus. Der Pascha bringt sie nicht leicht zu mehr als zu Entrichtung der jährlichen Steuer; gegen willkührliche Auflagen empören sie sich jedesmal, greifen zu den Waffen und werfen sich in das Kloster wie in eine Festung. Häufig gehen sie die geistlichen Herrn um Unterstützung an, und wenn die armen Patres ihnen ihre Bitte abschlagen müssen, so werden sie öfters mißhandelt und sehen sich genöthigt, in Jerusalem Zuflucht zu suchen. Ich habe in dieser Beziehung Dinge erzählen hören, die den Bethlemiten eben nicht sehr zur Ehre gereichen. So wurde vor etwa zwanzig Jahren der Prior des lateinischen Klosters, nachdem er sich außer Stands erklärt, ihnen das verlangte Geld zu geben, in der Straße von Bethlehem ergriffen und zu einem Ofen geschleppt, in dem sie ihn verbrennen wollten; während der Ofen geheizt wurde, gelang es einem Bethlemiten, durch Zureden seine Landsleute von ihrem schrecklichem Vorhaben abzubringen. Im Leben unserer fränkischen Cenobiten gibt es demnach schlimme und gute Tage, und die Wächter der heiligen Orte werden nur zu oft daran erinnert, daß sie in einem barbarischen Lande hausen.

Gar viele Bethlemiten bilden sich ein, das Kloster müsse für sie bezahlen, aus keinem andern Grunde, als weil sie Katholiken sind, und Manche gehen zum römischen Glauben über, blos um an den Almosen der Lateiner Theil zu bekommen. Indessen gibt es sehr Viele, deren Andacht aufrichtig und inbrünstig ist. Somit ist das Kloster für die Bethlemiten ein Ort, wo sie ihre Gebete gen Himmel schicken, ein Gerichtshof, wo alle ihre Streitigkeiten ausgemacht werden, eine Schenke, wo die Armen Brod finden, und im Nothfall, wie oben gesagt, ein fester Platz, um sich gegen einen äußern Feind zu wehren. Bethlehems einzige Erwerbsquellen sind Viehzucht, etwas Ackerbau, der Handel mit Kreuzen, Bildern der heil. Jungfrau, Perlmutterdosen u. s. w. Manche sprechen geläufig italienisch, und drei Viertheile der Bevölkerung wissen wenigstens ein Paar Worte. So oft ich spazieren gehe, begegne ich Arabern, die mich mit: boun giourno, signor, coumo estate, bene? anreden. Will ich mich dann mit ihnen in ein Gespräch einlassen, so merke ich bald, daß ihr boun giourno so ziemlich alles ist, was sie wissen.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß die Bethlemiten für die französische Nation sehr eingenommen sind; sie sind überdies vielleicht der einzige Volksstamm im Orient, bei dem sich die Tradition von den Kreuzzügen des Abendlandes erhalten hat. Die Bethlemiten sehen uns noch jezt für ihre künftigen Befreier an und glauben fest, der König von Frankreich habe im Sinne, ein Paar tausend Mann nach Palästina zu senden, um den christ-

Digitized by Google

mit den Nachrichten der Alten verglichen, auch über den Zustand der Insel, ihre Erzeugnisse, ihren Handel Erkundigungen eingezogen und mit ausgezeichneten Männern, die hier zurückgezogen leben, wie mit Parrhábos, Jakobaky, Rhiso u. a. verkehrt hatten, mietheten wir den 14ten November eine Barke und segelten gegen Mittag nach dem Piräus hin. Die Burg von Athen, auf einer Anhöhe gelegen, welche die vordern Hügel überragt, blieb immer wie ein Pharus vor uns aufgestellt und entwickelte deutlich und deutlicher ihre weißen Massen, während wir an Inseln vorüber, zuletzt Salamis zur Linken lassend, durch die Oeffnung des Piräus, eine weite, lange Meerstraße mit vielen Resten alter Mauern und Thürme, in das Becken dieses berühmten attischen Hafens hineinfuhren. Wir fanden noch vor Einbruch der Nacht in einer hölzernen Locanda Unterkommen, welche nebst zwölf Hütten die alte Herrlichkeit des Ortes vertritt, und gingen am andern Morgen, die Lage des Hafens, seine Umgebungen, ihre Alterthümer und den daran grenzenden Hafen von Munychia zu besehen. Nach Mittag ritten wir neben den Ruinen der alten Mauer, welche den Hafen mit der Stadt verband, durch den Oelwald zur Stadt hinauf. Aus diesem heraustretend, sahen wir die Burg wieder über die Hügelreihe vor ihr emporragen, und jezt so nahe, daß der ehrwürdige Bau des Parthenon in der Sonnenklarheit eines unvergleichlichen Herbsttages in seiner ganzen Herrlichkeit sich zeigte. Die Stadt war hinter den Hügeln verborgen, an denen der Weg gegen Norden sich hinzieht, um sie zu umgehen und dann über ihren flachsten Abhang durch das alte Dipylon in die Stadt einzulenken. Uns zur Rechten ragte, fast noch unberührt, der Tempel des Theseus auf einer freien Terrasse empor, die Stadt seines Heros überblickend, die nun von Neuem zu seinen Füßen in Trümmern lag. Nur einzelne Häuser, inmitten ihnen auch einige Palmen und Cypressen, erheben sich aus den gestaltlosen Schutthaufen, in die auch diese Stadt während des Krieges zerfallen ist; doch war in der Straße des Bazar viel Leben, Regsamkeit und in ihrer schmutzigen Enge ein ziemlich geordneter Verkehr. Wie ich seitwärts durch die Gassen ritt (Metzger war gleich zum Theseum abgelenkt) begegnete mir eine Gesellschaft stattlicher Männer. Ich fragte nach der Locanda der Madame Spiro, und sie mich: ob ich der Ἑρμηνεὺς Θύρσις sey, den man seit vier Wochen erwarte. Auf meine Antwort reichten sie mir mit vieler Herzlichkeit als einem alten Freunde die Hände und führten mich in den wohleingerichteten und guten Gasthof. Unter ihnen war Pylas, den Gropius für den „besten der Griechen“ erklärt, der als Gouverneur von Messenien und Maina sogar unter den Mainoten ein gesegnetes Andenken zurückgelassen hat, und nachdem er bei der Entwicklung des Capodistria'schen Gräuelsystems sich zurückgezogen, dort den schrecklichen G....., einen der Stützen des Hofes von Ali Pascha, zum Nachfolger gehabt hatte, den dieser Präsident brauchte, um die Familie der Mauromichaly zu plagen, zu zerrütten und zu Grunde zu richten. Er hat in den Trümmern ihres zerfallenden Hauses selbst seinen Tod gefunden, und jener Auswurf der menschlichen Gesellschaft sizt jezt im Senat, um die Dekrete seines Bruders vollziehen zu helfen. Ich war durch ihn, durch Pylas, an den ich von Heydeker Briefe hatte, durch Bassos und andere ihrer Gesellschaft bald von Allem in und um Athen unterrichtet, und nach zwei Stunden durch sie und andere neue Freunde in dieser Hauptstadt ehemaliger literarischer, artistischer und politischer Größe und unvergänglich großer Erinnerungen als einer der Ihrigen heimisch und vertraut.

Am folgenden Tage Besuche beim Muchthar, dem Kommandanten von Athen, einem ruhigen und billigen Mann, von dem wir leicht die Erlaubniß erhielten, die Akropolis zu besteigen, und sofort Untersuchung der Werke alter Architektur und Skulptur, mit der sie noch fortdauernd zwischen den Trümmern alter und neuer Zeit prangt. Sie allein sind eine Reise nach Griechenland werth; denn so etwas Vollendetes und Schönes wird in der ganzen Welt nicht gefunden. Die westliche Seite des Parthenon hat durch die Kugeln der Türken sehr gelitten, doch haben die gewaltigen Säulen widerstanden. Große Stücke sind aus ihnen durch das Anprallen derselben gesprengt worden; sie sehen ganz scheckig aus, aber keine ist gefallen. Die schönen Reliefe hinter der westlichen Halle sind unberührt, aber ein großer Theil der Mauer von der Cella ist durch die Habgier der Türken zerstört, die nach dem Eisen und Blei suchten, mit denen die Marmorblöcke verbunden waren. Das Erechtheum liegt halb in neugefallenen Trümmern. Gura, der Mörder des Odysseus, hatte während der Belagerung seine Familie darin und beschwerte das Dach gegen die Bomben mit Schutt und Erde. Es brach zusammen und diente den Leichnamen von vierzehn Frauen und Kindern zum Grabe. Das herabgebrochene Mauergebälk, die Kapitäler der Säulen und anderer jonischer Schmuck ist von den Reisenden, besonders den Engländern, welche sich darüber wie die Geyer über ein gefallenes Wild hergestürzt haben, arg zerstört, zerklopft, zerschlagen.

(Die Fortsezung folgt.)

Braunfield.

(Fortsezung.)

Zwei Jahre darauf kam Roger heim, noch schöner, noch kräftiger, noch hoffnungsvoller als sein Bruder. Weit entfernt, durch Stephans Schicksal entmuthigt zu seyn, brannte er vielmehr mit doppelter Begierde, die Schmach seines Hauses in Moubrays Blute rein zu wa-

Digitized by Google

ſchen. Auf ſeine Klage gegen dieſen ward ihm zwar nicht ohne Grund von den Richtern eingewandt, daß durch des vorigen Gegners Mißgeſchick die Sache erledigt ſey; aber während der Verhandlungen über dieſen Gegenſtand erregte der Kläger durch ſeine Drohungen gegen den Feind ſeines Hauſes ſo viel Unruhe, daß König Jakob, deſſen Unfähigkeit, ſich oder den Geſetzen Anſehen zu verſchaffen, allbekannt iſt, es für rathſam hielt, die Sache zu Gunſten des Bittenden zu entſcheiden. Es ward daher erlaubt, daß Roger Bruntfield auf Tod und Leben mit Moubray kämpfe. Jedoch daſſelbe Geſchick, welches der Wittwe ihren erſten Sohn entriſſen hatte, wartete auch des zweiten. Mitten im Kampfe glitt ihm der Fuß aus, die Laſt ſeiner ſchweren Waffen zog ihn zu Boden und Moubray ſtürzte ſich nach dem barbariſchen Brauche der Zeit über ihn her und machte ſeinem Leben ein Ende. „Des Himmels Wille geſchehe!“ ſagte die Mutter; „aber gratias Deo! mir bleibt noch eine Möglichkeit.“

Heinrich Bruntfield, der dritte und lezte Sohn, war von jeher der Mutter Liebling geweſen. War er auch dem Anſcheine nach von zarterem Bau, trug er auch den Ausdruck eines ſanftern Gemüthes, ſo nährte er doch die Hoffnung, ſeinen Vater zu rächen, in Wahrheit deſto tiefer in den ſtillen Abgründen ſeines Herzens, und die Sehnſucht, die That zu vollbringen, glühte noch heißer in ihm, als in ſeinen Brüdern. Seine Seele hatte die Schwärmerei ſeiner Mutter in vollem Maaße aufgefaßt. Die Kunde vom Tode ſeiner Brüder, die ihn in Frankreich erreichte, anſtatt ſein Herz mit Furcht oder Schrekken zu erfüllen, trieb ihn nur um ſo gewaltiger, das Abentheuer zu beſtehen, das ſeiner wartete. Von dieſem Augenblicke an entzog er ſich gänzlich den Künſten und Wiſſenſchaften, die er geliebt hatte; die Stunden der Nacht wandte er dazu an, die Geſchichten berühmter Ritter ſeiner Seele einzuprägen, und die Tage widmete er ausſchließlich dem Fechtboden. Sobald er ſich gehörig vorbereitet glaubte, trat er in franzöſiſche Kriegsdienſte, um mit der Wiſſenſchaft noch jene Erfahrung und Abhärtung zu verbinden, deren Mangel er für die Urſache von ſeiner Brüder Mißgeſchick hielt. Wenn auch die Sonne der Ritterſchaft damals ſchon im Sinken war, ſo war ſie doch noch nicht ganz untergegangen. Montmorency war eben erſt geſtorben, Bayard lebte noch. Das Leben und die Thaten ſolcher Männer waren für Heinrich Bruntfield die höchſten Gegenſtände der Bewunderung, das Ziel ſeiner Nacheiferung. Kein junger Ritter ſaß feſter auf ſeinem Roſſe, keiner klagte weniger über das Ungemach des Kriegsdienſtes. — Als er an Heinrichs III. Hofe eingeführt ward, lernte er Katharina Moubray kennen, die enterbte Nichte des Mörders ſeines Vaters, die, nachdem ſie in einem franzöſiſchen Kloſter erzogen worden, jezt dem Hofhalte der Königin angehörte. Es könnte befremden, daß der junge Bruntfield gerade dieſe vor allen Damen des Hofes auszeichnete; aber die Verflechtung der Geſchichte dieſes jungen Fräuleins mit ſeinem eigenen Familienunglücke, ſo wie der Umſtand, daß ihre Leiden und die ſeinigen von demſelben verhaßten Urheber ſtammten, wären ſchon hinreichend geweſen, ein warmes Mitgefühl für ſie in ſeiner Bruſt zu erwecken, und wenn wir, außer dieſen zufälligen Umſtänden, ihre Schönheit, ihre Sittſamkeit und ihre hohen Tugenden in Betracht ziehen, ſo kann es nicht auffallen, daß gar bald eine zärtliche Neigung aus dieſer Bekanntſchaft erwuchs. Nur über einen Punkt konnten die jungen Leute ihre Anſichten und Geſinnungen nicht einigen. Wenn auch der zarten Katharina nur Haß und Abneigung gegen ihren grauſamen Verwandten eingeprägt war, ſo konnte ſie ſich doch den Geliebten ihm gegenüber im tödtlichen Zweikampfe nur mit Grauen und Abſcheu vorſtellen, und that daher, was in ihrer Macht ſtand, um dieſen von ſeinem ſchrecklichen Vorhaben abzubringen. Aber die Liebe vermochte nur wenig gegen das tiefer wurzelnde Rachegefühl, die Nahrung ſeiner Kindheit. Blumen, in einen Fluß geworfen, könnten dieſen eben ſo leicht, nahe dem jähen Sturze, im Laufe hemmen, als Katharinens ſanfte Bitten Heinrich von dem Ziele abzuwenden vermochten, auf deſſen Erreichung ſeine ganze Erziehung ausſchließlich gerichtet war, in deſſen ruhmvoller Erſtrebung ſeine beiden Brüder den Tod gefunden, und das bis dahin der einzige Gegenſtand geweſen war, für den er ſelbſt gelebt und geathmet hatte.

Endlich kehrte Heinrich, ausgerüſtet mit aller Kunſt, die jene Zeit zu lehren wußte, nach Schottland zurück. Als er vor ſeine Mutter trat, drückte ſie ihn, in der ſtürmiſchen Aufwallung der verſchiedenartigſten Gefühle, an ihre Bruſt und konnte lange Zeit die Augen nicht wegwenden von ſeiner anmuthigen Geſtalt. „Mein Lezter, mein Theuerſter!“ ſagte ſie endlich, und auch Du — Viel habe ich über das nachgedacht, was nun erfüllt werden ſoll. Ich war nicht ohne Furcht und Zweifel, ob ich nicht etwas erſtrebe, das am Tage der großen Rechenſchaft meine Seele den Flammen Preis geben möchte; aber ich habe meinen Troſt und meine Zuverſicht gefunden. In der vorigen Nacht hatte ich einen Traum, deſſen Deutung mir unzweifelhaft iſt. Dein Vater erſchien mir, in einer Hand einen Bogen haltend, in der andern drei ſchöne Pfeile. Darauf erſchien auch der blutige Moubray. Der Vater gebot mir, die Pfeile auf den Verräther zu ſchleudern; ich that es. Den erſten fing er in ſeiner Hand auf, zerbrach ihn und trat ihn mit Füßen; nicht anders erging es dem zweiten; aber der dritte, der ſchönſte von allen, durchbohrte ſeine ſchuldige Bruſt, daß er augenblicklich verſchied. Der theure Schatten ſchenkte mir ein

Digitized by Google

freundliches Lächeln und verschwand. Mein Heinrich, Du bist der dritte Pfeil, der endlich den Vergießer unsers Blutes durchbohren wird."

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten

Paris, März.

(Beschluß.)

Die freie Gesellschaft der Künste.

Doktor Cornac eröffnete die erste allgemeine Sitzung der „freien Gesellschaft der Künste" mit einer zweckmäßigen und kurzen Rede, worin er berichtete, wie das Bedürfniß zu geistigen Mittheilungen unter Künstlern und Kunstfreunden den Gedanken zu diesem neuen Vereine eingeflößt habe. Hierauf erstattete der Sekretär der Gesellschaft, Péron, einen ausführlichen Bericht über das bereits von derselben Geleistete. Man vernimmt aus diesem Berichte, daß der Verein Anfangs Willens war, gewisse Grundsätze festzustellen, welche eine Art von künstlerischem Glaubensbekenntnisse seyn sollten. Er hat aber bald eingesehen, daß sich diese Orthodoxie mit dem Titel einer „freien Gesellschaft" schlecht vertragen würde. Aber der Bericht scheint selbst ein wenig von jener Orthodoxie angesteckt, denn er spricht von den Verirrungen des Geschmacks, von den richtigen Grundsätzen in der Kunst u. s. w. Wenn die Herrn des Vereins es einmal dahin bringen, daß eine allein seligmachende Lehre von ihnen aufgestellt wird, so mögen sie ihre Sitzungen nur als unnütz aufheben; denn solcher orthodoxen Gesellschaften, die ihre Lehren und keine andern annehmen, gibt es schon zu viele in Paris; es wäre ganz überflüssig, deshalb eine neue, dem Titel nach *freie*, aber im Grunde *unfreie* Gesellschaft zu errichten. In Gelehrten- und Künstlervereinen taugt das monarchische Prinzip nicht viel; das republikanische ist hier weit besser an seiner Stelle. Deßhalb läßt sich auch schwerlich billigen, daß eines der Mitglieder sich gegen die Einrichtung erhoben hat, daß in Paris bei mehreren Ministerien Kunstdirektionen sind. Der Mann will, es solle nur eine einzige Direktion bestehen, die nach gewissen vorwaltenden Grundsätzen die von der Regierung bestellten Kunstarbeiten leite. Wiederum ausschließliche Grundsätze und Lehren! Ihr Herrn der freien Gesellschaft der Künste, verstattet den Künstlern doch auch Freiheit in ihrem Streben und Wirken! Darin hat der Mann recht, daß die vielen Direktionen viel Geld kosten, wovon den Künstlern und der Kunst gar nichts, den Direktoren und Unterdirektoren aber Manches zu gute kommt; allein man vereinfache diese Direktionen und schaffe die unnützen Bureau's ab. Ueberhaupt wäre es vielleicht gut, wenn keine einzige Direktion bestände und die Künstler sich selbst überlassen wären; da nun aber einmal die Nation jährlich eine beträchtliche Summe zur Aufmunterung der Künste beisteuern muß, wie die Minister sagen, so ist es unumgänglich nöthig, daß diese Summe auch wirklich der Kunst zu gute komme. Andere Mitglieder der Gesellschaft haben vorgeschlagen, man solle im Staate Niemand zum Baumeister annehmen, wenn er nicht eine gehörige Prüfung bestanden habe. Dies wäre nun recht gut, wenn die Schiedsrichter uneigennützige, unpartheiische Männer wären; allein man weiß ja schon, was dergleichen Prüfungen zu bedeuten haben, und wie kann man einen jungen Baumeister prüfen, wenn er kein Gebäude aufgeführt hat? Das Zunftwesen will heutzutage nicht mehr halten, besonders in Frankreich; alle Gewerbe sind frei, warum nicht auch die Künste? Man bemerke die Sonderbarkeit: in einer sich als frei ankündigenden Gesellschaft sind gleich Anfangs mehrere Vorschläge gethan worden, die gerade auf die Beschränkung der Kunstfreiheit abzwecken. Einen bessern Gedanken hatte die Gesellschaft gehabt, da sie den ihr gemachten Vorschlag billigte, einen Hülfsverein für alte und nothdürftige Künstler zu stiften. Es gibt in Paris zweihundert Hülfsvereine für alle Gewerbe; Künstler und Gelehrte hatten noch keinen, obschon auch sie in ihrem Alter oder in Krankheit der Hülfe sehr bedürfen; denn wenige haben in den guten Tagen sparen können, oder daran gedacht; nach dem Plane besagten Vereins soll nun jeder Beitretende jährlich eine gewisse Summe in die Hülfskasse legen, wie bei den andern Vereinen gebräuchlich ist. Die „freie Gesellschaft" konnte selbst die Kasse nicht anlegen; allein sie hat den Plan gebilligt und zur Ausführung aufgemuntert. Eines ihrer Mitglieder hat vorgeschlagen, man solle in jeder Stadt, ja in jeder Gemeinde die Bildnisse der Männer aufstellen, die sich um das Gemeindewohl verdient gemacht haben. Das ist nun wieder eines von den Projekten, wie man deren viele in Frankreich macht und die sich im Entwurfe gar schön ausnehmen. Freilich hätten die Künstler vollauf zu thun, wenn die vierzigtausend Gemeinden des französischen Reichs die Bildnisse ihrer verdienten Männer bei ihnen bestellten. Wo sollen aber die Gemeinden, die manchmal Geld aufnehmen müssen, um die Kosten gemeinnütziger Anlagen oder Verbesserungen bestreiten zu können, das Geld zu Bildsäulen und Büsten hernehmen? Die Bildnisse sollen vermuthlich sehr schön ausgeführt werden; denn es würde sich wahrlich nicht der Mühe verlohnen, vierzigtausend Gemeinden mit schlechten Fratzen zu versehen. Gut ausgeführte Bildnisse kommen aber sehr theuer zu stehen, und dann müßten auch wiederum Gebäude errichtet werden, um sie aufzustellen, wenn man sie nicht auf den Springbrunnen des Marktes stellen will. Mit dem Entwerfen von Denkmälern und Bildnissen ist man bald fertig, berechnet aber selten die Mittel zur Ausführung. Eben so hatte vor nicht langer Zeit Herr Jullien, Herausgeber der **Revue encyclopédique**, mit einem Herrn Grille den Plan zu einer Volksbibliothek entworfen, womit jede der vierzigtausend Gemeinden des Reichs versehen werden sollte. Sie wollten diese vierzigtausend Bibliotheken mittelst Aktien anlegen; allein sie haben bald das Riesenhafte dieses Planes eingesehen und scheinen denselben aufgegeben zu haben. Nach der Berichterstattung des Sekretärs der freien Gesellschaft der Künste wurden noch einige Abhandlungen verlesen, welche unter den im Laufe des Jahrs mitgetheilten ausgewählt worden waren; unter andern eine des bekannten Architekten Hittorff über die polychromische oder vielfarbige Baukunst der Alten. Als nämlich der Verfasser in Sizilien zu seiner Sammlung alter und neuer Denkmäler Muster abzeichnete, fiel ihm der farbige Anstrich mancher alten Tempel auf. Um diese Zeit fand auch Bröndsted solche farbige Bauwerke in Griechenland. Es scheint also ausgemacht zu seyn, daß die alten Griechen ihre Tempel, sogar die schönen marmornen, oft in- und auswendig anstrichen. Hittorff meint, diese Farbenpracht schöner Gebäude habe mit dem üppigen Reichthum der Vegetation Siziliens ein harmonisches Ganze gebildet. Was wird nun aber aus der edeln, so oft als Muster gerühmten Simplizität der alten Baukunst? Diese Farben werfen unsere Begriffe von dem Style der klassischen Architektur über den Haufen; sie sind aber einmal da und lassen sich nicht wegläugnen. Sollen wir jezt unsere Säulenordnungen und Gesimse auch anstreichen, um klassisch zu bleiben? Die „freie Gesellschaft der Künste" muß hier Rath geben; es gilt einen Gegenstand, welcher verdient, von Gelehrten und Künstlern studirt zu werden. Dg.

Beilage: Kunstblatt Nr. 27.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 81.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 4. April 1832.

— Stirb! denn dein Palmenzweig
Sproßte lang schon empor; daß sie dir rinne, steht
Schon die freudige Thräne
In dem Auge der Himmlischen.

Klopstock.

Auf Goethes Tod.

Schön ist's, wenn an den tiefgewalt'gen Sprecher
Der zweite sich, der Herrlichere, reiht,
Wenn bei des Festmahls Schluß den süßen Becher
Der ältre, süßre Wein noch überbeut,
Wenn dem gefallnen Helden noch ein Rächer
Mit unverbrüchlich ernstem Schwur sich weiht,
Wenn einen großen Dichter, der vollendet,
Der Größere mit edlem Gruß entsendet.

So sprachest du an deines Freundes Bahre
Des ernsten Abschieds tiefempfundnes Wort;
Du drücktest ihm den Lorbeer in die Haare,
Er grünet ewig unverwelklich fort;
Der Größere vom größten deutschen Paare
Verweiltest du, als er schon lange dort.
Nun scheidest du, und lässest nach dir keinen,
Der dich verträte, statt dich zu beweinen.

Manch Pfropfreis nährte sich von deinem Stamme,
Das eignes Leben allgemach gewann,
Und mancher ließ errathen leicht die Amme,
Wenn er der Kindheit Mährchen weiter spann;
Es zündeten an deiner frohen Flamme
Viel edle Geister ihre Leuchten an;
Doch deines Wesens tiefsten, heil'gen Funken,
Ihn hat kein Mensch — der Aether ihn getrunken!

Nicht mehr um kecke Hoffnungen betrogen
Hat uns das Schicksal, das dich nun geraubt.
Wir hatten uns des Rechts auf dich verzogen,
Und nur des Spruchs Vollzug noch fern geglaubt;
Und flog der Pfeil vom schwach gespannten Bogen,
Doch zuckten schmerzlich wir, als sank dein Haupt;
Wir wähnten halb das Schicksal überwunden,
Und dir gemildert das Gesetz der Stunden.

Wer wagt es, deines Wesens Bild zu wecken?
Wie malte man mit Finsterniß das Licht?
Und wenn sie Schatten auch an dir entdecken,
Heißt schweigen uns die wohlverstandne Pflicht.
Der trübe Mensch nur sucht nach Sonnenflecken —
Die Erde, dankbar heiter, spürt sie nicht;
Ein frisches Herz bekennt sich gern zum Danke,
Doch über Arzt und Wärter klagt der Kranke.

Daß an der Götter Tischen du gesessen,
Dein Mund hat nie es prahlend offenbart;
Vielmehr dein Leben schien ein mild Vergessen,
Du lerntest gern der Erdenkinder Art;
Du rangst, den heil'gen Quell zurückzupressen,
Stets hast du den geheimsten Schatz gespart;
Nur manchmal brach hervor im Ueberdrange
Der goldne Strom in Red' und in Gesange.

Digitized by Google

Mit unbefangner Weisheit mildem Schimmer
Hast freundlich du das Menschliche durchhellt;
Mit prächt'gen, hohlgedehnten Worten nimmer
Der innern Dürftigkeit Gespenst verstellt;
Hast mit dem Mark inkräftiger Wahrheit immer
Gestalten, die du schöpferisch riefst, geschwellt;
Du griffst nicht ein mit Abgunst noch mit Lieben,
Ihr eignes Leben hat ihr Rad getrieben.

Nun ist entsaitet Deutschlands größte Leier!
Bald wird es, wo Er still geherrschet, laut;
Hin drängen sich viel ungeduld'ge Freier,
Zu werben um die ew'ge Himmelsbraut;
Doch keiner hebt den goldgestickten Schleier,
Enthüllt ihr Götterantlitz keiner schaut,
Sie weißt zurück die reichsten Morgengaben,
Denn schön're bot ihr der, der nun begraben.

Doch wenn geschmückt auch mit der Trauer Zolle,
Von wüstem Jammer bleib' die Leiche rein!
Es trat ja selbst der Tod, der Schauervolle,
In griech'scher Schöne fast zu ihm hinein.
„Der Erde schöner grüner Teppich solle,
Sprach er, kein Tummelplatz für Larven seyn!"
Daß wir gefaßt vom Leben seine Lehre,
Bezeuge würdig seines Todes Ehre!

Gustav Pfizer.

Bruntfield.

(Beschluß.)

Der junge Bruntfield begann nun auf das Umsichtigste seine Maßregeln zu nehmen, um den Kampf mit Moubray zu verwirklichen. Die nämlichen Einwendungen, wie bei der zweiten Herausforderung, blieben bei der dritten nicht aus. Aber die öffentliche Meinung war zu sehr dafür, als daß man ohne Besorgniß vor bedenklichen Folgen ihr widerstreben durfte, und der Erbherr von Barnbougle, obgleich über die Blüthe der Jahre hinaus, war sich seiner Kraft zu wohl bewußt, um nicht einen Kampf zu wünschen, dessen glücklicher Erfolg ihn den berühmtesten Rittern seiner Zeit gleichsetzen mußte. Er hatte auch von der Neigung gehört, welche Bruntfield und seine Nichte verband, und mochte in der Aussicht auf eine Heirath, die den Ansprüchen derselben auf das ihr entrissene Erbe ein größeres Gewicht geben konnte, noch einen selbstsüchtigen Grund finden, die Herausforderung seines jugendlichen Feindes anzunehmen. König Jakob suchte zwar die Partheien zu versöhnen, ward aber endlich inne, daß die Gestattung dieses ritterlichen Zweikampfes das einzige Mittel sey, sie für immer zur Ruhe zu bringen.

Zum Schauplatze ward dießmal Cramond Inch bestimmt, ein niedriges Eiland im Meerbusen von Froth, nahe dem Schlosse Barnbougle. Alle Vorbereitungen leitete in bester Ordnung der junge Herzog von Lennox, der schon in Frankreich Bruntfields Freund geworden war. Auf einem ebenen Rasen, am nördlichen Ufer der Insel, ward der Kampfplatz abgesteckt und durch Pallisaden geschützt. Außerhalb dieser Schranken, auf einer Anhöhe, standen die Zuschauer, welche (man hatte den Andrang des Volkes absichtlich verhindert) fast ausschließlich den höhern Ständen angehörten; die Seeseite war ganz offen. An dem einen Ende der Bahn stand, mit seinen Angehörigen, der Erbherr von Barnbougle, eine große, düstere Gestalt, mit einer Mischung von Wildheit und Heuchelei in den scharfen Gesichtszügen, die nicht eben geeignet war, die Herzen zu gewinnen. Am andern Ende sah man den jungen Bruntfield, gleichfalls von Verwandten und Freunden umgeben, das auffallendste Gegentheil seines Feindes. Sein schlanker Körperbau versprach mehr Gewandtheit, als überwiegende Kraft; sein offenes Antlitz zeugte von der ernsten Stimmung einer edlen, willenskräftigen Seele. Zunächst den Schranken waren Sitze für den Herzog von Lennox und andere Hofleute errichtet, die als Zeugen und Richter des Kampfes bestellt waren, und in geringer Entfernung auf dem Meere wiegte sich ein kleines Schiff, mit einer einzigen verhüllten Gestalt am Bord. Nachdem alle Förmlichkeiten erfüllt waren, bewegten sich die Streiter nach dem Mittelpunkte der Bahn, und dort, Fuß an Fuß, jeder das gewaltige Schwert in der Rechten, harrten sie des Zeichens, das sie alles Zwanges entledigen und sie zu einem Kampfe berechtigen sollte, von dem sie wohl wußten, daß er nur mit dem Tode des Einen enden konnte. — Es ward gegeben und der Kampf begann. Fast bei dem ersten Streiche verwundete Moubray seinen Gegner am rechten Beine. Reichlich strömte das Blut aus der Wunde; aber durch diesen Unfall kam Bruntfield hinter den Kunstgriff, auf welchen Moubray bisher mit so gutem Erfolge sich verlassen. So fochten sie mehrere Minuten, ohne daß einer dem andern das Mindeste anhaben konnte; denn wenn sich Moubray auch gegen die blitzschnellen Streiche und Stiche seines hitzigen Feindes gut zu vertheidigen wußte, so konnte er sie doch nicht erwiedern. Es schien, als ob jezt allein die Ausdauer entscheiden müßte, denn es war augenscheinlich, daß wenn kein Glücks- oder Unglücksfall der Sache ein Ende machte, der, welcher zuerst ermüdete, verloren war. Moubray, als der Aeltere und Schwerfälligere, fühlte bald seinen Nachtheil und begann daher mit größerer Wuth und mit weniger Umsicht zu fechten. Ein fürchterlicher Schlag, zu dem er seine lezten Kräfte gesammelt zu haben schien, traf Bruntfields Helm so heftig, daß er halb besinnungslos auf die Knie sank. Aber der erschöpfte Mou-

Digitized by Google

drap konnte seinen Vortheil nicht verfolgen; schwankend stand er dem jungen knieenden Feinde gegenüber, umsonst versuchend, seine Waffe zum lezten Schlage zu schwingen. Bruntfield, dessen elastische Jugendkraft sich schnell wieder sammelte, gewahrte sogleich seinen Vortheil, der lezte Hoffnungsstrahl riß ihn vom Boden auf, und es gelang ihm, den Dolch zu ziehen und ihn bis an das Heft in die Brusthöhle seines ermatteten Gegners zu tauchen. Ein Augenblick, und der Mörder seines Hauses lag todt zu seinen Füßen, und der laute Freudenruf der Zuschauer begrüßte den Sieger. In demselben Augenblicke erscholl vom nahen Schiffe her ein Schrei, der aus keiner irdischen Brust zu dringen schien. Ein Boot nahte sich rasch dem Ufer und in wenigen Minuten stürzte eine Frau auf den blutigen Schauplatz, sank sprachlos in des Siegers Arme und drückte ihn mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an ihre Brust. Stephan Bruntfields Wittwe sah endlich den zwanzigjährigen Durst nach Rache gestillt; der Mörder ihres Gemahls, der Todtschläger ihrer beiden Söhne, lag entseelt vor ihr auf dem Rasen; ihr aber blieb noch ein Sohn übrig, ein Kind so edler Art, wie je eines einer Mutter Herz beseligte. Jedoch der Wechsel der Gefühle war zu plötzlich, zu stark für ihre Kraft — sie verschied in den Armen des Sohnes, mit dem lezten Athemzuge die Worte hauchend: „nunc dimittis, Domine..“

Der Verfolg dieser Geschichte ist ohne Erzählung abzusehen: anständiges Trauerjahr — festliche Hochzeit — zahlreiche Nachkommenschaft.

Briefe aus Griechenland.

Von Thiersch.

(Fortsezung.)

Die Propyläen sind im alten Zustande, Nachgrabungen jezt durch die Türken ganz versagt, dadurch mein Vorsatz vereitelt, unter dem östlichen Giebel des Parthenon aufräumen und aus dem Schutt der türkischen Häuser dort hervorziehen zu lassen, was in ihnen vom alten Bau und seinen Bildwerken wahrscheinlich verborgen liegt. Die folgenden Tage wurden die andern Denkmäler untersucht (keines ist zu Grunde gegangen, einige nur theilweise beschädigt) und das Studium der Topographie von Athen begonnen, dazwischen Ausflüge in die auch jezt noch grünenden und von den Bächen des klaren Kephissus schön bewässerten Gärten und Oelwäldchen der Akademie, zum sophokleischen Kolonos, zu den Ufern des Ilissus, den Weingärten an ihm, den jezt öden Ruinen des Lykeion, zur Kallirrhoe und den übrigen Orten großer oder anmuthiger Erinnerungen, welche dieses wunderbare Land in seiner unzerstörbaren Herrlichkeit auch jezt zum Hauptlande von Griechenland und Athen zu seinem Juwel machen. Der Burg gegenüber, nach Süden gewandt, vorn zu beiden Seiten Aussicht über den Piräeus und die Küsten des Peloponnesus bis Kap Malea, näher in der Niederung die neue Stadt, zu beiden Seiten Ilissus und Kephissus, mitten in einem Panorama klassischer Erinnerungen und unvergänglicher Herrlichkeit der Natur. Dort wäre ein Platz, auf welchem die königliche Burg des neuen Beherrschers dieses wundersamen Landes und Volkes sich erheben müßte, dem hier vergangene Größe und unvertilgbare Spuren des über Griechenland waltenden Genius in erhabenen Zügen und Bildern vor Augen ständen.

Ich fand die folgenden Tage noch viele Freunde, unter andern Kleanthes, den Architekten, der uns in München besucht und den Dienst der Regierung in Aegina verlassen hat, vorzüglich, weil Mustoxidi ihm zornig gesagt: „Fluch den Türken, daß sie die Alterthümer von Athen nicht ganz zu Boden geworfen und vertilgt, damit von ihnen nur keine Rede mehr wäre,“ und er in der Erklärung dieses Vertrauten des Präsidenten einen neuen Beweis von des leztern Ansichten gefunden; Pittaky, einen guten Kenner der attischen Alterthümer, der sich zurückgezogen, weil man ihm angesonnen, den Kundschafter der Fremden, besonders der Engländer, zu machen; Benthylos, der sein Lehramt in Aegina aufgegeben, weil man ihm untersagt hat, mit seinen Schülern den Gorgias des Plato zu lesen. Athen und Missolunghi waren dem corfiotischen Herrscher am meisten verhaßt, jenes wegen seines alten idealen Ruhmes, dieses wegen seines neuen Heroismus, beides Potenzen, die ihm seine Rechnung mit Griechenland zerstört hatten, das er bemüht war, in eine Art von Meierei für sich und seine Familie einzurichten. Auch Zacharizzas, den Bruder des jungen Z. in München, und seine Familie lernte ich kennen und wurde von ihnen auf das freundlichste aufgenommen.

Am 23. November verließen wir Athen, um in Gesellschaft von Zacharizzas, der in Marathon Besitzungen hat, die Reise dorthin, und von da nach Euböa, Theben, Livadien, den Thermopylen und Delphi anzutreten. Die nächsten Gegenden wurden für unsicher gehalten; einige Tage zuvor waren zwei junge Engländer auf dem Wege nach Marathon von drei Räubern angefallen und geplündert worden. Wir hatten deshalb drei Palikaren und einen Kapitän zu unserer Bedeckung und waren selbst bewaffnet, ein Zug von neun Männern außer den Pferdetreibern, womit es so leicht die Räuber nicht aufnehmen. Auch sahen wir in aller Sicherheit die Ebenen von Marathon (nach so vielen Beschreibungen ist sie zur Aufklärung der Schlacht daselbst noch immer nicht hinlänglich bekannt), und kamen unbehelligt über Oropus und Aulis nach Negropont (Chalkis), nachdem sich un-

Digitized by Google

sere Gesellschaft kurz vorher getrennt hatte. Erst dort erfuhren wir, daß unsere Beschützer zu den Räubern gehört hatten und nach Negropont gekommen waren, um vom Pascha gegen Zusage künftiger Ruhe Verzeihung zu erhalten. Zacharizzas aber, der nahe bei Oropus auf einem seiner Dörfer eingekehrt war, war dort von kybernitischen Soldaten überfallen und nebst seinem Sekretär festgenommen worden, weil er zu den Gegnern des Präsidenten gehört hatte. Er entkam die Nacht auf seinem Pferde in die Gebirge, den Sekretär ließ man später frei. Die Truppen waren von Athen aus über seine Reise benachrichtigt und von Theben zu dieser Expedition geschickt worden.

Nachdem wir so, ohne es zu wissen, den Händen der Räuber und der Kybernitischen entgangen waren, sind wir in guter Ruhe von Chalkis nach Eretria, dann nach Theben, Platäa, Leuktra, dem copaischen See, Livadien, Chäronea, Elatea gegangen, haben überall halbverödete Fluren und Orte in Trümmern, aber überall auch Anfänge eines neuen Lebens durch die unverwüstbare Triebkraft des Bodens und der Bevölkerung, freundliche Aufnahme von vielen Menschen, denen mein Name lieb war, Gelegenheit zu archäologischen und geographischen Beobachtungen und Entdeckungen gefunden und dann, von dem besten Wetter begünstigt, unsern Weg nach den prachtvollen, herrlichen Thermopylen fortgesezt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

Carlyle über Goethe.

Frasers Magazin, welches so oft Bilder und Zerrbilder von berühmten und berüchtigten Menschen mittheilt, enthält diesen Monat ein Bild von unserm Goethe. Im bequemen Oberrock, mit losen, langen Beinkleidern und Pantoffeln, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, steht der schöne Greis mit rückwärts gewandtem Gesichte da, mit dem hellen Blicke des Sehers um sich schauend, obgleich die Last der Jahre den Körper etwas gebeugt hat. Eine kurze rhapsodische Beschreibung, welche das Bild begleitet, ist von der Feder des genialen Carlyle, dessen vortreffliches Jugendwerk, Schillers Leben, nun wohl auch Deutschland mit seinem Werthe bekannt gemacht hat; und da der vortreffliche Mann fast der einzige hiesige Literator ist, welcher mit Goethen in genauer Verbindung steht, so rührt das Bild selbst wahrscheinlich auch von ihm her. „Leser!“ ruft Carlyle dem über die Maßen beschäftigten Publikum zu, „hier siehst du das Bild von Johann Wolfgang Goethe. So blickt und lebt jezt in seinem 83sten Jahre, in seinem kleinen, freundlichen Kreis zu Weimar, der aufgeklärteste, einflußreichste Mann seiner Zeit. Leser! in diesem Kopfe hat sich die ganze Welt abgespiegelt, und zwar in solcher geistigen Harmonie, wie nie wieder, seitdem unser Shakespeare uns verlassen; selbst die Lumpenwelt, worin du mühsam kämpfst und wohl auch strauchelst, liegt verklärt darin und authentisch offenbart.“

„In dieser unserer verkehrten Zeit, wo die Menschen ihre alten Leitsterne verloren haben, Leuchtwürmern und Irrlichtern nachlaufen und in der Welterschütterung Alles in ein trübes Chaos zusammenstürzt, Hohe niedrig und Niedrige hoch werden, und bald hier ein König, dort ein Herzog auftaucht, sich einen Augenblick schwebend erhält und sich einbildet, er sey der Herr und Herrscher von Allem, und doch nur die oberste Schaumblase ist, welche schnell wieder platzt und sich mit den wüsten Fluthen vermischen muß — in dieser jämmerlichen Zeit, sage ich, wurden uns doch, dem gütigen Himmel sey Dank, zwei große Männer zugesandt. Der eine schläft jezt auf St. Helena einsam unter des Weltmeers ewigem Wiegenlied, der andere freut sich noch des lieben Sonnenlichts an den Ufern der Ilme. Groß war die Rolle, die jedem zugetheilt war, groß die Gaben, die jeder empfangen; aber merke dir den Unterschied: Bonaparte schritt durch die sturmbewegte Welt hin wie ein Alles verschlingendes Erdbeben, blitzend und donnernd und ein Reich über das andere hinstürzend; Goethe war wie ein sanftes, stilles Licht, bei dessen Schimmer dieser Wust wieder als eine Schöpfung erscheint. So ist denn auch Napoleon mit seinem Austerlitz, seinem Waterloo und Borodino hin und verschwunden, der Lärm seiner Thaten ist verklungen, wie der Lärm einer Balgerei in der Schenke. Der andere aber — er leuchtet noch immer mit unmittelbarem Lichte; seine gottbegeisterten Worte werden ewig in frischen Herzen wohnen und geborne und ungeborne Denker begeistern. In fünfzig Jahren wird, was er gedacht, zur Sprache der Tagblätter hinabgedrungen seyn, und nach seinen Winken wird man Gesetze machen; ja, dieser Mann muß die Welt beherrschen.“

„Leser! dir selbst, wer du auch seyst, gibt er in diesem Augenblick einen Rath, gibt dir das Geheimniß seiner poetischen Alchymie Preis; es heißt: Gedenke zu leben! Ja, dein Leben, und wärest du einer der elendesten Jammersöhne der Erde, ist kein eitler Traum, sondern eine ernste Wirklichkeit. Es ist dein, es ist alles, womit du der Ewigkeit entgegentreten kannst. Wirke denn, wie er es gethan — wie ein Stern, ohne Hast, doch ohne Rast. — Lebe wohl.“ Diese Worte sind wohl für die Deutschen aller poetischen Konfessionen merkwürdig; mit welchem Gesichte aber unsere prosaischen Magazinleser sie aufnehmen werden!

Das lezte Stück des Fraserschen Magazins enthält unter andern auch die Fortsetzung von Irvings Beschreibung, wie die Gabe der Zungen und der Prophezeiung in seine Kirche gekommen. Der Aufsaz ist als das Resultat der Verirrung eines hochbegabten Geistes psychologisch wichtig und sollte in Deutschland nicht übersehen werden. Edward Irving, den man in einigen deutschen Zeitschriften irrig einen Methodisten genannt hat, ist ein Geistlicher der schottischen, gesezlich anerkannten Nationalkirche. In den ersten Jahren, wo er hier als Prediger einer schottischen Gemeinde auftrat, schien es, als ob er das innere Wesen des Christenthums mit seinem hohen Gemüth auffassen wollte; er fing an, ihm die versteinerte Schale des Hebraismus abzustreifen und es in der Sprache der Zeit, aber in einer aus dem Herzen kommenden Kraftsprache, vorzutragen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 82.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 5. April 1832.

— Ist sie trotzig, launisch, wild,
Und widerstrebt sie seinem edlen Willen,
Was ist sie dann? Ein schändlicher Rebell,
Undankbar, voll Verrath am güt'gen Herrn.

Shakespeare.
Die gezähmte böse Sieben.

J. J. Rousseau und die Frauen.

(s. Mbl. 292. 293. 1831.)

Die Le Vasseur.

Wir haben bis an das Ende dieser Galerie die Frau verschoben, die zwar bis zu Rousseaus lezten Augenblicken neben ihm steht, aber seit sie ihm haushielt, den traurigsten Einfluß auf sein ganzes Leben und Seyn geübt hat. Wir meinen Therese le Vasseur. Sie war 1721 in Lyon geboren und starb im Julius 1801 in Plessis-Belleville, einem Dorfe in der Gegend von Paris. Als Jean-Jacques starb, war sie sieben-und-fünfzig Jahre alt. Escherny, dem wir so viele interessante Notizen über Rousseau verdanken, versichert, er habe diese Therese betteln sehen, nachdem sie den Erlös von einigen Handschriften Jean-Jacques, der ihr durch Girardin und Peyron zugestellt worden war, durchgebracht hatte. Sie war nahe daran, einige Jahre nach Rousseaus Tod den Stallknecht Girardins zu heirathen, wenn dieser Liebhaber ihres Geldes nicht bei Zeiten gemerkt hätte, daß sie nichts mehr besitze. Gegen das Ende ihres Lebens betrank sie sich täglich in Branntwein, und es ist mir erzählt worden, daß Jemand, voll Begeisterung und Verehrung für den Verfasser des Emile, sich die Gattin des unsterblichen Schriftstellers auch als eine interessante, hochgeachtete Matrone gedacht und, um sie zu sehen, 1799 eigends eine Reise nach Plessis-Belleville unternommen, sie dort aufgesucht, aber — ganz betrunken gefunden habe. Einige Jahre darauf lebte im Hotel Bullion noch eine alte Frau, die 1777 bei Rousseau in der Rue Plâtrière Aufwärterin gewesen war. Der gute Rousseau gab ihr einmal ein altes Kleid, das Therese nicht mehr trug, rieth ihr aber doch, diese nichts davon merken zu lassen und das Kleid nicht anzuziehen, wenn sie zu ihm komme. Sie vergaß aber diese Warnung und mußte dieß schwer büßen. Denn kaum hatte die le Vasseur ihr altes Kleid erkannt, so fiel sie über die arme Frau her, schlug sie mit Fäusten und riß es ihr stückweis vom Leib. Rousseau hat sich nie bei andern über diese Megäre beklagt, wohl aber in einigen an sie geschriebenen Briefen. Wenn er andern nie die Wahrheit über sie sagte, so geschah es, weil er sich schämte, sie zu gestehen. Alle, die Jean-Jacques näher kannten, waren überzeugt, daß dieß Weib fast an allem Unglücke Schuld war, das ihn betraf, daß seine unbegreifliche Anhänglichkeit an sie ihn mehrmals hinderte, seinem Leben eine unabhängige und ehrenvolle Wendung zu geben; daß alle Bitterkeit seiner lezten Lebensjahre von ihr kam, deßgleichen seine üble Laune und sein Mißtrauen, das sie trefflich zu veranlassen und zu unterhalten wußte, weil sie ihn von allen seinen Freunden entfernen wollte, um ihn nach Belieben gängeln zu können. So ist es auch sehr wahrscheinlich, daß sie seinen Tod herbeigeführt hat, als er ihren vertrauten Umgang mit einem Stallknecht sah, dadurch sein Selbstgefühl aufs schmerzlichste gekränkt und sich überdieß für seine noch übrigen Tage allein und verlassen fühlte. Sie war seine größte Feindin, denn sie ließ ihn nirgends

Digitized by Google

Ruhe finden. Dieß wird begreiflich, wenn man weiß, daß er grenzenloſes Zutrauen in ſie ſezte. Der Grund deſſelben macht jedoch dem Menſchenkenner Rouſſeau wenig Ehre; er meinte nämlich, ein geiſtig ſo beſchränktes Weſen, wie Thereſe, könne nicht betrügen. Dieß war der größte, theuer bezahlte Mißgriff ſeines Lebens. Sie mußte freilich entſetzlich und unbeſchreiblich beſchränkt ſeyn, weil ſie in dem dreißigjährigen genauen Umgang mit Jean-Jacques nicht die geringſte Bildung annahm. Er glaubte, ſie ſey unfähig, ihn zu hintergehen, damit aber hinterging er ſich ſelbſt. Die lange Gewohnheit machte ihm das Drückende und Beſchämende dieſes Verhältniſſes erträglich. Wer begreift aber den mächtigen Einfluß, den dieſes beſchränkte Geſchöpf auf den geiſtreichen Mann hatte? Ueberall, wo man ihm Freundſchaft und Gaſtlichkeit erwieß, ohne ſie beſonders zu berückſichtigen, gelang es ihr leicht, ihn mit ſeinen Freunden zu entzweien. Dieß war in Motiers, Trie, in Manquin, in England wie in Frankreich der Fall. — Es iſt viel darüber geſtritten worden, ob Rouſſeau wirklich mit ihr verheirathet geweſen ſey. Der Graf Eſchernp, der doch mit Jean-Jacques auf ſehr genauem Fuß lebte, ſagt: „Ich weiß ſehr genau, daß er weder bürgerlich, noch religiös mit ihr verheirathet geweſen iſt; er hatte ſie blos beim Aufſtehen vom Tiſch und vor zwei Gäſten „ſeine Frau“ genannt. Rouſſeau ſelbſt beſtätigt dieß und gibt nur dieſer Aeußerung vor Zeugen größere Wichtigkeit: „Dieſe eheliche und heilige Verbindung iſt in ihrer ganzen heiligen Einfalt, aber auch in ihrer ganzen Naturwahrheit in Gegenwart von zwei verdienſtvollen Ehrenmännern geſchloſſen worden.“ Dieſe Zeugen waren Champagneux, Maire von Bourgoin, und Roſires, ein Artillerieoffizier. Du Peyron ſchrieb bald nach dieſer Heirath an Rouſſeau und nannte ihn bei dieſem Namen, weil er vorausſezte, daß er nun den angenommenen — Renou — abgelegt habe. Darauf antwortete ihm aber Jean-Jacques: „ich begreife durchaus nicht, warum Sie glauben, daß ich meiner Heirath wegen meinen bisherigen Namen nicht mehr führe; die Namen verheirathen ſich ja nicht, ſondern die Menſchen.“ Rouſſeau verheirathete ſich alſo nicht unter ſeinem wahren Namen mit Thereſen und kam auch keiner der geſetzlichen und herkömmlichen Förmlichkeiten nach; aber er hielt ſich nach ſeinen Ideen für vollſtändig und geſetzlich verheirathet, und dieß entſcheidet hier. Erſt in den lezten Monaten ſeines Lebens überzeugte ſich Jean-Jacques von Thereſens gänzlicher Verworfenheit, und dieß trug weſentlich zu ſeinem Tod bei. Sie hatte wahrſcheinlich ſchon länger mit dem Stallknecht Girardius in Ermenonville ein genaues Verhältniß; darum betrieb ſie Rouſſeaus Abreiſe von Paris mit ſo großer Eile, und darum widerſezte ſie ſich ſeinem Wunſch, Ermenonville wieder zu verlaſſen, mit ſo großem Eifer. Um Unterſtützung zu erlangen, wandte ſie ſich zuerſt an Mirabeau, der ihr am 12ten Mai 1790 antwortete: „Mit heiliger Achtung habe ich am Schluß Ihres Briefs den Namen des großen Mannes geleſen, der Frankreich zuerſt die Kenntniß der Freiheit gegeben hat, die es jezt ehrt. Jean-Jacques Wittwe hat großes Recht, Dankbarkeit von dieſer Freiheit zu verlangen. Es iſt mir ſehr peinlich, zu vernehmen, daß Sie in keiner guten Lage ſind. Ich verehre aber das Andenken Rouſſeaus, deſſen Namen Sie tragen, zu ſehr, um Ihnen ſelbſt die huldigende Gabe anzubieten, welche Ihnen die Nation ſchuldig iſt. Reichen Sie alſo gefälligſt bei der Nationalverſammlung eine Schrift ein. Die Repräſentanten des franzöſiſchen Volks haben allein das Recht, die Wittwe des Mannes anſtändig zu verſorgen, den ſie ſo gern in ihrer Mitte ſähen. Ich habe die Ehre mit aller Hochachtung zu ſeyn ꝛc. Graf Mirabeau.“ Es wurde Thereſen hierauf eine Penſion von 1200 und ſpäter von 1500 Franken ausgeſezt, die aber, da ſie in Aſſignaten bezahlt wurde, bald ſo viel wie nichts betrug.

Briefe aus Griechenland.

Von Thierſch.

(Fortſezung.)

Am 7ten December ſtanden wir an dem erhabenen Amphitheater der theſſaliſchen Gebirge neben den perpendikulären Felſenwänden des Oeta, vor den reichen Schwefelquellen, die dampfend in drei großen Bächen aus dem Fuße deſſelben ſtrömen, und dem Paſſe der Thermopylen ſeinen Namen gegeben, auf dem Grabe des Leonidas, wie ein Hügel neben ihm genannt wird, in welchen man während des lezten Krieges tief hineingegraben und in deſſen Tiefe man altes menſchliches Gebein ohne allen Schmuck gefunden hat. Die Schädel und andere Knochen wurden von den Griechen ſorgfältig geſammelt und zur Seite gelegt, als ſie genöthigt waren, ſich zurückzuziehen. Zwei Tage darauf nahmen ſie ihre Stellung wieder ein, und die Gebeine waren verſchwunden. Mit Mühe gelang es, noch eine Reliquie davon aufzufinden. Von den Thermopylen gingen wir zu den großen Ruinen von Tithorea am nordöſtlichen Ende des Parnaß, von da über Parapotamia und Daulis in das Thal deſſelben, von welchem ſein ganzes Gebirgslager der Länge nach von S.O. nach N.W. durchſchnitten wird, von dem Triodos, in welchem Laios erſchlagen ward, bis Delphi hinauf, das uns am Nachmittag des 10ten Dec. auf einer öſtlichen Fläche des ſich dort herumbeugenden nördlichen Gebirgrückens, über den Abgründen der Kaſtalia und des Pliſtus, mit großentheils neugebauten Häuſern entgegenſchimmerte. Wie überall, fand ich auch dort Natur, Lage, Ruinen mehr oder weniger

von den Berichten der Neuern verſchieden, und ein Aufenthalt von mehreren Tagen hat mich in den Stand geſetzt, die Beſchreibung von Pauſanias mit dem Orte zu vergleichen, die Tempel, heiligen Bezirke und Quellen, Gymnaſium, Theater u. dergl. beſtimmter nachzuweiſen und zu einer beſſern und genauern Beſchreibung und Vergleichung dieſes merkwürdigen Ortes Materialien zu ſammeln. Auch die Nachgrabungen ſind nicht ganz vergeblich geweſen, und zu der Terraſſe mit Inſchriften, die man ſchon kannte, habe ich eine zweite cyclopiſche gefunden, jener parallel, tiefer, die ebenfalls mit Inſchriften, Ehrendenkmalen, Schenkungsurkunden u. dergl. bedeckt iſt. Vier Terraſſen durchſchneiden die nordöſtliche Hälfte des theatraliſch ſich erhebenden Raumes, gegen Oſten bis an die Felſenwände des Parnäſſus und die Klippen der Kaſtalia reichend, gegen Weſten durch eine mitten in dem Ort gerade aufſteigende Mauer geſchloſſen. Dieſes war der περίβολος des Tempels, er ſelbſt auf der dritten Terraſſe, gegen ſie ſchräg geſtellt, am Orte, wo jezt die Kirche des h. Nikolaus ſteht. Weſtlich von ihm in der Höhlung der ſchrägen Fläche und neben der Mauer des Peribolus herabreichend, das Theater, darüber das Stadium, in der Nähe noch deutlich zu entdecken der Fels der Herophile, die Quelle Kaſſiotis, vom Umfang dieſer Gebäude durch eine tiefe Kluft, in welche die Quelle Kaſtalia fällt, getrennt; im vordern Stadttheil iſt ſowohl die Lage des Tempels der Athene Pronoia, als der Hain des Phylakos und das Gymnaſium mit größter Beſtimmtheit nachzuweiſen, Vorzüglichen Erfolg verſprachen die Nachgrabungen bei der Kirche des heil. Elias, wo, wie ich glaubte, ein alter Tempel des Zeus geſtanden, wurde aber durch den Zuſammenlauf der Bauern gehemmt, die mit großem Geſchrei den Arbeitern die Werkzeuge aus den Händen riſſen und mit meinem Diener, der, in dieſen Dingen erfahren, die Aufſicht führte, haderten, daß er die Gräber ihrer Angehörigen aufwühle. Ich kam mitten in das Gezänke hinein, und fand für rathſam, mich aus der Mitte dieſer verwilderten Gemüther mit meinen Leuten zurückzuziehen.

Am Meere bei Salona angekommen und ziemlich ermüdet von dem faſt täglichen Reiten und Arbeiten während zwei Drittheilen eines Monats, nahm ich eine Barke, auf welcher wir die 66 Seemeilen bis Korinth bei dem anmuthigſten, lauterſten und erquicklichſten Wetter glücklich zurücklegten, und von da über Megara und Eleuſis wieder in Athen ankamen. Dort hörten wir die traurigen Vorgänge von Argos, die nothwendige Entwickelung eines gewaltthätigen Syſtems, den Ausbruch des Bürgerkriegs, die nahen Bewegungen der Konſtitutionellen in Megara, und waren, während es um uns ſtürmte, friedlich mit der vergangenen Zeit und ihrer Herrlichkeit beſchäftigt. Ich brachte am 1. Januar des neuen Jahrs eine Verſammlung der Athenäer zu Stande und ſchlug in einem ausführlichen Vortrage vor, daß ſie zur Erhaltung ihrer durch Unwiſſenheit und Rohheit preisgegebenen Alterthümer eine Kommiſſion einſetzen und dieſer durch Subſcription die Mittel geben ſollten, jenem heiligen, nützlichen und nothwenigen Geſchäfte ſich zu unterziehen. Die Sache kam nach einigen Bedenklichkeiten zu Stande, und nachdem die Freunde mir unter den Säulen des olympiſchen Zeus noch ein Mittageſſen gegeben, wo die Lämmer auf homeriſche Weiſe am Spieß gebraten wurden und viel rother Wein getrunken ward, reiste ich am 10. Januar von dem geſangreichen, dem veilchenbekränzten Hellas ab, um in dem finſtern, kalten, abſchreckenden Nauplia die Freunde zu begrüßen, über den Zuſtand der Dinge, die Abſichten und Mittel der Partheien Erkundigung einzuziehen und darnach meine Maßregeln zu nehmen. Metzger habe ich mit den Denkmälern in Athen beſchäftigt zurückgelaſſen, und werde nach meiner Reiſe durch die Inſeln dahin zurückkehren, um ihn zur Heimreiſe über den Süden des Peloponneſus abzurufen.

Trinkers Morgenlied.

Goldne Sonnenſtrahlen blitzen
In die Dämmerung hinaus,
Wie Champagnerſtrahlen ſprützen
Aus geſprengter Flaſch' heraus.

Und die Blume hält nach Oſten
Durſtig ihren Kelch geſchwind,
Von dem goldnen Wein zu koſten,
Der aus blauen Lüften rinnt.

Und berauſcht von ſeinen Funken,
Schwanken alle Blumen rund,
Alle Vöglein ſingen trunken:
Morgenſtund' hat Gold im Mund!

Und ich trete vor die Tonne,
Hebe luſtig ihren Spund,
Und die Strahlen meiner Sonne
Blitzen in des Kelches Grund.

Voll des goldnen Weines ſchwing' ich
Meinen Becher an den Mund,
Und im ſüßen Rauſche ſing' ich:
Morgenſtund' hat Gold im Mund!

Adolph Stöber.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

London, März.

(Fortsetzung.)

Der Schwärmer Irving.

Die seltene Erscheinung führte die ausgezeichnetsten Männer zu Irvings Füßen, und wenn er sich hätte entschließen können, auf diesem Wege fortzufahren, er hätte Wunder thun können. Aber die außerordentliche Anstrengung griff seinen Kopf an; es war ihm, wie er sich ausdrückt, als würde ihm das Gehirn mit Nadeln durchstochen; da fiel es ihm auf's Herz, dies sey ein Wink des Himmels, daß er sich auf unrechtem Wege befinde; man müsse das Christenthum nicht als ein großes Ganze auffassen und als solches umgestaltend auf Herz und Sinn wirken lassen, sondern müsse jeden einzelnen Satz, jedes einzelne Wort zu verstehen und zu erklären, jeden Umstand an sich und andern zu bethätigen suchen. Daß dabei ein kühner, rüstiger Geist, wie der seinige, mit Vorliebe an dem Sonderbarsten und Auffallendsten hängen bleiben mußte, ließ sich erwarten, und so überredete er sich bald, alle neutestamentarischen Wunder müssen sich erneuern lassen. Dies predigte er zwei, drei Jahre lang mit wachsendem Eifer, und das Resultat war, daß nach einiger Zeit wunderbare Heilungen, Prophezeiungen vorkamen und endlich das Reden in fremden Zungen sich einstellte. Zwar hat man noch keine Berge versetzt, was bei der Anlage von Eisenbahnen von unendlichem Nutzen seyn würde; indessen sieht er und die Seinigen der unmittelbaren Ankunft des Antichrists entgegen, welcher sodann schnell das tausendjährige Reich nachfolgen soll. Es heißt jetzt, man wolle ihn von seiner Kanzel vertreiben; die Kuratoren der Kirche mit der Mehrheit derer, welche zum Bau derselben beigetragen haben, meinen, diese Phantastereien seyen der Religion mehr nachtheilig als förderlich, und haben sich daher entschlossen, ihm nächstens die Thüre vor der Nase zu verschließen. Natürlich wird ihn dies nicht hindern, seine Mirakelbude anderswo aufzuschlagen, und da er dann als Märtyrer erscheint, so wird wohl die Zahl seiner Anhänger sich noch vergrößern. Das Beste bei einer solchen Ausbreitung ist, daß das Predigtamt sodann auch untergeordneten Geistern zufallen muß, welche durch ihre Beschränktheit dem Unwesen den Nimbus von Würde benehmen werden, den Irvings hohes Gemüth jetzt noch um den Unsinn verbreitet. Ja es sollte mich gar nicht wundern, Irving selbst von seinem Wahne zurückkommen zu sehen.

Merkwürdig ist es übrigens, daß, nach Irvings Angabe, die Frauen, denen die Gabe der Zungen zu Theil geworden, dieselbe nur in der Form der Prophezeiung, die Männer dagegen in allen von Paulus angeführten vier Formen besitzen, nämlich in der der Offenbarung, der Kenntniß, der Prophezeiung und der Lehre. Die unbekannte Sprache, die aber kaum den zehnten Theil von dem ausmacht, was die begabten Personen überhaupt vorbringen, soll indessen nicht zur Belehrung der Gemeinde dienen, sondern zur Erbauung der Person, die sich der Geist zum Werkzeug erkoren, und sowohl dieser Person, als den Zuhörern beweisen, daß das, was sie neben dieser fremden Zunge in englischer Sprache reden, nicht etwa Produkt ihrer eigenen geistigen Thätigkeit, sondern unmittelbare Eingebung der Gottheit sey. „Wenn ich in meiner Muttersprache bete," soll eine der begabten Personen zu Irving gesagt haben, „so habe ich, wie sehr sich auch meine Seele auf Gott allein richten mag, doch daneben noch andere Gedanken und Wünsche, die sogar die Worte, deren ich mich bediene, hervorrufen. Mir ist wie einem, der der Heimath, welche vor ihm liegt, zueilt: obgleich er weder rechts noch links seine Augen schweifen läßt, so wird er doch nothwendig von den bekannten Gegenständen zu beiden Seiten des Wegs in Anspruch genommen. Aber sobald ich vom Geiste heimgesucht und getrieben werde, in einer „unbekannten Zunge" zu Gott zu reden, dann ist es, als ob sich eine dichte Hülle auf die ganze Gegend umher niedergelassen hätte, und ich sehe nichts als den Gegenstand meines Strebens und die Straße, die dahin führt. Ich werde mir mehr als je der Gegenwart Gottes bewußt; Er und nur Er ist in meiner Seele. Ich werde mit irgend einer Form des göttlichen Gemüths erfüllt, sey es Freude oder Schmerz, Lust, Liebe, Erbarmen, Mitleiden, Zorn oder Unwillen, und ich muß es in Worten aussprechen, die eine allmächtige Gewalt über meinen Geist üben, die aber, da sie mein Verstand nicht begreift, meine Andacht durch Verknüpfungen oder Aehnlichkeiten mit der sichtbaren oder Verstandeswelt nicht stören. Ich fühle mich, so zu sagen, mit Gott in seinem eigenen Tempel eingeschlossen und vor den Anfechtungen der Welt, des Fleisches und des Teufels geborgen." In diesen Worten liegt, nach Irving, die Erklärung des Mysteriums und zugleich des Zwecks der Gabe der Zungen. „Diese Wirkung des heil. Geistes," sagt er weiterhin, „ist höchst wunderbar: wenn die Schnelligkeit des Ausdrucks, zuweilen der Kampf der Sprachwerkzeuge, sich der Worte zu entledigen, auf höhere Einwirkung hinweisen, so beweist vollends der Gehalt des Ausgesprochenen, daß es ein Ausfluß des heil. Geistes ist. Solche Tiefe der Anschauung, solche Offenbarung der Wahrheit, solche Adlerblicke in das Wesen Gottes, solche Reinheit der Liebe, solchen Ernst der Ermahnung, mit einem Wort, solch himmlische Geisteserhebung habe ich nie von eines Menschen Lippen vernommen, wie von denen, die auf diese Weise durch den heil. Geist reden. So ist es auch mit denen, welche prophezeien: die herrliche Einheit, der lebendige und belebende Geist ihrer Reden geht über alle Begriffe."

So abgeschmackt dieses auch scheinen mag, so ist doch das redliche Streben einiger Menschen, sich aus dem Strudel des Unglaubens und des todten Formalismus, aus den Banden des Mechanismus zu befreien, ein erfreuliches Zeichen der Zeit. Die Zeit ist offenbar an einen Wendepunkt gelangt; man hat des Zersplitterns und Verneinens genug und fängt wieder an, an's Aufbauen und Besahen zu denken; hat ja doch der Beschränkteste erkannt, daß aus aller Selbstsucht zusammengenommen, Liebe und Selbstopferung nicht als Facit hervorgehen können; selbst das tolle Wesen des St. Simonismus in Frankreich beweist, daß die Jugend erkannt hat, wie sich nur auf die Basis der Religion der Staat erbauen lasse. Noch widerstrebt zwar ihr Stolz dem Gedanken, sich dem so lange verachteten Christenthum zuzuwenden; aber erblicken sie dieses nur erst einmal in seiner Reinheit, so werden sie ihm gerne zufallen, sollte es ihnen auch belieben, sich fortwährend anders zu nennen; um Namen ist es ja auch nicht zu thun. Aber auch in der Literatur haben wir einen Propheten, zwar noch eine Stimme in der Wüste, die aber doch in Paläste und Hütten dringen wird. Es ist dies derselbe Thomas Carlyle, dessen schon oben erwähnt worden. Nach der traurigen Erfahrung, die er mit Schillers Leben gemacht, nämlich, daß gemüthliche, das innere Leben ergreifende Werke, wenn sie nicht in dem gewöhnlichen religiösen Jargon abgefaßt sind, unbeachtet bleiben, arbeitet er nur für die wichtigern Zeitschriften (Reviews), wo er dann an die Anzeige irgend eines Buchs seine Ansichten von der Welt anknüpfen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 28.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 83.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 6. April 1832.

Der freien Deutschen Geist, wie lange soll er seyn
Ein Miethlingsgeist? soll wiederkäu'n,
Was Andrer Fuß zertrat?

Herder.

Zeitbilder.

(Fortsetzung.)

26.

Der neue Deutsch-Franzos.

Dieß Bild hier, von der Jüngsten der Horen
Und einem großen Pinsel geboren,
Kommt eben von der Staffelei:
Ein noch nicht trock'nes Konterfey,
Besonders noch nicht hinter den Ohren. —
„Was stellt es vor?" —
Das, was es ist:
Ein Konterfey. Und wie Ihr wißt,
So kommt ja Konterfeyen her
Von dem französischen contre-fair,
Worin die Affen Meister bleiben,
Weil solche von Natur es treiben. —
„Also ein Aff ist hier zu seh'n?" —
Warum den Maler mißversteh'n?
Das greise Schulkind, so Ihr da seh't,
Das spielend hinter die Schule geh't,
Das auf der Achsel den Windball hält,
Von dem es meint, er sey die Welt,
Die es, gleich einem Atlas, trägt
Und Purzelbäume damit schlägt;
Das laufende Knäblein mit grauem Bart,
Der Greis, der hier springt nach Knabenart,
Den Preßbengel in dem einen Händchen
Und in dem andern das Vaterländchen . .
Es ist kein Affe, sondern blos
Der nagelneue Deutsch-Franzos. —
So neu er selbst, so alt ist sein Stamm:
Ihr seht's an seinem Hahnenkamm. —
Früh schon ward seine Sippschaft groß,
Durch Gunst, die sie bei Hofe fand.
Sein Ahnherr, Mussie Wakerlos,
Wird schon bei Reineke Voß genannt.
Das war der erste Deutsch-Franzos,
Der öffentlich, im Völkerrath,
Zum Thron des Königs Nobel trat
Und vor den Ständen französisch parlirte,
Was damals schon sehr imponirte. —
Neu-Deutsch-Franzosens Grand-papa
War blond gepudert, ging chapeau-bas,
Und ließ sich schelten Herr Marquis,
Und ließ sich seh'n auf Markt und Messen,
Bedeckt mit unächt goldnen Tressen,
Und sprach: Ik kommen von Paris
Und haben votre Deitsch vergessen;
Beklagte Wiener und Berliner,
Und tänzelte und machte Diener,
Und roch nach Ambra und nach Rosen,
Und trug einen Degen zur Galanterie
Und die gestickten Atlashosen
Nicht tiefer hinunter, als bis zum Knie.

Digitized by Google

Der Vater unſeres Deutſch-Franzoſen
Behalf ſich gänzlich ohne ſie,
Um ſich als Menſch, der nichts zu verlieren,
Als Sankulott zu präſentiren;
Als Mann des Volks, der ſo es liebt,
Daß er dem Volke blos ſich gibt,
Und ſo in Freiheit und Gleichheit ſchwimmt,
Daß gleich er ſich Freiheit zu Allem nimmt. —
Kaum aber erſchien der kleine Mann,
Gleich zog der Volksfreund Modeſten an,
Gleich war der Deſpotfeind in Bonapart,
Der Deutſch-Franzoſe, ſo vernarrt,
Daß er in jenen Trauerjahren,
Als wir Napoleons Knechte waren,
Von einem ſeligen Weltreich träumte,
Das die Eroberungsſucht verſprach,
Und kein Te Deum je verſäumte,
Uns angeſagt zu Hohn und Schmach,
Und immer rief: Es lebe der Kaiſer!
Wovon ihm noch die Kehle heiſer. —
So wie nun der Vater: Bonaparte!
So ruft Neu-Deutſch-Franzos, ſein Sohn:
Die Charte, die Charte, es lebe die Charte!
Es lebe die glorreiche Revolution!
Die Propaganda! Die große Nation!
Die Schuljugend lebe, der Freiheit Pilaſter!
Das Mouvement, das nimmer weilt!
Es lebe vor Allem das Straßenpflaſter,
Das alle Völkerwunden heilt! —
So meint der neue Deutſch-Franzos,
Er ſey den Vetter Michel los,
Und habe ganz das Mouvement
Und des Pariſers neu'ſtes Air;
Doch der Pedant hinkt Jahrelang
Hinter der dortigen Mode her.
Das Kleid, womit er uns den Ton
In Deutſchland anzugeben denkt,
Die abgetragne Bluſe hängt
In Belgien ſelbſt beim Trödler ſchon.
Dort iſt der Paroxismus vorüber,
Neu-Deutſch-Franzos hat noch immer das Fieber;
Er phantaſirt — doch wie ein Pedant,
Breit, abgedroſchen und ennuyant. — —
Wer ſchreit nun über Demagogen?
Wer droht dem deutſchen Volk mit Strafe
Für Worte, die der Modeſklave
Nachſprach, wie ſie ihm vorgelogen? —
Die iſt es, die dort im Hintergrund
Des Bildes ſteht, mit bebendem Mund:
Die Camarilla, die ihn erzogen,
Die ihn gebettet hat auf Roſen
Den alt und neuen Deutſch-Franzoſen,
Den Baſtard der franzöſiſchen Moden,
Des deutſchen Weſens Antipoden! —
Vor ſeinem undeutſch-tollem Schwätzen
(Es will es ſo die Nemeſis)
Mag ſich die Camarilla entſetzen
Und drohen mit Schwert und Finſterniß . . .
Du aber Deutſchland ſiehſt in Ruh
Dem Einen wie der Andern zu;
Dir iſt nicht vor Bewegung bang,
Du fürchteſt nicht den Widerſtand,
Du gehſt, mein deutſches Vaterland,
Den feſten deutſchen Heldengang! —
Es kann Dir keine Modezunft
Die angeſtammten Güter rauben,
Die Treue nicht und nicht den Glauben
Und nicht die Tiefe der Vernunft.
Die führen uns und Gottes Leitung —
Nicht modiſch-fremder Wankelſinn —
Zu ſittlich-innrer Weiterſchreitung,
Zu Gleichheit und zu Freiheit hin.

Ludwig Robert.

Briefe aus Griechenland.

Von Thierſch.

Syra, den 31ten Januar.

Ich bin den 25ten Januar mit einer Feluke von Mykenä nach Syra unter Segel gegangen. Am Morgen nach unſerer Abfahrt waren wir auf der Höhe von Spezia und kamen den Tag über bei wenig günſtigem Winde nur in die Nähe von Hydra. In tiefer Dunkelheit und unter beginnendem Regen lief das Fahrzeug in einem kleinen, aber guten Hafen der Inſel Tholo, ſüdlich von Hydra, ein, in welchem ſchon mehrere andere Barken ihr Nachtquartier vor uns bezogen hatten. Am Morgen wurde am Strande erſt Kaffee gekocht, ein Vorrath von guten Fiſchen, Kartoffeln und Eyern geröſtet, ehe die Fahrt weiter ging, welche etwas langwierig zu werden drohte. Der Tag brachte uns an Hydra vorüber, und die folgende Nacht auf die Höhe von Thermia. Die Witterung war wieder hell und ausnehmend mild, ein wahrer erquickender Sommertag, der Wind von Weſten günſtig, aber ſo ſchwach, daß der Steuermann und die Geſellſchaft viele Seufzer und Gebete an die Panagia und den heiligen Nikolaus ſchickten, daß ſie doch etwas ſtärker möchten blaſen laſſen. Mein Junge ſammelte zugleich in ſeiner rothen Mütze von der nicht eben wohlhabenden Geſellſchaft aus Kypros, Mitylene, Salona, Janina (auch ein Türke war darunter) Beiträge zu einer Litaney, die man dem Heiligen in Syra wollte ſingen laſſen. Wir ſahen in einem ſchönen Amphitheater Aegina, Zia, Thermia und

Digitized by Google

weiter gegen Süden Milos und Seriphos um uns ausgebreitet, und kamen dem Kanale von Zia und Thermia ziemlich nahe.

Die Nacht über war es fast ganz windstill, aber den folgenden Tag fing der West stärker an zu blasen, und wir gingen nun in rascherem Laufe durch den Kanal zwischen beiden Inseln in einen Kreis anderer ein, die sich sofort um uns her ausbreiteten, die jezt beschneiten Gipfel des Karistos zur Linken, an welchen Andros und Tinos sich in langem Zuge anschlossen, während weiter gegen Südost die Berge von Paros und Naxos verdufteten. Syra, das Ziel unserer Reise, lag im Bogen jener schönen Eilande uns näher, und wir kamen den Abend um zehn Uhr glücklich im Hafen dieser blühendsten Stadt von Griechenland an.

Am Morgen, da auf dem Zollamte die Papiere untersucht waren, hatten wir Muße, den Hafen, der von den Schiffen fast angefüllt war, die ganz neue und meist saubere, zum Theil mit schönen, aber leicht gebauten Häusern geschmückte Stadt und das rege Leben am Molo zu sehen, und gleichwohl ist Syra in Folge der Unruhen, welche den Handel lähmen, jezt nur ein Schatten seiner frühern Thätigkeit; so ist der Ertrag des Zolls von monatlich 20,000 Thaler auf 4000 herabgesunken. Mit einiger Mühe fand ich mit meinem Diener ein leeres Zimmer, das von einigen Freunden bald mit den nöthigen Bedürfnissen versorgt wurde. Denselben Tag, als ich meine Briefe abgegeben, wurden mir vier in den Häusern angesehener Kaufleute und von Dr. Apostolides, dem Bruder des Hrn. Archimandriten in München, angeboten. Doch zog ich vor, in dem gemietheten zu bleiben, der Ruhe und Unabhängigkeit wegen, zumal Theodoros Brisalchi (dieß ist der Name meines jungen Thebaners) alles bald sehr gut in Ordnung gebracht hatte.

Ich habe hier dieselbe Aufnahme, wie überall, gefunden, voll Herzlichkeit, wie ein alter und bewährter Freund des Hauses. Gleich den Nachmittag ging ich, den Konteadmiral Kanaris auf seinem Schiffe zu besuchen, das hier in Station liegt; ein kleiner, gutmüthiger, aber unbedeutender Mann, mit eingedrücktem Gesichte und der schlichten Kleidung eines Seemannes. Auch hier herzlicher Empfang und Uebereinstimmung mit dem allgemeinen Wunsche, daß doch ein Sohn des Königs von Baiern zum Könige von Griechenland möchte bestimmt werden. Ich war den ersten Mittag beim Bruder des Herrn Sculudi zu Tische gewesen; heute bei Herrn Rallis, den wir von München kennen; Einladungen, mehr als mir lieb, sind schon für die folgenden Tage angenommen. Ich werde hier, als an einem Hauptsitze des griechischen Verkehrs, etwas länger verweilen, auch um einen Engländer, Roß, aus Nauplia zu erwarten, mit dem ich dann einen hydriotischen Krit miethen und die Inseln bis an die Küsten von Asien bereisen werde. Syra zählt etwa 30,000 Einwohner; Ueberreste der Bevölkerung von Chios, Psara, auch viele Familien aus Kandia. Smyrna; es würde ohne den unvernünftigen Zoll von 12 pCt. der Hauptstappelplatz der Levante werden und seinen Handel, wie den Ertrag der Zölle, bei ihrer Herabsetzung auf 2 — 3 pCt. verdoppeln. Erst hier lerne ich die eigene Natur und Quelle des griechischen Handels kennen, der, gehörig geleitet, sich bald über jeden andern in der Levante emporschwingen würde. Welch eine Aufgabe, dieses Volk zu regieren! Wie leicht die Mittel, wie sicher der Erfolg! Alles, Handel, Kauffahrteiflotten, Krankenhäuser, Quarantäneanstalten, Molos, entsteht hier wie von selbst unter einem ordnungsliebenden, klugen und sparsamen Volke, und trotz dieses Gemisches aus allen griechischen Stämmen ist eine solche Sicherheit, daß, obwohl die Magazine fast nicht verschlossen sind, doch nie auch nur ein einziger Diebstahl vorgekommen ist. Die Capodistriasche Verwaltung hat auch hier ihr Siegel aufgedrückt. Zweimal sind die ruhigen und sogar großentheils furchtsamen Insulaner durch die thörichtsten Maßregeln des Unrechts und der Gewalt in Harnisch und gegen ihn in Aufstand gerathen, und auch jezt ist die Mißachtung und Abneigung gegen die Regierung, wie billig, fast allgemein, da ein längerer Bestand derselben wie Griechenland, so auch diese Stadt dem Untergange entgegen führen würde.

An Alterthümern habe ich außer einem Theile der schönen alten Burgmauer, der sich zufällig, weil man ihn in die neuen Häuser eingeschlossen, in der allgemeinen Zerstörung alter Mauern in dieser jüngsten Zeit erhalten hat, nichts gefunden. Die Insel selbst ist beinahe nur Fels, doch trägt dieser auch in seinem sparsamen Kies und Schutte vortrefflichen Wein und Oel; zunächst um die Stadt ist alles kahl und öde, nur in einem Grunde hinter ihr einiges Grün. Die Berge bestehen aus Gemeng von Schiefer und Quarz. Auf einem der Hügel sind ganze Lager des schönsten und reichsten Eisensteins.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten

London, März.

(Fortsetzung.)

Carlyles Weltansichten.

Auf diesem Wege kommen Carlyles Ansichten wenigstens in viele Hände, und obgleich sie häufig, im Einzelnen, wie im Ganzen, als ein Buch mit sieben Siegeln erscheinen und selbst denkende Köpfe sich über seine Gedrängtheit beklagen, so fällt doch nicht die ganze Saat auf unfruchtbares Land; manche Geister unter uns seufzen nach etwas Besserem, als der trockenen Philosophie eines Locke oder Malthus, und die Zeit ist gewiß nicht mehr ferne, wo man auch in dem intel-

Digitized by Google

lectuellen England dem Gemüthe sein Recht wird widerfahren lassen. Das Lezte, was aus Carlyles Feder erschienen, ist ein Aufsaz unter dem Titel: Caracteristics, in dem lezten Stück des Edinburger Review, wozu Hopes Werk über den Ursprung und die Aussichten des Menschen und F. Schlegels Vorlesungen über die Philosophie der Sprache und des Wortes Veranlassung gegeben haben. Sein Thema ist der ärztliche Aphorismus: der Gesunde weiß nichts von seiner Gesundheit, sondern nur der Kranke, was er denn auf den sittlichen Zustand des Menschen, so wie auf den gesellschaftlichen der Nationen anwendet, kurz, er ist, wie der Leser leicht sieht, ein Mystiker. „Der vollkommenste Zustand des Menschen," sagt er, „in dem er allein als gesund erscheint, ist, wenn er, glaubend und hoffend, seine Pflicht erfüllt, ohne zu fragen, wie und warum; der Zustand der Krankheit dagegen, wenn er über sich und seine Verhältnisse in und zu der Welt nachgrübelt, und statt zu wirken, Systeme baut. Alles Edle und Große geschieht bewußtlos und in der Stille; was sich laut ankündigt, ist gehaltlos und geht schnell vorüber." Unsere Zeit erscheint ihm demnach nothwendig als eine kranke und unser Thun und Treiben darin von wenig Werth; indessen ahnt er eine nahe Wiedergeburt, die den Menschen noch einmal mit sich selbst versöhnen soll. Von den äußern Uebeln, an denen die Welt jezt leidet, sagt er unter Anderm: „Der Reichthum hat sich in Massen angehäuft, und gegenüber, streng geschieden, liegt die Armuth, auch in allzugroßen Haufen, gleichsam zwei Kräfte an entgegengesezten Polen. Die Götter dieser Unterwelt sitzen hoch auf glänzenden Thronen, weniger glücklich als die Götter Epicurs, aber eben so träge und ohnmächtig, während das grenzenlose menschliche Gewühl sich in Unwissenheit und Hunger, und in finsterer Wuth zu ihren Füßen tummelt. Eiserne Landstraßen mit ihren vom Feuer bestügelten Wagen vereinigen alle Enden des Landes; Häfen und Dämme und zahllose Flotten machen das Meer zu unserm gehorsamen Lastträger; tausend Arme, von Fleisch wie von Metall, mühen sich siegreich, vom Gipfel des Berges bis in die Tiefen des Schachts und die Klüfte des Meers, rastlos, ohne Unterlaß in dem Dienste des Menschen, und doch hat der Mensch nichts davon. Er hat diesen Planeten, seine Wohnung und sein Erbe, sich unterthan gemacht, aber sein Sieg bringt ihm keine Früchte. Entsezliches Schauspiel! im Zeitalter der höchsten Kultur kämpfen neun Zehntheile der Menschen auf der niedrigsten Stufe des wilden, ja fast des thierischen Lebens, kämpfen — mit dem Hunger! Länder sind reich, blühen in beispiellosem Wohlstande, aber die Menschen in diesen Ländern sind ärmer als je an innerer und äußerer Nahrung, an Glauben, an Erkenntniß, an Geld, an Brod." Er meint, zur Zeit, wo der Mensch mehr gehandelt als untersucht habe (also nicht nur im Mittelalter, sondern auch in den griechischen, römischen und jüdischen Heldenzeiten), sey er besser und glücklicher gewesen, so wenig er verkenne, daß es auch damals zu tragen und zu kämpfen gegeben; aber damals habe der Mensch doch den Glauben gehabt, als Waffe gegen das Uebel. Das Elend liege eigentlich darin, daß die Last geblieben, die Kraft, sie zu tragen, verloren sey, daß der Schmerz sich nicht durch freies Streben Luft schaffen könne, daß wir die Arbeit haben, es uns aber an Lust dazu fehle. „Der Glaube stärkt uns für alles Mühen und Dulden; mit dem Glauben vermögen wir Alles und dürfen wir Alles, und das Leben selbst ist tausendmal dafür geopfert worden. Das ist am Ende der Jammer des jezigen Menschen, daß er sich von den Rädern des Jaggernautwagens gequetscht fühlt, und doch weiß, daß Jaggernaut kein Gott, sondern ein todter Götze ist."

(Der Beschluß folgt.)

Neuyork, Ende Februars.

Der neue Cagliostro. (Offenbacher Prozl.)

Das deutsche Publikum wird sich noch eines gewissen räthselhaften Individuums erinnern, welches in Offenbach unter dem Namen eines Barons Proli lebte, von Seiten der darmstädtischen Regierung unvermuthet aufgehoben und in eine Untersuchung verwickelt wurde, von deren Resultate, wie ich mich erinnere, wenig mehr ins Publikum kam, als daß dieser Proli mit vieler Auszeichnung behandelt und ende sich wieder freigegeben worden sey. Die lezte, zur Publizität gelangte Nachricht über denselben berichtete den Verkauf seines Hauses, wobei er großen Verlust erlitten haben soll, und seine Abreise von Offenbach mit einem Gefolge von etwa vierzig Personen beiderlei Geschlechts, die sich seine Anhänger nennen, nach Bremen, wo er sich im Monate Juni des vorigen Jahres auf dem Schiffe Juno, Kapitän Sengstake, einschiffte. Das ehrfurchtsvolle, furchtsame und geheimnißvolle Verhältniß, in welchem seine Anhänger zu ihm zu stehen schienen, fiel schon in Bremen, wie uns versichert wird, um so mehr auf, als sein Aeußeres durchaus nichts Ehrfurchtgebietendes zeigt, und er nichts weniger als geschaffen scheint, Menschen von einiger Vernunft zu beherrschen. In seinen Reden war wenig Zusammenhang, wohl aber viel Dünkel zu bemerken. Unter anderm soll er vielfach geäußert haben, er wolle in das Land sich begeben, „wo religiöse und sinnliche Freiheit herrsche." War diese Aeußerung nicht sogleich zu verstehen, so ward sie denen klar, die Gelegenheit hatten, in dem beengten Raume des Schiffes das Treiben dieses lokkern, heuchlerischen, betrügerischen und betrogenen Völkchens zu beobachten, und das Resultat war, daß dieser Baron Proli, der hier den Namen Graf Leon annahm, und dem von seinen Anhängern auf geheimnißvolle Weise ein noch höherer Rang zugeschrieben wird, so daß einige ihn für den Fürsten Hohenlohe halten, ein grober Betrüger ist, welcher seine Anhänger an dem Gängelbande roher Sinnlichkeit führt. Diese großentheils abgelebten Wüstlinge und verschrobenen, halb verrückten Romanheldinnen betügen und betrügen sich wieder unter sich selbst mit beispielloser Unverschämtheit und Leichtgläubigkeit. Es schien deutlich, daß besagter Baron Proli seinen Aufwand in Offenbach, wenn auch nicht Anfangs, doch wenigstens in der lezten Zeit nur mit dem Vermögen seiner Anhänger, die es ihm als Gemeingut anvertraut hatten, bestritt. Seinen Entschluß, Europa zu verlassen, mag weit weniger die Behandlung, die ihm von der darmstädtischen Regierung zu Theil ward, wie er und seine Anhänger vorgaben, veranlaßt haben, als der Umstand, daß die Mittel im gemeinschaftlichen Topfe, in welchem der neue Cagliostro die Gelder unter gewissen Ceremonien sammelte und untereinander rührte, und die nach seiner Angabe unberührt bleiben sollten, wohl sehr geschwunden seyn mochten und keine neuen, goldbefiederten Gimpel an der Leimruthe der religiösen und sinnlichen Freiheit hängen bleiben wollten. Nicht im Stande, den gewohnten Aufwand auf dem vorigen Schauplaze noch lange fortzusezen, mochte er wohl für das Beste gehalten haben, sich noch mit Ehren zu entfernen und in ein Land sich zu begeben, wo er wohl hoffen konnte, Leute zu finden, die an seine Lockspeise besser gewöhnt wären, und seine alten Anhänger, so weit entfernt vom Vaterlande, noch inniger an sich zu fesseln. Diese festern Bande wurden bereits auf dem Schiffe geschlungen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 84.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 7. April 1832.

Selbst Philomele, die Liedergöttin,
Muß deinem langen Gesange weichen.

Herder.

Scenen aus dem Leben nordamerikanischer Vögel.

Die folgenden Skizzen sind zusammengezogen aus den Nachrichten der amerikanischen Ornithologen Audubon, der, von Geburt ein Franzose, blos aus leidenschaftlicher Vorliebe für die Naturgeschichte ein lange Reihe von Jahren in Louisiana, Kentuky, Karolina, Pennsylvanien und andern Provinzen von Nordamerika, auch an den Ufern der Missisippi, Ohio, Hudson, u. s. w. verlebt, die einsamen amerikanischen Wälder zu seinem Arbeitszimmer gemacht, jene weiten, mit wilden Thieren bevölkerten Einöden bald allein, bald in Begleitung von Frau und Kindern, nach allen Richtungen durchwandert und darum auch zulezt seinen ursprünglichen Namen aufgegeben und den des „amerikanischen Waldmannes“ (American Woodsman) angenommen hat. Jezt hält er sich seit mehreren Jahren zu Edinburg auf, beschäftigt mit der Herausgabe eines Werkes über die Ornithologie von Amerika. Dieses Werk, das unter der Aegide begüterter und großmüthiger Beförderer gemeinnüziger Unternehmungen, wie sie außer Großbritannien kaum ein anderes Land aufweist, wirklich begonnen hat und mit Thätigkeit fortgesezt wird, ist sicher das Erstaunlichste, was Presse und Grabstichel in dieser Art jemals zu Tage gefördert haben. Das Ganze soll aus 400 Kupfertafeln, in doppelt Royalfolio-Format bestehen und 2000 kolorirte Abbildungen liefern. Jede Vögelart, selbst den indianischen Truthahn und die größten Adlerarten nicht ausgenommen, findet sich in ihrer natürlichen Größe dargestellt, und diese Riesen unter den Bewohnern der Lüfte sind es, nach welchen sich das Format der Kupfertafeln des ganzen Werkes regulirt hat. Bei den kleinern Vögeln ist der übrige Raum auf eine eben so anziehende als lehrreiche Weise ausgefüllt. Auf solchen Kupfertafeln erblickt man, neben dem Männchen und Weibchen, auch den jungen Vogel, ferner die Pflanzen, welche die Lieblingsnahrung der Art ausmachen, die Insekten, denen sie feindselig ist u. s. w. So liefert z. B. die Kupfertafel, welche die Kirschdrossel von Baltimore darstellt, zugleich auch eine schöne Abbildung des Tulpenbaumes, dieses Stolzes der amerikanischen Wälder. Auf andern Blättern erblickt man, in eben so geschmackvolle als belehrende Gruppen zusammengestellt, zierliche Lianen und auf den Blumen Kolibris und Fliegenvögel. Der Text liefert weder frostige Analysen noch hochtrabende Beschreibungen, sondern die romantische Geschichte jener geflügelten Völkerschaften, welche der amerikanische Waldmann in ihren geheimsten Asylen belauscht hat, und die man durch das, was er von ihnen erzählt, eigentlich liebgewinnt. Die Geschichte seiner Lieblingsgeschöpfe verschlingt er mit der Erzählung seiner Schicksale und macht den Leser zum Zeugen seiner eigenen Abentheuer. Man durchwandert mit ihm die weiten Landschaften von Amerika und verfolgt an seiner Seite den Lauf jener gigantischen, alle Flüsse des Festlandes in ihre Unermeßlichkeit verschlingenden und in einer Masse dem Ocean zutragenden Ströme.

Digitized by Google

Der Spottvogel.

Der Europäer, der früher die Nachtigall beherzt und bewundert hat, wie sie, geduckt in den Schatten des Eichbaumes, ihre nächtliche Hymne anstimmt, kommt von seiner Bewunderung gänzlich zurück, wenn er den ausschließlich in Amerika wohnenden Spottvogel hört, wenn die Töne seines Liebesgesanges aus dem Laube der Magnesie von Louisiana mit dem gewaltigen Stamme und der ungeheuern, sich nimmer entblätternden Krone dringen. In diesen Revieren sieht man Weinranken und den indischen Jasmin, in einander verschlungen, sich um kräftige Baumstämme winden, sie überragen, krönen und in Gewinden niederfallen; balsamische Wohlgerüche erfüllen die Luft. Ueberall Blumen, reifender Wein, hochrothe Doldentrauben, ein lauer, berauschender Dunstkreis; es ist, als hätte die Natur, gedrückt von der Last ihrer Schätze, einmal Halt gemacht, um dieselben aus ihrem Schooße über dieses gesegnete Land auszuschütten. Blickt der Wanderer nach oben, so sieht er auf einem Baumaste den weiblichen Spottvogel ruhen. Um ihn schweift, leicht wie ein Schmetterling, in schnellem Fluge das Männchen, schwebt auf- und abwärts und wieder aufwärts, die feurigen Augen ohne Unterlaß auf das Weibchen geheftet und den Gegenstand seiner Liebe mit dem Kopfe begrüßend. So oft er sich gen Himmel emporschwingt, beginnt er seine Freudenhymne von Neuem. Kein Vogelgesang in der Welt ist melodischer und brillanter zugleich, als dieser. Der Spottvogel beginnt nicht, gleich der Nachtigall, mit langen melancholischen Seufzern, vielmehr intonirt er mit Leidenschaft und Kraft, und modulirt und vervielfältigt dann im Verfolge sein Lied mit unglaublicher Kunst, indem er sich bemüht, Nachahmungen der sanftesten Naturtöne, des Rauschens der Blätter, des Gesanges des Hänflings, des Rieselns der Bäche, mit seiner eigenen musikalischen Komposition zu verschmelzen. Es ist aber dieser im Fluge ausgeführte Gesang nur erst ein Vorspiel. Wenn er sich endlich auf den Zweig, der seine Gefährtin trägt, niedergelassen hat, werden seine Töne zwar weniger brillant, aber markiger, gewählter. Bald verläßt er seinen Standort wieder, schwebt von neuem bald hinab, bald hinauf, sieht sich rings um, als wollte er sich versichern, daß seine Ruhe durch kein feindseliges Wesen bedroht sey, schlägt mit den Flügeln, und seine abgemessenen Bewegungen in der Luft gleichen einem lustigen Tanze. Endlich pflanzt er sich wieder neben das Weibchen hin und gibt ihm als Schlußstück des großen Konzerts eine ganz vortreffliche Parodie der Melodien, der Mundarten, des Schreiens und Pfeifens aller andern Vogelgeschlechter. Da glaubt man den Hänfling, das Rebhuhn und die Eule zu hören, dann wieder das Schnattern der Ente und das Glucksen der Henne. Endlich gebietet eine Art von Seufzer, ein trauriger, halb erstickter Ton, der sich aus der Kehle des Weibchens vernehmen läßt, dem Spottvogel Stillschweigen und lockt ihn näher zu der Gefährtin hin. Nun sind sie ein Paar, durchflattern als solches gemeinschaftlich die Luft und denken darauf, sich häuslich niederzulassen. Gewöhnlich wählen sie ihren Aufenthalt in der Nähe eines bewohnten Hauses. Sie wissen, daß dieß dem Hausmann Vergnügen macht, und kein Vogel ist weniger scheu, als der Spottvogel. Bald haben der Feigen-, Orangen- und Birnbaum die zu Erbauung der Nester erforderlichen Materialien geliefert, und das mit dürren Zweigen, Blättern, Flachs, Baumwolle ausgelegte kleine Gebäude ist an einer Stelle, wo zwei Aeste gabelförmig aus einander laufen, bald fertig. Fünf Eier werden in das weiche Lager niedergelegt, und dem Männchen bleibt kein anderes Geschäft, als zu singen, für die Sicherheit der Seinigen zu sorgen, und darum die Schlangen, Katzen und Raubvögel von seiner kleinen Besitzung fern zu halten. So vergehen vierzehn Tage; dann fliegt die junge Brut aus, scheidet von den Eltern und sorgt selbst für ihr Fortkommen.

Briefe aus Griechenland.

Von Thiersch.

(Fortsetzung.)

Auf einem heitern konischen Berge erhebt sich die alte Stadt, von der neuen durch freies Feld und den unten leer gebliebenen Raum des Berges, noch mehr durch Sitte und Neigungen getrennt. Sie ist ganz von Griechen des lateinischen Ritus bewohnt, hat ihren eigenen Bischof, ihre abgesonderte Verwaltung, und die während der Revolution hier unten an ihrem Ufer und Hafen zusammenströmenden Ansiedler waren bei der Abneigung der Lateiner gegen sie genöthigt, sich zum Theil mit Gewalt in den Besitz des Bodens zu setzen, den sie mit der neuen Stadt bedeckten, und die widerstrebenden Insaßen, denen dieses Gebiet übrigens zu nichts diente, mit Flintenschüssen in ihre Burg zurückzuweisen. Jetzt hat sich das ausgeglichen. Die Hauseigenthümer haben den Grundeigenthümern den Boden entweder abgekauft, oder verzinsen ihn, und die Ländereien sind so im Werthe gestiegen, daß auf einmal die ehedem ganz verarmten Lateiner durch die Industrie ihrer neuen Insaßen fast ohne Ausnahme wohlhabend und reich, dadurch aber mit ganz andern Gesinnungen gegen sie erfüllt worden sind. Das Innere der Stadt ist auch hier, gegen die Hitze des Sommers und um den Raum zu sparen, so eng, daß in keiner Straße auch nur ein Karren fahren könnte. Die Waaren werden von dem Ufer in die nahen Magazine auf den Schultern getragen.

Die Einwohner haben in ihren Manieren viel Euro-

Digitized by Google

päisches; die meisten sind Kaufleute und in Europa gewesen, nicht ohne eine sogar umfassende Bildung, klug und unternehmend zugleich, und sehnen sich mit wahrem Verlangen nach einer Regierung, die Vertrauen verdient und Bestand hat. Daß sie noch keine hellenische Schule außer der mit wechselseitigem Unterricht haben, ist Schuld der Regierung. Sie hatten 50,000 Piaster zu diesem Zwecke durch freiwillige Beiträge beisammen, wollten durch eine Handelssteuer jährlich die nöthige Summe in einem Maaße aufbringen, daß sie die besten Lehrer berufen und würdig belohnen könnten, für Häuser, Apparate, Bibliotheken sorgen, fanden aber bei dem Präsidenten, der äußerlich sich zufrieden zeigte, im Grunde aber keine Schule, außer den des wechselseitigen Unterrichtes, wollte, so viel Schwierigkeiten, Förmlichkeiten und Klauseln, daß sie am Ende es ganz aufgaben. Auf gleiche Weise hat er die Schulen in Livadien und anderwärts hintertrieben, und den Einwohnern von Argos die Gemeindekapitalien, welche sie dazu bestimmten, unter dem Vorwande, sie verzinsen zu wollen, in den öffentlichen Schatz gezogen, in dem sie mit den Zinsen versiegt, oder vielmehr an seine Kundschafter und Werkzeuge verschleudert worden sind. Die Aeußerung, die ich neulich in einem europäischen Blatte von ihm in Beziehung auf Reichthum gelesen habe, ist vollkommen beglaubigt, aber nur halb. „Schon jezt, sagte er, wo sie arm und unwissend sind, machen sie mir so viel zu schaffen; was soll es mit diesen Menschen erst werden, wenn sie reich und unterrichtet sind?“ Armuth und Unwissenheit, πτωχεία καὶ ἀμαθία war das Erbtheil, das er Griechenland zugedacht hatte, nämlich ein solches bescheidenes Maaß von Besitz und Kenntniß, daß an eine Selbstständigkeit nicht zu denken war, und er hat sein Prinzip mit eiserner Stirn bekannt und mit eiserner Faust durchgeführt. Ich las neulich die Artikel des guten Eynard über die vortrefflichen Anstalten für Ackerbau, Wohlthätigkeit, Verkehr und Unterricht, die er in Griechenland zurückgelassen. Eynard ist durch die guten Seiten des Mannes gleich mir getäuscht worden; in Griechenland selbst Augen- und Ohrenzeuge dieser heillosen Wirthschaft, würde auch er mit Schrecken aus seinem Traume erwacht seyn, denn alle jene Anstalten sind nichtig und Trug. Die Straße, deren er gedenkt, geht nicht bis Argos, sondern bis nach der Meierei des Präsidenten, dreiviertel Stunden von Nauplia, und er war gewohnt, täglich Abends dahin zu fahren. Das Waisenhaus ist ein Aergerniß in Anlage und Verwaltung, und ein Gräuel des innern Verderbens; die sogenannte Centralschule in Aegina hat drei Lehrer, zwei der griechischen Sprache, die Grammatik treiben und mit ihren Schülern noch nicht zur Lesung der Dichter durchgedrungen sind, und einen der Mathematik, der Arithmetik und etwas Geometrie weiß. Das Studium der französischen Sprache, welches jungen Leuten doch den Zugang zu einer neuen Literatur geöffnet hätte, ist von seinem Bruder, der in den Fußstapfen des Vorgängers wandelt, abgestellt worden, und die Schule zeigt in ihrer kurzen und bettelhaften Existenz das in der Geschichte der Bildung einzige Phänomen, daß die auf ihren ersten Ruf aus allen Theilen von Griechenland zusammenströmende, talentreiche und lernbegierige Jugend sich förmlich gegen die Behörde durch feierliche Eide vor dem Altare der Panagia verschworen, weil man ihr die Mittel des Unterrichts verweigerte. Sie gaben sich sämmtlich die Zusicherung, die Schule nicht eher wieder zu betreten, bis man die nöthigen Lehrer angestellt und ihnen einen zweckmäßigen Unterricht zu geben entschlossen wäre, und lieber in ihre Heimath umzukehren. Nur mit Mühe, durch schlechte Künste, durch Einkerkerung, Verfolgung und Schrecken gelang es, einen Theil derselben von ihrem Entschlusse abzubringen, und dadurch, daß man damals den Lehrer des Mathematischen und des Französischen anstellte. Doch ich kann in diesem Thema nicht fortfahren, ohne mit steigendem Unwillen erfüllt zu werden; ich will mir den schönen Frühlingstag nicht verderben, der eben mit einem goldstrahlenden Morgen über das schimmernde Meer in mein Fenster hereinleuchtet, und lieber zu Gott beten, daß er dieses gute, willige, mäßige, talentvolle Volk und dieses schönste aller Länder, welche seine Sonne bescheint, durch eine väterliche, verständige Regierung beglücken und einer bessern Zukunft entgegenführen möge.

Korrespondenz-Nachrichten.

Neuyork, Ende Februars.

(Beschluß.)

Der neue Cagliostro. (Offenbacher Prod.)

Mit dem weiblichen Theile der ganzen Gesellschaft schien dieser Betrüger in noch näherer Verbindung zu stehen. Zwei Heirathen wurden zur See geschlossen; eine zwischen ihm und einer Demoiselle H., welche in Frankfurt ihrer Schönheit wegen bekannt war, und auf seine Veranlassung wurde unvermuthet die Verlobung eines andern Paars proklamirt, welches vorher immer nur starke gegenseitige Abneigung gezeigt hatte. Das Brautpaar war ein vor seiner Abreise neu geworbenes Individuum, Namens K., der sich im Großherzogthum Hessen eine Zeit lang als nicht anerkannter amerikanischer Konsul umhergetrieben hatte, und eine frühere Anhängerin Sr. Durchlaucht, Demoiselle Z. aus Frankfurt. Eine andere Schülerin dieses neuen Heilandes starb unterwegs an Lungenkrankheit und nervösen Zufällen, an welchen letztern sämmtliche Glieder mehr oder weniger zu leiden schienen oder scheinen wollten, so daß sogar obenbesagter K., ein baumstarker Mann, nervös seyn wollte. Auch ein Schisma bildete sich auf dem Schiffe, indem mehrere der jungen Männer mit dem Oberhaupte unzufrieden waren und ihre Absicht

laut werden ließen, sich in Neuyork von ihm zu trennen und ihr ihm anvertraut s Vermögen zurückzufordern. Sie erhielten aber in Neuyork jeder 8 Thaler, um sich während ihres dreitägigen Aufenthalts Vergnügen zu machen, und schienen wieder befriedigt. Der Bräutigam K. hingegen, welchem die Leitung der Reise und anderer Angelegenheiten übertragen war, erhielt eine kostbare Ausstattung und führte nach drei Tagen die ganze Gesellschaft weiter nach Albany, wo Se. Durchlaucht 100 Thaler an die dortige Gesellschaft zur Unterstützung armer Deutschen und noch einige andere Summen zu wohlthätigen Zwecken gab, und von da ging der Weg ins Innere des Landes, zum Sitze der bekannten religiösen Sekte des würtembergischen Bauers Rapp, da, wo die Staaten Neuyork, Ohio, Pennsylvanien und Illinois zusammenstoßen. Hier kaufte sich die Gesellschaft einige Güter, wahrscheinlich vom Reste des herübergebrachten Vermögens, das, wie hier verlautet, nur aus 12.000 Thalern bestand. Beide Sektenhäupter sind bereits in einige Collision gerathen, und ein amerikanisches Blatt, der **Beaver Republican**, berichtet Folgendes unter dem 15. Januar: „Graf **Leon** und **Rapp**. Diese hohen Personen sind in kurzer Zeit in Streit gerathen. Es scheint, der Graf hat eine neue Konstitution eingeführt, welche allen Gliedern der Gesellschaft, die sie unterzeichnen und Rapp verlassen, das Privilegium ertheilt, sich zu verheirathen. In Folge dieses unterzeichneten an hundert junge Männer aus Rapp's Gesellschaft sogleich die Konstitution des Grafen und marschirten letzten Donnerstag durch die Straßen von Economy,*) geführt von einem Offizianten des Grafen (K.). Die Zeit muß entscheiden, wie sich die Verhältnisse entwickeln werden. Wir hoffen, in wenig Wochen mehr darüber berichten zu können."

Ich werde nicht ermangeln, dem deutschen Publikum den Verlauf dieses Handels mitzutheilen; ich glaube, dadurch nützlich zu werden, weil die Gesellschaft hier angab, daß noch manche Anhänger zurück seyen und in diesem Jahre nachkommen werden; von diesen, wenn es sich so verhalten sollte, dürfte sich doch Mancher durch meinen Bericht zurückhalten lassen. S.

*) Für die Leser, die noch nicht damit bekannt seyn sollten, bemerke ich noch Folgendes. Economy heißt ein kleiner Flecken, von deutschen Ansiedlern bewohnt, welche eine eigene religiöse Sekte bilden, deren Hauptcharakter große Freiheit des Umgangs zwischen beiden Geschlechtern ist. Ein ehemaliger würtembergischer Unterthan, Rapp, ist das Oberhaupt derselben und führt das ganze Gemeinwesen, das auf dem Grunde vollkommener Gütergemeinschaft beruht. Alle Erzeugnisse des Bodens werden in gemeinschaftliche Lagerhäuser gebracht, und dagegen erhalten alle Glieder ihre Bedürfnisse jeder Art in gleicher Quantität und Qualität von Rapp, der auf dem Wege des Handels die Agrikulturprodukte zu Gelde macht und den wahrscheinlichen Ueberschuß, ohne Rechnung abzulegen, aufbewahrt und zum Theil wieder zum Ankaufe neuer Grundbesitzungen für die Gesellschaft verwendet. In dieser Sekte sind keine festen Heirathen üblich, und durch Einführung derselben, mit Beibehaltung des beliebigen anderweitigen Umgangs, scheint nun der neue Sektirer das Schisma hervorgebracht zu haben.

London, März.

(Beschluß.)

Uebersetzung der Briefe eines Verstorbenen. A. W. Schlegel.

Der Verfasser verzweifelt indessen nicht: er sieht vielmehr nicht nur ein besseres Seyn sich in ferner Zukunft aus dem Wust von Wissenschaft und Spekulation emporringen, er erblickt schon Spuren davon in der jetzigen Zeit, in Deutschland in der höhern Literatur, in Frankreich, wo jugendliche Geister vermessen sagen: „kommt, wir wollen uns eine Religion machen," und in England, dem lieben Altengland, welches immer etwas Apartes haben will, im Geschrei hysterischer Weiber, in Teufelsbannereien und andern Gaben des heil. Geistes. Der ganze Artikel, von dem ich Ihnen hier nur einige Steine als Muster des Baues zugeworfen habe, verdient ins Deutsche übersetzt zu werden, nicht als wenn dergleichen Gedanken und Ansichten für uns Deutsche neu wären, sondern als schlagender Beweis, wie die von unsern Heroen so oft ausgesprochenen Wahrheiten und Träume im stammverwandten, befreundeten England Widerhall finden, wo bisher dergleichen Stimmen sich fast nie erhoben, oder überhört wurden.

Dasselbe Stück der genannten Zeitschrift enthält auch (wie fast alle unsere Zeitschriften) eine Kritik der „Briefe eines Verstorbenen," welche hier von Mrs. Austin, der geistreichen Frau des Professors John Austin, unter dem Titel: **Travels of a German Prince**, so vortrefflich übersetzt worden sind, daß das **Westminster Review** sogar auf den Gedanken verfiel, es sey eigentlich keine Uebersetzung, sondern das Werk eines in Hannover lebenden jungen Irländers. Die Zeitschriften spotten des Prinzen wegen seiner Sentimentalität und des schlechtverhehlten Ahnenstolzes, da er nicht ein Paar Adler über seinen Kopf wegfliegen sehen kann, ohne seines Wappens zu gedenken; alle tadeln seine Geschwätzigkeit, die ihn verleitet, ohne Schonung selbst Personen preiszugeben, welche ihn auf's Gastfreundlichste aufgenommen, so wie seine unnöthigen Ausfälle gegen die Religion des Landes. Auch nimmt man es unserm Goethe übel, daß er, der doch nie selbst in England gewesen, den Prinzen wegen seiner genauen Schilderungen des Landes belobt, da solche doch offenbar häufig irrig und mitunter durch Partheilichkeit entstellt sind. Seine Nachrichten von den höhern Ständen sind wohl im Ganzen richtig, aber von dem Kern der Nation, dem Mittelstand, weiß er nur wenig Wahres. Seine Aufschlüsse über jene aber haben gewiß auf Jahre hinaus vornehmen Reisenden in England das Spiel verdorben.

Gegenwärtig ist A. W. von Schlegel bei uns und findet allenthalben die ehrenvollste Aufnahme. Der Hauptzweck seiner Reise soll die Herausgabe einer Flugschrift über einen Gegenstand der indischen Literatur seyn, welche französisch abgefaßt und in Gestalt eines Briefes an Sir James Mackintosh gerichtet ist; er soll aber noch keinen Verleger gefunden haben, was, besonders in diesem Augenblick, wo Cholera und Politik alle Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, gar kein Wunder ist.

Logogriph.

Mit ff ist's Karrikatur;
Du äffest uns damit, Natur!
Mit ll gibt es Andre nie;
Es ist: Ich, Du, Er, Wir, Ihr, Sie;
Mit mm ein lebend'ger Brunnen,
Aus dem des Lebens viel geronnen;
Jedoch mit r, da rennt herum
Er, du, ich, sie, und weiß nichts drum.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 12.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 85.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 9. April 1832.

Hätte Gott mich anders gewollt,
So hätt' er mich anders gebaut;
Da er mir aber Talent gezollt,
Hat er mir viel vertraut.
Ich brauch' es zur Rechten und Linken,
Weiß nicht, was daraus kommt;
Wenn's nicht mehr frommt,
Wird er schon winken.

Goethe.

Französische Parentation auf Goethe.

Das Journal des Débats begleitet die Nachricht von Goethes Tode mit folgenden Bemerkungen, zu denen jeder Leser seinen eigenen Kommentar machen möge. Wir untersuchen auch nicht, in wieweit der Verfasser, wahrscheinlich Cousin, seine Ideen aus sich selbst oder aus den Reden und Werken unserer modernen poetischen Politiker geschöpft haben mag; wir sind nur neugierig, da jezt der Staar, der nach Börne im Auge der deutschen Nation saß, gestochen ist, ob wir in Zukunft besser, und was wir eigentlich sehen werden.

* * *

Goethe ist todt. Vor zwei Jahren sahen wir ihn noch zu Weimar; da war er vom Alter schon sehr gebeugt; sein Körper und auch sein Geist verriethen die Last der Jahre; die Stirne war noch groß, herrlich, aber das Auge trübe und der Mund sehr eingefallen. In der Unterhaltung zeigte sich noch hin und wieder der große Mann; besonders interessant war er, wenn er von sich selbst sprach, von seinen Werken, namentlich aber von seinen Planen (dergleichen hatte er noch, da er achtzig Jahre und älter war). Er sagte zu mir: zuerst will ich meine Zwischenspiele zu Faust vollenden, dann mache ich mich an dieß oder jenes, und dabei nannte er mir zwei, drei Arbeiten, die er vorhatte. Rührend ist es, einen solchen Greis beständig von der Zukunft sprechen zu hören, als stände noch Leben und Genius ihm zu Gebote! — Weniger Menschen, noch weniger Schriftsteller Leben war glücklicher als Goethes. Seit lange erhob sich keine Stimme in Deutschland, welche ihm seinen Ruhm, sein Supremat streitig gemacht hätte. Er herrschte in friedlicher Majestät über das literarische Deutschland; es wurde ihm nicht anders, als wie einer Gottheit gehuldigt, und er hatte sich ganz freundlich in diese Rolle gefügt. Die stürmischen Leidenschaften der Menschen hielt er sich — als Gott wahrscheinlich — ferne und ließ sie nur insoweit an sich herankommen, als er ihrer bedurfte, um seinen Werken Leben und innere Wärme zu geben. Er war Dichter im vollsten Sinne des Worts, aber ein Dichter, der vollkommen über sich gebietet, und so rührte sein Genius die Schwingen nur, wenn er schrieb. Im Leben, im Umgang war dieser Genius zurückhaltend und gelehrig. Die Begeisterung sparte Goethe zum Schreiben, den Verstand zum Leben in der Welt. Wer wollte ihm Genie absprechen? er gehörte aber nicht zu den Genialen, welche ihr Genius ewig umhertreibt und verzehrt; er war kein J. J. Rousseau, der ein Opfer seiner Einbildungskraft wird, und an dem das heilige Feuer, das er vor der Welt leuchten läßt, innerlich zehrt. Goethe hatte Genie, hatte eine mächtige Einbildungskraft; aber das Geschick gab ihm nicht, wie so Vielen, Unglück und Leiden mit in den Kauf. Er war bewundert und war glücklich, und so lebte er bis an sein Ende. Nichts mahnte ihn an die Abnahme, das gemeine Loos des Alters; keine Lästerung trübte die Majestät des Gottes, der König der

Digitized by Google

Literatur herrschte bis zu seiner lezten Stunde, und Weimar war sein Hof. Man hätte nur hören sollen, mit welcher Hochachtung hier sein Name genannt wurde; sein Haus war eigentlich der Tempel, das Palladium der kleinen Stadt. Weimar ist der lezte Ueberrest der kleinen deutschen Hauptstädte des achtzehnten Jahrhunderts, und es hütete in Goethe, eigentlich religiös sorgsam, auch die lezte Spur des großen Säculums der Literatur. Weimar war für Goethe gemacht, wie das Fußgestell für die Statue; sie konnten gar nicht besser zu einander passen. In Weimar lebten noch die Sitten, die Ideen, der Ton des achtzehnten Jahrhunderts; es war eine Stadt aus einer andern Zeit, und hier lebte auch ein Mann aus einer andern Zeit. Ja, Goethe gehört nicht dem neunzehnten Jahrhundert an, diesem bewegten, leidenschaftlichen Jahrhundert, in dem man sich für Ideen schlägt und dafür stirbt; er ist der Mann des achtzehnten, der Literator im vollen Sinne des Worts, dem Politik ferne liegt, der nach der Sache an sich wenig frägt, dem die Form über Alles geht; er ist der Künstler, in dem das philosophische Element zurücktritt. Er sezt sich nicht, wie Voltaire, zur Aufgabe, einer Idee den Sieg zu verschaffen, er verfolgt kein Ziel im Interesse der Menschheit: Goethe besingt eine Idee so gut als die andere; in seiner Einbildungskraft spiegeln sich, wie von der Fläche eines klaren Sees, alle Wolken ab, die am Horizonte des menschlichen Geistes vorüberziehen, alles, was der Mensch denkt und fühlt. Alterthum und Mittelalter, Freiheit und Gewalt, Glaube und Ironie, Alles ist ja schön, es ist die Welt, und so besingt es denn Goethe in seiner unübertrefflichen Sprache. Er ist groß, er ist allseitig, wie die Welt, allerdings; aber Gott, der die Welt regiert, hat einen Gedanken, der sie zur Einheit macht und einem Ziele entgegenführt; Goethe hat, glauben wir, keinen obersten Gedanken und keinen Zweck. Was hat er wirken wollen? was hat er gewirkt? auf welches Ziel in Kultur und Politik hat er die Literatur seines Vaterlandes gerichtet? Auf keines. Die französische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts hat die Revolution von 1789 hervorgebracht; diese war ihr lezes, ihr schönstes Werk. Zu welchem Ereigniß, zu welchen Institutionen hat wohl die deutsche Literatur den ersten Anstoß gegeben?

Goethe äußerte gegen mich, das Talent, das er für sich in Anspruch nehme, bestehe darin, daß er bei seinen Studien, in seinen Büchern beständig die neue Idee, den neuen Punkt zu suchen und zu finden wisse; es sind dieß seine eigenen Worte. Mit diesem richtigen, geistreichen Urtheil sagte er just, was ich behaupte. Er ist neu in Allem, weil er in Nichts sich zum Voraus entschieden hat; nie gab es wohl einen Kopf, der weniger systematisch, aber auch nie einen, der selbstständiger und vielseitiger gewesen wäre.

Goethes Tod ist nicht blos ein literarisches Ereigniß; er bezeichnet für Deutschland den Schluß eines ganzen Zeitraums und den Beginn eines neuen. Goethe endet mit der literarischen Aera seines Vaterlandes, im Augenblick, wo seine politische beginnt. Die Literatur, welche mit Goethe zu Grabe geht, war das großartige Gebilde des Geistes der Vielseitigkeit und der Vereinzelung, der seit langer Zeit Deutschland vorzüglich charakterisirte und ihm auch seine politische Gestaltung gab. Jezt lebt und webt ein anderer Geist in Deutschland, der Geist der Einheit. Die alte Literatur stirbt mit Goethe, just da dieser neue Geist zur Herrschaft gelangt. Wie in Frankreich schon seit längerer Zeit, so tritt jezt auch in Deutschland die Freiheit der Presse an die Stelle der Literatur; der Gedanke Aller tritt an die Stelle des Gedankens Einzelner. Unter solchen Verhältnissen ist also Goethes Tod gewissermaßen ein politisches Ereigniß; mit ihm schließt sich urkundlich ein Zeitraum, ein neuer hebt an, und das alte Deutschland, das längst in seinen Grundfesten wankt, erleidet dadurch einen neuen Stoß. Goethe todt — damit ist wieder eine seiner Herrlichkeiten dahin, und eine seiner größten.

Scenen aus dem Leben nordamerikanischer Vögel.

Der Adler an den Ufern des Mississippi.

Wenn der Reisende zur Herbstzeit, in den Tagen, wo die Vögel zu Tausenden aus dem Norden entfliehen, um sich mehr der Sonne zu nähern, in seinem Kahne über die Gewässer des Mississippi hingleitet, und an den beiden Ufern des Flusses einander gegenüber zwei Bäume erblickt, deren Wipfel alle übrigen überragen, so schlage er die Augen auf. Auf den Gipfel eines dieser Bäume hat sich der Adler gepflanzt. Sein Auge funkelt in der Augenhöhle und scheint zu brennen, wie Feuer. Er betrachtet aufmerksam die ganze Wasserfläche; auch heftet sich sein Blick öfters auf den Boden; er harrt und beobachtet. Jedes Geräusch, das sich vernehmen läßt, macht ihn aufmerksam. Der Damhirsch, der leise an dem Laubwerk hinstreift, bleibt von ihm nicht unbeachtet. Auf dem Baume gegenüber hat sich der weibliche Adler als Schildwache aufgestellt, und sein in kurzen Zwischenräumen sich wiederholendes Geschrei scheint den Mann zur Geduld zu ermahnen. Dieser erwiedert die Mahnung durch Flügelschlag, durch ein Vorwärtsbeugen des ganzen Körpers und durch ein Gekreische, dessen gellender, schneidender Ton dem Gelächter eines Wahnsinnigen gleicht; dann richtet er sich wieder empor. Unterdessen sieht man alle Arten von Enten, Wasserhühner und Trappgänse in geschlossenen Gliedern die Flucht ergreifen. In Eile trägt der Strom sie von dannen,

Digitized by Google

sie sind aber eine Beute, die der Adler verschmäht, und diese Verachtung rettet sie vom Verderben. Doch jezt bringt ein Ton, den der Wind leise über den Strom herträgt, in die Ohren der Lauschenden. Er klingt dumpf und rauh, wie ein Werkzeug von Kupfer. Es ist dieß der Gesang des Schwans. Das Adlerweibchen benachrichtigt den Mann durch einen aus zwei Noten bestehenden Ruf, und der Adler beginnt am ganzen Leibe zu zittern. Zwei, drei heftige Schnabelhiebe auf sein Gefieder sind die Vorbereitung zu seinem Raubzuge. Mittlerweile kommt der Schwan, gleich einem Fahrzeuge herangerudert, den schneeweißen Hals vorwärts gestreckt, das Auge ängstlich funkelnd. Langsam zieht er, ein dem Tode geweihtes Schlachtopfer, vorwärts. Ein Kriegsgeschrei läßt sich vernehmen, und schnell wie der Blitz verläßt jezt der Adler seine Warte. Der Schwan erblickt seinen Peiniger, senkt seinen Hals, beschreibt einen Halbzirkel und bewegt sich in der Todesangst nach allen Richtungen, um dem Verderben zu entrinnen. Dieß könnte er einzig, wenn es ihm gelingen sollte, unterzutauchen. Der Adler aber ahnet die List und zwingt seine Beute, außer dem Wasser zu bleiben, indem er sich fortwährend unter dem Vogel zu halten weiß und sich in seinen Bauch oder unter seine Flügel einzuhacken droht. Diese sehr gut berechnete Maßregel verfehlt selten ihren Zweck. Der Schwan fängt an kraftlos und müde zu werden, und alle Hoffnung zur Rettung verschwindet. Mit seinen Klauen versezt ihm der Adler einen Schlag unter den Flügel und drängt ihn in schiefer Richtung ans Ufer. Nicht ohne Entsetzen ist man Zeuge von dem durch solche Gewandtheit und List errungenen Siege. Der Adler tanzt nun auf seiem Opfer, hackt seine ehernen Waffen tief in das Herz des sterbenden Schwans ein, schlägt mit den Flügeln und erhebt ein Freudengeheul, indem er seinen Kahlkopf gen Himmel reckt und seine von Stolz flammenden Augen sich blutroth färben. Das Weibchen hat sich jezt ebenfalls herzugemacht; gemeinschaftlich wenden sie den Schwan um, reißen ihm mit dem Schnabel die Brust auf und sättigen sich mit dem hervorquellenden, noch rauchenden Blute.

Der nordamerikanische Grünspecht.

Alle Vögel von Nordamerika sind in ihren Liebesangelegenheiten eifersüchtig. Die einzige Ausnahme macht der goldgeflügelte Grünspecht. Audubon hat für diese schimmernden Edelleute der Wälder, als für die liebenswürdigste, schöner als jede andere gefiederte Vogelart, eine besondere Vorliebe. „Ich habe," erzählt er, „nicht selten ganze Tage in der Gesellschaft dieser kleinen geflügelten Wesen zugebracht; man kann sich nichts Lebendigeres und Lustigeres denken. Wenn sich von den Wipfeln vermoderter Bäume herab die Stimme des Grünspechts vernehmen läßt, so wird sein Ruf von allen seinen Kameraden erwidert. Dann sieht man mehrere, auf ein einziges Weibchen Jagd machende Männchen umher flattern, auf und abschweben und unzählige, seltsame Schwenkungen vornehmen, welche sich vollkommen mit einem komischen Ballette vergleichen lassen. Die Bewerber thun damit der Schönen ihr Verlangen kund, sich ihr angenehm zu machen und sie zu amüsiren. Ganz friedlich und ohne die mindeste Spur von Eifersucht oder Haß streiten sich die schön gefiederten Tänzer um den Preis ihrer muntern Spiele, um die Gefährtin, welche des Siegers Eigenthum werden soll. Von Baum zu Baum, von Gebüsch zu Gebüsch wiederholen sich dieselben Komplimente. Oft sieht man zwölf, dreizehn Tänzer die kleine, noch unentschieden scheinende Kokette umflattern, und jene Spiele dauern fort bis zu dem Augenblicke, wo sie sich für einen der Rivalen entscheidet, was sie dem Begünstigten, indem er bei ihr vorbeipassirt, durch einen Griff mit dem Schnabel zu erkennen gibt. Augenblicklich fliegen dann alle übrigen Brautwerber fort, um eine andere Schöne aufzusuchen, und das Paar bleibt beisammen. Bald handelt es sich um eine bequeme Wohnung für den neuangehenden Haushalt. Gemeinschaftlich gehen sie darauf aus und wählen sich im Walde einen leicht auszuhöhlenden Baumstamm. Wechselweise wird von dem Manne und dem Weibchen durch Hiebe mit dem Schnabel die kleine Höhlung, welche sie beide sammt ihren Jungen aufnehmen soll, hergerichtet. So oft unter den Schnabelhieben des einen von beiden ein Stück Holz davonfliegt, ermangelt das andere nicht, seine Freude darüber durch einen nicht eben lauten, aber gellenden Schrei zu erkennen zu geben. Ist endlich der Bau des Nestes vollendet, so gewährt es ein wahres Vergnügen, zu sehen, wie die zwei Vögel nach allen Richtungen Baum auf und ab klettern, an jedem Aste den Schnabel wetzen, ohne alle Gnade die Rothkehlchen und andere Vögel verjagen und Ausflüge in die Ferne unternehmen, um Ameisen, Larven und Käfer aufzusuchen. Zwei Wochen nur, und es sind sechs weiße und wie Krystall durchsichtige Eyer in das eheliche Asyl niedergelegt. Die Grünspechte brüten in jeder Jahrszeit zweimal, und das fröhliche Geschlecht vermehrt sich in den Wäldern von Amerika auf so ungeheure Weise, daß man keinen Spaziergang machen kann, ohne ihr durchdringendes Geschrei und den Widerhall ihrer in die Baumrinden hackenden Schnäbel zu hören.

Die Eulen der neuen Welt.

In Betreff dieser übelberüchtigten Vogelart finden sich durch die Schilderungen unsers Naturforschers mehrere auf derselben lastende Vorurtheile widerlegt. Man stellt die Eule als einen stupiden, melancholischen, alles

Digitized by Google

Scharfsinns ermangelnden Leichenvogel dar. Man weist ihm auf den Gräbern seinen Platz an und verjagt ihn mit Steinen, wenn er es wagt, sich im Tageslicht zu zeigen. Im gemeinen Leben pflegt man zu sagen: finster wie eine Eule, düster wie eine Eule. Nach Audubons Erzählung ist in Amerika unter den zahlreichen Eulenarten nur eine, die schwarzschnabelige, von melancholischem Temperament; sie verdient aber deshalb keine Verunglimpfung, sondern vielmehr Theilnahme und Mitleiden, indem das arme Thier so gut als blind ist und den Spleen zu seinem Erbtheil erhalten hat. Was aber die ihm verbrüderten Arten betrifft, so hat Shakespeare dieselben ganz richtig bezeichnet, wenn er sie die lustigen Vögel nennt.

„Einmal," erzählte Audubon, „als ich mitten in den Wäldern kampirte, wurde ich zu wiederholten Malen von einer Eule derjenigen Art besucht, welche jenes schallende, langgezogene, so sonderbar klingende Gelächter auszustoßen pflegt. Mein Feuer verscheuchte den Vogel nicht, er näherte sich hüpfend, blickte mich an, wiegte den Kopf rechts und links, und bei seinen sonderbaren eckigen Bewegungen mußte man an jene hölzernen Drathpuppen denken, die mit Kinnlade, Händen und Füßen mancherlei komische Gebehrden machen. Wenn der Himmel sich umwölkte und Regenwetter einzubrechen drohte, so wurden seine Bewegungen noch rascher und mannigfaltiger, seine Halsfedern sträubten sich empor und wickelten den Kopf wie in eine Halskrause. Sein Gelächter wurde gellender als je, und sein Whah! Whah! drang in die verborgensten Winkel des Waldes und erregte die Aufmerksamkeit seiner Kameraden, deren Ruf das Echo zu dem seinigen bildete. Bei diesem unharmonischen Lärm, dieser seltsamen Lustigkeit wurde einem zu Muthe, als werde ein außerordentliches Fest im Reiche der Eulen begangen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Karnevalsfreuden.

Ueber den diesjährigen Karneval hat sich der den Belustigungen hingegebene Theil der Bevölkerung von Paris (und dieser Theil ist wohl der zahlreichste) eben nicht zu beklagen gehabt. An Lustbarkeiten hat es diesmal sicher nicht gefehlt. Von den Tänzen des Corps diplomatique habe ich schon in einem frühern Schreiben Meldung gethan. Seitdem wurde, wie in den vorigen Jahren, ein großer Ball zum Besten der Armen im Opernhause gegeben, und diesmal kostete der Eintritt wiederum ein Goldstück, das heißt 20 Franken. Es gibt aber in Paris der Personen, denen ein Goldstück für einen glänzenden Ball eine Kleinigkeit ist, so viele, daß der Ballsaal ganz voll wurde und die Armen wiederum über 100,000 Franken bekamen. Freilich gibt es auch der Armen eine furchtbare Menge, und jeder hat schwerlich so viel bekommen, als ein Tänzer erlegt hat. Man hatte aber dieses Jahr Ursache, über die Gesellschaft zu klagen, die sich zu dem grossen Balle versammelt hatte. Es fielen einige Unordnungen vor und sie betrug sich nicht so gesittet, wie man es von Leuten, die ein Goldstück am Eingange erlegen, hätte erwarten sollen, zumal da die königliche Familie dem Feste beiwohnte, also mehr Anstand als gewöhnlich verlangt werden konnte. Seit langer Zeit standen die gewöhnlichen Opernbälle nicht in dem besten Rufe. Es pflegten sich auf denselben eine Menge von verdächtigen Mädchen einzufinden, und diese verleideten den ehrbaren Frauen das Vergnügen. Dieselbe Unannehmlichkeit findet übrigens fast auf allen öffentlichen Bällen in Paris statt. Der jetzige Operndirektor Véron, dessen geschickte Leitung ich bereits in meinem vorigen Schreiben Gelegenheit gehabt habe, zu rühmen, hat nun die Opernbälle wieder in Aufnahme bringen wollen, und darum, als ein in Paris probates Mittel, den Eintrittspreis verdoppelt, also von fünf oder sechs Franken auf zehn gesetzt. Der jetzige König hat, als er noch Herzog von Orleans war, sich das Verdienst erworben, die langen Bogengänge des Palais royal von den Abends darin umherwandernden Dirnen zu säubern. Vielleicht wird man einst Doktor Véron nachrühmen können, daß er die Opernbälle von ihnen gesäubert habe, obschon es hier freilich größere Schwierigkeit hat und die Verkleidungen mancher falschen Waare mit durchhelfen. Mehrere andere Theater, als die komische Oper, das Odeon, Porte St. Martin, hatten ebenfalls ihre Bälle, alle mit sehr bunter und gemischter Gesellschaft. Bei dem Restaurateur Lointier, bei dem sich auch bekanntlich ein Theil der Deputirtenkammer an gewissen Tagen zu versammeln pflegt, wurden Bälle zu 20 Franken gegeben, also nur für die Reichen; aber auch hier lief manche zweideutige Schöne mit unter. Bei Hofe ist diesen Winter mehr getanzt worden, als während der ganzen Regierung Ludwigs XVIII. und Karls X., die beide, wie es scheint, dem Tanze nicht hold waren. Was man unter hoffähigen Leuten versteht, ist unter der jetzigen Regierung glücklicherweise unbekannt, und wiewohl es nicht mehr so bunt bei Hofe aussieht, wie im ersten Jahre, so ist doch Niemand, der in der Gesellschaft ein wenig hoch steht, mit seiner Familie von den Lustbarkeiten in den Tuilerien ausgeschlossen. Eine bloße Offiziersstelle bei der Bürgergarde, die doch im Grunde wenig bedeutet, berechtigt dazu. Es wäre auch nicht räthlich für Ludwig Philipp, zu vergessen, daß er ein Bürgerkönig ist und dem Volke, nicht aber seiner Abkunft den Thron verdankt. Am Faschingsdienstage ging ich gerade vor den Tuilerien vorüber, als der burleske Zug des fetten Ochsen im Schloßhofe der königlichen Familie seine Aufwartung machte. Ein Fischweib wollte in den Hof dem Zuge nachdringen; die Schildwache wies sie aber sachte zurück. „Ey, seht doch," rief sie aus, „Ludwig Philipp will die Fischweiber nicht mehr in den Schloßhof hineinlassen! Im August 1830 ließ man uns wohl zu." Die Leute gingen lachend vorüber. Das Weib sagte dies eben nicht erbost, sondern vielmehr in gutem Humor, und was sie sagte, war richtig. So sind aber die Könige; sie vergessen, was sie dem Volke schuldig sind, oder vielmehr ihre Umgebung bringt ihnen die Meinung bei, es sey gefährlich, dem Volke nahe zu bleiben, und allmählig werden sie von demselben entfernt, stehen allein und hören nicht mehr die Stimme der öffentlichen Meinung. Ludwig Philipp hat nun zwar zu viel Verstand, als daß er nicht fühlen sollte, wie wichtig es für ihn ist, die Gewogenheit des Volks, dem er seinen Thron verdankt, zu erhalten zu suchen. Aber seine Nachfolger werden vielleicht thun wie manche andere Königssöhne, wofern sie nicht besonders wohl berathen werden. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 86.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 10. April 1832.

Das Felsenschloß, wohin ich jetzt euch bringe,
Erstrahlt euch bald in wundervollem Licht.

Torquato Tasso.

Die verglasten Burgen in Schottland.

Von Leonhard.

Wenn wir die Aufmerksamkeit der Leser in einigen der frühern Blätter durch das Geschichtliche des Basalts zu fesseln suchten, so glauben wir an dieses die Erzählung von Erscheinungen anreihen zu dürfen, welche bei uns noch wenig bekannt sind, und, obgleich solche schon von mehreren englischen Naturforschern und Reisenden erwähnt wurden, aus deren Berichten auch in deutsche Journale neuerdings hie und da etwas übergegangen ist, doch erst durch eine Vorlesung des Geheimenrath v. Leonhard in der Versammlung der Naturforscher zu Heidelberg i. J. 1829 das allgemeine Interesse weckten. Es sind dieß die verglasten Burgen Schottlands, die rücksichtlich des bei ihnen angewandten Baumaterials, und als bestimmte Artefacte, so viel Aehnliches mit einigen Gebirgsarten haben, welche durch Einwirkungen des vulkanischen Feuers verändert angetroffen werden, daß sie für den Naturforscher als ausgezeichnete Beweise für die Vulkanität, auch abgesehen von ihrem archäologischen Interesse, von höchster Bedeutung erscheinen.

* * *

Schottland, so reich an Sagen und Geschichte, hat unter seinen alterthümlichen Ueberbleibseln Thatsachen aufzuweisen, die in mehrfacher Hinsicht von großem Interesse sind. Wir reden von den Befestigungsarten aus frühester Zeit mit ihrem mehr oder weniger geschmolzenen und verschlackten Mauerwerke: Räume, ihrer Lage nach geeignet zu Vertheidigungsplätzen und geschützt durch einen oder mehrere Steinwälle, welche in höhern und geringern Graden Spuren erlittener Feuereinwirkung zeigen. Die verglasten Burgen — gläserne Schanzen, vitrified Forts, Forts de verre — hatten früher sowohl die Beachtung der Archäologen, als die der Naturforscher rege gemacht, und erst seit etwa fünfzig Jahren wurden dieselben Gegenstände wissenschaftlicher Aufmerksamkeit. Wir überlassen sachkundigen Richtern die Entscheidung der Frage: ob die Werke, durch Anlage und Bauart von kriegerischer Erfahrung zeugend, einem Volke angehören, das minder kunstreich war, als die spätern Römer; ob sie vom alten Stamme der Kaledonier herrühren, oder, was weniger glaubhaft ist, von ihren Ueberwindern, den Dänen. — Für unsere Absicht ist es wichtiger zu wissen: ob die Verglasung Plan, oder Zufall gewesen; ob man schon beim Bau die große Festigkeit der Mauern im Auge hatte und einen besondern Schutz gegen zerstörende atmosphärische Einwirkungen; oder ob die, ursprünglich aus einem Gemenge von Steinen und von Holz erbauten Burgen zufällig, etwa bei feindlichen Angriffen, in Brand geriethen und so die Verglasung hervorgebracht worden. Gegen die Annahme, die Forts seyen bloße Lärm- oder Wachthürme gewesen und die Verglasung sey durch Signalfeuer bewirkt worden, streitet die Lage mancher; so findet man u. a. in den Kyles of Bute ein besonders

Digitized by Google

regelmäßig verglastes Fort nach allen Seiten von hohen Bergen umgeben u. ſ. w. Auch ſind andere Umſtände, von denen ſpäter die Rede ſeyn wird, mit ſolcher Meinung — zuerſt aufgeſtellt von J. Sinclair und weiter ausgeführt durch G. Mackenzie, theilweiſe auch von Hibbert angenommen — im Allgemeinen unverträglich. Nur in einzelnen Fällen kann man jener Vermuthung Raum geben. So liegt z. B. im Kirchſprengel von Anwoth in der Grafſchaft Kirkcudbright auf dem Gipfel eines Berges unfern Caſtle of Cardoneß ein Fort, deſſen Mauerwerk, aus Thonſchiefer aufgeführt, nur theilweiſe und ſehr oberflächlich verglaſt und geſchmolzen erſcheint; möglich, daß hier bloßer Zufall, Feuer zu häuslichen Zwecken angezündet, oder als Signal bei Annäherung von Feinden, die Umwandlung des Geſteins bewirkte.

Dieſe Ueberbleibſel einer Befeſtigungsweiſe, die wohl für eine der älteſten gelten dürfte, welche in Schottland Brauch geweſen, beſtehen, wie ſolches bereits angedeutet worden, im Allgemeinen in einem ſtarken, aus Steinen aufgeführten Wall, der, nach den verſchiedenen Zwecken, einen kleinern oder größern Raum umſchließt. Vermittelſt künſtlicher Gluth verband man die Steine mit einander; denn es finden ſich die Mauern theils ſo vollkommen geſchmolzen, daß die vorhandenen Trümmer Maſſen rohen Glaſes ähnlich ſehen, theils ſind die einzelnen Steine in geſchmolzene Materie verſenkt und ganz von derſelben umſchloſſen. Leichter zugängliche Stellen der auf Berggipfeln erbauten Feſten ſieht man durch Außenwerke geſchüzt. Häufiger werden dieſe Forts auf Höhen mit ſteilem Gehänge getroffen, Höhen, welche eine weite Ausſicht über nachbarliche Thäler, oder über tiefer liegendes Land beherrſchen, und an denen Kriegsſtraßen vorbei führen. Einige dieſer Feſten liegen ſelbſt auf Felſenſpitzen. Zu manchen dieſer Burgen führen Wege, von unten hinauf in Felſen gehauen; ſchlangenartig winden ſich dieſelben oft über ſiebzig Fuß weit, ſo daß man die ſonſt unerſteiglichen Höhen bequem erreichen kann. Daß dieſe Wege Werke der Kunſt ſind, iſt außer Zweifel. Ungefähr in der Mitte eines ſolchen in Felſen gehauenen Weges, zur Feſte von Craig Phadrick führend, findet man einige ungeheuer große Steine in Lagen, worin ſie nicht geblieben ſeyn würden, wären dieſelben von oben herabgeſtürzt; offenbar war ihre Beſtimmung, bei feindlichen Angriffen in den Weg gewälzt zu werden, um ihn zu ſchließen und den Hügel unerſteiglich zu machen. Der Weg, ohne welchen die Höhe an dieſer Seite unzugänglich ſeyn würde, mißt zehn Fuß in der Breite und iſt beinahe eben ſo tief. Manche Feſten, wie z. B. die ebengenannte, zeigen nur ſtellenweiſe verglaſte Mauern; da, wo die Höhe durchaus unzugänglich iſt, fehlt die Verglaſung. An beſonders leicht zugänglichen Orten haben die Mauern meiſt mehr Dicke; nicht ſelten findet man einen ungeheuern Steinwall von verglaſtem Material, beinahe vierzig Fuß ſtark. Viele Trümmer dieſer Feſten ſind ganz unter Alluvialablagerungen begraben und bei den meiſten kann man ſich nur durch die Fundamente über ihre vormalige Beſchaffenheit belehren. Spuren erlittener gewaltſamer Zerſtörung ſind hin und wieder unverkennbar; indeſſen haben Zeit und Witterung auch das ihrige gethan. Von wenigen dieſer Burgen erhielten wir, was ihre innere Einrichtung betrifft, genauere Schilderungen; ſo u. a. von der auf dem Gipfel des Knockfarril, unweit Dingwal, ſüdwärts vom Strathpefferthale in Roßſhire. Anderſon erläuterte ſeine Beſchreibung durch eine bildliche Darſtellung, welche indeſſen blos als Ungefähres gelten kann, da die Reſte ergänzt ſind. Nach Cardonnel hat der durch verglaſte Mauern umgrenzte Raum 120 Fuß Länge auf 40 Fuß Breite. An beiden Enden findet man Außenwerke. Eine Reihe kleiner Wohnungen ſcheint den befeſtigten Raum umgeben zu haben. Die Reſte zweier Brunnen ſind im Innern zu ſehen (Erſcheinungen, welche die meiſten verglaſten Forts aufzuweiſen haben). Eine Oeffnung in der Mauer dürfte zum Behuf einer Zugbrücke gedient haben.

Hervorragende Mauern ſolcher Feſten unterſcheidet das Auge leicht, zumal aus einiger Ferne. Dieß iſt u. a., wie Tytler berichtet, bei Craig Phadrick der Fall. Ihre Bauart hat das Eigenthümliche, daß ſie nicht ſenkrecht aufgeführt ſind, ſondern mit nach unten beträchtlich zunehmender Stärke; einige haben genau die Neigung des Bodens, der ſie trägt. Nicht ſehr glaubhaft ſcheint übrigens die Behauptung, daß mit jener Bauart nur die Abſicht verbunden geweſen, die zum Verglaſungsprozeß erforderlichen Holzſtöße leichter errichten zu können, um eine kräftigere und mehr gleichförmige Wirkſamkeit des Feuers auf alle Mauertheile zu bedingen.

An einige der alterthümlichen Ueberbleibſel knüpfen ſich Sagen. In den Kirchſpielen Rhymie und Effie in Aberdeenſhire ſieht man Trümmer ſolcher verglaſten Burgen, und die Traditionen von blutigen Schlachten, welche auf den nahen Feldern vorgefallen, haben ſich bis jezt erhalten. Ein großer Stein, mit Hieroglyphen verſehen, ſoll zum Andenken jener Kämpfe geſezt worden ſeyn. Die Feſten ſcheinen aus der Zeit vor Ankunft der Römer abzuſtammen, ehe der Gebrauch des Mörtels bekannt war, und man dürfte mit dieſer Befeſtigungsweiſe fortgefahren haben, bis Jakob VI. zum Thron gelangte. Eine der größten Ruinen der Art, in Lord Rae's Country gelegen, einen Thurm — von fünfzig Yards im Umfang, der Höhe nach bei weitem nicht mehr ganz erhalten — bekannt unter dem Namen Dun Dornadilla, läßt die Sage vom ſchottiſchen König Dorna-

Digitized by Google

villa erbauen, welcher 235 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung starb.

(Die Fortsetzung folgt.)

Scenen aus dem Leben nordamerikanischer Vögel.

Der Staar (icterus mutatus) von Baltimore.

Dieser Vogel, der in großer Anzahl und am liebsten in den Obstgärten nistet und brütet, und daher auch der Staar der Obstgärten genannt wird, ist von überaus sanfter, argloser Gemüthsart, und zeichnet sich aus durch die ungemeine Kunst, womit er sein Nest baut. In der Regel wählt er die äußern Aeste von Obstbäumen, um seine kleine Behausung an denselben aufzuhängen. Das Nest selbst gleicht von außen täuschend einem Gewebe von Menschenhand. Eine Dame von meiner Bekanntschaft, erzählt Audubon, in deren Gesellschaft ich einmal diese wundervolle Arbeit betrachtete, fragte mich, nachdem sie das kunstreiche Gewebe eine Zeitlang bewundert hatte, in vollem Ernste, ob es nicht möglich wäre, diese Vögel stricken zu lehren. Das nicht über eine Unze schwere Nest hat die Gestalt einer Halbkugel, ist außen drei Zoll hoch, vier Zoll breit, und die innere Höhlung mißt zwei Zoll im Durchmesser. Ich löste eine der die äußere Hülle des Nestes bildenden Fasern ab; sie war dreizehn Zoll lang und vier-und-dreißig Mal zwischen andern Halmen durchgeschlungen. Das Innere des Staarennestes ist mit Wolle oder mit den baumwollartigen Theilen des Saamens der abendländischen Platane ausgelegt, und durch die Art, wie diese beiden Substanzen behandelt werden, bildet sich ein festes und zugleich elastisches Kissen. Um diese Art von Hängematte vor Sturm und Wetter zu verwahren, werden von verschiedenen Punkten der Mündung des Nestes Grashalme, als eben so viele Ankertaue, nach den zunächst liegenden Aesten hingeworfen und mit solcher Kunst an dieselben befestigt, daß ich nie ein solches Staarennest selbst durch den stärksten Wind habe herabwerfen sehen. Hat aber der Orchard Starling keinen, einigermaßen bequem gelegenen Obstbaum gefunden, und sieht er sich genöthigt, zu einer Trauerweide seine Zuflucht zu nehmen, dann erzeugt sein Genie ein eigentliches Wunderwerk. Ich selbst war von der Angst Zeuge, welche unter diesen Umständen das unglückselige Staarenpaar peinigt. Mehrere Tage lang ist es damit beschäftigt, den Baum näher zu untersuchen, und scheint nach den Klagetönen, die es ausstößt, einen Familienrath berufen zu wollen. Das Gebäude des Nestes, obgleich aus denselben Materialien, gewinnt nun ein anderes Aussehen. Es wird bedeutend länger, das äußere Gewebe wird elastischer gemacht und weniger straff zusammengezogen. Das überaus Zweckmäßige dieser Maßregel ergibt sich daraus, daß, da die Aeste, von welchen das Nest herabhängt, oft zwölf bis fünfzehn Fuß lang sind, und daher den Windstößen weniger Widerstand zu leisten vermögen, bei einer andern Einrichtung durch das Hin- und Herschwanken leicht die Eyer oder die Jungen herausgeworfen werden könnten. Als geschickte Baumeister wissen die Staaren alle örtlichen Vortheile zu benutzen. Die von der Weide herabhängenden Zweige werden in Büschel gruppirt und mit Grashalmen zusammengebunden, ganz wie ein Korbmacher zu Werke gehen würde, um ein kegelförmiges Körbchen zu flechten. Solchergestalt vereinigt und geschickt zusammengebunden, dienen die Zweige dem Neste zur Stütze, während ihr dichtes Laubwerk dasselbe vor Sturm und Ungewitter schützt. Ich habe die beiden, so eben beschriebenen Arten von Nestern vor mir liegen, und mir scheint nicht sowohl die bei dem Baue derselben angewandte Kunst, als die Intelligenz Bewunderung zu verdienen, welche die Form des Nestes der Lokalität anpaßte. Jener innere Trieb zu so zweckmäßigen Vorkehrungen ist wohl etwas mehr, als was man gewöhnlich Instinkt nennt.

Im Thale.

Es rauschen die Wasser, es knarret die Säge,
Es tönen des Hammers gewichtige Schläge;
Es dampfen die Höhen, es leuchtet der Strahl
Der sinkenden Sonne dem Wandrer durch's Thal.

„O sag' mir, mein Herz, was bedeutet dein Pochen,
„Dann wieder dein Stocken, als wärst du gebrochen?
„O Thränen, was tretet ihr wieder heraus?
„Wohl bleibt ihr nicht gern in dem brennenden Haus!"

Es rauschet das Wasser: „zu mir stürze nieder!
Ich kühle den Schmerz der ermatteten Glieder!"
Es knarret die Säge: „dir bau ich ein Haus,
Da ruhst du zur froheren Wanderung aus!"

Da wandelt und singet durchs Wiesengefilde
Der lächelnden Müllerin schlankes Gebilde;
Wie glänzt ihre Wange, wie spiegelt ihr Blick
Das Gold der gesunkenen Sonne zurück!

Es dunkeln die Höhen, im Wandrer wird's helle,
Es trocknet der Thränen verzehrende Quelle;
Es pochen die Hämmer: „Herz, schlage frisch zu!
Am liebenden Herzen nur findest du Ruh!"

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, März.

Verfall des Handels und der Industrie. Volkselend.

Zweierlei war es, was vergangenes Jahr unser ganzes inneres und äußeres Leben aufregte, und Eins davon wird wohl noch lange ein chronisches Leiden bei uns bleiben, an dem die Kunstverständigen zwar viel medizinirten und probirten, aber es nicht heilen dürften. Ich meine den Verfall unserer Industrie und des darauf gegründeten Handels. Warum wundert man sich darüber? warum findet man diesen Verfall

unbegreiflich? Bei uns in Lyon wiederholt sich jetzt nur, was vor einigen Jahrhunderten in Italien geschah. Durch den aristokratischen Druck der venetianischen Regierung gingen die Seidenfabriken in Venedig zu Grund und dieser Gewerbszweig zog sich hierher, wo er lange blühte und unermeßliche Summen eintrug. Nach und nach haben auch unsere Nachbarn gelernt; in Deutschland, in der Schweiz und in England sind gute Seidenfabriken entstanden; sie konnten ihre Erzeugnisse wohlfeiler liefern, als wir in Lyon; ist es also zu verwundern, daß unsere Fabrik seit Jahren unter dieser immer größer werdenden Konkurrenz leidet? Diesem Leiden abzuhelfen, gibt es nur ein einziges Mittel, und dadurch werden unsere Seidenfabriken schnell wieder emporkommen, ja noch bedeutender arbeiten als je: liefern wir unsere Seidenzeuge in Gewebe und Färbung eben so gut und geschmackvoll, wie bisher, und geben wir sie wohlfeiler als unsere Konkurrenten. Können wir dies mehrere Jahre aushalten, so ruiniren wir wenigstens alle schweizerischen und deutschen Seidenfabriken und haben dann unser ehemaliges Monopol auf dem Kontinent wieder; können wir es aber nicht aushalten — und dies ist eben der Fall — so wundern wir uns nicht über den immer zunehmenden Verfall unsers Gewerbsfleißes, der in der neuesten Zeit durch die Auswanderung so vieler geschickten Seidenarbeiter nach Deutschland und in die Schweiz noch mehr gelitten hat.

Schon vor zwei Jahren, bei gänzlicher politischer Windstille, war oft Unruhe und Unzufriedenheit bei unsern Arbeitern, die nicht sattsam beschäftigt waren und nicht genug verdienen konnten. Dieser beunruhigende Uebelstand nahm aber seit den Julitagen lawinenartig und in dem Maaße zu, wie seit dieser Zeit der Bestellung und der Arbeit weniger wurde. Im Januar vorigen Jahres fielen schon drohende, emeutenartige Auftritte vor, bei denen: du pain ou du travail! geschrieen wurde; aber auch damals schon war zu bemerken, daß die nothleidenden Arbeiter von sogenannten Agitateurs oder Aufhetzern angetrieben und nach Maßgabe ihres Schreiens und sonstigen Geberdens bezahlt wurden. Zur Unterstützung der arbeitslosen Arbeiter war schon früher viel geschehen, nun glaubte man, bei den drohenden Symptomen noch mehr für sie thun zu müssen. Es bildeten sich Ausschüsse zur Sammlung und sachkundiger Vertheilung von Beiträgen: viele Hunderte fanden an den Bauarbeiten von Perrache einiges Verdienst, für andere wurde durch den Ueberschuß der vielen theatralischen Vorstellungen, Bälle und Konzerte gesorgt, die à l'instar de Paris auf einander folgten und bei denen lächerliche, marktschreierische Ankündigungen nicht gespart wurden. Darüber konnte man jedoch leicht wegsehen, kamen doch durch diese Festlichkeiten gar manche tausend Franken zur Unterstützung der Armen ein, die außerdem nicht wären hergegeben worden. Ergreifend war, was einige Mitglieder des Hülfsausschusses über die Vertheilung der ihrer Sorgfalt anvertrauten Gelder bekannt machten. „Bei unserm Geschäft," sagen sie in ihrem Bericht, „fanden wir in den reichsten Quartieren der Stadt, unmittelbar neben Pallästen voll Ueberfluß und Luxus, tiefes, herzzerreißendes Elend, jedoch nicht allein bei den unbeschäftigten Seidenarbeitern, sondern bei Arbeitern jeder Profession. Uebrigens würde man sehr irren, wenn man den Mangel an Arbeit für die einzige Ursache der Verarmung und des Elends dieser Leute halten wollte. Drei andere Ursachen wirken hier noch zusammen. Zuerst die Lotterie, diese scheußliche, verführerische Schlinge, welche die Regierung ihrem Volk stellt, sie aber mit Blumen bestreut, auf daß die Leute die Thränen und die Blutflecken nicht sehen, die daran kleben; ferner die indirekten Abgaben, die den Armen zehnfach härter treffen als den Bemittelten und Reichen; endlich das Pfandhaus, das, trotz seines frommen Namens (mont de piété) und seines Scheins von Mitleid und Milde, doch nichts weiter ist als eine Geldspekulation der Regierung, die dabei ungeheuern und sichern Gewinn hat. Zu all diesem Unglück kommt noch ein größeres, nämlich die krasse Unwissenheit dieser Leute, wodurch sie in all ihren Fehlern, Irrthümern und Mißgriffen noch mehr bestärkt werden. Und doch wirft man gewöhnlich den Arbeitern vor, wenn sie arm und hülflos sind, sie seyen leichtsinnig und handeln ohne Vorsicht. Dies ist eine harte, grausame Ironie. Ganz mit demselben Recht könnte man einem Blinden vorwerfen, er sehe nicht, oder einem Tauben, er höre nicht. Wo und in welcher Schule soll denn der Arbeiter Vorsicht, Maaß und Besonnenheit lernen? Die Regierung und die bürgerliche Gesellschaft bekümmern sich ja nur um ihn, wenn sie ihn taxiren und besteuern wollen. Der Reiche und Wohlhabende lernt Alles, was er will, der Arme aber nur, was er kann. Nun ist aber unser gesellschaftlicher Zustand in Frankreich so erbärmlich, daß er nichts weiter als das Handwerk lernen kann, das ihm einmal Brod verschaffen soll; und doch haben wir bei diesen Armen hier und da Gefühle und Grundsätze angetroffen, die Unterrichteten, Gebildeten und Reichen große Ehre machen würden. Einem Familienvater hatten wir eine Karte zu Brod gegeben; am folgenden Morgen brachte er sie uns zurück und sagte: „meine Frau hat Arbeit gefunden, darum will ich die Unterstützung nicht behalten, die dadurch einem Bedürftigern entzogen würde." Ihr Leute aus der großen Welt, leben Viele unter euch, die „genug" rufen, wenn sie mit Gold überhäuft sind? Viele dieser Armen haben unsere Unterstützung nur mit Erröthen angenommen und weil wir ihnen keine Arbeit verschaffen konnten. Die Wenigsten nur empfingen sie als eine ihnen schuldige Gabe. Eines Umstandes müssen wir hier besonders gedenken. Auf unserm Armenverzeichniß waren viele Portiers oder Hausmeister angeführt, und zwar aus großen, von oben bis unten bewohnten Häusern, die überdies reichen Leuten gehörten. Da nun jeder Hausbewohner und Miethsmann für den Unterhalt des Portiers außer seiner Miethe etwas abgeben muß, und dadurch diese Leute neben ihrer freien Wohnung ein gutes Auskommen zu haben schienen, so glaubten wir, sie seyen mit Unrecht und aus Begünstigung in den Armenlisten aufgeführt, und nahmen uns fest vor, in dieser Beziehung sehr streng zu seyn. Aber was mußten wir sehen! Unter allen Armen und Nothleidenden Lyons sind die Portiers der großen, von unten bis oben bewohnten Häuser die Unglücklichsten und verdienen am meisten Mitleid. Die Stuben, oder vielmehr die Löcher, welche ihnen die Hauseigenthümer zur Wohnung angewiesen haben, sind größtentheils eng, dunkel, feucht, ohne Luft und über dem großen Reservoir gelegen, wo die Abtritte hineingehen und Sommers und Winters unerträglichen Gestank verbreiten. Als Menschen erbitteten wir, in diesen verpesteten Löchern Menschen, Brüder zu finden, ganze Familien ohne Feuer, Licht, Betten und Brod. Noch höher aber stieg unser Unwillen und unsere Empörung, als wir erfuhren, daß die reichen Hauseigenthümer an diesen Unglücklichen noch gewinnen wollen, indem sie ihnen nur ein Weniges von der für den Portier bestimmten Abgabe der Miethsleute lassen; manche nehmen sieben- bis achthundert Franken für sie ein, geben dem armen Portier aber nur hundert davon, wobei sie ihm noch die Ausgabe für die nöthigen Besen auflegen." Dies geschieht in der zweiten Stadt des wegen seiner Civilisation, seiner Sitten, seiner freien Institutionen und seines Volksglücks hochgerühmten Frankreichs; es darf da geschehen, und die liberale Regierung hat kein Wort hineinzureden. (Die Forts. folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 29.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 87.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 11. April 1832.

Die alte Sag' ist eine Ketzerei,
Daß Frei'n und Hängen eine Schickung sey?

Shakespeare.

Die Doppelheirath.

Eine amerikanische Geschichte.

Ich für meinen Theil konnte nie begreifen, was das alte Sprichwort: die Ehen werden im Himmel geschlossen, eigentlich sagen soll. Hat etwa die Vorsehung, wenn wir heirathen, mehr zu thun und wir weniger, als bei den übrigen Handlungen unsers Lebens? Nein wahrhaftig, bei keinem Handel überlegen wir, besinnen wir uns länger, als gerade bei diesem. Wenn man den Partheien, welche ein Ehebündniß eingehen, noch immer von Uebereilung, von Verblendung u. s. w. vorspricht, so ist dieß meist nichts weiter als ein altväterscher Gemeinplatz, und es ist zu wundern, daß man ihn noch so oft in einer Zeit hört, wo man althergebrachte Ansichten und Meinungen so ohne Umstände bei Seite wirft, wie der Todtengräber die Gebeine der dahingegangenen Geschlechter. Wahrlich, um das Heirathen, wobei wir nach dem leichtfertigen Sprichworte so gut wie nichts zu thun haben sollen, dreht sich fast zur Hälfte das Leben und Treiben in der civilisirten Welt. Es ist das Ziel, um dessen willen der junge Mann schnell vorwärts kommen möchte, um dessen willen das Mädchen sich in den eigenthümlichen Künsten seines Geschlechts ausbildet. Ich weiß Liebschaften, die vier Lustra gedauert haben, ich kenne Mütter, die viele Jahre lang die Versorgung ihrer Töchter zum einzigen Lebenszwecke machten. Bälle, Besuche, Reisen in Menge fließen aus dieser fruchtbaren Quelle; und wie viele tausend Produkte des weiblichen Erfindungsgeistes in Putz und Schmuck, welche Massen von Poesie und Prosa und Musik — alles dem lieben Heirathen zu Gefallen! Es ist lächerlich, bei einem Handel, worüber so viel deliberirt und hin und her geredet wird, nicht allein von den betheiligten Personen selbst, sondern auch von ihrer ganzen Verwandtschaft, wobei der Förmlichkeiten und Ceremonien kein Ende ist, das Schicksal mehr als sonst in das Spiel zu bringen. Ich kenne nur zwei Beispiele, wo ein Paar nicht nur ohne beiderseitige Einwilligung und Vorwissen, sondern sogar, ohne daß irgend Jemand davon wußte, zusammengegeben wurde, und da diese beiden Ehen nichts weniger als glücklich waren, so mochten sie wohl überall anderswo als im Himmel geschlossen seyn. Ich will die Geschichte erzählen; sie ist merkwürdig, indessen nichts weniger als romantisch. Gern gäbe ich ihr mehr von diesem beliebten Ingredienz, den Besitzerinnen der schönen Hände zu Gefallen, welche diese Blätter umschlagen; aber es ist mir einmal nicht gegeben, die Wahrheit zu schminken.

Ich lebte seit einiger Zeit zu Natchitoches am rothen Flusse, da wurde ich mit einem französischen Baumwollenpflanzer, Namens Laruche, bekannt, dessen Gehöfte nicht weit vom Dorfe lag. Es war ein alter Bursche mit einem muntern Gesicht, ausgedörrt, gleich einer Mumie, durch siebzig glühende Louisianische Sommer, mit eisgrauem Kopf, aber leicht auf den Füßen, wie das Reh, dessen Jagd seine Hauptlust war. Er sprach gerne

Digitized by Google

von der alten Zeit, von den Geschichten seiner Jugend, und fand in mir einen aufmerksamen, willigen Zuhörer; daher wurden wir auch bald sehr gute Freunde. Laruche stammte von einem der ersten Pflanzer in Louisiana, der mit Laharpe zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts herübergekommen war und die Kolonie am rothen Flusse gründen half. Der Vater meines Freundes, ein reicher Pflanzer, hatte ihn in seiner Jugend zur Erziehung nach Paris geschickt. Nach sechs Jahren hatte er sich den Ton und die Manieren der eleganten Stadt so ziemlich angeeignet und kam nun zurück, um seine Bildung in einer ganz andern Schule zu vollenden. Er vertauschte die seidenen Beinkleider gegen die derbe Lederhose, lernte die ungeheuern Ströme beschiffen, mit den Indianern handeln und sprechen, Meuten aufziehen und dressiren, die wilden Landpferde zureiten, das Reh bei Fackelschein in lärmender Lust jagen und den Bären und den wilden Panther erlegen.

Mein Freund lud mich oft zu einem Spazierritte ein, und es lief dabei wohl ein wenig Eitelkeit mit unter, damit er sich als guter Reiter vor mir zeigen konnte. Wir ritten gewöhnlich zwei muntere, leichte andalusische Pferde mit vorspringenden Adern und Augen, welche Feuer sprühten wie die einer Andaluserin. Welch herrliche Ritte machten wir im schönen Oktober! Dieser Monat ist überall in Nordamerika prachtvoll. Wir setzten über die blutrothen Fluthen des rothen Stromes und flogen über die herrlichen Ebenen zwischen ihm und der Washita... Doch über diesen von Gottes Hand gepflanzten Gärten vergesse ich, daß der Schauplatz meiner Geschichte am westlichen Ufer des rothen Flusses liegt.

Ich ritt eines Tags mit meinem alten Gastfreunde dem Rio Hondo zu, einem kleinen Flusse, der sich in tiefem Bette durch düstere Wälder schlängelt, und der einst die Grenze des Landstriches bildete, auf den die Spanier Ansprüche machten. „Hier," sagte Laruche und wies auf einen Weiher, an dessen Ufer sich die Weide mit Pfirsichblättern wiegte; „hier ist der spanische See, und nicht lange, so sind wir in der alten spanischen Stadt Adayes, zehn Meilen von Natchitoches. Es ist dieß das alte, vielbestrittene Gebiet, wo sich die französischen und spanischen Kolonien begegneten und beide Völker neben einander Niederlassungen gründeten." Etwas weiter streckte mein Begleiter den Arm aus und sprach: „Hier liegt Adayes; die Einwohner sind ein guter Schlag von Leuten, einfach, gastfreundlich, bigott und unwissend; habt aber auf Eure Peitsche mit dem silbernen Knopfe Acht; sonst möchtet Ihr sie leicht nicht mehr nach Hause bringen." Ich sah einen Haufen großer Bauerhäuser, deren roher Bewurf von Lehm und Stroh häufig abgefallen war, so daß man die roben Balken sah, aus denen sie gebaut waren. Die Einwohner saßen vor ihren Thüren oder trieben sich müßig in der Straße umher; denn es war einer der herrlichen Herbsttage, an denen man es in dem Hause nicht aushalten kann. Wir ließen uns in ein Gespräch mit ihnen ein; sie sprachen blos spanisch, wenn ich aber die stark ausgeprägten Züge sah, wie sie als charakteristisches Merkmal den Ureinwohnern zukommen, und die schwarzen stolzen Augen bei Manchen, so erwartete ich jeden Augenblick auf Irokesisch angeredet zu werden. Laruche machte mich auf die kleine, mitten im Dorfe liegende Kirche aufmerksam. „Seht," sprach er, „sie hat nicht weniger als vier Glocken; zwei oder drei sind zersprungen, und so verkünden sie denn an Festtagen die öffentliche Freude durch das gräßlichste Geklingel, das Ihr in Eurem Leben gehört habt. Innen an den Wänden befinden sich eine Menge greulicher Schildereien von famösen Heiligen, zu Nutz und Frommen der Gläubigen. Merkt sie wohl, die Kirche, denn Ihr sollt zu Tisch eine Geschichte davon hören."

Wir verließen das Dorf und seine trägen Bewohner und besuchten auf dem Wege nach Natchitoches eine hübsche Baumwollenpflanzung, auf welche mich mein Freund besonders aufmerksam machte. Das Wohnhaus des Eigenthümers mit drei spitzen Giebeln glich einer großen Laube; die mit gelblichem Stuce bekleideten Wände schimmerten durch die dunkeln Kronen der Catalpa und das zitternde Laub der China. Daneben lagen die bequemen, aus Cypressenholz gebauten Hütten der Neger und die jungen Wollköpfe von der Pflanzung sprangen und lärmten davor. Mein Begleiter hielt sein Pferd an und wieß mir zwei schöne Sycomoren neben einander; sie waren noch nicht völlig ausgewachsen, aber ihrem schönen Holz und Laub nach mochten sie einmal ungewöhnlich groß werden. Mein Freund gab mir zu verstehen, mit diesen beiden Bäumen habe es eine eigene Bewandniß. „Es sind Denkmale einer reinen, zärtlichen Liebe aus der guten alten Zeit," sprach er, legte dabei die Hand aufs Herz und machte dazu ein so sentimentales Gesicht, als ein Franzose nur immer machen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die verglasten Burgen in Schottland.

(Fortsetzung.)

Ob die verglasten Festen Werke von Menschenhand, oder ob sie als vulkanische Ueberbleibsel zu betrachten seyen, darüber waren die frühesten Beschreiber sehr im Zweifel. Denn wiewohl der Boden in unmittelbarer Nähe vieler solcher Forts keine Zeichen vulkanischen Ursprungs erkennen ließ, während bei aufmerksamer Betrachtung die Spuren der Kunst sehr augenfällig waren, so blieb man dennoch im abgelaufenen Jahrhundert eine Zeitlang ge-

Digitized by Google

neigt, in ihnen die Reste vorzeitiger Feuerberge zu ahnen, welche von rohen Völkerschaften benuzt worden, um sich Zufluchtsorte gegen wilde Feinde zu schaffen und Vertheidigungsstellen zu gewinnen. Ja man ging selbst so weit, von Massen aus Geschieben bestehend zu träumen, die vom Meeresboden durch Feuer emporgetrieben worden, welches Feuer sodann oben ausgebrochen sey und Schmelzungen veranlaßt habe. (!) Vulkane, die verglaste, einen bestimmten Raum einschließende Mauern emportreiben, gehören zu den Ausgeburten einer ganz zügellosen Phantasie; man kann Behauptungen der Art nur die Witte'sche Hypothese zur Seite stellen, nach welcher die Pyramiden Egyptens Basaltauswürfe sind, die in ihrer gegenwärtigen Gestalt durch vulkanische Mächte aus den Tiefen emporgehoben wurden. Es war namentlich Croßbie, der jene sonderbaren Vermuthungen in einer, der Edinburger gelehrten Gesellschaft im Jahre 1780 eingesandten Abhandlung vorzutragen sich erlaubte; aber von Pennant wurde die Meinung zuerst ausgesprochen. Auch Th. West hatte ähnliche Ansichten. In Täuschungen und Verwechselungen befangen, schloß man, daß Vulkane früher ungemein häufig in Schottland gewesen seyen. Man wähnte sich in solcher Meinung unterstüzt durch gewisse Umstände, welche mit den Festen in Verbindung stehen, in der Kegelgestalt einiger Berge und Hügel, die sie tragen, u. s. w., wobei übrigens unbeachtet blieb, daß die verglasten Massen sich sehr verschieden zeigen von dem, was man Lava zu nennen gewohnt ist. Möglich, daß auch nur die Schwierigkeit, eine andere Erklärung für das Verfahren zu finden, durch dessen Anwendung die seltsamen Mauern hervorgebracht worden, jenen Glauben veranlaßte. Barrington, einer der Vertheidiger des möglichen vulkanischen Ursprungs der Festen, stellte u. a. die Einrede, daß die Verglasung, wenn dieselbe künstlich gewesen, und um als Bindemittel zu dienen, bewirkt worden wäre, doch wohl von den Eingebornen auch für ihre Häuser und Hütten benuzt worden seyn dürfte, kurz, daß die Anwendung der so kostspieligen Befestigungsweise sich nicht auf die Mauern der Forts beschränkt hätte, deren man sich vielleicht im Laufe eines halben Jahrhunderts nur einmal bediente. Allein eine solche Einrede ist wenig haltbar; in jenem Zeitalter der Wildheit und des Blutvergießens, in welches wohl die Erbauung der verglasten Burgen fällt, waren die Kriege nur zu häufig; auch widerstreitet eben das Kostspielige der Bauart Barringtons Aeußerung geradezu. — Ferner hat man gegen die absichtliche, durch Kunst hervorgerufene Verglasung eingewendet, wie es nicht wohl denkbar sey, daß gewöhnliches Feuer so mächtige Wirkungen habe hervorbringen können. Bei Brenn- und Schmelzöfen, in deren Raum gewaltige Hitze herrsche und die zum Theil aus nicht weniger leichtflüssigem Material erbaut seyen, sehe man die Wandungen nur auf unbedeutende Tiefe verglast; wo Häuser abgebrannt, werden keine solche Wirkungen beobachtet; bei der großen Feuersbrunst zu London, 1666, wo so viele Gebäude zerstört worden, habe man nichts von Verglasungen, ähnlich denen der schottischen Forts, wahrgenommen u. s. w. Die angeregten Zweifel sind indessen von geringem Belang; denn die gewählten Beispiele zeugen nicht gegen die möglichen und wahrscheinlichen Wirkungen eines Feuers auf besonders ausgewähltes Material, wenn die Gluth so lange unterhalten wird, bis man den vorgesezten Zweck erreicht hat. Bei verständigen Forschern mußten indessen bald Zweifel rege werden gegen so sonderbare Annahmen. Wer mit der Natur des Landes vertrauter ist, wird für die Art und Weise, wie die eigenthümliche Befestigungskunst ersonnen worden, so wie für die Ursachen, die später den Verlust der Entdeckung herbeigeführt, leicht eine genügende Erklärung finden.

Schottland hatte, zur Zeit der Erbauung jener Burgen und Mauerwerke, deren Trümmer uns beschäftigen, noch seine Urwälder und in ihnen großen Ueberfluß an Holz. Später, nach allmähliger Zerstörung der Waldungen, und ehe man den Torf zur Feuerung benutzen lernte, mußte es schwieriger werden, zureichendes Brennmaterial zu finden; so kam die Befestigungsart außer Brauch und nach und nach ganz in Vergessenheit. Daß die Dänen keine Kunde davon gehabt, ergibt sich aus Nachstehendem als sehr glaubhaft. Jene Nation machte, wie bekannt, mehrere Jahrhunderte hindurch Einfälle in Schottland. In einem der Kriege bemächtigten sich die Dänen des halbinselförmigen Felsens, ungefähr vier Meilen von Elgin in Murrayshire, gegenwärtig unter dem Namen Brounghead bekannt. Sie befestigten die Höhe mit Mauerwerk, dem jede Spur eigentlicher Verglasung fehlt; wohl aber sieht man die Steine an der Außenseite der Mauern gebrannt, mürber, ungefähr von der Beschaffenheit mancher Ziegel. Sollten nicht die Dänen hier einen mißlungenen Versuch gemacht haben, die Erfindung der verglasten Forts nachzuahmen? Uebrigens beschreibt Legoulx de Flair eine Bauart, deren man sich in Hindostan bedient, und die wohl am meisten mit den verglasten Festen übereinstimmen dürfte. Man errichtet Mauern aus Ziegelthon, umgibt sie mit einem Mantel, mit brennbarem Material gefüllt, und läßt nun die Feuerung so lange dauern, bis die ganze Mauer festgebrannt ist.

Geognostische Untersuchungen waren zu Aufklärung der Sache durchaus nothwendig, Erforschung der Gesteine, aus welchen die Mauern bestehen, und der möglichen Aenderungen, welche dieselben durch Feuereinwirkung er-

Digitized by Google

waren, da wurden sie bröckelich und leicht zerreibbar gefunden, theils auch rissig, wie jene, die in den bekannten rheinischen Mühlsteinen (verschlackte Basalte von Niedermendig) vorkommen. Granitische Fragmente tragen Spuren von, in höhern und geringern Graden erlittenen Glühungen und Frittungen. Sie sind durchaus den Trümmern solcher Gesteine vergleichbar, welche man um Le Puy im Velay in Basaltgebilden und in ihren Schlacken eingehüllt findet; sie treffen mit der Beschaffenheit granitischer Massen überein, die man beim Aufsteigen nach dem Puy de Dôme in Auvergne von basaltischen Schlacken umhüllt sieht. Gneißfragmente von kleinerm und größerm Volumen, gleichsam schwimmend in den Schlackenmassen (namentlich in den Trümmern von Craig Phadrick, unweit Inverneß), sind mehr und weniger umgewandelt, allein nach ihrem Schiefergefüge noch deutlich erkennbar. Sie entsprechen in ihrem Verhalten den Gneißbruchstücken, welche die basaltischen Laven des Denisebergs bei Le Puy einschließen, und den Gneißgebilden an der Striet, am Fuße des Spessartes, wo Durchbrüche von Basalten stattgefunden. Trümmer von Schiefern der Transitionszeit, geglüht, gebogen, gefrittet, überglast, geschmolzen, zeigen sich durchaus so, wie dieselben in den basaltischen Schlacken der Eifel so häufig beobachtet werden. Besonders wichtig sind endlich die prismatischen Gestalten eingebackener Sandsteinbrocken, welche sich in vielen Mauern verglaster Burgen finden. Sie bezeugen das Ausgedehnte der Wirkung des Prozesses durch denkwürdige Formverwandlungen, verbunden mit Entfärbungen und andern Phänomenen, wie man sie an so vielen Stellen zu sehen gewohnt ist, wo Sandsteine durch Basalte begrenzt werden, deßgleichen in Hochöfen u. s. w.

Das Einwirken der Hitze in allen ihren verschiedenartigen Abstufungen ist demnach an den Mauersteinen der schottischen Burgen durch die Aenderungen, welche sie erlitten, recht auffallend wahrzunehmen. Manche Mauern zeigen die augenfälligen Spuren starker Gluth ungefähr zwei Fuß weit. Nach und nach verlieren sich die Merkmale erlittener feuriger Umwandlung und zuletzt erscheinen die Steine ganz unverändert.

Was den Verglasungsprozeß selbst betrifft, so dürften die Mauern, in zweckgemäßer Weite, mit einem Erd- oder Rasenwall umgeben, der Zwischenraum mit Brennmaterial angefüllt und Füllung und Verbrennung so oft wiederholt worden seyn, bis die Absicht erreicht war. Das mehr unvollkommene Gebranntseyn der obern Mauertheile erklärt sich leicht, und es ist eine Annahme wie diese überhaupt weit wahrscheinlicher, als die Behauptung, daß man blos Holzstöße gegen die errichteten Trockenmauern gesetzt und abgebrannt habe. Manche andere Vermuthungen scheinen noch weniger zuläßig. Williams, ein englischer Bergwerksingenieur, welcher schon 1777 im schottischen Hochlande einige der seltsamen Ueberreste entdeckte und untersuchte, hatte die Ansicht, es seyen, in paralleler Entfernung, Wälle von Erde u. s. w. errichtet worden, um das Brennmaterial zwischen denselben aufhäufen zu können; nun seyen die Steine in das Feuer hineingeworfen worden und man habe, so wie das Eingebrachte genugsam geschmolzen gewesen, immer neues Material hinzugethan. Diese Meinung glaubt er dadurch bestätigt, daß weder Steinmassen von beträchlicher Größe in den Mauern vorkommen sollen, noch daß man irgend eine regelmäßige Lage bei den einzelnen Steinen wahrnehme u. s. w. Uebrigens hat Williams wesentliche Verdienste um die Sache (obwohl seine Ideen anfänglich so wenig Beifall fanden, daß kein Buchhändler den Verlag der Abhandlung zu übernehmen wagte). Er war einer der Ersten, welcher die verglasten Festen für Werke der Kunst ansah, und auf seine Veranlassung wurde ein Durchschnitt durch den Gipfel des Knockfarrit gemacht, so daß genauere Betrachtung der dortigen Mauertrümmer möglich war.

Einige hatten die Meinung, das Feuer sey von Stelle zu Stelle bewegt worden, d. h. man sey damit weiter gerückt, so wie der Bau vorschritt. Auch Tytlers Ansicht erscheint höchst zweifelhaft. Er glaubte nämlich, man habe im Umfang der Festen Doppelreihen von Pallisaden gesetzt, nach der Art, wie Palladio die maniere riempiuta oder a cassa schildert: in die Quere seyen Baumzweige gelegt und der Zwischenraum mit Holz und mit Steinen verschiedener Größe erfüllt worden. So sey leicht ein Festungswerk von gewisser Stärke entstanden, das durch eine schwer zugängliche Lage noch größere Sicherheit erhielt. Gelang es dem angreifenden Feinde bis zum Wall vorzudringen und ihn anzuzünden, so mußte ein beträchtlicher Brand entstehen, und die vorhandenen Ueberbleibsel erscheinen als Folgen desselben. Allein mit einer solchen Annahme stehen die beobachteten Thatsachen in offenbarem Widerspruche.

(Der Beschluß folgt.)

Die Doppelheirath.

(Fortsetzung.)

Dießmal machte der Alte weit mehr Umstände als gewöhnlich; ich mußte seinen Chateau-Margaux, seinen Medoc, seinen Lafitte kosten, denn diese Pflanzer halten sich immer einen hübschen Vorrath von alten Weinen, und er forderte mich auf, ihm in einem Glas Champagner Bescheid zu thun. Nie hatte ich ihn bei so guter Laune

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Lyon, März.

(Fortsetzung.)

Die Lyoner Festungswerke.

„In Kriegszeiten," sagt unser Maire Prunelle weiter, „ist es noch schlimmer; da kommen Feuersbrünste, Hungersnoth und alle unvermeidlichen Folgen einer Belagerung oder einer Einnahme mit Sturm. Dies haben wir in Lyon 1793 erfahren, wo die Stadt mit so viel Ruhm, aber auch mit so viel Opfern eine Belagerung aushielt, von der jeder erwachsene Lyoner seinen Kindern erzählt hat. Daher kommt es, daß Alle bei dem Gedanken an eine Befestigung ihrer Stadt erschrecken und sie wie ein großes Unglück betrachten, das uns schon unter der Restauration bedrohte; denn damals war schon die Rede davon, auf der Höhe von Fourvières eine große Citadelle anzulegen. Wäre sie damals zu Stande gekommen, so hätten ihre Kanonen gewiß bei den stürmischen Wahlauftritten 1822 und bei dem Aufstand der Lyoner gegen die Julisordonnanzen 1830 auf die Stadt geschossen. So eine Citadelle mit zwei- bis dreitausend Mann Besatzung setzte auf jeden Fall die Stadt allem Kriegsunglück aus. Ehe die Citadelle kapitulirt, kann die Stadt zehnmal vom Feind genommen und vom Freund wieder genommen werden; Feuersbrünste entstehen durch die Bomben des einen und des andern, die Plünderung und Zerstörung wüthet, und wenn endlich der Friede kommt, so ist die Stadt indessen ein Schutthaufen, eine traurige Einöde geworden. Napoleon selbst erkannte die traurige Lage befestigter Städte, darum ließ er die Citadelle von Mailand schleifen, weil die Stadt bei den häufigen Kriegen in Italien immer der Belagerung und Zerstörung ausgesetzt sey. In der neuesten Zeit ist uns Antwerpen eine furchtbare Warnung. Im Frieden wie im Krieg sind Festungswerke den Industrie- und Handelsstädten sehr schädlich. Immermehr ziehen sich die Sedauer Fabriken aus der Stadt und werden außerhalb derselben angelegt; Roubaix hat sich auf Kosten Lilles erhoben. Befestigte Städte ziehen immer feindliche Blokaden und Belagerungen an, und während sie dauern, geht der Gewerbfleiß von dannen, um gewöhnlich nicht wieder zu kehren. Dies ist in Lyon mehr zu besorgen, als in andern Fabrikstädten, denn hier sind die Arbeiter nicht in großen Fabrikgebäuden vereinigt, sondern sie arbeiten häufig zu Haus auf ihren eigenen Webstühlen. So ging es bei der Belagerung von 1793. Eine Menge Lyoner Seidenarbeiter zogen damals weg in die Schweiz, besonders nach Zürich, das damals keinen einzigen Webstuhl hatte, jetzt aber 15.000 besitzt, d. h. gerade so viel, als Lyon vor 1789 hatte. Jetzt wäre aber dieser Verlust für Lyon noch größer, weil man indessen in allen Ländern Europas die Bedeutung unserer Industrie hat einsehen lernen und Alles thun wird, um unsere Arbeiter anzuziehen. Dadurch würde nicht einmal eine andere französische Stadt gewinnen, sondern nur das Ausland. Lyons Ruin zieht aber den Ruin aller Departements nach sich, wo Maulbeerbäume wachsen und der Seidenbau getrieben wird. Die Lyoner Seidenfabrik ist auch an sich nicht unbedeutend für Frankreich, denn aus der Stadt allein wird für neunzig Millionen Franken ausgeführt. Der Besitz einer Festung, einer Geniedirektion wäre ein schlechter Ersatz für den Ruin eines solchen Fabrikstands." Nachdem der General Fleury seine ersten großen Projekte zur Befestigung der eigentlichen Stadt auf dringende Vorstellungen aufgegeben hatte, wollte er sich doch nicht von dem Besitz und der Befestigung der Croix-rousse-Mauern abbringen lassen, bis der Lyoner Munizipalrath und der Maire Prunelle in obigem Schreiben dem Kriegsminister die Gefährlichkeit und Unstatthaftigkeit dieses Projekts mit unwiderleglichen Gründen bewiesen und Alles vorerst beim Alten blieb, zumal sich die Wahrscheinlichkeit des Kriegs immer mehr verlor.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, März.

Volksstimmung und Stand der Staatsschuldscheine.

Es ist mit einem Male eine ungeheure Stille und Gleichgültigkeit in unserer politischen Stimmung eingetreten. Nach einer peinlichen Spannung, täglich einer Wetterexplosion gewärtig, ist es, als letzten wir nun mitten in der Meeresstille eines tiefen Friedens. Nicht einmal ein Seufzer aus Polen dringt mehr herüber, und die Franzosen in Ancona scheinen nicht mehr als wie ein Schattenspiel an der Wand. Unerschütterlich fest stehen unsere Papiere, und der Karneval war, mit Ausnahme der öffentlichen Feier, seit langen Jahren nicht so belebt. Man jagte nach dem Genuß, sich von den Entbehrungen während der Cholerazeit zu erholen; die Faschingszeit, noch halb und halb verläugnet von Staat und Stadt, wurde desto eifriger von den Familien aufgegriffen. Ein Taumel herrscht bei uns darin nicht; aber eine Sucht nach Lust und Zerstreuung hatte sich, sicher gegen die fromme Erwartung derer, welche von der göttlichen Zuchtruthe gepredigt, auch solcher bemächtigt, die sonst nicht darnach jagen. Es ist „als wie im tiefen Frieden;" der segensreiche Friede selbst ist es nicht. Es ist nichts Behagliches, Empfundenes, es ist eine Abspannung, die zu der Genußsucht führt. Man denkt nicht weiter, da man von dem langen Denken, aus dem nichts herauskam, müde ist, und man hofft, daß es sobald nichts Neues geben wird. Eine seltsame Hoffnung!

Der Stillstand der Staatsschuldscheine ist wirklich etwas Merkwürdiges. Seit einem Quartal haben sie sich kaum um Viertelprocente von ihrem Standpunkte zwischen 94 und 93 verrückt, mochte es nun in West und Ost steigen oder sinken. Selbst ein Edikt, demzufolge künftig die Kautionen von Rentbeamten nicht mehr in Staatspapieren, sondern in baarem Gelde angenommen werden sollen, hat den Kredit jener nicht im entferntesten erschüttert. Einerseits stehen sie als Vierprozentige im Verhältniß zu den ausländischen Fünfprozentigen schon jetzt zu hoch, andererseits soll ihr Kredit durch parat liegende Millionen, um nöthigenfalls anzukaufen, künstlich gesichert werden. Börsenerschütterungen fanden also nicht statt, konstitutionelle oder absolutistische Revolutionen gab es nicht, Streitigkeiten, wer in unsere Akademie kommt oder nicht, interessiren das Publikum so wenig, daß es kaum weiß, wer in der Akademie ist, die Cholera ist vorüber und Don Pedro und Don Manuel fesseln kaum mehr als ein fernes Schattenspiel die Aufmerksamkeit. Sie mußte sich daher andere Gegenstände suchen. Es gab viele Feuer in Berlin; unsere Spritzenanstalten sind aber zu gut, als daß aus den vielen Feuersbrünsten ein großer Brand geworden wäre. Steffens ist nach Berlin berufen, ob als Professor der Physik oder der Philosophie, und wer das Geld zahlt, ist nicht klar; aber Steffens ist weder eine Konstitution, noch eine Sängerin oder Tänzerin, hat daher auch (wenigstens im Augenblick) keinen Anspruch, die Conversation zu füllen. Selbst das Bonmot über die beiden neuen Justizminister, die man „Christina und Ritta" (nach dem siamesischen Zwillingspaare) nennt, verschollt, ohne der Christina, oder der Ritta, oder allen beiden etwas zu schaden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 30.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 89.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 13. April 1832.

— Ich lieb', ich flehe und ächze schwer;
Der liebt die Dame, und sein Hannchen der.

Shakespeare.
Der Liebe Müh' umsonst.

Die Doppelheirath.

(Fortsetzung.)

Zur Zeit, von der ich spreche, war Therese Paccard, die Tochter eines Franzosen, der eine Spanierin aus Adayes geheirathet hatte, das hübscheste Mädchen im Dorfe. Therese war ganz Französin, ein höchst liebenswürdiges Geschöpf; ihr Vater hatte ihr eine hübsche Menge Phrasen aus seiner Muttersprache eingeprägt, er nahm sie auf seinen Besuchen bei den französischen Pflanzerfamilien mit sich, und der gute Baltazar hatte sie lesen gelehrt. Mit sechzehn Jahren war sie eine Waise, ohne Vermögen und lediglich auf die Gastfreundschaft der Nachbarn verwiesen. Nicht weit vom Dorfe wohnte ein junger Franzose, der aus den großen Ebenen der Avoyelles, ein Paar hundert Meilen weiter abwärts am rothen Fluß, wo er Hirte gewesen, eingewandert war. Müde, andern Leuten ihr Vieh und ihre Pferde zu hüten, nahm er sein Erspartes, wanderte in den Kanton von Natchitoches, kaufte ein Paar Hufen Lands und ließ sich mit seinem alten Vater und einer Schaar blühender Geschwister in einer schlechten Hütte häuslich nieder. Richard Lemoine, damals zwanzig Jahre alt, war einer der hübschesten Bursche in der Provinz, trotz seines Lederwammses aus den Prairien. Er war von normännischem Stamme, hatte blonde Haar, blaue Augen, eine frische, lebendige Farbe, trotz des Klimas, breite Schultern, proportionirte Glieder, zwei derbe germanische Fäuste, freien Anstand und eine gerade, kräftige Sprache. Im Bändigen eines Pferdes that es ihm sogar hier, wo die Reiter zu Hause sind, selten einer gleich. Er lernte Theresen kennen . . „Und verliebte sich in sie," rief ich, meinen Wirth unterbrechend. „Und verliebte sich in sie," fuhr er ruhig fort, „und Therese liebte ihn wieder; der junge Mann machte seine Werbung, und Therese erholte sich Raths bei Baltazar Polo." — „Ei ja, meine Tochter," sprach der gute Pfarrer, „von ganzem Herzen. Der junge Mann ist nicht reich und Du bist arm; ihr seyd aber beide brav und fleißig; Ihr habt einander lieb, ich weiß es nicht anders, und so will ich Eurem Glück nicht im Wege stehen."

Zur nämlichen Zeit reiste in der Stille noch eine, vielleicht nicht so zärtliche, aber respektablere Liebschaft zwischen einem Paare von reiferem Alter und in bessern Glücksumständen. Erinnert Euch der gut unterhaltenen Pflanzung, die ich Euch heute Morgen gezeigt, und des hübschen Hauses mit den zwei jungen Sycomoren davor. Dort lebte zur Zeit, wo sich meine Geschichte begab, Madame Labédoyère, die kinderlose Wittwe eines reichen Pflanzers, deren vierzigstes Jahr herannahte. Sie war eine Anglo-Amerikanerin, die Labédoyère als ein armes, aber hübsches Mädchen, und das etwas auf sich hielt, aus einer unserer Städte am atlantischen Ocean hieher an den rothen Fluß gebracht hatte, damit sie seiner und seines Hauswesens wahrnehme, während er sich nur mit seinen Schwarzen zu schaffen machte. Der gute Mann entdeckte

Digitized by Google

wohl bald mehr Regierungstalent an ihr, als ihm lieb war; aber nach einem kurzen Versuche, die Zügel wieder in die Hand zu bekommen, wobei er sich überzeugte, daß er mit seinem Weibe ungleich besser auskommen werde, wenn er ihr freie Hand lasse, ergab er sich auf gute Art, wie es unserer Nation eigen ist, in sein Schicksal, trug das sanfte Joch der Ehe mit preiswürdiger Geduld und war durchaus ein exemplarischer Ehemann. So verflossen zehn Jahre, da gab der Ruf in eine bessere Welt meinem Freund Labédoyère seine Freiheit wieder, und ich hoffe, es ist ihm dort der Lohn für seine Geduld geworden. Acht Jahre lebte so Madame Labédoyère einsam im Wittwenstande, als einzige Erbin der bedeutenden Besitzungen ihres Mannes. Aus dem Mädchen mit dem niedlichen, verschämten Gesicht war eine herrische Matrone geworden mit breitem Antlitz, finstern, buschigen Braunen und schwarzen Augen, welche das Niederschlagen längst verlernt hatten; die zierliche Sylphide hatte sich stattlich arrondirt, und der leichte, schwebende jugendliche Gang hatte dem stolzen, feierlichen Schritt einer Herzogin Platz gemacht.

Die Dame hatte ihr Auge auf einen alten reichen Franzosen geworfen, der zwei, drei Meilen von ihrem Hause, und noch weiter von dem Orte wohnte, wo Richard Lemoine sich mit seinen bejahrten Eltern und ihrer zahlreichen Nachkommenschaft niedergelassen hatte. Monsieur Dulac war ein kleiner Mann von sechzig Jahren, ein eingefleischter Hypochonder, grämlich und reizbar über alle Maaßen; der vornehmste Zug in dem gelben, verwitterten Gesicht war die stark hervortretende Unterlippe, und beständiger Mißmuth sprach aus dem Zucken der niedergezogenen Mundwinkel. Ein solches Inventarstück konnte nun für Madame Labédoyère, wie sie war, lediglich nichts Anziehendes haben; aber sie fand es nachgerade langweilig, blos ihre Dienerschaft unter der Zucht zu halten, und wie sie denn ein gescheidtes Weib war, schmeichelte der Gedanke, einen Wilden, wie Monsieur Dulac, zu zähmen, ihrer Eigenliebe. Sie kam daher dem Herrn mit ausnehmender Artigkeit entgegen, erkundigte sich mit der zartesten Aufmerksamkeit nach seinem Befinden, ertheilte ihm guten Rath bei seinen Beschwerden, schickte ihm Leckerbissen aus ihrer immer gut versehenen Küche, und wenn sie zusammenkamen, hatte sie die liebreichsten, sanftesten Worte für ihn. Sein gewöhnlich finsterer Blick erheiterte sich dann und bekam den schmachtenden Ausdruck des Katers. Der Plan der Dame gelang: das Herz des alten Franzosen ging in die Schlinge; er bedachte, wie hoch er bei seiner zunehmenden Gebrechlichkeit die Pflege und die erheiternde Gesellschaft einer so lieben Freundin, einer so vortrefflichen Haushälterin, wie Madame Labédoyère, anzuschlagen habe. Er lernte ein Paar galante Phrasen auswendig und bot seine Hand an, die denn auch, nach einiger Ziererei und den gebräuchlichen Gemeinplätzen über einen für eine Frau so hochwichtigen Schritt, angenommen wurde.

So war also zwischen unserm respektablen Paare und unsern jungen Liebenden Alles in Richtigkeit; sie gingen ihrem Glücke entgegen und Baltazar Polo, den Alt und Jung auf viele Meilen in der Runde lieb hatte, sollte die Paare einsegnen. Beide Liebschaften hatten sich zur Herbstzeit entwickelt, und bereits war der kalte Januar verflossen; die Februarregen machten die Wege grundlos und schwellten die Ströme so sehr an, daß man vor der schönen Jahreszeit nicht wohl an die Hochzeit denken konnte. Der traurige Regen ließ endlich nach und die Märzsonne ging auf. Der März ist hier zu Land ein schöner Monat, mag er bei Euch noch so unfreundlich seyn; er bringt recht schöne Tage, sanfte, laue Lüftchen; allerdings kommt nicht selten ein Regenguß und ein furchtbares Gewitter dazwischen, aber die Vegetation ist schon herrlich, alles blüht in Wald und Feld. Ihr habt noch keinen Frühling in Louisiana gesehen; ich kann Euch versichern, es ist der Mühe werth, deßhalb ein Jahr hier zu verweilen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die verglasten Burgen in Schottland.

(Beschluß.)

Ein anderes, von Macculloch untersuchtes, verglastes Fort, ist das von Craig Phadrick, auf einem Hügel im Norden von Inverneß. Die Feste scheint mit doppelten Ringmauern umgeben gewesen zu seyn; die innere war sehr hoch und stark, die äußere niedriger. Der eingeschlossene Raum hat etwa 75 Yards Länge und 30 Yards Breite. Craig Phadrick ist eine kegelförmge Erhöhung, das östlichste Ende des Bergrückens bildend, welcher den Loch Neß auf der Nordwestseite begrenzt. Der Hügel besteht aus Trümmergesteinen, deren Unterlage primitive Gebilde ausmachen. Der Unterschied in der Verglasung der Mauern von Craig Phadrick im Vergleiche mit denen von Dun Mac Sniochain, durch die Verschiedenheit ihres Materials bedingt, ist augenfällig; wie denn überhaupt nicht zwei solcher Forts im Stärkegrade der Verglasung einander vollkommen gleich gefunden worden; ebenso erstreckt sich bei einigen Burgen die Verglasung erstaunlich weit, während sie bei andern so unbedeutend ist, daß man die Spuren mit Mühe aufsuchen muß.

Auf der kleinen Insel, genannt Burnt Island, in dem Kyles of Bute finden sich die Trümmer einer verglasten Feste, wovon Smith die erste Nachricht

Digitized by Google

gegeben hat. Das Eiland, welches die denkwürdigen alterthümlichen Ueberbleibsel aufzuweisen hat, besteht aus Gneiß, der an der Stelle der Burg nur mit Dammerde bedeckt ist. Die Feste liegt zwölf bis fünfzehn Fuß über dem höchsten Wasserstande. Ihre Mauern, welche ursprünglich etwa fünf Fuß stark gewesen seyn mögen, bilden einen Kreis, oder vielmehr ein regelloses Vieleck von ungefähr fünfzig Fuß Durchmesser. Das Material derselben, Gneiß, trifft man theils nur mit weißem Schmelz überzogen, theils sind die Feldspathmassen zusammengeschmolzen und ganz zu dunkelbraunem Glase umgewandelt. Manche Gneißstücke sind Säulenförmig abgesondert, gleich den durch Basalte geglühten Sandsteinen.

Andere befestigte Berge und Hügel, deren Cardonnel erwähnt, sind die von Dun Evan in Nairnshire, von Tordun-Castle, unfern Fort Augustus, und von Castle hill of Finhaven, in der Grafschaft Angus. Ueber Dun Evan, dessen Name schon ursprünglich auf einen Vertheidigungsplatz hinweist, gab Tytler nähere Kunde. Die verglasten, gegenwärtig fast ganz zerstörten Mauern umgaben einen länglichen Raum, gleich dem von Craig Phadrick. Auf dem Castle hill of Finhaven sind die verschlackten Ueberbleibsel deutlich erkennbar in der Runde des Gipfels, und die eingeschlossene Area mißt 140 Yards Länge auf vierzig Yards Breite. Noch andere Forts finden sich auf der Westseite von Gleneves in Lochaber, drei Meilen südlich von Fort William, auf den Bergen von Eysick und Bortum, in den Kirchspielen von Inverneß und Dores, in der Baronie von Barcle, im Kirchspiele Colvend u. s. w.

Hibbert, ein gelehrter Schotte, gleich bewandert in der Alterthumskunde, wie in der Geologie, machte sich in neuester Zeit sehr verdient um genauere Kenntniß der Ueberbleibsel, von denen die Rede ist. Er sieht die absichtliche Verglasung oder Verschlackung, um den aufgeführten Trockenmauern ein bindendes Mittel zu geben, für eine Erdichtung an. Ihm scheint glaubhafter, daß unsere Festen theils Wachthürme, Warten gewesen, theils Sammelplätze für die verschiedenen Clans des schottischen Hochlandes bei allgemeinen Verhandlungen, während noch andere bei feierlichen Gelegenheiten, bei religiösen Gebräuchen u. s. w. gedient haben dürften. Er hält den Verglasungs- und Verschlackungsprozeß mehr für Werk des Zufalls, da durch ganz Schottland zahllose alterthümliche Festen zerstreut seyen, den verglasten vollkommen ähnlich, bis auf die Merkmale der Feuereinwirkung. Es ist bereits die Rede davon gewesen, weshalb man dem Glauben, die sogenannten verglasten Burgen haben zu Signal- oder Wachfeuern gedient, keineswegs unbedingt beipflichten darf. Macht es die hohe Lage vieler Forts wahrscheinlich, daß sie zu einer Art telegraphischer Mittheilungen benuzt worden, so fragt es sich, weshalb man für solche Absicht stets befestigte Stellen nothwendig erachtete? warum da, wo, der örtlichen Verhältnisse wegen, augenfällig stärkere Befestigung nothwendig war, mehrere Mauern der nämlichen Art gefunden werden? Ferner ist der eingeschlossene Raum in vielen Fällen zu groß, als daß man jene Meinung theilen könnte; auch wird die Stärke der Mauer oft zu beträchtlich gefunden. Und hätten die Forts zu Sammelplätzen für die Stämme des Hochlandes gedient, so begreift man nicht, weshalb die Verglasung meist nur an der Außenseite der Mauern gefunden wird.

Vergleichen wir nun das mehr oder weniger verglaste und verschlackte Mauerwerk der vitrified Forts, oder vitrified sites — wie Hibbert dieselben in Beziehung auf die von ihm entwickelte Ansicht genannt wissen will — die Aenderungen in dem dazu verwendeten Material, durch künstliches Feuer hervorgerufen, so lassen sich die auffallendsten Aehnlichkeiten mit den durch vulkanische Gluth, beim Emporsteigen der Basalte, bedingten Umwandlungen nicht verkennen; das theilweise Schmelzen und die Frittungen, welche Gneißbruchstücke erfuhren, das Gewundene und Gebogene in Glimmerschiefermassen, die oberflächlichen Verglasungen, die an Thonschieferfragmenten wahrgenommen werden, das Bröckelige und Zerreibliche von Quarzstücken, besonders aber die Phänomene, welche Sandsteine zeigen — alle diese Erscheinungen tragen durchaus das nämliche Gepräge, wie die, die an der Grenzstelle zwischen Trappgebilden und den gleichnamigen Felsarten beobachtet werden. *)

*) Die weitere geologische Ausführung s. in der zweiten Abtheilung des Werkes von Leonhard, über die Basaltgebilde u. s. w., welches zu Ostern bei Schweizerbart (Stuttgart) erscheint.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Fortsetzung.)

Neuer Götzendienst.

Auch über Rauner spricht man nicht, obwohl sein wohlgetroffenes Bildniß (von Krüger) eben lithographirt erscheint. Es hat sich kein vornehmer Graf einen zweiten Korb geholt, der Berlin beglückt könnte; was blieb also den nach Zerstreuung Durstigen und Hungrigen, als ein neuer Götzendienst? Der alte Bacchusdienst verlangte nach einer neuen Incarnation, und zwei Tänzerinnen aus Wien erschienen in dem Augenblicke, wo die Cholera aus Berlin auszog, um sich vergöttern zu lassen, oder besser, um vergöttert zu werden. Die beiden guten Mädchen hatten es sich wohl so wenig an ihrer Wiege träumen lassen, als auf der Höhe ihrer Kunst-

fertigkeit in Wien, zu welcher Rolle sie in Berlin bestimmt wären. Wirklich kommt auf ihr Theil keine Schuld; sie wollten gewiß so wenig Taglionis und Noblets seyn, als das, wozu eine gewisse Berliner Pruderie sie auch zu stempeln für nöthig hielt. Sie kamen darin gewiß unschuldig her, und nur das hohle Bedürfniß des Götzendienstes hat sie mit den Attributen ausgeschmückt, über die sie selbst am meisten lachen mögen. Da sind es jugendliche Grazien, anmuthstrahlende, jungfräulich züchtige Tänzerinnen so hohen Ranges, von so schöpferischer Erfindungskraft, daß nach ihnen selbst eine Taglioni nichts machen würde u. s. w. An alle dem ist nun nicht mehr, als daß sie eben gute Tänzerinnen des zweiten Ranges sind, ziemlich wohlgebaut und — das spricht am meisten für sie — nicht mehr prätendiren, als Tänzerinnen zu seyn. Uebrigens sitzen sie nicht mehr auf den Flügeln der Aurora, und thun sehr wohl daran, alles Reelle, was unter dem Weihrauch zu ihnen aufsteigt, mitzunehmen und zu sammeln für die Zeiten, die ihnen nicht gefallen werden. Ob alles erschöpft worden, was der Schellendienst unserer Zeit für Tagesgöttinnen dieser Art ersonnen, will ich nicht behaupten, denn der menschliche Scharfsinn ist groß und der Berliner noch größer in dergleichen Dingen, und als die Sontag hier war, glaubte man schon, es sey alles erschöpft; aber mehr ist geschehen, und mehr hat man sich lächerlich gemacht, als bei irgend einer frühern Opferung. Daß Jung und Alt dabei gleich thätig war, läßt sich nicht sagen, denn das Alter hat bei diesen Triumphzügen in Berlin immer den Reigen geführt. Zahllose Thränen sind ihnen nachgeweint worden, unter denen die des Theaterkassenvorstandes nicht die unbedeutendsten sind; denn wenn Jemand nichts von ihnen gewonnen hat, ist es das Theater. Es wird nur eine gewisse Summe für das Vergnügen ausgegeben, und was die Geschwister Eisler eingebracht, ging in den leeren Theaterabenden dazwischen verloren, von den indeß brach gelegten, theuer salarirten Kräften der Einheimischen zu schweigen. Doch selbst die Balletdarstellungen waren nicht immer besetzt, und die natürliche Apathie bei so ganz Geistlosem siegt denn doch häufig über die künstliche und mit allen Mitteln forcirte Begeisterung. Man spricht von einem dauernden Engagement beider Tänzerinnen hier. Das wäre vielleicht das beste Mittel, um den Berlinern zu zeigen, wofür sie sich begeistert haben. Denn einmal, was wir besitzen, reizt uns nicht, und dann ist es ebenso ausgemacht, daß wir gewöhnlich nur das gewinnen, was vielleicht einmal ausgezeichnet war. Von der Landplage des Ballets hat das Berliner Theater übrigens so bald keine Erlösung zu hoffen; die einzige Kur ist hier Uebersättigung.

(Der Beschluß folgt.)

Lyon, März.

(Beschluß.)

Die Quellen von Frankreichs Unglück.

Ehe ich diese Bemerkungen über die ernsten Gegenstände unsers öffentlichen Lebens schließe, will ich noch einige Worte über unsere Industrie und unsern Handel im Allgemeinen beifügen, deren sich seit dem Anfang von 1831 eine Art von Starrkrampf bemächtigt hat, der nach der kurzen Fieberkrisis im vorigen November von Neuem einzutreten droht. Man sagt sich seit länger denn einem Jahre: die Zeit wird all diese Wunden heilen; alle Revolutionen lassen solche Störungen nach, wie gerecht und mäßig sie auch seyn mögen, immer sind sie von Erschütterung des öffentlichen Kredits, von der Verschließung des baaren Geldes und von der daraus hervorgehenden Lähmung der Industrie unzertrennlich. Allerdings löst sich in der Natur alle heftige Bewegung in Stillstand und Ruhe auf; warum dauert denn aber bei uns in Frankreich die Erschütterung noch immer fort? warum will sich der vulkanisch von einander gerissene Boden nicht schließen, warum will nicht Grün auf der Lava wachsen? Zwanzig Monate sind nun seit den Julius-Ereignissen verflossen, und doch ist die Sorge noch lange nicht von uns gewichen, im Gegentheil, die Unruhe und der Mangel an Vertrauen ist noch sehr peinlich. Wohl hat England nach Vertreibung der Stuarts in politischer Beziehung noch vierzig Jahre gelitten, aber seine moralische Kraft und sein Handel hoben sich gleich nach jenem Ereigniß kräftig und mächtig. Dies ist jetzt nicht so in Frankreich. Warum wohl? Weil es uns an aller moralischer Kraft fehlt, und weil ohne diese selbst die beste Regierung keine Basis, keine Zukunft hat, geschweige denn eine unzuverlässige, aus der Volkslaune hervorgegangene. Der Handelsstand zähle jetzt in Frankreich eine Menge wohldenkender und unterrichteter Männer; es fehlt ihm weder an Kenntniß, noch an gutem Willen, für des Landes Wohl zu wirken; ein großer Theil von Frankreichs Reichthum liegt in seinen Händen, dadurch und durch seine intellektuelle Bedeutung hat er großen Einfluß auf die letzte Revolution gehabt, er ist dem ganz zugethan, was durch sie entstand, und doch kann ihm die Regierung nicht aufhelfen. Es sind seit anderthalb Jahren eine Menge der angesehensten Häuser zu Grund gegangen und ungeheure Summen wurden dabei verloren. Der Gewerbfleiß hat in allen Fabrikstädten unendlich gelitten, in Mülhausen, St. Etienne, Tarare und Rouen, am meisten in Lyon. Allerdings wirken dabei eine Menge äußerer Umstände zusammen: die Ungewißheit über Krieg und Frieden, Mangel an Bestellungen aus den durch eigene Revolutionen aufgeregten Ländern; rechnen wir dazu die Unwissenheit und Leichtgläubigkeit der Leute selbst bei den unsinnigsten und widersprechendsten Nachrichten von Paris und vom Ausland. Die traurige Hauptursache liegt aber in dem Mangel an Vertrauen in den gegenwärtigen Bestand der Dinge. Nicht die gegenwärtige Regierung ist daran schuld, denn in vieler Beziehung handelt sie klug und kräftig, sondern das mächtig und immer neu aus dem Innern herausquellende Gefühl: kein kleines oder großes Gemeinwesen kann bestehen ohne moralischen Halt. Dieser aber geht der Nationalrepräsentation, den unwissenden, halb bestochenen, halb von wilden Leidenschaften getriebenen Kammern so gut ab, wie der furchtbaren, hyperartigen Büreaukratie. Es ist das Gefühl, an einer Pyramide zu hängen, die auf der Spitze steht und wo Alles, ohne tiefes Eingehen in die Natur des Menschen und des Staats, nur mit dem Augenblick und für sein Gebot lebt. Instinkt der Klugheit, ihren traurigen Zustand zu fühlen, haben die Franzosen genug, aber nur Wenige besitzen die Kraft, sich die Ursache davon einzugestehen, denn sie müßten dann sagen: der Bau unsers ganzen öffentlichen und gesellschaftlichen Lebens ist auf Sand gegründet, er kann nicht bestehen, so viel Schönes und Klingendes wir auch darüber sagen und oft wiederholen, und er wird nicht bestehen. Viel Wahres und Ergreifendes haben darüber die St. Simonisten ausgesprochen, leider aber mischten sie so viel Unreifes und Unsinniges bei, daß die guten Körner davon erdrückt wurden und nicht aufgehen können.

Beilage; Literaturblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 90.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 14. April 1832.

Es sitzt das Volk der Hähne
In seiner Stadt Paris;
Es treibt ein rechtes Bähen
Und führt ein rechtes Krähen,
Zu aller Welt Verdruß.

Rückert.

Meine Landsleute in Paris.

Langsam zieht eine Reihe von Weibern und Kindern aus der schmutzigen Vorstadt St. Denis nach dem Boulevard. Einige derbe Bursche folgen träg; lautschreiend läuft ein fluchender Mann ihnen nach, die eine Hand geradehin ausgestreckt, als wollte er die Langsamen damit erreichen, die andere Hand beschäftigt, mit einem krummen Kamme die glatten Haare herunterzustreichen. Die Andern wandern ruhig fort und brummen eine Antwort, ohne sich umzusehen. Die Leute auf dem Boulevard werden aufmerksam und stellen sich zur Seite, um den Zug vorbei zu lassen. Der schreiende Kerl hat sich nun zu den andern gesellt und hört nicht auf, zu schelten und zu fluchen. Ich sitze da auf einem gemietheten Stuhle und lese den National; plötzlich werde ich aufmerksamer auf die Fremden, die mir schon aus der Ferne als solche erschienen waren. Es sind „die süßen Töne der Sprache von oc," die ich vernehme, mein Gesicht legt sich in die freundlichsten Falten, denn ich höre: „Hans und Kätter u. s. w.," oder träume ich etwa? Nein, es sind ehrliche Schwarzwälder, die ihr schönes Land verlassen, um über den Pariser Boulevard und den Ocean ein Plätzchen in einem Urwalde zu suchen, das sie einem Panther oder Wilden streitig machen müssen, einen Fleck, worauf sie sich ein Hüttchen bauen können. — Das müssen ruhm- oder gewinnsüchtige Leute seyn, würde man sagen, wenn man es nicht besser wüßte.

Die guten, einfachen Leute, die genügsamen, arbeitsamen Süddeutschen, welchen Gefahren werden sie Trotz bieten müssen, welchem Elende werden sie sich preisgegeben sehen! Die Männer werden zu der schwersten Schiffsarbeit angehalten werden, um die Kosten der Ueberfahrt abzuverdienen, und dabei den Thränenblick auf ihre kranken Weiber und Kinder nicht werfen können, weil diese im tiefunterſten Raume schmachten. Die Armen! solchem Elende entgegen zu gehen, und als Vorschule dieser Plagen durch zwei Reihen spottender Badauds durchwandern zu müssen! „Ce sont de veritables allemands!" hörte ich die Gaffer sagen, als wären ihnen schon oft falsche für ächte ausgegeben worden.

Die Männer hatten blaue Hemden an, so gut wie die Franzosen, nur war ihr Fußwerk ein wenig plumper, etwa wie sich der Huf des Bretagner Pferdes zum luftigern des Normanns verhält; und statt der vielgestaltigen, buntscheckigen französischen Casquets trugen Jene gestrickte Schlafmützen, oder einen breitkrämpigen, unförmlichen Hut. Die Weiber hatten sehr schwere lange Röcke an und konnten daher nicht vogelartig, wie Französinnen, einhertrippeln, sondern schleppten sich vielmehr, als wären ihre Beine gefesselt, gleich Baugefangenen auf dem glatten Trottoir dahin. Ihre Jacke war sehr kurz, daher erschien der obere Theil ihres Körpers ganz außer Verhältniß klein gegen den untern. Auf dem Hinterkopfe, fast in den Nacken geschoben, trugen sie gepolsterte Mützen, ähnlich den Fallhüten der Kinder; am Busen einer jeden

Digitized by Google

flimmerte aber ein ſilbernes Kreuz, das Erbſtück des Hauſes, das ſeit vielen Geſchlechtern am Halſe der Töchter hängt. Die Kinder, die in Amerika geboren werden, können es unmöglich ſo in Ehren halten.

Meine reinlichen Deutſchen blieben unfern von mir ſtehen und kauften einen Kamm. Im Kreiſe ringsumher ſtellten ſich die Franzoſen, die großſtädtiſchen Pariſer, und machten ihre Gloſſen. Sie, welche die tollſten Fratzen, die barockſten Maskeraden täglich auf ihrem Boulevard zu ſehen bekommen, konnten ſich nicht ſatt wundern über dieſe Handvoll Auswanderer. Ein Menſch, der ſich von einem großen Bogen rothen Papiers eine abenteuerliche Mütze zuſammengelegt hatte, die er ſchief auf dem Ohre trug, und deßhalb von Niemanden ausgelacht wurde, hatte ſo wenig Savoir vivre, daß er den armen Schwaben wegen der Nachtmütze, deren Zipfel ehrbar in der Mitte des Rückens herunterhing, laut beſpöttelte. Ein anderer, in plumpen Holzſchuhen und ohne Strümpfe, bekrittelte die breiten Meſſingſchnallen und dicken wollenen Strümpfe der Fremden. Ein altes ſchmutziges Weib, mit fliegenden Haaren und einer zerdrückten, zerriſſenen Dormeuſe, ſagte in abſprechendem Tone, als wäre ſie Schiedsrichterin im Gebiete der Mode: „in der That, dieſe Hauben ſtehen den Frauen ganz artig; ſie ſehen darin menſchlicher aus, als wenn ſie ſo ſchwarze Kappen tragen, die ihnen das Anſehen von Fledermäuſen geben.“ Der Kamm war gekauft und die Deutſchen zogen ihres Weges weiter. Der alte Schwarzwälder Bauer, der früher ſo geſchrieen und geflucht hatte, nun aber ganz ruhig geworden war, nahm eines der jungen Weiber bei der Hand, vielleicht war es ſeine Tochter, und ging mit ihr an der Spitze des Zuges. „Tiens,“ rief ein Gaſſenjunge, „der Deutſche führt ſeine Dame.“ — „Er gibt ihr aber nicht den Arm,“ rief lächelnd eine niedliche Blumenverkäuferin, die im Gehen einen Strauß band und den Zwirnfaden vom Munde herabhängen hatte. „Ich war in dem Lande zur Zeit des Kaiſers,“ brummte ein vieux brave mit einem Stelzfuße mir zu, der mich für einen Franzoſen halten mochte; „dort muß man dieſe Leute ſehen. Ein abſcheuliches Land! Schlechte Wege, daß die Kanonen ſtecken bleiben, nichts als pommes de terre, viel Schmutz und lauter Deutſche!“ — „Nicht möglich!“ rief ich und bog voll Verdruß in eine Seitengaſſe, ohne mich weiter um meine armen Landsleute und ihre Spötter zu bekümmern.

Die Doppelheirath.

(Fortſetzung.)

Wir waren alſo im März; die Pflanzer fingen an, die Baumwollen- und Maisfelder zu beſtellen; Abends ſchweiften die Irrlichter über die Ebene, der Kornelkirſchbaum entfaltete ſeine dichten weißen Blüthen, die hochrothen Büſchel des Bouton rouge ſprengten ihre Winterhülle, die Azalea, der gelbe Jasmin und tauſend andere Blumen, die Ihr ſehen ſollt, wenn Ihr bis zum Frühjahr bei uns bleibt, blühten luſtig an den Ufern der Ströme und durchwürzten die Wälder, und die Wieſen färbten ſich purpurroth von ihren Frühlingsblumen. Der Frühling iſt die Jahrszeit der Projekte und Hoffnungen; Menſchen, wie Vögel, denken da darauf, ſich eine Hütte zu bauen und eine Lebensgefährtin zu wählen; wen Krankheit oder Alter raſchen Schritts dem Grabe entgegenführt, baut da Luftſchlöſſer auf lange Jahre hinaus, und mir ſelbſt mit meinem grauen Kopfe wurde es in der friſchen, jungen Natur, in der elaſtiſchen Frühlingsluft oft nicht anders zu Muthe, als ſollte ich ewig leben.

Je höher die Sonne ſtieg, je lauer der Wind wehte, je grüner der Wald ſich färbte, deſto zärtlicher wurde Dulac; er ſah dem Tage der Hochzeit mit Ungeduld entgegen und drang in die Wittwe, ſein Glück nicht länger hinauszuſchieben. „Ach! Geliebteſte,“ ſprach der Alte mit zitternder Fiſtelſtimme, „pflücken wir die Blumen des Lebens, bevor ſie welken!“ So dringendem Verlangen konnte die Wittwe nicht widerſtehen, und ſie willigte ein, daß ungeſäumt zur Hochzeit geſchritten werde. Zur ſelben Zeit ungefähr, wo ſich dieſer zärtliche Auftritt begab, drang Richard Lemoine ſeinerſeits in nicht ſo gewählten Ausdrücken, aber nicht minder zärtlich in die hübſche Thereſe, ihre Verbindung zu beſchleunigen, und war eben ſo glücklich. Aber das Ende des Karnevals rückte heran, nur noch zwei, drei Tage, ſo traten die Faſten ein, während welcher die Hochzeiten in der katholiſchen Kirche verboten ſind. Ich habe oft daran gedacht, wären die Bräuche unſerer Kirche hier in Louiſiana ausgemacht worden, man hätte die Faſten einen, zwei Monate im Kalender weiter vorgeſchoben; doch ich bin kein Gottesgelehrter und mag über ſo heilige und kitzliche Dinge nicht raiſonniren. Auch unſern Verliebten fiel dieß nicht ein; alle aber meinten, bis nach den Faſten könne man nicht warten, und es bleibe demnach nichts übrig, als vor denſelben Hochzeit zu machen. Es war aber wahrhaftig nicht anders, als ob alle Wittwer und Wittwen im Sprengel Natchitoches beſchloſſen hätten, vor Ablauf des Karnevals wieder zu heirathen. Eine ganze Menge Paare, von allen Nationen, Altern und Farben, wollten in der Kirche zu Adayes vom guten Baltazar getraut ſeyn, und noch lange ſprach man hier zu Lande von dieſem Jahr und nannte es nur das Hochzeitjahr.

„Weißt Du wohl, Richard,“ ſprach Thereſe zu ihrem Bräutigam, als er ihr ankündigte, daß die Hochzeit Tags darauf ſeyn ſollte, „weißt Du, daß Vater Polo übermorgen, am letzten Karnevalstag, um 4 Uhr Morgens anfangen und bei der Frühmeſſe Alles trauen will, was

Digitized by Google

in die Kirche von Adayes kommt? Es iſt widrig, wenn einen in der Kirche Jedermann ſo anſieht; werden wir aber mit einem ganzen Dutzend getraut, kann man uns nicht auslachen, nicht wahr? Alſo übermorgen früh, Richard, und ſo frühe Du willſt; denn je zeitiger wir in der Kirche ſind, deſto dunkler iſt es noch.“ Richard hatte gegen einen ſo vernünftigen Vorſchlag nichts einzuwenden und ging, um in der väterlichen Hütte ſeine kleinen Vorkehrungen zum Empfang der Braut zu treffen. Nun traf es ſich ſeltſamerweiſe, daß Madame Labédopère, ſo wenig man ihr ſonſt allzugroße Schüchternheit vorwerfen konnte, durchaus gleichfalls am lezten Tag vor Faſten Morgens getraut ſeyn wollte. Der galante Bräutigam widerſezte ſich dieſem Vorhaben in zarten, aber beſtimmten Ausdrücken; er gab zu bedenken, daß Schicklichkeits halber ihre Verbindung nothwendig am hellen Tage mit dem gehörigen Dekorum gefeiert werden müſſe; er mußte aber am Ende in dieſem Punkte nachgeben, denn die Dame erklärte feſt, wenn ihr nicht willfahrt werde, müſſe die Hochzeit bis nach den Faſten verſchoben werden, und Monſieur Dulac war ein zu zärtlicher Liebhaber, als daß er bei einer ſolcher Alternative ſich hätte beſinnen können. Madame Labédopère mochte wohl mit einigem Mißbehagen an die traurige Figur denken, welche ihr alter Adonis mit dem ſauern Geſicht und den nichts weniger als ganz feſten Beinen beim Brautzug ſpielen würde, und wollte ſich den naſeweiſen, boshaften Blicken dadurch entziehen, daß ſie ſich in der Menge von Brautleuten verſteckte, auf welche ſie am lezten Tage vor den Faſten in der Kirche rechnete.

Der Tag kam endlich heran. Um halb vier Uhr Morgens öffnete der Sakriſtan die Kirchthüren und weckte das Dorf mit dem gräßlichen Geklingel der zerſprungenen Glocken. Der gute Baltazar Polo erſchien zur rechten Zeit, und die Kirche fing an, ſich mit den Brautleuten und ihren Verwandten zu füllen. Die Paare rückten nach einander an; beim Scheine der Laternen, mit welchen die Schwarzen an der Kirchthüre ſtanden, ſah man hier einen jungen Hochzeiter in kurzem Mantel und mit dem breitrandigen, mit Federn geſchmückten Palmettohute, mit einem Geſicht, in welchem die Züge des Spaniers und des Ureinwohners in einander floßen, gleichgültig, zerſtreut einherſchlendern, ein junges Weib am Arm, deſſen munteres, ruhigeres, aber ebenſo braunes Geſicht vom dichtgewobenen ſpaniſchen Manto halb bedeckt war, der aber doch den Strauß natürlicher, dieſen Morgen erſt gepflückter Blumen vor der Stirne ſehen ließ. Dort ſah man eine ſüß lächelnde Schöne mit für das Klima ein klein wenig zu roth gefärbten Wangen, eine Guirlande künſtlicher Blumen im Haar, auf den Fußſpitzen in die Kirche trippeln; an ihrer Seite den Bräutigam, deſſen lebendiges Geſicht und feuriges Auge, ehe man noch den aufgeſchlagenen Hut, das gepuderte Haar und das himmelblaue Kleid mit langen Schößen bemerkte, den Franzoſen verriethen. An Andern bemerkte man die Züge der verſchiedenen Racen, wie ihre Koſtüme, in wunderlichem Gemiſche. Faſt alle waren wegen des Wetters, das, vor Kurzem noch heiter, die Nacht über kalt, feucht und windig geworden war, in weite Kleider gehüllt. Vierzehn Paare nahmen im Schiff der Kirche Platz, und zwar in zwei Reihen, ſo daß in der Mitte freier Raum blieb für den einſegnenden Prieſter. Dahinter ſtanden die Freunde und Verwandte, welche nach der Handlung die Bräute in die Häuſer ihrer Verlobten begleiten ſollten. Das Innere der Kirche war durch zwei Kerzen auf dem Altar nur ſehr ſpärlich erleuchtet. Draußen war ein Gewitter im Anzug, der Himmel wurde, je näher der Tag kam, immer düſterer, der Wind pfiff furchtbar um die Kirche und die Kerzen flackerten, wenn von Zeit zu Zeit ein Windſtoß zu der offenen Thüre hereinfuhr. Das Licht zuckte an den Wänden hin und her und zeigte auf der einen Seite des Altars in wunderlichem Scheine ein Conterfei unſerer lieben Frauen de los dolores, eine wahre Schmerzensfrahe, auf der andern ein Bild, wo St. Antonius von den böſen Geiſtern verſucht wird, und wobei es dem Maler gelungen war, den ſcharfſinnigſten Beſchauer in Zweifel zu laſſen, wer garſtiger war, der Heilige oder die Teufel. Weiterhin befanden ſich ein Paar Schildereien, deren trübſelige, finſtere Geſichter beim flackernden Kerzenlicht plözlich drohend herabblickten und ebenſo ſchnell wieder im Dunkel verſchwanden.

(Die Fortſezung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Beſchluß.)

Berliner Kaſtengeiſt.

Es möchte immer eine intereſſante Aufgabe bleiben, einmal pſychologiſch zu unterſuchen, wie der Enthuſiasmus hier entſteht, wie er fortgebildet wird, wo er ſeine Kataſtrophe findet. Es iſt nicht damit abgethan, daß man ſagt, es gibt viel leere und hohle Köpfe, die nach Beſchäftigung verlangen. Dieſe ſelben Köpfe können ſich auch für das Würdige begeiſtern, und die Zeit hat bewieſen, daß der Zunder nicht blos Strohflammen entzündet. In der freilich oft geläugneten Gutmüthigkeit, die aber ganz gewiß im Berliner „Bürgercharakter“ liegt, findet ſich wenigſtens ein Nebenſchlüſſel zu den kurioſen Erſcheinungen, die unſern Geſchmack ſo oft blamiren. Wenn ſich die Sinne für etwas intereſſirt haben, was harmlos iſt, will man es nicht wieder fallen laſſen. Auf der einen Seite operirt daneben ein altſpießbürgerlicher Widerwille gegen das Privilegium des äſthetiſchen Geſchmacks, auf der andern die viel leidigere Sucht, vornehm zu ſcheinen. Beide, ſo ſeltſam es klingt, läßt der Zufall bisweilen zuſam-

Digitized by Google

men operiren. — Für dieses Thema gibt die Geschichte des Berliner Colosseums gute Materie. Das kolossale Gebäude stand da und blieb leer. Der Berliner Witz erhob sich dagegen. Der Unternehmer aber kämpfte mit verwandten Waffen; er ließ sich eine treffliche Schrift dafür aufsetzen, deren Argumente das Berliner Gewissen rührten. „Wo soll das Gedeihen herkommen," sagt er, „wenn schon vor dem ersten Tage der Eröffnung die allgemeine Frage: darf man auch riskiren, sich dort sehen zu lassen? von der Medisance erfunden und von Mund zu Mund verbreitet wurde? — Wie soll ein Vorurtheil bekämpft werden, welches, gleich einem Luftgebilde, unverwundbar ist und mit dem Feldgeschrei: „es schickt sich nicht," alles in Schrecken setzt, ohne je eine Erklärung zu geben, was denn eigentlich das Unschickliche sey? Werfen wir diese prüde Bedenklichkeit bei Seite und blicken wir die Sache unpartheiisch an, so wird kein Anstoß bleiben. Alle andern großen Städte geben uns ein gutes Beispiel in dieser Beziehung: der Pariser Elegant scheut sich nicht, einen Salon zu besuchen, wo auch mitunter ein Ouvrier sein verre d'eau sucré trinkt. Wien, Hamburg, Amsterdam haben ihre Tanzsäle und Kaffeegärten, wo die höchsten Herrschaften sich unter die fröhliche, aus allen Ständen zusammengesetzte Menge mischen. Nur Berlin kennt das, was man Volksleben nennt, kaum dem Namen nach; jeder Cirkel isolirt sich, jeder klagt über Mangel an Vergnügen, und keiner ist aufrichtig genug, zu sagen, was eigentlich Noth thut. Zwanzig Orte, welche vor etwa fünfzehn Jahren sehr besucht waren, stehen nun leer, oder sind der Hefe des Volks anheimgefallen, eben weil dünkelvolle Ueberhebung einiger Klassen sie für jeden anständigen Besucher mit dem Bann belegte. Die Sucht, für einen Vornehmen zu gelten, zog die Mittelstände Schritt vor Schritt den großen Tonangebern nach, welche eben so wieder vor jenen zurückwichen, bis sie zuletzt nur hinter ihren eigenen Mauern sich vor aller Befleckung mit den Roturiers sicher hielten. So blieb denn der Intoleranz das Feld frei, und die Erfahrung zeigt, wie weit sie ihre Eroberungen ausdehnte. — Das beste Beispiel gibt das Theater: sonst ging jeder anständige Mann, welcher jedoch seine Ausgaben streng berechnete, ins Parterre; als dieses von der Mode proscribirt wurde, mußte Alles, was nicht anrüchig werden wollte, ins Parquet flüchten, so daß dieses das Parterre bis auf ein Winkelchen beschränkte, wofür denn aber auch oft genug die Bänke des Parquets leer stehen und dem aufgeblähten Dünkel hinreichend Raum lassen." — Diese sehr wahren Argumente wirkten. Man schämte sich, daß man bisher falsch vornehm gewesen, man wollte ächt vornehm, wenigstens für den Augenblick, werden, die Gutmüthigkeit reflektirte, welch ungeheure Kosten der Mann im Vertrauen auf den Beistand der Berliner für das Vergnügen derselben aufgewandt, und die leeren Hallen füllten sich von Vergnügungslustigen oder solchen, die es für Pflicht hielten, vergnügt zu scheinen. Das, was bezweckt war, ist es freilich nicht, dafür ist Berlin nicht der Ort, aber das Colosseum florirt doch für den Augenblick. Es fehlt nur an geschickten, das Volk kennenden Leitern, um den entzündbaren Sinn auch für das Bessere aufzuregen. In mancher Beziehung ist es früher gelungen. Was Zelter zum Beispiel zur Erhaltung des Sinns für die große, alte Musik durch Begründung der Singakademie gewirkt, dürfte noch in vielen andern Kreisen versucht werden. Jetzt ist es der eigentliche tiers état, die gewerbtreibende Bürgerklasse, auf die spekulirt werden muß. Sie allein hat Geld und noch gesunden Sinn. Ich sage noch; denn schon droht eben die frivole Lust, welche die entnervten Sinne unserer höhern gesellschaftlichen Klassen beherrscht, auch ihrer sich zu bemeistern. Das Streben nach Bildung regt sich in unsern wohlhabenden Bürgern; mancher Handwerker ist dem Kunstverein beigetreten, mancher Kaufmann legt Gemäldesammlungen an, bei den Stadtverordneten wird hie und da eine patriotische Stimme laut, die Gewerbsschule blüht, es fehlt nur eine Leitung, eine Anweisung zu gemeinnützigen, großen Unternehmungen, während der Uebertritt aus den Gewölben und Werkstuben an die Papierbörse, zum Ballet und zu Rossini freilich keiner Anleitung bedarf.

Auflösung des Logogriphs in Nr. 84:

Affe. Alle. Amme. Axe.

Räthsel.

Wen Fee'n habt ihr als Mädchen oder Knaben
Ein manches Mährchen jüngst mit Lust gelesen,
Ihr wißt von Lampen auch mit Wundergaben,
Und anderm fabelhaften Zauberwesen;
So laßt von einer Fee mich jetzt erzählen,
Sie war Scheherazaden zwar bekannt;
Doch unter Feen hatte die zu wählen,
Drum hat sie diese Fee dem Sultan kaum genannt.

Sie lebt noch jetzt, und hält in ihren Händen
Die Zauberlampe mit so bunten Bildern,
Daß meine Verse kaum ein Ende fänden,
Wollt' ich davon den ganzen Reichthum schildern;
Doch Eines ist voraämlich zum Erstaunen:
Wenn Poesie euch oft im Weinen übt,
Und Phantasie wie Liebe quält mit Launen:
Die Fee hat euch noch nie mit einem Bild betrübt.

Sie wandelt nur auf Erden, um zu trösten,
Mit Freudebildern lindert oft sie Schmerzen,
Sie weilet gerne, wo die Noth am größten,
Die Aermsten, Schwächsten mag sie liebend herzen;
Und wenn ein reines Aug die Bilder schaute,
Und sich in ihrem Anblick froh verlor,
So sprang oft, eh' ein neuer Morgen graute,
Aus ihrer Zauberlamp' ein lebend Bild hervor.

Es fiel dem seligen Träumer in die Arme,
Und weckt' ihn froher aus dem frohen Traume,
Da wußt' er nichts mehr vom zerfloss'nen Harme,
Da pflückt' er Früchte von dem Lebensbaume.
Meint ihr, daß dann der Glückliche freundlich danke?
O nein! alsbald vergessen ist die Fee;
Doch wirkt ihr Wohlthun nicht in enger Schranke,
Der Undank thut ihr, längst gewohnt, nicht weh.

Sie weiß, daß nach der jetzt verschmähten Gabe
Die Glücklichsten doch bald mit Sehnsucht schauen,
Sie weiß, daß ihr vom Keime bis zum Grabe
Die Menschen oft ihr Liebstes anvertrauen;
Nur ist sie leider: nicht ganz zuverlässig,
Mit manchem Bilde neckt euch blos die Fee:
Drum sey für sie auch euer Zutrau'n mäßig:
Doch, wen sie ganz verließ, der rufe dreimal Weh!

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 91.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 16. April 1832.

Nun weint die Welt, und sollten wir nicht weinen?

Goethe.

Epilog zu Tasso

am 27. März 1832 gesprochen auf dem Weimarschen Hoftheater

von

A. Durand, als Tasso.

Zerbrochen — — ja, zerbrochen und entschwunden —
Auch unser Steuer ist's, — — wie sprech' ich's aus? —
Kehrt wohl ein Wort, wie schmerzlich tief empfunden,
Aus voller Brust das Innerste heraus? —
Ja, nah't Euch nur *), in Trauer eng verbunden,
Den Blick umdüst're nächt'ger Flor und Graus —
Ihn, den wir wähnten ewig zu umschlingen,
Soll keiner Sonne Licht uns wiederbringen!

So war's kein Traum, was plötzlich uns erschreckte,
Wie Donnerschlag in friedlich stiller Nacht,
Aus stolzer Sicherheit betäubend weckte! —
Es trifft der Blitz, des Hauses Stütze kracht,
Zusammenstürzt das Dach, das schützend deckte,
Und des Geschickes furchtbar strenge Macht
Verkündet laut die tragischste der Lehren:
„Das Leben muß im Tode sich verklären.“

*) Aus dem Hintergrunde traten bei diesen Worten die Prinzessin und Leonore mit übergeworfenen Trauerschleiern, in der Mitte Alphonso, langsam hervor, während neben den Koulissen das gesammte Theaterpersonal in altitalienischem Trauerkostüm sich aufstellte.

O goldne Zeit, wo bist du hingeschwunden,
Da unsre Hand ihm heitre Kränze wand,
Da jeder sich in ihm erst selbst empfunden,
In seinem Blicke Muth, Gelingen fand, —
Ihr unvergeßlich einzig schönen Stunden,
Wo er zu kühnstem Streben uns verband,
Mit seines Geistes Flamme uns entzündet
Und eine Welt im engsten Raum gegründet?

Er, der zuerst zum einfach Wahren, Schönen,
Ein Adler sich zur Sonne aufwärts schwang,
Mit starkem Willen, kraftbeschwingten Tönen
Die Kunst befreit von falscher Regeln Zwang,
Der Vorzeit wie der Dichtung Wechselscenen
Aus reicher Brust mit Lebenshauch durchdrang,
Und freisten Sinns, doch mit gemess'nen Tritten,
Zu höchsten Zielen siegreich vorgeschritten.

Da ward der heilig enge Bund geschlossen,
Der jenen hohen, ewig theuern Mann,
Des gleichen Strebens, gleichen Ruhms Genossen
Auf's neu der Welt und uns zunächst gewann.
Welch frisches Leben war uns da erschlossen,
Nun Freund um Freund stets Edleres ersann,
Daß Jahr an Jahr, in dichtgedrängter Reihe,
Des Schaffens Lust empfange höh're Weihe.

Digitized by Google

Dem früh Geſchied'nen folgte unſer Sehnen,
Der ältre Freund — er bändigte den Schmerz.
In tief ergreifend unerreichten Tönen
Sprach er ihn aus, enthüllte uns ſein Herz.
Dem Leben nun ſich wieder zu verſöhnen,
Umpanzert ihm die Bruſt ein dreifach Erz,
Und dem erſtarkten, thatenfriſchen Willen
Muß nun Natur den Durſt des Wiſſens ſtillen.

Die Jahre flieh'n — ihm ſind ſie nur die Stufen
Zu der Vollendung immer ſchön'rem Ziel,
Zu ew'ger Jugend fühlt er ſich berufen
Und klarer ſtets wird ihm des Lebens Spiel.
Der Vorzeit Bild, es wird hervorgerufen,
Ein jegliches Beſtreben gilt ihm viel,
Und wo nur Kräfte, lebensfriſche, ringen,
Sieht er im Keim ein künftiges Gelingen.

So nah't des goldnen Tages Jubelfeier,
Und Fürſtenhuld umkränzt des Freundes Haupt;
Nie war ein Bündniß einziger, getreuer!
Ihm hat die Zeit die Blüthe nicht geraubt,
Es erbt ſich fort, es weiht des Sängers Leyer
Der Fürſten Ruhm, an die er liebend glaubt:
Von vier Geſchlechtern ſieht er ſich ermuntert,
Umpflegt, geliebt, gefördert und bewundert.

Wie iſt mir nun? — Kann ich es wohl umfaſſen,
Was ſolch' ein Leben, weltbedeutend, ſagt:
Gedrängt zu großen, überreichen Maſſen,
Rings Licht und Ruhm, wohin ſein Blick getagt!
Nein, keine Trennung — wir ſind nicht verlaſſen,
Er lebt uns fort, ſo wahr die Sonne tagt,
So lang ſie leuchtet, wird es nie vergeſſen,
Was er uns war, und daß wir ihn beſeſſen!

Ja heilig immerdar bleibt jede Stelle,
Wo edle Menſchen menſchlich-ſchön gewaltet,
Den Augenblick entführt die flücht'ge Welle,
Das Große nicht, was ſich aus ihm entfaltet,
Und immer lichtverklärter, ätherhelle,
Wird, was die Macht des Genius geſtaltet:
Nur ſein Erſcheinen kann vorübergehen,
Sein Wirken muß für Ewigkeit beſtehen!

Friederich von Müller.

Die Doppelheirath.

(Fortſetzung.)

Die Roſſe, auf welchen die Geſellſchaft hergekommen war, von Schwarzen gehalten oder an Pfähle und junge Bäume gebunden, ſtampften, wieherten und knirſchten auf ihren breiten ſpaniſchen Zäumen, als wollten ſie die Herrſchaften vor dem anziehenden Ungewitter warnen. Vater Polo ſah, oder vielmehr bedeuteten ihm die Freunde der Brautleute, er habe keine Zeit zu verlieren, wenn die Neuvermählten unbegoſſen nach Hauſe kommen ſollten. Er trat alſo eilends zwiſchen die beiden Reihen, verrichtete im Gehen raſch die heilige Handlung und übergab, nach der Landesſitte, jedes Frauenzimmer, ſobald er ihm den Trauring an den Finger geſteckt hatte, den Freunden ihres Gemahls, welche ſie nach Hauſe zu geleiten hatten. Monſieur Dulac und Richard Lemoine ſaßen neben einander, und gegenüber Madame Labédoyère und Thereſe Paccard. Beide Frauenzimmer trugen Mäntel, und mehr brauchte es nicht, damit ein ſo zerſtreuter und kurzſichtiger Mann, wie Baltazar Polo, ſie verwechſelte. Er ſteckte Dulacs Ring an Thereſe Paccards Finger, und Madame Labédoyère erhielt Richard Lemoines Ring, und eingemummt, wie ſie des Sturmes wegen waren, übergab er jede feierlich den vermeintlichen Freunden ihres Gemahls. Er überantwortete Madame Labédoyère Richards Verwandten, und dieſe ſezten ſie auf ein hübſches Pferd, das der junge Mann aus den Avopelles mitgebracht, und fort ging es in raſchem Schritt, ein Paar Geſchwiſter des Bräutigams hintendrein. Thereſe ward auf einen kleinen Klepper geſezt, einen ſanften Paßgänger, den Dulac eigens für ſeine Wittwe gekauft hatte, und ritt ab in Begleitung eines alten Pflanzers, eines Vetters von Dulac, eines alten Negers zu Pferd und eines halben Dutzends anderer Perſonen, welche dem Zuge zu Fuß nachtrabten. Der furchtbare Wind, das Toſen des Waldes und die große Eile, da man vor Ausbruch des Gewitters das Haus erreichen wollte, machten jedes Geſpräch unmöglich, und es fiel rein nichts vor, wobei die Verwechslung hätte entdeckt werden können.

Thereſe langte am vermeintlichen Orte ihrer Beſtimmung an, juſt als die ſchwarzen Regenwolken die erſten ſchweren Tropfen fallen ließen. Beim ungewiſſen Tageslicht, denn die Sonne ging zwar auf, aber das immer drohender aufſteigende Gewitter hüllte Alles noch in Dämmerung, traten ihr die Mauern des Gebäudes, vor dem man hielt, nach der Vorſtellung, die ſie ſich von Richards Hütte gemacht, viel zu ſtattlich entgegen, und nach den Bäumen und Geſträuchen davor, die im Winde ſchwankten und ſeufzten, mußte dieß ein alter Wohnſiz ſeyn. Doch Thereſe hatte nicht Zeit, ſich lange zu beſinnen, und über der Eile, unter ein Obdach zu kommen, kamen ihr die Bedenklichkeiten aus dem Sinn. Ihr alter Begleiter half ihr mit mehr Gewandtheit, als ſeine ſteife Haltung vermuthen ließ, vom Klepper, der Neger hatte indeſſen die Thüre geöffnet, und ſo war Thereſe raſch unter Dach gebracht. Sie wurde von einem halben Dutzend Neger

Digitized by Google

mit pechschwarzen Gesichtern bewillkommt, welche zähnefletschend vor der neuen Gebieterin gewaltige Bücklinge machten. Der eine bemächtigte sich ihres Mantels, ein anderer öffnete die Thüre zu einem großen Gemach, ein dritter geleitete sie zu einem Lehnstuhl und ein vierter präsentirte ihr einen Spiegel, damit sie ihr schönes Haar, das beim raschen Ritt losgegangen war, wieder in Ordnung bringen könnte. Das junge Mädchen machte große Augen und wußte gar nicht, wie ihr geschah. Sie warf einen flüchtigen Blick in den Spiegel, aber das Geräthe im Zimmer, das sie sich so ganz anders vorgestellt hatte, war ihr für jezt wichtiger, und sie gab den Spiegel schnell zurück. Sie sah, daß sie in einem großen, mit karmosinrother Seide bezogenen Lehnstuhl saß, der an der Lehne und den Füßen mit altem vergoldetem Schnitzwerk versehen war. Noch mehrere ähnliche standen umher, und ein großer, bequemer, mit verschossenem Damast bezogener Sopha befand sich unter einem ungeheuren, gleich den Stühlen mit vergoldetem Schnitzwerk versehenen Spiegel, der leider auf der Ueberfahrt von Frankreich zersprungen war. Der Spiegel neigte sich majestätisch in das Zimmer herein, so daß sich darin der mit neumodischen französischen Fliesen belegte Boden herrlich präsentirte. An der Wand gegenüber hingen zwei Familiengemälde mit ungeheuern Perrücken und glänzenden Harnischen. Einen wunderlichen Kontrast mit dieser Pracht bildete der plumpe Tisch von Cedernholz mitten im Zimmer, ein halbes Dutzend grob gearbeiteter Stühle rings herum, und ein elender Schrank, lauter Meisterstücke eines bäurischen Tischlers aus der Gegend. Auf dem Tische aber stand ein köstliches Gabelfrühstück, Kaffee, Bordeaux, die feine Forelle, der köstliche Schweinskopf, die Entenpastete, die eigentliche Landesspeise, und noch Manches andere, das Ihr Euch dazu denken mögt, da Ihr wohl wißt, wie sich französische Küche in massivem Silber ausnimmt. „Wie!“ dachte Therese bei sich, „das kann nicht Richards Haus seyn; oder sollte er mich zum Besten gehabt haben, sollte er am Ende reich seyn?“

Ihre Zweifel sollten nicht lange währen; denn die Thüre that sich auf und hereintrat ein alter Herr mit essigsaurem Gesicht, olivenfarbiger Haut, dünnen Beinen, mager und abgezehrt. Der gravitätische Herr, der bisher Thereſens Begleiter gewesen war, erhob sich und stellte so feierlich als möglich Madame Dulac ihren Herrn Gemahl und Monsieur Dulac seine Frau Gemahlin vor. Das arme Mädchen wurde einmal über das andere blaß und roth, und schien vor Verlegenheit und Angst einer Ohnmacht nahe. Auch der Alte war einen Augenblick ganz starr vor Erstaunen; aber bald faßte er sich, trat vor und faßte Therese bei der Hand, die fast nicht so keck war, sie zurückzuziehen, so ehrwürdig erschien ihr der alte Herr. „Ach, Madame,“ fing er hustend an, „vergeben Sie, wenn ich etwas überrascht war .. aber wie sehr haben Sie sich verändert seit dem lezten Abend! Sie sind noch einmal so jung und zehnmal schöner.“ — „Nein, mein Herr,“ erwiderte Therese rasch, „ich weiß nichts von einer Veränderung; ich bin, was ich von jeher war; es ist da ein Irrthum vorgegangen, es muß sich dies ganz seltsam gemacht haben.“ — „Ganz seltsam, Prinzessin! allerdings! So lange ich lebe, habe ich nichts Merkwürdigeres gesehen, und doch bin ich fünfzig Jahre alt; (hier sagte der Alte wohl die Wahrheit, aber nicht ganz) wahrhaftig, da gehörte ein Wunder dazu! aber warum nicht? die Heiligen sind ja so gnädig.“ — „Ach, lieber Herr,“ erwiederte das arme Mädchen, „spotten Sie meiner nicht; es ist da eine arge Verwechslung vorgegangen; lassen Sie mich zu meinem Richard, ich bitte, lassen Sie mich zu meinem Richard!“

Mit diesen Worten stand sie auf und wollte ihre Hand aus der seinigen ziehen; aber der arglistige alte Franzose ließ sie nicht los. Wenn ihn schon beim ersten Anblick ihre Schönheit überrascht hatte, so fand er sie, je länger er die von Schaam und Verlegenheit gerötheten Wangen betrachtete, und die großen schwarzen Augen, in deren jedem eine Thräne schwamm, immer reizender, und er war entschlossen, wenigstens einen Versuch zu machen, ob er nicht die Schöne für sich behalten könne. „Darf ich,“ sagte er, „so frei seyn, zu fragen, wen Sie Ihren Richard nennen?“ — „Richard Lemoine,“ antwortete das junge Weib, „der da trüben bei den Pappelbäumen wohnt; ich habe ihn heute Morgen geheirathet.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Weimar, den 28. März.

(Verspätet.)

Goethes Leichenbegängniß.

Wer von Goethes Sarge kommt, kann, den zu ehren, der vor Allem und in Allem die Vernunft zu Ehren brachte, nichts Vernünftigeres thun, als sich der Gemeinplätze enthalten, welche sogenannten großen Männern nachgerufen werden, und an Goethes Grabe ist es wohl überflüssiger, mit dem Worte Unsterblichkeit zu spielen, als an dem jedes andern Sterblichen. Wehmuth war wohl das herrschende Gefühl, das ganz Deutschland ergriff, als es hörte, daß der große Repräsentant des deutschen Genius in der Welt der Geister endlich dahingegangen; fühlte doch Jeder, fühlten doch zwei volle Generationen eine Lücke, wenigstens in der Phantasie, und ein gewisses Gefühl der Verödung, der Leere war desto peinlicher, als die Zeit, welcher Goethe seinen Stempel aufgedrückt, und umgekehrt, in der Einbildung eines Jeden mit ihm selbst so verschmolzen war, daß es sich mit der Nachricht von seinem Tode dem Bewußtseyn fast schauerlich aufdrang, wie jene Zeit längst dahingegangen und die Saat der neuen eben nicht sehr lustig bestellt sey; aber seltsam, wer eigentlich positiv durch Goethes Tod verliert, das sind nur die Geistreichen, welche, indem sie seinen Geist und sein Herz

Digitized by Google

schmähten, ihrem eigenen Geiste durch ein geniales Paradoxon eine Folie unterzuschieben glaubten; dem alten, schwachen Löwen seine Löwentugenden absprechen, mochte Manchem kühn erscheinen; sich an Todten vergreifen, wäre nur geschmacklos.

Goethes Tod war, wie ihn sich Jeder, dessen Blicke in der Nähe oder Ferne mit Liebe an den Trümmern des Gewaltigen hingen, gewünscht, ja als nothwendig gedacht hatte, ruhig, friedlich. Der Rest der sonst so mächtigen Lebenskraft verzehrte sich in der Reaktion gegen ein katarrhalisches Uebel, und so entschlief er in seinem Lehnstuhl, nachdem er sich noch bis wenige Stunden vor seinem Tode geistig beschäftigt hatte. Ein einziger starker Athemzug — dies war der einzige Kampf, den diese gewaltige Natur zu bestehen hatte, der Kopf blieb aufrecht, keine Zuckung — ein Ende, dessen würdig, der es verstanden, so gut zu leben.

Ergreifend war der Anblick, als sich die Bewohner Weimars und der Umgebung um die Leiche drängten, welche, das Haupt mit dem Lorbeer geziert, mehrere Stunden in der geschmückten Flur des Hauses ausgestellt blieb. Fast keine Spur von Todeskampf zeigte sich in den nur schärfer hervortretenden Zügen, welche sich Jeder in diesem feierlichen Augenblick noch einmal einzuprägen bemüht war. Diese Männer, welche, ernsten Angesichts, feuchten Auges, die Bahre umstanden, waren kein schreiender Pöbel einer Hauptstadt, der die Apotheose für seinen Helden verlangt; es war gleichsam eine Handvoll zufälliger Abgeordneter des großen deutschen Volks, dessen Gemüth des grob-poetischen Reizes eines Pantheons nicht bedarf.

Um 4 Uhr Nachmittags den 26ten begann die Beisetzung. Die sterbliche Hülle des Dichters wurde der Hofordnung gemäß so behandelt, als ob er dem Fürstenhause selbst angehört hätte. Der vorige Großherzog hatte auf dem neuen Gottesacker eine geschmackvolle Kapelle und unter derselben die Fürstengruft anlegen lassen; hier ruhten bereits Schillers Ueberreste neben denen seines fürstlichen Gönners und der Großherzogin Louise, als auch Goethe daselbst die würdigste Ruhestätte fand. Den Leichenzug eröffnete der Oberhofmarschall v. Spiegel, den Großherzog selbst vorstellend, der, den schmerzlichen Eindrücken zu entgehen, nach Eisenach gereist war; der Geheime Referendär trug die Ordensinsignien, sämmtliche Kollegien, eine Deputation der Universität Jena, Studirende aus Jena und Halle, das Theaterpersonal und die Hofkapelle, eine große Anzahl Bürger von hier und aus der Umgegend schlossen sich an. An dem vor der geöffneten Gruft niedergesetzten Sarge sprach der Oberhofprediger, Dr. Röhr, kräftige, geistreiche Worte. Vor und nach der Einsenkung wurden sodann von der großherzoglichen Hofkapelle und dem Sängerchor folgende Dichtungen gesungen:

I.

Laßt fahren hin das allzu Flüchtige!
Ihr sucht bei ihm vergebens Rath;
In dem Vergangnen lebt das Tüchtige,
Verewigt sich in schöner That.

Und so gewinnt sich das Lebendige
Durch Folg' auf Folge neue Kraft;
Denn die Gesinnung, die beständige,
Sie macht allein den Menschen dauerhaft.

So löst sich jene große Frage
Nach unsrem zweiten Vaterland;
Denn das Beständige der ird'schen Tage
Verbürgt uns ewigen Bestand.

II.

Ruhe sanft in heil'gem Frieden.
Freund und Fürsten treu gesellt!
Solchem Daseyn war's beschieden,
Fortzuwirken Volk und Welt:
Ewig lebst Du uns hienieden,
Nam' und Wirkung dauern fort,
Ruhe nun am stillen Ort,
Hier verehrt und selig dort.

Nach Beendigung des Schlußgesangs übergab der Herr Geheimerath und Kanzler von Müller den Sarg dem Herrn Oberhofmarschall, Freiherrn v. Spiegel, mit den Worten: „Des Großherzogs königliche Hoheit haben, im Sinne Höchstihro verewigten, glorreichen Herrn Vaters, beschlossen, die irdische Hülle des Herrn Staatsministers von Goethe in die fürstliche Gruft aufnehmen und neben Höchstihro eigenen Ahnen beisetzen zu lassen, auf daß für Mit- und Nachwelt auf die ausgezeichnetste Weise beurkundet werde, wie hohe Achtung und Liebe Weimars durchlauchtigstes Fürstenhaus dem treuen, verdienstvollen Staatsdiener, dem erhabenen Weisen und dem unsterblichen Dichter widmete, welcher der Schmuck seines Jahrhunderts war. Dort soll er ruhen zur Seite des geistverwandten Schiller, und so die heiligen Manen Carl Augusts und Louisens frommes Todtenopfer empfangen.

„Indem ich im Namen der trauernden Familie Ihnen, hochverehrter Herr Oberhofmarschall, diesen Sarg, der die ehrwürdigen Ueberreste umschließt, hiermit feierlich übergebe und Ihrer schirmenden Obhut anvertraue, sey es verehrt, die tiefgefühlte, dankbarste Ehrfurcht auszusprechen, mit welcher der erhabene Beschluß Seiner königlichen Hoheit die Goethesche Familie und alle die zahllosen Freunde und Verehrer des großen Mannes erfüllen muß, dessen Hintritt wir beweinen. Preis und Segen dem ruhmvollen Fürstenhause, welchem Verdienste und Tugenden für die höchste Würde der Menschheit gelten! Wir (zu der Versammlung gewendet) scheiden nun von diesen heiligen Reliquien, aber unsere Liebe und unsere Sehnsucht bleiben ihnen für ewig zugewendet.“

Noch einmal, Deutschland braucht kein Pantheon, kein Westminster: bei Hannover ruht Leibnitz, bei Regensburg Keppler, an der Ostsee Kant, Klopstock zu Ottensen, Wieland zu Osmanstädt, jeder einzeln, aber jeder dem ganzen Deutschland angehörend; nur hier an der Ilme hat dasselbe Schicksal, das die beiden größten Deutschen zu Zeitgenossen gemacht und auf ihrem Lebenswege zusammengeführt, sie in Einem Mausoleum vereinigt, und zwischen beiden hat sich ein weiser, guter Fürst trefflich gebettet, und, indem er sich selbst ehrte, in diesem Denkmal für alle Zeit ein sprechendes Symbol aufgestellt von deutscher Art und Weise.

Die Bühne blieb bis zur Beisetzung geschlossen; am 27. wurde die Todtenfeier durch Aufführung des Tasso und Deklamation eines vom Kanzler v. Müller gedichteten Epilogs *) begangen; die Wahl fiel naturgemäß auf Tasso, in dem die Einwohner Weimars so manche zarte Anspielung auf die Zeit finden, wo der hiesige Hof in mancher Rücksicht dem Hofe von Ferrara glich. Die Feier war schön in jeder Hinsicht, und so gab denn die Bühne, auf der der Dahingegangene einst durch Rath und That so manches Muster für deutsche Dramatik geschaffen, ihren Schwestern ein Vorbild zu einem würdigen Todtenopfer für den Unsterblichen.

*) Wir theilen diesen Epilog in der heutigen Nummer zu Anfang mit.

Beilage: Literaturblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 92.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 17. April 1832.

Wenn nun zwei um Eine frein,
Das wird erst ein Hauptspaß seyn.

Shakespeare.
Sommernachtstraum.

Die Doppelheirath.

(Fortsetzung.)

„Da muß ich sehr um Vergebung bitten, Madame," erwiederte Monsieur Dulac; „mich haben Sie heute Morgen geheirathet; da ist ja mein Ring an Ihrem Finger, der Ring meiner Großmutter mit den schönsten Diamanten in der Kolonie und der artigen Devise: jusqu' à la mort; nun, mit dem Tod soll es, denke ich, gute Weile haben, wenn ich nur den verdammten Husten loswerden kann. Ah, Prinzessin! es mag uns beiden dünken, es sey hier eine Verwechslung vorgegangen, und doch kann Alles ganz vernünftig seyn, ja ich glaube gewiß, es ist so. Der gütige Himmel hat uns für einander bestimmt; allerdings dachte ich eine ganz andere Person zu heirathen, aber die Vorsehung beschloß es anders und ich unterwerfe mich ihrem Willen in Freude und Demuth. Sie sollen sich, denke ich, über ihren Rathschluß so wenig zu beklagen haben, als ich; wir sind, ich glaube es zuversichtlich, für ein langes, glückliches Leben verbunden, und das Band der Ehe ist, wie Sie wohl wissen, unauflöslich. Ja, Madame, es ist etwas viel zu Ernstes um die Ehe, als daß man leichtfertig davon sprechen dürfte; dieß denken Sie wohl auch, nicht wahr?"

Hier machte ein heftiger Anfall von Husten Monsieur Dulacs Sermon ein Ende, und Therese, welche in den Stuhl zurückgesunken war und das Gesicht mit ihrem Tuche bedeckte, überließ sich jezt ganz ihrem Schmerze. Der Alte versuchte Alles Mögliche, um sie, wie er es nannte, mit ihrem Schicksal zu versöhnen, und sein Freund, der alte Pflanzer, stand ihm getreulich bei. Er brachte ihr die Hochzeitgeschenke, welche für die schöne Wittwe bestimmt gewesen waren, Halsbänder, Bracelets und eine Menge andern Schmucks; er ließ sich weitläuftig darüber aus, wie angenehm seine Wohnung, wie beträchtlich seine Pflanzung sey, in welchem Ueberfluß sie leben, wie gut sie es bei ihm haben werde; er versprach, ganz für sie zu leben, in Allem ihren Willen zu erfüllen, und am Ende gab er zu verstehen, Richard wisse wohl recht gut, was es mit dem Handel für eine Bewandniß habe; alles sey ohne Zweifel mit der Wittwe abgeredet gewesen, und die Treulosen freuen sich jezt im Stillen, daß ihnen der feine Streich gelungen. Dieser lezte Grund, dessen Wahrheit auch der alte Vetter betheuerte, wirkte, wo alle übrigen fruchtlos geblieben waren. Wie konnte Therese den Worten zweier, dem Anschein nach so ehrwürdigen Alten Glauben versagen? Die bedrängte Schöne trocknete die Augen, ließ sich endlich bewegen, dem reichen Schmuck, den der alte Liebhaber ihr vorhielt, einen Blick zu schenken, und zulezt gar zum Ehrenplatz an der wohlbesezten Tafel führen.

Allermittelst war die Wittwe von dem hübschen, leichten Thiere, das Richard selbst für seine Schwestern dressirt hatte, rasch an den Ort ihrer Bestimmung getragen worden. Es ging so schnell, daß sie den Wolken, welche über ihren Häuptern zogen, vorauszueilen schienen,

Digitized by Google

und obgleich Richards Wohnung bedeutend weiter von der Kirche entfernt lag als Dulacs, so brauchten sie kaum längere Zeit, als lezterer. Wie staunte die Dame, als sie das Haus betrat! Das Zimmer, in das man sie führte, war mit schlechten Brettern getheilt, und an der Hinterwand that sich ein ungeheures Kamin auf, in welchem ein Paar Cypressenäste glommen; das nackte Gebälke der Decke war vom Rauch geschwärzt und die Möbeln bestanden in ein Paar alten Kisten, einem halben Dutzend Schemel und zwei plumpen Lehnstühlen. Ein junges Mädchen mit fliegenden blonden Haaren nahm ihr den Mantel ab, und wie sie nun in blitzenden Diamanten und dem Kleid von rauschender Seide dastand, verneigte sich unwillkührlich ein altes Ehepaar, ein sechzigjähriger Graubart mit einem Lederwamms, und ein schmächtiges, zehn Jahre jüngeres Mütterchen, mit einer groben weißen Baumwollenhaube und einem kurzen blauen Kattunrock, und das Mütterchen konnte mit Komplimenten gar nicht fertig werden. „Was das eine schöne Dame ist!“ sagte sie zu ihrem Manne. „Was für eine alte Frau hat Richard genommen!“ flüsterte das blonde Mädchen einem ihrer Brüder zu.

Während dessen blickte die gestrenge Dame mit unaussprechlicher Geringschätzung ringsum, und ihre schwarzen, stolzen Augen sprühten Flammen, als sie den schweren Lehnstuhl zurückstieß, den man ihr anbot. „Wo bin ich?“ rief sie; „warum führt man mich hieher? Dieß kann nicht das Haus meines Gemahls seyn; man bringe mich sogleich zu meinem Gemahl!“ — „Wo ist meine Frau?“ sagte Richard, der eben eintrat. „Wer ist die Dame?“ — „Deine Frau ist's,“ sagte einer der Brautführer; „der Pfarrer hat uns die Dame übergeben.“ — „Und eine schöne Dame ist's,“ sezte Richards Mutter hinzu; „ich stehe dafür, im ganzen Land ist keine schönere.“ — „Ich bin nicht Eure Frau,“ sprach Madame Labédoyère und sah Richard fest und stolz ins Gesicht. „Ich will zu meinem Gemahl; ich bleibe keinen Augenblick länger in der erbärmlichen Hütte.“ — „Ihr habt Recht,“ erwiederte Richard, „Ihr seyd nicht meine Frau. Ich habe eine jüngere geheirathet, und Gott sey Dank, eine viel hübschere; aber Ihr müßt hier bleiben als Unterpfand, bis ich die meinige wieder habe. Es muß da eine abscheuliche Verwechslung vorgefallen seyn; Ihr wollt zu Eurem Mann, ich will mein Weib, meine Therese; ich sage Euch, Ihr sollt nicht aus diesem Hause, bis ich sie wieder habe.“ — „Ach! ich merke schon,“ sagte Richards Mutter, „da hat dem armen Baltazar sein Auge einen schlimmen Streich gespielt; er hat Dir die unrechte gegeben.“ — „So soll er mir die rechte wieder schaffen,“ erwiederte Richard. „Wie kommt der alte Narr dazu, mir meine Therese zu stehlen, und mir die schöne Dame da, wie Ihr sie nennt, auf den Hals zu laden, die wahrhaftig meine Mutter seyn könnte? Aber ich will hin zu ihm, er soll mir mein Weib herausgeben, oder ich will nie wieder den Fuß in einen Steigbügel setzen. Brüder, habt ein Auge auf die Dame mit ihren Steinen und Flittern, und laßt sie nicht fort, bis ich wiederkomme.“

Mit diesen Worten stürzte er aus der Thüre, ohne des Regens zu achten, der stromweise gegen die Scheiben schlug. Vergebens rief ihm die Mutter nach, er werde sich in dem Sturme den Tod holen; er warf sich auf sein Pferd und sprengte nach dem Pfarrhaus von Adapes. Seine Verhandlung mit Baltazar Polo war von kurzer Dauer; der gute Mann suchte ihn Anfangs zu überzeugen, daß er sich unmöglich geirrt haben könne; er sey seiner Sache ganz gewiß, er habe jedem Frauenzimmer den ihr zugehörigen Ring an den Finger gesteckt. Aber diese Beweisgründe machten Richard vollends wüthend; er fragte den Pfarrer, ob er meine, Jedermann sey so kurzsichtig wie er, und könne eine Frau von vierzig Jahren von einem achtzehnjährigen Mädchen nicht unterscheiden. Baltazar fragte nun den jungen Mann, ob er wisse, wie der Mann heiße, den die Dame in seinem Hause hätte heirathen sollen, weil ohne Zweifel Therese aus Versehen in das Haus desselben gebracht worden sey. Davon wußte nun Richard keine Sylbe; er hatte in der Eile vergessen, sich darnach zu erkundigen, und wußte auch nicht, wie die Dame hieß. Da ihm übrigens Baltazars Wink einleuchtete, so beschloß er, wieder heimzureiten und bei der Matrone Erkundigung einzuziehen.

Ehe er indessen das Dorf verließ, ging er in das Haus, wo sich Therese bisher aufgehalten, um zu fragen, ob man nichts von ihr wisse; man hatte, seit sie in aller Frühe im Hochzeitkleid aus dem Hause gegangen war, nichts von ihr gesehen, noch gehört. Er lief in die Kirche, denn leise stieg die Hoffnung in ihm auf, sie könnte noch dort seyn. Er fand nichts als den Sakristan und die kalten, grämlichen, bärtigen Heiligengesichter an den Wänden, die auf seinen Jammer höchst gleichgültig herabblickten; auch die Virgen de los dolores war noch ganz in ihren alten Schmerz versenkt, aber für das schreckliche Unglück, das sich eben begeben, hatte sie kein Mitgefühl. Er kam fast in Versuchung, die abscheulichen Malereien herabzureißen. Er sezte sich wieder auf und kam, durchnäßt bis auf die Haut, wieder zu Hause an.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber das Graben des Bernsteins.

Ein junger Posener, der früher in Genf studirte, Ignaz Mielzynski, theilt in der Genfer Bibliothèque universelle die folgenden Beobachtungen über das Graben des Bernsteins mit.

Digitized by Google

Ich ließ auf dem Gute meines Bruders bei Chobienik, zehn Meilen von Posen, Nachgrabungen auf Bernstein anstellen. Das Gebiet, auf welchem man hier überall, wo man den Boden aufgräbt, Bernstein, wenigstens in geringer Quantität findet, ist etwa zwei deutsche Quadratmeilen groß, und ein mäßig großer See, der an dieses Bernsteingebiet grenzt, wirft häufig bei Stürmen Bernsteinstücke aus; sie sind aber meistens zu klein, als daß es der Mühe lohnte, sie eigens zu sammeln, wie es an der Küste des baltischen Meers geschieht. Man findet nach Aussage der Eingebornen den Bernstein von der Oberfläche bis auf fünfzehn Fuß Tiefe; weiter hat man wohl schwerlich gegraben, weil jenseits einer gewissen, nach der Lokalität verschiedenen Tiefe die Wahrscheinlichkeit einer guten Ausbeute abnimmt. Nach meiner Erfahrung — freilich ließ ich nur einen Tag lang graben — findet sich der meiste Bernstein und in den größten Stücken in der oft gleich unter der Oberfläche beginnenden und sich etwa drei bis vier Fuß in die Tiefe erstreckenden Schichte schwarzen Sands, von welcher sogleich die Rede seyn wird. Die Bauern, die mit diesem Geschäft sehr gut umgehen können, und starken Handel mit dieser Waare treiben, finden oft Stücke von sehr beträchtlichem Werth; da sie aber häufig ihre eigenen Felder längst ausgebeutet haben, so graben sie heimlich bei ihren Nachbarn und verkaufen den Fund, da sie denselben geheimhalten müssen, unter der Hand um jeden Preis. So soll einer vor Kurzem ein Stück, so groß wie ein Backstein, d. h. von etwa 140 Kubikzoll körperlichem Inhalt ausgegraben haben; er verkaufte es für vierzig Thaler; es wurde nachher für 400 Franken veräußert und war bis jezt noch nicht in die Hände eines Liebhabers gekommen. Die Bauern sollen die Stellen, wo sich vorzüglich viel Bernstein findet, schon von außen erkennen. Ich fand' mit meinen drei Arbeitern an Einem Tage über ein Pfund Bernstein, worunter sich Stücke von vier Kubikzoll befanden.

Das Erdreich besteht im Allgemeinen in dieser Gegend aus vier scharf geschiedenen Schichten: mehr oder weniger Dammerde, zweierlei Arten von Thon und gelblich weißer Sand. Die Dicke der drei obern Schichten ist verschieden, oft fehlen sie auch ganz und der Sand kommt zu Tage. Der Bernstein findet sich nun vorzüglich in diesem Sand, und ich habe sonst durchaus keinen entdecken können; die Bauern versichern indessen, es komme auch im Thon welcher vor, doch selten. Betrachtet man nun die Sandschichte für sich, so findet man in verschiedener Tiefe unter der Oberfläche derselben eine schwächere oder mächtigere Schichte von braungefärbtem Sand; sticht man diese Schichte senkrecht durch, so zeigt sich, daß sie aus mehrern kleinern, unregelmäßigen, braunen Schichten besteht, welche weißen Sand zwischen sich haben, daher sie gestreift erscheint. Ausschließlich in dieser Schichte habe ich den Bernstein gefunden. Bei näherer Betrachtung überzeugte ich mich bald, daß es überall derselbe, nur schichtenweise durch eine holzigte, in sehr feine Körner zertheilte Masse braun gefärbte Sand war. Die Bernsteingräber nennen diese braunen Schichten Bernsteinerde; wo sie vorzüglich reich an Bernstein ist, verbreitet sie den demselben eigenthümlichen Geruch. Ich durfte um so weniger zweifeln, daß diese sogenannte Bernsteinerde nichts ist, als Sand, mit verfaultem Holz gemischt, da ich ganz deutlich verfolgen konnte, wie jene feinen Holztheilchen allmählig den Uebergang zu Stücken verfaulten Holzes bildeten, deren manche zehn Kubikzoll und darüber groß waren. Auf welche Weise ist dieses Holz so fein zertheilt, so in Schichten ausgebreitet worden? seit wie lange ist es unter dem Boden, und was für Holz mag es wohl gewesen seyn? Dies sind Fragen, welche sehr schwer zu lösen seyn möchten. Je nachdem dieses Holz längere oder kürzere Zeit der Feuchtigkeit ausgesezt seyn mochte, je nachdem es Reste der Rinde, des Basts, des Splints oder ganzer Holzstücke sind, erscheint das Holz weicher oder härter, schwerer oder leichter, dunkler oder heller gefärbt.

Man könnte denken, zwischen dem Vorkommen des Bernsteins und dieser Holzstücke in der Schichte bestehe ein constantes Verhältniß, und es lasse sich vielleicht daraus über den Ursprung des Bernsteins etwas schließen; dem ist aber nicht so. Nicht nur haben beide Stoffe in ihrer beiderseitigen Lage lediglich nichts gemein, sondern häufig findet man desto mehr Bernstein in der Schichte, je mehr Holz darin ist; eben so oft aber gilt geübten Bernsteingräbern ein Ueberfluß von Holz für ein untrügliches Zeichen von Armuth an Bernstein.

Noch etwas darf ich nicht vergessen zu bemerken; nämlich oben in der Schichte sind die Holzstücke am derbsten und zahlreichsten, und diese sind ihrem ganzen Aussehen nach offenbar Ueberreste vom Stamm des Baums; je tiefer man aber gräbt, desto kleiner werden die Stücke und Wurzelfragmenten ähnlicher; kommt man endlich an die Stelle, wo man gewöhnlich zu graben aufhört, und nimmt hier mit dem Spaten, parallel mit dem Horizont, eine Schichte Sand weg, so zeigt sie sich voll Löcher von verschiedener Größe, durch welche die ganz verfaulten Wurzeln laufen. Tiefer habe ich nicht gegraben, aber allem Anschein nach setzen sich diese Wurzeln noch weit nach unten fort.

Eine solche Bernsteinhaltige Sandschichte enthält außer den genannten beiden Körpern durchaus nichts, auch nicht den kleinsten Kiesel; findet also beim Graben der Spaten den geringsten Widerstand, so ist unfehlbar ein Stück Bernstein oder ein Stück Holz vorhanden.

Digitized by Google

Die Bernsteinstücke sind indessen in der Schichte durchaus unregelmäßig zerstreut. Sie enthalten bekanntlich nicht selten, zum Theil sehr gut erhaltene Insekten.

Schließlich noch etwas, das ich aus dem Munde der Bernsteingräber habe: kommt man durch eine an Bernstein reiche Schichte so tief hinab, daß man auf Wasser stößt, und läßt nun die Grube eine Zeitlang offen, so schwemmt das Wasser kleine Bernsteinstücke in beträchtlicher Menge her. Da ich nie sehr reiche Schichten getroffen habe, so konnte ich mich von der Richtigkeit des Faktums nicht selbst überzeugen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, März.

Ein Justizmord.

Obschon die französische Gesetzgebung große Vorsicht gebraucht hat, um den Unschuldigen zu schützen und die Gerichte vor Uebereilungen zu bewahren, so fallen doch zuweilen Dinge vor, welche die Gesetzgeber nicht vorhergesehen hatten und die zu himmelschreienden Ungerechtigkeiten Anlaß geben könnten, ohne daß es möglich wäre, denselben vorzubeugen oder sie wieder gut zu machen. Eines dieser Ereignisse beschäftigt schon seit langer Zeit die Aufmerksamkeit des Publikums, und ist in diesen Tagen wieder zur Sprache gekommen. Vor ungefähr dreißig Jahren nämlich wurde ein Raub an einer Diligence auf der Landstraße begangen; die Räuber machten sich davon. Ich weiß nicht, wie es kam, daß ein gewisser Lesurque als verdächtig verhaftet wurde. Als dieser mit den beraubten Personen confrontirt wurde, glaubten sie in ihm einen derjenigen zu erkennen, welche die Diligence angegriffen hatten. Vergebens betheuerte er seine Unschuld; die Zeugen waren wider ihn; er konnte auch nicht beweisen, daß er im Augenblicke des Straßenraubs sich anderswo aufgehalten habe; im Gegentheil war aller Anschein wider ihn, und somit nahmen Geschworne und Richter keinen Anstand, ihn für schuldig zu erkennen; er wurde zum Tode verurtheilt und, obschon er bis zu seinem Ende feierlich auf seiner Unschuld bestand, hingerichtet. Erst mehrere Jahre nach seinem Tode begab es sich, daß ein Verbrecher, Namens Dubosq, der wegen anderer Verbrechen gerichtet wurde, gestand, er habe den Straßenraub begangen, welcher den unschuldigen Lesurque auf's Blutgerüste gebracht hatte. Leider glich letzterer dem Verbrecher sehr und deshalb hatten die Zeugen, die ihn natürlich nur kurze Zeit vor Augen gehabt, gar nicht gezweifelt, Lesurque sey der Mann, der den Straßenraub begangen. Dieses geschah unter der Napoleonschen Regierung. Man sollte nun glauben, bei der Entdeckung eines so ungeheuren Versehens, das einem Unschuldigen das Leben gekostet und seinen Namen mit Schande bedeckt hatte, habe sich die Regierung geschämt und keinen Augenblick gesäumt, ihren Irrthum wieder gut zu machen, so weit es noch thunlich war. Der unschuldige Lesurque hatte sein Leben verloren; für ihn war keine Vergütung mehr möglich; allein er hatte eine Wittwe und Kinder hinterlassen. Diesen konnte man Genugthuung geben. Man hatte Lesurque nicht allein zum Tode verdammt, sondern ihn auch gezwungen, die geraubten Gelder, die, wie man behauptet, sich auf eine halbe Million Franken beliefen, aus seinem Vermögen zu ersetzen. Dieses Blutgeld, sollte man meinen, habe die Regierung sogleich am Tage nach der Entdeckung des schrecklichen Irrthums der Familie wieder zurückerstattet, um ja nichts mehr damit zu thun zu haben; aber nichts von alle dem ist geschehen. Es sind ungefähr zwanzig Jahre seit der Entdeckung von Lesurques Unschuld verstrichen, und unter keiner der Regierungen, die einander abgelöst, hat die Lesurquesche Familie die geringste Vergütung erhalten können. Der Grund davon liegt erstlich in der fast allen Regierungen anklebenden Aengstlichkeit, wenn es auf ungewöhnliche Schritte ankommt, wofür die Gesetzgebung nichts vorgesehen hat, und zweitens in dem Mangel eines Gesetzes, worauf sich die Familie stützen könnte, um Gerechtigkeit zu verlangen. Nach der französischen Gesetzgebung sind die von den Gerichten ausgesprochenen und vom Kassationshofe bestätigten Urtheile unwiderruflich. Der Monarch kann wohl die Verurtheilten begnadigen, aber den Urtheilsspruch kann er nicht zurücknehmen; er muß seine Vollziehung erhalten, wenn keine Begnadigung erfolgt. Ebenso bleiben die durch den Urtheilsspruch verordneten Geldbußen, wenn sie einmal der Staatskasse anheimgefallen sind, in derselben, und Niemand kann sie zurückfordern, weil Niemand, wie gesagt, den Urtheilsspruch ändern kann. Daher kommt es denn, daß die Lesurquesche Familie bisher keine Vergütung erhalten hat. Die Regierung antwortet: kein Gesetz befiehlt, einen fälschlich Angeklagten und Verurtheilten von der ihm angethanen Schande zu befreien und die ihm abgenommene Geldbuße aus der Staatskasse zu ersetzen. Hier ist also, wie man sieht, **summum jus summa injuria.** Läßt sich etwas Empörenderes denken, als dieses vorgeschützte Unvermögen der Regierung, das abscheuliche, an dem unschuldigen Lesurque begangene Unrecht wieder gut zu machen? Wie, ihr habt einen Unschuldigen auf's Blutgerüste geführt, euer entsetzlicher Irrthum ist klar bewiesen, und ihr weist die unglückliche Familie mit der kalten Antwort zurück, die Gesetze schreiben nichts vor für den Fall, der sich hier ereignet hat? Wenn kein Gesetz da ist, um der so entsetzlich beleidigten Unschuld einigen Ersatz zu verschaffen, warum beeilt ihr euch nicht, die Lücke auszufüllen und den gesetzgebenden Kammern ein besonderes Gesetz vorzuschlagen? Warum bringt ihr nicht eine besondere Maßregel für dieses ganz besondere Ereigniß in Vorschlag? Der begangene Irrthum fällt den Richtern, der Jury, der Regierung, dem ganzen Lande zur Last; warum vereinigt sich nicht alles, um der beklagenswerthen Familie einigen Ersatz zu verschaffen, der immerhin geringe ausfallen würde gegen den ungeheuern Verlust, den sie erlitten, gegen den tiefen Kummer, den sie so lange ausgestanden hat? Da nun leider von der Regierung, oder vielmehr von den verschiedenen Regierungen, die auf einander gefolgt sind, nicht das Geringste in dieser Hinsicht gethan worden ist, obschon sich alle freisinnigen Blätter, die oft die einzigen Beschützer und Vertheidiger der Unschuld sind, der Lesurqueschen Familie mit Wärme angenommen haben, und obschon auch in den gesetzgebenden Kammern die Bittschriften dieser Familie der Aufmerksamkeit der Regierung empfohlen worden sind, so hat sie so eben wieder einen Schritt gethan, um endlich dem gegen sie begangenen himmelschreienden Unrechte ein Ende zu machen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 31.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 93.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 18. April 1832.

Wie soll ich denn dein Freund nun seyn,
Du Franzmann voll von List?
Und fühl' ich's doch durch Mark und Bein,
Daß du mein Erbfeind bist.

Rückert.

Die Liberalen.
Eine Scene aus dem Volksdrama unserer Zeit.

Franzose und Deutscher
(in einem Kaffeehause am Rhein.)

Franzose.

Herr Bruder, nicht so traurig! angestoßen!
Der guten Sache Sieg im deutschen Land!
Baut nur auf uns! wir reichen euch die Hand
Mit Muth und Treu' im Kleinen, wie im Großen;
Weht nur erst Frankreichs Fahne hoch am Rhein,
Dann glaubt Herr Bruder wird's viel

Deutscher

— schlechter seyn.

Franzose.

Was sprecht ihr da? Gedenkt der Julitage!
Sie flochten euch zuerst den Freiheitskranz.
Durch Frankreich nur stieg eures Glückes Wage;
Auf uns nur ruht des Ruhmes höchster Glanz.
Nach Deutschland treibt uns für die gute Sache,
Herr Bruder, nichts, als nur allein

Deutscher

— die Rache.

Franzose.

Seyd ihr gescheut? — Das große Volk der Franken
Will Rettung bringen euch von eurer Qual,
Und wie? ihr nennt euch selber liberal,
Und könnt im heiligsten Vertrauen wanken?
Die Freiheit so die große Nation
Nach Deutschland trägt, heißt

Deutscher

— Kontribution.

Franzose.

Wie lächerlich! heißt Licht, Vernunft und Wahrheit;
Parole d'honneur! berichtet seyd ihr schlecht.
Euch blendet noch vergang'ner Zeiten Narrheit,
Mit Frankreichs Fahne kämpfte stets das Recht;
Denn ha! es hält, soll mich der Teufel holen!
Dem Deutschen Wort und Treue wie

Deutscher

— dem Polen.

Franzose.

Eh bien, ich seh's, ihr hegt ein schlecht Vertrauen.
Doch sagt, auf wen wollt ihr in jetz'ger Zeit,
In dieses Meinungskampfes wildem Streit,
Auf wen den Sieg für eure Freiheit bauen?
Nichts kann aus eurer langen Geisteshaft
Befreien euch, nichts, als die

Deutscher

— eigne Kraft.

Franzose.

Ein stolzes Wort. Doch möchte ich drauf schwören,
So denkt die Masse nicht im deutschen Land.
Sie wird, wie einst, auf Frankreichs Stimme hören,
Und steh'n wir nur erst an des Rheines Strand,
So strömt sie uns auch zu mit gleicher Liebe,
Und wir empfah'n wie früher

Digitized by Google

Deutſcher
— deutſche Hiebe.

Franzoſe.
Das nenn ich grob, Herr Bruder! Doch, auf Ehre!
So fühlt und urtheilt heute, wie mir ſcheint,
Kein Liberaler, der es ehrlich meint;
Ihr predigt wahrlich eine ſchlechte Lehre.
Wer heut zu Tage alſo ſprechen kann,
Der iſt, erlaubt es mir, ein

Deutſcher
— deutſcher Mann.

Und wahrlich, hört's, ihr Herrn von Süd und Norden:
Auch bei dem Deutſchen iſt es Tag geworden.
Nicht Ruſſe, noch Franzoſe fern und nah
Soll ungeſtraft ſein Vaterland betreten.
Gerüſtet ſteht in Gauen und in Städten,
Mit neuer Kraft die alte Löwin da.
Europa beb'! Es brüllt Teutonia.

G. A. Maltitz.

Die Doppelheirath.

(Fortſetzung.)

Das ſchreckliche Unwetter, das Madame Labédoyères Brautſtaat zu Grunde gerichtet oder doch ihre Toilette in große Unordnung gebracht hätte, ließ ſie ihre Haft in Richards Hauſe ziemlich geduldig ertragen. Richard ſah ſie bei ſeiner Zurückkunft mit umwölkter Stirne im Lehnſtuhl ſitzen, den ſie endlich doch angenommen hatte, und fand ſeine Mutter und Schweſtern an ihren gewöhnlichen Geſchäften, nur etwas ſtiller als ſonſt; denn der herriſche Ton der Fremden und die Pracht einer Kleidung, wie noch nie eine unter dem niedrigen Dache geſehen worden war, hatten ſie in Reſpekt geſetzt. Die Betrachtungen, welche die Dame bei ſich anſtellte, fielen nichts weniger als zu Richards Nachtheile aus. Fand er Thereſe wieder, ſo entging ihr ja Monſieur Dulac nicht; bekam er ſie nicht wieder, nun — Richard war ein ſtattlicher, junger Mann, und damit konnte ſie ſich über den Verluſt von des alten Herrn Vermögen wohl tröſten; er war arm, allerdings, aber ſie war ja reich genug, und ſie meinte am Ende, ſie würde mit ihm nicht ſo ſchlimm fahren. Richards erſtes Geſchäft war, die Dame zu fragen, wie ſie heiße und mit wem ſie in der Kirche habe verheirathet werden ſollen; man hielt Familienrath und die ſtolze Wittwe geruhte, auch ihr Wort mitzuſprechen. Es wurde endlich beſchloſſen, Richard ſolle ſich mit ſeinem Vater zu Dulac begeben und die junge Frau, welche ohne Zweifel aus Verſehen in ſein Haus gebracht worden, zurückverlangen; habe die Expedition den gewünſchten Erfolg, ſo ſolle Madame Labédoyère anſtändig zu ihrem reſpektabeln Liebhaber eskortirt werden. Nicht lange, ſo machten ſich der Alte und ſein Sohn auf den Weg. Der Vater war nichts weniger als ein gewandter Reiter, und ſo kam Richard jeden Augenblick weit voraus, bis ihm der Vater zurief, er ſolle warten. Dulacs Haus lag juſt auf der entgegengeſetzten Seite von der Kirche zu Adayes, und es war ſomit ſehr weit hin. Vergeblich ſtellte der junge Mann dem Vater vor, wie ſie, wenn ſie ſo fortritten, ſehr ſpät hinkommen müßten. „Du weißt wohl," erwiederte der Alte, „daß ich die zehn lezten Jahre her nie flinker zu Pferde war, und Dein alter Vater wird doch wohl nicht noch den Jokey machen und den Hals brechen ſollen. Nun, kannſt Du Dein Pferd nicht zur Ruhe bringen? Halt es an und bleibe mir zur Seite!"

Wie lang wurde dem armen Richard der Weg! Sie kamen indeſſen an Dulacs Hauſe noch vor der Dämmerung an. Der Regen hatte aufgehört und das zarte Roth des leichten, dunſtigen Gewölkes verkündigte für den morgenden Tag ſchönes Wetter. Sie pochten an die Thüre; ein Neger öffnete und fragte, was ſie am Hochzeittage des Herrn herführe? „Und wer iſt ſeine Frau?" rief Richard ſchnell. „Eine ſehr ſchöne, ganz junge Dame," antwortete der Schwarze in ſeinem creoliſchen Franzöſiſch; „der Herr hat ſie heute Früh mitgebracht." Richards Blut ſtockte, als er dieß hörte; er hatte nicht den Muth, weiter zu fragen, aber ſein Vater übernahm das Geſchäft. Der Neger berichtete, die Braut ſey ein hübſches Frauenzimmer von etwa achtzehn Jahren; er habe ſie Thereſe nennen hören, ſie ſey aus dem ſpaniſchen Dorfe Adayes, ſie habe Anfangs ſehr geweint, jezt ſey ſie aber munter und guter Dinge. Richards Gefühle bei dieſen Worten laſſen ſich nicht beſchreiben. „Fort!" rief er ſeinem Vater zu; „ich ſehe ſchon, Thereſe hat mich betrogen!" Der Alte hieß ihn warten und ſagte, zum Neger gewandt: „Ich muß Deinen Herrn ſprechen." — „Das kann nicht ſeyn," erwiederte der Schwarze; „der Herr hat ausdrücklich befohlen, Niemanden vorzulaſſen." — „Was kann nicht ſeyn?" rief mit einer Donnerſtimme der alte Louiſianer, deſſen Blut nachgerade für ſeinen Sohn in Wallung kam; „fort, und ſage Deinem Herrn, ich müſſe ihn ſogleich ſprechen."

Der Schwarze ging, und alsbald erſchien an einem Fenſter des obern Stocks Monſieur Dulac und fragte in grämlichem Tone, was zu Dienſten ſtehe. Der alte Lemoine gab ihm zu erkennen, warum ſie hier ſeyen, ſprach von der Verwechslung, die vorgegangen, und ſagte, Richard verlange ſeine Braut zurück und ſey bereit, Monſieur Dulac die Dame zuzuführen, welche er habe heirathen wollen. — „Verwechslung!" erwiederte Dulac; „nichts weniger! Ich bin mit der Hochzeit zufrieden, wie ſie ausgefallen iſt, und kann auch im Namen der jungen Dame erklären, daß ſie nichts dagegen einzuwenden hat. Sie iſt meine Frau, die Ehe iſt kirchlich geſchloſſen, und

Digitized by Google

ſie trägt meinen Ring am Finger. Was die Wittwe Labédoyère anlangt, ſo iſt der junge Herr gewiß eine vortreffliche Parthie für ſie, und ich wünſche ihnen alles mögliche Glück.“ — „Aber er will nichts von der Wittwe, er will die junge Frau haben!“ — „Ah! er will meine Frau! Ei! junger Mann, da habt Ihr Euch doch ein wenig gar zu früh auf den Weg gemacht zu einem ſo löblichen Unternehmen! Galante Herrn, wie Ihr, fangen doch ſonſt die Jagd auf ihres Nächſten Weib nicht ſchon am Hochzeittage an. Und Ihr, Monſieur Lemoine, oder wie Ihr ſonſt heißt, ſchämt Ihr Euch nicht, Eurem Sohn bei etwas der Art beizuſtehen? Nein, nein, Meſſieurs, meine Frau iſt meine Frau. Ich habe die Ehre, Ihnen eine gute Nacht zu wünſchen.“ Und mit dieſen Worten machte er das Fenſter zu und zu gleicher Zeit ſchloß und verriegelte der Schwarze die Hausthüre.

Was war da zu thun? Der alte Lemoine war wüthend; er wollte die Thüre einſchlagen und aus Thereſens eigenem Munde hören, ob Dulac die Wahrheit geſagt; Richard aber mochte von der Ungetreuen, der Undankbaren nichts mehr hören, und als eine Art von mezzo termino beſchloß man endlich, zu Baltazar Polo zu gehen, ihm über das Unglück, das er angerichtet, den Text zu leſen und zu hören, ob er nicht einen guten Rath wiſſe. Der gute Pater empfing ſie ſo freundlich als gewöhnlich und hörte ihre Klagen geduldig an. „Lieben Freunde,“ nahm er ſodann das Wort, „ſchwer müßte mir der Irrthum, den ich begangen, auf der Seele liegen, ſähe ich nicht den Finger Gottes in dieſer Sache. Was der Himmel beſchloſſen, kann ich nicht anders machen; Madame Labédoyère iſt Eure Frau, Richard, und Thereſe iſt Monſieur Dulacs Frau. Aber kommt morgen wieder zu mir, ich will das andere Paar auch beſtellen, und da will ich verſuchen, Alles zu Eurer Zufriedenheit beizulegen.“

Den andern Morgen fanden ſich beide Paare zu guter Zeit im beſcheidenen Pfarrhauſe ein. Ihr wißt ohne Zweifel, daß nach einem louiſianiſchen Geſetze der Mann durchaus keinen Anſpruch an das Vermögen ſeiner Frau hat, und umgekehrt, und daß demnach, Dulac und Madame Labédoyère mochten nun am Hochzeittage oder erſt nach zehn Jahren ſterben, ihre jungen Ehehälften immerhin ſo arm geweſen wären als zuvor. „Wir haben,“ ſprach der Pfarrer, „einen ſchweren Irrthum begangen, und in Folge deſſelben hat keines bekommen, was es eigentlich wollte. Aber Ihr,“ damit wandte er ſich an die Alten, „habt bei dem Handel gewonnen, die jungen Leute hier haben dabei verloren. Ihr ſeyd ihnen Erſatz ſchuldig; Monſieur Dulac trete die Hälfte ſeiner großen Güter ſeiner jungen Frau ab, und Sie, Madame, verſchreiben die Hälfte Ihres Vermögens Ihrem jungen Manne; unter dieſer Bedingung mag Alles bleiben, wie es iſt.“ Den Intereſſenten ſchien zwar dieſer Vorſchlag Anfangs nicht ſehr zu behagen; gegen des Pfarrers Gründe ließ ſich indeſſen nicht viel einwenden. Dulac kam es nicht in den Sinn, Thereſen wieder herzugeben, und Richard nahm ſich neben ihrem vorigen Liebhaber zu vortheilhaft aus, als daß Madame Labédoyère ſich hätte lange beſinnen können. Man ließ alſo einen Notar kommen, die Inſtrumente wurden auf der Stelle aufgeſetzt und die Partheien entfernten ſich, Thereſe mit Dulac, Richard mit ſeiner Wittwe, die nun Madame Lemoine war und in deren Hauſe er ſich niederließ.

(Der Beſchluß folgt.)

Neue Entdeckungen in Neuholland.

Die Sidney-Gazette vom 1ſten November v. J. meldet, der Regierung ſey ein offizieller Bericht des Kommandanten von Bathurſt über eine im Norden der Kolonie gemachte wichtige Entdeckung zugekommen. Ein ſchon vor mehreren Jahren entſprungener Gefangener, der in der Zwiſchenzeit ſich im innern Lande umhergetrieben hatte, kam, ſo erzählt man, zu Obriſt Macpherſon in Bathurſt und theilte ihm mit, daß nördlich von Liverpool ein Strom fließe, der ſich gegen Nordweſt wende und ſich in den Golf von Van Diemen ergieße. Der Mann erzählt, er habe den Fluß bis an ſeine Quelle verfolgt. In der Nähe dieſer Quelle habe er verſchiedene, mit Bogen und Pfeilen bewaffnete Haufen Eingeborner angetroffen, die ihm zu verſtehen gegeben, es kommen von Zeit zu Zeit Schwarze auf vielen Fahrzeugen hieher, um gewiſſe Bäume zu fällen und eine Muſchelart zu ſammeln, die ſie ihm im Waſſer zeigten. Der Beſchreibung nach iſt dieſe Muſchel die ſogenannte beech-le-mer; die Bäume, von denen die Rede iſt, ſind wohl Sandelholzbäume. Man ſieht auf der Karte, daß der Golf von Van Diemen der Inſel Timor faſt gegenüber liegt; die von den Eingebornen beſchriebenen Leute ſind alſo ohne Zweifel Banden von Malayen, welche auf ihren Booten herüberkommen, um Sandelholz und jene Muſcheln zu holen; denn es ſind dies zwei Haupthandelsartikel für die Malayen, beſonders für den Handel nach China. Derſelbe Mann erzählt auch, er habe Flußpferde und große, den Orangutangs ähnliche Affen in Menge getroffen; man wußte bisher von dieſen Thieren auf Neuholland nichts. Das Wichtigſte an der Sache, wenn ſich das Ganze beſtätigt, wäre die Entdeckung des genannten Fluſſes. Die Regierung wird ſofort die geeigneten Maßregeln treffen, um ſich von der Richtigkeit der Angabe zu überzeugen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

Theaternoth.

Beide Berliner Theater trifft nicht der Vorwurf, daß ſie den Bürger aus ſeiner Sphäre heraus erheben wollen. Das des Hofes krankt an allen Krankheiten fort, ja man muß ſich eigentlich wundern, wenn man bei dem mangelnden Organis-

Digitized by Google

muß, bei der völlig hingeschwundenen Lebenskraft noch gesunde Glieder erblickt. Es sind die Zweige eines alten Baumes, welche die Erde wieder berühren und, neue Wurzeln schlagend, irgendwo anders die Nahrung suchen, welche ihnen der verwitterte Stamm nicht mehr zukommen läßt. Alle Operationen von außen, Inoculationen und dergleichen helfen nicht, sie machen das ganze Gebäude nur monströser. Man verlangt nach Lustspielen, solchen, die keine Ansprüche machen bei Darstellern und Zuschauern, bei jenen an die Phantasie, bei diesen an den Verstand. Was so glatt weg geht, nicht gegen die Sitten und die Politik verstößt und dem gemeinmenschlichen Fassungsvermögen erreichbar bleibt, ist willkommen. Daneben will man auch keine Wiederholungen von schon Dagewesenem, womit es freilich nicht allzustreng genommen wird. Lustspiele von dieser Beschaffenheit will man haben, um zwischen den Ballets dem Publikum doch etwas, was man so nennt, Geistiges zu bringen. Wie das zu leisten, gehört in die Geschichte des Wunderbaren. Die alte Quelle aus Paris ist, seit die Politik sie getrübt hat, für uns so gut wie versiegt; Raupach hat mehrere witzige Piècen zurücknehmen müssen, weil sie hohen Orts eben deshalb Anstoß gegeben; so dreht sich denn Alles um Armseligkeiten. Es geschieht nichts zur Aufmunterung, und so ist man zufrieden mit dem Leidlichen. Euer Werdenthurn „des Malers Meisterstück," Töpfers „Freien nach Vorschrift," nach dem französischen „Dominique" (das phantastischste noch) und Holbeins „Doppelgänger," das waren die Matadore auf einer Bühne, wo Iffland, Schröder, Kotzebue, Jünger einst mit solcher Leichtigkeit und Präcision gegeben wurden, daß alles Larmoyante der fünf langen Akte in Munterkeit aufging. Von Raupach wird eben eine neue Hohenstaufentragödie, die zweite aus der Geschichte Friedrichs II., erwartet. Zum Raupachschen Pathos reicht unsere Kunst noch aus. Es wurde auch viel vorherbesprochen, der „Othello" nach der neuen Kaufmannschen Uebersetzung aufgeführt, eine verständige Aufführung, wie man sie von so gebildeten, reflektirenden Schauspielern erwarten durfte; Shakespeares Othello war es indeß nicht.

Das Königsstädtische Theater, das, jeden Monat am Rande des Verderbens, immer noch auf mysteriöse Weise gehalten wird, verliert plötzlich fast alle die alten Mitglieder, welche seine Entstehung und seine Blüthe miterlebt. Schmelka, trotz seinen Jahren, mit einer noch nicht erschöpften vis comica, der in seinem Genre treffliche Buffobassist Spitzeder, mit seiner Frau, der Sängerin Vio, der Komiker Röschke, die talentvolle tragische Liebhaberin Mad. Herold u. a. verlassen mit einem Male das Theater, man meint, mehr aus Laune des zeitigen Theaterinhabers, als aus Plan und Nothwendigkeit. Raimund soll gastiren, kann aber in seiner Person, die sich schwerlich hier wird für immer festbannen lassen, nicht ein ganzes abgehendes Personal ersezzen, und ebensowenig wird und kann der Fremde in Norddeutschland durch einen Zauberschlag eine neue Bühne schaffen. Die Sängerin Hähnel, eine königliche Erscheinung, steht eigentlich dort allein, eine Satire, ob mehr für diese oder für die königliche Bühne, welche sie verschmäht hat, will ich nicht entscheiden.

Bei der außerordentlichen Armuth an Neuem und Eigenthümlichem ist eine merkwürdige Erscheinung ein Drama von Holtei, betitelt: „Ein Trauerspiel in Berlin," offenbar angeregt durch die Shakespearesche Yorkshire tragedie. In der geschickten dramatischen Verwickelung und Entwickelung eines Kriminalfalles, der indessen edlere Affekte anregt, als die aus der Verwechselung des Mein und Dein entspringenden, bringt der Verfasser die baare, nackte Wirklichkeit des Berliner Küchen- und Straßenlebens auf die Bühne. Köchinnen, Bediente, Holzhacker und Eckensteher zu Helden eines Trauerspiels zu machen, war gewiß ein höchst mißliches Unternehmen. Hier konnte die mangelnde schöpferische Kraft sich hinter keinen schönen Worten und Versen verstecken, mit Tiraden ließ sich keine Lücke verdecken, wo das Gefühl keine Worte findet; der Holzhacker, der nicht die aller naturgetreueste Sprache redete, fiel, wo ein König noch hundert Mittel hatte, sich zu halten. Das Wagestück ist jedoch gelungen. Die Fabel war zu glücklich erfunden und mit Benutzung aller dramatisch erlaubten Mittel zur Spannung durchgeführt; auch tragen die dramatis personae so durchaus den Stempel des Lebens und der Natur an sich, daß von Seiten der Wahrheit und Wahrscheinlichkeit den Autor kein Vorwurf trifft. Dagegen bliebe es immer zweifelhaft, wenn von Kunst auf diesem Theater die Rede wäre, ob diese je erlaubte, die genannten Personen zu ihrem geadelten Kreise zu erheben.

(Die Fortsezung folgt.)

Paris, März.

(Beschluß.)

Mängel der Gesetzgebung.

Da gerade die Pairskammer mit der Verbesserung des Strafgesetzbuchs beschäftigt ist, so hat der Anwalt der Lafarguesche Familie eine Schrift an diese Kammer gerichtet, um zu bewirken, daß eine besondere Verfügung zu Gunsten der vom Gerichte verurtheilten, hernach aber unschuldig befundenen Personen eingerückt werde. Es ist freilich schlimm, wenn man in einem Gesetzbuche den Fall vorhersehen muß, daß ein Unschuldiger wie ein Verbrecher bestraft werden kann; allein irren ist menschlich, und besser ist es, ein freimüthiges Geständniß der menschlichen Schwäche abzulegen, als den Familien der unschuldig Verurtheilten den Weg zur Erlangung einer billigen Vergütung zu verbauen. Die Erfahrung beweist ja nun, daß solche Fälle wirklich vorkommen, so wie vor wenig Jahren eine andere Erfahrung gezeigt hat, daß nach der jetzigen Gesetzgebung zuweilen ein wirklicher Verbrecher ungestraft bleiben kann, obgleich das Gericht von seiner Schuld völlig überzeugt ist. Als nämlich der berühmte originelle, polemische Schriftsteller Paul Courier auf seinem Landgute zu Vereß ermordet worden war, warf man Verdacht auf einen seiner Diener und zog ihn vor Gericht. Da man ihm aber nichts beweisen konnte, so wurde er freigesprochen und entlassen. In der Folge schwazte ein Bauermädchen aus, sie habe mit ihrem Geliebten sich im Gehölze befunden, als P. Courier ermordet wurde, und jenen Diener von hinten auf ihn schießen sehen. Sie mußte ihre Aussage vor Gericht bestätigen. Der Diener selbst gestand, daß er an dem Morde seines Herrn Theil genommen habe; allein er war einmal freigesprochen, und da, wie gesagt, nach den französischen Gesetzen die Urtheilssprüche unwiderruflich sind, so konnte er nicht einmal wieder vor Gericht gezogen werden, sondern ging frei umher, indeß seine Mitschuldigen gerichtet wurden. Läßt sich etwas Ungereimteres denken? Allerdings ist es wichtig, daß der Ausspruch der Richter als unveränderlich betrachtet werde; allein man sollte doch glauben, daß in einem Falle, wie der eben angeführte, ein Richterspruch nicht als ein Orakel verehrt werden dürfe. Alles dieses beweist, daß im französischen Strafkodex, obschon er vor andern Gesetzbüchern ähnlicher Art manche Vorzüge hat, doch noch Mängel sind, die eine Abänderung verlangen. Keine Regierung thue sich zu viel auf ihre Gesetze zu gute; wollte man sie genau prüfen, wie manche Lücken und Mängel würde man entdecken! Glücklich jedoch ist das Land, wo eine freie Presse und eine freie Tribüne die Verbesserungen allmählich angeben und bewirken können! Dg.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 94.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 19. April 1832.

Immer hab' ich nur geschrieben,
Wie ich fühle, wie ich's meint,
Und so spalt' ich mich, ihr Lieben,
Und bin immerfort der Eine.

Goethe.

Epilog
zum Andenken Goethe's

von

L. Tieck.

Gesprochen in Dresden nach Darstellung der Iphigenia von Goethe, den 29ten März 1832,

von

Mad. Mevius, Herrn Carl und Emil Devrient und Herrn Pauli.

Symphonie zum Egmont von Beethoven, dann hebt sich der Vorhang wieder.

Karl Devrient.

Seit jener trüben Stunde,
Als uns zuerst erscholl die Trauerkunde,
Nicht töne Fülle mehr der Lehr' und Lieder
Vom hochgeweihten Munde
Des weisen, edlen Sängers; daß hernieder
Zum Staube die Heroenbildung steigt,
Und ewig nun die holde Lippe schweigt: — —
Welch Herz, das nicht im tiefsten Grunde
Erschüttert ward, wie in die dunkle Nacht
Eingeht die hohe Kraft, dem Tod erliegt
Der Held, der in der Götterrüstung Pracht
So kühn als ein Unsterblicher gesiegt! —

Mad. Mevius.

Nicht nur Germaniens Gau'n, auch ferne Zonen,
Sie fühlen, was das deutsche Land verloren,
Wo irgend Menschen, Denker, Künstler wohnen,
Die sich Unsterbliches zum Ziel erkoren, —
Ihr Vorbild, Lehrer, Freund und hoher Meister
Schied lächelnd zu dem Chor verklärter Geister.

Emil Devrient.

Was die Geschichte beut, was Forscher denken,
Die Kräfte, die in Weisheit Völker lenken,
Was die Natur in ihrer Werkstatt schafft,
Der Erze Gang, des Erdgeists Wunderkraft,

Digitized by Google

Am Aether hoch der Wolken Wandelzug,
So wie in Tiefen der Gedanken Flug: —
Das Unsichtbarste selbst war ihm vertraut,
Dieß hat im klaren Spiegel Er erschaut,
Der Farben süßes Dämmerspiel und Leben,
Hat sein begeistert Auge kund gegeben:
Daß Wald und Fels, Meer, Erde, Luft und Licht
Auf sein Geheiß ward Weisheit und Gedicht.

Karl Devrient.

Wer wagt, den tiefen, reichen Geist zu messen?
Apollo's und der Musen Liebling steht
Er da, der größte seiner Zeit, vollendet,
In seiner hohen riesigen Gestalt.
Zwei Riesen nur sind ihm verbrüdert noch,
Der heil'ge Dante, dessen Wunderharfe
Im Einklang mit den Himmelschören rauscht,
Und jener britt'sche Geist, der überstarke,
Der Goethe's Jünglingsmuth entzündete: —
Die drei Giganten reichen über Zeiten
Und Land und Meer sich brüderlich die Hand,
Ihr Aug' umstrahlt im Herrscherblick die Welt.
Sie stehn, die höchsten Alpen, klar im Blau,
Mit reinem Demantglanz das Haupt umleuchtet,
Daß Pilger dort und hier die Wege finden:
Gestirne sind sie, die auf weitem Meer
Durch dunkle Nacht dem Schiffer ewig strahlen,
Daß er die sichern Pfade finden mag.

Mad. Mevius.

Begeistrung ihm und Muse war die Wahrheit,
Das Finst're des Gemüths zur Schön' und Klarheit
Erhob sein Lied, so rauschte rein und helle
Der volle Ton noch heut, so wie die Welle
Im hohen Felsgranit einsam entspringt,
Prophetisch bis zum Thal hernieder klingt. — —

Der Vorhang hebt sich. In Wolken sieht man auf erhöhter Bühne in der Mitte die Büste Goethes, gekränzt von Egmont und einem Genius, der Clärchen, den Nachruhm und die Freiheit andeutet, rechts Tasso und die Prinzessin Leonora, vorn Faust, auf der andern Seite Götz von Berlichingen und Elisabeth.

Tasso, der Seher, hochbegabt, will innen
Des Lebens Kron' und Seligkeit gewinnen,
Und kennt doch nicht den Genius, der ihn krönt,
Und seines Herzens Blume sanft verschönt;
Verdüstert ruft er selbst den finstern Mächten,
In aufgeregter, wilder Leidenschaft
Wird Wahnsinn nun und Ohnmacht Geist und Kraft,
Und er verfällt des Schicksals dunklen Nächten;
Des Dichters Leid und Liebe, Qual und Lust,
Verstehn, erleben wir in eigner Brust.

Karl Devrient.

Dort Götz, der rechtlich gute, freie Mann,
Der häuslich Brave, Unterdrückte schützend,
Im Kampf mit klüg'rer, doch zweideut'ger Zeit,
Künsten erliegend, die ihm sein Verhängniß
Verderbend flechten aus dem Heldenmuth,
Dem edlen Trotz, redlichem Widerstand,
Verschmähn der Klugheit, eigennütz'ger Lüge,
Aus Tugenden, die ihn in frühern Jahren
Zum Helden adeln, Ruhm und Glück ihm schenken. —

Es liegt ein holder Schlummer zart und weich
Um unser Daseyn: aus Ergebung, Dulden,
Genuß im Maaß. Entsagen und freiwill'ger
Beschränkung ist der Wunderhaag gepflanzt.
Im Innern hegt er Glück, der Liebe Blumen,
Der Frömmigkeit und Milde sanftes Grün,
Des Mitleids, der Zufriedenheit, des Fleißes
Heilvolle Pflanzengärten, süß betäubend.
Zerbrochen hat den Zauberring, den Götter,
Im höchsten Rath versammelt, selbst geschmiedet,
Faust, — einsam steht, verlassen der Titane,
Der nicht den Staub des Ird'schen essen wollte,
Und dem Vernunft nicht gnügte, Glaub' und Wissen;
Er reißt in Ueberkraft die unbewußte
Und fromme Unschuld wild in seinen Sturz;
Zu groß, ein Mensch, zu klein, ein Gott zu werden,
Ist ihm statt farbig duftend grüner Erde
Auf lange Wahn und Aberwitz sein Haus.

L. Pauli.

Ein frohgesinnter, menschlich edler Held
Erliegt mit seinem Volk der Tyrannei:
Egmont, den Liebe, Freiheit, Nachruhm, Dank
Des Volkes kränzt, in Einem Bilde alle,
So schön verschlungen, daß zu sondern keins.
Des Dichters hohe Weisheit hat verkündet,
Was Freiheit sey, Gehorsam, Zucht und Volk,
Was nie der Fürst, auch für den besten Zweck
Erstreben soll, was nie das Volk, auch selbst
Im Recht ertrotzen darf, was nie verweigern. — —
O würde nicht im wilden Kampf der Zeit,
In der oft Leidenschaft, Verwirrung, Hader
Das sinn'ge Wort der Weisheit überschrei'n,
Der Milde, Gottbegeisterte verschmäht,
So sprach' aus diesem Lied Eintracht und Liebe. —
In diesem Wettersturm, der Frühlingsnähe,
Vielleicht auch Unheil, Schmerz, Verderben kündigt,
Ist Er entwichen, Er, der fester Kraft,
Wie der Magnet, die Irrenden geführt.

Digitized by Google

Verhüte, freundlich Schickſal, Friedens Genius,
Daß uns nicht vorbedeutend Prophezeihung ſey,
Daß jetzo dieſer Hort uns ward entrückt. —

Emil Devrient.

Gedenken wir denn ſein in dieſem Bilde,
Des Hohen, der uns freundlich, hehr und milde
Die Welt erſchloß, und als ein Zaubermeiſter
Aus Zukunft und Vergangenheit rief Geiſter.
Sind einſt durch Zeitenwechſel, manch Jahrhundert,
Prachtvolle Städte in Ruin begraben,
Vergaß man längſt, was Gegenwart bewundert,
Was wir in Stolz und Qual errungen haben;
Wenn neue Straßen ſich durch Länder breiten,
Noch ſchnell're Schiffe durch die Meere ſchreiten,
Sich ferne Zonen nah und näher kamen —
Auch dann ertönt noch unſers Meiſters Namen; —
Der Enkel ſpricht, den Blick zurück gewandt:
Beglückt du Volk, beglückt du deutſches Land,
Die ihn geſehn, vernommen, ihn gekannt,
Ihr, denen, als er lebt', ſein Wort erklungen,
Denen als Freund er noch ſein Lied geſungen! — —

Und ſo erfaſſen wir noch fromm den Saum
Des Scheidenden, er iſt uns nicht entrückt,
Daß wir ihn kannten, liebten, iſt kein Traum,
Er wohnt in uns, und wir ſind hoch beglückt,
Daß uns die Kraft beſeligend geblieben,
Den Großen zu bewundern und zu lieben.

Alle.

Daß uns die Kraft beſeligend geblieben,
Den Großen zu bewundern und zu lieben.

*

(Die letzten Takte der Symphonie fallen wieder ein.)

Die Doppelheirath.

(Beſchluß.)

Am ſelben Abend noch wurden die beiden jungen Leute ſchmerzlich daran gemahnt, daß ſie beiderſeits an eine alte Ehehälfte gekettet worden waren. Ihr wißt, daß in allen franzöſiſchen Kolonien in Nordamerika ſtreng auf die Ceremonie der Katzenmuſik gehalten wird; wir feiern damit alle ungleichen, überhaupt auffallenden Ehen. Kaum war die Nacht angebrochen, ſo hörte man in Madame Lemoines Behauſung von ferne den Lärm der Katzenmuſik. Auf Trichtern wurde geblaſen, auf Schüſſeln Wirbel geſchlagen, mit Schellen geraſſelt, ein wahrer Höllenlärm, und nicht lange, ſo ſah man in der Ferne die Bande, brennende Fackeln ſchwingend. An der Spitze des Zugs gingen zwei grotesk maskirte Figuren; die eine ſtellte eine dicke alte Frau mit keckem Blicke vor, die andere einen jungen, einfältigen Tölpel, und beide umarmten einander fortwährend mit lächerlich übertriebenen Pantomimen. Hinter ihnen kam ein breitſchulteriger Kerl, der aus Leibeskraft eine Ballade abſchrie, in der Richards und ſeiner Ehehälfte Namen zum öftern vorkamen, und in deren Refrain der ganze Troß lärmend einfiel. Die unerſchrockene Matrone traf indeſſen ihre Maaßregeln mit gewohnter Geiſtesgegenwart; ſie ſtellte ihre Neger an die Fenſter, ertheilte ihnen Befehle und rüſtete ſich förmlich, den ihr zugedachten Beſuch gehörig zu empfangen. Die Bande kam endlich vor dem Hauſe an und ſtellte ſich vor der Thüre auf. Nun trat der ſeltſam aufgeputzte Spaßmacher vor und pochte mit einem Stabe an die Thüre. Dies war das Signal für die Belagerten, von ihren Vertheidigungsmitteln Gebrauch zu machen; mit einemmale gingen die Fenſter auf, und Töpfe mit ſtinkendem Waſſer und ſonſtiges Wurfgeſchütz der Art regneten auf die Friedensſtörer herab. Aus den Jagdgewehren wurde eine Salve über ihre Köpfe hin abgefeuert. Da ergriff der ganze Trupp eilends die Flucht und ließ die muſikaliſchen Inſtrumente auf dem Wahlplatz zurück, welche von der Dienerſchaft aufgehoben und als Siegeszeichen in das Haus gebracht wurden.

Monſieur Dulac wurde dieſelbe Ehre erwieſen; ob von derſelben Bande, weiß ich nicht, aber ſo viel iſt gewiß, daß hier die Spaßvögel beſſer wegkamen. Der alte Herr wurde förmlich im Hauſe überfallen, und da er ſich ſehr ungeberdig ſtellte, ſo reizte er dadurch die lärmenden Gäſte zu immer größerm Unfug. Sie machten ihn faſt toll mit ihrer abſcheulichen Muſik, tranken ihm ſeinen Wein aus, und einer, ein junger, flinker Burſche, hatte die Unverſchämtheit, der jungen Frau einen Kuß zu rauben. Es war ein Uhr nach Mitternacht, als endlich der ungezogene Troß das Haus räumte, und nun brach des alten Dulacs Zorn deſto furchtbarer aus, je länger er ſich hatte Gewalt anthun müſſen. Er wüthete gegen ſeine Schwarzen, verfluchte die ganze Nachbarſchaft, ſchimpfte, wer ihm vor das Geſicht kam, und ſchonte ſogar ſeiner jungen Frau nicht; lieber, meinte er, hätte er Madame Labédoyère geheirathet, dann wäre er doch dieſes abſcheulichen Skandals überhoben geweſen.

Thereſe ſollte ihn nie wieder guter Laune werden ſehen; von Stunde an hatte er das ſanfte Weſen, das Jeden, er mag noch ſo grob und ſauertöpfiſch ſeyn, in der erſten Zeit nach geſchloſſenem Ehebande menſchlich macht, ausgezogen und behandelte ſeine Frau, wie das ganze Haus, mit unerträglicher Härte. Er ruhte nicht

eher, als bis er nach drei Jahren, so viele Mühe sich auch die liebenswürdige Thereſe gab, ihm das Leben zu friſten, zu ſeinen Vätern verſammelt ward. Er hinterließ ihr die Hälfte ſeines Vermögens und zwei Kinder, welche die andere Hälfte erbten.

Was die Dame betrifft, mit der ſich Richard wohl oder übel hatte verbinden müſſen, ſo gelang es ihr, trotz aller Anſtrengung, nicht, ſich mit ihm in das Verhältniß zu ſetzen, das nach ihrem Syſtem zwiſchen Mann und Frau beſtehen mußte. Richard wollte durchaus ſeinen Eltern ein gemächliches Leben verſchaffen und ſeine Schweſtern anſtändig erziehen laſſen; die Dame ihrerſeits bewies ihm gleich hartnäckig, daß daraus nichts werden könne. Der Mann trug den Sieg davon, aber erſt nach langem, täglich wiederholtem Zanke mit ſeiner zärtlichen Hälfte. Dieſer vergebliche Kampf um die Oberherrſchaft zehrte an ihrem Leben; ſie ſchwand zuſehends hin, ſtarb nach einer fünfjährigen Ehe und hinterließ ihrem Mann gleichfalls zwei Kinder.

Ihr errathet nun leicht, welch ein Ende die Geſchichte nimmt. Richard und Thereſe wurden nun endlich doch ein Paar, und ſie ließen ſich in der kleinen Kirche von Adayes von meinem braven Freund Baltazar Polo einſegnen, und nie läuteten die alten Glocken luſtiger als zu dieſer Hochzeit. Baltazar war ein wenig mehr auf ſeiner Hut als ſonſt; denn er hatte geſchworen, zum zweitenmale wolle er keinen Mißgriff begehen, ſo weit menſchliche Vorſicht davor behüten könne. Die Hochzeit war am hellen Mittag beim ſchönſten Wetter, und der Pfarrer trug eine ganz neue concave Brille, die er ſich ausdrücklich dazu von Neuorleans hatte kommen laſſen.

Das würdige Paar iſt mit mir alt geworden. Es lebt auf der ſchönen Pflanzung, welche einſt Madame Labédovère gehörte, wo ich Euch dieſen Morgen die beiden hübſchen jungen Sycomoren vor dem Hauſe gezeigt habe. Die Kinder aus der erſten Ehe ſind im Beſitze der bedeutenden Güter ihrer verſtorbenen Eltern, und Lemoine und ſeine Frau leben im Kreiſe ihrer eigenen Kinder in glücklichem Alter, arbeitſam und zufrieden. Vor ein Paar Jahren kehrte ein franzöſiſcher Botaniker, der das Land bereiſte, bei ihnen ein und zeigte ihnen unter andern Curioſitäten, wie das Blatt der Sycomore im Blattſtiel die Blattknospe des folgenden Jahrs enthält. Richard meinte, es ſey dies ein Sinnbild ihrer beiderſeitigen erſten unglücklichen Ehe, welche den Keim ihres gegenwärtigen Glücks und Wohlſtands enthalten habe. So erklärten ſie denn die Sycomore für ihren Lieblingsbaum und ließen zwei gleich große junge Sycomoren vor ihre Thüre pflanzen.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, März.

(Fortſetzung.)

Der Berliner Dialekt auf der Bühne.

Die Berliner Volksſprache hat etwas durchaus Abſtoßendes. Wie ſie jetzt in den Berliner Straßen, und wohin ſich die Bildung von daher erſtreckt, geſprochen wird, iſt ſie nicht einmal etwas Reines, im Volke Gebornes. Der Brandenburgiſche Bauer ſpricht ein völlig anderes Deutſch als der Berliner Straßenläufer. Der Jargon hier, durch Angely wohl zuerſt auf die Bühne gebracht, hat mit dem Platt-deutſch, das dem märkiſchen Dialekt zum Grunde liegt, wenig oder nichts mehr als die Weichheit gemein; er iſt nur ein Abwurf der Sprache der Gebildeten, voller Abſtrakten, und jüngſt erſt hat er, meiſt von den Theatern ſelbſt her, durch die Lokalpoſſen, Deklamationsſtücke, Parodieen, Judendonmots viele Worte, Ausdrücke und Redensarten zurückerhalten, die nun freilich auch wieder in die Küchenſprache übergegangen ſind. Dies Gebräu von Sprachſchnitzern, Wortverdrehungen, Tonverſetzungen, ſchnippiſchen Redensarten, wirklichen Bonmots und ekelhaften Späſſen heißt Berliniſch; wenn es nicht jetzt zur lebenden Sprache würde, ſo könnte man es lernen wie eine todte, denn vor zehn Jahren war es noch unbekannt. Dieſen, zur Hälfte künſtlich gemachten Jargon wieder auf die Bühne verſetzen, ihn dort einbürgern wollen, halte ich für einen ſo von der Wahrheit abführenden Weg, als den ſpaniſchen estilo culto, nur daß der letztere doch hübſch klang, das Berliner Idiom aber abſcheulich. Man hat es in den Lokalpoſſen gedultet, weil man glaubte, es müſſe ſo ſeyn, aber die Lokalpoſſen ſelbſt ſind darüber zu Grunde gegangen. In das bürgerliche Trauerſpiel, wenn ein ſolches Genre zu Stande käme, würde ich es nun und nimmer aufnehmen. Und wenn es auch gälte, nur ein grelles Spiegelbild des Lebens zu liefern, wie es iſt, ſo würde man dadurch der Wahrheit um keinen Schritt näher kommen. Ebenſo wenig iſt es dieſer Jargon, was das Glück des Stücks gemacht hat. Es verdankt dies einem edlen, weiblichen Charakter (die Dienſtmagd Dörte), welcher von der Gattin des Dichters mit wirklich künſtleriſcher Meiſterſchaft geſpielt wurde. Frau von Holtei, eine Schauſpielerin von vielem Talente für ihr Fach, hatte durch die ihr nicht angemeſſene Sphäre, welche ſie in Darmſtadt betreten, demſelben geſchadet; dieſe Rolle reſtituirt ſie wieder in dem vorigen Rufe und als Liebling des Publikums.

Es dünkte wie eine Fabel, als wir, in der erſten Zeit unſerer Furcht, einige Wochen nach dem Aufhören der Cholera in Petersburg von dort hörten, es ſey, als habe ſie nie da geherrſcht. Dieſer Zuſtand von Sorgloſigkeit oder Gedankenloſigkeit iſt nun auch bei uns eingekehrt, und in Wien ſoll er noch ausgeſprochener ſeyn. Man empfindet nicht mehr ihre Wirkungen, man ſieht nichts von Folgen, man kann ſich überreden, es ſey eine Fabel, daß ſie da war. Die größere Noth in den untern Klaſſen, die Brod- und Gewerbloſigkeit iſt nur die Frucht der politiſchen Ungewißheit. Was bedeuten die Opfer von noch nicht 2000 auf eine Bevölkerung von 700 bis 300,000! Man erinnert ſich ihrer nicht anders, als wären ſie an der oder jener Krankheit geſtorben. Nur daß man auf den Straßen nicht mehr rauchen darf, wird empfunden; eine Revolution iſt aber darum nicht entſtanden.

(Der Beſchluß folgt.)

Beilage: Kunſtblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 95.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 20. April 1832.

Glaube dem Leben; es lehrt besser als Redner und Buch.

Goethe.

Meines Onkels Bibliothek.

Um meine Ferien recht zu nützen, hat mir mein Onkel gerathen, Grotius zu lesen, damit ich dann Pufendorf u. s. w. lesen könnte. Darum stehe ich auch bei guter Zeit auf, gehe an meinen Tisch, setze mich, schlage die Beine übereinander und mache das Buch auf. Was geschieht nun aber? Nach kaum einer halben Stunde fangen meine Augen an, nach links, nach rechts abzuschweifen; Anfangs an den Rand des Quartbandes: hier kratze ich einen Fleck im Papier heraus, blase ein Haar weg, oder löse höchst vorsichtig und sinnreich einen kleinen Strohhalm ab; sodann geht es an den Deckel meines Dintenfasses, auf dem es eine ganze Menge Curiosa gibt, mit denen ich mich der Reihe nach abgebe. Endlich werfe ich mich in meinen Lehnstuhl zurück, strecke die Beine aus und kreuze die Arme über dem Kopf; in dieser Stellung muß ich beinahe immer ein kleines Lied pfeifen, während ich etwa einer Mücke zusehe, welche an den Fensterscheiben auf- und absummt. Fühle ich, daß mir nachgerade die Glieder einschlafen, so stehe ich auf, mache, die Hände in den Taschen, ein Paar Gänge durch das Zimmer, bleibe endlich am Fenster stehen und schlage den Wirbel auf der Scheibe, was ich vortrefflich verstehe; da fährt ein Wagen vorbei, oder ein Hund bellt, oder es gibt auch gar nichts; kurz, ich muß hinaus sehen, mache das Fenster auf — ist es einmal so weit, so weiß ich schon, daß ich lange nicht mehr wegkomme.

Das Fenster! ja, hier ist der wahre Zeitvertreib für den Studenten; für den fleißigen Studenten nämlich, der weder in Schenken geht, noch mit Taugenichtsen verkehrt. Der brave junge Mann! er ist die Freude seiner Eltern, so geordnet, so fleißig, und seine Professoren, die wissen, daß er sich weder auf Spaziergängen herumtreibt, noch durch die Gassen galoppirt, noch spielt, meinen, es müsse etwas aus ihm werden. Er aber kommt nicht vom Fenster weg.

Er — nun ja ich, ohne Ruhm zu melden, bringe hier meine Tage zu, und fast möchte ich behaupten — ja wirklich, nie habe ich bei meinen Professoren, nie habe ich bei Grotius und Pufendorf den hundertsten Theil von dem gelernt, was ich hier profitire.

Aber auch hiezu, wie zu Allem, kommt man nur nach und nach. Anfangs ist es bloßer gedankenloser Müssiggang: man blickt gen Himmel, bläst eine Feder hin und her, betrachtet eine Spinnwebe, oder spuckt auf einen gewissen Pflasterstein. Man bringt ganze Stunden damit hin, je nachdem die Sache Bedeutsamkeit hat. Ich scherze nicht, was ist ein Mensch, der dieß nicht durchgemacht hat, was wird aus ihm? Ein materielles, rein positives Geschöpf, ohne einen Funken Poesie, ein Wesen, das den Lebenspfad hingeht, ohne stille zu stehen, ohne sich umzusehen, oder einmal einen Sprung rechts oder links zu machen, ein Automat, der von der Geburt zum Tode läuft, wie ein Dampfwagen von Manchester nach Liverpool. Ja, der kontemplative Müssiggang

Digitized by Google

iſt ein nothwendiges Ding, wenigſtens einmal im Leben, beſonders ſo ums achtzehnte Jahr, wenn man der Schule entlaufen iſt. Der über den Büchern vertrocknete Geiſt lebt da wieder auf, er macht Halt, ſich umzuſehen, ſich zu orientiren; ſein erborgtes Leben liegt hinter ihm, er ſchickt ſich an, ſein eigenes zu beginnen. Ein ganzer Sommer, ſo verlebt, iſt ſicher nicht zu viel, wenn es ſich von gründlicher Bildung handelt; ja zu einem großen Mann gehört wohl noch mehr als einer: Sokrates lungerte — ich weiß kein anderes Wort — Jahrelang, Rouſſeau bis zum 40ſten Jahr, Lafontaine ſein Lebenlang. Und doch wird, meines Wiſſens, dieſe Methode in keinem Erziehungsbuche empfohlen. Während bei dieſem ſüßen Nichtsthun die Sinne ſich unſchuldig beſchäftigen, gewöhnt ſich der Geiſt zuerſt an Ruhe, dann erwacht allmählich der Sinn für Beobachtung; er geht ſtufenweiſe, unbewußt immer weiter, lernt klaſſificiren, coordiniren, generaliſiren, und ſo iſt er am Ende von ſelbſt zu der philoſophiſchen Methode gelangt, welche Baco vorſchrieb und die Newton praktiſch ausübte, da er eines Tags, wo er in ſeinem Garten lungerte und einen Apfel vom Baume fallen ſah, das Geſetz der Schwere entdeckte. Der Student an ſeinem Fenſter findet nun zwar juſt das Geſetz der Schwere nicht, aber mittelſt eines ganz ähnlichen Prozeſſes ſtrömt ihm, während er auf die Straße ſieht, eine Menge von Ideen zu, die, ob an ſich neu oder alt, gleichviel, für ihn wenigſtens neu ſind und den offenbaren Beweis liefern, daß er ſeine Zeit genützt hat. Und dieſe Ideen reiben ſich nun in ſeinem Gehirn mit den alten erborgten, und der Konflikt erzeugt neue Ideen. Ja wahrhaftig, der junge Kopf arbeitet wirklich auf dieſe Weiſe, und ſo die Zeit zu tödten, iſt eine köſtliche Arbeit.

Obgleich es nun, ſtreng genommen, nicht mehr als eines Strohhalms bedarf, um mit Nutzen müßig zu ſeyn, ſo gehe ich doch viel weiter, denn aus meinem Fenſter überſehe ich wirklich unendlich viel. Gegenüber iſt das Hoſpital, ein unermeßliches Gebäude; da geht nichts hinein, nichts heraus, was mir nicht Tribut bezahlte; bei allem, was vorgeht, denke ich mir die Abſicht und male mir die Entwicklung aus; und ich habe dabei eine vortreffliche Kontrolle in der Perſon des Portiers, denn ſein Geſicht iſt ein wahres Buch für mich, in dem ich tauſenderlei über die Menſchen und ihre Verhältniſſe leſe. An nichts ſtudirt man wohl die künſtlichen Unterſchiede, welche das geſellige Leben erzeugt, beſſer, als im Geſicht eines Portiers; es iſt ein vortrefflicher Spiegel, in welchem, nach allen Graden, kriechende Demuth, die Dienſtbefliſſenheit mit der Protektionsmiene oder brutale Geringſchätzung vorüberziehen, je nachdem es den vornehmen Direktor, den untergeordneten Beamten oder den armen Fündling abſpiegelt.

Mir gegenüber im Hoſpital, etwas höher, ſind die Fenſter eines Saals. Vom Platz aus, wo ich arbeite, ſehe ich die dunkle Decke; zuweilen erſcheint der finſtere Krankenwärter hinter den Scheiben und ſieht auf die Straße. Steige ich auf den Tiſch, ſo dringt mein Blick weiter hinein in den Schmerzensraum, wo Leiden und Tod zwei lange Reihen von Betten umſchweben. Ein trauriger Anblick! aber nicht ſelten fühle ich mich dazu getrieben, und dann heftet ſich mein Blick und meine Phantaſie mit regem Intereſſe an das Kopfkiſſen eines Sterbenden; ich blättere entweder zurück im Leben, das zur Neige geht, oder vorwärts gegen die Zukunft, die ſich aufthut, und ſchweige in der Wehmuth, die der Gedanke an das Myſterium der menſchlichen Natur in der Seele heraufbeſchwört.

Links, unten in der Straße, liegt die Kirche, öde, verlaſſen die Woche über, Sonntags voll Menſchen und frommer Geſänge. Auch hier achte ich darauf, wer hinein, wer heraus geht; auch hier baut und ſchafft meine Phantaſie, aber mit weniger Sicherheit; iſt doch hier kein Portier, und wäre auch einer da, was hälfe es? denn der Portier hält ſich ausſchließlich an den Rock; was darüber iſt, dafür iſt er blind, taub und ſtumm, und ſein Geſicht ſagt rein nichts mehr. Was mich aber an den Kirchgängern intereſſirt, das iſt die Seele; leider ſteckt nun dieſe unter Rock, Hemd und Haut; oft iſt ſie ſogar hier nicht zu finden und ergeht ſich anderswo während der Predigt. Hier gilt es alſo zu rathen, zu vermuthen, anzunehmen und wieder aufzugeben, und dieß paßt ſo gut in meinen Kram, als irgend ſonſt was; denn juſt das Zweifelhafte, das Unbeſtimmte iſt die Seelenſpeiſe des Lungerers.

(Die Fortſetzung folgt.)

Amerikaniſche Sitten.

Die Vereinigten Staaten von Amerika, wir mögen ſie nun als den Schauplatz betrachten, worauf ein großes politiſches Problem gelöst werden ſoll, oder als einen Zufluchtsort für die, welche die alte Welt nicht zu ernähren vermag, oder als das Land, wo, unter eigenen Umſtänden, die europäiſche Kultur ſich eigenthümlich entwickeln wird, müſſen dem Weltbürger immer anziehend ſeyn. Zwar haben ſeit Kurzem viele das Land bereist und ſeine Menſchen und Inſtitutionen mannigfach beſchrieben; Männer und Frauen, Fürſten, Edelleute, Gelehrte, Kaufleute und Handwerker, Engländer, Franzoſen und Deutſche haben ſchnell hinter einander ihre Stimme darüber laut werden laſſen, und doch iſt unſere Wißbegierde nicht befriedigt, dennoch ſind wir überzeugt, daß, bei der merkwürdigen Verſchiedenheit des dortigen Lebens von dem unſrigen, in unſerer Kenntniß noch manche

Digitized by Google

Lücke auszufüllen, noch vieles zu berichtigen ist. Wir empfehlen in dieser Hinsicht ein eben in London erschienenes Werk von Mistreß Trollope: Domestic Manners of the Americans.

Die Dame ist eine Engländerin von feinem Ton; es mußte ihr daher vieles in Amerika als roh und geschmacklos vorkommen, was vielleicht einem Mann und einer Deutschen nicht so erschienen wäre. Die Zudringlichkeit des gemeinen Volks, und besonders der Widerwille desselben gegen das Dienen, eine Unart, welche sie nebst ihren zarten Töchtern öfters nöthigte, gemeine Geschäfte selbst zu verrichten, mußten sie empören, besonders da sie gleich von Neu-Orleans aus sich den Strom hinauf in die neuern Niederlassungen begab, wo es sich erst noch um das Unentbehrliche handelt, und daher an keine Verfeinerung zu denken ist. Als sie später über das Alleghanygebirge in die ältern Staaten kommt, findet sie offenbar vieles besser; aber jezt steht das Vorurtheil schon so fest in ihrem sonst hellen Kopfe, daß sie nicht mehr unbefangen zu urtheilen vermag. Genug, sie ging, wie vor ihr Kapitän Hall gethan, als halbrepublikanisch gesinnt nach Amerika, und ist als entschiedene Tory, als Freundin des Alten, zurückgekehrt. Aber, wie schon gesagt, sie hat einen hellen Kopf und scharfen Blick, und weiß gewöhnlich das Eigenthümliche in einer Erscheinung klar vors Auge zu bringen; ihr Werk ist deßwegen höchst lehrreich.

So unangenehm es für den Fremden oder den wohlhabenden Einheimischen seyn mag, ohne Bedienung zu seyn, oder von denen, die er zu seiner Bedienung gedungen, als Gleicher behandelt zu werden, so würde es sich der Menschenfreund doch gerne gefallen lassen, wenn er fände, daß sich alle Bewohner des Landes durch eine freie Bearbeitung des Bodens oder durch Handwerke in unabhängigem Wohlstand zu erhalten wissen, oder daß die, welche es nicht zum Wohlstand bringen, sich mit stoischem Stolze lieber aufs Nothdürftigste beschränken, als sich den Launen eines Gebieters unterwerfen. Aber dies ist leider nicht der Fall; selbst in den neuesten Niederlassungen gibt es blutarme Menschen, und manche Bauermädchen gehen in einen Dienst, blos um sich irgend einen Gegenstand des Luxus zu erarbeiten, den sie sich sonst nicht zu verschaffen wissen; da sie dies aber mit Widerwillen und mit dem Gefühl der Schmach thun, so ist das Verhältniß zwischen den Dienenden und Bedienten höchst gespannt und unangenehm. — „Von Zeit zu Zeit," erzählt Mißtriß Trollope, „zeigte sich am Mississippi die Hütte eines Holzhackers, welcher die Dampfböte mit Holz versieht, auf die Gefahr, oder vielmehr mit der Gewißheit eines frühzeitigen Todes, dem er sich für harte Thaler und Whisky hingibt. Diese armseligen Wohnungen sind im Winter beinahe alle überschwemmt; die besten sind auf Pfählen erbaut, so daß das Wasser den höchsten Stand erreichen mag, ohne die elenden Bewohner zu ertränken. Die Unglücklichen leiden beständig am kalten Fieber und taumeln in ewiger Trunkenheit dem Tode entgegen. Der Anblick der Weiber und Kinder war wirklich empörend, und so oft sich derselbe auch wiederholte, so konnte ich mich doch niemals daran gewöhnen. Ihre Farbe ist blau-weiß, als wenn sie die Wassersucht hätten, und das ist leider auch der Fall bei Jung und Alt. Die Wohlhabendern besitzen eine elende Kuh und einige Schweine, welche immer knietief im Wasser stehen. Wirklich habe ich die menschliche Natur nie so erniedrigt gesehen, als bei den Holzhackern am Mississippi."

„Hunderte halbnackter Mädchen arbeiten in den Papiermühlen für die Hälfte des Lohns, den sie als Mägde bekommen könnten; aber sie glauben sich durch Dienen herabzuwürdigen, und, wie gesagt, nur das Verlangen, sich irgend etwas zum Putz zu verschaffen, kann sie dazu vermögen. Eine gute Freundin gab sich indessen so viel Mühe für mich, daß sich bald eine große, gutgewachsene Dirne einfand, deren erste Worte waren: „Ich komme, Euch zu helfen!" Die Nachricht war sehr angenehm; ich bewillkommte sie auf's Schönste und fragte, wie viel sie jährlich verlange. „Ei!" rief sie laut lachend, „Ihr seyd eine ächte Englische! ich möchte doch das junge Frauenzimmer in Amerika sehen, das sich auf ein Jahr verdingen wollte. Ich denke mich in ein Paar Monaten zu verheirathen, sonst müßte ich ja eine alte Jungfer werden, denn ich bin schon siebzehn Jahre alt; es könnte mir auch einfallen, noch in die Schule zu gehen. Ihr müßt mir anderthalb Thaler die Woche geben, und meiner Mutter Sklavin, die Phillis, muß einmal die Woche herüber kommen und mir scheuern helfen." Ich ließ mir natürlich alle Vorschläge demüthigst gefallen; da ich aber sah, daß sie sich in einem gelben geblumten Kattunkleide an die Arbeit begeben wollte, gab ich ihr zu verstehen, es wäre doch schade, einen so hübschen Anzug zu verderben, und sie würde besser thun, sich umzukleiden; „'s ist eben mein bestes und schlechtestes Kleid," rief sie, „denn ich habe kein anderes." Auch fand ich in der That, daß die Dame nichts aus dem elterlichen Hause mitgebracht hatte, als was sie am Leibe trug. Ich gab ihr sogleich Geld, um das Nothdürftige zu kaufen, und machte mich mit meinen Töchtern an die Arbeit, um ihr ein Kleid zu verfertigen. Sie lachte beifällig, als die Arbeit vollendet war, dankte aber weder hiefür, noch für irgend etwas, was wir sonst für sie thaten. Dabei bat sie uns beständig, ihr verschiedene Kleidungsstücke zu leihen, und als wir es verweigerten, ward sie ärgerlich und sagte, andere junge Frauenzimmer, welche manchmal den alten Weibern in der Stadt zur Hand gehen, bekommen alles geliehen, was sie nur wollten; ich, als

Digitized by Google

eine Engländerin, scheine zu glauben, sie werde unsere Sachen vergiften, als wenn sie eine Negerin wäre. Auch verließ mich dieses junge Frauenzimmer in kurzer Zeit, weil ich ihr nicht Geld genug vorschießen wollte, um sich ein seidenes Kleid für einen Ball anzuschaffen. Ein anderes Mädchen in meinem Dienste fühlte sich gekränkt, weil sie in der Küche essen sollte, aß oft gar nichts und weinte Tagelang."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus der Rheinpfalz, April.

Der pfälzische Charakter.

Mit Recht wird dies Land das Paradies Deutschlands genannt, sowohl wegen seiner hohen Fruchtbarkeit, der herrlichen Erzeugnisse seines Bodens, als wegen seiner seltenen Naturschönheiten. Ueppigkeit, lachende Heiterkeit ist sein Hauptcharakter. Dies, oder doch ein verwandtes Gepräge scheint die Natur auch seinen Bewohnern aufgedrückt zu haben. Heiter, gesellig, redselig, rührig, gewandt, anstellig, das Schwere leicht nehmend, vielleicht zu leicht — diese Epitheta bezeichnen den Grenznachbar Frankreichs. (Es ist hier nämlich zunächst von der linken Rheinseite die Rede.) Ernst, Tiefe und Beharrlichkeit gehören zu den Ausnahmen. Auch die Bildung der Pfälzer trägt im Allgemeinen jenen Charakter; mehr praktisch als ideal, mehr brillant als tief, erscheint sie ganz als das Eigenthum des heitern und durchaus geselligen Rheinbewohners. Es gibt vielleicht keinen Landstrich in Deutschland, in dem so viel gesprochen und so wenig geschrieben wird. Dazu scheint nun der tägliche Genuß des edeln Rebensaftes am meisten beizutragen. Wie er zur Geselligkeit einladet und die Zungen löst, so scheint er die Hand zu lähmen, die zur Feder greift, und ist überhaupt allem einsamen, nachdenklichen Stubensitzen nicht hold. Beschauliche, Grübler, Melancholische, von Zweifeln Geängstigte, Kopfhänger, Asceten muß man in der Pfalz nicht suchen. So hat auch der neuerdings in Deutschland so allgemein verbreitete Pietismus hier wenig oder keine Jünger, selbst nicht unter den Geistlichen gefunden, wiewohl man sonst dem Neuen nicht abhold ist. Die Beweglichkeit des rheinpfälzischen Volks zeigt sich auf eine merkwürdige Weise in seiner Tracht. Während der nachbarliche Elsässer auf dem Lande, schon so lange Franzose durch Politik, ernst, steif, ungelenk, aber dabei mehr innerlich tüchtig, am Alten haftet und in seinen ledernen, kurzen Beinkleidern und seinem eckigen Schlapphut derb genug auftritt, ist die Tracht des luftigen, putzsüchtigen, beweglichen Pfälzers eine immer fortgehende Nachahmung der städtischen Art, sich zu kleiden. Der Landbewohner sieht hier weder wie ein Bauer, noch wie ein Städter aus; er sucht aber bei seinem Hochmuth eine Ehre darin, es dem Städter so viel möglich gleich zu thun. Deshalb heißt hier auch jeder Bauer, der nicht gerade Taglöhnerdienste thut, „Herr." Mit diesem Titel ist man ungemein freigebig. Nirgends fühlt sich der Bauernstand mehr, nirgends tritt er kecker auf, nirgends ist er mehr gewitzigt, aber vielleicht auch nirgends so unzuverlässig wie hier. Der Elsässer hat die Sitteneinfalt früherer Jahre weit mehr bewahrt. Bei ihm fühlt man sich auf dem Lande, und alle Umgebungen sprechen dafür. Der Luxus und das halbstädtische Wesen des Pfälzer Bauern wecken ein ganz anderes Gefühl. Ernst, Tüchtigkeit und Beharrlichkeit sprechen sich, wie gesagt, nicht eben aus, wogegen die Gastfreiheit nirgends so unbeschränkt und mit so vieler Gutmüthigkeit geübt wird; wahrlich ein schöner, in unserer Zeit immer seltener werdender Zug. Der Elsässer, deutsch in seiner ganzen Art zu seyn, mehr als er weiß und vielleicht will, ist Franzose de coeur. Der Pfälzer (und vielleicht mit ihm alle Bewohner des linken Rheinufers) ist ohne allen Patriotismus guter Deutscher, wenn er gut regiert wird, und, unter gleichen Umständen, wohl ein noch besserer Franzose.

(Der Beschluß folgt.)

Berlin, März.

(Beschluß.)

Die Censur.

Die große Ordensaustheilung an die Choleraärzte ist noch nicht erfolgt; man meint, sie werde ganz unterbleiben. Dagegen werden der Denunciationen über die Sorglosigkeit, ja Pflichtvergessenheit unserer Medizinalbehörden immer mehr; die in Altenburg darüber erschienene Schrift hat großes Aufsehen gemacht, wenn sie gleich nicht öffentlich hier hervortreten darf. Man behauptet, unsere medizinischen Häupter haben nie einen Choleraskranken mit Augen gesehen. Mehr als animose Beschuldigungen wirkt übrigens der Vergleich mit dem, was von den wissenschaftlich gebildeten und praktisch tüchtigen Aerzten in Königsberg in Preußen in aller Stille geschrieben ist. Die Königsberger Cholerazeitung hat noch jetzt einen wissenschaftlichen Werth, indeß die beiden hiesigen, die offizielle und die sogenannte Oppositionszeitung, noch während ihres Bestehens zu Makulatur wurden.

Es hatte Monatelange Vorstellungen und Intriguen gekostet, bevor es erlaubt wurde, einige treffliche Aufsätze aus jenem Königsberger Blatte — redigirt unter dem Schutze der Regierung, des Oberpräsidenten — in die hiesigen Zeitungen zu bringen. So stand es, so steht es mit unserer Censur. Es gibt hier brave Leute, welche sie noch jetzt eine liberale nennen, und wohlthätig — weil sie uns von dem befreit, was Wirths Tribüne und die andern unterdrückten Blätter zu Tage brachten. Der Unterrichtete ist der Meinung, daß der von jenen gepriesene liberale Sinn, auch bei völlig frei gegebener Presse, hier kein Organ fände. Das verdankt Altpreussen seinen Schulen, seiner Bildung. Ueber die gedachten Blätter ist hier Liberal und Nichtliberal ziemlich einer Meinung. Nichtsdestoweniger kann Niemand mit dem Zustand unserer Censurverwaltung sich zufrieden geben, so lange dies Heer von Rücksichten, denen ein armer Censor unterworfen ist, durch kein Gesetz gebändigt ist, und wo ist der Solon, der ein solches Gesetz sich zu geben getraute? Wir sehen keinen „Wilhelm Tell" auf der Bühne, weil unsere Bergvölker sich empören könnten, keinen „Egmont," vermuthlich, weil wir zur Londoner Konferenz gehören, denn als nächste Blutsverwandte der Oranier müßten wir ihn eigentlich geben; wir fürchteten lange Zeit die „Stumme von Portici," weil es den Fischern von Colberg und Rügenwalde in den Sinn kommen könnte, Masaniello zu spielen. Dito meint man, „Robert der Teufel" sey anstößig, weil darin von einer Prinzessin die Rede ist, welche keinen Thronfolger bekommt, und ebenso, rannt man sich zu, werde von nun an kein Stück auf der Bühne angenommen, worin ein Graf einen Korb bekommt. Dies sind einige von den Rücksichten, welche unsere liberale Censur bestimmen. Was helfen da Gesetze? Rammers Schreiben hat, wenn auch nicht gebessert, wenigstens vorsichtig gemacht. Man hütet sich mehr vor offenbaren Mißgriffen. Aber so lange nicht wenigstens das bewirkt wird, daß ein Censor nur nach Untersuchung durch Urtheil und Recht seines Amtes entsetzt werden kann, ist keine Aussicht.

Beilage: Literaturblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 96.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 21. April 1832.

Wo schmeichelt sich die Heuchelei nicht ein,
Und Schwärmerei, die ihren Vortheil kennt?

Goethe
nach Voltaire.

Amerikanische Sitten.

(Fortsetzung.)

Worüber die Reisende am meisten klagt, das ist der allgemeine Mangel an Verfeinerung. „In den zwei Jahren, sagt sie, welche ich mich in Cincinnati aufhielt, sah ich weder einen Bettler, noch einen Mann, der reich genug gewesen wäre, um seine Anstrengungen zur Vermehrung seines Vermögens einzustellen; somit ist jede Biene im Korbe emsig beschäftigt, den Honig von Hybla zu sammeln, den man gemeinhin Geld nennt; weder Kunst, Wissenschaft, Gelehrsamkeit, noch Vergnügen kann sie davon abziehen.“ Dieß mag wahr, und für eine vornehm erzogene Engländerin höchst unerfreulich seyn; aber begäbe sie sich in England unter die honigsammelnden Klassen, so würde sie wahrscheinlich, bei weniger Wohlstand und Genuß, dasselbe endlose Streben nach Besitz und beinahe dieselbe Beschränktheit in Betreff der höhern Bildung finden. Wo es, wie in England, Hummeln gibt, die sich von der Arbeit Anderer ernähren, und Millionen, die um des lieben Brodes willen bereit sind, allen Lüsten dieser Hummeln zu dienen, kann die Verfeinerung nicht wohl ausbleiben. Das ist aber zu bedauern, daß in Amerika die Weiber durchaus keinen Einfluß haben; die Männer gehen nur ihren Geschäften und rohen Gelagen nach, und die Frau, welche, aus Mangel an Dienstboten, unter der häuslichen Arbeit erliegt, wird meistens allein gelassen, oder sie muß zur Gesellschaft ihres Geschlechtes, oder endlich zur Gesellschaft der Geistlichen ihre Zuflucht nehmen, welche, nach unserer Reisenden, die einzigen Mannspersonen sind, welche den Weibern die zarte Achtung widmen, die ihnen gebührt. Hieraus entspringt denn aber das Uebel, daß diese Geistlichen einen allzugroßen Einfluß auf die weiblichen Gemüther üben und dieselben häufig zum furchtbarsten Fanatismus verleiten, während die Männer in Sachen der Religion sich höchstens leidend verhalten.

Dieses bringt uns auf ein wichtiges Kapitel des Werkes, doppelt wichtig in diesem Augenblicke, wo die Frage so häufig aufgeworfen wird, ob es nicht besser wäre, die Kirche ganz vom Staate zu trennen. In den Vereinigten Staaten ist dieser Plan nun schon über vierzig Jahre in Ausführung; und obgleich nicht zu zweifeln ist, daß am Ende das Resultat weit erfreulicher seyn muß, so läßt sich doch von dem, was jezt dort vorgeht, abnehmen, welche Krise wir wohl durchzumachen hätten, wenn der Plan auch bei uns durchgesezt würde. In den Städten befinden sich Schaaren von Predigern, die, um ihre Kundschaft zu vermehren, zu den empörendsten Marktschreiereien ihre Zuflucht nehmen; auf dem Lande dagegen, wo die Wohnungen weit auseinander liegen, ist oft gänzlicher Mangel an Gotteshäusern und geistlichem Unterricht. Die Sekten in den Städten sind zahllos wie der Sand am Meer; jede hat ihre eigene Hierarchie, und immer ist derjenige das Haupt derselben, welcher am kräftigsten auf die Leidenschaften zu wirken versteht.

Digitized by Google

Auch muß ſich Jeder zu einer dieſer Sekten bekennen, ſonſt heißt er kein Chriſt. Auf dem Lande dagegen, beſonders in den weſtlichen Staaten, hat das Volk keine Gelegenheit, ſich zu erbauen, außer den ſogenannten Camp-Meetings, welche die Reiſende als ſchreckliche Saturnalien beſchreibt. Nicht viel beſſer aber ſcheinen die Revivals (Wiedergeburten) in den Städten zu ſeyn. Außer den Epiſkopalen, Katholiken, Unitariern und Quäkern, ſind dieſe Wiedergeburten bei allen Sekten im Brauch. Die Geiſtlichkeit dieſer Sekten zieht Haufenweiſe zu gewiſſen Zeiten durch die Städte der Union; ſie quartieren ſich meiſtens bei ihren Glaubensgenoſſen ein, und jeden Abend, der nicht im Gotteshaus zugebracht wird, widmet man ſogenannten Andachtsübungen, die man aber ſonſt überall Geſellſchaften nennen würde. Da wird gegeſſen, getrunken, gebetet, geſungen, Beichte gehört und bekehrt. Von dieſen Wiedergeburten wird Wochenlang vor ihrem Anfang geſprochen; denn da es in den weſtlichen Städten keine Theater gibt, und Klubbs und Spaziergänge nicht gebräuchlich ſind, ſo bleibt die Kirche der einzige Ort, wo die armen Weiber ihren Putz zeigen können, und dieſe Wiedergeburten, mit dem ewigen Kirchengehen, der Anweſenheit ſo vieler fremden Geiſtlichen u. ſ. w., machen wahrhaft Epoche in ihrem einförmigen Leben. Folgende Scene, welcher unſere Reiſende bei einer ſolchen Gelegenheit in einer presbyterianiſchen Kirche beiwohnte, wird den Leſern einen deutlichen Begriff von dem religiöſen Treiben in dem ſeltſamen Lande geben.

„Es war im Sommer; der Gottesdienſt, dem wir auf beſondere Empfehlung anwohnen wollten, fing aber erſt in der Dämmerung an. Die Kirche war hell erleuchtet und zum Erſticken voll. Wir ſahen drei Prieſter neben einander auf einer Art von Bühne ſtehen, welche ſich, mit ſchönen rothen Vorhängen geſchmückt, ohngefähr in der Höhe einer gewöhnlichen Kanzel an der Stelle des Altars erhob. Wir ſezten uns in einen Stuhl dicht bei dem die Bühne umgebenden Geländer. Der in der Mitte ſtehende Prieſter betete; das Gebet war übertrieben leidenſchaftlich und die Ausdrücke anſtößig, gemein; hierauf wurde ein Lied geſungen, und ein anderer Prieſter trat vor, um zu predigen. Er zeigte viele Beredtſamkeit, aber eine Beredtſamkeit gräßlicher Art. Er beſchrieb mit abſcheulicher Genauigkeit die lezten Momente des erlöſchenden Lebens, und malte ſodann das allmählige Werk der Verweſung nach dem Tode mit eckelhafter Wahrheit aus. Auf einmal aber fiel er aus dem bisherigen ruhigen, beſchreibenden Ton in ein gellendes Geſchrei des Entſetzens; er beugte ſich vorwärts, als blicke er nach etwas am Fuße der Kanzel, und theilte uns dann mit, was er in dem Abgrund erblicke, der ſich vor ihm zu öffnen ſchien. Es war dieß ohne Zweifel ein höchſt glücklicher Einfall, um die Beſchreibung der Hölle anſchaulicher zu machen. Da kamen alle Bilder, welche Feuer, Flamme, Schwefel, geſchmolzenes Blei, glühende Zangen, die unter denſelben zuckenden Nerven und Sehnen zu bieten vermochten. Der Schweiß lief ihm in Strömen von der Stirne, die Augen rollten ihm im Kopfe, der Mund ſchäumte und aus allen Zügen ſprach ein Entſetzen, wie er es nur immer hätte fühlen können, wenn das Beſchriebene wirklich vor ſeinen Augen vorgegangen wäre; es war eine vortreffliche Darſtellung. Endlich warf er einen ſchmachtenden Blick auf ſeine beiden Kollegen, als wolle er ihnen andeuten, daß er erſchöpft ſey, und ſezte ſich nieder, indem er ſich den Schweiß von der Stirne wiſchte. Alsbald ſtanden die beiden andern auf und ſtimmten ein Lied an. Es dauerte mehrere Sekunden, ehe die Gemeinde, wie gewöhnlich, mit einfallen konnte; alle Geſichter waren blaß vor Entſetzen. Als das Lied zu Ende war, ſtellte ſich einer in die Mitte und fragte die Zuhörer in einem ſchmeichelnden, ſüßlichen Ton, ob, was ihr geliebter Bruder geſagt, ihnen auch aus Herz gegangen ſey; ob ſie die Hölle meiden wollen, die er ihnen gezeigt? Kommt denn,“ fuhr er fort, indem er die Arme nach ihnen ausſtreckte, „kommt und verſprecht es uns, und wir wollen Euch Jeſum zeigen, den lieben Jeſus, der Euch davon erlöſen ſoll. Aber Ihr müßt zu ihm kommen! Ihr müßt Euch nicht ſchämen, zu ihm zu kommen! Heute Abend noch ſollt Ihr ihm ſagen, daß Ihr Euch ſeiner nicht ſchämet; wir wollen Euch den Weg bahnen, wir wollen die Bank frei machen, worauf reuige Sünder ſich ſetzen mögen. Kommt denn, kommt, auf die Bank der Reue, kommt! kommt! kommt!“

(Der Beſchluß folgt.)

Meines Onkels Bibliothek.

(Fortſetzung.)

Gerade aufwärts, zwiſchen den Dächern ſehe ich den Himmel, bald blau, unergründlich tief, bald grau, mit Wolken umſchleiert. Durch dieſes Stück Himmel ſtehe ich in Rapport mit der äußern Welt, mit dem Raum, mit der Unendlichkeit; es iſt ein großes Loch, aus dem ich, das Kinn auf den Arm geſtüzt, Blick und Gedanken hinausſchweifen laſſe. Bin ich müde vom hohen Flug, ſo laſſe ich mich wieder nieder auf die Dächer. Da habe ich vorzüglich mit dem Volke der Katzen zu thun, die vorne im Jahr ſich mager und mianend umhertreiben, und fett und träge ſich in der Auguſtſonne lecken. Unter dem Dach kommen die Schwalben mit ihren Jungen; was iſt da nicht Alles zu ſehen! Ankunft im Frühjahr, Abzug im Herbſt, ewiges Auf- und Abfliegen, Suchen und Heimbringen für die ſchreiende Brut. Ich kenne ſie ſammt und ſonders, ſie kennen auch mich, und mein Kopf verſcheucht ſie ſo wenig mehr, als der Topf mit den Kapuzinerblumen am Fenſter unter mir.

In der Straße endlich ist tausenderlei und immer neues zu sehen: hübsche Milchmädchen, gravitätische Rathsherrn, schelmische Schüler, Hunde, welche spielen oder sich balgen, Ochsen, die ihr Heu wiederkäuen, während der Herr beim Trunk ist. Und kommt ein Regenguß, da gibt es erst zu thun! Da fallen tausend kleine Bäche in den großen Strom; er schwillt, er braust, reißt mit sich fort, was ihm in den Weg kommt, und jedes schwimmende Trümmerstück verfolge ich in seinen Sprüngen und Sätzen mit unendlichem Interesse. Zuweilen stemmt sich ein alter zerbrochener Topf dem wüthenden Strome entgegen, und was dahergeschwemmt kommt, sammelt sich hinter seinem weiten Bauche; Kiesel, Knochen, Späne verstärken das Centrum oder breiten sich zu Flügeln aus; es bildet sich eine See, und nun beginnt der Kampf. Die Situation wird jezt im höchsten Grade dramatisch, daher ergreife ich Parthie, und zwar meistens für den Topf; ich blicke rückwärts, ob ihm Verstärkung zuzieht, ich zittere für seinen rechten Flügel, der zu schwanken beginnt, aber der linke ist noch schlimmer daran: eine böse Wasserader unterwühlt ihn mehr und mehr; der brave Vetran, vom Kern seiner Mannschaft umgeben, steht indessen felsenfest, obgleich die Fluthen fast über ihn wegschlagen; doch wer kann seinem Geschick entfliehen! der Regen strömt heftiger nieder und der Bruch des Damms — ja, ein Dammbruch, vor allem der Augenblick, der ihm vorangeht, das ist wohl die Krone dieser schuldlosen Freuden; nur wenn Frauenzimmer über den Strom setzen, lasse ich Dammbruch Dammbruch seyn und sehe den weißen Strümpfen nach bis an die Straßenecke. — Was ich bisher berührt, ist nur eine ganz kleine Probe von den Wunderdingen, die ich aus meinem Fenster sehe; die Tage vergehen mir auch, ich weiß nicht wie, und es entgeht mir gar Vieles aus Mangel an Zeit.

Gerade über mir wohnt mein Onkel. In einem Drehstuhl sizt er, während das Sonnenlicht um sein Silberhaar spielt, vorgebückt, liest, zieht aus, notirt, und sammelt in sein Gehirn die Quintessenz aus ein Paar tausend Bänden, die rings um ihn aufgestellt sind. Der gute Onkel ist das Widerspiel seines Neffen: er weiß alles, was sich aus Büchern lernen läßt; von dem, was man auf der Straße lernt, weiß er rein nichts. Daher glaubt er auch viel mehr an das Wissen, als an die Dinge in der Welt, und er ist im Stande, an seiner eigenen Existenz zu zweifeln. Gut ist er dabei und unschuldig, wie ein Kind, weil er nie mit Menschen gelebt hat. An drei verschiedenen Tönen errathe ich fast Alles, was der Onkel thut und treibt: steht er auf, so kracht die Schraube seines Stuhls, hohlt er ein Buch, so rumpelt die Leiter, hat er zur Abwechslung eine Prise Tabak genommen, so klappt die Dose auf den Tisch. Diese drei Töne folgen gewöhnlich regelmäßig auf einander, und ich bin so daran gewöhnt, daß sie mich in meiner Arbeit gar nicht mehr stören; doch eines Tags ... eines Tages kreischt die Schraube, aber die Leiter rumpelt nicht — ich warte auf die Dose — nichts! Ich fahre auf aus meiner Träumerei, wie der Müller aus dem Schlafe, wenn das Mühlwerk stillesteht; ich horche, der Onkel spricht, der Onkel lacht — noch eine Stimme — „es ist wahrhaftig nicht anders!“ rufe ich, eigentlich erschüttert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Neuyork, März.

Die beiden Aristokratien in den Vereinigten Staaten.

Wenn die Nachricht von der immer wachsenden Ausdehnung der Cholera in Mitteleuropa hier Sensation erregte, so war es nur die Furcht, dadurch eine Störung der Handelsverhältnisse herbeigeführt zu sehen, die sie verursachen konnte, denn sonst gibt es wenig in der Welt, woran der Amerikaner Antheil nähme. So übertrieben die in Europa gehegten Ansichten über die Verhältnisse dieses Landes in vieler Hinsicht sind, so wenig mag man sich doch jenseits der Atlantis von der Bedeutsamkeit und den riesenhaften Fortschritten des amerikanischen Handels einen Begriff machen können. Leider wird dieses Bild nur zu sehr durch das Gefühl, daß es diesem Handel an einer Grundlage mangelt, verdunkelt; wir gedenken hievon ein andermal mehr zu sprechen.

Das Jahr 1830 galt für ein besonders handelsreiches Jahr, und dennoch betrug die Waareneinfuhr in der ersten Hälfte von 1831 schon um mehrere Prozente mehr, als die des ganzen vorhergehenden Jahres, was unstreitig eine Folge der europäischen Ereignisse war, die die dortige Consumtion bedeutend schmälerten und die Industrie Europas zwangen, ihre Produkte auf die hiesigen Märkte zu werfen, welche jezt noch davon überfüllt sind, so daß die Aussichten zum Verkaufe für das laufende Jahr nur sehr ungünstig werden können.

Handel und Industrie, welch leztere hier zwar noch in der Kindheit ist, sind, nebst Agrikultur, die Stützen dieses Staates, wie aller andern. Ihr Einfluß wird am deutlichsten, wenn man weiß, daß aus Rücksicht auf sie der Streit entstand, welchem von beiden Kandidaten, Clay oder Jackson, der Präsidentenstuhl für die drei nächsten Jahre eingeräumt werden solle. Clay ist, im Vereine mit Adams, der Repräsentant einer Art Aristokratie, die sich in den Vereinigten Staaten schon längst gebildet hat und wohl einstens die Grundlage werden wird, auf welcher sich in der nothwendigen Ausbildung der Staatsverhältnisse verschiedene Throne in diesem Lande erheben werden. In Jackson vereinigt sich das Prinzip der Demokratie im eigentlichen Sinne. Die Form, unter welcher diesmal die beiden Prinzipien auftraten, der Mantel, den sie überwarfen, war der Zolltarif, oder, mit andern Worten, jene Leidenschaft, die alle Völker und Individuen, die je lebten und noch leben werden, beherrschte und beherrschen wird — die Selbstsucht. Der südliche Theil der Vereinigten Staaten ist bis jezt fast noch ohne alle Industrie und nur von reichen Pflanzern bewohnt, zählt wenig freie Leute, und seine Grundbesizer bilden eine eigene Art Aristokratie, verschieden von der in den nördlichen Staaten, welche aus den vielen Eigenthümern angebauter oder unkultivirter Güter besteht. Selbst ein dem alten europäischen Lehnwesen sehr

Digitized by Google

ähnliches System beginnt sich mehr und mehr zu verbreiten, indem neue Einwanderer, die keine Güter kaufen können, von den großen Landeignern Grundbesitz für erblichen Zins, sowohl an Naturalien als Geld, erhalten. Die Interessen der genannten beiden Aristokratieen sind aber wieder verschieden. Die Aristokratie des Nordens will die Bevölkerungszunahme begünstigen, um ihre vielen unbebauten Gründe kultivirt zu sehen. Agrikultur kann sich nicht heben, so lange nicht an ihrer Seite eine hinlängliche Anzahl Menschen besteht, die, andern Beschäftigungen ergeben, die Produkte der Agrikultur, welche sich nur in der Minderzahl zum Handel in die Ferne eignen, zu verzehren und zu bezahlen im Stande ist. Diese Klasse bilden die Industrietreibenden. Das Klima, die Aehnlichkeit des Bodens in den nördlichen Staaten mit dem in Europa machen diese vorzugsweise zur Aufnahme europäischer Einwanderer geeignet. Ihre Zahl zu vermehren, bedarf die Aristokratie dieses Theils des Landes Vermehrung der Industrie, und sucht diese durch einen epochenweise immer gesteigerten Zolltarif zu bezwecken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus der Rheinpfalz, April.

(Beschluß.)

Der pfälzische Charakter.

Wie leicht verläßt der unpatriotische Pfälzer sein Vaterland. Niemand ist weniger an die Scholle gebunden als er. Er besinnt sich heute, und in drei Wochen schwimmt er mit seiner Familie auf dem Ozean, um nach Amerika auszuwandern. Keine Provinz Deutschlands zeigt so viele Auswanderer, nicht aus Noth, denn der eigentlich Armen gibt es hier wenige, sondern aus Caprice, aus Beweglichkeit.

Wenn die Erscheinung des Pietismus und die Bewegungen in der religiösen Welt den Pfälzer unangefochten ließen, weil sie sich seinem Wesen nicht assimilirten, so mußte die politische Aufregung der neuern Zeit hier desto lauter widertönen. Es ist bekannt, daß die Prediger der Freiheit und Gleichheit zu Anfang der französischen Revolution am Mittelrhein die entschiedensten Anhänger, namentlich auch unter der Geistlichkeit fanden. Die Julusrevolution hatte dieselbe Folge, und zwar, als man kaum wieder zu Athem gekommen war von dem lauten Jubel, den man dem baierischen Königspaar während seines Triumphzugs durch Rheinbaiern gezollt. Polens Untergang fand wohl nirgends so laute Theilnahme, seine irrenden Söhne nirgends so herzliche Aufnahme, wie bei dem ohnedies so geselligen und gastfreien Pfälzer. Es war nicht zu verwundern, daß, als vor einiger Zeit zwei Doktoren der politischen Philosophie ihre ambulanten Katheder in diesem Lande aufschlugen, ihren antimonarchischen Vorträgen der lauteste Beifall ward. Und doch ist von Seiten der Regierung seit des Königs Aufenthalt in den Rheinlanden nicht viel geschehen, was ihm die Herzen hätte entfremden können. Freilich die Mauth macht nirgends beliebt, aber Viele haben sie ausdrücklich begehrt, und die Grundsteuer ist seitdem um mehr als ein Viertel vermindert worden. Dazu sind die Fruchtpreise jetzt außerordentlich hoch und es wird etwas gewonnen; vermehrter Wohlstand macht sich überall bemerklich, und der Vorbereitungen zu Bauten ist kein Ende. Selten hat man dies in der Ausdehnung gesehen, wie gegenwärtig. Das Jahr wird eine ungemeine Regsamkeit des Lebens entwickeln, und schon hat es begonnen. Unter diesen Umständen dürfte es schwer werden, die angekündigten Tausende von Armen zur Beschützung der freien Presse zusammen zu finden. Dazu ist der Kern der Bevölkerung, nämlich die wohlhabendern Gutsbesitzer (und deren sind nicht wenige), nicht für diese Dinge. Man will ruhigen Besitz, Genuß und Mehrung seines irdischen Theils; dazu stehen im Augenblick viele Wege offen, und so denkt man wahrlich an nichts weniger, als zum Besten der ultraliberalen Presse seinen Hof aufs Spiel zu setzen oder gar seine Haut zu Markt zu tragen. Der Mensch lebt freilich nicht vom Brod allein; aber doch zunächst vom Brod, und wenn er sich irdisch umthun kann, wenn er etwas vor sich bringt, wenn er seine Mühe belohnt sieht und auch noch etwas übrig hat, wenn er dabei auch seines Glaubens leben darf, d. h. wenn er in der Ausübung seiner Religionspflichten nicht gehindert wird, so sind freilich noch nicht alle Bedingungen eines vollendeten Daseyns erfüllt, allein die Hauptquelle der Revolutionen ist versiegt; wenigstens der Deutsche will keine; hiezu ist er zu besonnen und zu billig.

Auflösung des Räthsels in Nr. 90:

Hoffnung.

Charade.

1. 2.

Wir sind ein lustiges Völkchen,
Nie kommt an die Stirn uns ein Wölkchen.
Wir lagern, die zahmen und wilden,
Uns fröhlich auf Blumengefilden;
Durch's kleinste der Thürchen zu schlüpfen,
Selbst schwerere Lasten zu lüpfen,
Um unserer Königin Bette
Zu tanzen in lustiger Wette,
An Menschen das Mäthchen zu kühlen,
In unserem Golde zu wühlen.
Das füllt uns mit Wonnegefühlen.
Nun rathet! — ach, rathet nicht Bienen,
Wir können mit Honig nicht dienen.
Wir leben im Reiche der Geister,
Um Mitternacht sind wir Meister.

3.

Ich bin so beweglich an jenen,
Mir danken sie drollichte Scenen!
Bin eine lebendige Stütze,
Zu allerlei Diensten euch nütze,
Bald doppelt, bald vorne wie hinten
Als Paar, bald vielfach zu finden;
Doch hält man nicht viel von den Gaben
Bei denen, die vielfach mich haben.
Gräbt schön man von Marmor mich aus,
Das ist für die Künstler ein Schmaus.

1. 2. 3.

Mich haben die Künstler der Alten
Noch werther als Marmor gehalten.
Mich haben zu Salomons Tagen
Schon reichere Schiffe getragen;
Als furchtbare Waffe geboren,
Bin jetzt ich zu Bällen erkoren;
Von 1. 2. stamm' ich nicht her,
3. bin ich nicht. — Ach! das ist schwer!

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 97.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 23. April 1832.

— Liebe!
Du Alles, aus dem Nichts zuerst erschaffen!
Schwermüth'ger Leichtsinn! ernste Tändelei!
Stets wacher Schlaf! dein eignes Widerspiel!

Shakespeare.
Romeo und Julia.

Meines Onkels Bibliothek.

(Fortsetzung.)

Da muß man nun wissen, daß ich bei meiner Arbeit am Fenster nicht ganz beim Allgemeinen stehen geblieben bin. Seit mehreren Tagen beschäftige ich mich vorzugsweise mit einem Gegenstande, der den übrigen gewaltig viel von ihrem Reize nimmt. Vom frühen Morgen stehe ich auf der Lauer, von zwei Uhr an pocht mir das Herz, ist sie vorüber, so ist mein Tagwerk gethan. Eh es so wurde, war es mir nie eingefallen, daß ich allein sey; und war denn nicht Alles beisammen, ich und der Onkel, und der Bach in der Straße, und die Schwalben, Alles in der Welt? Jezt fühle ich mich so allein, so ganz allein; nur gegen drei Uhr wird Alles lebendig in mir und außer mir. Ich habe erzählt, wie süß mir sonst die Stunden dahinschwanden; jezt kann ich weder etwas, noch nichts thun; es ist soweit gekommen, daß neulich eine große Feder langsam eine Spanne weit von meiner Nase herumwirbelte und es mir nicht einmal in den Sinn kam, sie wegzublasen, und der Art könnte ich noch Manches anführen. Dafür träume ich wachend: ich bilde mir ein, sie kenne mich, winke mir lächelnd zu, ich gefalle ihr; oder ich suche Mittel und Wege, etwas für sie thun zu können; ich komme mit ihr zusammen, wir sind auf einer Reise, ich nehme sie in meinen Schutz, sie flüchtet sich in meine Arme; ich gäbe Alles darum, wären wir beisammen in einem finstern Walde, und es kämen wilde Räuber, und ich schlüge die Räuber in die Flucht, würde aber schwer verwundet für sie.

Doch es ist Zeit, mit der Sprache herauszugehen; aber wie dieß beginnen? Mit Worten läßt sich das Kolorit, in welchem das Mädchen erscheint, bei dessen Anblick uns das Herz zum ersten Male pochte, nimmermehr malen. Also nur soviel: jeden Tag gegen drei Uhr trat sie aus einem benachbarten Hause, kam die Straße herab und ging unter meinem Fenster vorüber. Sie trug ein blaues Kleid, ein so einfaches Kleid, daß es Niemanden unter andern blauen Kleidern, die vorübergingen, aufgefallen wäre; mir ebensowenig, hätte ich nicht gefunden, daß es sich mit ganz eigenthümlichem Reiz an die jungen Glieder schmiegte, und über diesen jugendlichen Wuchs schien mir nur wieder das liebe bescheidene Gesicht eine Glorie auszugießen, und vom Gesicht kam ich wieder auf das Kleid: hundert Meilen in der Runde, von des ersten Schneiders Hand konnte es keines geben, das mir besser gefiele. So lange auch das Kleid in meinem Gesichtskreis war, lachte die Welt, und war es verschwunden, so suchte ich ein blaues Kleid auf der Straße, um recht selig zu träumen.

Am Tage nun, von dem ich spreche, sah ich sie wie gewöhnlich kommen; schon war sie nahe bei meinem Fenster, schon schickte ich mich an, ihr bis an die Ecke nachzusehen, und in Gedanken noch weiter, da wandte sie sich und trat in den Hausgang gerade unter mir. Darüber erschrack ich so, daß ich mit dem Kopf zurückfuhr, als

Digitized by Google

wäre sie geradewegs in mein Zimmer getreten. Ich besann mich und dachte nicht anders, als sie werde durch das Haus in die hintere Straße gegangen seyn, da gingen in des Onkels Bibliothek die außerordentlichen Dinge vor, die mich, wie erzählt, fast außer mir brachten. Was! mit dem Onkel spricht sie! Ich strengte mein Gehör aufs Aeußerste an, um ein Wort zu erhaschen, da stürzte auf einmal die Welt, an der ich lustig baute, wieder zusammen. Die Leiter rollte, ich hörte, wie der Onkel sprechend hinaufstieg und vernahm — ich irrte mich nicht — das Wort Hebräisch aus seinem Munde. Also mit Niemand als mit irgend einem Doktor, einem Orientalisten, hatte der Onkel zu schaffen; denn wie kämen das Mädchen und Hebräisch zusammen! Ich war sehr ärgerlich, trat maschinenmäßig wieder an das Fenster und sah zerstreut in das Blaue. Aber mir gegenüber standen im hellen Sonnenschein, am selben Ring angebunden, zwei Esel und philosophirten; nach einer kleinen Weile kam dem einen ein Gedanke, was ich am kaum sichtbaren Zucken seines linken Ohrs wahrnahm; er reckte den Hals und zeigte dem andern zärtlich sein altes Gebiß; dieser erwiederte freundlich den Gruß, und nun krazten sie sich gegenseitig den Hals mit so brüderlicher Liebe, so köstlicher, wollüstiger Hingebung, daß ich nicht anders konnte, das Mitgefühl machte mich zum Dritten im Kleeblatt. Es war dieß der erste Genuß der Art, seit ich anders zu thun hatte; es gibt aber auch Situationen, deren Naivität so unwiderstehlich wirkt, daß sie der Seele ihre süßesten Gedanken entführt. Ich genoß immer behaglicher, da schwebte auf einmal ein blaues Kleid aus dem Hause; sie war es; ha! rief ich unwillkührlich. Das junge Mädchen hob den Kopf just so weit, daß ihr schönes Auge vor den Rand ihres Hutes trat, und ihr Blick durchzuckte mich, gleich einem Blitz, mit Schaam, Verwirrung und Seligkeit. Sie erröthete und ging weiter. Ein Windhauch, ein Strohhalm, der rauscht, jagt in diesem Alter — und dieß macht es ja so liebenswürdig — die Röthe in die Wangen; aber wegen meiner war sie roth geworden; das dünkte mir etwas ganz Besonderes, ein Glück des Himmels; damit hatte sich Alles anders gemacht, ganz anders; war doch nun zum ersten Male etwas zwischen uns vorgefallen.

Aber meine Freude dauerte nicht lange; denn ich besann mich: als sie sich auf mein Ha! umwandte, sah ich da, mit offenem Munde, starrem Auge, nicht aus wie ein Gimpel, dem der Hut ins Wasser fällt? Der Gedanke, einen Eindruck der Art müsse ich auf sie gemacht haben, peinigte mich entsetzlich. Was meint ihr aber wohl, daß sie unter dem Arm trug? Einen Oktavband, in Schweinsleder gebunden, mit silbernen Klammern, den ich hundertmal in des Onkels Zimmer da und dort hatte liegen sehen. Ich hatte das Buch nie eines Blicks gewürdigt, und jezt, da es ihr Arm sanft an die Hüfte drückte, schien es mir das Buch aller Bücher. Da ward es mir zum erstenmale klar, daß ein altes Buch zu etwas nütze seyn kann. Weiser Onkel, der du dein Lebenlang welche gesammelt, und ich Tropf, daß das gebenedeite Buch — und ich wußte nicht einmal, was es war — nicht mein gehörte!

Sie ging quer über die Straße auf die Thüre des Hospitals zu und sprach ein Paar Worte mit dem Portier, der sie, wie es schien, kannte und ihr just so viel Protektion angedeihen ließ, daß sie es wagte, hineinzugehen. So sehr mich der Grobian ärgerte, so ersah ich doch zu meiner Freude daraus, daß das Mädchen meiner Gedanken weder so reich, noch so vornehm war, daß ich mich der Wünsche, die jezt nachgerade ernstlich in mir aufstiegen, vor mir selbst zu schämen gehabt hätte. Es machte mich sehr glücklich, daß ich sie so nahe bei mir wußte, denn ich hatte gefürchtet, sie bis morgen zu verlieren. Ich brannte vor Begierde, zu wissen, was sie bei meinem Onkel zu schaffen gehabt, was sie im Spital suche. Aber für jezt fesselte mich der Wunsch, sie wieder herausgehen zu sehen, an das Fenster; doch endlich brachte mich die einbrechende Nacht um diese Hoffnung, und ich ging nun eilends zum Onkel hinauf.

Er hatte bereits seine Lampe angezündet und betrachtete mit großer Aufmerksamkeit eine Flasche, die eine bläuliche Flüssigkeit enthielt. „Guten Abend, Julius," sagte er, ohne sich stören zu lassen; „setze Dich, ich bin sogleich fertig." Ich sezte mich, voll Ungeduld, denn eine Frage schwebte mir beständig auf den Lippen, und betrachtete die Büchersammlung, sie sah ganz anders aus als sonst; mit Respekt betrachtete ich die Ehrwürdigen, die Brüder desjenigen, den sie unter dem Arm getragen. „Ich habe da . . ." fing der Onkel an. „Ei, Julius, Du weißt noch nicht . . ." — „Nein, Onkel." — „Du hast Dich bei einem jungen Mädchen zu bedanken, das bei mir . . ." Mit diesen Worten ging er an seinen Tisch, und das Herz pochte mir laut in der Brust. Er kehrte sich um; „rathe!" sagte er, als wollte er mich überraschen. Was konnte ich rathen? „Sie hat von mir gesprochen?" fragte ich mit bebender Stimme. „Das wäre was Rechtes!" erwiederte der Onkel und machte ein listiges Gesicht. „Nun, Onkel, ich bitte Sie!" — „Sieh! da ist Dein Pufendorf wieder!" Ich fiel aus den Wolken und fluchte innerlich auf Pufendorf, der dießmal, Respekts halber, für den Onkel herhalten mußte. „Ich suchte ihr ein Buch," fuhr er fort, „und da fand sich das andere, das ich schon verloren gegeben. Ein liebes Kind, wahrhaftig, sie ist mir lieber als ein halbes Dutzend Deiner Professoren." Nun, der Meinung war ich auch, und dieses Wort söhnte mich wieder ein wenig mit dem Onkel aus. „Sie liest Hebräisch wie ein Engel!" Ich wußte nicht,

Digitized by Google

wo mir der Kopf ſtand. „Sie lieſt Hebräiſch? — Aber, Onkel . . .“ fuhr ich fort, denn der Gedanke behagte mir ganz und gar nicht. — „Und ich hatte ordentlich meine Freude daran, wie ich ſie den acht-und-vierzigſten Pſalm in Sannazars Ausgabe leſen ließ. Ich verglich die Varianten mit der Ausgabe von Cruſius und zeigte ihr, daß Sannazars Text unendlich beſſer iſt.“ — „Das haben Sie ihr geſagt? dem Mädchen?“ — „Nun ja, mit wem ſprach ich denn?“ — „Sie war da, bei Ihnen, und das konnten Sie ihr ſagen?“ — „Ja doch; freilich läßt ſich über ſo etwas nur mit einer Jüdin verhandeln.“ — „Sie iſt eine Jüdin?“

(Die Fortſetzung folgt.)

Amerikaniſche Sitten.

(Beſchluß.)

Man ſang auf's Neue, während einer von den Dreien ein Paar lange Bänke vor dem Geländer reinigte und die Leute, die darauf geſeſſen, zurückwies. Inzwiſchen kam man auch mit dieſem Liede zu Ende, und abermals ward die Gemeinde aufgefordert, ſich Jeſu nicht zu ſchämen, ſondern ſich auf die Bänke der Reue zu ſetzen und ſich ihm an die Bruſt zu legen. „Wir wollen noch einmal ſingen,“ ſchloß er, „um Euch Zeit zu laſſen.“ Man ſang wieder. Jezt bemerkte man in allen Theilen der Kirche eine Bewegung, die, Anfangs nur leiſe, mit jedem Augenblicke auffallender wurde. Junge Mädchen ſtanden auf, ſezten ſich wieder, ſtanden auf's Neue auf; dann öffneten ſich gemach die Stühle und die armen Geſchöpfe taumelten mit gefalteten Händen, geſenkten Köpfen, an allen Gliedern zitternd, heraus, und je näher ſie dem Geländer kamen, deſto lauter hörte man ſie ächzen und ſchluchzen. Sie ließen ſich auf die Bänke der Reue nieder; das Lied verſtummte, und zwei von den Prieſtern ſtiegen herab, wandten ſich, der eine zur Rechten, der andere zur Linken, und fingen an, den Zaudernden zuzuflüſtern. Was ſie ſagten, war uns unvernehmlich, aber das Aechzen und Schluchzen ward dabei immer lauter und furchtbarer. Junge Dirnen, mit blaſſen entſtellten Zügen, ſanken zuerſt auf die Knie und dann aufs Geſicht nieder; man hörte ſie ängſtlich ſchreien, und dazwiſchen rief eine Stimme in jammervollen, herzzerreißenden Tönen: „O Herr Jeſus! hilf mir!“ und dergleichen. Indeſſen gingen die zwei Geiſtlichen immerfort unter ihnen herum, ſtiegen aber von Zeit zu Zeit auf die Bänke und verkündigten mit Stentorſtimme „die frohe Botſchaft der Erlöſung,“ worauf denn aus allen Winkeln des Gebäudes aus heiſern Kehlen das Echo antwortete: „Amen! Lob und Preiß! Amen!“ während die niedergeworfenen Büßerinnen fortwährend leiſen Zuſpruch und von Zeit zu Zeit eine myſtiſche Liebkoſung erhielten. Viele wurden von Zuckungen und Krämpfen befallen, und als der Tumult am höchſten war, ſtimmte der oben gebliebene Prieſter wieder ein Lied an, als wolle er damit den Lärm übertäuben. Es war ein ſchrecklicher Anblick, junge Geſchöpfe ſo am Morgen des Lebens von Entſetzen ergriffen und wahrſcheinlich für's ganze Leben an Leib und Seele geſchwächt zu ſehen. Ein Mädchen, welches kaum vierzehn Jahre alt ſchien, lag in den Armen eines etwas ältern; ihre Augen ſtanden weit offen, ihr Geſicht war todtenblaß, Kinn und Buſen mit Schaum bedeckt; ſie ſchien ganz ſtumpfſinnig zu ſeyn. Einer der Geiſtlichen näherte ſich ihr, faßte ihre zarte Hand, ſprach: „Jeſus iſt bei ihr! lobt den Herrn!“ und ging weiter. Achteten die Männer in Amerika das Weib, wie ſie ſollten, würden ſie ihre Gattinnen und Töchter ſo behandeln laſſen? Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß ſich blos Weiber auf die Bänke ſezten, und zwar meiſtens ſehr junge Mädchen. Die Zuhörer waren größtentheils ſehr gut gekleidet und die eleganteſten Frauen aus der Stadt zugegen; ja während der ganzen Zeit der Wiedergeburt wimmelten Kirchen und Bethäuſer alle Tage von gepuzten Leuten. Auf dieſe Weiſe vertreiben ſich die Damen zu Cincinnati die Zeit; ins Theater zu gehen, iſt verboten, Kartenſpielen iſt ſündlich; aber da ſie zu Hauſe ſo fleißige Schaffnerinnen ſind, bedürfen ſie doch einer Erholung. Ich meines Theils möchte jedoch behaupten, daß das unſittigſte Luſtſpiel, das je geſchrieben worden, der Jugend und Unſchuld weniger nachtheilig [illegible]

Berenices Haar.

Aus grauer Vorzeit tönt herab die Kunde
Von Berenices wunderſchönen Haaren;
Ein Kaiſer ſelbſt hat ihre Macht erfahren,
Und trug in tiefer Bruſt die Liebeswunde.

Doch mochte wohl nicht zum vollkommnen Bunde
Die Seele mit des Leibes Reiz ſich paaren;
Und nur die Locken, die ihr Schönſtes waren,
Erhob der Dichter Lied zum Sternenrunde.

O möchtet ihr ein treu abwägend Richten,
Das von der Milde nie ſich mag entfernen
Und reines Gold vom Staube weiß zu ſichten,

An der Vergött'rung jener Locken lernen!
Das Mangelhafte muß ſich ſelbſt vernichten,
Doch ungekränkt ſchwebt Schönheit zu den Sternen.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Neuyork, März.

(Fortsetzung.)

Amerikanisches Zollsystem. Deutschlands Handelsaussichten.

Die Grundbesitzer des Südens können für ihre Sümpfe und Wälder auf eine einwandernde Bevölkerung nicht zählen, da das Klima für Europäer zu ungesund ist. Diese werden noch auf Jahrhunderte lang ihre Güter nur durch eine Bevölkerung von Sklaven und nach und nach akklimatisirter Eingeborner anbauen lassen können, und theilen also in dieser Hinsicht das Interesse der nördlichen Grundbesitzer nicht. Sie beziehen ferner durch Vermittelung des Handels die Lebensbedürfnisse jeder Art entweder aus dem Ausland, aus Europa, oder aus den nördlichen Staaten; sie bedürfen derselben aus verschiedenen, nicht hieher gehörigen Ursachen in einem Verhältniß, zu welchem die europäische Consumtion keinen Maßstab geben kann. Der hohe Zolltarif, der im Durchschnitte alle Waaren um 40 pCt. vertheuert, ist also für sie eine drückende Last, und Herabsetzung desselben ihr Losungswort, das sie unter Jacksons Fahne versammelt. Eine nicht minder starke Parthei, die denselben Zweck im Auge hat, ist der Handelsstand der nördlichen Staaten, besonders der Städte Boston, Salem, Neuyork, Philadelphia und Baltimore. Dieser sieht einer Vergrößerung seines Kreises, einer Erleichterung seiner Operationen nach dem südlichen Theile Amerikas, nach West- und Ostindien entgegen, wenn eine Erniedrigung der Zölle bewirkt werden sollte. Obschon sich dagegen wieder eine Parthei findet, deren Interesse inländische Industrie begünstigt, so scheint dennoch jene den Sieg davon tragen zu müssen. Es geht dieses aus dem öffentlichen Ausspruche Clays hervor, mit welchem er sich, um den Präsidentenstuhl zu erringen, beide Partheien geneigt machen will. Er heißt: Die bestehenden Zölle auf Artikel, die aus fremden Ländern eingeführt und nicht in den Vereinigten Staaten erzeugt oder erzeugt werden, sollen künftig aufgehoben werden, welche blos herabgesetzt werden sollen, auf Seide und Wein, bensbekenntniß ist im Originale unnachahmlich sophistisch und hinterlistig gestellt. *) wodurch er der Hauptparthei, welcher er dient, zu nützen hofft, indem gerade die Zölle auf Artikel des höhern Luxus aufgehoben und die auf den Consumtionsartikeln der mittlern und untern Klassen lastenden fortbestehen würden. Andererseits möchte er dadurch ebenfalls die nördliche Aristokratie günstig stimmen, weil die Zölle auf die in den Vereinigten Staaten erzeugten Waaren nicht aufheben, gerade so viel heißt, als sie alle fortbestehen lassen, indem bereits fast Alles, wenn auch noch so schlecht, hier fabrizirt wird. Wie dem auch sey, so steht immer zu erwarten, daß in diesem Lande eine Herabsetzung der Zölle stattfinden wird. Wir haben nun hierüber genug gesprochen, mehr als das Interesse deutscher Leser erfordern möchte, denen wohl wenig daran liegen mag, wie hier zu Lande die Selbstsucht operirt und die Partheien sich bilden, und erwähnten diese Verhältnisse nur, um zu zeigen, daß die Menschen, so wie noch Vieles in diesem sogenannten glücklichen Lande, um nichts besser sind, als in kultivirten europäischen Staaten.

Jedoch lassen sich Betrachtungen hier anknüpfen, die bei deutschen Lesern, bei solchen, die das Beste ihres Vaterlandes wollen, und bei Regierungen, die ihre Aufgabe lösen möchten, mehr Interesse erregen dürften. Das Glück und die Ruhe, die Moralität und Kultur einer Familie hängen vorzüglich vom verhältnißmäßigen Stande ihrer pecuniären Mittel ab; ebenso ist es bei den Staaten. Vor Allem gebt den Menschen Speise und Obdach, das Uebrige wird sich finden. Europa leidet nun im Allgemeinen an innern Uebeln, deren Quelle, in England liegend, nur durch den politischen Sturz dieses Landes verstopft werden kann. Das von England, wie von allen seinen Nachbarn bestohlene Deutschland leidet an allgemeiner Dürftigkeit, an Zerrüttung seiner Finanzen, woraus fast allein die allgemeine Aufregung entspringt. Halten wir das Bild seines jetzigen Zustandes gegen das einer Zeit, wo Deutschland, in jeder Hinsicht die erste Nation Europas, geachtet und gefürchtet, reich und mächtig, über alle Völker hervorragte, so erscheint uns als der wichtigste Unterschied folgender. Zu jener Zeit war es ein einiger Staatenbund und gehorchte so ziemlich Einem Willen, wenigstens in seinen Beziehungen nach Außen; zu jener Zeit hatte es das, woraus für Staaten alles Heil entspringt, Uebergewicht in Industrie und Handel — und jetzt liegen diese unter der Last der englischen Fesseln darnieder und schleppen sich nur mühsam dem vorausschreitenden England nach. Diese Hauptmomente werden zu berücksichtigen seyn, wenn Friede, Glück und Ruhe in Deutschlands Gauen, Vertrauen zwischen Fürsten und Völkern wieder hergestellt werden soll. Aus der Vereinigung der Interessen, welcher mehrere deutsche Regierungen und Volksvertreter mit lobenswerthem Eifer entgegen streben, mag auch Einigkeit in der Politik leicht sich bilden, welcher Vereinigung der Kräfte auf dem Fuße folgen muß. Belebung der Industrie und des Aktivhandels würde sofort dadurch zwar erleichtert, aber noch nicht gewonnen seyn, zu einem Uebergewicht darin aber noch weniger Hoffnung sich zeigen. Hiezu ist noch mehr erforderlich, namentlich aber Aufsuchung von Abzugsquellen, Bildung von entfernteren commerziell-politischen Verbindungen. Noch ist Deutschland nicht einig, in seinen [illegible] nicht genug verbunden, noch weniger in seinen politischen. Da aber die [illegible] beat werden darf, dieses schöne Ziel noch erreicht zu sehen, so wird es nicht unzweckmäßig seyn, auf die Mittel hinzuweisen, welche dazu führen könnten.

Der politischen Einigung geht als Grundlage die commerzielle voraus, für deren Begründung und Ausbildung man jetzt thätig ist. Sind die Fesseln des innern Handels einmal abgestreift, so wird sich die Industrie bald ins Gleichgewicht stellen und sofort mit vereinigten Kräften nach außen wirken können. Die bisher herrschende Meinung, daß die deutsche Industrie nicht im Stande sey, mit England zu konkurriren, fängt an; als ein Irrthum erkannt zu werden, und der Unsgrund derselben zeigt sich auf auswärtigen Märkten recht augenfällig. Der deutsche Gewerbfleiß hat in manchen Gegenständen ein bisher noch von keinem Konkurrenten bestrittenes Uebergewicht, leider aber nur in unbedeutenden Artikeln und immer nur durch eine unbegreifliche Wohlfeilheit, die auf Kosten der Qualität gewonnen wird, so daß deutsch, wohlfeil und schlecht oft als Synonyme gelten. In Sachen des großen Verbrauchs schleppt sich der deutsche Handel mühsam nach, obschon England und Frankreich nicht im Mindesten voraus sind in dem, was die Fabrikation selbst betrifft.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) That the existing duties, upon articles imported from foreign countries, and not coming into competition with similar articles made or produced within the U. States, ought to be forthwith abolished, except the duties on wines and silks, and that they ought to be reduced.

Beilage: Literaturblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 98.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 24. April 1832.

Ich gleiche, Herr, dem nächtlichen Gestirn,
Das auf der dunkeln Bahn, die du es führst,
Von einer Seite Himmelshlarheit strahlt,
Und auf der andern ruht in Todesnacht.

Lamartine.

Die Nachtseite der Natur.

Ein Versuch von Dr. Nürnberger.

Es ist mir vor einiger Zeit widerfahren, daß ich in einem großen und dichten Walde, unter vielleicht tausendjährigen Eichen und himmelhohen Föhren, wie sie die Lausitzen, wo sich dieß ereignete, hier und da noch aufzuweisen haben, von einem ganz ungewöhnlich heftigen Gewitter und Sturm überfallen wurde. Nichts glich der furchtbaren Pracht dieses erhabenen Schauspiels, welches dadurch noch imposanter wurde, daß das Unwetter ganz unvermuthet, aus fast blauem Himmel hervorbrach, und mir Kräfte der Natur verossenbarte, welche ich vor der Innigkeit dieser eigenen sinnlichen Erfahrung nicht zu ahnen gewagt haben würde. Zwar hatte eine fast dreiwöchentliche, immer klare Augustsonne die Auen mit Feuer getränkt, indeß war gerade dieser Tag selbst wohl heiter, aber doch nicht eben drückend heiß, als sich gegen Abend plötzlich am Westhimmel, wohin ich eine Aussicht durch den Wald hatte, zwei kleine, weißgraue Wölkchen zu bilden anfingen, die erst unbeweglich schienen, dann allmählig zusammen flossen und ein drohendes Aussehen annahmen. In einem Nu war nun der ganze Himmel mit einem Wolkenflore bezogen, der Tag ward, wie durch Zauberei, in finstere Nacht verkehrt, der Donner krachte mit einer Gewalt, wie ich sie nie erlebt, über meinem Haupte, und Blitz und Regen flossen in ganzen Fluthen auf mich herab. Nichts erschien mir aber schreckender, als ein ganz besonderes Brausen, welches, gleichsam sprachartig, durch die höhern Luftregionen tobte und den Sturm ankündigte, der in demselben Augenblicke hereinbrach. Er durchriß den Wald in einer geringen Breite, in der Richtung von Nordwest nach Nordost, außerhalb welcher ich mich zu meinem Glücke, geschützt überdieß durch eine Vertiefung in einer Hügelkette, befand, und streckte in dieser Richtung und Breite mit unwiderstehlicher Gewalt Alles *) zu Boden. Die stärksten und ältesten Eichen und Buchen wurden theils ausgerissen, theils zerknickt, wie man einen dürren Strohhalm durch einen Fingerdruck entzwei bricht, und ganz große Baumwipfel fanden sich nachher hingeschleudert vor meinem Versteck, aus dem ich mich nur mühsam wieder herauswand.

Diese Erfahrung, ich gestehe es, hat mich zuerst von dem engen Gesichtspunkte, die Natur nur von der mathematischen Seite aufzufassen, abgelenkt, und ich fragte mich in meiner Höhle, eben so bestürzt als entzückt über das grausenvoll-prächtige Schauspiel, welches unter meinen Augen aufgeführt wurde: worin besteht das eigentliche Wesen dieser furchtbar-herrlichen Natur, und welcher lebendigen Gewalten bedient sie sich als Agenten zur Ausführung ihrer erhabenen Zwecke? In der That ist unser beständiges, zu enges Zusammenleben mit der Natur nicht dazu gemacht, unsere Sinne für ihre tiefsten

*) Das Andenken an diesen Sturm lebt noch im Gedächtniß der Betheiligten. M.

Digitized by Google

Geheimniſſe aufzuſchließen; wir befinden uns, von unſerem erſten Eintritte in das irdiſche Daſeyn an, in ſo ganz vertrauter Nähe bei ihr, daß wir mehr zum Ueberſehen als zum Sehen der Naturerſcheinungen geſchickt gemacht werden; und die Natur muß zuweilen in ſo ungewohnten Tönen, als das obenerwähnte, dem Sturm vorangegangene Brauſen war, zu uns reden, um das abgeſtumpfte Ohr zu neuer Aufmerkſamkeit anzuregen. Wenn es möglich wäre, uns aus einer andern Exiſtenz unmittelbar und ſogleich in die Mitte der irdiſchen zu verſetzen, ohne uns erſt durch das Medium der Kinderjahre gehen zu laſſen, während welcher wir mit der Sinnenwelt gleichſam verwachſen, ſo würden wir an der Natur Seiten wahrnehmen, für welche wir, im Zuſtande unſerer Verwöhnung, ſo zu ſagen gar kein Organ mehr beſitzen. Ich gehe aber, ſeit dem Tage der Beobachtung jenes großen Naturphänomens, noch weiter, indem ich behaupte, daß das All der uns umgebenden Natur durch die uns verliehenen fünf Sinnorgane überhaupt gar nicht erſchöpfend aufgefaßt werden könne, und daß alſo viele Naturereigniſſe, obwohl ſie ſich unmittelbar unter unſern Augen zutragen, dennoch von uns nicht wahrgenommen werden, weil uns das eigenthümliche Inſtrument zu dieſer Perception mangelt. Gleichwie ein Blindgeborner vom Licht, von den Farben, kurz von dieſer ganzen Seite der Natur gar keinen Begriff hat, und ſich, wenn ihm das Sehvermögen plötzlich verſchafft wird, gleichſam in einer ganz neuen Welt befindet, eben ſo hat die Natur unzweifelhaft noch unzählige andere Seiten, die von uns gar nicht bemerkt werden, eben weil uns das neue Auge, welches gerade zu dieſer beſondern Wahrnehmung geſchickt wäre, noch ganz gebricht. Da wir Blinde, in jener erſtern Bedeutung, täglich vor unſern Augen ſehen, ſo frage ich, welche Gründe wir haben könnten, an einer Blindheit in der leztern Bedeutung des Wortes zu zweifeln?

Im Gegentheil gibt es Beweiſe genug für die Richtigkeit dieſer Vermuthung, und die magnetiſche Hellſeherei z. B. zeigt unwiderleglich, daß in den Tiefen des Menſchen ſchon die Anlage zu einem Sinne der Wahrnehmung desjenigen vorhanden iſt, was ſich von dem natürlichen Auge abgewendet befindet und demſelben vollkommen fern liegt. Wenn aber dergleichen vorübergehende Zuſtände des Durchdringens ſonſt unerreichbarer Gegenſtände ſchlechterdings nicht ganz geläugnet werden können, ſo ſind wir berechtigt, die Möglichkeit einer dauernden Begabung mit ſolchen oder ähnlichen Vermögen, d. h. die Denkbarkeit ſinnlicher Organe anzunehmen, welche uns in unſerm gegenwärtigen Zuſtande noch fehlen und ſich auf eine Nachtſeite der Natur beziehen, die uns, dieſes Mangels wegen, unzugänglich iſt. Man meint, um noch zu einem andern Beiſpiele in dieſem Bezuge meine Zuflucht zu nehmen, daß der Hund, welcher, mit der Naſe auf der Erde, die Spur ſeines Herrn Meilenweit verfolgt, dieß lediglich durch einen geſteigerten Geruchsſinn bewirke. Betrachtet man aber die dabei vorkommenden Umſtände genauer, ſo wird vielmehr offenbar, daß dieſes Thier von einem eigenthümlichen ſinnlichen Vermögen unterſtüzt wird, deſſen Organ zwar auch die Naſe zu ſeyn ſcheint, welches aber von dem menſchlichen Geruchsſinne ganz verſchieden ſeyn muß. Es iſt alſo unzweifelhaft eine bloße Selbſttäuſchung des Menſchen, wenn er ſich, vermittelſt der ihm in ſeiner jetzigen Ausrüſtung verliehenen ſogenannten fünf Sinne, mit der ganzen Natur in Rapport wähnt; und man darf es, wie wir behauptet haben, im Gegentheile als ganz ausgemacht anſehen, daß die uns umgebenden natürlichen Dinge Eigenſchaften beſitzen und Vorgänge darbieten, welche von unſerm Geiſte ganz unbemerkt bleiben, weil er keine Inſtrumente zur Beobachtung derſelben beſizt. Ich bezeichne dasjenige, was uns, wegen dieſes Mangels eigener Sinne dafür, von der Natur verborgen bleibt, mit dem, wohl nicht unpaſſenden Ausdrucke der Nachtſeite der Natur. Das Gefühl dieſes Mangels geeigneter neuer Sinne, um einen Naturvorgang nach allen ſeinen innern und äußern Beziehungen aufzufaſſen, kann ſich bei demjenigen, der bei der Beobachtung der Natur gewiſſenhaft zu Werke geht, bis zur Angſt ſteigern. Wenn man z. B. mit einer Elektriſirmaſchine experimentirt, und, um ſtark zu elektriſiren, nun gezwungen iſt, eine Kette an das Reibzeug zu hängen und dieſes dadurch mit der Erde zu verbinden; wenn man am Erfolge ſieht, wie ſich dadurch das Zuſtrömen elektriſcher Materie augenblicklich bis in das Ungeheure verſtärkt, und doch vom eigentlichen Wie? ſchlechterdings Nichts gewahr wird, da die Kette von dem durch ſie aufwärts fließenden Strome von Elektricität unmittelbar auch keine Spur zeigt: ſo befällt einen — wenigſtens iſt es mir ſo gegangen — das drückendſte Gefühl des Mangels eines beſondern ſinnlichen Vermögens zur Wahrnehmung desjenigen, was die Kette hier aus dem Erdboden aufnimmt und leitend zum Reibzeuge fortführt. Der Vorgang iſt ſo nahe und ſcheinbar ſo handgreiflich; ein Theil davon wird mit den Augen, welche wir beſitzen, ſo vollſtändig ergriffen; aber ein anderer Theil bleibt uns ſinnlich unzugänglich, und wir ahnen mit Beſtürzung, daß uns ein verfeinertes, höher organiſirtes, anderes Auge gebricht, um auch dieſe, uns verborgen bleibende Seite des Phänomens zu durchdringen. Das Unbegriffene und für uns Unbegreifliche des Vorganges fällt alſo in die Nachtſeite der Natur.

Vielleicht gilt das, was ich hier von der Elektricität geſagt habe, in einem noch höhern Sinne vom Lichte, dieſem wichtigſten und erſten Agenten unter den unwäg-

Digitized by Google

baren Naturſtoffen, gegen deſſen unendlich wundervolle Beſchaffenheit uns aber der engere, faſt ununterbrochene Bezug, in welchem wir zu demſelben ſtehen, gleichgültiger macht.

(Die Fortſetzung folgt.)

Meines Onkels Bibliothek.

(Fortſetzung.)

Geht es andern Leuten auch wie mir? Eine Jüdin! ſchön und eine Jüdin! Im Augenblick war ſie noch zehnmal ſchöner und ich zehnmal verliebter. Es mag dies nicht chriſtlich ſeyn; aber ſo war es einmal, und hatte ich ſie bisher reizend gefunden, ſo war jezt alles an ihr friſcher, lebendiger, merkwürdiger. Und wirklich — verliebt man ſich in eine Schweſter? nein; in eine Landsmännin? nun ja, ſchon eher; in eine Fremde? viel, viel ſchneller. Und vollends eine hübſche Jüdin! und arm vielleicht, verlaſſen! Dadurch gewann ſie unendlich in meinen Augen, und es war, als würde ſie mir mit einemmale näher gerückt.

„Will ſie denn Hebräiſch treiben?“ fragte ich den Onkel. — „Nein, ſo ſehr ich ihr auch zugeredet. Drüben im Spital iſt ein armer alter Mann, der wohl ſterben wird; da hat ſie nun eine hebräiſche Bibel von mir geliehen, um ihm etwas zur Erbauung vorzuleſen.“ — „Sie kommt alſo nicht wieder?“ — „Morgen um zehn Uhr bringt ſie das Buch.“ Und der Onkel machte ſich wieder mit ſeiner Phiole zu ſchaffen, während ich in Gedanken verſunken da ſaß. „Morgen, hier, in dieſem Zimmer! ſo nahe bei mir! und ich bin ihr nichts, gar nichts! nicht einmal ſo viel als der Onkel und ſeine Flaſche!“ Ich ging betrübt in mein Zimmer hinab.

Ich war nicht wenig überraſcht, als ich daſſelbe ſchwach beleuchtet fand, ſah aber bald, daß es der Widerſchein von einem Lichte war, das gegenüber im Hoſpital in dem ſonſt finſtern Saale brannte; ich ſtieg daher auf einen Stuhl und gewahrte nun hinten an der Wand des Zimmers einen Schatten. Ich wurde immer neugieriger, ſtieg auf das Fenſtergeſimſe, und nun konnte ich an derſelben Wand einen Frauenzimmerhut hängen ſehen. „Sie iſt's!“ rief ich; in einem Augenblick war der Stuhl auf dem Tiſch, Grotius und der wiedergefundene Puſendorf auf dem Stuhle und ich oben auf; ich hielt ordentlich den Athem an, um des entzückenden Anblicks, der ſich mir jezt darbot, recht zu genießen. Am Bette eines bleichen, alten Mannes ſaß ſie, fromm, andachtsvoll, und dem Leiden, dem Alter gegenüber ſtrahlte ihre Jugendblüthe deſto herrlicher. Sie ſenkte die ſchönen Augen auf das Buch des Onkels und las Worte des Troſtes. Von Zeit zu Zeit hielt ſie inne, um den Kranken ausruhen zu laſſen; dann ſtüzte ſie ihm das Haupt, oder faßte liebevoll ſeine Hand und ſah ihn an mit einem Blicke voll engliſcher Güte. „Glücklicher Sterbender!“ dachte ich; „wie ſüß muß dir ihre Pflege ſeyn, wie himmliſch müſſen dir ihre Worte klingen! Wie gern tauſchte ich Jugend und Geſundheit gegen deine Leiden...“ Ich ſprach dieſe Worte wohl laut; das Mädchen brach auf einmal ab, hob den Kopf und ſah mir gerade ins Geſicht; darüber erſchrak ich, als ob ſie mich ſo weit hätte hören oder in der Finſterniß ſehen können, fuhr zurück und ſtürzte ſammt Stuhl, Grotius und Puſendorf zu Boden.

Es war ein abſcheulicher Lärm und der Fall betäubte mich einen Augenblick. Eben wollte ich mich aufraffen, da erſchien der Onkel mit einem Licht in der Hand. „Was gibt's, Julius?“ fragte er ſehr ängſtlich. — „Nichts, Onkel — nichts — da oben an der Decke —“ Der Onkel ſah hinauf. „Ich wollte etwas hinaufhängen“ — der Onkel ſah ſich ringsum, was ich habe aufhängen wollen — „und da bin ich — und dann — bin ich gefallen.“ — „Erhole Dich, erhole Dich,“ ſagte der Onkel in gütigem Tone; „durch den Fall ſind wahrſcheinlich Deine Gehirnfaſern etwas zerrüttet worden, weshalb kein rechter Zuſammenhang in Deinen Reden iſt.“ Er hieß mich ſitzen, hob ſorgfältig die beiden Quartbände auf und legte ſie auf den Tiſch; dann trat er wieder zu mir: „und was wollteſt Du denn aufhängen?“ Dabei faßte er mich bei der Hand, und ich fühlte, wie ſein Zeigefinger leiſe nach meinem Pulſe griff. Seine Frage machte mich ſehr verlegen, denn in meinem ganzen Zimmer gab es lediglich nichts aufzuhängen. Ich wußte ja aber, wie liebevoll, wie nachſichtig der gute Onkel war; ich öffnete den Mund, ihm alles zu geſtehen — und machte ihn wieder zu. Warum? Wie es jezt in meinem Herzen ausſah, war mir Nachſicht ſchon nicht mehr genug; Mitgefühl wollte ich, und für was hatte der Onkel Sinn, als für Abſtraktes, Wiſſenſchaftliches! Ich mochte ihm mein Herz nicht erſchließen, ich fürchtete, der Blüthe des Gefühls, das ich ſo recht mit Liebe im Buſen hegen wollte, den Duft abzuſtreifen. „Ich wollte da oben .... Ach! ſchon!“ — „Was iſt's?“ — „Ach, Onkel, es iſt aus!“ — „Was iſt aus?“

Eben war das Licht im Zimmer des Sterbenden und damit meine Hoffnung erloſchen; der Onkel aber ſchüttelte leiſe das Haupt und hielt nachgerade meinen Zuſtand für bedenklich; er hieß mich zu Bette gehen und unterſuchte mich hier äußerſt genau, während ich an mein Mädchen dachte. Der Onkel hatte nicht die leiſeſte Ahnung von der Urſache meines Zuſtandes, ſondern fühlte mich von oben bis unten durch und überzeugte ſich zu ſeiner großen Zufriedenheit, daß das Knochengerüſte nirgends aus den Fugen gegangen war; ſodann ging es an die Unterſuchung der Reſpiration, des Pulſes, kurz aller Lebensfunktionen;

Digitized by Google

er nickte mit der Miene eines Mannes, der sich anschickt, gesammelte Gedanken zu verarbeiten, und zog ab.

Es mochte gegen Mitternacht seyn. Ich war allein mit meinen Gedanken, ganz versunken in sie, da fuhr ich über dem Rollen der Leiter oben zusammen und schlief bald darauf ein. Ich war sehr unruhig, tausend Bilder, welche mit dem Gegenstande meiner Gedanken nichts zu schaffen hatten, durchkreuzten sich in meinem Gehirne; endlich verschwammen diese Gestalten, ich wurde ruhiger, und als sich später wieder Träume einstellten, traten sie in ganz anderem Gewande auf. Mir träumte, ich ergehe mich in einem stillen Gehölze; ich war krank, aber ruhig dabei, und mein ganzes Wesen schwamm in einem unbeschreiblichen, süßwehmüthigen Gefühle. Anfangs war ich ganz allein, nichts in der ganzen Umgebung erinnerte an das gewöhnliche Leben; ich war ich, aber schön, herrlich, mit allen Vorzügen begabt, die ich mir im Wachen wünsche. Ich hatte mich sehr müde unter einen Baum niedergesetzt; da war eine unbekannte Gestalt mit wehmüthig ernsten und doch freundlichen Zügen zu mir getreten; allmählich war sie mir immer bekannter geworden — endlich war sie es, meine geliebte Jüdin. Auch sie erschien ganz so schön, so einzig — kurz, wie ich sie mir im Wachen male, und sah mich freundlich an; sie sprach nichts, aber ihr Blick durchzuckte mich mit einem unaussprechlich süßen Gefühl. Ich sah, wie ihr liebliches Haupt sich zu mir niederbeugte, ich fühlte ihren süßen Athem, endlich hatte ihre Hand die meinige gefunden; meine Gedanken wurden unruhiger, die Bilder fingen an zu verschwimmen, Gestalt um Gestalt zog rasch vorüber, und am Ende sah ich nur das Gesicht des Onkels, der meine Hand gefaßt hatte, um mir den Puls zu fühlen, und mich, über das Bette hingebeugt, durch seine Brille betrachtete.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Neuyork, März.

(Fortsetzung.)

Englands Gegenwart und Amerikas Zukunft.

Der einzige Vortheil, den die Industrie Englands und Frankreichs, besonders Englands besitzt, beruht auf den Combinationen der administrativen Gesetze zum Vortheile ihres Handels, wie Ausfuhrprämien, Einfuhrverbote, welch erstere der Industrie die auf ihr ruhenden nothwendigen Staatslasten jeder Art vergüten, sobald sie ihre Produkte dem Auslande verkauft. England, welches in einer nicht sehr fernen Zeit fast gar keine Industrie besaß, begann, begünstigt durch seine geographische Lage und durch manche Gesetze der weisen Elisabeth und Cromwells, sich den Zwischenhandel oder Seetransport im Uebergewicht anzueignen, wobei ihm der Verschluß deutscher Manufakte im Tausche gegen die Produkte der neuen und alten Welttheile die wesentlichste Hülfsquelle war. Durch den Handel schuf es sich die Kapitalien und Verbindungen, mit denen es später seine eigene Industrie gründete, indem es die fremde nach und nach auf die Seite schob und entbehren lernte. Einmal das Uebergewicht besitzend, konnte es leicht auf die öffentliche Meinung, auf den Geschmack in allen auswärtigen Marktplätzen so einwirken, daß es in dieser Hinsicht der Leithammel so vieler Millionen ward, und sich bald zum Gesetzgeber und Beherrscher der Meere aufwarf. Doch alles hat seine Licht- und seine Schattenseite, seinen Anfang und sein Ende. Während England nach außen so schöne Verhältnisse gewann, untergrub es durch Fehler, die jene Kaste, welche das Staatsruder ausschließlich führte, beging, sein inneres System, so daß das Gebäude seinem Sturze vielleicht nahe ist, und wir das gigantische Venedig des atlantischen Meeres auf einen so demüthigen Standpunkt herabsinken sehen werden, wie das des adriatischen Meeres. Eine andere Nation wird an seine Stelle treten, und welche diese seyn wird, kann nicht lange zweifelhaft bleiben.

England kann, wenn nicht als der Erfinder, doch als der Verbesserer der Segelschiffahrt angesehen werden. Mit dem, was die Entdeckung des neuen Weges nach Indien dazu beitrug, ward durch jene Verbesserung die Welt auf einen kleinern Maßstab gebracht, der Schauplatz des Weltverkehrs aus den engen Grenzen des adriatischen und des mittelländischen Meeres auf den Vereinigungspunkt der Atlantis mit den europäischen Gewässern, auf die englische Küste versetzt. Gleiche Ursachen äußern gleiche Wirkungen. Durch die Erfindung der Dampfschiffahrt ward die Welt noch näher zusammengeschoben. Die Ehre dieser Erfindung, so wie wesentlicher Verbesserungen im Bau der Segelschiffe gebührt den Amerikanern der Vereinigten Staaten, und betrachtet man dabei die geographische Lage und Bildung ihres Landes, die Ausdehnung ihrer Küste, den Reichthum ihres Bodens, so kann nicht der geringste Zweifel obwalten, daß diese Nation in die Fußstapfen Englands treten muß und das Verhältniß ihrer Macht in demselben Maße über die Englands wachsen wird, als alle Verhältnisse des Weltverkehrs durch so viele Umstände, wie namentlich durch die Entdeckung eines fünften Welttheils, bereits vergrößert worden sind.

Bereits richtet sich das Streben dieser Nation fast ausschließlich auf den Seehandel, wie früher Venedigs und Hollands. Was den Engländern ihre nun abgestorbenen schottischen Hochwälder zum Schiffbau waren, das sind die unermeßlichen Wälder von Amerika im Süden und Norden diesem Volke in einem weit größern Verhältnisse. Schon sind die amerikanischen Schiffe siegreiche Nebenbuhler aller seefahrenden Nationen; schon sind sie in den Nüancen des Geschmacks, der Mode und der Bedürfnisse die Gesetzgeber für den ganzen Süden der sogenannten neuen Welt, dem sie Kleidung und Geräthe liefern; sie sind willkommen in den Häfen der neuen, noch unmündigen Republiken Amerikas, wie in denen der alten russischen und türkischen Monarchie. Auf Afrika haben sie festen Fuß gefaßt und sind die begünstigten Geschäftsfreunde Chinas und Ostindiens überhaupt, sogar während dieses noch unter englischem Einflusse steht, dem es sich bald entwinden wird. Diese Handelsverbindungen kann nun Nordamerika nicht durch seine eigenen Manufakturen unterhalten, denn die hiesige Industrie ist, so viel auch in Europa davon gehalten wird, noch eine Fabel und wird es noch auf Jahrhunderte seyn, da hier noch so lange Hände und Kapitalien fehlen werden. So lange dieser Zustand dauert, sind die Amerikaner nur auf den Zwischenhandel mit den Manufakten anderer Nationen angewiesen, gleich England in frühern Zeiten, und werden mit den Nationen, welche sich in commerzieller Hinsicht mit ihnen auf einem freundschaftlichen Fuße zu erhalten wissen, den Vortheil theilen müssen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 33.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 99.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 25. April 1832.

Alles weg, was deinen Lauf hört!
Nur kein düster Streben!
Eh er singt und eh er aufhört,
Muß der Dichter leben.

Goethe.

Geisterbann.

Mein Kritiker schwört hoch und theuer:
Im Garten meiner Poesie
Seh' er ein gräßlich Ungeheuer,
Das Taggespenst, Philosophie.

Zwar bin ich selbst nicht ganz unschuldig;
Oft hab' ich mich nach ihm gesehnt,
Und hab' ihm zugehört geduldig,
Und wenn es sprach, oft nicht gegähnt.

Nun aber ist mir's selbst verdrießlich,
So oft der Geist vorüberhuscht,
Und Verse, die sonst wohl ersprießlich,
Mit dürrer Knochenhand verpfuscht.

Obwohl entsprossen einem Manne,
Der klar in's Geisterreich geschaut,
Ist leider mir vom Geisterbanne
Kein Sterbenswörtchen anvertraut.

Doch will ich Eines jezt versuchen,
Denn mich erfaßt ein heil'ger Zorn:
Erscheint der Geist — ich will ihm fluchen
Mit Sprüchen aus dem Wunderhorn.

Dem Griesgram soll ein Kind kredenzen
Des Hafis schäumenden Pokal;
Ich will mit Ostens Rosen kränzen,
Wenn er hereintritt, das Portal.

Mit Rosenöl will ich ihn sprützen,
Ob er nicht schaudernd flieht davor,
Und endlich ihm die Narrenmützen
Mit Schellen werfen über's Ohr.

Der Unfug muß ihn doch verjagen!
Mißmuthig schleicht er fort und lauscht,
Bis er vernimmt in fernen Tagen:
Daß nun der Freude Fest verrauscht.

Ein Stündchen noch mit mir zu kosen,
Sey ihm zum Schlusse gern erlaubt;
Ich schüttle dann die lezten Rosen,
Doch ohne Reue, mir vom Haupt.

Gustav Pfizer.

Die Nachtseite der Natur.

Ein Versuch von Dr. Nürnberger.

(Fortsezung.)

Mühevolle Versuche und Messungen haben uns zwar das Maaß und Verhältniß der Lichtwirkungen, seine Verbreitung nach geraden Linien, die Gesetze seiner Zurückstrahlung und Brechung, seiner Spaltung in farbige Strahlen u. s. w. bis auf einen solchen Grad der mathematischen Genauigkeit kennen gelehrt, daß wir uns schmeicheln dürfen, das Licht von dieser seiner mathematischen Seite ziemlich genau zu begreifen; die eigentliche phy-

Digitized by Google

fikalische Seite des Lichtes aber ist uns immer verborgen, und muß und wird es uns nothwendig so lange bleiben, bis wir uns bei Erneuerung unserer Existenz mit dem uns in unserer gegenwärtigen körperlichen Ausrüstung mangelnden Organ versehen finden, welches uns zur Beobachtung und Auffassung dieser zweiten Seite der Lichtnatur geschickt macht. Was aber ist das Licht eigentlich? so fragt man sich mit einiger Bestürzung, nachdem man geraume Zeit auf Betrachtung der mathematischen Seite dieses wunderbaren Wesens verwendet hat. Die meisten Physiker haben, zur Beantwortung dieser Frage, eine besondere Materie des Lichtes, einen Lichtstoff angenommen, welcher, in Bewegung kommend, die Erscheinungen des Lichtes bewirken soll. Das Licht, behaupten sie, ströme, als etwas Materielles, aus den selbstleuchtenden Körpern aus, und werde von den dunkeln, undurchsichtigen zurückgeworfen. Lichtstrahlen seyen die Wege der aus den leuchtenden Körpern ausgeflossenen Theilchen, oder, wie sich dieß beim Eintritte des Lichtes durch eine kleine Oeffnung in das verfinsterte Zimmer zeigt, die in einer geraden Linie liegenden, erleuchteten Lufttheilchen. Durchsichtige Körper seyen solche, welche diese Lichtmaterie ungehindert durch ihre Substanz durchgehen lassen; nur die Phosphore nehmen aus dem sie erleuchtenden Lichte Lichtstoff in sich auf, welcher unter gewissen Bedingungen wieder von ihnen entlassen werde.

Andere Naturforscher dagegen machen die Lichterscheinungen von zitternden oder schwingenden Bewegungen eines Stoffes abhängig, dem sie den Namen Aether beilegen, und der, nach ihnen, im ganzen Weltraume verbreitet seyn soll; und die neueste Naturphilosophie endlich, welche die gesammte materielle Welt auf den Dualismus zweier Naturkräfte: die Dehnkraft und die Anziehungskraft zurückführt, findet es nicht nur unnöthig, einen besondern Stoff des Lichtes anzunehmen, sondern selbst unstatthaft, sich das Licht als etwas Materielles zu denken. Sie betrachtet dasselbe vielmehr — und ich mag die Erhabenheit dieser Hypothese wenigstens nicht herabsetzen — „als das Höchste in der ganzen sichtbaren Natur, nicht, wie die Stoffe unserer Erde, auf diese kleine Sphäre beschränkt; ein belebendes Gemeingut nicht nur unseres Sonnensystems, sondern auch anderer Sonnensysteme, deren Sonnen wir, eben vermöge ihres Lichtes, noch in den tiefsten Tiefen des Himmels entdecken: noch nicht Materie, sondern die freie Dehnkraft, welche durch die Anziehungskraft noch nicht zur Materie beschränkt ist.“ Allein man kann, wie sich der Veteran unter den deutschen Naturforschern, der verewigte Fischer zu Berlin, ausdrückt, mit Recht zweifeln, ob eine jener Vorstellungsarten das physikalische Räthsel des Lichtes gelöst habe. Das innere Wesen der Naturkräfte kennen wir nicht; dem menschlichen Geist ist nur vergönnt, die Gesetze mühsam zu erforschen, nach welchen der unbegreifliche Urheber alles Daseyns den Kräften der äußern und innern Welt zu wirken geboten hat. Es ist also, auch in Betracht der physikalischen Natur des Lichtes, gar wohl denkbar, daß es für dessen innere Wirkungsweise gar keine Vorstellungsart in unserem Kopfe, gleichwie für den sinnlichen Theil der Auffassung dieser Wirkung kein Instrument im Umfange unserer sinnlichen Vermögen gibt. Dieß fällt also für uns wiederum in die Nachtseite der Natur, und man ahnet, selbst nach so wenigen Hinweisungen, bereits, daß diese Nachtseite von einer größern Ausdehnung sey, als der sinnlich verwöhnte Mensch auf den ersten Blick anzunehmen geneigt ist, und vielleicht die uns zugängliche Tagseite an Umfang, wie an Tiefe, unendlich übertreffe.

Nichts scheint uns, um zunächst bei den Hauptäußerungen: Elektricität, Licht, Wärme, Magnetismus, stehen zu bleiben, mittelst welcher sich das Vorhandenseyn einer großen Grundkraft in der Natur offenbart, natürlicher und einfacher, als daß ein Ofen, in welchem Feuer angemacht ist, erwärmt wird und uns diese Wärme mittheilt. Man hat das so unzählige Male gesehen und empfunden, und ist dadurch mit dem Vorgange so vertraut geworden, daß es vielen Lesern fast wunderlich vorkommen wird, wenn ich darin noch etwas Wunderbares finde. Allein auch außerdem spielt die Wärme, die wir ursprünglich durch eine eigenthümliche Empfindung kennen, welcher wir in ihren Hauptabstufungen die Namen: Hitze, Wärme und Kälte beilegen, eine der wichtigsten Rollen in der Natur. Durch ihre Verminderung erstarren fast alle tropfbaren und selbst viele ausdehnbaren Materien; durch ihre Vermehrung verflüchtigen sich umgekehrt fast alle tropfbaren und selbst viele festen Körper; ohne ihre Wirkung würde kein Organismus, kein Leben in der Natur seyn. Der Gebrauch, welchen der Mensch, außer dem einzelnen oben angeführten Beispiele, im Allgemeinen von der Wärme zur Befriedigung seiner natürlichen und künstlichen Bedürfnisse macht, ist so mannigfach und von so unendlicher Wichtigkeit, daß wir, wenn uns das Vermögen, diese Naturkraft zu beherrschen, entzogen würde, zu der thierischen Unvollkommenheit herabsinken würden. Kann es mehr Aufforderungen geben, diese große Naturkraft in ihrem Wesen erforschen zu lernen? Gleichwohl aber entzieht sich die eigentliche Ursache der Wärme wiederum allen unsern Sinnen. Einige Naturforscher suchen diese Ursache in einer eigenthümlichen Erschütterung der kleinsten Theilchen der Körper; andere dagegen nehmen eine eigene Materie an, welche sie Wärmestoff nennen; und die Naturphilosophie endlich macht die Wärmeerscheinungen, nach Analogie dessen, was oben vom Licht gesagt worden ist, von der Dehnkraft abhängig, die schon anfange, an den Körpern zu haften, und dieselben

Digitized by Google

dadurch in den Zustand versetzen soll, in welchem wir sie warm nennen. Unterdessen steht der Naturforscher, welchem alle diese Worte nicht genügen, und welcher sich doch auch nicht, wie andere glücklichere Sterbliche, gleichgültig wärmen kann, ohne in tiefster Brust das Bedürfniß einer Aufklärung über den eigentlichen Zusammenhang dieses wunderbaren Vorganges zu empfinden, stannend vor den Pforten des Geheimnisses, die zu wohl verwahrt sind, als daß es ihm gelänge, aus der Tageshälfte der Erscheinung in die Nachtseite der Natur hinüberzuschauen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Meines Onkels Bibliothek.

(Fortsetzung.)

Wie abscheulich kam mir da des guten Onkels Gesicht vor! Ich habe ihn lieb, recht lieb; aber eben noch die Augensterne meiner Göttin, und jezt des Onkels Brillengläser! Brauchte es mehr, um das Leben recht herzlich zu hassen, und den Onkel dazu? — „Sey ruhig, Julius,“ fing er an; „ich bin Deinem Uebel auf der Spur.“ Dabei fuhr er fort, mich zu beobachten, und blätterte in einem alten Quartband, den er mitgebracht. „O, mir fehlt nichts, gar nichts; Sie irren sich, Onkel; nur das Aufwecken hat mir wehe gethan; ach! ich war so glücklich!“ — „Es war Dir wohl, sagst Du, Du warst ruhig, fühltest Dich glücklich?“ — „Ach ja, ich war im Himmel! Warum haben Sie mich aufgeweckt?“ Da malte sich auf seinem Gesichte Freude, Stolz und gelehrte Selbstzufriedenheit, und es war mir, als sagte er: „Gut! es wirkt!“ — „Was haben Sie denn mit mir angefangen?“ fragte ich. „Du sollst es erfahren. Hier steht's, 's ist ganz Dein Fall: Hippocrates pag. 64 der Haager Ausgabe. Für jezt braucht es nichts als Ruhe.“ — „Aber, Onkel —“ — „Was?“ Ich wußte nicht, wie ich es anfangen sollte, daß der Onkel auf die schöne Jüdin zu sprechen kam, ohne ihm mein Geheimniß zu entdecken. Ich versuchte, ihn von weitem auf das Kapitel zu bringen: „Morgen, nicht wahr —“ Ich stockte. „Morgen? was?“ — „Morgen kommt zu Ihnen —“ — „Wer?“ Ich fürchtete schon zuviel gesagt zu haben. „Das Fieber.“ — „Das Fieber?“

Meine Fragen und meine Antworten mochten ihm höchst unzusammenhängend vorkommen, und ich hörte ihn vor sich hin murmeln: Delirium! Er ging, bald darauf rollte die Leiter und ich fuhr zusammen. Ich gab mir nun alle mögliche Mühe, wieder zum Schlafe und meinem Traume zu kommen; vergeblich; ja sogar nicht der Wirklichkeit, wie sie vor dem Traume mich beseligt, vermochte ich wieder habhaft zu werden; der Traum hatte sie verwischt, ich konnte sie in der Phantasie nicht mehr heraufbeschwören; Kopf und Herz waren hohl, leer. Erst als ich an den folgenden Tag dachte, tauchte das Bild meiner Jüdin, wie es vor dem Traume gewesen, wieder auf. Ich malte mir ihren Besuch beim Onkel auf tausenderlei Weise aus, ich sann auf Mittel und Wege, sie zu sehen, sie zu sprechen, mit ihr bekannt zu werden, und so bildete sich allgemach ein Projekt, wie es nicht abentheuerlicher hätte ersonnen werden können. Der Onkel mußte mit guter Art auf die Seite geschafft werden — ich selbst mußte sie oben empfangen, mit ihr sprechen ... Aber was sage ich ihr? Das mußte ich vor allen Dingen wissen, sollte mein Plan gelingen. Ich war in keiner geringen Verlegenheit: zum erstenmale in meinem Leben sollte ich von Liebe sprechen und hatte nichts, wornach ich mich richten konnte, als ein Paar Romane, die ich gelesen, und in diesen wurde so herrlich gesprochen, daß ich verzweifelte, es je so gut herauszubringen. „Könnte ich ihr nur schildern, wie es in meinem Herzen aussieht! Kein Mädchen, denke ich, sollte verschmähen, was ich für sie fühle!“ Rasch sezte ich mich im Bette auf und machte mich sogleich an den Versuch. „Mein Fräulein!“ — Mein Fräulein? warum nicht gar! aber wie sonst? Wie sie hieß, wußte ich nicht; nun, vielleicht gibt es doch etwas Anderes. — Ich besinne mich hin und her — es gibt kein nichts als: mein Fräulein. Aber — ist sie auch ein Fräulein? ist sie für mich ein Fräulein wie die nächste beste? Nimmermehr! Da brauchte ich nur noch den Hut abzunehmen und zu sprechen: „ich habe die Ehre, Sie zu versichern u. s. w.“ Recht ärgerlich warf ich mich auf mein Kissen, aber zehnmal und mehr fing ich wieder von vorne an und blieb immer schon am Eingang stecken. Endlich entschloß ich mich, den schwierigen Punkt ganz zu umgehen, das Wort ganz wegzulassen, und begann mit bewegter Stimme: „Sie sehen einen Menschen, der ohne Sie nicht leben kann — in dieser schönen Stunde — wo ich mit — O weh! da wird ein Vers daraus! und das „Herz und Munde,“ an das ich unwillkührlich denken mußte, brachte mich eigentlich in Verzweiflung. „Ist es denn, dachte ich mit recht bitterm Gefühl, so schwer, auszusprechen, was man auf dem Herzen hat? Wie wird es mir gehen! Sie lacht.. oder lächelt mitleidig über den Tölpel, und ich bin verloren!“ Dieser Gedanke peinigte mich schrecklich, und schon gab ich meinen Plan ganz auf.

Indessen war mein Herz zum Zerspringen voll; es war, als suchte das Gefühl sich um jeden Preis zu entladen, und so gingen mir denn unwillkührlich hunderterlei Phrasen, Anreden, Versicherungen durch den Kopf, die einen Wirrwarr bildeten, der mich fast toll machte. Ich konnte es im Bett nicht länger aushalten, ich sprang

Digitized by Google

Sogleich lief ich an das Fenster; hinter den Scheiben verwandte ich kein Auge vom Ende der Straße, wo sie erscheinen mußte; ich zitterte vor ängstlicher Erwartung. Aber zu meinem Schreck wurde ich gewahr, daß ich meine Anrede nicht mehr ganz inne hatte, und indem ich mich eilends überhören wollte, warf ich die einzelnen Stücke so wunderlich im Kopfe durcheinander, daß ich fast außer mir kam vor Verwirrung. Ich war verloren, und mir wurde so gräßlich angst, daß ich zu pfeifen anfing. Da schlug es zehn Uhr; ich hoffte, wenn einmal zehn Uhr vorüber sey, werde sie heute nicht kommen, und zählte die Schläge; endlich schlug der zehnte, und mir wurde schon wieder leichter — da erschien ein blaues Kleid. Sie war's! mein Herz pochte ungestüm, meine Anrede flog vollends davon. Mein einziges Gefühl war jezt der innige Wunsch, sie möchte wegen etwas Anderem ausgegangen seyn, und ich harrte in unaussprechlicher Angst, ob sie vor dem Hause vorübergehen oder zur Thüre einlenken werde. Bei jedem ihrer Schritte, je nachdem er meine Hoffnung zu bestätigen oder zu vernichten schien, wurde mir anders zu Muthe, und ein Umstand vorzüglich war ein großer Trost: sie ging auf der andern Seite des Rinnsteins. Aber auf einmal macht sie einen Schritt darüber — sie kommt! Ich hatte völlig den Kopf verloren und lief zur Thüre, um mich davon zu machen; aber im Vorzimmer hörte ich sie bereits auf der Treppe — ich mußte ihr begegnen, ich blieb stehen. Da wurde die Glocke an der Thüre des Vorzimmers angezogen; es schwamm mir vor den Augen, und ich lief in die Bibliothek zurück, fest entschlossen, nicht aufzumachen. Zum zweiten Male ertönte die Glocke; es war mir, als sollte ich in den Boden sinken; ich stand auf, sezte mich, stand wieder auf; ich horchte, ob sie sich nicht entferne, aber da erschreckte mich ein anderer Ton: ich hörte den Onkel in meinem Zimmer unten gehen. Der Gedanke, von ihm mit dem Mädchen überrascht zu werden, brachte mich vollends außer mir, und so entschloß ich mich, der Gefahr entgegenzugehen, statt sie zu erwarten. Ich ging also leise zurück, damit es scheine, als komme ich gerade aus der Bibliothek, hustete, ging festen Schritts auf die Thüre zu und machte auf. Ihr liebes Gesicht trat mir im Halbdunkel des Treppenhauses entgegen; „ist der Herr Doktor zu Hause?“ fragte sie.

Dieß waren die ersten Worte, die ich von den Lippen der schönen Jüdin hörte. Ich kann sie noch hören, so zauberisch klang diese Stimme in meinen Ohren. Die Frage war durchaus nicht verwickelt; ich aber erwiederte nichts, jedoch keineswegs aus List, wandte mich linkisch nach der Bibliothek um, und sie folgte mir. Ich ging, ohne mich umzusehen, bis an des Onkels Tisch vor; ich wünschte ihn noch weit weg, so bange war mir auf den Augenblick, wo ich ihrem Blicke begegnen sollte. Endlich sah ich sie an; sie erkannte mich und wurde roth. Wo war meine Rede? hundert Meilen weit! Ich stand, röther als sie, schweigend da; endlich fühlte ich, daß es so nicht fortgehen könne, und fing an: „Mein Fräulein —“ damit war es aus. „Ich wollte nur —“ sagte sie; „ich komme ein andermal wieder, da er nicht hier ist.“ Sie verneigte sich flüchtig und ging, und ich stand so erbärmlich da, daß es mir nicht eher einfiel, sie zu begleiten, als bis sie schon an der Schwelle der Bibliothek war; jezt folgte ich ihr rasch; sie war verlegen, ich auch, und da wir im dunkeln Vorzimmer beide zugleich die Thüre aufmachen wollten, rührte ich an ihre Hand, und ein süßer Schauer lief mir durch den Körper. Sie ging, ich blieb allein — in der Welt.

Kaum war sie weg, so war auch meine Anrede ganz wieder da. Wie linkisch, wie albern, wie unverzeihlich dumm hatte ich mich benommen! Ich war sehr ärgerlich auf mich; wußte ich doch damals noch nicht, daß diese Verlegenheit, diese Unbeholfenheit auch eine Sprache ist, welche die Weiber recht gut verstehen, und sich ungleich schwerer nachmachen läßt, als jede Tonsprache. Jezt dachte ich an den Ausdruck ihres Gesichts, an ihre Verwirrung, an ihren Blick, und war schnell nicht mehr so ganz unzufrieden. Eben wollte ich an's Fenster treten, um sie hinausgehen zu sehen, da hörte ich die Thüre aufmachen. Kaum hatte ich so viel Zeit, auf des Onkels Bett zu springen und mich hinter den alten grünen Vorhängen zu verstecken. „Wie, wie, mein schönes Kind, was Sie da sagen“ — „Ein junger Mann, Herr Doktor, ich kann Sie versichern.“ — „Ein junger Mann! hier! Wie unverschämt! Wie sah er aus?“ — „Er sah aus — nicht unverschämt, Herr Doktor.“ — „Und doch... das ist zu arg, sich hier einzuschleichen..“ — „Vielleicht ein Bekannter von Ihnen.“ — „Ich, mein Neffe; wer sollte es sonst seyn?“ — „Ich glaube wohl, er war es,“ sagte sie leise und schlug die Augen dazu nieder. „Der da unten im Zimmer? und eben komme ich von ihm her — und kennen Sie denn meinen Neffen?“ — Eine Pause, eine ewiglange Pause trat ein. — „Sie werden roth, schönes Kind. Nun, wenn der, den Sie hier trafen, so brav, ja auch nur so artig war — aber woher kennen Sie ihn denn?“ — „Da unten, unter diesem Zimmer wohnt er? Denselben jungen Mann, den ich hier traf, habe ich zuweilen dort am Fenster gesehen.“ — „Unmöglich, liebes Kind. Meinen Neffen haben Sie wohl am Fenster gesehen, ja, da liegt er den ganzen Tag; aber hier konnte er nicht seyn, der arme Julius, und warum nicht, das will ich Ihnen sagen. Gestern Abend gegen neun Uhr war der tolle Bursche in seinem Zimmer, ich weiß nicht auf was Alles, hinaufgeklettert; wozu, daraus konnte ich nicht klug werden; ob es vielleicht drüben im Spital etwas zu sehen gab — ich weiß es nicht.“ — Hier wurde das Mädchen immer verlegener und drehte den Kopf ge-

Digitized by Google

gen mich zu, um dem Onkel den Purpur zu verbergen, der ihre Wangen überflog. — „Auf einmal höre ich einen entsetzlichen Lärm, laufe hinab, und finde ihn am Boden; ich mußte ihn zu Bette bringen, und da ist er noch. Aber wer weiß? vielleicht mochte Jemand anders — wenn man so hübsch ist — Nun, nun, nicht so verlegen! lassen wir das; ein andermal schließe ich meine Thüre. Sie bringen mir mein Buch wieder? Nun, was sagen Sie zu dem Text? Legen Sie es nur her und warten Sie einen Augenblick; ich will — warten Sie." Damit ging er in ein Cabinet, das an die Bibliothek stieß. Ich zitterte, denn dieses gewöhnlich geschlossene Cabinet hieng mit meinem Zimmer durch eine kleine Treppe zusammen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Nachtseite der Natur.

Ein Versuch von Dr. Märnberger.

(Fortsetzung.)

Wunderbarer, vielleicht bloß weil wir seltener damit umgehen, stellen sich uns noch die Erscheinungen des Magnetismus dar. Man habe ein kleines Stück Eisen und etwas Eisenfeilspäne bereit; im natürlichen Zustande werden beide Materien nicht die mindeste Wirkung auf einander hervorbringen. Jetzt bestreiche man das Stück Eisen bloß ein oder zwei Mal mit dem Pol eines Magnets, so wird dasselbe augenblicklich eine Anziehungskraft auf die in seine Nähe gebrachten Eisenfeilspäne äußern, ja diese werden nunmehr gegen dasselbe aufspringen und fest daran hängen bleiben. Eine unsichtbare Kraft ist aus dem Magnete in das Eisen übergegangen, durchdringt es und macht es fähig, anderes Eisen an sich zu reissen und fest zu halten, ohne daß das sterbliche Auge den mindesten Grund dieser urplötzlichen Veränderung in der Natur des Eisens, oder nur eine Spur einer solchen Veränderung in seiner Gestalt, seinem Ansehen u. s. w. zu entdecken vermögend wäre. Ich will die Leser mit den verwickelten Hypothesen, welche die mechanische und philosophische Naturlehre zur Erklärung dieser magnetischen Erscheinungen sowohl, als der oben vorgetragenen elektrischen aufbietet, nicht ermüden. Soviel aber ist gewiß: etwas ist anders in der Beschaffenheit des zum Magneten umgewandelten Eisens geworden; und gleich wie wir ein moralisches Vermögen besitzen, welches uns von der Nothwendigkeit einer solchen vorgegangenen Veränderung überzeugt, eben so muß es ein, uns jedoch noch mangelndes sinnliches Vermögen zur Wahrnehmung des materiellen Grundes dieser Veränderung geben. Der Sinn gebricht uns nur noch dafür; und weil wir verwöhnt sind, dasjenige als nicht vorhanden zu betrachten, was wir mit unsern fünf sogenannten Sinnen nicht erfassen, so halten wir uns berechtigt, da auf eine Nichtveränderung zu schließen, wo diese Veränderung doch nur für uns nicht wahrnehmbar ist. Das sterbliche Auge erwartet eine neue Organisation, um in dieses Geheimniß der Nachtseite des Magnetismus einzudringen.

Es ist übrigens merkwürdig, daß uns die Vorsehung auf den Standpunkt der technischen Benutzung dieser vier Naturkräfte gestellt hat, ohne uns zu gestatten, einen einzigen tiefern Blick in ihr innerstes Wesen zu thun. Wir haben vollkommen gelernt, Wärme und Licht für die raffinirtesten Bequemlichkeiten des Lebens anzuwenden; die Elektricität wird in den Händen des Arztes ein Mittel zur Bezwingung der hartnäckigsten Krankheiten, und die Magnetnadel leitet uns über den spurlosen Ocean; aber wir wenden diese Potenzen, so zu sagen, blindlings an, und die Natur reicht uns die Dinge hin, nicht um sie zu kennen, sondern um sie zu brauchen. — Was soll damit gesagt seyn? Die Beantwortung dieser Frage führt uns in eine noch düsterere Region der Nachtseite der Natur, zum Conflikt des Menschenlebens, für welches Befriedigung des physischen Bedürfnisses die Hauptsache ist, und des Geisterlebens, welches sich dagegen in reinerer Spekulation über das Bedürfniß erheben kann. Wenn es noch einer Garantie für ein einstiges geistigeres Leben bedürfte, so ist sie unzweifelhaft im Mißverhältnisse zwischen den Richtungen und der innern Gewalt des Forschungstriebes und der Geringfügigkeit ächt wissenschaftlicher Ausbeute enthalten. Der höhere Theil jener Richtungen kann unmöglich objektlos seyn, und ihre Befriedigung also, da sie hier nicht erlangt werden kann, muß über dieses Leben hinausfallen.

Es gibt in der Natur gewisse Progressionen, deren Gesetz längst erkannt ist, ohne daß sich der Grund der dadurch gegebenen Anordnung bis jezt hätte ermitteln lassen, und deren Geheimniß also auch in die Nachtseite der Natur fällt. Zu diesen Progressionen gehört namentlich die Zahlenreihe, durch welche die Entfernung der Planeten von dem Centralkörper des Systems, der Sonne, ausgedrückt wird, und welche nach ihrem Entdecker, dem deutschen Astronomen Wurm in Stuttgart, das Wurmsche Verhältniß heißt. Sezt man nämlich die mittlere Entfernung des Merkurs von der Sonne = 4, so ist die Entfernung der Venus von der Sonne = 4 + 3, die der Erde = 4 + 2.3, des Mars = 4 + 4.3, der Asteroiden = 4 + 8.3, des Jupiter = 4 + 16.3, des Saturn = 4 + 32.3, und des Uranus endlich = 4 + 64.3. Der Grund dieser Progression der Entfernungsweiten, in welchen die Allmacht den Planeten, welche zugleich mit der Erde um die Sonne kreisen, ihre Bahnen angewiesen hat, steht kaum zu vermuthen; aber es ist dem menschlichen Verstande gelungen, die Harmonie zu entdecken,

Digitized by Google

die das Entfernungsgesetz ausdrückt, und zum technischen Gebrauche für die Wissenschaft ist schon dieß von unendlicher Wichtigkeit gewesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, April.

Physiologische Skizze der Cholera.

(Erster Brief.)

Auch Würtemberg hat die orientalische Freindin, welche uns jetzt leider zwischen zwei Feuer zu nehmen scheint, im vorigen Jahre durch medizinische Ingenieurs rekognoscieren lassen, und die erste Frucht der Beobachtungen unserer in die österreichischen Staaten gesandten Aerzte ist so eben erschienen. (Die epidemische Cholera, von Dr. C. L. Elsässer.) Was an dieser Schrift zunächst auffällt, ist die Klarheit der Darstellung, die Freiheit von medizinischem Aberglauben und die Einfachheit des Gesichtspunktes, aus welchem die Cholera physiologisch betrachtet wird. Diese Vorzüge führten uns in Versuchung, nach dem Ideengang des Verfassers eine physiologische Skizze der Cholera zu entwerfen, welche einerseits diejenigen, welche bisher die verschiedenen Ansichten über die Natur der Krankheit verfolgt haben, mit den neuen im Werke enthaltenen Ideen und Beobachtungen bekannt machte, andererseits Jedem, der vom Organismus des thierischen Körpers und vom Spiele des seltsamen Wesens, Lebenskraft genannt, auch nur eine oberflächliche Kenntniß hat, ein faßliches Bild jener Krankheit gäbe, die vielleicht einst in der Geschichte unserer Kenntnisse von der Lebenskraft einen wichtigen Abschnitt bezeichnet. Wir dürfen voraussetzen, daß die Phantasie der Leser durch die täglich wiederkehrenden Beschreibungen von den furchtbaren Symptomen der Krankheit genugsam abgestumpft ist, um ohne Entsetzen einen Blick in das innere Räderwerk der Maschine zu werfen, welche durch jenes feindselige Prinzip in ihrem Gange gestört und nur zu oft zum Stillestehen gebracht wird. Es ist bekannt, daß die medizinischen Uhrmacher bei ihren Reparaturen nichts weniger als einig sind, welche Feder es eigentlich ist, die das Steigrad des Lebens hemmt, und daß ihre Versuche nur zu oft an Grobschmiede erinnern, welche ein Schiffchronometer zu reparieren hätten. Wenn wir daher im Folgenden den Prozeß der Cholera schildern, so ist damit nur gesagt, daß er uns, nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft, so und nicht anders am plausibelsten erscheint.

Den Hauptsitz der ganzen Krankheit bildet das sogenannte sympathische Nervensystem, und der erste Eindruck der äußern Krankheitsursache geschieht auf dasselbe. Dieses System des menschlichen Körpers besteht aus Nervenknoten, die unter einander durch Zweige zusammenhängen, und wovon die größten, bedeutendsten im Bauche liegen. Man hat dieselben mit einzelnen Gehirnen verglichen und namentlich das große, den Lesern der Seherin von Prevorst wohlbekannte, Sonnengeflecht, das hinter dem Magen liegt, das Bauchgehirn genannt. Es gehen nämlich von demselben, wie von dem Gehirn, Nervenfäden aus, welche in die Substanz der meisten Eingeweide eintreten. Unter dem Einflusse dieses eigenthümlichen Nervensystems kommen nun diejenigen Verrichtungen des Körpers zu Stande, wodurch die von außen aufgenommenen nährenden Stoffe zu thierischer Materie verarbeitet werden, also der Ersatz und das Wachsthum der letztern bewirkt und endlich das unbrauchbar Gewordene wieder ausgeschieden wird. Man hat es daher das vegetative Nervensystem genannt und es damit demjenigen entgegengesetzt, das im Gehirn und Rückenmark wurzelt, und durch welches die sogenannten sensoriellen Verrichtungen erfolgen, nämlich die willkührlichen Muskelbewegungen, die Perceptionen der äußern Sinne, die Empfindung. Die wichtigsten Funktionen des Körpers, die unter dem Einflusse des sympathischen Nervensystems vor sich gehen, sind die Erzeugung der thierischen Wärme, die Verwandlung des schwarzen Blutes in rothes, durch Aufnahme von Sauerstoff aus der Luft in den Lungen, die Ernährung der Theile, endlich die Sekretion, oder Bildung von thierischen Säften, die entweder zu weitern Zwecken im Körper verwendet werden, wie die Galle, der Speichel, oder als Schlacke ausgestoßen werden, wie der Schweiß u. a. Das vermittelnde Organ, gleichsam das Werkzeug zu diesen Verrichtungen, ist das System der Blutgefäße, das zu allen Theilen eine belebte Flüssigkeit, das Blut, führt, welches theils das Material für die Sekretion und Ernährung hergibt, theils verbrauchte Stoffe wieder in sich aufnimmt. Durch diesen organischen Stoffwechsel, besonders aber durch den Prozeß, der in den Lungen aus schwarzem Blut rothes macht, wird die thierische Wärme, welche bekanntlich in den innern Körpertheilen einen sehr hohen Grad erreicht, jeden Augenblick neu entwickelt.

Alle genannten Verrichtungen gehen an den Endpunkten des Gefäßsystems vor sich, d. h. da, wo die vom Herzen ausgehenden, sich immer feiner verzweigenden Gefäße sich umbiegen, um wieder zum Herzen zurückzukehren. Man nennt diese Stelle, die aber, wie man sich beim leichtesten Nachdenken sogleich überzeugen kann, allüberall im Körper ist, ihrer Feinheit wegen, das System der Kapillargefäße. Da nun das eben beschriebene sympathische Nervensystem in seinen feinsten Zweigen vorzugsweise die feinsten Verzweigungen der Gefäße begleitet, so erscheint es als eigenthümliches Nervensystem der Gefäße und als Träger der die Ernährung und die Absonderung vermittelnden Nervenkraft.

Fassen wir nun die Cholera in ihrem ausgesprochenen Bilde ins Auge, so finden wir, daß gerade die Verrichtungen aufgehoben sind, welche im feinsten Gefäßsystem unter Einfluß der sympathischen Nerven vor sich gehen. Die thierische Wärme ist verschwunden; nicht blos die äußere Haut ist eiskalt, sondern auch die Zunge, der Athem. Die natürliche, eigenthümliche Schwellung der Haut, in Folge des freien Blutumlaufs und der Ernährung, welche eben besonders den lebenden Körper vom todten unterscheidet, ist verschwunden; das Gesicht ist eingefallen, die Züge treten scharf hervor, die Finger und Zehen sind runzlicht; das Blut wird in den Lungen nicht geröthet, das Blut der Schlagadern ist schwarz, wie das der Blutadern; daher fehlt auch die natürliche röthliche Färbung der Haut, Gesicht und Hände sind bleigrau, schwarzblau; das Blut, das aus der Ader fließt, ist theerartig. Die Absonderung der eigenthümlichen Stoffe, welche der gesunde Körper periodisch oder fortwährend ausstößt, ist suspendirt: die Haut transpirirt nicht, die Ausleerungen des Darmkanals zeigen weder Schleim, noch Galle; der Kranke hat keinen Speichel, keine Thränen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 34.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 101.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 27. April 1832.

Blick und Händedruck, und Küsse, gemüthliche Worte,
Selben köstlichen Sinns wechselt ein liebendes Paar.

Goethe.

Des Pfarrers Töchterlein.

1.

Der alte Pfarrer liest und sinnt
Am braunen Tische dort.
Die Mutter gegenüber spinnt
Und emsig schnarrt das Rädchen
Und schnarret fort und fort.

Und zu des Pfarrers Töchterlein
Setz' ich derweil mich hier
Ans Fenster in den Mondenschein.
Die Kirchhoflinde draußen
Zerfließt in Düfte schier.

Mit ihrem Händchen treibt sie Spiel,
Die Maid, und kichert hell:
„Ich weiß Geschichten wundervieł;
Sieh her, ich will dir deuten
Die Fingernamen schnell.

„Klein Däumling hab' ich den genannt:
Ein winziges Gezwerg,
Das kam einmal dahergerannt
In tiefer Nacht alleine
Weit über Thal und Berg.

„Ein Riese kam und fing es auf
Und steckt' es in sein Haus,
Und als er hungrig wurde drauf,
Hätt' er es schier gefressen,
Doch listig wich es aus.

„Der Alte schlief im Felsenhohl,
Da trippelt' es herein
Und zog ihm von den Füßen wohl
Die Siebenmeilenstiefel,
Und schritt darin feldein.

„Ein König es in Dienste nahm,
Der schickt es ab geschwind;
Und als es treulich wiederkam,
Da gab er ihm zur Ehe
Sein allerschönstes Kind." —

Sie schweigt und lächelt und ich muß
Sie küssen auf den Mund;
Ich athme noch im süßen Kuß
Die Mährchenrosendüfte
Tief aus der Lippen Grund.

2.

„Der Zeigefinger — ha! den streckt
Urahne mahnend aus,
Wann ich aus Träumen aufgeschreckt,
Die Todte schleichen sehe
Zur Kammerthür heraus." —

Digitized by Google

Erschrocken schweigt die blasse Maid,
Ein Schauer sie durchfliegt;
Und fest in ihrem Herzeleid
Hat sie das bange Köpfchen
An meine Brust geschmiegt.

Sag' an, wie ist, mein Liebchen! dir
Dieß Fingerlein bekannt?
Von ihm erzähl' ein Mährchen mir.
„Weiß nicht, man hat's nur immer
Goldfingerlein genannt."

Hab' Acht, ich deut' es dir, hab' Acht,
Du süßes, liebes Kind!
Für goldne Ringlein ist's gemacht:
Gieb mir die Hand, ich stecke
Mein Ringlein dran geschwind.

Nun läßt Urahne dich in Ruh
In meinem treuen Arm;
Und bald, o bald erzählest du
Die Mähr vom kleinen Däumling
Im Kinderstübchen warm!

Die Nachtseite der Natur.

Ein Versuch von Dr. Nürnberger.

(Fortsetzung.)

Ich finde in einer Abhandlung, welche der unsterbliche Kant schon vor vielen Jahren und lange vor Entdeckung der Asteroiden *) über die Naturgeschichte und Theorie des Himmels geschrieben hat, des obigen Wurmschen Verhältnisses der Planetenentfernungen auch schon erwähnt; da aber, wie gesagt, die Asteroiden damals noch nicht entdeckt waren, und in der Entfernungsreihe also dem fünften Gliede 4 + 3.3 kein Weltkörper entsprach, so macht bereits der Königsberger Weltweise auf diese Lücke aufmerksam und prophezeiht, daß in derselben einst ein Planet aufgefunden werden werde, dessen Umlaufszeit um die Sonne beiläufig fünfthalb Jahre betragen müsse, wie sich dieß Alles nunmehr so glänzend bestätigt hat. Das Faktische im Gesetze der Welt veroffenbarte sich hier also wiederum dem menschlichen Geiste, um ihm zur Entdeckung des entsprechenden Sinnlichen zu verhelfen; aber die höchsten und lezten Gründe dieser kosmischen Anordnung entziehen sich unserer Intelligenz und fallen für uns in die Nachtseite der Natur. Wenn wir uns einst auf dem Standpunkte befinden werden, vielleicht von einer andern, höhern Lebensstufe aus, mehrere Sonnensysteme mit einander zu vergleichen, die verschiedenen Massen der Centralkörper und die verschiedenen Entfernungsgesetze der Trabanten zu kennen, und den gegenseitigen Einfluß davon genauer zu beurtheilen, so wird uns auch der Sinn für diese astronomische Progression aufgehen, und wir werden uns mit einem Vermögen zur Ergründung desjenigen ausgerüstet finden, was uns jezt als undurchdringlich erscheint.

Auffallend erscheinen, bei dem sichtbaren Streben nach möglichster Raumbenutzung, welches die Natur überall zeigt, allerdings die, für unsere Einbildungskraft ganz ungeheuren Aetherklüfte, welche jeden folgenden Planeten von dem vorangehenden trennen, und welche, wie wir aus der obigen Progression ersehen haben, immer weiter ausfallen, je mehr wir uns der Grenze des Systems nähern. Venus, der zweite Planet unsers Systems, ist vom ersten desselben, dem Merkur, sieben Millionen Meilen, Uranus aber, der vermeintliche äußerste Planet, vom Saturn, dem vorlezten, zweihundert Millionen Meilen entfernt. Man kann also die, mit dem obigen Progressionsgesetze in Verbindung stehende Frage nicht unterdrücken, welche Gründe die Natur gehabt haben möge, um zwischen Saturn und Uranus einen fast dreißig Mal größern Aetherraum scheinbar unbenuzt liegen zu lassen, als zwischen Merkur und Venus? Zwar könnte hierauf zum Theil damit geantwortet werden, daß unzählbare Kometen den freien Raum zwischen den Planeten überhaupt in allen möglichen Richtungen durchstreifen, und daß dieser Raum also keineswegs ganz unbenuzt bleibe. Doch ist damit der Zweifel wegen der Nothwendigkeit eines so viel größern Durchgangsraums für Kometen zwischen den entferntern Planeten nicht gelöst, und es muß vielmehr noch ganz andere, geheime Bedingungen dieser merkwürdigen Verschiedenheit geben. Wir haben nicht einmal einen Begriff davon, ob und welche Rapporte zwischen den verschiedenen planetarischen Atmosphären und dem sie begrenzenden Aetherocean stattfinden, und dieser Theil der Konjekturalastronomie fällt für uns bis jezt völlig in die Nachtseite der Natur. Mit einst vervollkommneten Sinnen werden wir den Wechselbezug zwischen ätherischen und atmosphärischen Prozessen, die Wirkung des Aethers auf Lichtdarstellung und Fortpflanzung, und die daraus fließende Nothwendigkeit begreifen lernen, den entferntern Planeten, nach Maßgabe ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit, einen größern umwogenden Aetherocean anzuweisen. Etwas Wahres ist gewiß in der Idee eines solchen Wechselbezuges zwischen Aether und Atmosphäre, wenn dieser Bezug auch von uns noch nicht sinnlich

*) Man bezeichnet, wie ich auf diese Veranlassung erinnern will, mit dem Namen Asteroiden die vier kleinen Planeten Ceres, Pallas, Juno und Vesta, welche in dem Zeitraume von 1801 bis 1807, durch Piazzi, Olbers und Harding, zwischen Mars und Jupiter entdeckt wurden, und die sich in so wenig verschiedenen Abständen um die Sonne bewegen, daß man anzunehmen versucht gewesen ist, sie haben ursprünglich ein planetarisches Ganzes ausgemacht.

Digitized by Google

aufgefaßt werden kann: denn dem menſchlichen Geiſte iſt das merkwürdige Vermögen gegeben, durch wiſſenſchaftliche Ahnung den Beſitz eines verfeinerten ſinnlichen Inſtruments gleichſam zu anticipiren. Es gibt ein Auge in uns, welches das entſprechende ſchärfere äußere Auge nur erwartet, um alsbald in die Tiefen des Univerſums einzudringen, und unſere zukünftige Ueberraſchung wird an Fremdartigkeit verlieren, weil ſie durch dieſe Ahnung gleichſam vorbereitet wird.

Unter den Wundern des Himmels, zu welchen wir von den Wundern unſerer irdiſchen Exiſtenz aufgeſtiegen ſind, und für welche es uns an erſchöpfender Einſicht gebricht, ſcheint der Ring des Saturn, als eine Erſcheinung, von der unſer ganzes Planetenſyſtem kein einziges weiteres Beiſpiel aufzuweiſen hat, einen ausgezeichneten Rang einzunehmen. Man denke ſich um den ganzen Aequator der Saturnskugel, welche unſere Erdkugel an Größe faſt 1000 Mal übertrifft, einen, in der Entfernung von faſt 6000 unſerer Meilen, ganz frei ſchwebenden Ring von ungeheuren Dimenſionen, gleichſam eine in dieſer Höhe über die Saturnsatmoſphäre geſchlagene, von keinerlei Pfeilern unterſtützte Brücke, auf welcher ſich alſo der Weg durch das ganze, den Saturn umwogende Aethermeer machen ließe. Die Breite dieſer Ringbrücke beträgt Tauſende von Meilen, und ihre Länge, wenn man ſich den Ring ausgeſtreckt denkt, gar über hunderttauſend Meilen. Gebaut ſcheint dieſes pfeilerfreie Gewölbe aus dem nämlichen Material zu ſeyn, wie die Saturnskugel ſelbſt, und auch die übrige Beſchaffenheit erinnert an planetariſche Natur, indem man dergähnliche Erhöhungen, Vertiefungen, welche die Idee unſerer Thäler erwecken u. ſ. w. darauf wahrgenommen hat. Der Flächeninhalt dieſes bewunderungswürdigen Saturnringes iſt aber im Vergleiche zur Oberfläche ſeines Planeten ſo bedeutend, daß man ſich gezwungen ſieht, eine Relation zwiſchen den Bewohnern des Saturn und jener unermeßlichen Ringebenen anzunehmen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Meines Onkels Bibliothek.

(Fortſetzung.)

So war ich denn allein mit ihr, ſo hatte ſie denn, auf ein Paar Momente wenigſtens, keinen Zeugen als mich. Ein überſchwengliches Glück! es war mir nicht anders, als würde ich damit ihr innigſter Vertrauter, und in ihren Zügen, ihrer Stellung, ihren unbedeutendſten Gebehrden las ich tauſenderlei, dem ähnlich, was in mir vorging. Süße, ſelige Augenblicke, wo die lieblichſten Bilder meines Traums mir verwirklicht entgegentraten! Zum allererſten Male ſah ich ſie ſo in der Nähe und konnte mich ganz an ihrem Reize weiden. Warum kann ich ſie in dieſen Zeilen nicht ſchildern, wie ich ſie ſah! Ihr liebliches Bild trat doppelt jung und friſch aus dem Rahmen von Staub, Gelehrſamkeit und Alterthum. Sie war eine ganze Weile ſtehen geblieben, jezt ſezte ſie ſich an das Fenſter in den Lehnſtuhl des Onkels, legte die Wange in die niedliche Hand und ſah nachdenklich, ſchwärmeriſch gen Himmel; ein Lächeln, wie ein leiſer Hauch, ſchwebte um ihre Lippen. Endlich blickte ſie nachläßig in den Folianten, von dem der Onkel vorhin aufgeſtanden war; allmählich aber wurde ſie aufmerkſamer, und auf dem lieben Geſicht, das ſich mit Purpurgluth übergoß, malte ſich immer ſteigendes Intereſſe. — „Ich hab's!“ rief auf einmal der Onkel innen; ſie ſtand auf, blickte aber fortwährend in das Buch, bis er wieder im Zimmer war.

„Da iſt's, und es hat Mühe gekoſtet. Nehmen Sie es, weil Sie ſo hübſch Hebräiſch leſen; das andere hat mehr Werth für mich, des Textes wegen; dieſes iſt in Saffian gebunden und ſchickt ſich beſſer für Ihre Händchen; hier, und denken Sie dabei zuweilen an den alten Doktor.“ — „Sie ſind ſehr gütig, lieber Herr. Ich nehme das hübſche Buch und werde Sie nicht vergeſſen, ſollte ich Sie auch nicht wieder ſehen.“ — „Sie fürchten ſich wohl vor dem Neffen?“ ſagte der Onkel lächelnd. „Ei, da vergeſſe ich, daß der da unten — nun, leben Sie wohl, auf Wiederſehen.“

Er begleitete ſie. Im Nu war der Foliant, in dem ſie ſo aufmerkſam geleſen, in meiner Hand; glücklicherweiſe hatte der Onkel die Thüre des Kabinets offen gelaſſen; ich laufe hinein und hinab in mein Zimmer. Ein Paar Augenblicke, ſo iſt das Buch in Sicherheit gebracht, die Puppe bei Seite geſchafft, und kaum bin ich auf dem Bette, ſo kommt der Onkel herein. „Wie, ſchon auf?“ fragte er. „Wann biſt Du aufgewacht?“ — „Schlag zehn Uhr.“ — Bei dieſen Worten verklärte ſich des Onkels Geſicht ordentlich; es freute ihn, daß ich wieder wohl war, noch mehr aber, daß dabei die Wiſſenſchaft einen Sieg davon getragen; er fuhr in feierlichem Tone fort: „Jezt will ich Dir ſagen, Julius, was es bei Dir war: eine Hemicephalalgie.“ — „Meinen Sie, Onkel?“ — „Ich meine nicht, Julius, ich weiß es, weiß es gewiß; ich bin um kein Jota von Hippokrates abgewichen. Durch den Sturz iſt bei Dir das kleine Gehirn erſchüttert worden, und in Folge davon iſt die Gehirnhaut in krankhafte Thätigkeit gerathen. Und weißt Du wohl, wie ich Dich traf? Puls ſehr beſchleunigt, Blick ſtarr, Delirium. Daher zur Ableitung ein Pflaſter auf —“ — „O Onkel, ſtille davon, und ſagen Sie es keinem Menſchen.“ — „Das Pflaſter leitet ab, es geht beſſer darauf; das Delirium hält indeſſen noch an; darum den kühlenden Trank —“ — „O ja, Onkel.“ — „Du ſchläfſt ruhig darauf.“ — „Herrlich habe ich geſchlafen, Onkel!“ — „Ganz wie vor-

Digitized by Google

hergesagt, wie es prophezeit war: von nach Mitternacht bis zehn Uhr Morgens; und nun bist Du in der Reconvalescenz.“ — „Gesund bin ich.“ — „Nein, nein, vor einem Recidiv haben wir uns sehr zu hüten. Du verhältst Dich ruhig und ich verordne Dir noch etwas. Vor Allem Ruhe, und arbeite heute nicht; versprich es mir.“ — „Ganz gewiß nicht.“

Kaum war er fort, so machte ich mich über den Folianten her; aber da war ich in einer neuen, nicht geringen Verlegenheit. Das Buch hatte zweitausend Seiten, und in der Eile hatte ich vergessen, die Stelle, welche mich interessirte, zu bezeichnen. In diesem Labyrinth sollte ich suchen! Ein Gedanke darin, ein Wort vielleicht fiel ihr auf, und dieses Wort soll ich aus einer Million Worte herausfinden! Aber unwiderstehlich war mein Drang, es herauszubringen; es war mir nicht anders, als hinge mein Schicksal daran. Ich machte mich ans Werk; wie emsig studirte ich! Hätte mich der Onkel gesehen, oder nur mein Professor, er hätte gesagt: „Nicht zu hitzig, junger Mann! allzuviel ist ungesund.“ Es war eine alte Chronikensammlung, Heldenthaten und Liebesgeschichten, heraldischer Wust, Pfand- und Kaufbriefe, ein Gemengsel, ganz in des Onkels Geschmack. Indessen fand ich Manches, das auf uns beide passen konnte, doch nicht mehr und nicht weniger als auf jeden andern. S. war ich etwa zur zweihundertsten Seite gekommen, da kreischte der Stuhl, die Leiter rollte, es wurde sehr unruhig in des Onkels Zimmer; nichts gewisser: während ich unten studirte, verlor er oben seine Zeit mit Suchen. Da kam mir ein Gedanke, und ich ging hinauf zu ihm.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, April.

(Fortsetzung.)

Physiologische Skizze der Cholera.

Wir sehen gerade die Verrichtungen des die feinsten Gefäße begleitenden Nervensystems aufgehoben, und müssen wohl eine eigenthümliche Verstimmung desselben für die Ursache dieses Zustandes ansehen. In welchem Zustande befinden sich nun aber die Gefäße selbst? An der Hand fühlt man keinen Puls, öffnet man eine Ader, fließt das Blut nicht und muß förmlich herausgedrückt werden. Sind die Blutgefäße etwa lahm, weil sie das Blut nicht mehr fortbewegen? Gewiß nicht; die Gefäße sind im Gegentheil in einem sehr aktiven Zustand, im Zustand von anhaltendem Krampf; die feinsten Gefäße thun nicht nur ihre Schuldigkeit nicht, sondern sie enthalten gar kein Blut, weil dieses durch den Krampf nach innen in die größern Stämme derselben gedrängt ist. Krampf als Ursache der angegebenen Erscheinungen ist im Leben wie im Tode zu deutlich ausgesprochen, als daß man daran zweifeln könnte. Schon der erste Anblick eines Choleraktanken drängt einem die Ueberzeugung auf, daß ein aktiver Zustand zu Grunde liegt; denn die kalte, eingesunkene Haut ist nicht schlaff, weich, leblos, wie bei einem Ausgebrennten oder einem Greise, sondern derb, angespannt, wie bei einem Menschen, der der kalten Luft ausgesetzt ist. Nicht selten ist das Gesicht des Todten weit weniger entstellt, weit mehr gerundet, als das des Kranken war, und es rührt dies ganz natürlich daher, daß sich der Krampf im Tode gelöst hat.

Ueberall findet man nach dem Tode in den vorzugsweise unter dem Einfluß des sympathischen Nervensystems stehenden Eingeweiden Contraktion vorherrschend; die eigenthümliche Substanz der Lungen, der Leber, der Nieren, des Herzens, der Zunge, des Darmkanals ist blutleer, nur die großen Gefäße strotzen von schwarzem Blut; und dieses krampfhafte Verschlossenseyn der feinsten Gefäßenden, die in ihrer Verschlingung eben vorzugsweise die eigenthümliche Substanz jener Eingeweide bilden, erscheint als die nächste Ursache der wichtigsten Erscheinungen der Cholera.

In merkwürdigem Kontraste mit dem Zustande der ebengenannten Eingeweide sind nun dagegen diejenigen Nervenorgane, welche, wie oben gezeigt, einen Gegensatz mit dem vegetativen Nervensystem bilden, nämlich Gehirn und Rückenmark, im Zustande von Blutüberfüllung; in der Höhle des letztern findet man sogar immer Stellen von ausgetretenem Blut.

Außer den Krankheitserscheinungen, welche der Krampf des Gefäßsystems hervorruft, kommen nun aber andere vor, die mehr zunächst aus der Verstimmung des sympathischen Nervensystems hervorgehen und eine Aufreizung eigenthümlicher Art in demselben, besonders in jenen Centralgeflechten des Bauchs andeuten. Dahin gehört die besondere Störung des Gemeingefühls, die so charakteristisch für die Krankheit ist. Die seltsamen Gefühle von angstvoller Beklemmung bei ruhigem, gleichförmigem Athem, von innerer Gluth bei Eiskälte der Oberfläche, von dem heftigsten Durst bei feuchter, kalter Zunge, fließen aus Einer Quelle, nämlich eben aus jener spezifischen Nervenaufreizung, über deren eigentliches Wesen wir schon deßhalb nichts wissen können, weil uns der Prozeß, der im gesunden Nervensystem vorgeht, noch immer ein Räthsel ist.

Das sympathische Nervensystem, als eigenthümliches Nervensystem der Gefäße, erhält nicht nur die in den feinsten Enden der Gefäße vor sich gehenden Verrichtungen der Wärmeerzeugung, der Oxydation des Bluts, der Ernährung und Absonderung von Säften in ihrem regelmäßigen Gange, sondern unter seinem Einflusse erhält sich auch an jeder Stelle der Gefäße das Blut in seiner normalen Mischung. Mit der krankhaften Veränderung nun, welche jene Nerven in der Cholera erleiden, geht auch im Blut ein merkwürdiger Prozeß vor sich. Daß die Oxydation des Bluts in den Lungen gehemmt ist, und daher in den Schlagadern so gut als in den Blutadern schwarzes Blut fließt, haben wir schon bemerkt. Es tritt nun aber auch eine Scheidung seiner flüssigen von seinen festen Bestandtheilen ein. Das Blutwasser wird in den Darmkanal ausgeschieden und bildet eben die charakteristischen Ausleerungen in der Cholera, die festen Bestandtheile dagegen bleiben in den Adern zurück; daher ist das Blut dick, fließt, wenn man zur Ader läßt, träge, geronnen heraus und setzt gar kein Blutwasser ab. Jene Ausleerungen sind von den Ausleerungen in andern Krankheiten, z. B. bei gewöhnlichen Diarrhöen, durchaus verschieden; denn sie entstehen keineswegs durch die gewöhnliche Absonderung der Schleimhaut der Gedärme — und eine gewöhnliche Diarrhöe besteht lediglich in einer Steigerung dieser Absonderung — sondern durch unmittelbares Ausschwitzen aus den Gefäßen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 102.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 28. April 1832.

In alle sieben Sterne sind die Klänge
Der Fähigkeiten zur Vollkommenheit
Nach Maas und Zahl des weisen Schöpfers, des
Urkünstlers, schön vertheilet. Deine Welt
Ist nur ein Mittelklang.

Herder.

Die Nachtseite der Natur.

Ein Versuch von Dr. Nürnberger.

(Fortsetzung.)

So weit reichen unsere Beobachtungen und Schlüsse; aber unsere sinnliche Organisation versagt uns alle Begriffe über die Art, wie diese Beziehungen zwischen der Saturnskugel selbst und dem durch eine 6000 Meilen hohe Luft- und Aetherschichte davon getrennten Ringe ausgeführt werden. Offenbar muß nicht nur die Einrichtung der Saturnsatmosphäre, sondern auch die körperliche Ausrüstung der Saturnsbewohner vollkommen verschieden von alle dem seyn, was wir in diesem doppelten Bezuge bei uns erblicken, um eine solche Relation möglich zu machen; und wenn die Art, wie dieß geschieht, für uns noch in die Nachtseite der Natur fällt, so folgt daraus ein Beweis mehr, nicht nur für die Möglichkeit, sondern selbst für die Nothwendigkeit des Vorhandenseyns veränderter und erweiterter sinnlichen Vermögen, die sich in Tiefen der Natur senken, zu welchen dem menschlichen Blicke der Zugang noch nicht eröffnet ist.

Es ist in diesen Blättern schon einmal von dem Zerfallen unseres Planetensystems in zwei große Gruppen die Rede gewesen, von welchen die erste mit dem Merkur anhebt und, einschließlich, bis zum Mars reicht, die zweite aber die drei großen und viel wunderbarern Planeten: Jupiter, Saturn und Uranus, umfaßt. Nachdem jezt oben auch das arithmetische Gesetz der Planetenentfernungen von der Sonne nachgewiesen worden ist, so erscheint jene Trennung in zwei Gruppen um so entschiedener, da in die ungeheure Grenzkluft zwischen Mars und Jupiter die angegebenen vier Asteroiden fallen, welche zwar, hinsichtlich ihres Platzes im Weltraume, dem Entfernungsgesetze folgen, hinsichtlich ihrer physischen Beschaffenheit aber weder der ersten, noch der zweiten Gruppe anzugehören scheinen, und also nur eine Art von Uebergangsglied in der Kette bilden. Die erstere dieser Gruppen wird bekanntlich charakterisirt durch die, den dahin gehörenden Planeten gemeinschaftliche, vier-und-zwanzigstündige Rotationsperiode, die Neigung der Rotationsaxen gegen die Bahnebenen, den Mangel an Monden *), wovon der Erdmond allein

*) Die schärfsten Beobachtungen zeigen bei Mars keinen Mond. Venus hat zuverläßig keinen Mond, weil er sonst bei den, so äußerst sorgfältig beobachteten Vorübergängen dieses Planeten vor der Sonnenscheibe unmöglich hätte unbemerkt bleiben können. Man wird also der Analogie, welche den Erdmond, als einziges Beispiel in der ersten Planetengruppe, dem Saturnsring, als Ausnahme der zweiten Gruppe, gegenüber stellt, wohl den Vorzug vor der frühern Hypothese geben müssen, die bei Mars aus dem Grunde sogar zwei Monde suchte, weil die Zahl der Trabanten mit der zunehmenden Entfernung von der Sonne zu wachsen scheint. Venus und Merkur bedürfen bei ihrer Sonnennähe keines Mondes; Mars aber, dessen Oberfläche wenig über $\frac{1}{10}$ der Erdoberfläche hält, wird, eben dieser Kleinheit wegen, keinen Trabanten haben. Die Leser ahnen, daß auch hier wieder Vieles in die Nachtseite der Natur fällt.

Digitized by Google

eine Ausnahme macht, gleichwie der, darum so eben von uns hervorgehobene Saturnsring dagegen das einzige Beispiel eines solchen Ringes in der ganzen zweiten Gruppe ist, und die verhältnißmäßige Kleinheit; die hervorstechenden Charaktere der zweiten Gruppe dagegen sind die, wahrscheinlich allgemeinere zehnstündige Rotationsperiode, welche, in Verbindung mit den so viel längern Umlaufszeiten um die Sonne, einen ganz andern Lebensprozeß zu bedingen scheint, die streifige, ganz eigenthümliche Beschaffenheit der Atmosphäre, die Menge der begleitenden Monde, die überwiegende Größe u. s. w. Höchst merkwürdig erscheint aber der Umstand, daß die Entfernung des Merkurs, als des ersten Gliedes der ersten Gruppe, von der Sonne eben so oft in der Entfernung der Asteroiden, die wir als Uebergangsglied bezeichnet haben, von der Sonne enthalten ist, als wiederum diese leztere Entfernung in der Entfernung des Uranus, des Grenzgliedes der zweiten Gruppe und des ganzen Systems, von der Sonne. Wir ahnen, daß dieser zweiten arithmetischen Harmonie, gleich der oben nachgewiesenen, eine Nothwendigkeit zu Grunde liege; wir sind aber unvermögend, in diese Nacht der Natur einzudringen.

Eben so wenig reichen unsere Sinne in das Detail der planetarischen Einrichtung, welche jene zweite Gruppe von der erstern unterscheidet. Soviel scheint gewiß, daß schon die überwiegende Größe der Weltkörper dieser zweiten Gruppe, von denen z. B. Jupiter unsere Erde an Oberfläche 120 Mal übertrifft, ganz andere Lebensformen bedingt. Berge, Bäume, kurz, was dort dem Boden entsteigt, vielleicht selbst Häuser und Paläste, werden, dem Gesetze der Eurhythmie gemäß, in dem nämlichen Verhältnisse kolossaler und grandioser seyn müssen; das Jupiterweltmeer, wenn man sich so ausdrücken darf, wird das Weltmeer der Erde über hundert Mal an Ausdehnung übertreffen, und die Flotten und übrigen Transportmittel müssen dieser Analogie angemessen seyn. Aber unsere Einbildungskraft erliegt der Aufgabe, sich von diesem Allen einen anschaulichen Begriff zu machen; und wenn wir eine allgemeine Ahnung vom Charakter des Ganzen haben, so fällt das Detail für uns in die Nachtseite der Natur.

Allein mehrere andere, wenn gleich sehr einfache Betrachtungen dienen dazu, die Unbegreiflichkeit des eigentlichen Natur- und Lebensverhältnisses auf jenen Grenzplaneten unseres Systems für uns noch anschaulicher zu machen. Saturn und Uranus namentlich erscheinen, bei ihrer großen Entfernung von der Sonne, und bei ihrem zahlreichen Mondgefolge, neben der Gravitationsabhängigkeit von der erstern, in Bezug auf den leztern Umstand schon wieder mehr als selbstständige Centralkörper; und der Einfluß der Sonne, als leuchtenden und wärmenden Körpers, aus so großen Weiten, vermindert sich in dem Maße, als dieser Charakter von Selbstständigkeit dadurch noch hervorstechender wird. Es müssen also, hinsichtlich auf Licht und Wärme, diese großen Hauptbedingungen alles Lebensprozesses, für beide Planeten Anordnungen getroffen seyn, welche den verminderten Einfluß des Sonnenlichtes und der dadurch erzeugten planetarischen Wärme kompensiren, und ich irre mich vielleicht nicht, wenn ich den entferntern Planeten eine Kraft, aus sich selbst Licht und Wärme zu entwickeln, beilege.

Bei dem Jupiter werden diese Anomalien noch durch einen besondern Umstand vermehrt, welcher zwar auch für die beiden eben betrachteten Planeten, jedoch nur in geringerem Maße, eintrifft. Wir haben nämlich oben gesehen, daß die Oberfläche des Jupiters die Oberfläche der Erde mehr als 120 Mal übertrifft, woraus folgt, daß die ganze Kugel des Jupiters über 1300 Mal größer ist, als die Erdkugel, oder, was eben so viel sagt, daß man, abgesehen von der Dichtigkeit des Stoffes, aus der Jupiterskugel 1300 Erdkugeln schneiden könnte. Dieser so sehr überwiegenden Größe ohnerachtet, schwingt sich aber Jupiter, wie angeführt, in zehn Stunden um seine Axe, während die so viel kleinere Erde dazu vier-und-zwanzig Stunden, also mehr als doppelt so viel Zeit braucht. Ein Punkt des Jupiteräquators schwingt demnach, wie man durch eine leichte Rechnung findet, mit einer beinahe dreißig Mal größern Geschwindigkeit, als ein Punkt des irdischen Aequators; und es müssen daraus Einflüsse, besonders Gegenwirkungen der Schwerkraft entstehen, von denen wir uns, mit unsern Sinnen und dadurch gebildeten Vorstellungen, gar keinen deutlichen Begriff machen können.

Auch die Art des Gegensatzes zwischen Tag- und Nachtleben auf den Planeten mit nur zehnstündiger Rotationsdauer liegt, wie man bei näherer Beschäftigung mit diesem merkwürdigen Umstande bald findet, ganz über unsere Begriffssphäre hinaus. Die ganze Lebensform muß dadurch verändert werden; und wahrscheinlich sind auf jenen so abweichend organisirten Planeten Tag und Nacht gar nicht in dem Sinne Einschnitte, wie bei uns, sondern das Leben hat dort einen, von diesen Einschnitten unabhängigen Charakter von Permanenz, der mit der Ausgedehntheit der Lebensoperationen, welche durch die Ausgedehntheit der Oberflächen dieser Planeten bedingt wird, in einem richtigen Verhältniß steht. In allen diesen Schlüssen ist nichts Gewagtes, und ich habe das, der Konjekturalastronomie zugängliche, Feld sorgfältig von dem Nachtgebiete der Natur getrennt, auf welchem unsere Logik anfängt illusorisch zu werden.

Aber freilich verläßt die einmal aufgeregte Phantasie ungern das reizende Gefilde, auf welches sie, behutsam vorbeistreifend bei der eigentlichen Nachtseite der Natur, an dem Bande jener Schlußfolgen einer kühnen Konjek-

Digitized by Google

turalaſtronomie geführt worden iſt. Die oben angedeutete Doppelrolle, welche die Planeten Jupiter, Saturn und Uranus ſpielen, indem ſie, ohne ſich dem Gravitationseinfluſſe der Sonne entziehen zu können, anderſeits doch auch wieder ein ſelbſtſtändigeres planetariſches Leben entwickeln, ſcheint eine Erhöhung und Vervollkommnung ihres ganzen Zuſtandes anzudeuten, welche durch die Menge der untergeordneten Monde noch deutlicher angekündigt wird. Jupiter hat bekanntlich vier Monde, Saturn deren ſieben, und Uranus höchſt wahrſcheinlich noch mehrere; und es iſt nicht anzunehmen, daß ein ſo zahlreiches Gefolge dienender Weltkörper zweiter Ordnung einem Centralplaneten beigeordnet ſey, deſſen ganze übrige Organiſation ſo großen Anſtrengungen der ſchaffenden Natur nicht entſpräche.

(Der Beſchluß folgt.)

Meines Onkels Bibliothek.

(Fortſetzung.)

Der Onkel war wirklich in der ſchrecklichſten Unruhe wegen ſeines Buchs und lief ſuchend von einer Ecke in die andere. „Geſtohlen, Julius! Alles iſt hin! Das Buch iſt unſchätzbar, gar nicht mehr zu bekommen, und ich war auf dem Punkte — die Stelle lag vor mir — jezt iſt meine Autorität zum Henker! O Libanius! Du ſollſt alſo Recht behalten!“ — „Unmöglich! Da muß man — wie — und wo war denn die Stelle im Buch, Onkel?“ — „Weiß ich's? Drei Jahre ſich mit der Bulle quälen, und am Ende Alles zu Waſſer werden ſehen!“ — „Bulle? was für eine?“ — „Unigenitus!“ — „Unigenitus? Das iſt wirklich ſchauerlich! und was ſtand denn an der Stelle?“ — „Die Bulle war citirt mit einem Varianten, der ſonſt nirgends vorkommt.“ — „Sonſt nichts?“ — „So, meinſt Du, dieß ſey nicht genug? Ich gäbe Alles in der Welt um die Seite! — Aber das Buch muß her,“ fuhr er fort; „nur Ein Menſch kann mir den Streich geſpielt haben, und ich muß von ihr herausbringen, wer der Kerl iſt, der Folianten ſtiehlt; fort!“ Und der gute Onkel ſezte ſeine Perrücke und den kleinen dreieckigen Hut auf, nahm ſein altes Rohr, und ging. Ich ſogleich wieder hinunter in mein Zimmer. Um das böſe Wort nicht zu verlieren, ſagte ich immer vor mich hin: Bulle Unigenitus; Unigenitus, murmelte ich, indem ich das Buch durchblätterte! Unigenitus! Da iſt es, in großen Buchſtaben. Lateiniſch! o weh! Seitdem konnte ich das Lateiniſche, das mich allerdings vorher nicht ſehr angeſprochen hatte, gar nicht mehr leiden. Ich blickte indeſſen von der Bulle, welche auf der zweiten Seite in der Mitte anfing, herüber auf die erſte, und was las ich?

„Die Herrſchaft Lenzburg kommt an das Haus derer von Horſt durch das Ehebündniß zwiſchen Junker Matthias und Hedwigen von Thiengen.“

„Unſer Junker war von Gott Amorn noch niemals heimgeſuchet worden. Nun begab es ſich aber, da ihm der Flaum um Mund und Kinn zu ſproſſen begonnte, daß er auf St. Jörgentag zuallererſt im Schloßhof Fräulein Hedwigen anſichtig ward, und wie es denn damalen ein gar ſchmuck, anmuthig Fräulein war, entbrennete er alſogleich in Liebe zu ihr, dergeſtalt, daß er keinen andern Gedanken mehr hatte bei Tag und Nacht, und es ihm faſt die Nachtruh entziehete. Maaßen er aber in Sachen der Galanterie ohn all Erperienz und Wiſſenſchaft war, wußte er ſich keines Raths, wie er ſollte an ſie kommen. Der Junker war mit Herren ſeines Alters gar aufgeweckt und degagirt, ſo aber das Fräulein um den Weg war, wunderlich erſchrocken und faſt ungeſchickt. Maaßen ihm aber die Lieb allzuſehr zuſetzete, faſſete er ſich ein Herz, da er in Erfahrung gebracht, daß das Fräulein bei der Frau Großmama aufwarten ſolle, und ſtellte ſich in das Vorgemach mit einem magnifiquen Blumenſtrauß, Willens, damit die Einleitung zu weiteren galanten Explicationen zu treffen. Und bevor das Fräulein kam, war er wacker und feſt gewillt, ſeinen Strauß zierlichſt zu präſentiren; da er aber Fräulein Hedwigen kommen hörte, ſchmiß er den Strauß unter den Tiſch, als ob er ihm die Finger verbrennete, und war verduzt und ſprach kein Sterbenswörtlein, und war nicht anders anzuſehen als ein Bediente, ſo man ob einem Schelmſtück attrapiret. Da Fräulein Hedwig den jungen Herrn anſichtig ward und den Strauß unter dem Tiſch, war ſie erſchrocken und ward roth über und über, und beide Herrſchaften ſahen einander an, roth wie zwei Felsnägelein, und ſprachen nichts. Da kam die Frau Großmama und fragte: „Was macht ihr hier ꝛc. ꝛc.“

Das las ich, las es hundertmal; ich war außer mir vor Entzücken; denn verglich ich dieſe naive Hiſtorie mit dem, was ich auf dem Geſichte meiner Jüdin geleſen, ſo war kein Zweifel mehr: meine Schüchternheit, meine Unbeholfenheit hatten ihr nicht mißfallen, und aus ihrem Geſpräch mit dem Onkel ging ja auch hervor, daß ich ihr am Fenſter aufgefallen war. So hatten wir uns denn verſtanden, ſo war ich alſo tauſendmal weiter, als ich gemeint, und konnte dem Zuge meines Herzens folgen; war ja doch die Hauptſchwierigkeit, der erſte Schritt, beſeitigt.

(Der Beſchluß folgt.)

Digitized by Google

Die Weltgeschichte.

Ein großer und ein ernster Dichter lehrt:
Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. —
Ein kleiner und ein luft'ger Dichter spricht:
Sie ist ein altes, ganz kurioses Pferd,
Das vorwärts stets, doch Schritt für Schritt nur geht,
Nach jedem Schritt ein Weilchen stille steht;
Ein Pferd, das, wenn's die Dummheit rückwärts lenkt,
Sich bäumt und dreht und rückwärts vorwärts drängt,
Und wenn die Thorheit zu Carriere es hezt,
Gleich scheut und bockt und auf den Sand sie sezt.

Ludwig Robert.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, April.

(Fortsetzung.)

Physiologische Skizze der Cholera.

Es gibt Organe im menschlichen Körper, in welchen ein solcher Prozeß von unmittelbarer Ausschwizung von Wasser aus den Blutgefäßen immer stattfindet. Es sind dies die sogenannten serosen Häute, dünne, glatte, durchsichtige Membranen, welche die meisten Eingeweide von außen überziehen; dahin gehört z. B. das Bauchfell, das einen geschlossenen Sack vorstellt, der mit seiner äußern Fläche die Baucheingeweide und Bauchwände überzieht, mit seiner innern die Wand einer freien, glatten Höhle bildet; im nämlichen Verhältnisse steht der Herzbeutel zum Herzen, das Rippenfell zu den Lungen. In diesen sackförmigen, glatten Höhlen der serosen Häute wird nun im gesunden Zustand ein Dunst ausgeschieden, im kranken Zustand aber häufig wirklich tropfbare Flüssigkeit, oft in sehr großer Menge: so bildet sich die Bauch-, die Brust-, die Herzbeutelwassersucht. Diese Ausscheidung auf den serosen Häuten ist nicht das Produkt von Drüsen, wie die Sekretion der meisten andern Säfte im Körper; denn jene Häute haben lediglich keinen drüsigen Bau; sondern sie geschieht unmittelbar aus den Blutgefäßen, wiewohl diese auf denselben so fein sind, daß sie nur noch die farblosen Bestandtheile des Bluts führen. Etwas Aehnliches erfolgt nun in der Cholera auf der Schleimhaut des Darmkanals. Diese ist nicht, wie im gesunden Zustand, als drüsiges Organ thätig, sondern hat den Charakter einer serosen Haut angenommen, und was in der Wassersucht langsam in einzelnen geschlossenen Höhlen geschieht, geschieht in der Cholera mit furchtbarer Schnelligkeit in der ganzen grossen, offenen Höhle des Darmkanals. Diese Ansicht wird durch den Leichenbefund durchaus bestätigt; denn nicht nur hat der ganze Darmkanal ein Ansehen, aus dem man schliessen muß, daß seine unzähligen Drüsen, wie alle andern drüsigten Organe im Körper, während der Krankheit unthätig waren, sondern er zeigt in seiner ganzen Beschaffenheit mehrere merkwürdige Analogien mit jenen serosen Häuten. Auch die Ausleerungen selbst in der Cholera widersprechen dieser Ansicht durchaus nicht: sie haben die größte Aehnlichkeit mit dem Blutwasser; sie sind farbloses, geruchloses Wasser, in welchem weiße Flocken, wie von geronnenem Eiweiß, schwimmen; das Blutwasser aber besteht größtentheils aus reinem Wasser, in dem einige Salze und Eiweißstoff aufgelöst sind.

Unwillkührlich denkt man bei dieser Scheidung des Bluts in seine flüssigen und festen Bestandtheile an einen polarischen, dem, was bei den elektrischen und galvanischen Erscheinungen beobachtet wird, ähnlichen Prozeß. Ueberhaupt kommen in der Cholera manche Erscheinungen vor, welche überraschende Aehnlichkeit mit den Wirkungen der Elektrizität zeigen. Die Kranken haben häufig von Anfang ein Gefühl von Prikeln und Nadelstechen in den Gliedern, das sich in Strömungen von den Fingern und Zehen, wo es anfängt, in den Körper fortsezt, ferner von Zuckungen bald hier, bald dort, wie wenn die Theile den Conduktor einer Elektrisirmaschine berührten; von Schlägen und Stößen, denen ähnlich, die durch Entladung einer Leydner Flasche hervorgebracht werden; die Muskelkrämpfe, welche eine so große Rolle in der Cholera spielen, erinnern an die Zusammenziehungen, welche der an die Muskeln applicirte Galvanismus hervorbringt. Ist nicht die durch die Aufreizung im Innern und die gewaltsame Zusammenziehung von außen, durch die Blutanhäufung in Gehirn und Rückenmark, und den Blutmangel an der Peripherie des Gefäßsystems im übrigen Körper gesezte Gleichgewichtsstörung einer elektrischen Spannung ähnlich, einer Anhäufung des elektrischen Fluidums auf Einem Pol? Wenn eine Leydner Flasche zu stark geladen wird, so entladet sie sich plötzlich von selbst: so tödten die bösartigsten Formen der Cholera rasch durch Schlagfluß; andernseits ist die Lösung des Krampfes bei der Genesung der Herstellung des elektrischen Gleichgewichts durch Näherung beider Pole entsprechend. Erinnern ferner nicht die plötzlichen Ausleerungen, die nichts anders sind, noch seyn können, als das von den festern Theilen des Bluts geschiedene Wasser desselben, an die plötzlichen Gußregen bei Gewittern? Jene entleerten Flüssigkeiten enthalten weiße Flocken; der Galvanismus bringt eine Gerinnung des Eiweißes im Blutwasser zu Flocken hervor; der auf einem Isolirschemel elektrisirte Mensch hat ein Gefühl von Beengung in der Herzgrube, ähnlich dem, welches den Cholerakranken quält, und dergleichen ließe sich noch manches anführen. Diese Analogie, obgleich sie uns für jezt weder in der Kenntniß der Natur der Krankheit, noch in ihrer Behandlung um einen Schritt weiter bringt, ist auf jeden Fall höchst merkwürdig und wird im Verhältniß, als sich unsere Kenntnisse, einerseits von der Lebenskraft, andernseits von der Natur der Elektrizität erweitern, immer bedeutsamer werden.

Wir schließen hier, um im nächsten Artikel von einem Hauptpunkt in der Cholera, von der Rolle, welche Gehirn und Rückenmark in derselben spielen, Rechenschaft zu geben, und die eigentliche Natur der Krankheit zu besprechen.

(Beschluß des ersten Briefs.)

Auflösung der Charade in Nr. 96:

Elfenbein.

Charade.

(Zweisylbig.)

Das Erste wie das Zweite
Sie helfen beide geben;
Kommt unter Eins das Ganze,
So bringt es Eins zum Stehen;
Dann aber geht das Ganze,
Das früher ward getragen,
Und trägt noch schwere Lasten;
Wie dröhnen seine Klagen!

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 103.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 30. April 1832.

Es steht geschrieben: arbeite in deinem Beruf; will das so viel sagen: die Obrigkeiten sollen Arbeitsleute seyn, und also sollten wir Obrigkeiten werden?

Shakespeare.

Zeitbilder.

(Fortsetzung.)

Nr. 32.

Der Besenbinder an seinen Pfarrer.

Herr Pfarrer, ach, Herr Pfarrer mein!
Wißt Ihr schon, was geschehn?
So bös als ich soll Keiner seyn.
Gedruckt ist das zu sehn.

Was ich so Schreckliches verbrach? —
Vergebens frag' ich Gott.
Doch überhäuft man mich mit Schmach,
Mit Schimpf und Schand' und Spott;

Gönnt mir am Tage Ruhe nicht,
Und keinen Schlaf bei Nacht,
Hat mich in meiner Christenpflicht
Schier ganz konfus gemacht.

Ihr war't so grimmig nie erbost,
Wenn menschlich ich gefehlt;
Ihr habt, Herr Pfarrer, stets mit Trost,
Mit Hoffnung mich beseelt.

Der Küster nur ist Schuld daran,
Daß ich die Ruh' verlor,
Der Küster, der im wilden Mann
Uns liest die Zeitung vor. —

„Hört!“ las er gestern, „wie die Zeit
„So ganz und gar nichts taugt;
„Wie überall die Obrigkeit
„Das Blut der Völker saugt;

„Wie schon die Welt in lichtem Brand
„An allen Ecken steht;
„Und wie's im deutschen Vaterland
„Nicht länger mehr so geht. —

„Und wer ist Schuld?“ so schrie er laut.
„Gedruckt steht es allhier:
„Ihr Schöpse mit der Eselshaut!
„Ihr Besenbinder, Ihr!

„Europa's Wohl, Ihr Lumpenpack!
„Euch ist es einerlei;
„Was auch geschieht, Ihr raucht Tabak,
„Und nehmet nicht Parthei.

„Die Ruh' ist Euer goldnes Kalb.
„Vor dem liegt Ihr gebückt;
„Gleichgültigkeit, das ist der Alp,
„Der Euch zu Tode drückt.

„Doch weil Euch retten von dem Tod
„Hier diese Zeitung will,
„Ergeht an Euch das Machtgebot:
„Seyd fürder nicht so still!

„Der edle Löwe ist ergrimmt,
„Demüthig — nur ein Hund;
„Und wer allhier Parthei nicht nimmt,
„Der geht auch dort zu Grund. —“

Digitized by Google

Herr Pfarrer, ach, Herr Pfarrer mein!
Ach, rathet mir, dem Schwachen!
Ich ſoll nicht fürder ruhig ſeyn,
Und weiß doch nichts zu machen.

Treu hab' ich Weib und Kind ernährt
Bisher mit meinen Beſen,
Nur vor der eig'nen Thür gekehrt,
Und bin kontent geweſen;

Und jezt ſoll ich mit Rath und That,
Am Abend und am Morgen,
Für Land und Leute, Volk und Staat,
Für ganz Europa ſorgen?

Dafür iſt ja die Obrigkeit;
Die ließ ich ruhig ſchalten,
Und über Raum und über Zeit
Den lieben Herrgott walten.

Der theilt der Menſchen Gaben ein,
Reicht Jedem ſeine Spende. —
Was würden das für Beſen ſeyn,
Die ein Miniſter bände?

Und pfuſchen ſoll in's Regiment
Ich dummer Beſenbinder?
Da hätt' es mit dem Staat ein End',
Mit meinem Haus nicht minder.

Kein Menſch, der ſeine Sinne hat,
Kann das von mir verlangen;
Nein, nein! von keinem Zeitungsblatt
Iſt ſolch Gebot ergangen.

Ich mein' vielmehr, der Küſter kann,
Juſt ſo wie wir, nicht leſen,
Und bleib ein ſtiller Bürgersmann,
Und binde meine Beſen.

Ludwig Robert.

Meines Onkels Bibliothek.

(Beſchluß.)

Vor allem ſchrieb ich mir die theuern Zeilen genau ab; dann ſchlug mir das Gewiſſen, wegen der Unruhe, die ich dem Onkel verurſacht; ich trug, ſo lange er noch fort war, das Buch hinauf und ſteckte es zwiſchen andere hinein, ſo daß er glauben konnte, er habe es ſelbſt verlegt. Ich ſchloß mich nun in mein Zimmer ein, um ungeſtört meinen Gedanken nachhängen zu können, in deren Geſellſchaft ich mich jezt ſo glücklich fühlte. Tauſendmal ließ ich das Erlebte an mir vorübergehen und ſuchte ihm immer wieder eine neue Seite abzugewinnen; endlich hatte ich genug, ließ das Vergangene liegen und dachte an die Zukunft; denn Vereinigung mit ihr war von nun an mein einziges Lebensziel.

Ich war achtzehn Jahr alt, Student, ohne Vermögen, ohne weitere Ausſicht, als was ich von der Güte meines Onkels zu erwarten hatte; aber alle Schwierigkeiten ebneten ſich; ließ es mir doch der hohe Muth, den das erſte mächtige Liebesgefühl einflößt, an tauſend Hülfsmitteln nicht fehlen. Reger Ehrgeiz, ein unbeſtimmtes Verlangen nach Ruhm und Auszeichnung erhoben mich in meinen eigenen Augen und machten mich meiner geliebten Jüdin würdig; ich reichte ihr endlich die Hand und bot ihr damit ein ihrer würdiges Loos. Dann kam es mir aber wieder, wie weit entfernt ich noch von dieſem glänzenden Ziele ſey, und dann wünſchte ich, ſie möchte recht arm, verlaſſen, ohne Familie ſeyn, ſo daß ihr die Verbindung mit mir auf jeden Fall willkommen ſeyn müßte; die verächtliche Miene des Portiers fiel mir wieder ein und war mein einziger Troſt.

Es war Sonntag; die Glocken riefen die Andächtigen in die Nachmittagskirche, und der feierliche Klang goß Ruhe in mein Herz. Nicht lange, ſo verwob ſich der Kirchengeſang und der Orgelton mit meinen Träumen, und endlich war ich unter den Andächtigen, die Geliebte an meiner Seite, glücklich, ſelig; wir ſahen mit einander in daſſelbe Buch, ich fühlte ihren Athem an meiner Wange; ungetrübtes Glück war unſer Loos in dieſer, unſer beider Hoffnung in jener Welt. — Aber eine Jüdin in der Predigt? Ach! an die Predigt dachte ich nicht!

Ich bin ſeitdem längſt wieder auf die Erde niedergekommen, und Verſtand und Vernunft, die ſtrengen Lehrmeiſter, haben mich mit der Wirklichkeit nur gar zu gut bekannt gemacht. Mit allem, was ſie mich lehrten, brachten ſie mir keinen Genuß, auch nur einen Augenblick, wie ihn jene himmliſchen Gefühle gewährten. Warum ſind dieſe Stunden ſo kurz! warum kehren ſie nimmer wieder!

Wie ſie hieß, wo ſie wohnte, in der ich jezt einzig lebte, ich wußte es nicht, und harrte ſo am Montag mit wachſender Ungeduld der Stunde, wo ſie gewöhnlich erſchien; ſie kam nicht. Dienſtag, Mittwoch vergingen; ſie kam immer nicht. Ich erfuhr, der Kranke, den ſie gepflegt, ſey ſeit zwei Tagen geſtorben. Am Freitag war ich eben beim Onkel, da brachte ein Unbekannter ein Paket. „Mach auf, Julius," ſagte der Onkel. Ich öffnete es: das in Saffian gebundene Buch war darin. Auf dem innern Umſchlag ſtanden die Worte: „Wenn ich ſterbe, ſoll man dieſes Buch Herrn Doktor * * * zurückgeben, von dem ich es habe." Weiter unten ſtand: „Will der Herr Doktor mir eine Freude machen, ſo gibt er es ſeinem Neffen zum Andenken an das Mädchen, das er in der Bibliothek geſehen hat."

„Wenn ſie ſtirbt!" rief ich; „ſie! ſterben!" — „Das arme Kind!" ſagte der Onkel; „was mag ihr wohl zugeſtoßen ſeyn!" — „Wo wohnt ſie, Onkel?" — „Komm,

Digitized by Google

wir wollen mit einander nach ihr ſehen.“ Im Augenblick waren wir auf dem Wege; es regnete, die Straße war faſt ganz leer; als wir um eine Ecke wandten, ſahen wir einige Leute; der Onkel hielt an. „Was iſt's?“ fragte ich; „gehen wir nicht weiter?“ — „Armer Julius, es iſt zu ſpät!“ Eben wurde ſie begraben; vor zwei Tagen war ſie an den Pocken geſtorben.

Gleich den andern Tag nahm ich meine Beſchäftigung am Fenſter wieder auf; aber wie öde, wie ſchaal war die Welt! wie voll mein Herz und wie leer! Mein einziger Freund, meine einzige Geſellſchaft war das kleine Buch, und hatte ich jene Zeile geleſen, ſo ſchnürte mir die Wehmuth die Bruſt zuſammen, bis die Thränen floßen; dann war mir leichter. Doch ich hatte noch einen Freund, den Onkel. Ich ſagte ihm Alles und fand in ſeinem Herzen nur Nachſicht und Güte. Er nahm innigen Antheil an meiner Trauer, ohne ſie wohl ganz zu verſtehen, und wenn ich Abends ſo düſter war, rückte er ſeinen Stuhl neben den meinigen, und ſo ſaßen wir ſchweigend da und dachten beide an ſie; da ſagte er dann wohl, der gute, liebe Mann: „Ein ſo verſtändiges Kind — und ſo hübſch! — und ſo jung!“ und ich ſah eine Thräne in den grauen Augenwimpern glänzen. Guter Alter! längſt biſt Du nicht mehr, aber Dein liebes Bild verwebt ſich mit meinen ſüßeſten Erinnerungen und läßt, wenn ich meiner Jugend gedenke, kein bitterer Gefühl in mir aufſteigen als Wehmuth!

Die Zeit, die große Tröſterin, war auch mir hülfreich: ich fand die Ruhe wieder, fand andere Freunde — *ſolche* nie mehr; mit ihnen ſagte ich der Jugend Lebewohl.

Die Nachtſeite der Natur.

Ein Verſuch von Dr. Nürnberger.

(Beſchluß.)

Die allgemeine Vorausſetzung einer Vollkommenheitszunahme der Planeten mit zehnſtündiger Rotationsperiode und größerer Trabantenzahl hat ſehr viele Wahrſcheinlichkeit für ſich, wenn auch das Detail dieſer abweichenden Einrichtungen für irdiſche Sinne und Vorſtellungen in die Nachtſeite der Natur fällt. Die Schwierigkeit einer ſolchen Vorſtellung für uns wird noch durch den Umſtand vermehrt, daß jene Planeten bekanntermaßen aus einem lockerern Stoffe, als unſere ſchwere Erde geformt ſind; und es iſt uns nach dieſem Allen unmöglich, einen *deutlichen* Begriff z. B. von einer Nachtlandſchaft auf dem Jupiter zu haben, über welche vier Monde ihr zitterndes Licht ergießen, und welche mit größern, aber auch ätheriſchern Gewächſen geſchmückt iſt. Aber die Ahnung hat uns, geleitet von aſtronomiſchen und teleologiſchen Schlüſſen, doch auf einen vervollkommneten planetariſchen Standpunkt erhoben, obwohl wir genöthigt ſind, die Farben zur Detailausſchmückung aus unſerer ſinnlichen Umgebung zu wählen.

Nicht weniger als dieſes Detail der Natureinrichtungen auf den Planeten von zehnſtündiger Rotationsperiode, fällt für uns die eigentliche phyſiſche Beſchaffenheit und die Beſtimmung der *Kometen* in die Nachtſeite der Natur. Geht man in der Geſchichte dieſer höchſt merkwürdigen Himmelskörper zurück, ſo findet ſich zunächſt, daß ſeit den älteſten Zeiten aſtronomiſcher Ueberlieferung bis jezt beinahe vierhundert Kometen beobachtet worden ſind, eine Zahl, welche indeß noch viel bedeutender ausfallen würde, wenn die ältern Aſtronomen mit beſſern Inſtrumenten verſehen geweſen wären. Allein es läßt ſich außerdem durch ſehr einfache Betrachtungen darthun, daß dies ein kaum nennenswerther Theil der in unſerm Sonnenſyſtem wirklich vorhandenen und zu demſelben gehörigen Kometen ſey. Denn man beweist leicht, daß die Zahl derjenigen dieſer Himmelskörper, welche ihre Sonnennähe noch innerhalb der Venusbahn erreichen, ſchon über ſechshundert ſteigen müſſe; und nimmt man nun, wofür Alles ſpricht, an, daß die Kometenbahnen nach allen Richtungen ſymmetriſch durch den Himmelsraum vertheilt ſeyen, ſo folgt aus leichten geometriſchen Sätzen, daß mehr als 400,000 Kometen noch innerhalb der Uranusbahn ihre Sonnennähe erreichen. Zuverläſſig aber iſt der unendliche Raum, welcher die Grenze unſers Sonnenſyſtems von dem nächſten Sonnenſyſtem trennt, auf eine ähnliche Weiſe mit Kometen beſezt, und unter dieſer Vorausſetzung ſteigt ihre Anzahl in die Millionen.

Wir haben daher wahrſcheinlich Unrecht, wenn wir die Planeten als die Haupttheile ſowohl unſers als jedes andern Sonnenſyſtems betrachten, und es erſcheint vielmehr ſehr glaublich, daß im Gegentheil die Kometen die wichtigſte Rolle darin ſpielen. Ganz unläugbar wenigſtens iſt, daß ſie die Beſtimmung erfüllen, eine Art von Verbindung zwiſchen den nächſten Sonnenſyſtemen zu unterhalten, und man muß daher annehmen, daß die Umlaufszeiten mancher dieſer Himmelskörper von ganz außerordentlicher Dauer ſind. Schon der ſchöne, große Komet von 1811, der noch in unſer aller Erinnerung lebt, braucht zur Vollendung ſeines Umlaufs um die Sonne über 5000 Jahre, und er würde vielleicht das Hundertfache von Zeit dazu anwenden müſſen, wenn er die Grenze des nächſten Sonnenſyſtems wirklich erreichen ſollte. Da dieſe Himmelskörper hiernach alſo während eines Theils ihrer Umlaufszeit der Sonne, welche wir als Quell von Licht und Wärme für das ganze Syſtem betrachten, ſehr nahe kommen, und im andern dagegen ſich unendlich weit von ihr entfernen können, ſo müſſen

sie, vermöge ihrer Naturbeschaffenheit, von den Licht- und Wärmeeinflüssen des Centralkörpers noch viel unabhängiger seyn, als wir dies eben von den Planeten mit zehnstündiger Rotationsperiode behauptet haben, und vielleicht die Quelle beider Stoffe in sich selbst enthalten. Zu dieser Vermuthung sind wir noch durch Schlüsse berechtigt; aber weiter führt uns die Kette derselben in diesem Bezuge kaum. Die eigentliche physische Natur der Kometen, die Möglichkeit ihrer Bewohnbarkeit durch denkende und genießende Wesen, der Zweck, den sie, dieß wirklich angenommen, für ihre Bewohner durch Ueberführung aus einem Sonnensysteme in ein zweites erfüllen, welche Hypothese vielleicht einen der reizendsten Gesichtspunkte gewährt, den die ganze Astronomie für die Phantasie überhaupt aufzustellen hat: das alles sind Dinge, die für uns gänzlich in die Nacht der Natur fallen, von welcher wir uns also, nicht blos bei den meisten Naturereignissen auf unserm kleinen Planeten selbst, sondern auch angelangt an den Grenzen zweier Weltsysteme, umringt finden. Der rechte Blick in diese „Nachtseite der Natur" kann uns, wie gesagt, nur im Besitze neuer und vervollkommneter sinnlicher Vermögen zu Theile werden, und das schöne Licht der Mathematik ist allein doch nicht gewaltig genug, um sie völlig zu durchdringen. Zu dieser ganzen Kette von Betrachtungen und zu diesem Schlußresultate bin ich durch das zu Anfang dieser Skizze erzählte Abentheuer im Walde geleitet worden.

Korrespondenz-Nachrichten.

Aus Sachsen, April.

Goethes Tod, ein Abschnitt in der Geschichte des deutschen Volks.

Goethes Ableben ist ein Ereigniß, das in der ganzen Haltung und Entwickelung der deutschen Nation sich mehr und mehr als epochemachend darthun wird. So lange er lebte, hatte alles Tüchtige und Edle in ihm den sichtbaren Mittelpunkt, von dem ununterbrochen Geist und Wärme ausströmte. Freilich wollten die kleinen und ärmlichen Seelen, welche der Neid und Dünkel beherrscht, schon lange mit suffisantem Lächeln zu verstehen geben, der große Mann habe sich überlebt, sein Alter zeige die Schwächen des Alters, und was von ihm ausgehe, sey schon längst seinen frühern Erzeugnissen ungleich oder gar ihrer unwerth; aber sie wagten dieses unwahre, lügenhafte Gewäsch nicht laut und öffentlich anzubringen, und zitterten vor dem Augenwinke des Helden, den sie für geschwächt ausgeben wollten. Jezt aber glauben Neid und Mittelmäßigkeit gutes Spiel zu haben, und kommen aus ihren Löchern schon dreister hervor, der Jakobinerpöbel und der Aristokratenpöbel, denn beide schlechte Hausen hatte er von jeher gegen sich, die Frechen und die Heuchler, die rohen Plumpen und die zierlichen Schuthuer. Aber sie sollen nur kommen, die herzlosen, feigen, stumpfsinnigen Anarchisten! Alles, was Deutschland Tüchtiges, Würdiges und Edles hat, wird vor wie nach um seinen Namen vereinigt bleiben, wird die von ihm gegründete Bildung fortsetzen, die entgegengesetzten Bestrebungen aber zum Heil des Vaterlandes niederhalten. Der Kampf, der in dieser Hinsicht entstehen kann, läßt keine Möglichkeit eines zweifelhaften Ausgangs; aber ein Kampf ist möglich, und das ist der Unterschied der Zeit nach Goethes Tode von der Zeit während seines Lebens. Auch wird die Einheit und der nähere Zusammenhang in diesem Kampfe bisweilen vermißt werden, er wird einzeln gegen Einzelne, vielleicht nach vielen Seiten zu führen seyn, aber darum nicht weniger siegreich ausfallen. Wir werden es uns zur Pflicht machen, auf diese Bewegungen aufmerksam zu seyn, und die Wandlungen, die sich in der literarischen Stimmeart und den Urtheilen der Nation ergeben, von Zeit zu Zeit darzulegen. Nichts Größeres und Schöneres hätte uns zum Anfange unserer Einreaistrirung dargeboten werden können, als das edle, mächtige Wort Schellings, der, selbst einer unserer Größten, dem heimgegangenen Großen ein würdiges und unzerstörbares Denkmal gesetzt hat. Jezt wäre es auch wohl der wahre Zeitpunkt, die **Testimonia auctorum** vollständig zu sammeln und abzuschließen, welche über den Dichter von seinem frühesten Auftreten bis zu seinem Ableben bei uns und im Auslande so vielfältig erschienen sind, und unter welchen die gediegensten und gehaltvollsten Blätter, die reichsten Kommentare zu seinen Werken und zu seinem Leben, in jedem Fall aber die Zeugnisse einer langen Stufenfolge literarischer Bildung sich entfalten.

Varnhagen und Alfred Nicolovius hatten solche Sammlungen unternommen, und besonders die leztere hätte wohl verdient, fortgesezt und vollendet zu werden, wozu freilich ein Umfang von vier Bändchen nicht zu groß dünken dürfte. In Bezug auf diese Sammlungen sey es uns hier erlaubt, dem Worte Schellings das Wort eines andern Edlen zuzugesellen, der schon vor mehreren Jahren sich gleicherweise würdig und anerkennend bei solcher Gelegenheit also vernehmen ließ: „Nichts konnte für den Heros unserer Literatur, aber zugleich für das deutsche Volk ehrenvoller seyn, als diese Sammlung gehaltvoller Urtheile, die da beweist, daß von seinem ersten Erscheinen bis zum späten, schönen Abende seines genialischen Lebens der große Dichter sich immer gleich und die Nation seiner würdig immer geblieben ist. Es ist herzerhebend, zu sehen, daß es eine Vortrefflichkeit gibt, die über den Neid, so wie über einen jeden Wechsel der Zeit den Sieg davon trägt, daß das Allgemeingültige auch manchmal das Allgemeingeltende ist, und daß der Mann, der die Vielseitigkeit, die Tiefe und die Höhe des deutschen Genius am herrlichsten repräsentirt, auch von der ganzen Nation als ihre immer sich verjüngende Ehre und ihre unsterbliche Zierde anerkannt und gepriesen werde." Und so, wie dieses schöne Wort Ancillons, dessen Mittheilung uns glücklich vergönnt ist, vorlängst schon es ausgesprochen, soll es auch fortan bleiben und sich bewähren, zur Freude aller Braven, zum Verdruß und zur Schmach aller dornirten und eitlen Schwächlinge.

Auflösung der Charade in Nr. 102:

Radschuh.

Beilagen: Literaturbl. Nr. 44 u. Monatsreg. April.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 104.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 1. Mai 1832.

Polus, in das Trauerkleid der Elektra gehüllt, trug die Urne mit dem Gebein seines Sohnes, aus dem Grabe herbeigebracht, und füllte, als die Asche des Oreſtes umfassend, alles mit Wahrheit athmendem Jammerlaut. So ward, während eine Fabel dargestellt zu werden schien, ächter Schmerz dargestellt.

Aulus Gellius.

Der ächte Mime.

Von Gustav Pfizer.

„O Denkmal deß, der mir vor Allen werth!
O karge Reste von dem lieben Haupt!
Wie wenig ist, was hier zurück mir kehrt,
Und an wie Großes hat mein Herz geglaubt!

„Jezt halt' ich in den Händen dich, ein Nichts!
Den ich im Jugendglanz vom Haus entließ,
O, schloß sich eh' mein Aug dem Strahl des Lichts,
Eh' ich dich rettend in die Fremde stieß!

„Mit diesen Händen stahl ich dich dem Mord,
Der schon mit seinem Netz dein Haupt umstellt;
Der gern dich unter jenen Hügel dort
Dem großen Vater hätte beigesellt.

„Nun hat dich, flüchtig von der Heimath Herd,
Fern von der Schwester, schnöder Tod berückt;
Den Todten selbst hab' ich nicht mehr geehrt,
Nicht Leib und Haupt mit trauter Hand geschmückt.

„Ich durfte von des Scheiterhaufens Brand
Nicht heben, wie sich's ziemt, die bittre Last;
Besorgt wardst du von einer fremden Hand;
Klein ist der Krug, der, was du bist, umfaßt!

„O wehe mir! unfruchtbar ist die Zeit,
Wo ich des zarten Kindes pflegend, mich
In süßer Mühe liebend dir geweiht!
Denn mehr als deine Mutter liebt' ich dich!

„Wer war, als ich, besorgt um dich im Haus?
Wer, als die Schwester, sprach dir liebreich zu?
An Einem Tag ist's nun mit Allem aus!
Und ausgelöscht ist Alles nun, wie du!

„Denn wie ein Sturm nahmst Alles du mit fort,
Ich war dir todt, der Vater umgebracht;
Dich raffte selbst der Tod am fremden Ort,
Der Feinde trotzig Herz des Sieges lacht.

„Unmütterlich gesinnt, rast jezt vor Lust
Die eigne Mutter über deinen Tod.
Oft kam mir Botschaft zu, ihr unbewußt,
Wenn du als naher Rächer sie bedroht.

„Das Alles Alles stürzte nun in Nichts,
Ein Gott, der dir und mir mißgönnt das Glück!
Der mir statt des ersehnten Angesichts
Nur Staub und eitlen Schatten gibt zurück.

„O wehe mir! o bittrer Liebesgruß,
O traur'ger Rest vom Heldenkörper, ach!
Den Weg des Unglücks trat dein irrer Fuß;
Du ziehst, Geliebter! dir die Schwester nach!

Digitized by Google

„Die traulich mit dem Bruder ſtets getheilt,
Nimm Urne mich, in gleiches Nichts verſenkt!
Weil nur, bei Ihm zu ſeyn, mein Heimweh heilt,
Und, wie ich weiß, nichts mehr die Todten kränkt.“ *)

* * *

So tauchte, trunken von Elektra's Weh,
Der Mime Polus in der Trauer Nacht;
Die Athenäer, Fürſten auf der See,
Sie widerſtanden nicht der Täuſchung Macht;

Mit ächter Wehmuth ſahn ſie weinend an
In ſeiner Hand den thränenfeuchten Krug,
Zur Wahrheit ſchaffte um den hohlen Wahn
Das Leid, das er in jede Seele trug.

Wie aus der klaren Himmelsträume Luſt
Der Sturm das Meer empört in ſchnellem Lauf;
So regte dieſe Klag' in jeder Bruſt
Des heil'gen Mitleids hohe Wellen auf.

Die Männer, die, bewehrt mit Schwert und Schild,
Nach der verlaſſ'nen Stadt nicht umgeſchaut —
Ihr Auge ward, bei ſolcher Trauer Bild,
Von edlen Thränen reichlich überthaut.

Doch ging zu Ende bald das ernſte Spiel;
Dem heitern Leben wich ein künſtlich Leid;
Elektras Klage ſelbſt auch fand ihr Ziel —
Oreſt erſchien und löst' ihr Trauerkleid.

Der Mime nur — der Schooß der Urne barg
Des Sohnes Aſche, den er jüngſt verlor,
Die er, zu ſtacheln ſeinen Schmerz, vom Sarg
Zu grauſenhafter Qual, geſucht hervor.

Des edlen Volkes ungeheure Gunſt
Erkaufte wohlfeil nicht erlogner Schmerz;
Er brachte dar als Opfer ſeiner Kunſt
Selbſtmörderiſch ſein blutend Vaterherz.

Nur um Elektras mitgefühltem Gram,
Brach ungeſtüm des Volkes Wehmuth aus;
Er aber ging, tieftrauernd, wie er kam,
Bewundert heim in ſein — verwaistes Haus.

*) Aus Sophokles Elektra. Vers 1126 ff.

Aus dem Reiſetagebuche des jüngſten Anacharſis.

Briefe an zwei Freundinnen in Stuttgart.

Erſter Brief.

Nürnberg, den 9ten April Vormittags.

Wenn die beiden Sterne an meinem Stuttgarter Lebenshimmel ſeither nie die gleiche Bahn verfolgten, und ſich gerade dann am meiſten durchſchnitten, wenn ſie vorgaben, in dem Kerne eines und deſſelben Mittelpunktes zu wurzeln, ſo hat jezt der Zufall vereint, was ſonſt nicht einmal der Wille binden konnte. Oder können Sie wirklich entſcheiden, ob ich meine Ausflucht eine Reiſe aus der Heimath, oder eine in die Heimath ſeyn laſſe? Wußten Sie doch nie, wie die Hirten vom Mädchen aus der Fremde, von wo ich kam, folglich können Sie auch jezt nicht wiſſen, ob ich abgereist bin, weil ich einmal dort ankam, oder ob ich abgereist bin, weil ich wiederkomme. Welche Diskretion! Ich läugne es nicht, Sie haben die Verlegenheit davon, ich aber einen unſchätzbaren Vortheil. Sie wiſſen, daß das Leben eine Reiſe iſt, daß alſo auch umgekehrt die Reiſe dem Leben gleicht. Sie wiſſen, daß der Aufgang der Sonne ſchöner iſt, als der Untergang. Denn kann nicht die Hoffnung auf ihre morgende Wiederkehr auf Täuſchung beruhen, kann ſie wirklich nicht einmal ausbleiben? Keine Reiſe iſt unintereſſanter, als die in die Heimath, weil nichts gewiſſer iſt, als daß man ſie wiederfindet, weil die ſtürmende See einen höhern poetiſchen Reiz hat, als der ruhige Hafen. Die Portugieſen wiſſen das längſt und nennen die Spitze Afrikas nur dann das Vorgebirg der guten Hoffnung, wenn ſie nach Indien ſegeln, dann aber das ſtürmiſche, wenn ſie heimkehren. Wenn eine Reiſebeſchreibung drei Bände enthält, ſo finden Sie in den beiden erſten die Hin-, im lezten die Herreiſe. Geſezt nun auch, ich reiste wirklich nach Scythien zurück, in die unwirthbaren Steppen meines Vaterlands, ſo ſagte ich es Ihnen nicht einmal, weil ich für meine Schickſale Ihrer gütigen Aufmerkſamkeit bedarf.

Es wird Ihnen noch bekannt ſeyn, daß ich Ihre ſchweſterliche Einheit gern in zwei Theile ſonderte. Den einen, den dunkellockigen, ſchwarzäugigen, nannte ich die Maleriſche, den andern, den blondlockigen, blauäugigen, die Poetiſche. Zwar klagten Sie darüber, und wollten nicht nach Fakultäten unterſchieden ſeyn, aber jezt beweiſe ich Ihnen die Richtigkeit meiner Unterſcheidung durch die Frage über meine Heimkehr; denn ich ſeh' es ja, ſchöne Louiſe, ſchon haben Sie den Homer in der Hand, und deuten triumphirend auf die Odyſſee, worin freilich alles poetiſche Intereſſe in des göttlichen Dulders langer, irrſeliger Heimfahrt liegt. Aber haben Sie denn jene Faſtenpredigt vergeſſen, die ich jüngſt über die Verhältniſſe der Poeſie und Polizey in Ihrer holdſeligen Nähe vortrug? Sprach ich in jener nicht darin meine geſetzmäßige Geſinnung mit einem unerhörten Grade von Freimuth aus, daß ich keinen Anſtand nahm, für unſere Zeit das auch als unpoetiſch zu erklären, was den Geſetzen der bürgerlichen Ordnung und des civiliſirten Anſtandes entgegenhandle? Bewies ich nicht, daß in den goldnen Saiten der Lyra die Leiden irrender Helden nur zu einer Zeit klingen konnten, wo man ſich den kundigen Dienern der Fürſtlich Turn- und Taxiſchen Poſter-

Digitized by Google

pedition noch nicht anvertrauen konnte? Daß unſre bekannten Wanderlieder wahre Vagabundenlieder ſeyen und die Handwerksburſche dann aufhören, poetiſch zu ſeyn, wenn ſie ihr Wanderbuch verlieren? O Sie wiſſen das Alles noch! Sie ſehen alſo ein, daß von einem poetiſchen Schimmer, der ſonſt über Rückfahrten ausgegoſſen war, in einer Zeit nicht mehr die Rede ſeyn kann, wo man für 25 Meilen 13 fl. 30 kr. Poſtgeld zahlt, wo man präcis um 6 Uhr ſich einfinden muß und dem Poſtillon ſelbſt dann nichts geben darf, wenn er ſich mit Höflichkeit ein kleines Geſchenk ausbittet. Gut, hiſtoriſch geben Sie mir Recht, aber das Poetiſche wollen Sie geltend machen, wollen Gründe für das Unpoetiſche der Heimfahrten. Freilich, meine Theure, iſt eine Reiſe epiſch, aber eine Reiſe im Eilwagen iſt lyriſch-epiſch. Denken Sie doch an Pindar, den wir ja Tagelang im Urtext zuſammen ſtudirt haben. Worin lag für uns der himmliſche Zauber ſeiner Geſänge? In dem Pomp der Worte? in den kühnen Fügungen und Bildern? in der erhabenen Salbung der Andacht und des Gebetes? Gewiß nicht. Er war uns ſchön, weil er beſchrieb, während er zu empfinden ſchien; weil er erzählte, während man den Strom ſeines Herzens rinnen zu hören glaubte. Durch eine Täuſchung iſt Pindar groß: er gibt vor, Lyriker zu ſeyn, und dichtet doch Epen. Aber er beginnt, bricht plötzlich ab, und hat doch nichts vergeſſen; er deutet an, und hat Alles geſagt. Wir ſehen ſeine Helden wie die Sonne aufgehen, das mußten wir erfahren; daß ſie wie jene auch untergehen würden, wußten wir ohne den Dichter. Sondern Sie daher meine Heimath nicht von den duftigen Thälern und Rebenhügeln, durch die ich ſeither in ſo ſchönen, holden Tagen mit ihnen luſtwandelte, wie jene beiden im Paradieſe.

Aber auch Sie, ſüße Auguſte, werden mir Beifall winken, werden mir erlauben, Ihr Rabenhaar an meine heißen Lippen zu bringen. Sie haben von vornherein mit mir dieſelbe Meinung, weil Sie die Maleriſche ſind. Würden Sie je den Titanenkampf ſo darſtellen, daß die Rieſen auf der Spitze des zuſammengethürmten Pelion und Oſſa thronten, nicht ſo, daß ſie ihn erſt zuſammentrügen? Wer iſt ſchöner, jener Chriſtus, der am nächſten Sonntag unter Palmen und Hoſianna auf dem Füllen einer Eſelin in Jeruſalem einziehen wird, oder jener, der am zweiten Oſterfeiertage von ſeinem Auferſtehungsorte nach Emmaus wandelt? Sie kennen David's berühmtes Gemälde, Napoleons Uebergang über die Alpen darſtellend. Welcher Mißgriff, wenn der Künſtler den Helden dorthin geſtellt hätte, wo er einige Figuren wirklich angebracht hat, am niederſteigenden Ende des Berges! Nein, der Heros zeigt hinauf auf die ſteile Höhe, weil er wohl weiß, daß nur der bewundert wird, der die kommenden Schwierigkeiten vor ſich ſieht und nicht erſchrickt, nicht aber der, der ſie ſchon überwunden hat. Alexander in Babylon — ein wehmüthiges Bild! Ich in Berlin — ich könnte mich ſelbſt haſſen!

Des Demokritus Schweſter lachte, die Schweſter des Heraklitus weinte, als aus der Tiefe des großen Grabens meine ſcheidenden Grüße aus dem Poſtwagen wie Himmelsblumen an Ihr freundliches Fenſter ragten. Es lag ſchon eine Thräne in ihrem Kelche, — Morgenthau — Sie küßten ſie weg und riefen einmal über das andere: Briefe! Haben Sie nicht geſehen, wie ich mir die Ader öffnete, um anzudeuten, mit meinem Herzblute werde ich ſie ſchreiben? Und noch hab' ich hier kein Auge zugethan, (obſchon die obern und untern Augenlieder ſchon oft zu ſtreiten anfingen) ſondern ſchreibe wie mit Hieroglyphen die Geheimniſſe meines Herzens und Kopfes nieder. In dieſen freien Raum zog ich mich aus der dumpfen Kerkerluft des Poſtwagens zurück, und ſtreckte nur zuweilen aus meinem Gehäuſe die langen Fühlhörner, ob ich nichts fände, das ich mit magiſchen Chiffern beſchreiben und Ihnen ſenden könnte. Nur Papier hab' ich gefunden, und zwar das, was ich ſelbſt mitgebracht; den Schwung mußten mir die eigenen Federn, die Spitze die eigene Meſſerklinge geben. Bis vor die Thore Nürnbergs hab' ich Stuttgart ausgedehnt, habe mir da Rebenhügel hingedichtet, wo ich nur Sandſteppen fand, und nur zuweilen bin ich recht erſchrocken und katholiſch aufgefahren, wenn mir ein Marienbild vom Wege in den Schlag hereinſah und das Quadrat des Wagenfenſters mit myſtiſchem Lichte erhellte.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Die Cholera.

Als die Cholera noch weit von uns entfernt war, durften wir hoffen, daß, falls ſie uns einmal heimſuchen ſollte, ſie doch hier in einem ſehr gelinden Charakter auftreten werde. Hatte man nicht ſchon die Bemerkung gemacht, daß ſie, jemehr ſie ſich von ihrem urſprünglichen Sitze entfernte, deſto ſchwächer werde? man meinte, die Krankheit werde ſich in den öſtlichen Gegenden abmatten, beſonders in denjenigen, wo ſie mit aller Kunſt der Arzneiwiſſenſchaft werde bekämpft werden; man erwartete ſie auf ihrem regelmäßigen Gange von Deutſchland aus. In Deutſchland ſtarb ſie aus, und nun konnte man hoffen, daß ſie ſüdlich auch nicht weiter vordringen werde. Einige bildeten ſich ein, ſchon der Rhein werde eine Art von Schutzmauer gegen das Eindringen des ſchrecklichen Uebels werden, und da die Menſchen beſtändig aus zufälligen Umſtänden falſche Schlußfolgerungen ziehen, ſo haben einige ganz ernſthaft behauptet, Holland ſeye von der Cholera verſchont geblieben, weil man dort viel Thee trinke; alſo müſſe man beſtändig Thee trinken, um das Uebel abzuwehren. Das Geſchick will es aber nun einmal, daß der ſonderbare Gang oder das Springen der Cholera alle menſchlichen Berechnungen über den Haufen wirft. So ereignete es ſich, daß die Krankheit in Deutſchland zwar aufhörte, aber plötzlich in England zum Vorſchein kam. Dieſer unerwartete Umſtand brachte in Frankreich große Beſtürzung hervor. Zuvor hatte man einigermaaßen an die gute Wirkung der militäriſchen Sperrlinien geglaubt. Die

Truppen müssen auf dem Festlande zu so vielen Unterdrückungen dienen; man war ernstlich der Meinung, sie können auch die Cholera unterdrücken. Dieser Glaube oder Wahn, der schon durch andere Umstände schwankend geworden war, fiel aber ganz darnieder, als sich die Seuche plötzlich in England kund that; denn wenn sie vom Festlande auf eine Insel hinüberspringen konnte, so war nichts im Stande, sie zu hindern, von der Insel wieder auf's Festland hinüberzuspringen. Lächerlich ist es, daß jüngst in einigen deutschen Verordnungen noch von dem „Einschleppen" der Cholera die Rede war: also meint die Obrigkeit bis zur heutigen Stunde, daß diese Krankheit sich schleppen läßt? Eine fürchterliche Springerin ist sie; aber eingeschleppt wird sie gewiß nicht. Die französische Regierung hätte nun sogleich die wirksamsten Mittel ergreifen sollen, um alles aus dem Wege zu räumen, was dem Sanitätszustande schaden und die Seuche unterhalten und verbreiten konnte. In den Regierungsblättern wurde viel Wesens gemacht von einigen unbedeutenden Maßregeln, die man dieserhalb ergriff; im Ganzen geschah aber wenig, und die von den Armen bewohnten Stadttheile blieben so ungesund als sie vorher waren; auf den Fall eines unvorgesehenen Ausbruches der Krankheit wurden gar keine Vorkehrungen getroffen, oder doch nur äußerst geringe. Jedoch war man so klug, Aerzte nach England zu schicken, wie man deren nach Polen, Rußland und Preußen geschickt hatte. Als man hörte, daß in England die Cholera nur die unmäßig oder ganz elend lebenden Volksklassen ergriff, folgerte man daraus, daß, wenn sich in Frankreich die Cholera verbreiten sollte, man nicht sehr daran leiden werde, da das französische Volk nüchterner und mäßiger lebt, als das englische Matrosenvolk. Bei der Nachricht von dem Ausbruche der Seuche in London ward man schon besorgter; jedoch beruhigte man sich wieder, als man erfuhr, daß auch hier Unmäßigkeit und Elend die Krankheit beförderten und verbreiteten. Mit diesem Troste lebte man, ging in die Theater und Gesellschaften, und vermuthete nichts Arges, als plötzlich am 27ten März in Paris die schreckliche Nachricht sich verbreitete, die Cholera sey in einigen Stadttheilen ausgebrochen; vielleicht war sie schon einige Tage zuvor in der Stadt zum Ausbruche gekommen, allein man konnte noch daran zweifeln, ob es die asiatische Cholera sey. Nun griff das Uebel mit schrecklicher Schnelligkeit um sich; die sorglosen Pariser wurden wie aus einem angenehmen Traume aufgeschreckt; zwar hatte man Anfangs Ursache zu glauben, nur Unmäßigkeit und Unsauberkeit bieten dem Krankheitsstoffe Nahrung dar, und wer ordentlich und nüchtern lebe, werde hier so wenig als in England davon befallen werden. Dieser Glaube setzte sich sogar bei dem Pöbel fest, und da er die Reichern gesund bleiben sah, bildete er sich hier, wie in andern Ländern, wo die Cholera ausgebrochen war, ein, man habe ein geheimes Mittel gebraucht, um seiner los zu werden; von diesem Gedanken ging er aus, um nun gar das Vergiften seiner Speisen und seiner Getränke zu argwöhnen, und daher entstanden die verzweifelten Ausbrüche seiner Wuth und seines abgeschmackten, aber schrecklichen Argwohns gegen alle, die nur den geringsten Anschein hatten, als ob sie mit einem Vergiftungsplane umgingen. Er betrug sich wie toll und rasend während zwei ganzer Tage lang; da aber unterdessen die Seuche furchtbar um sich griff, und an kein Vergiften mehr zu denken war, so legte sich die Wuth des Pöbels eben so schnell, als sie entstanden war, und machte stiller Ergebung Platz. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß dieser Wahn des Vergiftens, dieser blinde Haß gegen Aerzte und Apotheker sich in so manchen großen Städten, wo die Cholera ausgebrochen ist, gezeigt und zu denselben traurigen Auftritten Anlaß gegeben hat; noch auffallender wird diese Erscheinung, wenn man bedenkt, daß sie eben so bei der schwarzen Pest im Mittelalter Statt hatte. Auch hier träumte das Volk von Vergiftung und rächte sich an Unschuldigen. Nur fehlte es damals an Polizei, an Menschlichkeit. Hier in Paris brach die Wuth so schnell aus, das Volk fiel mit solchem Ungestüm über einige Unglückliche her, daß sogar die Nationalgarde, obschon sie so geschwind als möglich herbeieilte, das Ermorden von 4 oder 5 Personen nicht verhindern konnte. Einige andere wurden glücklicherweise dem wüthenden Pöbel entrissen. Vielleicht war es wirklich vorgekommen, daß einige Trunkenbolde, nachdem sie aus der Schenke getreten waren, von der Cholera befallen wurden und starben. Das Volk konnte glauben, sie seyen vergiftet worden, und in der That war unter solchen Umständen das Getränk Gift geworden; aber so wollte es der Pöbel nicht verstehen. Anfangs konnte dieser noch zweifeln, ob wirklich eine die Menschen hinraffende Seuche vorhanden sey. Dieser Zweifel wurde aber leider bald gehoben; denn überall fielen Menschen krank darnieder. Die Hospitäler konnten die Menge der herbeigebrachten Kranken nicht mehr fassen; es mußten in der Eile neue Hospitäler angelegt, und in jedem Stadtwinkel Anstalt zu schleuniger Hülfe für die Kranken gemacht werden. Von den ärmern Klassen ging die Seuche zu den reichern über, und zuletzt konnte sich keiner mehr für sicher halten. Die Sessionen der beiden gesetzgebenden Kammern war ihrem Ende nahe; fast täglich fehlten mehrere Pairs und Deputirte, welche die Seuche auf's Krankenlager geworfen hatte, und mehrere davon standen nicht wieder auf. Nun kündigten die Zeitungen täglich das Hinscheiden berühmter oder doch bekannter Männer an. In Paris konnte die Königl. Familie nicht wie in andern Hauptstädten auf einem einsamen Schlosse wohnen und sich dort von Soldaten umringen lassen. Das würde für Feigheit angesehen worden seyn, und man würde gemurrt haben, wenn der vom Volke gewählte König nicht auch dessen Schicksal getheilt und sich derselben Gefahr, wie alle Bürger, ausgesetzt hätte. Uebrigens war man auch von der Unmöglichkeit der sogenannten Sperrlinien allzusehr überzeugt, als daß man daran gedacht hätte, auch nur eine einzige zu bilden. Die Cholera überspringt die Sperrkordons, und Feldlager vermögen sie nicht zurückzuscheuchen. Der Todten waren so viele, daß die sogenannte Beerdigungs-Administration nicht Leichenwagen genug liefern konnte, um die Todten alle fortzuschaffen. Einige dieser Wagen nahmen auf ihrem Wege 5 — 6 Leichen auf; die Bürger mußten selbst ihre Freunde und Verwandten beerdigen. Zuletzt hat man große Wagen verfertigt, welche zur Nachtzeit die Leichen aus einer Straße oder aus mehrern abholen und sie zum Gottesacker führen. Und während die Menschen nun so hinwelkten, und sogar diejenigen, die von der Seuche verschont blieben, Anfälle von den Symptomen derselben verspürten, blieb der Himmel stets heiter, der Frühling rückte mit all seinem reizenden Gefolge heran, die Vegetation entwickelte sich, die Luft war rein, und man hätte glauben sollen, Paris müße sich in dem besten Gesundheitszustande befinden. Es hatten sich gleich Anfangs eine Menge Menschen davon gemacht, besonders solche, die in Paris blos zu ihrem Vergnügen sich aufhielten. Die später Abreisenden kamen nicht alle gut weg; fast täglich sprechen die Zeitungen von Leuten, welche aus Paris in der Provinz angekommen und dort von der Cholera angegriffen worden waren; bei mehreren war sie auf der Reise selbst ausgebrochen, obschon sie Paris gesund verlassen hatten. Wie läßt sich dies erklären? Ueberhaupt hat die unbegreifliche Art, wie die Seuche um sich greift, etwas furchtbares, welches auf die Einbildungskraft wirkt und manche aus bloßer Furcht aufs Krankenlager wirft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 105.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 2. Mai 1832.

Ihr fl'en Blut.

Schiller.

Die Cenci.

In einer Frühlingsnacht, beim milden Hauche einer vom Wohlgeruch der Blumen duftenden Luft, beim Funkeln der Sterne, welche die Jugend der Natur zu begrüßen scheinen, näherten sich zwei Bewaffnete in bäurische Mäntel gehüllt, mit leisen Schritten den düstern Mauern eines alten, halbverfallenen Forts. Sie pochten an eine Thüre, die sich im Winkel eines von dichten Eichen halb verdeckten Thurmes befand: die Thüre öffnete sich und ward gleich wieder hinter den Beiden geschlossen, welche sie wie ein Geheimniß aufnahm. Kurz darauf zeigte sich ein gelblicher Schein, gleich dem eines verlöschenden Lichtes, an den beiden Fenstern des ersten Stockwerks. Dann vernahm man einen Ton, gleich dem Aechzen eines Kranken, hierauf ein dumpfes Gemurmel; das Licht erlosch, die Thüre öffnete sich wieder, und die beiden, welche vorhin hereingetreten, entfernten sich rasch und leise, ohne einen Blick zurückzuwerfen, und verschwanden, wie von Höllengeistern gejagt, im Dunkel eines Gebüsches, das sich um den Hügel herumzog, auf welchem das Fort stand. In diesem Augenblick hörte man die Flügel eines großen, auf eine Terrasse führenden Fensters sich öffnen und hierauf ein Geräusch wie von einem Fall, dem ein Rauschen von Zweigen und Blättern und das Flattern und Geschrei aus dem Schlafe aufgeschreckter Vögel folgte.

Bei Tagesanbruche traten aus jenem Schlosse zwei Frauen, welche mit klaglichem Geschrei die Bewohner der benachbarten Hütte zur Hülfe herbeiriefen und sie schreiend an den Stamm eines alten wilden Pflaumenbaums führten, aus dessen Aesten man den Leichnam eines sechzigjährigen Greisen hervorzog. Eine tiefe Stichwunde hatte ihm den Schädel durchbohrt; Baum und Boden waren mit seinem Blute befleckt; seine Augen hatten sich krampfhaft auf immer geschlossen. Der Haufe von Landleuten, die ihm den lezten Dienst leistete, behaupteten, er sey gemordet worden; man wollte in der äußern Form der Wunde die Ecken eines scharfen Stoßdegens, in den verzerrten Gesichtszügen die Spuren eines kurzen, aber entsetzlichen Todeskampfes, in den wunden Händen die Merkmale verzweifelnder Vertheidigung erkennen. Nicht so die beiden weinenden Frauen. Sie sagten, der Todte sey in einem Anfall von Schwindel von der Terrasse gestürzt und die Wunden durch den Fall und die scharfen Aeste verursacht worden. Sie, vielleicht nur sie allein, glaubten, sein Tod sey durch Zufall veranlaßt; aber die blutigen Leintücher des Bettes, aber die frischen Fußtritte auf dem neugepflügten Felde, das zu dem Pförtchen führte, aber das rasende Geschrei der Weiber, die mit Mühe aus den starrenden Pupillen hervorgepreßten Thränen, ließen ein schreckliches Geheimniß ahnen.

Dieses tragische Ereigniß sezte vor zweihundert-drei-und-dreißig Jahren die armen Bewohner von Rocca, einem Gebirgsörtchen zwischen Rom und Neapel, in Schrekken. Mit ihm endete das Leben eines der reichsten und ausschweifendsten Herrn in Rom, das Leben des Francesko

Digitized by Google

Cenci. Bald darauf machte man in Neapel und dann in Rom vier Mitgliedern der Familie des Verstorbenen den Prozeß; erst nach monatlangem Verhör und Foltern wurde über sie die Todesstrafe ausgesprochen.

Es war der eilfte September des Jahres 1599. Auf dem Thurme von San Francesko schlug es langsam fünf. „Schon brummts fünf, Bruder Marco, und noch will die Sonne ihr rothes Gesicht nicht über dem Hügel zeigen.“ — „Ich wollte, sie schiene heute gar nicht.“ Diese wenigen Worte sprachen zwei Geißeler von der Brüderschaft der Wundmale, von denen einer mit beiden Händen einen langen, in ein Kreuz sich endigenden hölzernen Stock hielt, von welchem ein schwarzes Tuch in Gestalt einer Fahne flatterte, auf dem Schädel und Todtenknochen in weißer Farbe dargestellt waren. Der andere hielt mit der rechten Hand einen kleinen silbernen Kessel, und drehte in der Linken unruhig einen Weihwedel. Beide waren in ein dunkelfarbiges Oberkleid mit Kapuze gekleidet, das um die Lenden mit einem Stricke gegürtet war, an dem ein Rosenkranz mit derben Körnern hing; die Kapuze war über den Kopf gezogen und die Augen schauten aus zwei Löchern hervor; nur Hände und Füße, nackt und von der Morgenfrische geröthet, sahen aus den breiten Falten des schwarzen Gewandes. Diese beiden Gestalten, aufrecht und unbeweglich an den Seiten der Kirchthüre, glichen zwei Schatten am Eingange eines einsamen Ortes der Trauer.

Und Trauer war wirklich überall. Die Pforten des Tempels waren geöffnet, aber kein Zeichen verkündete, daß man einen Gottesdienst feiern werde. Kein Glockenklang hatte die Gläubigen bei Tagesanbruche zum Gebete gerufen, keine Kerze verbreitete ihr Licht vor dem Altare, kein Diener des Herrn stimmte fromme Gesänge an, kein andächtiger Priester verrichtete das Opfer. An jenem Morgen hatten blos die vierzig der Misericordia den traurigsten aller Kirchendienste zu feiern: vom barmherzigen Gott für vier zum Tode verurtheilte Opfer Verzeihung zu erflehen. Nicht lange, so wurde jene ernste, feierliche Stille vom Geräusch vieler Fußtritte und dem Gemurmel von Stimmen unterbrochen, die wie Wellen an die dunkeln Wände der Kirche schlugen. Hie und da in den Bänken im mittlern Schiff der Kirche sah man wie durch einen Nebel dunkle Gestalten mit spitzen Kapuzen schwanken, sich endlich in zwei lange Reihen ordnen und wie eine Leichenprozession sich der Pforte nähern. Nun vernahm man den Ruf: „Voran mit dem Kreuze,“ und das Kreuz mit der Fahne erhob sich und ward die Façade der Kirche entlang getragen, auf die es einen verschwommenen, flüchtigen Schatten warf.

Eben als dieser schauerliche Zug sich in Bewegung setzte, streifte der erste Strahl eines röthlichen Lichtes wie ein Blitz an der weißen Wand des Hauses des Herrn. Die Sonne erschien über dem Hügel gegenüber mit jenem düstern, dunstigen Scheine, der dem Himmel Roms und Asiens eigenthümlich scheint. Das plötzliche Licht blendete die Brüder der Misericordia: der eine hielt die Hand vors Gesicht, der andere zog die Kapuze über die Augen, und ein dritter senkte den Kopf. Wer sind die Beiden, welche den Zug beschließen und so langsam gehen, daß es ist, als wünschten sie allein zu bleiben. Ihre Gesichter sind unbedeckt und der Morgenstrahl wirft auf sie den rosigen Schein, den die Zeit wohl schon längst von den Wangen gejagt hat? Der eine trägt das Ordenskleid des heil. Franciskus; eine ärmliche, nußbraune Kutte mit einem Strick umgürtet, ein Kruzifix von rothem Holze, einem Rosenkranz, auf der Brust einen langen, grauen Bart. In seinem bleichen Gesichte funkeln zwei lebhafte blaue Augen, voll Andacht, voll reiner, heiliger Liebe. Der andere scheint ein Mann von etwa vierzig Jahren, einer jener Männer, die viel gedacht, viel gelitten; seine hohe Stirne ist gefurcht, seine Augen tiefliegend; der Ernst in seinem Blick würde schrecken, wenn die sanften, gutmüthigen Züge des Gesichts nicht stille Heiterkeit, Vertrauen, Hoffnung einflößten. Er trägt Doktorkleidung: das lange Kleid von schwarzer Seide ist mit einem Kragen von weißem Spitzenzeuge geschmückt und vorne offen. Er trägt weder Mantel, noch Degen, noch andern Schmuck, als einen Demantring an der rechten Hand, in der er ein schwarzsammtnes Barett hält. Sein Haupt ist kahl, und er geht in ernstem, ruhigem Schritte einher.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Reisetagebuche des jüngsten Anacharsis.

Zweiter Brief.

Nürnberg, den 9ten April Nachmittags.

Schon in der Nähe Nürnbergs fühlte ich einen heftigen Schmerz um Kinn und Oberlippe. Langes Barthaar floß da hervor, wo bisher nur weicher Milchflaum am Winde geflattert hatte. Das Gesicht schrumpfte wie eine getrocknete Frucht zusammen, der Scheitel wurde kahl, und ein Sammtkäpplein vertrat die Stelle einer Perrücke. Sie erschrecken, ich erschrack auch. Aber der Schreck währte nicht lange und ich beruhigte mich. Zu meinem Erstaunen erfuhr ich nämlich, daß jeder Fremde vor Nürnberg um drei Jahrhunderte historisch jünger, also biographisch um ebensoviel Jahre älter werde, um gleichsam die in Nürnberg schlummernden Genies des Mittelalters nicht zu erzürnen. Inzwischen bot man mir einen Spiegel — und welches Zauberspiel! ich war nicht nur wieder jung, wie ich Sie verlassen habe, sondern noch um zehn Jahre jünger geworden, es schien, als wär' ich so eben der Schule entlaufen. Mein langes Haar wallte wie in blonden Locken vom Scheitel herab, mein Rock war so sonderbar kurz, mein Halskragen

Digitized by Google

ſo ungewöhnlich lang geworden, daß ich unwillkührlich in meine Rocktaſche greifen mußte, um nach meinem altdeutſchen Liederbuche zu ſuchen. Ich fand es nicht, weil es — wie ich mich nun deſſen wohl erinnerte — von meinen Lehrern vor Jahren konfiscirt, und zu den Akten der Mainzer Kommiſſion geſchlagen wurde. Aber was ich fand, war ein Reißzeug, Farbenplatte, und beſonders ein Dutzend ſchöner, weißer Hemdkragen. So wollt' ich in Nürnberg, in das poetiſche Mittelalter, einziehen. Und ſiehe da! kaum war ich in die Ringmauer eingetreten, ſo öffnete ſich die alte Marthakirche, und in feierlichem Zuge wallfahrtete die deutſche Literatur im funfzehnten Jahrhundert heraus. Güldne Ketten trugen die Herrn um den Hals und hatten lange, weite Oberröcke am Leibe, an den Saumenden mit Pelz verbrämt, und trugen Kappen und das Haar à l'enfant friſirt. Und Einer hielt vorn am Zuge ein ſonderbares Sinnbild, eine durchbrochene Kupferplatte, ſah aus, wie ein Irrgarten, das nannten ſie den Poetenſteig, oder die Tabulatur, und konnten es nicht anſehen, ohne zu beben, wie der Fromme vor der heiligen Monſtranz. Jeder aber trug noch ein beſonderes Symbol, womit er einen eigenthümlichen Meiſterton, eine beſondere Geſangsweiſe bezeichnen wollte. Der eine trug eine Harfe, der andere eine Zimmtröhre, ein Dritter einen Strohhalm, dieſer einen Fuchs, Jener einen Vielfraß, und ein Lezterer einen Pantoffel, je nachdem ſie nur ihre Tonart benannt hatten. Dabei ſpielten ſie mit den Fingern, zählten Längen und Kürzen, und thaten, als ſey Apollos göttlicher Dichterfunke über ſie gekommen. Auf dem Marienplatz hielt der Zug, von der Kirche unſerer lieben Frauen, gerade dort, wo eine alte Sage über drei Jahrhunderte ſpäter ein Quarré von Marktbüden hinprophezeit, und wo ſie im Jahre 1832 gewiß aufſtehen werden. Unzähliges Volk war verſammelt. Endlich ſchmetterten Trompeten, und oben auf dem Altane über dem Eingang der Kirche trat Kaiſer Maximilian hervor, umgeben von ſeinen Reiſigen und Räthen, zur Linken Albrecht Dürer, zur Rechten Wilibald Pirkheymer. Der Kaiſer zog ein Papier aus der Taſche und las allem Volk eine Rede über den altdeutſchen Kunſtgeſchmack, über die Sinnigkeit und Innigkeit der deutſchen Malerei und Skulptur vor, gerade wie ſie noch nach Jahrhunderten von einem künſtleriſchen Dichter, Eduard von Schenk, in Schiller'ſche Jamben übertragen und dem Dürer in Venedig in den Mund gelegt werden ſollte, nach einer alten Weiſſagung, die ſchon in den erſten, aber von Tarquinius verbrannten ſibylliniſchen Büchern geſtanden haben ſoll. Da hört ich neben mir Jemand wie ein Kind ſchluchzen, ich ſah mich um, und konnte nicht recht Herr meiner Sinne werden. Denn es war mir, als ſäß' ich im Hanauer Theater, wo ich zum erſtenmale ein Schauſpiel, benannt: „Hans Sachs," mit meinen Augen geſehen habe. Und der da weinte, wußt' ich doch nicht, war es Hans Sachs, oder der Schauſpieler, der ihn damals darſtellte, oder der Profeſſor Deinhardſtein in Wien. Endlich erwacht' ich aus meinem Taumel, als mich ein Jude mit jener unendlich widrig-liebenswürdigen Miene fragte, ob ich nicht Luſt zu handeln hätte? Die Täuſchung hatte mich ſo frappirt, daß ich wirklich Luſt bekam, und dem Manne all die Schriften verkaufte, die mich in Nürnbergs Myſterien einweihen ſollten. Darum, meine Freundinnen, kann ich Ihnen auch nur ſo wenig berichten, muß Sie auf die Quellen verweiſen und um gütige Nachſicht bitten. Nur an einen Ort will ich Sie begleiten, auf den Zwinger, wohin es mich mit Sturmeswehen trieb. Denn ſchon wieder wurden die alten Zeiten in mir neu, ich hörte die Geiſter der Vergangenheit durch die Sprachrohre der Jahrhunderte mir zurufen: ſteige dort auf jene Höhe und ſammle die Blätter zu einem Lorbeerzweig, den einſt ein Würdiger dir winden wird! Nun habe ich mir auf der Akropolis alle nur möglichen Erinnerungen an die Nürnbergiſchen Burggrafen aufgezeichnet, graphiſch und architektoniſch, und glaube, den preußiſchen Staat, dem mich die Götter einverleibt haben und den man bis jezt nur philoſophiſch erklärt hat, bald auch auf poetiſche Weiſe beleuchten zu können. Denn auch dir, Berlin, naht die Zeit altdeutſcher Erinnerung, und wenn dich bis jezt nur noch bunte Glasfenſter an der Wilhelmsſtraßenecke geziert haben, ſo dürften dich, aus Ironie gegen die ſteinernen Zopfhelden des ſiebenjährigen Krieges, gerade auf dem Wilhelmsplatze ſolche Inſtitutionen an die Hohenzollern mahnen, wie in München die Arkaden an die Wittelsbacher.

Es war Mittag geworden; ich dachte an die ſieben Kurfürſten, die einſt aus Erz über dem Portal der Frauenkirche ſtanden und eingeſchmolzen und verkauft ſind; an ein Kloſter, woraus man eine Stallung für Dragonerpferde gemacht hat; an ein anderes, wo man jezt auf Pfand leiht; an einen Thurm, in den man Närriſche einſperrt; an den Begründer Nürnbergs, den Kaiſer Nero. Denn von Nero iſt der Name der Stadt herzuleiten, der ſie vermuthlich deshalb aufbauen ließ, weil er Rom verbrannt hatte.

Korreſpondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Fortſetzung.)

Die Cholera. Unglück einiger Theaterunternehmer.

Die Pariſerinnen pflegen ſehr zarte Nerven zu haben; man kann denken, welchen heftigen Eindruck der plötzliche Ausbruch eines ſo ſchrecklichen Uebels auf ſie gemacht hat. In einer großen Hauptſtadt, wo die Menſchen ſo gedrängt beiſammen wohnen, iſt man an manche phyſiſche Uebel gewöhnt; aber eine ſo verheerende und ſo ſchnell tödtende Seuche, wie die Cholera, war ſeit Jahrhunderten hier nicht erſchienen, und nur zu den Peſtzeiten hat man etwas Aehnliches erlebt. Der Pariſer iſt von Natur heiter und lebensfroh, und nimmt die Widerwärtigkeiten des Lebens auf die leichte Achſel; ſeitdem die Cholera wüthet, verläßt ihn doch ſeine Luſt

zum Scherzen, zum erstenmale wird er ernsthaft und nachdenkend. Und wie könnte es auch anders seyn? Fast jede Familie hat einen Verwandten zu betrauern; manche haben ihre Freunde, ihre Gönner, ihre Beschützer verloren; jeder muß auf seiner Hut seyn, daß er sich nicht durch eine Unvorsichtigkeit an den Rand des Grabes bringe; die Unmäßigen werden mäßig, die Aufwallenden gelassen, die Ausschweifenden führen einen ordentlichen Lebenswandel. An den äußersten Enden der Stadt, nach den Barrieren, erblickt man häufig Leichenbegängnisse, obschon die meisten zur Nachtzeit oder Morgens in der Frühe statthaben. Im Innern der Stadt ist jedoch kaum zu merken, daß eine Seuche wüthet, die täglich über 3 — 500 Menschen wegrafft; hier ist das Gewühl zwar nicht so groß als sonst, da Manche abwesend sind, Manche in ihren Wohnungen bleiben; allein nichts kündigt hier dem Auge die Spuren der Verwüstung an. Auf den Handel ist der Einfluß der Cholera leider nur allzu merklich: die Apotheken und Kräuterbuden werden fleißig besucht, aber in den andern Buden herrscht eine traurige Stille; die Fremden, welche sonst so viel Geld zu Paris in Umlauf setzen, bleiben weg; die Schauspielhäuser, deren Zahl sich über die Maßen vermehrt hat, sehen leer aus, und schon hätten mehrere geschlossen werden müssen, wenn die Regierung, welche die Zerstreuung der Gemüther im Schauspielhause für zuträglich ansieht, ihnen nicht zu Hülfe gekommen wäre. Dennoch müssen sie arbeiten, als ob sie des Zuspruchs des Publikums sicher wären, denn sonst würde es ganz ausbleiben. Es ist wahrlich keine Kleinigkeit, ein Publikum zu zerstreuen und zu vergnügen, welches die Sichel des Todes auf allen Seiten Menschen wegmähen sieht, und man hat keine große Lust am Bühnenspiel, wenn man den Tag über fast von nichts als von Kranken und Todten hat sprechen hören und befürchten muß, am folgenden Tage auch zu Bette zu liegen. Einige Theater hatten sich schon vor dem Ausbruche der Cholera nicht halten können und haben aufgehört zu spielen. Diese waren das Nouveautéstheater auf dem Börsenplatze, das Odeon, ehemals das zweite Nationaltheater, und dann die komische Oper, die auch unter einer neuen Leitung sich keinen Monat aufrecht halten konnte, so daß der neue und mit so großen Kosten erbaute Saal nun leer steht und die Sänger sich in alle Welt zerstreut haben. Dem reichen Boursault hat die Leitung beinahe eine Million Zusatz gekostet, weshalb er genöthigt ist, sein schönes Haus in Paris, seine prächtigen Treibhäuser und seine Gemäldesammlung zu verkaufen. Die Zeitungen hatten angekündigt, Rothschild habe das schöne Gut Boursaults an sich gekauft. Der Handel war wirklich im Gange, ist aber nicht abgeschlossen worden, und nun werden die einzelnen Besitzungen wahrscheinlich an die Meistbietenden verkauft werden. Boursault war ehemals Schauspieler, und ist ein Abkömmling des in der französischen Literatur als dramatischer Dichter bekannten Boursault. Da er ein unternehmender Mann war, so nahm er die Spielhäuser und die Reinigung der Straßen in Pacht. Diese beiden Dinge paßten wohl zusammen, und man pflegte zu sagen, Boursault habe den gesammten Unflath der Hauptstadt in Pacht. Da ihm das Geld nur Mittel, nicht aber Zweck seyn sollte, so benutzte er den so leicht erworbenen Reichthum dazu, um sich ein schönes Eigenthum in einer einsamen Straße von Paris anzulegen, und hier unter den um sich her versammelten Schönheiten der Natur und der Kunst sein Alter ruhig und vergnügt zuzubringen. Seine Gewächshäuser wurden als die schönsten von Paris gerühmt, und auch seine Gemälde gehörten zu den vorzüglichsten Privatsammlungen. Unglücklicherweise für ihn blieb er aber seinem Vorsatze nicht treu, sondern ließ sich in einem Alter von 80 Jahren verleiten, ein Theater zu dirigiren. Vielleicht war dies ein Ueberrest der Neigung zum Komödiantenleben, womit er seine Laufbahn begonnen hatte. Er übernahm also die komische Oper, behielt die Direktion kaum zwei Jahre lang, und, wie gesagt, dieser Einfall kostete ihn beinahe eine Million und zwingt ihn nun, sein so schön angelegtes Eigenthum, in welchem er seine Tage ruhig und angenehm zu beschließen hoffte, zu veräußern und sich auf's Land zurückzuziehen. Das Nouveautéstheater ist schon ziemlich lange geschlossen; auch hier hat sich ein reicher Eigenthümer, Nameus Langlois, welcher es sich in den Kopf gesetzt hatte, ein Theater bauen und leiten zu wollen, zu Grunde gerichtet, und zwar noch schlimmer als Boursault, dem doch immerhin noch Vermögen übrig bleibt. Das Odeontheater hat nimmer aufkommen können, und mehrere Direktoren haben sich daran vergebens versucht. Es ist das einzige große Theater der Vorstadt St. Germain und des ganzen linken Seineufers; dennoch hat man dasselbe fast nie mit Zuschauern füllen können; freilich ist es auch zu groß für das jetzige Bedürfniß; denn da es so manche Theater in Paris gibt und die schauende Menge also sehr zerstreut wird, so bedarf es keiner großen Theater mehr wie sonst, da nur ein Halbdutzend Schauspiele vorhanden waren; nun sieht aber ein großer Schauspielsaal, wenn er nur zum Viertel oder zum Drittel gefüllt ist, traurig aus. Man hat nicht gar weit vom Odeon neulich ein kleines Theater errichtet, oder eigentlich eine ehemalige Kirche in ein Schauspielhaus umgewandelt; hier spielt jetzt eine Truppe Vaudevilles und dergleichen kleine Stücke, wie sie das heutige Publikum liebt und wie sie fast auf allen kleinen Theatern in Paris gegeben werden. Natürlich hat die Cholera auch auf die Schauspieldichter Einfluß gehabt und ihre Thätigkeit gehemmt. Einige sollen sogar davon gelaufen seyn, um in einem gesundern Klima die Zeit, da sich wieder Vaudevilles werden dichten lassen, abzuwarten. Rossini gehört zu denjenigen, welche mit der Cholera nicht haben in Einer Stadt wohnen wollen, und in der That wäre es höchst zu bedauern gewesen, wenn die abscheuliche Krankheit den Verfasser so vieler reizenden Opern ergriffen hätte. Auch den kleinern Tageblättern scheint seit dem Ausbruche der Cholera der Witz auszugehen; und da überall nur von Hospitälern und Kranken die Rede ist, so fehlt es ihnen an Stoff zum Scherzen; sogar die Baronin von Feuchères, welche durch den Prozeß wegen der Nachlassenschaft des Herzogs von Bourbon so berüchtigt geworden ist, und die den Journalisten seitdem zu äußerst beißenden Anspielungen auf die zweifelhafte Todesart des Prinzen Anlaß gegeben hat, wird fast vergessen. So hatte man sie auf einem Karrikaturbilde in einem Faschingsaufzuge als Türkin mit einer Schnur in der Hand abgebildet, und was die Schnur bei den Türken sagen will, ist bekannt. In dem noch wenig bekannten Journal Tyrtée, das sich auch bisher noch wenig bemerklich gemacht hat, findet sich folgendes Epigramm auf dieselbe Person:

Je ne sais pourquoi l'on s'étonne
Quand on voit certaine baronne
En certain lieu si fréquemment.
Le fait est facile à comprendre;
Puisqu'elle a pendu son amant,
C'est qu'elle aime les gens à pendre.

Dies geht ein wenig über die poetische Freiheit; da jedoch die certaine baronne nicht namentlich angeführt wird, so entgehen die Verfasser und Herausgeber einer gerichtlichen Verfolgung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 106.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 3. Mai 1832.

— Er war unser! mag das stolze Wort
Den tiefen Schmerz gewaltig übertönen.

Goethe.

Zu Goethes Todtenfeier*).

Gebrochen ist ein Aug', das lang uns hell gestrahlt,
Drin Erd' und Himmel sich im Zauberlicht gemalt,
Geschlossen ist ein Mund, den Musengunst geweiht,
Der Mund, der herrlich sang, wie keiner seiner Zeit,
Erstarret ist ein Herz, das allem Großen schlug,
Das in sich eine Welt von Hochgefühlen trug,
Ein hoher Geist entfloh, und folgt des Höchsten Ruf,
Der Geist, der aus sich selbst sich seine Welt erschuf.

Ihr fragt: Weß war das Aug', der Mund, das Herz, der Geist,
Den bald mit Wehmuth, bald mit Lust dein Wort uns preist?
Es war ein hoher Mann, den Deutschland „Meister" rief,
Der Meister Goethe war's, der sanft hinüberschlief.
Doch nein, er war es nicht, er ist's, er bleibt, er lebt,
So lang ein Menschenherz in Lust und Trauer bebt,
So lang im Menschensinn noch Himmelsahnung liegt,
So lang die ird'sche Gränz' ein Traum noch überfliegt,
Er lebt durch Thaten fort; denn Sangeswerk ist That,
Hienieden streut es aus des Guten schöne Saat,
Wird Blüthe dann, wird Frucht, die neuen Saamen streut,
Und also wirkt und schafft in alle ferne Zeit.

O Meister, dieß Geschäft, das solchen Segens voll,
Du hast es treu geübt, bis deine Stund' erscholl;
Nun liegst du starr und kalt, das Auge strahlenleer,
Und trüb und weinend steht die Mitwelt um dich her,
Nicht, weil ihr bangt, daß Geist auch mit dem Leib zerstiebt,
Nein, weil die ird'sche Lieb' auch einen Körper liebt.
Doch deiner Hülle noch ward Ehrendank — sie ruht
In stiller Gruft, die sonst Gekrönten auf sich thut;
Mit Fürsten steigst du auf, erhabner Dichterfürst,
Wenn die Posaun' einst tönt, und Gruft und Erde birst,
Mit ihnen steigst du auf, den Bruder an der Hand,
Den lang vor dir der Tod in dieß Gewölb gebannt,
Mit Schillern, der dir gleich, der einst dein warmer Freund,
Dem jetzo dein Gebein, wie einst dein Geist, sich eint. —
Ruht süß, ihr Beiden denn, und euer morsch Gebein
Mag späten Enkeln noch ein heil'ger Anblick seyn,
Indeß sich euer Geist von Stern zu Sternen schwingt,
Und dort den Engeln hell von Engelswonnen singt.

Karl Egon Ebert.

*) Dieß Gedicht wurde im Museum zu Donaueschingen, wo Goethes Tod am 3ten April mit Musik, Poesie und Redekunst gefeiert ward, von einer hohen Person gesprochen.

Aus dem Reisetagebuche des jüngsten Anacharsis.

Dritter Brief.

Nürnberg, den 10ten April.

Haben Sie je von einem Theater in Nürnberg gehört? Für mich war die Nachricht neu, daß hier der Sitz einer stehenden (welcher Widerspruch!) Bühne sey.

Digitized by Google

Durch Analogie und Deduktion hatt' ich eine Dame, die mir über Tiſche geſtern zur Seite ſaß, vom Gegentheil zu überzeugen geſucht. Ich glaubte meinen Sieg errungen zu haben, als ich auf dem Theaterzettel die Ueberſchrift las: „Interimstheater.“ Die Freude war nur kurz; denn ich wurde bald vom Sinne dieſes Interim belehrt. Man wollte damit die einſtweilige Benutzung eines fremden Lokals bezeichnen, ſeitdem das alte baufällig und dem Einſturz nahe ſchien. Dieſe Interimsſtreitigkeiten hätten mich faſt wieder in's ſechszehnte Jahrhundert zurück verſezt.

Das interimiſtiſche Theater liegt an der Pegnitz, an einem der am meiſten poetiſchen Flüſſe Deutſchlands, an der Hippokrene des ſiebzehnten Jahrhunderts. Das Brettergerüſt ſah einer Menagerie ähnlich, wo man wilde Thiere zeigt, und warum nicht? Nie würde ein Orpheus ſo weltberühmt geworden ſeyn, wenn es keine Löwen und Hyänen gäbe, die ſein Geſang hätte bändigen können. Das alte Theater ſoll auf den Grund einer Scheune errichtet geweſen ſeyn, welchen Urſprung ich mir literarhiſtoriſch erkläre, denn unſtreitig iſt Nürnberg ſo aufs Theater gekommen, wie Theſpis auf den Karren, wie Suſarion in die Dorfſchenken Griechenlands.

Endlich wollen Sie etwas von der theatraliſchen Leiſtung ſelbſt hören. Ich zögere, das geſtern gegebene Stück zu nennen, weil wir uns dann Alle ſchämen müſſen, ich meine wegen einer Unterlaſſungsſünde. Man hat uns nämlich an jenem Abende, als Fidelio-Haus die Silberglocke ihrer lieblichen Stimme ertönen ließ, vergebens im Hoftheater geſucht, und dieſen Fidelio gaben ſie geſtern Abend hier. Sie wiſſen, ein Schalk gibt mehr, als er hat. Da Sie das Sujet der Oper nicht kennen, ſo kann ich darüber ſchon etwas weitläuftig werden. Glauben Sie an muſikaliſche Schönheitslinien, an Töne, die man mit Strichen, Wellen- und Spirallinien zeichnen kann? Der Name Fidelio klingt wie ein ſüßer Cirkumſter, aber der Inhalt des Stücks iſt ſchauerlich, höchſt ſchauerlich. Denken Sie ſich eine Welt voll aufgelöster und nicht aufgelöster Diſſonanz, feuchte Kerkerluft, kein Sonnenlicht, und in dieſer Grabesnacht die rothen, feurigen Lilien des Zornes und der Liebe. Wir ſehen den Raub der Freiheit, und hören ein Machtgebot, das den, der ein freies Wort gewagt, tödtet. Nein, ſie tödten ihn nicht, ſie ſind zu ſchwach, zu gemüthlich, ſie laſſen ihn langſam hinſchmachten an vorenthaltener Nahrung. Man hat nicht den Muth, Jemanden umzubringen, hält es ſogar für einen ſchönen Herzenszug, den Gefürchteten nur in Ketten zu legen. Endlich wird die Freiheit nach königl. Befehl proklamirt, man betet zu Gott, Alle ſind nun frei, und ſelbſt die Tyrannen werden — aber was geb' ich denn an? Hab' ich Ihnen, ſchöne, aber ſchüchterne Louiſe, nicht an Eidesſtatt geloben müſſen, nie mich mit Politik zu befaſſen? Haben Sie mich in Stuttgart nicht immer nach der obern Stadt getrieben, wo die frommen Leute wohnen, und die Hügel- und Bergpartei herrſcht, und zurückgehalten von den Jakobinern in der untern Stadt? Hab' ich nicht auf Ihr dringendes Erſuchen meinen Namen und das gefährliche Motto von der Subſcriptionsliſte des Rheinbaierſchen Vereins geſtrichen, und erklärt, daß ich für Deutſchlands Einheit monatlich keine 24 Kreuzer gebe? Wie mich dieſe Beſorgniß immer ſo ſehr entzückt hat!

(Die Fortſetzung folgt.)

Die Cenci.

(Fortſetzung.)

Die beiden Tröſter der Elenden, der Gefallenen, ſchienen in eifriger Unterhaltung begriffen; hören wir, was ſie ſprachen, während ſie langſam durch die engen Sträßchen wandeln, die zum Ponte Sowella führen. „Meint Ihr, ehrwürdiger Bruder Luca,“ ſagte der Doktor, „meint Ihr wohl, ſo frühe der armen jungen Seele im Todeskampf beiſtehen zu müſſen, die im Morgenroth des Lebens ſchon zum Niedergang beſtimmt iſt, zum ſchmerzlichen Niedergang, für den es keinen Morgen auf dieſer Erde gibt?“ — „Gottes unerforſchlicher Wille geſchehe, Doktor Proſpero.“ — „Und doch, wer hoffte nicht noch vor ſechs Tagen Alles von der Gnade deſſen, der in dieſer Welt der oberſte Diener Gottes iſt, welcher nicht den Tod des Sünders will, ſondern daß er lebe und Buße thue? Es ſchien, er wolle wenigſtens des Lebens der jüngſten Glieder des Hauſes Cenci ſchonen.“ — „Vielleicht,“ erwiederte der Mönch, „wollte Gott ſelbſt nicht dieſe Gnade. Vielleicht ſtand in ſeinen Beſchlüſſen geſchrieben, daß ein großes Beiſpiel gegeben werden ſolle. Die Schlechtigkeit der Zeit iſt groß, mein Bruder; noch iſt die Aſche eines von Vatermördern getödteten Greiſes nicht kalt, und ſchon erſtach vor wenigen Tagen ein Mädchen aus vornehmer Familie die Mutter; ſelbſt die Jungfrauen, dieſe leuchtenden Töchter des Herrn, ſcheinen, vom Teufel geblendet, nach Blute zu dürſten, und ach! nach welchem Blute!“ Der Mönch erhob die Augen gen Himmel, aber bald ſenkte er ſie wieder und zwei Thränen floſſen über ſeine bleichen Wangen.

„Es iſt nur zu wahr,“ antwortete Doktor Proſpero; „wäre nicht in dieſen Tagen der Muttermord der Signora Barbara vorgefallen, ſo hätte Beatrice vielleicht ihre Augen in dieſer Nacht nicht zum lezten Male geſchloſſen. Du Arme, bald wird dein Schlummer ein ewiger ſeyn.“ — „Dann erleuchte deine Seele das Licht des Herrn und ruhe im Frieden, Unglückſelige! Amen.“ — „So geſchehe es, mein Vater,“ fiel der andere ein. „Uns bleibt das Bewußtſeyn, unſre Pflicht erfüllt, für eine arme Gequälte

gesprochen und gebeten zu haben.“ — „Wenn sie schuldlos wäre!“ — „Das weiß Gott allein.“ — „Und weißt du es nicht, glaubst du es wenigstens nicht, da du sie doch so eifrig vertheidigt hast?“ — „Mein Vater, ich würde sie noch einmal vertheidigen, aber wieder mit der schwachen Kraft des Menschen, der nicht in die Geheimnisse des Herzens dringt, sondern nur nach äußeren Zeichen urtheilt; aber diese sprechen mir alle zu Gunsten der jungen Cenci.“ — „Und was sagte der heilige Vater, als du dich aus freiem Antriebe erbotst, sie zu vertheidigen?“ — „Anfangs unterbrach er mich zornig mit den Worten, es wundere ihn weniger, daß es in Rom Elende gebe, die einen Vatermord begehen könnten, als daß sich Sachwalter zu ihrer Vertheidigung fänden. Mein Vater glorreichen Andenkens,*) setzte er hinzu, hätte nie für einen solchen Fall gesprochen. Und ich antwortete ihm demüthig, ich sey nicht Vertheidiger von Vatermördern, sondern Vormünder der Armen und Sachwalter der Gequälten; dieß sey meine Sendung, diese wolle ich mit der Festigkeit eines Richters, mit der Würde eines unbefleckten Gewissens erfüllen. Diese meine freimüthigen Worte machten auf die christliche Seele des heiligen Vaters Eindruck, so daß er mir mit Güte und Aufmerksamkeit zuhörte, und mein vier Stunden langer Vortrag ihn nicht zu ermüden schien.“ — „Dieser Vortrag allein, Farinaccio, wird dich berühmt machen. Deine Gründe, tief, scharf, eindringend, haben den Schleier gelüftet. Du hast die Cenci entschuldigt, aber genügte der Gerechtigkeit Entschuldigung?“ — Sie genügte der Menschlichkeit, Bruder Luca, und diese ist oder sollte doch stets unzertrennliche Gefährtin der Gerechtigkeit seyn. Sage mir, wenn ein Geschöpf, schwach und zart wie ein Blüthenstengel, gepeinigt, gedrängt von einem Verruchten, der sich ihren Vater nannte, aber nichts als ein Ungeheuer war, ein Opfer seiner Gewaltthätigkeit und Nachstellungen, in jenen Fehltritt verfällt, den die Töchter des Patriarchen, welchem Gott die ungehorsame Gattin in eine Salzsäule verwandelte, nur in der Trunkenheit begingen; wenn ein solches Geschöpf in einer an den, welcher die Bedrängten schützen soll, gerichteten Schrift sich aus den Klauen dieses Ungeheuers zu retten sucht, wie vor Jahren ihre ältere Schwester gerettet ward, aber keine Antwort erhält und Niemand kennt, der sie schützen kann oder mag; wenn diese Unglückliche, oder besser, diese Verzweifelnde, vom blinden Wahnsinn des Abscheus ergriffen, es zugibt, daß das böse Wesen, das sie erniedrigte, das sie vor Gott und den Menschen befleckte, zerstört werde, wer will da den ersten Stein wider sie aufheben?“ — „Ich nicht,“ antwortete der Mönch, „gewiß nicht ich, der Verkünder der Sanftmuth und Liebe; wohl aber die menschlichen Richter, die Rächer eines Vatermords, der nicht zu augenblicklicher Vertheidigung, sondern nach überlegtem Plane begangen worden, nicht mit einem von einer rasenden Hand geführten Eisen im Versuche, die unbefleckte Tugend zu retten, sondern mit dem Dolche erkaufter Mörder, begangen in unseligem Hasse von vier Menschen, die gleiches Blut und gleiches Leiden hatten. Gott, Gott der Güte, vergieb ihnen!“ — „Hätten ihnen auch die Menschen vergeben, die seit Monaten auf vier Elende Martern und Qual gehäuft! Nur die Folter, mein Vater, erpreßte von den verzerrten Lippen der zweiten Gattin Francesko Cencis und ihres nicht fünfzehn Jahre alten Sohnes Worte der Schuld. Sahest, bewunderst du nicht die unerschütterliche Standhaftigkeit Beatricens, der einzigen Beatrice?“ — „Arme Märtyrin! hätte sie doch gesprochen! Ich weiß, daß sie mehrmals auf die Folter gespannt wurde, aber ihrem Munde entfloh nie ein Wort weder der Anklage, noch der Vertheidigung. Ein großes Geheimniß, eine schreckliche Offenbarung liegt in ihrer Seele verschlossen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Der Vater des damals regierenden Pabst Clemens VIII. war Silvestro Aldobrandini von Siena, ein zu seiner Zeit berühmter Rechtsgelehrter.

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Mai.

Physiologische Skizze der Cholera.

(Zweiter Brief.)

Höchst wichtig ist es, sich einen Begriff von der Rolle zu machen, welche Gehirn und Rückenmark in der Cholera spielen. Wir wollen bei dieser Gelegenheit überhaupt Einiges anführen, was zur Erklärung des physischen und moralischen Verhaltens des Kranken dient.

In den höhern Graden der Cholera liegt der Kranke ruhig auf dem Rücken, oder wirft sich von einer Seite zur andern, oder kauert sich zusammen. Seine Unruhe ist oft sehr groß; ein unerträgliches Gefühl von Hitze, von Angst und Durst martert ihn, er wirft die Decken weg oder macht Versuche, das Bett zu verlassen, fällt aber auf dasselbe zurück oder in der Nähe zu Boden; er seufzt tief und stößt eigene hohe Jammertöne aus. Das Gesicht hat ein schlafriges, betäubtes Ansehen und den Ausdruck von Angst, Verzweiflung und tiefem Leiden; die tiefliegenden Augen haben einen eigenthümlichen Glanz und sind zuweilen ganz oder halb geschlossen, so daß nur das Weiße sichtbar ist. Der Geist des Kranken befindet sich indessen — und dies ist auf den ersten Anblick sehr auffallend — qualitativ durchaus nicht gestört; nur die höhern Geisteskräfte schlummern; er bekümmert sich wenig um die Außenwelt, seine Umgebungen, seine Familie, da er blos mit den Eindrücken seines Gemeingefühls beschäftigt ist; zuweilen hat er eine Ahnung des Todes, die er mit Bestimmtheit ausspricht. Er beantwortet alle Fragen mit vollem Bewußtseyn und Aufmerksamkeit; er schlägt, selbst wenn er mit geschlossenen oder verdrehten Augen daliegt, dieselben auf leichtes Anstoßen auf, schließt sie aber sogleich wieder, wenn er mit seiner Antwort zu Ende ist.

Unter den ersten Symptomen der Krankheit tritt nicht

Digitized by Google

seiten Schwindel, Ohrensausen, Eingenommenheit des Kopfes auf, und dies beobachtet man besonders bei den leichtern Fällen. Dagegen bleibt häufig der Kopf von Anfang durchaus frei; ja gerade bei den bösartigsten Fällen, wo die übrigen Symptome gleich vom Anfang sehr stürmisch auftreten, erreicht das Uebel oft seine größte Höhe, ohne daß der Kranke das Geringste im Kopf klagt. Der Kreislauf zwischen Herz und Gehirn — und dies ist ein vorzüglich zu beachtender Punkt — geht ununterbrochen fort; die Kopfschlagader klopft immer noch kräftig, wenn auch der Puls am Handgelenke gänzlich verschwunden ist und aus der geöffneten Ader am Arm kein Blut mehr fließt. Diese Fortdauer des Blutumlaufs im Gehirn steht nun offenbar mit der verhältnißmäßig geringen Störung der Geistesfunktionen und der durch die Nerven des Gehirns im Körper unterhaltenen Thätigkeiten im Zusammenhang. Die Sinne des Kranken zeigen keine Abweichung vom natürlichen Zustande; er sieht, hört, riecht, schmeckt; die Stimme ist zwar sehr schwach, aber nie ganz unterdrückt; die Brust athmet ruhig, gleichförmig; der Athem kann mit Leichtigkeit tief gezogen werden; das Schlingen geht vollkommen gut vor sich, die eiskalte Zunge ist beweglich, wie im gesunden Zustand. Alle diese thierischen Verrichtungen kommen nun aber vorzugsweise unter dem Einflusse von Nerven zu Stande, welche vom Gehirn unmittelbar ausgehen. Daß das Bewußtseyn und damit die spezifische Verrichtung des Gehirns nicht gestört ist, haben wir schon gesehen. Aber das Gehirn ist, wie schon erwähnt, mit Blut überfüllt; in so weit nun seine Funktionen doch gestört sind, rührt dies eben von dieser Ueberfüllung her, welche als rein mechanische Folge des Krampfes erscheint, der die vom sympathischen Nervensystem versehenen Gefäße gefesselt hält, und somit als eine ganz secundaire Erscheinung anzusehen ist.

Das Rückenmark ist, gleich dem Gehirn, mit Blut überfüllt, nur noch weit stärker, wie denn überhaupt dieses Organ einen viel bedeutendern Einfluß auf die ganze Krankheit hat. Die schmerzhaften Muskelkrämpfe, welche eine Hauptquaal des Kranken ausmachen, kommen gerade in solchen willkührlichen Muskeln vor, die ihre Nerven vom Rückenmark erhalten, nämlich vorzugsweise in denen der Glieder, zuweilen auch des Rumpfes. Das Befallenseyn des Rückenmarks ist in vielen Fällen, und gerade in den sehr rasch verlaufenden, nächste Ursache des Todes, indem durch die Ueberfüllung mit Blut plötzlich ein Schlagfluß dieses Organs eintritt.

Die Krankheit zeigt in ihrem Verlaufe mehr oder weniger deutlich geschiedene Abschnitte oder Stadien. Das erste Stadium, das des Anfalls, geht entweder alsbald in Genesung über, oder es macht einem höhern Grade der Krankheit, dem krampfhaften Stadium, Platz, in welchem der beschriebene Gefäßkrampf und seine Folgen, die Kälte, die Pulslosigkeit, die blaurothe und bleigraue Färbung der Haut, das spitzige, entstellte Gesicht am stärksten ausgesprochen, die Krämpfe am anhaltendsten sind. In diesem Zeitraum stirbt der Kranke entweder unter Fortdauer dieser aktiven Zufälle, aber auch des vollen Bewußtseyns und eines ruhigen Athems, an Rückenmarksschlagfluß, oder diese Periode der Krankheit geht in das Stadium der Lähmung über, wo einige Hautwärme und etwas Puls zurückkehrt, aber ohne daß die eingesunkene Haut sich wieder höhe und natürlicher färbte, und wo denn der Kranke unter den Erscheinungen von Gehirn- und Lungenlähmung, mit den gewöhnlichen Symptomen eines Nervenfiebers, also mit Bewußtlosigkeit und Röcheln stirbt; — oder endlich geht auch das Stadium des Krampfes in das der kritischen Bewegung (Reaktion) und in Genesung über.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Margats projektirte Luftreise zur Untersuchung der Cholera.

Die kleinen Journale bringen beständig la baronne mit den Zeitwörtern hängen und aufhängen in Verbindung. Darin besteht der ganze Witz, den sie über die berüchtigte und reichgewordene Erbin des Herzogs von Bourbon ausschütten; aber freilich läßt sich kein derberer und schlagenderer auffinden. Zu einer andern Zeit würde man sehr über einige lächerlichen Vorfälle, wozu die Cholera Anlaß gab, gespaßt haben; allein daran dachte man diesmal nicht. Ein Herr Margat erbot sich auf großen Anschlagzetteln, in einem Luftballon aufzusteigen, um die Luft in der höhern Region zu untersuchen, was, wie er meinte, jetzt von großer Wichtigkeit seyn könnte; hatte er doch einmal ein Stück Fleisch mit hinauf genommen und hatte es mit einer Menge kleiner darauf sitzenden Insekten herunter gebracht. Könnte er etwas Aehnliches diesmal bewirken, so war ja dadurch bewiesen, daß wir die Cholera abscheulichen Insektchen Schuld geben müssen, welche jetzt die Luft anfüllen, und dann käme es nur darauf an, den Mund nicht aufzusperren, auch nichts mit Insekten Behaftete zu verschlucken und diese geringfügigen Gäste zu vertilgen. Margat forderte, wenn ich nicht irre, das Publikum zu Subskriptionen auf, damit er die wichtige Entdeckungsreise in die Luft unternehmen könne. Die Leute hatten aber so viele Plage auf der Erde, daß sie nicht daran denken konnten, einen Gesandten in den Luftregionen zu belästigen. Andere Leute, und zu diesen gehörten mehrere Aerzte, hatten den Einfall, die Luft (denn nur an diese konnte man sich halten, da sie offenbar alle Schuld bei der Cholera trug) gewaltsam zu erschüttern, und schlugen daher vor, alle Kanonen in Paris zu lösen, alle Glocken zu läuten; man denke sich den Lärm, den das Lösen des groben Geschützes, verbunden mit dem Läuten aller Glocken, hervorgebracht haben würde; gewiß wären manche Kranke vor lauter Schrecken und Angst gestorben; dies wäre die unmittelbarste Wirkung der vorgeschlagenen Maßregel gewesen; jede andere Wirkung würde höchst problematisch geblieben seyn. Sonst fehlte es hier so wenig, oder vielleicht noch weniger als in andern von der Cholera heimgesuchten Städten an Marktschreiern, welche allerlei unfehlbare Hülfs- und Heilmittel gegen die Seuche anzubieten hatten, und aus der Angst und der Leichtgläubigkeit der Leute guten Vortheil zogen. Auch die St. Simonisten sind bei der allgemeinen Bedrängniß etwas zu vorlaut gewesen. Gerade zu der Zeit nämlich, als die Cholera ausbrach, setzten sie ihr sonderbares System von der Nothwendigkeit öffentlicher Lustbarkeiten in Umlauf. Sie behaupteten nämlich, man müsse für die arbeitende Klasse wöchentliche Lustbarkeiten veranstalten, damit sie in ihrer Arbeit ermuntert und erheitert werde, was, wie man sieht, mit der zu Harmony in Nordamerika gangbaren Lehre vom Nutzen des Tanzes übereinstimmt, kraft welcher dort am Sonntage statt des Gottesdienstes ein Ball gegeben wird. Jedoch kündigte neulich der Globe an, der Vater, das heißt der Herr Enfantin, werde nach wie vor seine Kinder, das heißt die St. Simonisten, um sich versammeln; nur werde, wegen der allgemeinen Betrübniß, nicht getanzt werden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 107.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 4. Mai 1832.

Höre mich, Gott, in meiner höchsten Noth,
Hinauf zu dir, in heißem Liebeswunsch,
In deine Himmel send' ich meine Seele.

Schiller, Jungfrau von Orleans.

Die Cenci.

(Fortsetzung.)

„Das Geheimniß, das Beatricens Seele birgt," erwiederte Farinaccio, „die Offenbarung jeder verschämten Seele, frommer Vater. Beatrice ist ein Mädchen." — „Farinaccio, nimm hier meine dürre Hand, nimm sie, sie ist die Deines Freundes. Ja, ich verehre Dich als einen Mann von hohem Geiste und großem Herzen; es ist Dir gelungen, die Entsetzlichkeit dieses Verbrechens vor der Gerechtigkeit zu mildern, ja fast aufzuheben. Möchte es Dir gelungen seyn, unter den Angeklagten Schuldlose zu retten, oder wenigstens blos Verirrte!" — „Noch hoffe ich es. Der Beichtvater Sr. Heiligkeit, Cesar Baronio, wollte noch in dieser Nacht für Beatricen und ihren Bruder Bernardo reden. Es sind noch einige Stunden, und diese lezten Augenblicke sind nie für die Gnade verloren."

Der Mönch senkte bei diesen Worten das Haupt auf die Brust, wie ein Mann, der hoffen möchte, aber es nicht wagt, während sein Begleiter mit funkelnden Augen und vertrauensvollem Tone wiederholte: „Noch hoffe ich!" diesem Gespräche folgte eine gedankenvolle Stille. Die beiden Mitglieder der Misericordia beschleunigten ihren Schritt, um die Genossen einzuholen, hinter denen sie zurückgeblieben waren; es war aber, als entstände diese plötzliche Eile aus dem Bedürfnisse mit den raschen, stürmischen Bewegungen ihrer Seele Schritt zu halten. Die Prozession der Geißler ging vorwärts und quer über die Straße, um unter den breiten, vorspringenden Dächern der auf der linken Seite der Straße des Ponte Savella gelegenen Häuser weiter zu ziehen, während die Gruppen der Vorübergehenden sich in zwei Reihen theilten, die Mütze ehrfurchtsvoll abnehmend und mit halber Stimme sprechend: „Ach, da ist schon die Misericordia auf dem Wege!" Da vernahm man auf einmal Pferdegetrampel von der Seite des Quirinal her, und die Prozession wurde von einem Reiter durchbrochen. Der Zug hielt, und aus den Doppellöchern der schwarzen Kapuze blizte manches zornige Auge. Ein Bewaffneter auf einem schwerfälligen Rosse ritt mit verhängtem Zügel über den Weg, eine Trompete hing über seine Schulter, die breiten Krempen eines spanischen Hutes schlugen um seinen Nacken wie Rabenflügel; sein Gesicht war erhizt, seine Gebehrden verriethen die größte Eile, und er drückte eine Papierrolle an seine Brust. Der Doktor hatte kaum Zeit, mit geschwenktem Barett zu rufen: „Bote, gibt's Gnade?" als dieser bejahend winkend vorüberflog. Auf die zweite Frage: „Für wen?" wurde durch Aufheben der rechten Hand und Ausstrecken eines Fingers die Antwort: „Für Einen!" Schon befand sich der Reiter an der Straßenecke, die zu den Kerkern des Justizhofes führte.

Diese plötzliche Erscheinung erregte ein Gemurmel unter dem Volke, und Alle wandten sich gegen Bruder Luca und Farinaccio, gleichsam aus ihrem Blick zu errathen, auf wen wohl die Gnade gefallen sey, aber auf ihren

Digitized by Google

bleichen Gesichtern las man nichts als den Kampf der Gefühle, und ihr trüber Blick heftete sich auf den Boden. Bald darauf erscholl der Ruf: „die ersten dreißig der Misericordia sollen sich zu den Kerkern des Justizhofes begeben. Nur die lezten zehn sollen bleiben und hier in den Pallast treten.“ Diese Worte wurden von derselben zitternden Stimme gesprochen, die in San Francesko den Befehl zum Aufbruch gegeben hatte. Die Vierzig trennten sich sogleich, und nur die lezten zehn mit Bruder Luca und dem Advokaten traten in den dunkeln Vorsaal des Pallastes Savella.

In diesem Pallaste, oder eigentlicher zu sagen, in diesem großen Kerker befanden sich die zweite Gattin Franceskо Cencis und seine zweite Tochter, die junge Beatrice. Arme Beatrice! Du lagst auf einem Bette, in einer düstern Kammer, in welche das Licht bleich, wie dein Gesicht, herabfiel. Wer dich zum ersten Mal so gesehen hätte, in dem weißen Gewande, auf das ärmliche Lager gestreckt, die blauen Augen geschlossen, der hätte in seinem Herzen gesagt: Schlafe Bice, träume die rosigen Bilder deiner zwanzig Jahre; es ist die schöne Zeit der Träume — aber hätte er gewußt, daß dieß dein lezter Morgen war, er hätte dich geweckt, um dir zu sagen: Erwache, erwache, Unglückselige, deine Stunden sind gezählt: der Herr ruft dich zum lezten Gebete. Aber Beatricens Schlaf war tief und ruhig. Wenn die Seele schon die ganze Bitterkeit des Todeskampfes geschmeckt hat, wenn sie sich schon in den himmlischen Gedanken der Religion gesammelt, wenn sie gefleht und gebetet, wenn sie vor dem Bilde des Tröſters, des Erlösers geweint, lange geweint hat, so ist sie erschöpft. Dann ist der Schlaf der Sieg der ermüdeten Natur, er ist der Vorschmack jenes unkörperlichen, unaussprechlichen Daseyns. So schlief die junge Cenci.

Schon standen in der kleinen Kammer zu Füßen ihres Lagers, die innigste Theilnahme im Gesichte, Bruder Luca und der Sachwalter; schon brannten auf dem Betschemel in einem Winkel vor dem Bilde des Gekreuzigten zwei Wachskerzen, und davor knieten und beteten ein frommer Mann und eine alte Wärterin: schon hatten diese vier einige Sterbegebete mit leiser Stimme hergesagt, nachdem Bruder Luca das Gemach mit dem geweihten Wasser gesegnet; und noch schlummerte Beatrice. Da, beim Silberklang eines Glöckchens, das einer der beiden Knieenden bewegte, öffneten sich die Augen der Armen zitternd, wie ein unsicherer Lichtstrahl, und eine Stimme, silberner als jener Klang, hauchte von den noch halbgeschlossenen Lippen die Worte: „heilige, schmerzenreiche Jungfrau, stärke, schüze mich!“ Und bei diesen Worten hob sich zuckend ihre Brust, wie von innerem Schauer bewegt, sie hob sich halb auf dem Lager und warf einen irren Blick ringsum. Ihre Seele kehrte langsam von einer Verzückung zurück, die nicht von dieser Welt war. Da erhob Bruder Luca seine Rechte und besprengte sie mit dem geheiligten Wasser. „Erhebe Dich,“ sprach er, „erhebe Dich, Seele des Herrn, und strecke Deine Arme aus zu dem, der Dich geschaffen, zu dem, der Dich erlöst hat; bete bei seinen Wunden, bete, und Du wirst Erhörung finden.“ Beatrice faltete mit jungfräulicher Andacht die Hände und blickte starr auf das Kreuz, welches das Gewand ihres Tröſters schmückte, während sie den englischen Gruß hersagte. Hierauf sezte sie sich einen Augenblick auf das Lager und sprach, sich zu den Anwesenden wendend: „Ich danke Euch für Euren menschenfreundlichen Beistand, Gott und die heilige Jungfrau werden Euch belohnen.“ Und sie heftete auf jeden einen Blick, der zu dem guten Mönche zu sagen schien: Du versöhntest mich mit dem, der mir das Leben schenkte; und zu ihrem Vertheidiger: und Du entschuldigtest mich vor den Menschen — und zu den beiden alten Dienern: und Ihr wart die Pfleger meiner ach! nur zu stürmischen Jugend.

Nach einer Pause neigte das Mädchen das bleiche Gesicht zum Mönche, mit den Worten: „Verzeihung, Vater, wenn ich mich noch einen Augenblick mit irdischen Dingen beschäftige, es wird das leztemal seyn“ — und sprach dann zum Sachwalter: „Seht dort auf dem Tische das von mir beschriebene Papier, nehmt und bewahrt es. Ich habe meinen lezten Willen darin niedergelegt. Von den zweihundert-fünfzig-tausend Scudi, welche meine Aussteuer ausmachen sollten, werden hunderttausend armen römischen Mädchen zu demselben Zwecke dienen; die übrigen hundert-fünfzigtausend hinterlasse ich der Kirche San Franceskо, damit man den Bau beendige und einige Messen für mich lese. Ich habe auch Euer gedacht, meine armen, meine lieben — Margarethe und Tobias“ — und damit gab sie den beiden ein Zeichen, aufzustehn und ihr die Kleider zu bringen, welche sie für diesen Tag gerüstet hatte. „Dieß wird,“ fügte sie hinzu, „der lezte Dienst seyn, den Ihr mir zu erweisen habt.“ Die Diener kleideten sie in stummer Trauer, während Prospero das Papier nahm und that als lese er darin, um seine stürzenden Thränen zu verbergen, und der Mönch mit leiser Stimme nach seinem Ritual Gebete hersagte.

Der Anzug, den Beatrice anlegte, war von ihr selbst am Tage zuvor geordnet worden. Er bestand aus einem Oberkleide von aschgrauer Seide, wie es die Nonnen tragen, um den Leib hatte sie einen leinenen, an der linken Seite zusammengebundenen Gürtel, die Brust umschloß ein einfacher Schnürleib von silberfarbener Seide, am Halse rund geschnitten; sie trug weder Handschuhe noch Strümpfe, und an den Füßen nichts als ein Paar Pantoffeln von gewöhnlichem Holze mit ledernem Besatz. Das lange blonde Haar, das in unzähligen Locken über die

Digitized by Google

Schultern hinab fiel, ließ sie abschneiden, wie es Sitte ist bei den Jungfrauen am Tage, wo sie vor Gott das feierliche Gelübde ablegen, allen irdischen Eitelkeiten zu entsagen. In dieser einfachen Kleidung bereitete sie sich dem strengen Willen, der menschlichen Gerechtigkeit Folge zu leisten, dem, der eine gefallene Seele ihrem himmlischen Schöpfer wiedergibt.

(Der Beschluß folgt.)

Aus dem Reisetagebuche des jüngsten Anacharsis.

(Fortsetzung.)

Lassen Sie uns von Nürnberger Tand sprechen, von der Darstellung des Fidelio, einer psychologischen Merkwürdigkeit. Der gestrige Abend und seine Einnahme war zum Benefiz der Prima Donna bestimmt. Das junge Mädchen sang so voll Rührung, ihr war so weh um's Herz, sie drückte so tief die Zunge an den Kehlkopf, und die Hand so wonnevoll an's Herz, als ein dankbares Publikum ihr die Ehre des Hervorrufens schenkte! „die gütige Nachsicht, welche u. s. w. wird mich anfeuern, meine schwachen Kräfte u. s. w.“ In ihrer lyrischen Trunkenheit erlaubte sie sich die kühnsten Wortstellungen. Sie sieht Florestan, erkennt ihn, und ruft statt des prosaischen; Er ist es! das poetische cum licentia: er es ist. Sie, lose Schadenfrohe, hätten darüber gelacht; aber die Nürnberger lachten nicht. Die wunderlichste, bizarrste Gestalt war Pizarro, vermuthlich der Prinzipal der Gesellschaft. Auf dem Zettel hießen die Herren alle Herr, er nannte nur schlichtweg seinen Namen, gleichsam: ihr kennt ihn ja, er ist es, ja er! Entsetzlich war der Mann, nicht blos nach Noten: denn er schrieb Beethoven vor; aber so blutgierig that er, wie ein Metzgerhund. Wenn die Franzosen den Marat auf die Bühne bringen, so sollten sie sich diesen Mann verschreiben. Auch Chöre sangen in dem Stück — aber schon die Beschreibung der Art, wie sie sangen, würde Ihr musikalisch gebildetes Ohr beleidigen.

Das Innere des Theaters war eben auch interimistisch. Damen saßen zahlreich versammelt. Da muß ich mich über meinen sonderbaren Ideengang verwundern, über die Art, wie ich die Nürnbergerinnen ansahe. Sie erinnern sich wohl noch der Unterhaltungen, die wir in vielen Stunden über den Philosophen und Arzt J. B. Erhard mit einander gepflogen haben. Auch damals, wie immer, theilten Sie Ihre Gesinnungen, und überließen mir das schwierige Geschäft, einer Jeden von Ihnen Recht zu geben, eine Aufgabe, wo Wahrheitsliebe und Höflichkeit oft in arge Collision kommen. Wie ich mich damals ausdrückte, wollte Erhard die Tugend seiner Nürnberger Freundinnen nicht auf ihre Unschuld, sondern auf die Vernunft gründen. Durch Ueberzeugung wollte er zum Herzen kommen, und seiner Geliebten keinen Kuß geben, den er nicht der ganzen Menschheit mit demselben Entzücken hätte auf den Mund drücken können. Sie, Auguste, als Malerische, nannten ihn einen Menschen, der, wie manche Leute, keine Farben, sondern nur die grauen Umrisse der Gestalten sehe, wahrhaft einen Steindruck mit schwarzem Schatten und weißem Lichte, einen Abdruck mit verkehrter Zeichnung. Sie aber, Louise, als Poetische, hielten sich daran, daß er, gleichviel für was? doch geschwärmt habe; daß er doch von einem Dinge mit Entzücken gesprochen habe, von seiner Entzückungsunfähigkeit, daß er über die Kälte gegen die Menschen heiß wurde. Sie erinnern sich, daß ich damals lange schwieg, mich endlich räusperte und eine Predigt hielt, deren Salbung die Gnädigen nicht verspottet haben. Es war ein Langes über Sentimentalität, gegen die ich eifre und die meine Erbsünde ist, über Menschenbildung, Wilhelm Meister und Werthers Nankingbeinkleider, über eine verunglückte Liebe, wo ich erst erziehen und dann lieben wollte. Ich mußte den Nürnbergerinnen in's Gesicht, und oft in ein boldes, anmuthiges, lachen, wenn mir wieder der Bund einfiel, den Erhard auf dem Bühl unter Frauenzimmern auf Leben und Tod errichten, und aus hiesigen Schönen ergänzen wollte. Kann etwas mehr kontrastiren, als Rousseau und Nürnberg? Erhard war eine deutsche Uebersetzung Rousseaus, aber eine Vossische.

Meine sonstigen Bemerkungen über Nürnberg faßt nur mein Zeichenbuch. Ueber die Bewohner der Stadt hab' ich in sechs-und-dreißig Stunden erstaunenswerthe Resultate gewonnen, die ich in einer künftigen Topographie des deutschen Charakters einmal bekannt machen werde. Die Nürnberger fahren dabei gewiß gut, und sollte mir vielleicht etwas Hartes, z. B. über Gasthöfe, entfallen, so weiß ich, daß man in Nürnberg keinen henkt, ehe man ihn nicht hat. Das Posthorn ruft, mein Herz jauchzt, leben Sie wohl, meine Freundinnen!

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Mai.

(Fortsetzung.)

Physiologische Stütze der Cholera.

Der Akt der Genesung, wie sie in den verschiedenen Perioden der Cholera erfolgt, ist ganz vorzüglich geeignet, auf das Wesen derselben Licht zu werfen. Die Erscheinungen der Recovalescenz sind ganz andere, je nachdem sie aus dem ersten Stadium der Krankheit, dem des Anfalls, oder aus dem zweiten, dem krampfhaften, erfolgt. Das Hauptzeichen der eintretenden Besserung, der Lösung des furchtbaren, die Krankheit eigentlich konstituirenden Krampfes, ist das Wiedererscheinen der Galle in den vorher durchaus farblosen Ausleerungen. Tritt nun aber diese Lösung des Krampfes bald, schon im Stadium des Anfalls ein, so erscheint zugleich ein reichlicher Schweiß; im krampfhaften Stadium dagegen erscheint zwar die Galle noch reichlicher, und ihr Er-

Digitized by Google

scheinen ist noch bedenklicher, aber die Haut bleibt trocken, ohne allen Schweiß. Je leichter die Krankheit, je weniger dieselbe vorgerückt war, desto eher tritt Schweiß unter den kritischen Erscheinungen auf; war aber Haut und Zunge kalt, der Puls verschwunden, das Gesicht stark entstellt und mißfarbig, so geschieht die Genesung vorzüglich nur unter Wiederherstellung der Gallenabsonderung und überhaupt der natürlichen Sekretionen des Darmkanals, mit Rückkehr des Kreislaufs des Bluts im ganzen Körper, der Wärme und natürlichen Schwellung der Haut, aber ohne alle vermehrte Thätigkeit der letztern. Ja wenn auf der Höhe des krampfhaften Stadiums, so wie in der Periode der Lähmung, ein warmer Schweiß erscheint — der dann meistens klebrigt und nicht allgemein ist — so stirbt der Kranke gewöhnlich nach wenigen Stunden.

Die meisten Schriftsteller über die Cholera gaben bisher an, daß sich die Krankheit in allen ihren Zeiträumen vorzüglich, ja fast allein durch Schweiß entscheide. Unser Verfasser hat an Kranken, welche auf der Höhe der Krankheit genaßen, nie Schweiß, als Rettungsmittel der Natur, beobachtet; und wenn man bedenkt, daß, je heftiger die Krankheit befallen hatte, die Entmischung des Bluts und damit die Armuth an wässerigen Bestandtheilen desto stärker war, wird man dies sehr begreiflich finden. Das Blut gibt das Material zu den Sekretionen her, also auch zum Schweiß; dieser besteht aber bei weitem zum größten Theile aus Wasser; sollte nun der Organismus einen Stoff verschwenden, der ihm gerade abgeht, und den er erst wieder zu ersetzen bemüht seyn muß?

Der Prozeß der Genesung geschieht also durch allmählige Lösung der furchtbaren innern Nervenaufreizung und des Gefäßkrampfs. Die fieberhaften Krankheiten entscheiden sich bekanntlich durch Krisen, d. h. die Natur stößt durch irgend ein Sekretionsorgan eine krankhafte Materie aus, welche sich von der natürlichen Absonderung des Organs physisch und chemisch unterscheidet, und reinigt dadurch gleichsam den Körper. In diesem Sinne nun kann man in der Cholera nicht wohl von Krisen und von kritischer Entscheidung sprechen: die Sekretionsorgane leeren, wenn sich jener Krampf löst, nur ihre natürlichen, bisher zurückgehaltenen Stoffe, keine krankhaften Produkte aus. Schon dieser Umstand entfernt bei der Cholera den Gedanken an ein Contagium im engern und eigentlichen Sinne; wir besprechen dieses Verhältniß bei der Frage über die Art der Verbreitung der Cholera.

In der Periode der Reaktion entwickeln sich nun nicht selten schlimme Nachkrankheiten, welche oft dem der Scylla entronnenen Kranken zur unheilvollen Charybdis werden. Auch diese Nachkrankheiten, unter denen eine Art von schleichendem Nervenfieber die Hauptrolle spielt, haben manches Eigenthümliche; indessen ist von hier, wenigstens für die Phantasie des Beobachters, gleichsam das asiatische Element der Krankheit verschwunden; man befindet sich wieder auf alteuropäischem Boden, wo man nach der alten Weise raisonniren und die alten Theorien spielen lassen kann; wir verfolgen daher die Cholera auch nicht auf dieses Gebiet und machen nur noch, ehe wir von der Behandlung sprechen, auf Einen Punkt aufmerksam. So furchtbar, so schaudererregend die Krankheit ist, so wenig ist sie ekelerregend. Was bei andern Krankheiten den Ekel vermittelt, das sind eben die krankhaften, mehr oder weniger riechenden Sekretionen; in der Cholera sind aber, wie wir gesehen haben, alle natürlichen Sekretionen suspendirt und die widernatürlich entleerten Flüssigkeiten haben rein keinen Geruch. Es ist daher ein gutes Zeichen, wenn sich im Zimmer eines Choleraranken ein unangenehmer Geruch zu entwickeln beginnt; es deutet dies an, daß mit dem Wiedererscheinen der Hautausdünstung und der Galle in den Ausleerungen, das Gleichgewicht der Kräfte sich wiederherzustellen beginnt. Zu bemerken ist ferner, daß auch die Leichen bedeutend langsamer als andere in Fäulniß übergehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, April.

(Beschluß.)

Enfantin, Obervater der St. Simonisten.

Dieser Vater Enfantin ist noch der einzige Stoff, der den kleinen Tageblättern etwas zu spassen gibt. Sein Aufruf an die Frauen hat sie besonders belustigt. Es fehlt ihm, wie es scheint, an einer Frau, an einer starken Frau, welche den Muth hat, die Rolle des Obervaters mit ihm zu theilen und an der Spitze der St. Simonisten und St. Simonistinnen zu stehen. Allein vergebens betheuerte er, er liebe die Frauen recht innig und wolle sie aus ihrer Knechtschaft befreien, ihre Fesseln zerbrechen, sie auf die Stufen höherer Wesen erheben; keine Frau stellte sich bisher ein, um vom Obervater Enfantin auf die erhabenen Stufen des St. Simonismus erhoben zu werden; keine wollte von ihm zur Herrin befördert werden. Man wohnte seinen wöchentlichen Abendgesellschaften bei, trank seine Limonade, aß seine Kuchen, tanzte etwas weniges nach der Weise seiner Musikanten; aber dabei blieb es, und bis dato steht der Obervater noch immer traurig und verlassen da. Die St. Simonisten haben in der letzten Zeit so dunkel und mystisch von der Liebe und von der ehelichen Verbindung gesprochen, daß den Damen bange bei diesen Herren geworden ist und sie Verdacht gegen die heimlichen Anschläge hegen, die sie wohl im Schilde führen könnten. Fast hat es das Ansehen, als ob die St. Simonisten geneigt wären, gewisse Lehren einiger gnostischen und andern Sekten in Hinsicht der Ehen in Ausübung zu bringen, und wohl hauptsächlich dieserhalb hat sie der königliche Anwalt des Verstoßes gegen die morale publique beschuldigt. Jedoch wird dieser Vorwurf vor Gericht schwerlich Stich halten können; denn ihre Lehren in dieser Hinsicht haben die St. Simonisten so dunkel ausgedrückt, daß die Spitzfindigkeit eines königlichen Anwalts nöthig ist, um ein Vergehen darin zu finden. Außer der Frau scheint auch das Geld in der St. Simonistischen Kirche auszubleiben, und obendrein hat sie einen Prozeß, da der Herr Olinde Rodrigues von dem Vater Enfantin gerichtlich die Rückgabe einer Menge von Dingen, als Geld, Rechnungsbüchern u. s. w., verlangt. Auch zur Herausgabe des unentgeldlich vertheilten Globe fehlte es an dem nöthigen Gelde; jedoch hat so eben eine St. Simonistin angekündigt, sie wolle ein Vierteljahr lang die Kosten der Herausgabe bestreiten, unterdessen werde der Himmel schon Rath schaffen. Vater Enfantin muß wohl seiner Rolle etwas müde geworden seyn, denn er kündigt im Globe an, heute, nämlich am Charfreitage, „an welchem der göttliche Sender alle Sklaven befreit habe," wolle er, Enfantin, die Welt und den St. Simonismus sich selbst überlassen und sich mit vierzig Jüngern auf eine der Anhöhen neben Paris zurückziehen, um dort in der Einsamkeit über die Mittel, das Glück der Menschheit zu befördern, nachzusinnen. Wahrscheinlich ist dies eine honnette Art, um sich aus der Sache zu ziehen; denn so angenehm es auch ist, der Obervater der St. Simonisten und St. Simonistinnen zu seyn, so hat es doch seine Unannehmlichkeit, in religiöse, finanzielle und gerichtliche Streitigkeiten verwickelt zu werden, und zwar aus bloßer Liebe zu der Lehre Henri Saint-Simons, und noch obendrein den Spott eines Figaro und anderer kleinen Tageblätter ertragen zu müssen.

Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 108.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 5. Mai 1832.

Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine;
Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur, was er vermag.
Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder; da wär's ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu seyn.

Goethe.

In der Stammburg eines deutschen Fürsten.

Ich nah' euch still, gestürzte Hallen,
Ich tret' auf euch mit leisem Schritt,
Doch Steine lösen sich und fallen,
Wohin mein zager Fuß nur tritt;
Noch steht die halbzerfallne Mauer,
Das Andre ward der Zeit zum Raub,
Bald neigt auch sie sich hin in Trauer,
Und ist ein Häuflein Schutt und Staub.

Rings steh'n die Berg' in grünem Schimmer,
Es glänzt der Fluß im goldnen Strahl,
Nur ich und du, verwaiste Trümmer,
Seh'n düstern Blicks hinab in's Thal;
In anderm Sinne steh'n wir beide
So ernst und trüb hier auf den Höh'n,
Doch kann von deinem stummen Leide
Ich wohl den wahren Sinn versteh'n.

Mich schmerzt nur, daß dem Menschenwerke,
Dem größten, Dauer nicht verlieh'n,
Ich denk' an deine früh're Stärke,
Und blick' auf deine Trümmer hin.
Du aber schaust, als wolltst du fragen:
Wo ist mein altberühmt Geschlecht,
So treu und weise, Rath zu sagen,
So kühn und furchtbar im Gefecht?

In meinem Schooße ward's geboren,
In diesen Räumen wuchs es auf,
Und nahm von hier, vom Glück erkoren,
Zu Ruhm und Glanz den eil'gen Lauf;
Ja, diese Wand, sie war noch Zeuge,
Wie keimt' und vollgedieh' der Baum,
Der, wachsend, seine Riesenzweige
Weit streckte in des Landes Raum.

Ja, diese Stein', als starke Veste,
Vermochten Herrliches zu seh'n,
Sie sah'n das Schönste und das Beste
Ersteh'n, vergeh'n, und neu ersteh'n;
Sie hörten manch' Gejauchz' der Krieger,
Der Feinde Knirschen im Verließ,
Und manches Lied, mit dem die Sieger
Ein Sänger hoher Thaten pries.

Wo sind sie hin, die stolzen Helden,
Wo ist der Stamm, der hier gethront?
Ach, nichts von ihnen hör' ich melden,
Seit nur die Eule in mir wohnt;
An meine Kraft, mich hinzuraffen,
Schlug aller Stürme wüstes Heer —
Weh mir, ich fiel, und keine Waffen
Und keine Lieder hör' ich mehr!

Digitized by Google

So klagst du wohl, ich kann es lesen
In deinem Trauerangesicht;
Doch sie sind hin, die dein gewesen,
Um große Todte klagt man nicht;
Einst haben Sänger hier bewundert
Die Ahnen, deines Stammes Zier,
Nun steht im neunzehnten Jahrhundert
Des Enkels Sänger wieder hier.

Der Enkel, den ich nenn' im Sange,
Er lebt, den Ahnen wohl verwandt,
Steht fest im wirren Zeitendrange,
Und reicht den Besten nur die Hand,
Den Besten nicht, wie sie die Kehle
Noch manches stumpfen Sklaven nennt,
Nein, Männern, denen ganz die Seele
Vor Lust, der Welt zu nützen, brennt.

Die Erd' ist neu, das Volk ist mündig,
Gerettet ist des Menschen Werth,
Viel sonst Gerühmtes heißt uns sündig,
Und klein, wornach wir heiß begehrt;
Der Geist der Zeit, die Zeit der Geister,
Die Herrschaft der Vernunft erschien,
Und der ist groß nur, der ein Meister,
Dem, ihr zu folgen, ganz verlieh'n.

Ihr folgt der Mann, der uns gesegnet,
Der große Fürst aus deinem Stamm,
Manch Ungethüm, das ihm begegnet,
Schwellt gegen ihn den Unsinnskamm;
Doch klüger vor und immer kühner
Ringt nach dem goldnen Preis er hin,
Denn herrlich lohnet ihren Diener
Vernunft, die hehre Königin.

Sie lohnt mit Achtung, mit Vertrauen,
Und theilt den Menschenorden aus,
Sie hilft ihm einen Himmel bauen
Inmitten in sein irdisch Haus,
Sie weiß ihn, wenn er krank, zu warten,
Sie lächelt weg, was unglückschwer,
Und pflanzet einen Liebesgarten
Voll ew'gen Frühlings um ihn her.

Ihr fragt, so däucht mir, luft'ge Geister,
Ihr Bürger der versunk'nen Welt:
„So ist der Enkel, dieser Meister,
„Wohl ein gewalt'ger Kriegesheld?"
Er ist's, besonnen und verwegen,
Doch sinnt er nicht auf blut'gen Mord,
Den Helden macht nicht nur der Degen,
Den Helden macht nun auch ein Wort;

Ein Wort der Nächstenlieb' und Milde
Vom Herzen an des Volkes Herz,
Ein Wort, bewehrt mit starkem Schilde,
Gefügt aus Wahrheit, nicht aus Erz,
Ein Wort, wie viele er gesprochen,
Ein Wort, das Tausende beglückt,
Ein Wort, das Ketten hat gebrochen,
Und alten Unrechts Macht zerstückt.

Ein solches Wort — wo sind die Klingen,
Die solchen Siegs sich je erfreut,
Wer wagt's, die Fahne noch zu schwingen,
Wo solch ein Glück die Lippe beut?
Heil ihm! und mög' ihn nichts ermatten,
Und kein Mißlingen mach' ihn kühl,
Ihr, seiner Ahnen heil'ge Schatten,
Stärkt ihn, zu bringen an sein Ziel!

Ich ruf' es, und die Mauer klinget,
Im Innern bebt das morsche Haus,
Und, wie aus hundert Kehlen, dringet
Ein dumpfer Jubelruf heraus;
Die Sonn', die Nebel schon umquillet,
Dringt wieder vor mit hellrem Schein,
Wirft ihren Strahl herauf und hüllet
In Purpur die Ruinen ein.

Die Cenci.

(Beschluß.)

Nachdem das Geschäft des Ankleidens vollendet, sagte Beatrice mit fast freudiger Ruhe und Heiterkeit des Geistes zu den Dienern und dem Anwalte: „Ich grüße Euch, geliebte Seelen, ich grüße Euch zum lezten Male; erinnert Euch meiner und betet bisweilen für mich." So sprechend, gab sie ihrer Margarethe einen Kuß, verabschiedete mit der Hand ihren guten Tobias und dankte mit einer Neigung des Hauptes dem Doktor. „Vielleicht," sprach da der Leztere, seinen Schmerz unterdrückend, „vielleicht sehen wir uns wieder; meine Hoffnung ist nicht erloschen." Das Mädchen schüttelte bei diesen Worten den Kopf, wie Jemand, der Alles aufgegeben und sich nur noch seinem Schöpfer anbefiehlt. In diesem Augenblicke vernahm man die ersten dumpfen Töne einer Glocke, die auf einem entfernten Thurme geläutet ward, und eine nahe kleinere Glocke im Pallaste Savella selbst antwortete; dieser Ton verkündete, daß in einer oder zwei Stunden die Verurtheilten sich zur Piazza di Ponte begeben sollten; er vernichtete jede Hoffnung des Doktors, der mit erstickter Stimme nichts sagen konnte, als: „Ich begleite Euch, Beatrice, auf dem Wege des Schmerzens, den Ihr bald zu gehen haben werdet," worauf er mit Margarethen und Tobias das Gefängniß verließ.

Digitized by Google

Nach zwei Stunden, während welchen Beatrice und der Mönch im Kerker allein blieben, wurde durch den Schließer geöffnet, und sechs Brüder der Misericordia traten ein, die Verurtheilte abzuholen. Unter diesen war auch der Advokat, welcher das Gewand der Geißeler angelegt hatte. Er faßte Beatricen bei einem Arme, an der andern Seite unterstützte sie Bruder Luca, und so ward sie eine enge Treppe hinab in die Vorhalle des Pallastes geführt. Dort traf sie mit ihrer Leidensgefährtin zusammen, die gleichfalls ein Nonnenkleid von schwarzer Seide ohne Verzierung trug. Sie umarmten sich; Beatricens Stiefmutter weinte, nicht so das Mädchen. Sie schien ganz dem Gedanken an die unendliche Barmherzigkeit Gottes hingegeben: die Erde mit ihren Schmerzen, mit ihren Klagen lag schon hinter ihr. An der Schwelle angekommen, vernahm sie ein Geschrei wie Freudenruf. Es war das Volk, das bei Lesung einer Akte, wodurch dem jüngern Bruder der Cenci Gnade verkündet ward, in lautes Jauchzen ausbrach. Beatrice, bei diesem Lärm zusammenschreckend, fragte den Mönch, was geschehen sey. „Euer Bruder ist begnadigt," antwortete dieser. „Giacomo?" — „Nein, der jüngste, der noch nicht fünfzehn Jahre alt ist." — „Armer Bernardo," seufzte das Mädchen, „so bleibst Du denn allein übrig, für uns alle zu beten! Die heilige Jungfrau sey gelobt!"

Der Trauerzug, der die drei Opfer zum Tode geleitete, war durch die Straße Savella gezogen. Voraus ritt ein Haufe von Bewaffneten, die mit Gewalt durch die von allen Seiten herbeiströmende Menschenmenge einen Weg bahnten. Hinter diesen kam die große schwarze Fahne der Misericordia und sodann mit brennenden Kerzen zwanzig Brüder, die den Rosenkranz beteten; dann zu Fuße zwischen zwei Dominikanern Beatricens Stiefmutter; sie selbst folgte zwischen Bruder Luca und Farinaccio. Hierauf kamen wieder zwanzig Brüder der Misericordia, das Miserere singend, und endlich Giacomo Cenci, der zum Rade verurtheilt war. Kaum hatte der Zug die Ecke des Pallastes Savella hinter sich gelassen, so wurde er eine Zeitlang durch einen traurigen Vorfall aufgehalten. Ein am Rand eines Daches befindliches Fenster war voll von Zuschauern, die, sich drängend und stoßend, ein großes Becken von Majolica, das auf dem Dache stand, mitten in die Straße hinabwarfen. Es fiel dem armen Bruder, der neben dem Kreuze den Eimer mit dem geweihten Wasser trug, auf den Kopf. Er wurde aus dem Gedränge hinweggeschafft; der Hirnschädel des Unglücklichen war zerschmettert, und nach wenigen Stunden verschied er unter den Tröstungen der Religion. Der Arme schien denselben Morgen eine Ahnung gehabt zu haben, daß die Sonne, die ihm so spät aufzugehen schien, ihm nicht mehr untergehen werde, und so geschah es auch.

Die Piazza di Ponte war ringsum von Schaugerüsten umgeben: Herren, Prälaten, Arme, Frauen, Männer, Greise, Kinder — Alles hatte die Neugier herbeigezogen, Zeugen des blutigen Schauspiels zu seyn. Die Wittwe Francesco Cencis litt zuerst. Als alles zum zweiten Opfer bereitet war, meldete man es Beatricen. Das muthige Mädchen hatte den weiten Weg vom Gefängnisse zum Platze mit freiem, edelm, fast majestätischem Schritte zurückgelegt. Bei ihrem Erscheinen rief Alles: „Beatrice! sieh! sie ist stark und muthig, wie eine Märtyrin!" und das Wort: Märtyrin, flog von Lippe zu Lippe und erregte ein dumpfes Gemurmel. Daß solche Schönheit, solche Jugend blitzschnell geopfert werden sollte, schien der Menge, welche diesem grausen Schauspiel wie einer theatralischen Vorstellung beiwohnte, kaum wahrscheinlich. Freudig vernahm Beatrice die verhängnißvolle Kunde. Sie fragte die sie umgebenden frommen Brüder, ob ihre Stiefmutter als Christin gestorben sey, dann kniete sie vor der Fahne der Misericordia und sprach mit einem Tone, in welchen sich ihre ganze Seele ergoß, folgende Worte: „Jesu, du vergossest dein köstliches Blut für Alle und für mich! erlöse mit einem Tropfen deines Blutes das, welches ich jetzo vergießen werde!" Dann erhob sie sich schnell, küßte das kleine Kreuz des Bruders Luca, band ein Marienbild von ihrem Nacken los, küßte auch dieses und gab es ihrem Beichtiger. Sodann drückte sie Prospero Farinaccio die Hand und erstieg allein und mit Anstand die Treppe des Gerüstes. Eine Minute darauf vernahm man ein allgemeines Wehgeschrei; es war, als versänke der ganze Platz. Zwei Uhr war's nach Mittag; die Sonne brannte wie Feuer, und ihre Strahlen stachen tödtlich mehr denn dreißig Personen, welche wenige Tage darauf unter Qualen starben. Zwei mit Menschen überladene Schaugerüste stürzten zusammen und erschlugen mehrere Menschen; andere kamen unter den Rädern der Wagen um, welche wilde Verwirrung in das Menschengewühl brachten. Rom sollte dem Hingange dreier Opfer beiwohnen, und grub mehr als fünfzig das Grab *).

So starb Beatrice Cenci im Alter von zwanzig Jahren, sie starb, ohne von dem Verbrechen, das man ihr aufbürdete, das Mindeste bekannt zu haben. War sie schuldig oder schuldlos? Wer ihr engelschönes Bildniß betrachtet, das Guidos göttliches Talent geschaffen, weiß nicht, wie er an ihre Schuld glauben soll; wir, die wir den Prozeß dieser Unglückseligen und Farinaccios Vertheidigung aufmerksam durchgelesen, antworten, was er dem Bruder Luca auf seine Frage erwiederte, ob er sie für schuldig halte: „das weiß Gott allein!"

*) Die Umstände dieser Geschichte sind einer handschriftlichen Chronik entlehnt, die von einem Augenzeugen verrührt und sich in der Bibliothek Reina zu Mailand vorfindet.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Mai.

(Fortsetzung.)

Physiologische Skizze der Cholera.

Wenn wir etwas von der Behandlung sagen, so kann unsere Absicht nicht seyn, das medizinische Labyrinth zu betreten, das, obgleich die Cholera vielleicht der Knäuel seyn mag, von dem sich einst ein leitender Faden für die Medizin abwindet, vorerst durch diese Krankheit noch verworrener geworden ist. Wir bleiben bei den allgemeinsten Grundsätzen stehen, welche bis jezt Vernunft und Erfahrung gutheißen, und verweilen vorzugsweise blos bei denen Seiten der Behandlung, welche den gebildeten Laien, der ein Gesammtbild des Feindes zu bekommen wünscht, um ihm desto unerschrockener in's Auge sehen zu können, zunächst interessiren. Der oberste Grundsaz wird wohl immer bleiben, daß bei der Behandlung die Prozesse, welche die Natur selbst zur Heilung vornimmt, zur nächsten Richtschnur dienen müssen. Die nächste Ursache der Krankheit ist, wie wir gesehen haben, eine eigenthümliche Verstimmung des vegetativen Nervensystems des Körpers, das vorzüglich im Unterleibe wurzelt, und in Folge derselben Scheidung der flüssigen von den festen Bestandtheilen des Bluts, Zurückdrängen des Bluts in die größern Stämme der Gefäße und in die Substanz des Gehirns und Rückenmarks. Die Kälte, die Pulslosigkeit, das eingefallene Gesicht, die Unthätigkeit der Sekretionsorgane, die scheinbare Schwäche der Lebenskraft dürfen — und dies ist ein Hauptpunkt — nicht zu dem Schluß verleiten, als ob Schwäche, Lähmung die Grundursache der heftigen Zufälle sey; es ist vielmehr, wie wir gesehen, ein höchst aktiver Zustand. Spannung, Krampf im ganzen Körper. Daher ist eine reizende Behandlung im Allgemeinen durchaus naturwidrig. Die Krankheit entscheidet sich, wie wir bemerkt haben, auf ihrer Höhe nicht durch Schweiß; daher sind die stürmischen Mittel zur Erpressung eines Schweißes sicher nicht der richtige Weg zur Heilung. Ueberhaupt ist alles stürmische Eingreifen, alles Meistern der Natur schädlich. Dahin gehören die Dampf- und heißen Bäder, große Gaben von Opium, heftige Hautreize, wie das Glüheisen, das Abbrennen von Weingeist auf der Herzgrube u. s. w. Diese Mittel sollen durch einen plötzlichen starken Eindruck eine rasche Lösung des Krampfes bewirken; aber die Natur löst den Krampf nicht rasch, wenn sie Genesung herbeiführt, sondern allmählig. Gesezt auch, solche Mittel hätten in einzelnen Fällen sich wirksam gezeigt, so müssen sie, wenn die Wirkung nicht eintritt und der Krampf fortbesteht, durch die heftige Reizung, welche sie hervorbringen, die Lähmung beschleunigen. Man bedenke, daß das Nervensystem in einer ungeheuren Spannung begriffen ist; Mittel, welche dasselbe heftig erschüttern, ohne die Spannung zu überwinden, müssen eben dadurch nothwendig die Wirkung der leztern steigern; sie müssen hier durch Ueberreizung Lähmung oder durch Druck des Bluts auf Rückenmark und Gehirn Schlagfluß herbeiführen. Die bösartigsten Fälle treten so furchtbar stürmisch auf, daß die Kranken schon in den ersten Stunden den Stempel des unabwendbaren Todes tragen. Hier hat das Gleichgewicht der Kräfte einen so heftigen und zugleich so raschen Stoß erlitten, daß eine glückliche Herstellung nur durch eine gleichfalls rasche Lösung möglich wäre. Diese tritt aber nur mit dem Alles ausgleichenden Tode ein. Es wird nimmermehr gelingen, ein Mittel aufzufinden, das diese rasche Lösung mit Erhaltung des Lebens bewirken könnte; diese Fälle stehen durchaus über der Kunst.

Von der eigentlichen Behandlung heben wir nur ein Paar Hauptpunkte heraus. In der ersten Periode der Krankheit wirkt der Arzt nothwendig zunächst auf Umstimmung des Nervensystems und Hervorrufung der unterdrückten Hautthätigkeit hin. Ein unbestreitbar vorzügliches Mittel ist hier die Aderlässe, so lange der Puls noch erhoben und die Temperatur der Haut noch wenig gesunken ist. Man sieht unter diesen Umständen oft sogleich nach der Aderlässe einen allgemeinen warmen Schweiß ausbrechen und den Kranken genesen. Die Wirkung besteht nicht blos darin, daß durch Verminderung einer bereits zur Stockung genelgten Blutmasse der Kreislauf erleichtert wird, sondern hauptsächlich auch in dem Einfluß auf das verstimmte Nervensystem; der Aufreizung in demselben wird dadurch die Nahrung abgeschnitten und der Gefäßkrampf gebrochen. Je weiter die Krankheit vorgeschritten ist, desto zweifelhafter wird die Wirkung des Blutlassens, und bald verbietet es sich von selbst, weil das dicke Blut aus der geöffneten Ader nicht mehr fließt. Im Zustande der Lähmung, wo, wie wir gesehen haben, der Puls zuweilen wieder eintritt, ist es durchaus schädlich. Sehr wichtige Mittel sind gleich im Beginn der Krankheit auch die Senfteige. Je höher die Krankheit steigt, desto mehr sind äußere Gegenreize auf der Haut zu Befreiung der innern Theile angezeigt; man legt ihrer daher immer mehrere und größere auf Bauch, Waden, Arme, Brust, Nacken, Hände und Füße. Sie machen einen allmählig steigenden, lange anhaltenden Gegenreiz, ohne durch zu großen Schmerz die Unruhe des Kranken zu vermehren und Ueberreizung des Nervensystems fürchten zu lassen. Hat die Aderlässe guten Erfolg, so ist häufig nichts mehr zu thun, als die Hautausdünstung durch die gewöhnlichen Mittel, aromatischen Thee, warme Bedeckung, zu fördern. Geht aber die Krankheit dennoch ihren Gang fort, dann öffnet die Medizin ihre Pandorabüchse, und von da werden die Angriffsplane der Strategen so complicirt, zuweilen auch so widersprechend, daß man dem Laien in der Medizin nicht zumuthen kann, mehr davon zu verstehen, als ein Musketier von den Bataillenprojekten des Chevalier Folard. Die vornehmsten instrumenta belli des Arztes, dessen Schrift uns zu dieser Skizze Anlaß gegeben, sind im ersten Stadium Ipecacuanha, im zweiten Kampher, und wenn er sie nicht übermäßig rühmt, am wenigsten Panaceen daraus macht, so spricht dies nicht gegen die Mittel, sondern nur für seine Unbefangenheit und Aufrichtigkeit. (Die Forts. folgt.)

Räthsel.

Mit meinen Augen,
Deß bin ich froh,
Sah ich — die Seele.
Ihr fragt: wie so?

Ich sah sie wirklich.
Es war kein Traum,
Verhüllt vom Kleide
Des Lichtes kaum,

Sie bebte, schwebte,
Sie nahte mir,
Mein Auge küßte
Sie mit Begier.

Nicht fern vom Neide
Thut euch mein Mund
Auch dies Geheimniß
Der Liebe kund.

So sprecht, wie heißt es,
Das Lichtgewand,
Worin mein Auge
Die Seele fand? J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 13.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 109.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 7. Mai 1832.

Béralde. — Voilà un médecin, vraiment, qui paraît fort habile.
Argan. — Oui, mais il y va un peu bien vite.
Béralde. — Tous les grands médecins sont comme cela.

Molière.
Le malade imaginaire.

Die Geschichte, als Trösterin in der Cholera.

Die Franzosen sind ein seltsames Volk. Dieselbe Beweglichkeit der Nervenkraft, welche sie vielleicht für die Cholera ungleich empfänglicher macht, als die germanischen Stämme, ist auch die Quelle von Geistesprodukten, wie der folgende Aufsatz, den wir als den Repräsentanten einer ganzen Literatur mittheilen, welche gegenwärtig die Pariser Presse täglich zu Tage fördert, und die für die Zeit und den französischen Nationalcharakter sehr charakteristisch ist. Ein Journal soll ein Spiegel der Zeit seyn, und somit brauchen wir uns vor den Lesern nicht zu entschuldigen, daß wir sie gegenwärtig so viel von einer Krankheit unterhalten, mit deren Namen vielleicht einst die Geschichte unsere Zeit bezeichnen wird.

* * *

Wäret ihr in Doktor Broussais hübscher Vorlesung über die Cholera gewesen, so wüßtet ihr, daß die Angst so gefährlich ist, als das Uebel selbst. Mehr sollt ihr auch für heute von seinem Vortrage nicht erfahren. Broussais spricht sehr gut, äußerst bündig, trifft immer den rechten Fleck, aber ein furchtbarer Mann ist er. Als er mit seinem Vortrage zu Ende war, saß sein Auditorium bleich, schaudernd da, und auf mehr als eine Wange hatte der Tod sein Bleisiegel gedrückt. Keine Leichenrede von Bossuet konnte ihrer Zeit so tief erschüttern, als dieser Vortrag. Aber freilich, in Zeiten, wie wir sie durchzumachen haben, ist nur die Sprache verständlich, welche die Medizin spricht, die Medizin ist die einzige Gewalt, die man fürchtet, der Arzt ist der einzige Herr, dem man gehorcht. Folgen wir denn unserm Meister Broussais, beruhigen wir uns, und machen wir gleich den Anfang damit, daß wir aus seinen fürchterlichen Vorlesungen wegbleiben. Ich kenne einen Mann, der es unternommen hat, eine hübsche, sehr reizbare und sehr ängstliche Dame zu kuriren, und will die Geschichte erzählen.

Die arme Kranke hatte entsetzliche Angst; es versetzte ihr den Athem, wenn ihr das Herz nur ein wenig pochte, und ach! es pochte in einem fort; sie beobachtete sich ohne Unterlaß; die geringste Kleinigkeit machte sie schaudern, und dieser Schauder vermehrte nur ihr Entsetzen; kurz, sie machte im vollsten Maaße die Qualen durch, die wir mehr oder minder Alle aus Erfahrung kennen. Alles widert sie an, die sonst so geliebten Blumen in ihrem Garten, die herrliche Sonne im Boulogner Gehölz, Herbaults Modelager, wo die großen Damen an schönen Tagen so gerne aussteigen und sich Alles besehen, die abendliche Serenade des hübschen jungen Mannes mit schwarzem Auge und weißen Handschuhen, der Tanz in der Oper, wobei so unendliche Schwierigkeiten überwunden werden, der Roman, in welchem Blut fließt auf jeder Seite, ihr süßer, langer Schlaf unter den gestickten Vorhängen; ja es ekelt sie an, wenn früh Morgens zwei gute Freundinnen in den Ecken einer Ottomane flüsternd den guten Ruf anderer guten Freundinnen zerreißen; ach! sogar die Briefchen, die man auf blaues Papier

Digitized by Google

schreibt und mit parfumirtem Wachs siegelt, bleiben jezt ungeschrieben; Alles, Alles, was sonst die Poesie ihres Lebens gewesen war, erschien ihr jezt schaal und ekel. Wie leidend war sie, wie bleich! und nüchtern den ganzen Tag, und doch hübsch, sehr hübsch!

Paganini! mit welchem Entzücken hatte er sie voriges Jahr erfüllt! und jezt mag sie ihn gar nicht sehen! Vorgestern trat er auf; er läßt sich hören, in dieser Pestzeit, der schwarze Mann. Der finstere Dämon mit dem gesenkten Haupte, den flatternden Haaren, dem geknickten Körper, er ist wieder da und faßt wieder seine Geige an mit der kalten Gluth, die so einzig ist bei ihm. Paganini steht wieder vor unserer Kranken, stürmt, seufzt, lacht, weint wieder; sieht er nicht aus wie ein schlammigtes Reptil, dem Flügel wachsen? seine langen Finger krallen sich an die Saiten, sein breiter Fuß wurzelt am Boden, sein erhabener Blick heftet sich auf die Note, die er in seiner Seele liest; er ist und bleibt die seltsamste, die erhabenste Kreatur unserer Zeit! Und das Alles in der Pest, am Charfreitage, zu einer Zeit, wo wahrhaftig über ein Kleines das Christenthum — fehlt es uns doch sonst an aller Poesie — wieder ein moralisches Bedürfniß werden könnte! Wie interessant! Aber all dieß rührt dießmal unserer Kranken kaum an das Herz, an dieses sonst so bewegliche Weiberherz.

Sie hatte einen Arzt, wie man ihn so für gewöhnlich hat, einen Hausfreund, aufmerksam, gefällig, äußerst geduldig, der seine Kranken recht herzlich bedauert, und wenn sie weiblichen Geschlechts sind und einen weißen runden Arm haben, den Finger gar lange auf dem Puls liegen läßt. Man beschloß aber, nicht den gewöhnlichen Arzt rufen zu lassen, sondern einen Doktor von der groben Sorte, der laut spricht und kurz angebunden ist, der euch mit strengem Blicke mustert und den Puls, wenn es anginge, mit dem Stocknopf fühlte. Es kommt vor, daß dieser Blick, vor dem sich der eurige senkt, dieser Ton, bei dem euch das Wort im Munde erstirbt, dieser Wille, der euch gebietet, gesund zu seyn, dem Kranken sehr gut bekommen. Einen solchen schwarzen Doktor also berief man zu unserer Kranken, bei welcher ihr gewöhnlicher Blonder mit seinen süßen Worten nichts ausgerichtet hatte.

Der schwarze Doktor kam gravitätisch angerückt und sezte sich vor die zitternde und bebende Kranke hin. Er betrachtete sie von Kopf bis zu den Füßen mit kaltem, ernstem Blick, als wäre ihm ein so zierlicher Wuchs, ein so kleiner Fuß, ein so schöner Kopf etwas Alltägliches; dieser Blick sagte der hübschen Kranken deutlich, daß dießmal ihr Reiz über den Mann, der sie ansah, nichts vermochte, daß sie ganz und gar in den Händen des Arztes war; sie fühlte dieß, und ihr wurde entsezlich bange. Mit einer Stimme, die sanfter klang, als sein Blick vermuthen ließ, fing der Doktor an: „Madame, Sie haben die Cholera noch nicht; wenn Sie aber Ihre Nerven so schalten lassen, wenn Ihre Brust lange so fortarbeitet, stehe ich für nichts.“ Mit diesen Worten machte er Miene, aufzustehen; die Kranke stieß einen lauten Schrei aus und er sezte sich wieder. Nach einer Pause nahm er von Neuem das Wort, und sprach lange, und sagte Dinge, von denen die arme Frau zwanzigmal hätte den Tod haben können, wenn der Schauder so leicht tödtete; aber er war ein sehr gelehrter Mann und wußte, was er sagte.

(Die Fortsezung folgt.)

Aus dem Reisetagebuche des jüngsten Anacharsis.

Briefe an zwei Freundinnen in Stuttgart.

Vierter Brief.

Baireuth, den 10ten April.

Diesen Brief an mein strahlendes, seefahrtlenkendes Dioskurinnenpaar hab' ich eigentlich nicht geschrieben, sondern nur gedacht. An jedes der unzähligen Felsenstücke, die zu beiden Seiten der so eben von mir befahrnen Straße aufgethürmt lagen, hab' ich einen Buchstaben geschrieben. Die Dinte, in die ich meine Feder tauchte, war der Mondenschein, und die Feder selbst mein einsamer, in die Klause meines Kopfes und des Postwagens verschlossener Gedanke. Wie ein hämmernder Gnom kam ich mir in diesen Steinmassen vor, das Viergespann Ihrer schönen Augen bildete das Grubenlicht, und die Gedanken, die ich zu Tage förderte, waren jene beschriebenen Felsen, deren Inhalt ich Ihnen nicht vorenthalten würde, wenn ich Runenschrift zu schreiben, Sie aber sie zu lesen verstünden. Lassen Sie mich noch einen Augenblick bei dieser Hieroglyphenschrift verweilen, wenigstens bei ihrem vollkommenen Extrem, dem niedlichen Sans pareil, das Ihnen jeder Druckerbursche erklären wird als die feinsten Perlenlettern, mit denen man auf Staatsschuldscheinen zu drucken pflegt, daß, wer sie nachzufälschen sich unterstünde, zu Festungs- und Karrenstrafe und zu Staupenschlag verdammt werde. Drum hab' ich auch von dem hiesigen Sans pareil und den andern Herrlichkeiten, durch die Baireuth so berühmt geworden ist, nichts sehen können, und kann darüber nichts berichten. Nein! ich will offen seyn: ich habe sie nicht sehen mögen. Ich liebe diese Monrepos, Pantaisies, Bellevues nicht. Angenehm mögen freilich solche Gegenden und Aussichten zu nennen seyn, nur gefallen mir die Menschen nicht, die sich in ihnen entzückt haben. Denken Sie sich einen kleinen, dicken Mann, der mit seinem Puderkopfe einem beschneeten Bergkegel gleicht.

Digitized by Google

Denken Sie sich ihn in einem fahlgrünen Leibrock mit langen Schößen und weiten Taschen, kurzen Aermeln und Manschetten und silbernen Knöpfen, und unter'm Arm bemerken Sie gefälligst jenen steifleinenen Regenschirm, die Spitze nach vorn, den Stock nach hinten gekehrt. Treten Sie näher und untersuchen Sie den Glanz, der das rothwangige Antlitz überfirnißt! Thränen weint er, Thränen der Entzückung, daß der Mensch so klein, Gott so groß und die Natur so schön sey. Da saugt eine Biene in einem Blumenkelche: das sticht dem kleinen Auge des kleinen Mannes die Thränendrüse auf. In jede Blumenglocke hängt er den Schlägel irgend eines seiner diversen Gefühle, und läutet damit, bis er vor Wehmuth zerfließt. Jezt naht er sich einem Hügel. Hören Sie die Inschrift, die dort zu lesen ist:

Es wird hier Jedermann gebeten,
Die Berge und Hügel nicht flach zu treten;
So unhöflich wird doch Niemand seyn,
Und stecken gar die Felsen ein.

Auf eine grünfärbige Bank sezt er sich nieder und sieht hinein in des lieben Gottes liebe Natur und der Menschen Kunst, sieht zu seinen Füßen grünes Gras, Vergißmeinnicht, die lieben Blümlein an dem blauen Bach, der durch die Wiesen sich schlängelt, und auf diesen Wiesen die malerischen Gruppen der Viehheerden, und die Schäfer blasen auf der Flöte, und weiße Wolkenschäflein ziehen am Himmel, und unten springen die Lämmer zum Tanze, und eine Lerche wirbelt in den Lüften, und die Hüte der Schäfer haben grüne Bänder, und der kleine Mann da oben weint noch immer, und holt aus der Tasche Sulzers Theorie, um die ihn jezt bewegenden Gefühle der Schönheit, der Anmuth, der Erhabenheit auch ordentlich zu unterscheiden. Vielleicht werden Sie, meine Freundinnen, das Alles nicht so bemerken, und meine heutige Phantasie für hellsehend halten, aber ich weiß nicht, war es Vision oder Wirklichkeit, auf dem großen Markt in Baireuth kam mir das Alles so bestimmt vor die Augen, daß mich mein Postillon lange vergebens fragte, ob ich denn hier bleiben wolle? Ich erklärte ihm nun aber, und schwur's bei den drei Statuen, die den Marktplatz zieren, daß ich gesonnen sey, weiter zu fahren: denn ein Scythe, ein Wilder sey gegen Rousseau'sche Caressen unempfindlicher, als die Achtung, die jener Weise für die Hottentotten und meine Landsleute empfindet, zu gebieten scheint. Der schwarzblaue Bursche verstand mich wohl nicht, Sie aber errathen, was ich sagen wollte. Erklärten Sie doch einst zu meinem Entzücken, Sie wollten jene Stunden nie vergessen, wo wir auf der Solitude den Abelard und Heloise lasen und auslachten. Schon damals kamen wir auf die gerühmten Lustschlösser unserer Fürsten, und beschlossen, bei einem künftigen allgemeinen Volkstage überhaupt auf die Ausrottung der Thränenweiden und Trauerpappeln anzutragen. Doch hören Sie meinen Rath, auch hierin vorsichtig zu seyn; denn selbst der Patriotismus der Deutschen ist sentimental; würde man unsern Mangel an Gefühl für das Rührende nicht auch als Mangel an Vaterlandsliebe auslegen? Wird man nicht einst gar diejenigen strafen als Feinde des Vaterlandes, die als Freunde desselben die Deutschen gezüchtigt haben mit den Waffen der Wahrheit und des Witzes? O! kommen Sie, wir lassen Baireuth hinter uns.

Alte und moderne Exegese.

Ein Eselein hat Gottes Sohn getragen;
Was will uns der bescheidne Einzug sagen?
Gott kann auch die Verachteten und Schwachen
Zu Trägern seines Götterthumes machen.

*

Damit sich Niemand am Palmesel stoße:
Die Esel des Orients sind schöne, große,
Achtbare Thiere, muthig und lebendig,
Daß, drauf zu reiten, Jesu wohl anständig.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

Der Improvisator Pradel.

Eugene de Pradel gab uns neulich in einer Privatgesellschaft Proben seiner Improvisationskunst. Er ist ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, der schon mehrere Jahre lang in Paris sowohl, als in der Provinz sich öffentlich und privatim in dieser Kunst hören läßt, worin er keine Vorgänger gehabt hat. Der Trieb zum Improvisiren scheint bei ihm vor mehreren Jahren durch die Anwesenheit italienischer Improvisatori angeregt und erweckt worden zu seyn. Er versuchte es Anfangs, aus dem Stegreife einige hundert Verse über ein aufgegebenes Thema zu dichten. Bald ging er weiter und wurde so kühn, mit den Italienern in die Wette ganze dramatische Stücke zu dichten. In der Privatgesellschaft, worin ich ihn vor einigen Tagen hörte, hatte man eine Menge von Herren und Damen eingeladen, und Pradel schickte sich an, uns den ganzen Abend zu unterhalten. Man hatte für ihn ein kleines Brettergerüst errichtet, worauf er ganz allein das noch zu dichtende Trauerspiel darstellen sollte. Man gab ihm die Ermordung des Herzogs von Guise auf König Heinrichs III. Befehl zur Aufgabe; er bat sich einige Minuten Bedenkzeit aus, wählte sich die Personen, die in dem Stücke auftreten sollten, und bald darauf begann er in drei Abtheilungen eine Reihe von Auftritten darzustellen, welche folgerecht und historisch das tragische Ende des Oberhauptes der Ligue herbeiführten. Die Anlage des Stückes war einfach; die Auftritte bestanden nur aus Dialogen, das Ganze war, so zu sagen, nur das Gerüste oder das Skelett einer Tragödie, allein doch nicht unbefriedigend. Die Verse

Digitized by Google

flossen freilich nicht mit der Fülle heraus, wie bei den inspirirten Italienern, und waren auch nicht so wohlklingend; die italienische Sprache bietet dafür Hülfsmittel dar, welche der französischen fehlen. Der italienische Dichter braucht nur einige Worte zu nehmen, und er müßte ungeschickt seyn, wenn er an dieselben nicht bald einen ganzen Satz anreihen könnte. Allein die französische Sprache besitzt wenig Inversionen. Die Redetheile müssen nach einer bestimmten Ordnung konstruirt werden, und die großen alexandrinischen Verse erfordern ein strenges Metrum. Es ist wahrlich etwas Wunderbares, solche Verse aus dem Stegreif zu dichten, und dieses Wunder wird noch erstaunenswürdiger, wenn der Dichter nicht allein die Verse, sondern die ganze Handlung eines Trauerspiels erfinden soll. Pradel theilte jeden Aufzug in drei oder vier Gespräche ab. König Heinrich III. will sich des Herzogs von Guise entledigen, dessen Einfluß ihm lästig wird. Er unterredet sich mit einigen Hofleuten, um zu sehen, ob sie geneigt seyen, ihm einen Liebesdienst zu erweisen und den Herzog aus dem Wege zu schaffen. Unter andern wendet er sich an den tapfern Crillon; dieser weist den Vorschlag eines Meuchelmordes mit Verachtung ab; aber auf dem Schlachtfelde und in jedem offenen Kampfe ist er bereit, für seinen König Leben und Gut hinzugeben. Dieser Auftritt war sehr gut ausgeführt. Pradel sprang zur Rechten und zur Linken, um wechselseitig den König und den Edelmann darzustellen, was sich bei dem tragischen Stoffe doch etwas possierlich ausnahm. Heinrich findet endlich einen feilen Hofmann, der sich zu dem Meuchelmorde will brauchen lassen. Auch bei dem herrschsüchtigen Herzoge von Guise führte uns der Dichter ein und entwickelte in einer edeln Sprache die politischen Gesinnungen dieses Oberhauptes und die Plane seiner Parthei. Im dritten Aufzuge will der Herzog von Guise bei dem Könige eintreten; der Mörder hält ihn unter verschiedenen Vorwänden auf und zeigt sich sehr geschmeidig gegen den mächtigen Guise; dieser antwortet verächtlich auf die Reden des glattzüngigen Hofmanns, welcher ihm auf einmal anfällt und ersticht; Guise hält noch einen Monolog, ehe er verscheidet, und König Heinrich erscheint zuletzt, um seine Freude darüber auszudrücken, daß er von seinem größten Feinde befreit ist. Als Trauerspiel betrachtet, würde eine solche Komposition, wenn sie gedruckt würde, sehr mager und dürftig erscheinen; aber als Improvisation ist sie gewiß ein kühnes Wagstück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Stuttgart, Mai.

(Fortsetzung.)

Physiologische Skizze der Cholera.

Zum Schluß noch einige praktische, allgemein interessante Bemerkungen.

Besondere Berücksichtigung erfordert auf der Höhe der Krankheit die große Störung des Gemeingefühls, nämlich die aus Einer Quelle strömenden Gefühle von Durst, eigenthümlicher Angst und Beklemmung, und innerer Hitze. Man muß dem, zu was diese Gefühle den Kranken treiben, auf einen gewissen Grad nachgeben, die Gefühle mit Vorsicht beschwichtigen und befriedigen. Geschieht dies nicht, so wirkt die dadurch hervorgebrachte psychische Aufreizung und Anstrengung höchst nachtheilig auf die Krankheit zurück und befördert die Lähmung. Dies ist um so begreiflicher, da eben jene Störungen des Gemeingefühls die nächsten Aeußerungen der Krankheitsursache selbst sind, nämlich der Verstimmung des sympathischen Nervensystems. In dieser Beziehung kommt besonders die Stillung des Durstes in Betracht: der Kranke sieht um kaltes Wasser, er verschlingt es mit Heftigkeit und hat wenigstens augenblickliche Befriedigung. In Wien wurde die Anwendung des Eises zu einer Methode erhoben; man wandte es theils innerlich an, theils zu Reibungen der Haut, theils als Eiswasser in Klystieren. Die Eisreibungen haben sich zwar in manchen Fällen als ein kräftiges Mittel gezeigt, um die Wärme der Haut zurückzurufen; doch sah unser Arzt auch üble Folgen davon, und hält sie im Allgemeinen für entbehrlich. Eisklystiere sind, wie alle zum Zwecke des Stopfens der Ausleerungen angewandten Mittel, verwerflich. Dagegen gehört das Eis, innerlich gereicht, zu den wichtigsten Mitteln in der Cholera. Im Beginn der Krankheit gibt man es nicht; der Durst ist noch nicht so heftig und zum Zweck des Schweißtreibens sind hier schleimigte Getränke und aromatische Thees förderlicher. Aber im zweiten Stadium gibt man dem Kranken jede halbe Stunde ein Stückchen Eis von der Größe einer Haselnuß in den Mund; er läßt es gewöhnlich zergehen und schluckt das kalte Wasser; in der Zwischenzeit reicht man etwa alle Viertelstunden 3 — 4 Eßlöffel voll kaltes Wasser. Man darf das Trinken nicht der Willkühr des Kranken überlassen: er ergreift das Gefäß und leert es bis auf den Grund; auf die angegebene Weise aber schadet das Trinken nicht; ja das Eis und kalte Wasser scheinen wirklich auch die Nervenaufreizung unmittelbar zu bekämpfen.

Die äußern Erwärmungsmittel sind insofern zweckmäßig, als eine Hervorrufung der Hautthätigkeit die Lösung des innern Leidens erleichtert; zu Anfang der Krankheit sind sie ohnehin als schweißtreibende Mittel nothwendig. Aber hier ist wieder daran zu erinnern, daß der psychische Zustand des Kranken die höchste Berücksichtigung verdient. Jede Aufreizung desselben hat nachtheilige Folgen; man hüte sich daher, besonders bei vorgerückter Krankheit, vor zu starker künstlicher Erhitzung: man muß den Kranken mit den Erwärmungsmitteln so wenig als möglich belästigen. Man legt Federbetten oder wollene Decken auf den Kranken, an die Füße einen in ein Tuch geschlagenen erhitzten Backstein, auf den Bauch erwärmte Tücher, an die Unterschenkel mit heißem Wasser gefüllte Keilige oder Säcke mit heißer Asche. Der Wärter muß den Kranken, wenn er sich entblößt, bedecken, aber niemals Zwangsmaßregeln, wie Riemen u. dgl., anwenden.

Warme Bäder sind beschwerlich, anstrengend, werden leicht durch Erkältung nachtheilig, und scheinen auch nicht viel zu wirken. Trockene oder mit aromatischen und geistigen Mitteln gemachte Reibungen zu Hervorrufung der Hautthätigkeit — ein Mittel, zu dem man früher allgemein großes Zutrauen gehabt — fand man in den österreichischen Staaten entbehrlich; es ist ungleich besser, der Kranke bleibt ruhig und zugedeckt liegen. Dagegen sind bei schmerzhaften Krämpfen der Glieder Reibungen mit Kampferspiritus zu Linderung der Schmerzen sehr wirksam.

Mehr als in jeder andern Krankheit gilt in der Cholera der Satz, daß die ärztliche Hülfe desto glücklicher ist, je früher sie kommt. Im ersten Stadium sind, die heftigsten Fälle ausgenommen, bei denen dieses Stadium fast ganz wegfällt, fast alle zu retten, im zweiten im Allgemeinen die Hälfte, im ausgebildeten Grade — keiner.

Einige Gedanken und Beobachtungen über die Art, wie sich die Cholera von Mensch zu Menschen mittheilt, geben wir in einem dritten und lezten Artikel.

(Beschluß des zweiten Briefs.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 47.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 110.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 8. Mai 1832.

Der Scherze Glück liegt in dem Ohre deß,
Der sie vernimmt, nie in dem Munde deß,
Der sie gemacht.

Shakespeare.

Aus dem Reisetagebuche des jüngsten Anacharsis.

Fünfter Brief.

Mondenschein, den 30ten April Nachts.

Schlagen sie alle geographischen Handbücher von Büsching bis Cannabich nach, Sie werden den Ort, aus dem ich diesen Brief datire, nicht finden. Ich kenne die Gegend nicht, in der ich jezt bin, und nenne sie am besten nach dem, wovon sie beleuchtet wird. So nimmt man die Erscheinung der Dinge für ihr Wesen, und sezt den Ruf an die Stelle der Tugend. Ein Knopf, eine Halskrause, ein schiefes Bein, ein Auge, statt ihrer zwei, charakterisiren oft am vollkommensten eine sonst unergründliche Seelentiefe, so wie ich von Aesops Buckel am besten auf seine Fabeln schließe. Glauben Sie also nicht, daß in dem Ortsnamen Mondenschein gar eine versteckte Anspielung auf die herzogl. und königl. Sächsische Aufklärung liegt, der ich immer näher rücke; halten Sie sich fest an mein früheres Geständniß, daß ich poetisch, nicht geographisch reise, und statt von Städten und ihren Schönheiten, lieber von dem Lichte erzähle, in dem sie mir erschienen oder nicht erschienen sind. Aber die Lage, in der ich mich jezt befinde, ist doch sehr unerwünscht! Ich bin mitten unter die Kinder Israels gerathen, muß mich in ihren Kehltönen fortgurgeln, die Prozente der Naumburger Messe berechnen, und auf die preußische Regierung bös zu sprechen seyn, daß sie die Naumburger Meßprivilegien aufgehoben hat. Und dennoch — ich hab' einen ansehnlichen Gewinnst aus dieser Zahlenlotterie gezogen, eine Nachricht, die, so viel mir bekannt ist, noch nicht bekannt ist. Einige Stunden hinter Nürnberg haben Bemühungen, deren Eifer alte Tradition und ein ausgesezter Preis unterstüzte, einen mineralhaltigen Segensborn entdeckt, der dem Teiche Bethesda an Heilkraft und Wunderthätigkeit nichts nachgeben soll. Das Talmudische Mährchen vom fluthaufregenden Engel übergeh ich und berichte, daß die Völkerschaften der ganzen Umgegend dieß neue Heil zu ihrem Wallfahrtsorte machen. Schon so viel sollen von ihren Gebrechlichkeiten genesen seyn, daß ich fürchte, wenn der Ort erst dem gesunden und ungesunden Publikum der Welt, den Novellisten, falschen Spielern und Diplomaten geöffnet seyn wird, werde ihm die Heilkraft schon genommen seyn. Hören Sie statt vieler Wunder nur Eins! Ein reicher Mann der Umgegend, dem das Schicksal zwar Geld verliehen hat, sich Brod und Fleisch zu kaufen, aber keine Arme, es zu essen, dem sind nach Genuß jenes Wassers die fehlenden Gliedmaaßen sichtlich gewachsen, so daß, wie wir Drei zusammen sechs, so er jezt seine zwei natürlichen Arme hat. Allerdings protestirte ich gegen die Wahrheit dieser Erzählung, nannte sie eine verstellte Fabel aus Ovids Metamorphosen, aber die Hebräer gaben ihr Wort darauf — und da mußte ich doch schon glauben. Jezt noch eine zweite Merkwürdigkeit! Sie kennen den fürstlich Verstorbenen, wenigstens seine Briefe. Dieser Revenant ist Besitzer eines Badeortes, und es ist merk-

Digitized by Google

würdig, wie diese Namen zu Deutschlands Heilquellen kommen; denn der Besitzer der vorhin genannten Badentdeckung in der Gegend von Eschenau ist ein Gräflicher Namensverwandter des bekannten Unbekannten. Um jener Thatsache auf den Grund zu spüren, hab' ich mir vorgenommen, eigens noch einmal die Nibelungen zu studiren und zu forschen, ob denn der Ahnherr des Hauses, Herr Rüdiger von Pechlaren, nicht irgendwo in einer metallurgischen Beziehung erwähnt wird. Ist die Reise zum Etzel vielleicht gar nur eine Badereise der Nifungen und Burgunden gewesen? Sollte die Lachmannsche Hypothese, daß die Nifungen Gnomen sind und Dämonen, sich in Mineralwasser auflösen? In der That, die Pechlaren stammen nicht aus Deutschland, sondern aus Arabien, vermuthlich — dem steinigten. Rüdiger war der erste deutsche Diplomat in Hunnischen Diensten. Ueberall schreitet er zur Vermittlung der Extreme ein, versöhnt durch milden Zauber der Rede und durch erfahrne Klugheit des Verstandes, und Etzel, der den flüchtigen Araber in seinen Schutz aufnahm, bedient sich seiner am liebsten zu Gesandtschaften und ähnlichen diplomatischen Aufträgen. Man sieht, daß hier die Badekurbeziehung durchaus nicht fehlt, und staunend über die Divinationsgabe des Verstorbenen (denn im Stammbaum wird doch Rüdiger nicht stehen?) räume ich ihm die Ehre jener nebelhaften Abstammung gern ein. Daß mir aber Juden zu dieser Anerkennung die entfernte Veranlassung gegeben haben, ist ein Uebelstand, dem sich nun schon nicht abhelfen läßt. Möge der Verstorbene darin einen Fingerzeig der Nemesis wahrnehmen, die uns den zur Hülfe sendet, den wir bekriegen wollen! Nach Frauenart sind Sie, meine Freundinnen, unversöhnlicher als ich. Sie werden dem Manne nie vergeben, daß er ein plebejisches Hep Hep gerufen hat hinter unserm modernen Moses, der auf dem Montmartre (in monte martyrum) wie auf den Höhen Nebos Hauptumleuchtet steht, in das gelobte Land der Freiheit uns noch begleiten konnte, es aber selbst nicht betreten darf und von den Engeln einsam begraben wird. Ich habe Sie in Thränen gefunden, da Sie eben jene berüchtigte Geruchsscene zwischen dem Juden und dem Fürsten gelesen hatten, und Sie, Auguste, riefen unwillig aus: des Fürsten Wappenvogel ist nicht mehr der Adler, sondern die Krähe! Ich kenne für einen Schriftsteller keine größere Demüthigung, als wenn Frauen erklären, er habe aufgehört, liebenswürdig zu seyn. Ach! wo läßt sich diese Gefahr weniger vermeiden, als bei uns Deutschen! Daß es vom Erhabenen zum Lächerlichen nur einen Schritt gibt, gilt nur für Franzosen. Daß es vom Witzigen zum Groben nur einen halben, vom Geistreichen zum Frivolen nur einen viertel, und vom Kopfe zum Hute, der ihn bedeckt, vom Herzen zum Stern, der auf ihm prangt, gar keinen Schritt gibt, gilt nur für uns Deutsche! —

Die Geschichte, als Trösterin in der Cholera.

(Fortsetzung.)

„Madame," so sprach der Doktor ungefähr, „Sie müssen sich ein für allemal beruhigen. Was seit einem Monat hier vorgeht, ist betrübt, allerdings; aber Sie sind ja in der Geschichte bewandert. Der Pesten, der großen Pesten ist kein Ende in der Geschichte. Wir brauchen gar nicht weiter zurückzugehen als auf Thucydides: im Jahr 429 vor Christi Geburt brach zu Athen eine Pest aus; Athen war ein klein Paris, Madame, und da ging es denn her wie hier: lauter Poeten, die verstummten, Archonten, die wachten und schafften, und Weiber, die Angst hatten. Eine abscheuliche Pest! Neun Tage hatte der Kranke zu leiden, und was das Furchtbarste war, alle moralischen Bande löste die Seuche auf: die Straßen waren besäet mit Leichen, der Sohn stieß den Vater aus dem Hause, der Sklave warf den Herrn aus dem Bette; die gräßliche Seuche dauerte drei Jahre; sie raffte Perikles dahin, nachdem sie ihm beide Söhne, die Schwester, alle die Seinigen geraubt. Beruhigen Sie sich also, Madame: die Cholera hat bei uns die Familienbande nur noch enger geknüpft; kein Sohn ist vom Bette des Vaters gewichen, kein Diener hat den Herrn verlassen; der Herr Präsident des Ministerraths stirbt nicht und sein Sohn war gestern wieder außer Gefahr." Aber die Dame zitterte ärger als je und beruhigte sich nicht.

„Madame," fuhr der schwarze Doktor fort, „wie oft wurde Rom von der Pest verheert! das erste Mal stand es kaum hundert Jahre, und, sehen Sie, trotz dem ist es die erste Stadt in der Welt geworden. Von allen Seiten laufen die Ratifikationen in Paris ein; der Seidehandel hat sich in St. Etienne bedeutend gehoben, der Kampher wird mit Gold aufgewogen; beruhigen Sie sich, in Paris ist mehr Leben als je." Aber die Dame beruhigte sich nicht. Er ließ indessen nicht nach, stellte den Stock zwischen die Beine, stützte das Kinn auf die Hände und fuhr fort: „Von der christlichen Zeitrechnung an kann man die Pesten vollends nicht mehr zählen. Im Jahr 65 nach Christus sah Nero die Pest kommen, und wie er denn ein großer Liebhaber vom Schauerlichen war, empfing er sie würdig, wie später die große Feuersbrunst. Die Einfälle der Barbaren, die in jener römischen Welt gar kein Ende nehmen, bringen jedesmal die Pest mit. Zu Paris tritt sie zu allererst im Jahr 540 auf; zwei Jahre darauf ward Konstantinopel von einer Seuche heimgesucht, welche 5000 Menschen täglich wegraffte, und diese Pest dauerte fünfzig Jahre. Seit Marseille steht,

Digitized by Google

kannte man dort früher das mal des ardens: der Kranke bekam erst einen ungeheuren Frost, dann eine fürchterliche Hitze, und starb. Von den Pocken und dem Aussatz sage ich gar nichts. In früherer Zeit traten nun all diese Uebel oft in ungesunden Städten zusammen auf; da war für nichts gesorgt, keine Ordnung, keine Aerzte, von Reinlichkeit, von Polizei keine Rede; die Seuche plumpte recht eigentlich auf einen dichtgedrängten Menschenhaufen herab. Jezt haben wir große Aerzte, die Chemie macht reißende Fortschritte, die Straßen werden zweimal des Tags gesäubert, wir haben das Chlor und desinficirende Mittel aller Art; wir haben weiße Wäsche und Sie, Madame, haben ein gesticktes battistenes Schnupftuch, das nur viel zu stark riecht; lassen Sie sich von der Kammerfrau ein frisches Tuch geben, Madame, und beruhigen Sie sich." Die Dame warf ihr in Kampher getränktes Schnupftuch weit weg, nahm ein anderes und beruhigte sich nicht.

Da der Doktor sah, daß sie noch bleicher war, als zuvor, fuhr er fort: „Ha! wenn Sie erst die Geschichte von China läsen! Bedenken Sie, Madame: im Jahr 1232 gingen in funfzig Tagen neunmalhunderttausend Särge aus einer einzigen Stadt. Hundert Jahre später ging auch von China die allgemeine Pest aus, der schwarze Tod genannt, auch der große Tod. Ja, das war eine schöne, eine großartige Pest! In wunderlichen Sprüngen, just wie die Cholera, kam sie herangezogen und dezimirte die Menschheit. Zu Paris raffte sie achtzigtausend Menschen weg, und darunter Johanna von Burgund, die Gemahlin Philipps von Valois, und seine Schwester, die Herzogin von der Normandie. Die einzige Grafschaft Avignon verlor hundertzwanzigtausend Einwohner. Italien, das schöne Land, wurde nach allen Richtungen verheert: Florenz, Rom, Genua stiegen in das Grab. Petrarca, dem die Welt die italienische Sprache verdankt, mußte es erleben, daß die schöne Laura, die er ein wenig allzuviel besungen, dahingerafft wurde. Gräßlich war es! Ganze Städte starben aus, ganze Erndten wurden nicht eingebracht, weil es an Armen fehlte; den Juden gab man Schuld, sie vergiften die Brunnen, und schlug sie todt, wie hier vor wenigen Tagen der Pöbel, dumm, sinnlos, wie er ist und immer war, ein Paar Unschuldige ums Leben gebracht hat. Es war ein Entsetzen, als sey das Ende der Welt da; man behauptete, die Krankheit theile sich durch den Blick mit; haben Sie davon einen Begriff? Zur selben Zeit aber bildete sich in dem mit Leichen besäeten Italien eine lustige Brüderschaft. Man lebte in Saus und Braus, kränzte sich mit Blumen, sang den lieben langen Tag, und Abends erzählte man sich Geschichten, Liebesgeschichten besonders; Boccaz hat sie bekanntlich gesammelt und eine schauerliche, meisterhafte Vorrede dazu geschrieben. Machen Sie es wie die Florentiner, Madame; zu Trinken will ich Ihnen gerade nicht rathen, auch das Singen mögen Sie bleiben lassen; aber Geschichten müssen Sie lesen. Eben hat ja Herr von Balzac welche herausgegeben; sie sind noch schlüpfriger als die Boccazischen; eilen Sie also, Madame, so etwas darf man nur während der Cholera lesen. Ist sie wieder abgezogen, so müssen Sie diese Geschichten heimlich lesen. Also die contes drolatiques des Herrn v. Balzac zur Hand genommen, und beruhigen Sie sich." Aber die Dame war bleich, wie Petrarca, als er Lauras Tod erfuhr, und beruhigte sich nicht.

„Wahrhaftig, Madame," hob der schwarze Doktor wieder an, „wenn ich Sie so traurig, so entsetzlich niedergeschlagen sehe, so möchte ich Ihnen die Seuche wünschen, welche im Jahr 1373 in Holland ausbrach, den sogenannten St. Johannstanz. Die Befallenen wurden eigentlich närrisch ausgelassen; sie liefen halbnackt, tanzend und singend durch die Straßen; auf den öffentlichen Plätzen, in den Kirchen war nichts als Tanz und Gesang. In Deutschland war es ebenso: ganz Deutschland tanzte, und hier hieß es der Veitstanz. Das nenne ich mir eine vernünftige Tollheit; was Ihnen im Kopf steckt, ist rein unvernünftig."

Und da sich die Dame nicht beruhigen wollte, fuhr der schwarze Doktor fort: „Wissen Sie wohl, daß im fünfzehnten Jahrhundert der trousse galant einen mit der eisigen Faust bei den Eingeweiden packte und umbrachte, wie man die Hand umdreht? Zu Paris kamen die Wölfe aus den Wäldern in die mit Leichen besäeten Straßen herein; zu Rouen fraßen die Hunde die verlassenen Kinder. Im selben Jahrhundert, dreißig Jahre später, brach zu Florenz die Pest aus, welche Machiavel so schön beschreibt, und wieder dreißig Jahre später wüthete die Pest in der Gascogne. Lesen Sie die herrlichen Klagen des Herrn von Montaigne, wie ihn der Jammer aus seinem Scepticismus heraustreibt! Ueberall, in Wirthshäusern, auf Märkten und Straßen hörte man nichts als: der ist todt, jener hat sich davongemacht, der ist im Spital. Aber der gute alte Herr hielt aus, blieb standhaft und tröstete sich, so gut er konnte; machen Sie es auch so, beruhigen Sie sich." Aber das Beispiel des Herrn von Montaigne machte auf die Dame eben keinen großen Eindruck und sie beruhigte sich nicht.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

Goethe und Hegel.

Nur die Theater erregen bei uns ein gewisses gemeinsames Interesse; nur hier kann sich die Stimme des Volkes geltend machen, freilich nur billigend, denn Zeichen des Tadels und Unmuthes sind auch hier verpönt. In diesem Sinne

Digitized by Google

finde ich es Recht, daß freudige oder betrübte Nationalereignisse auf der Bühne Organe finden, die zum gesammten Volke reden. Billigung verdient darum gewiß die Absicht des Hrn. Serf, Goethes Tod durch eine Darstellung zu feiern. Hätte nur eine würdige Ausführung dieser Absicht entsprochen. Wer mit dem Schmerz, den selbst das längst erwartete, bang gefürchtete Ereigniß in uns erregt, an jenem Abend das Theater besuchte, und die Gewalt und Fülle des Dichterlebens mit der Macht und dem Reichthum des Weltlebens in den lezten fünfzig Jahren still in sich vorübergehen ließ — denn in Goethe ist beides untrennbar — wer so gestimmt in den Tönen der Musik und den Worten des Gedichtes Anklänge seines Gefühls erwartete, in dem konnte jene sinnwidrige, abgeschmackte Zusammenstoppelung des Hrn. von Holtei, jene fahlen Allegorien und nichtssagenden Bilder, welche man sonst wohl belächelt oder bemitleidet hätte, nur Ekel und Widerwillen erregen. Konnte denn in Berlin, wo Schiller eine seiner würdige Feier fand, nichts, so ganz und gar nichts bei Goethes Tod geschehen? Dachte die Bühne gar nicht daran, daß man dem größten dramatischen Dichter mindestens einen Nachruf schuldig sey? Und wo konnte es würdiger geschehen als hier, wo zwei der ältesten Freunde des Verewigten, beide voll des tiefsten Kunstgefühls, Humboldt und Zelter, ihre Mitwirkung bei der Anordnung nicht versagt haben würden? Man sagt, der Vorschlag zu einer Feier sey allerdings gemacht, jedoch mit der Antwort abgewiesen worden, es sey kein Grund vorhanden für eine solche Apotheose. Meint man, durch die Verhinderung einer Feier, in der man sich nicht den Dichter ehren sollte, der allgemeinen Verehrung des Volkes auch nur den kleinsten Abbruch thun zu können? Nicht das Volk hat die Heroen zum Olymp gehoben, in eigener Kraft schwangen sie sich hinauf zu den himmlischen Sitzen der seligen Götter; aber das Volk steht und staunt und verehrt sie.

Stirbt der Löwe, so fallen die Geier über ihn her. Seit Hegels Tod haben sich Stimmen und Stimmchen des Unglimpfs über ihn hören lassen, und Warschaus Fall wird durch deutsche Russenlieder gefeiert. Herr Weise in Leipzig hat gleich nach Hegels Tod eine Schrift über Hegels Philosophie und seine (Weise's) Differenz davon herausgegeben; als Antwort erschien von Göschel ein Werk „über den Menismus des Gedankens," voll Schärfe und Spekulation; nur gibt sich der Verfasser oft zu sehr der Seite des Gefühls hin. Aber ein anderes schülerhaftes Werkchen eines Münchener Philosophen hat den sonderbaren Umweg eingeschlagen, um mit Hegel anzubinden, sich scheinbar gegen einen Nekrolog in der hiesigen Staatszeitung zu wenden. Der Philosoph sucht nun zwei Punkte zu erhärten, 1) daß Hegel für die weitere, selbstständige Entwickelung der Philosophie seit Kant nichts gethan habe, 2) daß dies Verdienst allein dem Manne des Jahrhunderts, Carl Ch. Friedr. Krause, früher Privatdocenten zu Göttingen, jezt zu München, zukomme. — Solchen Behauptungen entspricht würdig die Art des Beweises, welcher darin besteht, daß, außer einer ganz falschen Angabe des Charakters der Hegelschen Philosophie, einige Bruchstücke aus Krauses Leben erzählt und zwei Dutzend Bücher, welche dieser geschrieben, aufgezählt werden. Dabei zulezt Ausfälle auf Hegels Privatleben und Verdächtigung desselben und seiner Schüler, als serviler Knechte. Wir weisen den ersten Punkt, als die Sache gar nicht berührend, von vornherein ab, bemerken aber für den zweiten, daß wir dem Münchener Philosophen rathen würden, Hegels Rechtsphilosophie zu studiren, oder, rücksichtlich der Schüler, Gans Revision der preußischen Gesetzgebung.

(Der Beschluß folgt.)

Paris, April.

(Fortsetzung.)

Der Improvisator Pradel. Der Mnemotechniker Paris.

Um an einer solchen Improvisation Vergnügen zu finden, muß man keinen Augenblick vergessen, mit welch großen Schwierigkeiten der Dichter zu kämpfen hat und was es für eine außerordentliche Aufgabe ist, eine Reihe von Dialogen und eleganten Versen auf der Stelle zu dichten, und zwar so, daß dieselben alle zu einem tragischen Ziele wirken. Leider kann der Dichter die Mühe, die ihm diese schwierige Arbeit kostet, nicht ganz verbergen, und dies stört den Kunstgenuß der Zuhörer. Nach dem Trauerspiele, oder was er so nannte, ging Pradel zu einer gefälligern Gattung von Improvisation über, Er verlangte nämlich, die Gesellschaft solle ihm Worte geben, von welcher Art sie immer seyn möchten, wenn sie nur nicht denselben Begriff ausdrückten. Man gab ihm das erstemal vier, das zweitemal acht Endworte, und in einer Minute hatte er eben so viele Verse, wovon sie die Endreime ausmachten, gedichtet. Das leztemal gab man ihm zwölf Worte. Sogleich dichtete er ein Dutzend Verse dazu, nachdem er sie beliebig geordnet hatte; sie waren heitern Inhalts und betrafen den Dichter Piron. Aber nun machte er sich anheischig, zwölf andere Verse darüber zu dichten, und zwar diesmal von unten nach oben und in einer ernsthaften Gattung; er hielt auch sogleich sein Versprechen und gab zwölf Verse über die furchtbare Cholera, die eben angefangen hatte, in Paris zu wüthen. Zulezt bat er sich von der Gesellschaft beliebige Worte aus und machte sogleich kleine Lieder darüber, die er auch alsbald absang und worunter einige sehr witzig oder lustig waren. An diese lezten Gattungen sollte er sich halten und die tragischen Versuche aufgeben, die doch nimmer ganz befriedigend ausfallen können.

Einige Tage nachher kündigte Herr Aimé Paris eine öffentliche Sitzung an, die zur Eröffnung seiner Lehrstunden über die Mnemotechnie, das heißt über die Kunst, das Gedächtniß zu stärken, dienen sollte. Er will nämlich in fünfzehn Stunden diese Kunst lehren, und hatte daher das Publikum zusammenberufen, um ihm einen Begriff von derselben beizubringen. Aimé Paris trägt dieselbe schon seit einigen Jahren vor; ich hatte aber noch keine Gelegenheit gehabt, ihn zu hören. Diesmal versäumte ich nicht, der in den Zeitungen ergangenen Einladung zu folgen, und dadurch habe ich denn wieder einen Wundermann kennen lernen, der vielleicht noch erstaunenswürdigere Dinge verrichtet, als der obenerwähnte Dichter Pradel. Meine Erwartung wurde jedoch insoweit getäuscht, als ich nichts von dem Charakter der A. Parisschen Lehrmethode erfuhr. Ich hatte gehofft, er werde uns diese Methode auseinandersezen, ihre Bestandtheile zeigen und uns sagen, auf welchen Grundsätzen seine Mnemotechnie beruhe. Hievon aber verlautete kein Wort, und ich bin nicht gescheiter aus der Sitzung gekommen, als ich hingegangen war. Man vertheilte unter die Zuhörer einen großen gedruckten Bogen über die Mnemotechnie. Hier hoffte ich doch einige Auskunft zu finden, um in den Stand gesezt zu werden, auch den Lesern des Morgenblatts etwas von dieser Kunst mittheilen zu können; aber auch hierin fand ich mich getäuscht. Der gedruckte Bogen enthält sehr viel über Mnemotechnie, belehrt aber keineswegs über die Grundsätze. Die öffentliche Sitzung war dazu bestimmt, nicht die Ursachen, sondern die Wirkung, nicht die Mittel zur Kunst, sondern die Ergebnisse derselben zu zeigen; und diese Ergebnisse wurden nicht von den Schülern, sondern von dem Lehrer selbst dargelegt; er zeigte durch persönliche Proben, wie weit er es durch künstliches Nachhelfen im Wissen gebracht habe. (Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 37.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 111.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 9. Mai 1832.

Zu welch hohem Riesenliede
Einer Riesin voller Mark
Klangtest du aus schwachem Weibe
Wachsen, Deutschland, groß und stark,
Wenn nur Glieder nicht, die kleinen,
Statt ein Leib zu seyn vereint,
Selber Leiber wollten scheinen.

Rückert.

Sonette von G. P.

Diamanten und Splitter.

Den Diamanten, die das Aug' ergötzen
Mit ihren bunten, wunderbaren Strahlen,
Vervielfacht sich der Werth zu tausendmalen
Nach stürmisch aufwärts eilenden Gesetzen.

Wohl mag's des eitlen Thoren Herz verletzen,
Der liebt mit seines Goldes Macht zu prahlen,
Wenn vom Regent er hört, den zu bezahlen
Man nicht vermöchte mit des Nabobs Schätzen.

Wärst du, o Deutschland! schmählich nicht zerschlagen:
Der größten Diamanten wärst du Einer,
Und Niemand dürft' um dich zu markten wagen!

Jezt liegst du werthlos fast in dreißig Splittern;
Du hegst ein köstlich Wasser, wie sonst keiner,
Und mußt vor Juden doch und Christen zittern!

Partheien.

Zu herrschen gilt es oder zu befreien;
Nur durch die Masse trozt man den Gefahren:
Drum möchten Hader sie und Mißtrau'n sparen;
Doch steh'n im eignen Lager auf Partheien.

Du schreitest vor mit zweien oder dreien,
Die bisher Eines Sinnes mit dir waren;
Doch willst du dein Geheimstes offenbaren,
So wirst du mit dem Lezten dich entzweien.

Du willst im Hause Gottes Frieden suchen:
Dort hörst du schaudernd von des Priesters Munde
Am gräßlichsten, wer anders glaubt, verfluchen.

Doch wolle nicht um Gunst, verläugnend, werben,
Und eh' dein Herz du zwingst zu falschem Bunde,
Erwähle dir, als Eremit zu sterben!

Wünsche.

Stumm lagerten die Heerden auf dem Feld,
Der Mittag war so sonnig und so schwül,
Mein durst'ges Auge trank des Himmels Kühl,
Deß reines Blau durchschimmerte mein Zelt.

Die Sabbathruhe schwebte auf der Welt,
Der Leidenschaft, der Sorgen bunt Gewühl
Verschwamm mir in ein blasses Lustgefühl;
Auf Ruhe war mein ganzes Herz gestellt.

Da sah ich rast'los an den grünen Hügeln
Den Schmetterling um tausend Blumen schweifen, —
Und Kühlung weht' er sich mit eignen Flügeln;

Digitized by Google

Da dacht' ich: köſtlicher noch iſt, als raſten,
Leicht über's goldne Leben hinzuſtreifen
Und göttlich frei zu ſeyn von ſeinen Laſten.

Reife.

Zwar pflücket man die goldne Pomeranze,
Die man in ferne Länder will verſenden,
Eh ganz ſie reif, mit ſorgſam leiſen Händen,
Noch unberührt vom ſtärkſten Sonnenglanze.

Auch mag ein Krieger, wenn der Liebe Pflanze
Zu langſam keimt und ſchon die Raſten enden,
Den Kuß der ungefäll'gen Lipp' entwenden,
Eh' er verſchlungen wird vom Waffentanze.

Doch überſättigt nur vom Sonnenſtrahle,
Ergießen in Heſperien die Trauben
Ihr dunkelrothes Blut in die Pokale;

Nur vollgereiftes Lied erfreut die Muſen,
Und an der Liebe Gottheit darfſt du glauben,
Nur wenn ſie zu zerſprengen droht den Buſen.

Die Geſchichte, als Tröſterin in der Cholera.

(Beſchluß.)

Mit den Seuchen im Süden war nun der Doktor fertig und führte jezt ſeine Kranke aus Frankreich weg in den Norden. „Moskau verliert hunderttauſend Seelen im Jahr 1713, hunderttauſend Seelen im Jahr 1770. Entſezt flieh die Zarin aus der Stadt, der wüthende Pöbel ermordet den Erzbiſchoff Ambroſius in ſeiner Kirche, die Peſtkranken brechen aus den Spitälern und plündern die Stadt, man ſchlägt ſie mit Knuten todt; das ſind Peſten! beruhigen Sie ſich alſo, Madame! Und dann unter der Regentſchaft die Marſeiller Peſt! Marſeille ſchaudert noch darob. Denken Sie ſich die bleifarbigen Leichen unter dem glühenden Himmel, denken Sie ſich ein ganzes Volk in Hungersnoth; denken Sie an den Chevalier Roze, an den heiligen Biſchof Belzunce! Vierzigtauſend Menſchen ſtarben innerhalb der Mauern von Marſeille, ſechs-und-neunzigtauſend in der ganzen Provence. Beruhigen Sie ſich alſo, Madame, beruhigen Sie ſich! — Und Scorbut, und Typhus, und gelbes Fieber, und die anſteckenden Krankheiten alle, die man bekommt, man weiß nicht wie! Ein riechender Atom aus der Levante, ein Vogel in der Luft — mehr braucht es nicht; es reicht Ihnen einer lächelnd die Hand — flugs haben Sie die Peſt. Aber die Cholera iſt nicht anſteckend; alſo beruhigen Sie ſich, Madame, beruhigen Sie ſich. Paris hat nun einmal wieder einen Tribut zu bezahlen, und mit nächſtem Monat wird die Sache völlig in Richtigkeit kommen. Beruhigen Sie ſich, die neue Welt iſt darin ungleich beſſer daran als die alte. Von der Erbauung der Stadt Rom bis auf Auguſts Regierung zählt man in Italien drei-und-dreißig Peſten in 732 Jahren! Von der chriſtlichen Zeitrechnung bis zum Jahr 1680 ſind ſieben-und-neunzig große Epidemien über Europa gekommen; im Laufe des ſiebzehnten Jahrhunderts iſt die Peſt vierzehn Mal erſchienen, im folgenden Jahrhundert blos acht Mal. Alles iſt kraftloſer geworden in Europa, ſogar die Peſt; die Cholera iſt eine vier-und-zwanzigſtündige Unpäßlichkeit gegen jene Plagen. Alſo beruhigen Sie ſich, Madame, beruhigen Sie ſich!“

Mit dieſen Worten ſtand der ſchwarze Doktor auf und ging, ohne der Dame weiter ein Wort des Troſtes zu ſagen. Er war einer von denen, welche die kleinen Leiden, die uns ſo unendlich viel zu ſchaffen machen, kalt laſſen, die für die kleinen Krankheiten, an denen wir ſo herzlich krank ſind, kein Mittel haben; die Peſt im Großen, das war ſeine Sache, bei einem bloßen Nervenzufall wurde ihm unbehaglich und nur im Hoſpital fühlte er ſich wohl. An dem Tag war er vollends ſchlecht zu ſprechen: in den Hoſpitälern waren dreitauſend Betten vakant. Ein wunderlicher Doktor!

Das Gute hatte aber ſein Beſuch, daß ſich die Dame überzeugte, wie wenig Gefahr verhältnißmäßig bei den Weltplagen in neuerer Zeit iſt, und daß ihr dadurch klar wurde, wie vielen Dank ſie dem andern Arzte ſchuldig ſey, der ſo viel Theil nahm an ihren Leiden. Sie faßte ſich wirklich ein wenig und ließ ihren gewöhnlichen Arzt rufen. Er kam; er hörte ſie ſo geduldig an, erkundigte ſich ſo theilnehmend nach Allem; er fand ſie krank, allerdings ſehr krank, meinte aber, noch ſey nicht Alles verloren. Zum Anfang der Kur verordnete er ihr ein Viertel von einem gebratenen Huhn und ein Glas Zuckerwaſſer vor Schlafengehen, und ſtellte ſie vollkommen wieder her.

Ein ſchwarzer Doktor iſt vortrefflich für das gemeine Beſte, ein blonder Dokter iſt ein unentbehrlicher Mann für den Einzelnen, für ein Weib beſonders. Brouſſais Vorleſung über die Cholera iſt etwas für Aerzte, Laien ſollen daraus wegbleiben. Jeder muß nach ſeinen Umſtänden behandelt werden: mit Blutegeln und Kampher die rechten Kranken, die eingebildeten mit Troſtgründen; und darum geben wir auch nicht, wie andere Blätter gethan, Brouſſais Vorleſung.

Was aber unſere hübſche Dame betrifft, ſo weiß ſie ſchon, was ſie thut: iſt einmal ihre Geſundheit, d. h. der öffentliche Geſundsheitszuſtand wieder ganz befriedigend, ſo ſtattet ſie ihren beiden Aerzten einen Beſuch ab; aber zum ſchwarzen Doktor geht ſie, wenn ſie gewiß weiß, daß er nicht zu Hauſe iſt; den andern wünſcht ſie wirklich zu ſprechen, und trifft ſie ihn nicht an, ſo hinterläßt ſie ihm ihre Karte, worauf die Worte ſtehen: „ihrem Tröſter;“ und in der Zeit, in der wir leben, gibt es kein höheres Lob für einen Arzt.

Digitized by Google

Aus dem Reisetagebuche des jüngsten Anacharsis.

Sechster Brief.

Hof, den 11ten April.

Soll ich Sie, oder mich anklagen? Der Inhalt meiner Briefe aus Nürnberg ist bekannt geworden, kurz nachdem ich die Stadt verlassen habe. Auf Kurierpferden und kürzerem Wege ist mir eine außerordentliche Deputation des Magistrates vorangesprengt, und hat mir hier im Gasthofe zur Stadt Brandenburg einige gelinde Vorwürfe gemacht. Es hieß, ich hätte einen Juden in die Stadt gebracht, da Israel doch schon vor einigen Jahrhunderten aus Nürnberg nach Fürth vertrieben sey. Aus poetischer Licenz hätt' ich ihm sogar die Erlaubniß gegeben, einen kleinen Handel en detail zu etabliren. Dennoch wolle man darüber nicht so sehr klagen, als über die geringe, scheinbar geringe Achtung, mit der ich vom Nürnberger Theater gesprochen hätte. Dafür müsse Strafe seyn. Dort, wo ich gesündigt, solle ich auch Buße thun, nicht durch Widerruf, sondern durch öffentliche Bekanntmachung eines Beschlusses, vor dem alle Uebelwollenden verstummen dürften. Hören Sie also! Zu Nutz und Frommen deutscher Kunst, die das Lebenselement der guten Stadt Nürnberg geworden, sollen in kurzer Frist alle deutschen Bühnendichter aufgefordert werden, Feststücke zur Einweihung des neuen Nürnberger Theaters einzureichen. Einzige Bedingung ist die Beziehung auf den Ort. Der Ehrenpreis sind hundert Dukaten. Da haben Sie den offiziellen Theil meines dießmaligen Briefmoniteurs. Der private ist nur für uns bestimmt, und besteht in einem Jammerruf und in einem Aufruf, in einem Ach! und in einem O! Die Klage gilt jener Fluth von Pinseldramen und Schusterlustspielen, die eine so wohlgemeinte Aufforderung wieder veranlassen wird; der Aufruf aber ist an uns drei gerichtet, die ich hiemit auffordere, selbst ans Werk zu gehen, den Strickstrumpf aus der Hand zu legen und gleichfalls an die Erringung jenes goldnen Lorbeerkranzes zu denken. Wir sind zwar darüber einverstanden, daß die Feder in der Hand eines Frauenzimmers nichts Liebenswürdiges ist, aber die Krankheit unserer Zeit ist die Selbstironie; wer wehrt uns also, uns selbst zum Stichblatt unserer Laune zu machen? So lange halten die Menschen noch immer etwas auf sich, bis sie sehen, wie wenig es andere kleidet. Lassen Sie uns in einen Kreis, richtiger in ein Dreieck zusammentreten und gemeinschaftlich an einem Aristophanischen Lustspiele arbeiten, das vielleicht negativ in dem Kampfe siegt, während unsere Konkurrenten nur positiv streiten werden. Sie, Louise, liefern in das Stück die Empfindungen, Sie, Auguste, die Scenen, ich die Worte. Nicht in unsern Beiträgen wird das Lächerliche liegen, sondern in ihrer Zusammenstellung. Man wird es den Thränen ansehen, daß sie von Augusten veranlaßt, von Louisen geweint und von mir beschrieben sind. Die Fühlende zeigt das Gold in dem Schachte, die Schildernde bringt es ans Tageslicht und der Darstellende prägt es zu Dukaten aus, zu hundert, also für jeden 33½. Es leuchtet ein, daß wir den Kunstenthusiasmus zum Thema unserer Variationen machen, daß wir — um dem Plane näher zu kommen — ein Kunstheim von Tönen oder von Farben aufbauen, und nach dem Muster der Alten einen Chor in unser Stück einführen, etwa aus Pinseln oder Meisseln bestehend. Ich denke es mir so: Als Prolog tritt die Idee auf, spricht über den Zusammenhang der Gottheit und Schönheit, über Ahnung, Glaube, Liebe, Hoffnung, über die Feier des heutigen Tages und die Geduld des Publikums. Jetzt beginnt der erste Halbchor. Die Pinsel tanzen um den Altar der heiligen Cäcilia und singen dabei Friedrich Schlegels Ideen zur christlichen Kunst ab. Der zweite Halbchor, die Meißel, tanzt um die neun Statuen der Musen und recitirt Sätze aus Winkelmanns Geschichte der Kunst. Sie gerathen in einen Streit, den ein Wanderer, der vorübergeht, schlichten will. Es ist Hans Sachs, der eben aus Nürnberg fröhlich und wohlgemuth auf die Wanderschaft zieht. Er gibt den streitenden Partheien den Rath, zwei neue Städte anzulegen, den Meißeln, ein neues Mannheim, ein Winkelmannheim, den Pinseln, eine ähnliche, etwa Heiligenstadt. Die Intrigue muß folgende seyn: Zur Erbauung dieser Städte und zur Einrichtung des Gemeinwesens bedürfen die Einen derselben Mittel, wie die Andern; doch wissen sie davon nicht, und bauen in der Meinung, Verschiedenes zu bauen, ein und dasselbe. Der neckende Dämon der Intrigue ist die Poesie, und die Baubedürfnisse sind z. B. die schiefe Richtung des Halses, der wehmüthige Ausdruck des Auges, die Heiligenscheine, die langen Haare, alles allegorische Figuren, die mit einem mäßigen Witze eingeführt werden müssen, d. h. nicht als Kunstrequisite, sondern als Helden eines für sich bestehenden, vom Ganzen völlig unabhängigen Dramas, etwa eines bürgerlichen Trauerspiels oder eines romantischen Schaudergemäldes, wie uns noch zu besprechen übrig bleibt. Den Schluß bildet endlich die Einsicht, daß Pinsel und Meißel unter Leitung des poetischen Genius nur Eine Stadt gebaut haben. Das ist denn natürlich Nürnberg, und Dürer, Sachs und Vischer müssen sich zum Zeichen der heiligen Dreieinigkeit die Hände reichen und in die Töne einer Harmonika, wie in Aether, zerfließen. Das lezte Experiment kann die Meisterschaft eines Maschinisten krönen, und das Ganze wird mich und meine Freundinnen krönen, die ich durch diesen schwachen Umriß für meinen Plan wünsche gewonnen zu haben. O, entziehen Sie sich seiner Ausführung nicht! Louise, schicken

Digitized by Google

Sie mir Sentiments, und Sie, Auguste, Situationen! Ernten wir doch Lorbeere und Dukaten!

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, April.

(Beschluß.)

Der Mnemotechniker Paris.

Pradel verfuhr bei seinen Proben, wie weit er es durch künstliches Nachhelfen im Wissen gebracht habe, folgendermaßen. Er hatte einige tausend Data von merkwürdigen Begebenheiten, Erfindungen, die Angaben der Höhen großer Berge, die Bevölkerungstabellen der Städte Frankreichs und dergleichen mehr drucken lassen, und vertheilte die Blätter im ganzen Saal umher, der gedrängt voll war. Nun wurden von allen Seiten her Fragen an ihn gerichtet, die er alle richtig beantwortete. Eine dieser Fragen betraf das Verhältniß zwischen der Peripherie und dem Diameter eines Zirkels; die Antwort war in 128 Decimalzahlen ausgedrückt. Der Mann sagte die 128 Zahlen nacheinander her; in der Mitte machte man ihm bemerklich, er übergehe eine oder zwei Ziffern; nun begann er bei einer gewissen Ziffer wieder und kam glücklich zu Ende. Er war erbötig, nach Belieben die dreißigste, fünfzigste, neunzigste Ziffer dieser ungeheuren Zahlenreihe anzugeben, und gab sie auch wirklich an. Ich wette, daß Pic de Mirandola, welcher vor einigen Jahrhunderten in Italien öffentliche Theses de omni scibili hielt, nicht so viel Sachen im Kopfe hatte, als dieser Aimé Paris. Daß man Verse, Geschichte, Sprüche u. s. w. behalten kann, begreife ich sehr wohl; wie man aber 128 Ziffer so genau dem Gedächtnisse einprägen kann, daß man die Stelle jeder Ziffer kennt, dies übersteigt, ich muß es gestehen, meine Begriffe. Ich bekam eine wahre Ehrfurcht vor diesem Wundermann und hätte sie ihm bezeigen mögen; allein es war nicht möglich, bis zu ihm zu dringen. Er sprach sehr geläufig und war sogar witzig in seinem Vortrage, so daß es schien, als ob bei ihm das Gedächtniß die andern Geistesfähigkeiten nicht erstickt hätte. Dabei war er so gefällig, daß er sich erbot, die ganze Nacht dazubleiben und auf alle Fragen zu antworten, falls die Zuhörer mit den abgelegten Proben noch nicht zufrieden wären. Die abgelegten Proben waren aber so gültig, daß man ein verstockter Ungläubiger seyn müßte, um noch Zweifel zu hegen. Der Lehrer gab sich außerordentliche Mühe, zu beweisen, daß seine Charlatanerie mit unterlaufe und daß es hier um kein Marktschreierkunststück zu thun sey. Es ist schlimm, daß ein Lehrer zu solchen Beweisen genöthigt ist; aber freilich wird auch mit der Wissenschaft so viel Charlatanerie getrieben, daß, wenn in Paris ein Mann etwas Außerordentliches verkündet, er wohl thut, wenn er zuvor beweist, daß er das Publikum nicht zum Besten haben, noch betrügen will. Indessen bleibt, trotz aller Bemühungen des Hrn. A. Paris, doch noch ein Zweifel zurück. Es fragt sich nämlich: hat dieser Mann sein außerordentliches Gedächtniß der von ihm erfundenen oder vervollkommneten Lehrmethode zu verdanken, oder besitzt er etwa dieses Gedächtniß von Natur? Ich wäre geneigt, das letztere zu vermuthen; denn daß ein so besonderes Gedächtniß das Werk der Kunst seyn sollte, scheint mir schwer zu glauben. Wahrlich, eine Lehrmethode, die einen so außerordentlichen Erfolg hätte, wäre eine Wundermethode, und mit den fünfzehn Lektionen des Hrn. A. Paris könnte man der Jugend sechs bis acht harte Studienjahre völlig ersparen. Hätte der Lehrer seine Schüler auftreten lassen und an diesen öffentlich bewiesen, daß ihr Gedächtniß nicht minder allumfassend ist als das seinige, und daß es nur durch seinen Unterricht so vollgepfropft worden ist, so hätte man leichter an die Wunder seiner Methode glauben können. Aber da nur er allein persönliche Beweise geliefert hat, so habe ich keine andere Ueberzeugung aus der öffentlichen Sitzung mit davon getragen, als daß Herr Aimé Paris ein wunderbares Gedächtniß besitzt, und daß dieser Mann, wenn er wollte, der größte Gelehrte der Welt seyn könnte; er brauchte ja nur fleißig zu lesen. Ich muß noch bemerken, daß er zuletzt eine große Menge weißer Zettel unter die Zuhörer vertheilte und sie bat, darauf zu schreiben, was ihnen gut dünkte. Sätze in französischer oder fremder Sprache, Zahlen u. s. w. Er wolle hernach die Zettel sammeln, durchlesen und dann alles, was darauf stehe, hersagen. Da diese Probe nothwendig lange dauern mußte, so habe ich das Ende derselben nicht abgewartet, bin aber überzeugt, daß er sie eben so gut bestanden hat, als die vorigen, und eben dies läßt mich vermuthen, daß A. Paris von der Natur mit einem außerordentlichen Gedächtniß begabt worden ist. Wie sollte er ein künstliches Mittel anzuwenden im Stande seyn, um auf der Stelle eine Menge so eben gelesener Bruchstücke wieder herzusagen? Dg.

Berlin, April.

(Beschluß.)

Literarische Notizen.

Die Stelle Hegels wird, so hören wir, doppelt besetzt werden durch Heinrich Ritter, bekannt durch seine Geschichte der ältern Philosophie, und durch Gabler zu Bayreuth, bekannt als Verfasser der philosophischen Propädeutik. Es scheint überhaupt jetzt Prinzip bei Erledigung einer bedeutendern Stelle, die Geschäfte zu theilen und sie zweien zu übertragen. Divide et impera!

Die Russen- oder Polenlieder des Geheimenraths Stegemann zeigen keine sehr hohe Gesinnung und wenig Poesie. Es sind Reflexionen des Verstandes, in poetische Sprache gehüllt, der leichteste und jetzt gewöhnlichste Abweg der lyrischen Poesie. Auch die frühern Gedichte des Verfassers leiden an diesem Fehler, wenn auch der Gegenstand damals ihn mehr ergriff, ihm mehr aus dem Herzen kam. Dem russischen Kampfe gegen Polen mag man verständig-diplomatisch eine gerechte Seite abgewinnen können, eine poetisch-begeisternde nimmermehr, selbst wenn man um ein gut Theil mehr Dichter wäre, als Stegemann es ist.

Vielleicht ist in unsern Blättern noch nie des Programmes Erwähnung geschehen, durch welches die Vorlesungen halbjährig von Böckh angekündigt werden. Das diesmalige ist deshalb von allgemeinerem Interesse, weil es einen Betrug aufdeckt, durch welchen französische Gelehrte die Historiker und Antiquare aller Welt mystifizirt hatten. Böckh erweist nämlich ganz evident, daß mehrere für die Geschichte höchst interessante Inschriften in Malta angefertigt worden sind, um die Conjecturen des Marquis d'Urban über alte Geschichte zu bestätigen.

Die Akademie, welche sich neulich schon durch die Wahl von sieben neuen Mitgliedern verstärkt hat, wählte in ihrer gestrigen Sitzung mehrere ausländische ordentliche Mitglieder; man nennt die HH. Lobeck in Königsberg, J. Grimm in Göttingen und Letronne in Paris; außerdem Schelling und Cousin, welche früher zugleich mit Hegel vorgeschlagen und verworfen waren. Hr. Graff und Hr. Brandis in Bonn sind zu Korrespondenten ernannt. B.

Beilage: Literaturblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 112.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 10. Mai 1832.

— Es lagen um sie die nächtlichen Wolken
Unbeweglich; so sah ich die Todesengel.

Klopstock.

Der Würgengel.

Ein Wintermährchen aus dem siebenjährigen Kriege. Episode zum Roman Cabanis, von W. Alexis.

„Von Kindheit an," hob der General an, „erweckte mir der Name Würgengel ein eigenes Grauen. Ob ich ihn von der Amme zuerst aussprechen gehört oder vom Informator, der mir die Historien des alten Testaments auslegen mußte, weiß ich nicht. Der Würgengel, der in die Heerschaaren der Feinde Israels fuhr, war mir so schrecklich, als wenn es hieß: den und die aus der Nachbarschaft hat nun auch der Würgengel geholt. Eben weil man mir kein Bild davon geben wollte, schuf ich mir eines selbst, und stattete es mit all dem Reichthum von Gräßlichem aus, der der Knabenphantasie zu Gebote stand. Was ich vom Heidenthum und vom Judenthum wußte, mußte kontribuiren zur Ausmalung der häßlichsten Gespenster. Sie gingen gewiß auf Pferdefüßen, wie, unser Gott sey bei uns, oder der alte Gott Pan, hatten Körper wie Todtengerippe, wie unser alter Freund Hain, Fledermausflügel, Krallen wie Harpyen und Sensen darin.

Die Vorstellungen wechselten nun wohl, aber nicht zum Besseren. Aus der Raupe wurde kein Schmetterling, sondern aus dem Schmetterling eine Raupe.

Man hatte sich auf meines Vaters Gute gerade keine Mühe gegeben, meinen Verstand darüber aufzuklären; als ich aber in die Stadt aufs Lyceum kam, wurde die Sache nur schlimmer. Die Frau, bei der ich in Kost war, wohnte im Judenviertel. Auf Schmutz, Armuth, Häßlichkeit stieß man bei jedem Schritt von der Schwelle an, und bei jedem Blick aus meinem Dachfenster sah ich über die enge Gasse in dürftige, eng vollgestopfte Wohnungen. Ueble Gerüche, Lumpen, abgetragene, ekelhafte Kleidungsstücke, mit denen sie Handel trieben, und ein Gesicht immer häßlicher wie das andere, die Weiber zumal, unter denen ich kaum eine hübsche gesehen; aber der Sekundaner gab darauf noch nicht Acht, und eine widerwärtige Fratze hatte mehr Attraktionskraft für die zum Schrecklichen hinneigende Einbildungskraft als ein Paar funkelnde Augen und rothe Wangen auf dem schneeweißesten Gesicht. Auch waren ihre Stimmen mir unaussprechlich, mochten sie unten schachern, oder oben beten. Ein angesehener Rabbiner lag im Sterben; von Tag zu Tag wurde sein Tod erwartet; man sprach viel davon, denn die große Zahl von Armen hoffte auf Schenkungen, und was sonst bei Begräbnissen reicher Leute für die Dürftigen abfällt. „Heute Nacht," sagte die Schneiderfrau, bei der ich in Kost und Wohnung war, „werden nun wohl die Würgengel kommen," damit schickte sie mich zu Bett, und leuchtete mir mit der Lampe in meine Kammer, denn es ging aus Gründen bei ihr und bei mir etwas genau her, und wenn ich bei Licht arbeiten wollte, mußte es an ihrem großen Tisch geschehen, auf dessen anderer Kante der Meistergesell nähte und bügelte. Aber diese Nacht hätte ich meinen Sparpfennig und

Digitized by Google

mein Taschengeld auf drei Wochen voraus geben mögen, um ein kleines dünnes Talglicht neben meinem Bette.

Ich war sonst ein beherzter Bursche, auch vor Gespenstern hatte ich keine Furcht, aber vor Würgengeln. Meine Träume im Schlafen oder Wachen waren fürchterlich. Es war eine stürmische, regnerische Nacht. Es heulte in den Schornsteinen, und die Dachziegel flogen. Mitunter hörte ich das Heulen, Beten, Singen, oder was es war, der Juden von drüben. Meine Decke lastete auf mir wie ein Alp, meine Brust wollte springen, ich fühlte: jezt kommen die Würgengel. Durch die enge Gasse tief unter mir rasselte es; stöhnend und lustend schlurfte es die Treppe herauf. Mit einem Male waren sie auf den Dächern, und kletterten oder schwebten wie Mondsüchtige über die Giebel. Der Sterbende richtete sich ächzend auf. Seine stieren Augen sahen sie kommen, ob sie schon Niemand sah, seine magern, gelben Hände baten dringend die Umstehenden, daß sie dicht um ihn stehen bleiben möchten. Sie versprachen es ihm, und doch wandten sie sich vor Schmerz um, ihre Thränen vor ihm zu verbergen. Da war es um ihn geschehen, denn wie ein Blitz waren die Würgengel über ihn gekommen, und als die Angehörigen sich umblickten, lag er kalt und todt.

Ich wachte vor dem Todesschrei, der mir in die Ohren gellte, auf und hörte es voll drei Uhr schlagen. Der Regen goß draußen in Strömen und ich war in Schweiß gebadet. Was waren alle Schrecken der Novembernacht gegen die Schrecken des Traumes! Ich zog mein blaues, schweres Deckbett über die Ohren und schlief bis weit in den Tag, und, als ich aufstand, war nichts zu hören, als daß der Rabbiner die Nacht gestorben sey, wie die Klageweiber an seinem Bette heulten, wie man die Leiche anspucke, verfluche und von all den gräßlichen Ceremonien, welche bei einem orthodoxen Judenbegräbniß vorgenommen werden. Jeder Kunde und jeder Besuch bei meiner Schneiderfrau erfuhr Wort für Wort alle Umstände des Todes haarklein und wohl zehn Mal mußte ich es hören: „Schlag drei Uhr haben ihn die Würgengel geholt.“ Auch der Sekundaner hatte kein Herz zu fragen, was sie damit meine; allein von der Zeit an veränderten sich meine Vorstellungen von den Würgengeln. Aus den bocksfüßigen Teufeln wurden nun grundhäßliche alte Judenvetteln und was mir von widerwärtigen Zügen, von spitzen, gekrümmten Nasen, vortretenden Kinnen, triefenden Augen an den Trödlerinnen meines Judenviertels aufstieß, verschmolz sich zu dem neuen Bilde.

„Mit Vergunst, Euer Excellenz,“ unterbrach Etienne den General; „sollten die Würgengel bei den Juden ein bloßes Phantom seyn?“ — „So ich mich aus meinen Kinderjahren entsinne,“ bemerkte ein anderer Offizier, „existirte bei den jüdischen Familien unserer Stadt, welche ein Mitglied durch den Tod zu verlieren hatten, eine sehr natürliche Furcht vor ihnen; denn es sollten keine Gespenster seyn, vielmehr lebendige, alte Frauen, welche die Verpflichtung haben, jedem Sterbenden, ehe er stirbt, die Gurgel zuzudrücken, seys aus Aberglaube, oder ihm die lezte Agonie zu ersparen. Diese Frauen, wie zu vermuthen steht, häßlich und alt, sind darauf geschworen, Gott weiß bei wem, es ist ihre religiöse Pflicht. Sie wachen und lauern nun, wo sich ein Todesfall nähert, und sind bei der Hand, ehe man sichs versieht, gleich den Ihrigen im Traume. Unter aufgeklärten und begüterten Juden kauft man ihnen gern vorher die Verpflichtung ab, in andern Familien bewahren und hüten die nächst Angehörigen ihre Sterbenden; aber die teuflische Hurtigkeit, mit der die Unholde hinter den Thüren und Vorhängen lauernd oder unter Verkleidungen ins Krankenzimmer schleichend, die Familie doch überlisten, ist das Gespensterhafte.“ — „Sind Sie von Ihrer Erklärung überzeugt?“ fragte der General. „Ich habe es nie anders gehört.“ — „Hören sagen, Herr Kamerad!“ — „Es ist so lange her, daß ich bestimmtere Auskunft nicht zu geben vermag.“

(Die Fortsezung folgt.)

Aus dem Reisetagebuche des jüngsten Anacharsis.

Siebenter Brief.

Hof, den 12ten April.

Welch glücklicher Zufall! Die milde Frühlingsluft lockte mich in der gestrigen Abenddämmerung auf den Weg nach Schwarzenbach. Mein Auge weidete sich an den fernen, dunklen Bergstreifen des Fichtelgebirges, die den blauen Horizont trugen wie einen Baldachin, an dem die Prachtfedern kleiner, weißer Silberwölkchen sich wiegten. Junges, frisches Gras streckte behutsam die grünen Halme empor, noch zweifelnd, ob Blüthen- oder Schneeflocken auf sie fallen würden. Ein weißer Gegenstand, den ich in der Ferne erst für einen schneeigen Nachzügler des Winters hielt, zog meine Aufmerksamkeit auf sich, er flatterte und bewegte sich, ich trat hinzu, und denken Sie sich mein Erstaunen, als ich zwei Briefe finde, die einst dem glücklichsten Bewohner dieser Gegenden gehört hatten! Es war ein Brief an, und ein zweiter von Jean Paul. Von beiden war das Datum abgerissen, nur die Oerter, von wo sie ausgestellt, waren noch lesbar. Ich schick' Ihnen die Abschrift beider Briefe, die Originale werd' ich wie Reliquien verehren.

Digitized by Google

1.

L. und A. an Jean Paul.

Stuttgart . . . . .

Warum mußte auch den Griechen ihre Pythia ein Weib seyn? Wir hätten Dich, edler Mann, so gern jenen heiligen Priester genannt, dessen Heiligthume wir uns in frommer Scheu nahen, um einen weisen Spruch Deines gottbegeisterten Mundes zu hören. Wir haben Dich deßhalb zum Schiedsrichter einer zwischen uns streitigen Frage erwählt, weil Du in dem Gerichtshofe, vor den sie gehört, heimisch bist, und Dein Advokatenamt nicht Deines Genusses wegen übst, sondern um andern ihn zu verschaffen. Ja noch mehr! Du sollst ordentlich einen Familienprozeß entscheiden, den wir mit Deinem Vater angebunden haben. Nicht die ruhmwürdige Verlassenschaft Yoricks, seine Tugenden und Schönheiten, sollst Du geerbt haben, so daß, wenn man ihn, so auch Dich liebt, sondern auch die Schulden, die er bei vielen noch anstehen hat, wirst Du ehrenhalber bezahlen müssen. Wir erklären uns deutlicher. Zwei Schwestern sind über den Satz des empfindsamen Reisenden: Einer, der nicht gegen das ganze weibliche Geschlecht eine Art Zuneigung hat, liebt keine recht! verschiedener Meinung geworden. Nicht eigentlich über den Satz selbst, sondern über einige Folgerungen, zu denen er uns Veranlassung gab. Höre den Sachbestand, nicht wie er gerade ist, sondern wie er jezt vorliegt, und gieb Deine Entscheidung! Die ältere Schwester kennt keinen tiefern Forschern in den Geheimnissen der weiblichen Seele, als Jean Paul: die Jüngere widerspricht, und hofft dennoch von der Unpartheilichkeit des betheiligten Richters. Jene behauptet, die weibliche Seele sey eine Art Kommunalseele, eine Art Gemeingeist, und bekennt sich damit zu jenem poetischen Pantheismus, der, wie Sterne in der vorhin angezogenen Stelle will, zuvor die Weiblichkeit und dann erst die Weiber liebt. Weder der Abend- noch der Morgenröthe gleiche diese Seele, sondern nur dem freien, blauen Himmelsraum. Der Unterschied der Frauen läge nur in der Art, wie sie ihr Haar flechten, ihre Locken drehen, kurze oder lange Taillen tragen, und zwei Säume am Rock lieber haben, als drei. Die Frauen — fährt sie fort — sind alle dieselben, sie lieben sich daher auch unter einander nicht, weil sie im Grunde dann sich selbst lieben müßten, und weil Egoismus nur den Männern zukommt, die allein Charaktere tragen. Das ewige Sittengesetz: Erkenne dich selbst! erfüllen zwar auch die Frauen, aber nur so, daß sie die Fehler und Tugenden nicht in sich, sondern in andern aufsuchen, und sich selbst bessern, indem sie andere loben oder tadeln. Diese Ansicht ist die Deine, sie zieht sich wie Goldgeäder auf Deine Schriften. Der lezte Versuch rührt noch immer von derselben ältern Schwester her; die jüngere ist so kühn, diese Ansicht den einzigen tauben Gang in Deinen Schriften zu nennen, Perlen in dem labenden Weine Deiner unsterblichen Schöpfungen, aber Perlen, die aus Luft gebildet sind. Sie behauptet, daß die Weiber nur darum hassen, weil sie in der That auch lieben können. Nicht das Gefühl, sagt sie, ist ihr Liebeselement, sondern der Verstand. Nur durch die Formen unsers gesellschaftlichen Lebens werden sie verhindert, eine wunderbare Fülle mannigfacher und untereinander sich durchaus entgegengesezter Charaktere zu entfalten. Sie hält diesen weiblichen Liberalismus nicht für eine leere Meinung, sondern für die tiefe Ansicht eines erweisbaren Verhältnisses. Sie erschrickt vor den weiblichen Gestalten, die Deine Phantasie dem Leser vorführt, und bekennt, daß sich in ihnen nur die Eitelkeit der Männer spiegelt. „Entsetzlich! — schrieb sie gestern in ihr Tagebuch — man hält uns Weiber nur für eine Taucherglocke, die die Männer berge, wenn sie sich aus der Tiefe des Lebens köstliche Perlen zu ihrem eitlen Schmucke holen.“ Nun ist dies unsere bescheidene Frage: Haben wir uns in der Auffassung Deiner Meinung geirrt? Bist Du im Stande, sie einer Prüfung zu unterwerfen, und wenn Du vor Dir selbst nicht bestehst, sie zu widerrufen? Oder wenn Du ganz die Sache als die Deinige nicht betrachten wolltest, kannst Du für Deinen Ausschlag dann entscheidende Gründe anführen? Verzeihe den lästigen Fragerinnen, die selbst den Muth besäßen, wenn Du zauderteſt, Dich auf den Seherdreifuß zu ziehen, wie Alexander die sträubende Pythia! O, sie wünschen Dir ja so viel Lebenssonnen als Lebenstage, und bitten die Götter, einen ewigen Frühling um Dich blühen und duften zu lassen! Versag' ihnen die Bitte nicht, Du Guter!

Trost aus der Statistik.

Gottlob! daß einsank Deutschlands Thron!
Die Cholera wär' jezt im Reiche schon,
Nun ist sie doch dem Vaterland noch fern,
Sie muß noch durch die Länder vieler Herrn.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Untersuchung der Cholera. Ein vom Himmel gefallener Stein.

Vor einigen Wochen haben die hiesigen Physiker die Luft von zwanzig oder dreißig verschiedenen Lokalitäten in der Stadt und Umgegend chemisch untersucht, ob sich nicht etwa im Allgemeinen oder an gewissen Orten eine Abnormität zeige, welche über das Wesen der Cholera einigen Aufschluß zu geben vermöchte. Man hat aber in der über den Krankenbetten im Hotel-Dieu und in der über den Windmühlen auf

dem Montmartre schwebenden Luft, in Ost, West, Nord und Süd von Paris unveränderlich die nämlichen chemischen Bestandtheile der Atmosphäre gefunden. Die Chemiker freuen sich, daß eine der glänzendsten Entdeckungen, die Unveränderlichkeit der Luft, sich auf's Neue bestätigt hat; die Laien, die es vorher nicht wußten, wissen nun, daß die Physik, was die organischen Verhältnisse der Erde betrifft, noch ganz im Finstern tappt, und die Romantiker in der Naturwissenschaft improvisiren um jeden Preis ein luftiges Prinzip eines Wesens, das es wagt, die Hauptstadt der civilisirten Welt, wenigstens auf ein Paarmal vierundzwanzig Stunden, zu einer Stadt des Mittelalters zu degradiren. — So legte in der letzten Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 30. April Cagnard-Latour einen kleinen Stein vor. Der sollte vor Kurzem vom Himmel in den Hof seines Hauses, rue du rocher, gefallen seyn; dabei soll sich ein donneräbnliches Getöse haben vernehmen lassen, das aber nicht vom Herrn selbst, sondern von seinem Bedienten gehört worden ist. Der Stein unterscheidet sich von den gewöhnlichen Meteorsteinen durchaus: er enthält weder Chrom, noch Nikel, wie sonst, aber — und dies ist der Hauptpunkt — Kupfer. Das Hauptmetall, das nach den bisherigen Beobachtungen in den Meteorsteinen vorherrscht, ist bekanntlich Eisen, und auch in den organischen Stoffen, in den Gewächsen, im Fleisch und Blut der Thiere hat man bis vor Kurzem von eigentlichen Metallen nur Eisen gefunden, welches Metall somit nach den Physikern in den meteorischen Prozessen wie im Organismus eine bis jetzt zwar räthselhafte, auf jeden Fall aber sehr bedeutende Rolle spielt. Seit einiger Zeit wollen nun aber Chemiker in manchen Gewächsen Kupfer gefunden haben, und die französischen Chemiker Ferullas und Chevreul haben auch in Fleisch und Fleischbrühe die Anwesenheit dieses Metalls nachgewiesen. Daran erinnert nun der Finder des oben erwähnten Steins und hält die Entdeckung des Kupfers in seinem Aerolithen für höchst bedeutsam. Längst ist der Gedanke ausgesprochen worden, der sehr natürliche Gedanke, die Cholera könnte von einem in der Luft verbreiteten Gifte herrühren. Der besagte Meteorstein soll nun geradezu darauf hinweisen, daß die Luft gegenwärtig mit einem Kupfermiasma verunreinigt ist, das wir einathmen und das somit in das Blut kommt. Damit erklärte sich auch vortrefflich, warum die Cholera da, wo Wasserstoffgas in großer Quantität verbrennt, in London und im Palais royal zu Paris, auffallend milde aufgetreten ist. — Der fragliche Stein ist leicht zerreiblich, braungrau, an einer Stelle wie verkohlt; er sieht ziemlich aus wie ein Stück Sandstein, und mehreren Akademikern will es bedünken, es sey nicht anders, als käme der Stein gerade aus den Steinbrüchen von Fontainebleau. Chevreul, der selbst Akademiker und anwesend ist, erklärt, Ferullas und er haben allerdings in Ochsenfleisch und in verschiedenen Arten von Fleischbrühe Kupfer entdeckt. Nun habe er aber an Fleisch, das er selbst von einem frisch geschlachteten Thiere genommen, die Versuche wiederholt und bis jetzt wenigstens kein Kupfer gefunden. Nach dem Chemiker Sarzo solle auch das Getreide Kupfer enthalten; er, Chevreul, habe zweihundert Weizenkörner sorgfältig aus den Aehren gezogen und in denselben keine Spur von Kupfer entdeckt; möglich, daß er seine Versuche an einer zu geringen Menge Getreide angestellt habe. Der Physiker Arago bemerkt noch, daß die von Chevreul in Fleisch und Fleischbrühe gefundenen Spuren von Kupfer so unbedeutend seyen, daß sie auf die Gesundheit der Menschen, welche jene Substanzen genießen, lediglich keinen Einfluß haben können. Die Akademie läßt jetzt den vorgeblichen Luftstein untersuchen, und wir werden die Leser mit dem Resultat bekannt machen.

London, April.

Angriffe auf die Kirche.

Die Angriffe auf die Kirche nehmen eher zu, als ab; selbst Zeitschriften von einigem Werth halten es nicht unter ihrer Würde, der alten, leider etwas abgelebten, Mutter dann und wann eine Schlappe anzuhängen. So beantwortet z. B. das Monthly Magazine (welches, beiläufig gesagt, wieder ultra-liberal geworden ist) die Frage: auf welche Grundsätze die irländische Kirche gebaut? mit folgenden Sätzen, die wir als Probe dieser Gattung von Witz mittheilen. 1) Eine Gemeinde ist für die Existenz einer Kirche durchaus nicht nothwendig. Der gemeine Glaube, daß eine Geistlichkeit Laien voraussetze, ist ganz irrig. 2) Gesetzt aber, es gebe Laien, so hat deren Anzahl durchaus keinen Einfluß auf das Einkommen der Geistlichen, und es ist also ganz in der Ordnung, wenn jene sich zu diesen wie Hunderte zu Tausenden verhalten. 3) Eben so wenig darf man in dieser Hinsicht den Wohlstand des Landes in Betrachtung ziehen, und es ist gar nichts dagegen einzuwenden, daß der Pfarrer Rehbraten speist und Burgunder trinkt, während das Volk sein Leben kaum mit Kartoffeln und Seegras fristet. 4) Das Wohl der Gemeinde darf nur dann in Betrachtung gezogen werden, wenn es mit dem Behagen des Pfarrers bestehen kann. 5) Das Hauptgeschäft des leztern ist die Schafschur. 6) Die Laien haben nur eine Obliegenheit, nämlich die Geistlichkeit mit den Gütern des Lebens zu versorgen; alles Uebrige sollte der Obhut der Geistlichen überlassen bleiben. 7) Der Spruch: Man kann nicht Gott und Mammon zugleich dienen, ist eingeschoben und von keiner Autorität. 8) Der Spruch: Der Arbeiter ist seines Lohnes werth, ist unrichtig übersezt; sollte heißen: Dem Pfarrer gebührt der Zehnte. 9) Ein Pfarrer mag, wenn es ihm beliebt, in seiner Gemeinde leben; aber es steht ihm frei, solches zu thun oder zu lassen. Kann er ja doch zu Neapel oder Bath eben so gut für seine Seelen sorgen, als in seiner Pfarre. 10) Vereinigung mehrerer Pfründen läßt sich zwar nicht buchstäblich aus der heiligen Schrift rechtfertigen, ist aber ganz im Geiste derselben. 11) Obgleich es in England an 26 Prälaten genug ist, um über 7000 Pfarrer die Aufsicht zu führen, so folgt daraus doch keineswegs, daß 1200 Pfarrer in Irland nicht 22 Bischöfe zur Aufsicht bedürfen. Bisthümer sind herrliche Gaben, man kann deren nie zu viel haben. 12) Dieselbe Regel läßt sich auf Dechanten, Pröbste und andere Würdenträger anwenden. 13) Bischof (episcopus) bedeutet einen, der die Uebersicht hat; er kann daher auch sehr leicht die Religion selbst ganz übersehen. 14) Eine Kirche ist nur wahrhaft groß als streitende Kirche, d. h. wenn sie von 30.000 Musketen und einer verhältnißmäßig starken Artillerie gedeckt ist. 15) Ein Prediger des Heils zeigt sich daher auch nie anständiger, als wenn er an der Spitze eines Reiterhaufens in seine Heerde einhaut. 16) Es thut einer protestantischen Staatskirche gar keinen Eintrag, wenn das Volk selbst nicht protestantisch ist. 17) Je weniger ein Volk geneigt ist, den Zehnten zu entrichten, desto kräftiger muß man es dazu zwingen. 18) Je weniger eine Staatskirche in Achtung steht, desto nothwendiger ist sie; denn würde sie allgemein geliebt, so würde das Volk im Allgemeinen auch fromm seyn, und dann bedürfte man ihrer gar nicht. 19) Nichts ist geeigneter, die Religion zu fördern, als wenn sich die Geistlichkeit durch strenges Eintreiben des Zehnten recht verhaßt macht. 20) Endlich muß man nie vergessen, daß Nationen da sind, um Staatskörper zu erhalten, nicht diese um jener willen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 38.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 113.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 11. Mai 1832.

So heute wie gestern, es flimmert der Stern;
Nur halte von hängenden Köpfen dich fern,
Und lebe dir immer von vornen.

Goethe.

Freiheit.

Wenn einer für mich sorgen will:
„O laß dich häuslich nieder,
Und lebe fromm und ehrbar still
Im Kreise deiner Brüder;“
So lach' ich über den Philister,
Der an den Vogelruthen klebt;
Er weiß nicht, wie beglückt ein Priester
Der Hoffnung und der Freiheit lebt.

Sie sagen mir: „es ist so süß,
Sein Eigenthum zu haben;
Am selbsterzogenen Gemüß
Sich friedlich zu erlaben!“
Ich aber hungre nicht nach Schwarten
Vom eingesalznen Winterschwein;
Ich singe wandernd: jeder Garten
Mit Hesperidenfrucht ist mein!

„Das nämliche Gewächs nur frommt,
Jahraus jahrein zu trinken;
Wer schnell herum an allen kommt,
Der wird beim lezten hinken!“
Durch Wechsel spaltet sich die Sonne
In eine bunte Farbengluth,
Und anders quillt der Born der Wonne
Aus jedem neuen Rebenblut.

„Verlangt dich's nicht, ein holdes Weib
In deinem Arm zu haben,
Und jeden schnöden Zeitvertreib
In Liebe zu begraben?“
Den trägt das Glück auf vollen Wogen,
Wer keusch die Hoffnung nur umarmt;
Doch wer einmal sein Loos gezogen,
Das größte selbst — ist schon verarmt.

„Zu brüten so allein für sich,
Das stimmt nur melancholisch;
Ein Grillenfänger machst du dich
Am Ende noch katholisch.“
Zwar lockt mich nicht der Glockenhammer,
Der Orgel träge Melodie;
Doch beug' ich in der stillen Kammer
Verlassnen Göttern oft das Knie.

„Das Elend wirst du, o Sophist!
Von Mutter Lüge erben;
Als kümmerlicher Egoist
In Spott und Gram verderben!“
Ihr könnt einst meinen Spiegel fragen,
Ob fröhlich nicht mein Geist entschwebt,
Und meine Leyer wird's euch sagen,
Wenn sie vom lezten Griff noch bebt.

Der Würgengel.

(Fortsetzung.)

„Ich habe auch dunkel davon gehört," fuhr der General fort. „Indeß wird die Sache durch Erkundigungen darüber nicht heller. Fragen Sie einen aufgeklärten Hebräer, so lächelt er, und ein orthodoxer Anhänger des Talmud schweigt. Auch weiß ich nicht, was minder gespensterhaft ist, wenn wir einen weiblichen Würgengel, einen Abgesandten des Todes annehmen, oder häßliche, alte Leichenfrauen, die in affrösem Aberglauben, eine Imitation der israelitischen Würgengel unter Pharaos Egyptern, herumschleichen, bei den Sterbenden sich eindrängen und sie erdrosseln, ehe sie ihr Sterbegebet geendet haben. Die Polizei schon dürfte diese Engel nicht dulden." — „Herr General glauben also in der That an jene andern Würgengel, so über den Lebenden hinschweben und ihre Opfer sich auswählen?" — „Wer, mein Freund, sollte nicht glauben, der ein Paar Bataillen mitgemacht hat? Wenn ich wußte, die Armeen stehen sich gegenüber, morgen greifen wir an, und ich legte mich nun am Abend, in den Mantel gehüllt, den Kopf auf dem Sattel, schlafen, dann sah auch ich, der ich kein Talmudist bin, die Würgengel auf den schrägen Mondstrahlen herabschweben und über die halb im Schatten verhüllten Schläfer wegsteigen, und die Stirnen deren küssen, die morgen Abend liegen sollten, um übermorgen nicht wieder aufzustehen." — „Dergleichen Würgengel werden auch andere mit Ihnen gesehen haben. Es ist eine poetische Allegorie." — „Nicht ganz, mein Bester. Meine Würgengel umarmten sehr bestimmte Personen. So war für mich schon vor der fatalen Affaire bei Görlitz Winterfeld gezeichnet — und was sage ich erst von Schwerin!"

Man wurde aufmerksamer. Die Zuhörer rückten näher, und es war so still, daß man die leisen Kohlenflämmchen im Kamin spielen hörte. Der Spott, der hie und da auf den Lippen der Zuhörer geschwebt, machte immer mehr einer ernsten, ja ängstlichen Stimmung Platz, je unbefangener der General fortfuhr, der seinem Ruf als besonnener Mann und Spötter noch in nichts vergeben hatte.

„Sie müssen nicht glauben, meine Freunde, es sey ein angenehmes Gefühl, voraus zu wissen, daß Jemand sterben muß. Gern hätte ich meine Wissenschaft von mir abgeschüttelt, oft machte ich mich selbst über mich lustig, verspottete mich, gab mir Mühe, meine Ahnung zu Schanden zu machen. Allein es half nichts; je mehr ich dagegen anstrebte, um so schlagender wurden die Beweise dafür. Und nun zumal ist das Gefühl ein herbes, wenn ich das baldige Abscheiden eines nähern Bekannten, ja eines Freundes vorausfühle." Ein Blick aus seinem ernsten Auge fiel dabei, zufällig oder mit Absicht, auf den Wirth. „Aber, theuerster Freund," sagte dieser, „wie drückt sich diese Ahnung bei Ihnen aus? Lesen Sie auf dem fremden Gesichte einen Zug, der Tod bedeutet? Dann möchten Sie sich doch oft täuschen; der Weltmann hat so viele Mittel, seinen Mienen einen feinen Empfindungen widersprechenden Ausdruck zu geben." — „Nein, mein verehrtester Graf, meine Kennzeichen sind ganz besonderer und sehr bestimmter Art. Ich gebe gern zu, daß meine Phantasie sich darin täuscht; seltsam bleibt es nur, daß es bisher noch immer eintraf." — „Sie beruhigen uns schon," sagte der Graf, „wenn Sie uns die Versicherung geben, daß Ihre Kenntniß nur partiell ist, Sie also nicht von Jedermann voraus wissen, ob und wann er sterben muß." — „Davor behüte mich der Himmel!" fuhr der General fort. „Meine hellsehende oder ahnende Kraft kommt immer nur periodenweise und ängstigt mich dann oft so sehr, daß ich gewiß bin, ich hielte es nicht aus, wenn sie immer dauerte. Doch um wieder zur Sache zu kommen, so habe ich Ihnen zu sagen, daß sie anfing mit dem Tode jenes Rabbiners. Ich verfiel in ein hitziges Fieber und träumte während vierzehn Tagen von nichts als grundhäßlichen Judenweibern, die um mein Bette herumgaukelten, sich auf mein Kopfkissen sezten, mir das Deckbett fortrissen, unter dem Bette vorkrochen, die Arznei einrührten, und was der tollen Phantasiebilder mehr waren. Ich war, wie ich nachher erfuhr, gefährlich krank gewesen; indeß meine gesunde Natur kämpfte siegreich mit den Würgengeln, und seitdem hatten sie mich bis gestern Nacht aus dem Spiele gelassen."

„Bis gestern Nacht?" fragte man erstaunt. Der Wirth rückte vom Erzähler ab, aber sein Auge haftete desto fester an seinen Lippen. „Dann haben Sie also keine Ahnungen gehabt seit Ihren Schuljahren?" — „Verstehen Sie wohl, mich selbst hatten sie mit ihren einladenden Umarmungen, oder wie Sie es nennen wollen, verschont, desto öfter erschienen sie mir als Boten für andere." — „Und versuchten Sie niemals, die andern zu warnen?" Der General zuckte die Achseln. „Kennen Sie das Schicksal der Cassandra? Man würde den preußischen Obristlieutenant seltsam angesehen haben, der den Tag vor der Görlitzer Affaire vor die Fronte getreten wäre und den General Winterfeld gebeten hätte, sich zu schonen, dieweil er geträumt, daß denselben ein Würgengel umhalst. Uebrigens geschah es nur selten, daß die Erscheinung mir den Tod solcher distinguirten Leute anzeigte."

Der Graf schien beruhigter: „Doch sind Sie uns noch immer eine eigentliche Beschreibung Ihrer Gespenstererscheinung schuldig." — „Sie sollen Alles hören, was ich weiß. Eine geraume Zeit, nachdem ich für meine Person mit ihnen gerungen, ließen mich die Gespenster in Ruhe. Ich kam von der Schule zur Armee. Die Exercitien ließen nicht viel Muße zu, um Geister zu wittern. Die wenigen ersten Vorfälle sind mir dunkel, oder ich hielt sie für bloße Träume. Erst als mich das grassi-

Digitized by Google

rende Lazarethfieber im schlesischen Kriege hart darnieder warf, wurde ich bald nur allzulebhaft an sie erinnert. Der Würgengel sey in der zum Lazareth umgeschaffenen Kaserne geschäftig, hieß es; er klopfe Tag und Nacht an die Thüren. Je länger, je schwerer ich darniederlag, um so deutlicher verwandelte sich die Metapher bei mir zu etwas Wesentlichem. Ich hörte den schrecklichen Engel umhergehen und verfolgte schlafend und wachend seine Tritte. Er ließ auf jenem Flügel nach und kam zu unserem herüber. Als Inspicient kannte ich genau die Lokalität des Gebäudes, die Corridore, Treppen, die Stuben, Kammern, ihre Nummern, wußte auch zum Theil, wer darin lag. Er schlich stöhnend, ächzend die Hintertreppe herauf nach Nummer fünf. Ich fragte am Morgen, wer in der Nacht gestorben? „Der Feldwebel aus Nummer fünf!“ war die Antwort. Die nächste Nacht wurde es viel unruhiger; es drückte die Thüre auf von Nummer sechs, sieben und acht. Ein Offizier und zwei Gemeine, die darin lagen, trug man schon beim grauenden Tage vors Thor. Nun machte der Würgengel Sprünge; daß ich mich nicht etwa aus der Reihenfolge täuschen sollte, drang er den nächsten Abend in Nummer eilf und fünfzehn ein. Seine Freunde fürchteten für einen schwer erkrankten Hauptmann, sie hatten von ihm um Mitternacht Abschied genommen, ihn verloren gebend. Ich wußte es besser: der nächtliche Schleicher war bei seiner Thür vorbeigegangen und gegenüber eingetreten bei einem jungen Fähnrich, der schon in der Genesung, nächste Woche zur Armee abzugehen hoffte. Der Hauptmann genas, den Fähndrich trug man gegen Mittag hinaus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Reisetagebuche des jüngsten Anacharsis.

II.

Jean Paul an L. und A.

Hof . . . . .

Jemand hat einmal gesagt, und irr' ich nicht, bin ich es selbst gewesen, es sey ein verflogener Schmetterling in den stillen, heiligen Räumen einer Kirche ein erhabener Gedanke. Im Gegentheil, der Gedanke weht wie Tod und Grabesschauer. Wenn eine Schönheit nicht aufhören soll, durch sich selbst schön zu seyn, so muß sie keine Folie haben. In der Algebra bejahen zwei Verneinungen, in der Aesthetik verneinen sogar zwei Bejahungen. Theils um meine Fähigkeit zum Widerruf zu zeigen, theils um die Flammen eines drohenden Bruder- oder vielmehr Schwesterkrieges zu ersticken, erwähne ich diesen falschen Ausspruch. Zwar bin ich es selbst gewesen, der allen von mir entworfenen Gestalten als Urbild gesessen hat, doch steh' ich von ihnen noch immer soweit entfernt, wie von meiner Feder, dem Papier, den Lettern, der Druckerschwärze. Ich rufe Euch Streitenden jenes obige Bild zurück und gestehe beschämt, daß mein Gedanke dem Schmetterlinge gleicht und die Räume der Kirche dem Heiligthume der Weiblichkeit; daß ich Leben und Wahrheit zu schildern glaubte, und doch die Frauen wie kalte, leblose Marmorbilder gezeichnet habe. Die Frauen sind mir auf meinen Wanderungen durch's Leben zwar oft, aber nur vorübergehend begegnet; ich habe manchen Blick des Auges, manches stille Geheimniß des Herzens belauschen können, und besitze viele Edelsteine einzelner Beobachtungen, die ich mit der Kunst meiner Rede zu schleifen, aber nicht zu fassen verstehe. Die weiblichen Gestalten, die in meinen Schriften geschildert sind, bilden nur einen Complex von Wahrnehmungen, eine Zusammenreihung, wo die Perlen den Charakter bedeuten sollen, die Schnur aber, die dieser eigentlich seyn müßte, nur meine Willkühr ist. Mein Leben hat nur solche Frauen gekannt, die in einer kurzen Zeit mir Alles waren und dann plötzlich so wenig wurden. O! ich fühle es tief, daß ich manches weibliche Herz wie einen zarten Baum gerizt und verwundet habe, weil ich den Trieb zu beobachten, nicht zu genießen empfand. Die Einheit der Weiblichkeit kannte ich wohl, aber die des Weibes nicht. Jene betrachtete ich wie ein Petrefakt, wie eine Krystallisation, die, einmal gebildet, durch sich selbst sich nicht wieder auflösen könne; diese blieb somit eine kalte Mumie, wie sehr ich sie auch mit Blumen und Kränzen behing. Ob ich nun der jüngern unter den feindseligen Schwestern allein Recht gebe? Nein, auch hierin juste milieu! Ich löse die materielle Ansicht, nach der die Weiber eine höhere Art Meerkatzen sind, und die spirituelle, nach der sie eine ewige Engelerscheinung vorstellen würden, in die praktische auf, die, von Illusionen sich fern haltend, die Weiber auf jeder Stufe anerkennt. Die Weiblichkeit ist eine leere Abstraktion, ein leerer Raum, der Resonanzboden, in dem sich die Töne der auf vier Oktaven hoch und tief angeschlagenen Tasten bilden. In Alles hat die Natur das Moment der Entwickelung gesezt; nur die Weiber sollten nichts Weiteres seyn, als Abdrücke einer ursprünglichen, unveränderlichen Zeichnung? Nein, das ist das stetige Gesetz, daß sie in Tuschmanier zeichnen, während die Männer in Stahl stechen. Variationsfähig sind wir Alle, die Einen in Dur, die Andern in Moll. Darf ich nun zum Zeichen des Friedens auf einen Regenbogen hoffen? Soll ich, da ich nun doch einmal Priester und Richter bin, der Bundeslade nahetreten und opfern zur Versöhnung zweier Schwestern? Ein Theil fällt dem Priester zu: es sey die Bewahrung der alten Liebe. O! ich kann ohne diesen Himmelsthau nicht gedeihen! Man liebt mich selbst bei meinen Fehlern, weil man sie für Tugenden hält; nun ich selbst eingestehe, daß es Fehler sind, soll man mich denn zu lieben aufhören?

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

(Fortsetzung.)

Die englischen Kolonien.

Man muß es den Engländern zur Ehre nachsagen, daß, wenn auch der Handelsgeist die erste Triebfeder ist, welche sie in die Ferne und zur Anlegung neuer Kolonien treibt, der Forschungsgeist sich bald dazu gesellt und das menschliche Wissen, im Reiche der Natur wenigstens, immer erweitert. So stiftete z. B. der Graf Dalhousie im Jahr 1824 zu Quebec die literarisch-historische Gesellschaft, welche als Proben ihres Fleißes bereits zwei Bände ihrer Verhandlungen herausgegeben hat, wovon der lezte (im vorigen Jahre erschienen) eben vor mir liegt. Sie enthalten sehr interessante Nachrichten für den Naturforscher, Geographen und Philologen. Am anziehendsten für den leztern ist eine Grammatik der Huronensprache, nach dem lateinischen Manuscript eines Missionärs ins Englische übersezt.

A Sketch of the History of Van Diemens Land, welche so eben, nebst einer vortrefflichen Karte von J. Arrowsmith, von J. Bischoff, dem Hauptdirektor der Van-Diemens-Land-Gesellschaft, herausgegeben worden, enthält eine reichhaltige Geschichte und Beschreibung der Insel, ihrer Bevölkerung und Produkte, ihres Handels u. s. w., womit jedoch die Leser des Morgenblatts nicht ganz unbekannt sind. Das Interessanteste darin ist die Geschichte der genannten Gesellschaft, welche im Jahre 1825 von der Krone ein Privilegium und um einen sehr geringen Preis 350.000 Acker Land zum ewigen Eigenthum erhalten hat, in dessen Besiz sie indessen erst im Jahre 1827 kam. Sie hat zwar das Privilegium, dieses Land zu vermiethen oder zu veräußern, Pflanzern Geld vorzuschießen u. s. w.; bis jezt aber hat sie sich blos auf die Schaf- und Viehzucht für eigene Rechnung gelegt und nur so viel Land unter den Pflug gebracht, als für den Unterhalt ihres zahlreichen Gesindes nothwendig ist. Man hat zwar bereits Waizen aus dem fernen Lande nach London gebracht, welcher, seiner besondern Güte wegen, mit achtzig Schillingen pr. Quarter bezahlt worden ist; aber der Arbeitslohn ist dort so hoch, daß sich der Feldbau bis jezt noch nicht lohnt. Da das Land sehr offen, trocken und dabei gut bewässert und voll fetten Grases ist, so veredeln sich die Schafe sehr schnell auf demselben, besonders da man die besten Racen hingesandt hat. Nach dem lezten Bericht hatte die Gesellschaft etwas über 90 000 Pfund Sterling ausgelegt, besaß aber dafür zwei große ökonomische Anstalten, nebst 9334 Schafen, 561 Stück Rindvieh und 95 Pferden, und hatte bereits 95¼ englische Meilen fahrbare Straßen mit vielen und langen hölzernen Brücken gebaut. Ihre Kosten im vorigen Jahre beliefen sich auf 8800 Pfund; aber die in diesem Jahre zu erwartende Einnahme soll die Ausgabe ganz gut decken können, so daß man mit Zuversicht schon im Jahre 1834 für die Aktienbesizer Vortheile erwartet. Die Gesellschaft miethet ihre Dienstboten um geringen Lohn auf sieben Jahre; sie können sich jedoch dabei etwas ersparen und nachher, wenn sie ferner dienen wollen, von den Pflanzern als Pflüger oder Hirten von 40 bis 60 Pfund des Jahres verdienen. Ein besonders anziehender Theil des Buches ist die zwischen dem Gouverneur der Insel und der Regierung in England geführte mehrjährige Korrespondenz über die Behandlung der eingebornen Wilden. Durch die Mißhandlungen, welche diese schüchternen, aber listigen und heimtückischen Menschen seit vielen Jahren von entlaufenen Verbrechern im Innern, so wie von den Robbenfängern an den Küsten, besonders durch gewaltsame Entführung ihrer Weiber und Töchter zu erleiden hatten, zur Verzweiflung getrieben, rächen sie sich jezt an allen Weißen, die sie unbewaffnet überfallen können — denn selbst der größte Haufen soll sich nicht an zwei Bewaffnete wagen — durch Raub, Mord und Brand. Der Gouverneur und mit ihm die angesehensten Personen in der Hauptstadt hofften lange, sie durch Güte wieder zu gewinnen; wahrscheinlich aber haben Einzelne den guten Eindruck, welchen die Bemühungen der Regierung gemacht haben mochten, wieder auf. Ein allgemeiner Streifzug, um sie ohne Gewaltthätigkeit auf eine Halbinsel zu treiben, wo man sie eingeschlossen zu halten hoffte, wenn man sie auch nachher mit Lebensmitteln und Kleidung hätte versehen müssen, schlug fehl, und die fern wohnenden Pflanzer und Hirten bleiben vor wie nach ihren Angriffen ausgesezt, gegen welche die Regierung sie nicht hinlänglich zu schüzen vermag. Doch ist es einem gewissen Robinson gelungen, ihre Sprache zu lernen und, da er unbewaffnet unter ihnen lebt, ihr Zutrauen so zu gewinnen, daß er die Hoffnung hegt, sie alle (er schäzt sie auf nicht mehr als 700 Seelen) unter seinem Schuze auf eine kleine Insel führen zu können. Auch hat man bereits auf der Gun-Carriage-Insel eine Niederlassung gegründet, wo diejenigen, welche sich von Robinsen bereden lassen, gut aufgenommen werden. Den lezten Nachrichten zufolge scheint aber dieser menschenfreundliche Plan nicht im ganzen Umfang zu gelingen; es ist wieder, ohne daß die Regierung es verhindern kann, zu einem Vertilgungskrieg gekommen, wobei natürlich die Schwarzen den Kürzern ziehen müssen. Sie hatten eben erst einen Kapitän und einen andern angesehenen Kolonisten ermordet, und die Gährung war so groß, daß die Zeitungsschreiber es für nöthig hielten, die Kolonisten daran zu erinnern, daß die Schwarzen doch auch Menschen seyen. Es handelt sich hier aber einmal von Selbsterhaltung, und wenn die Kolonisten nicht das schöne Land, welches für wenigstens fünfzig Millionen thätiger Menschen Raum und Fruchtbarkeit hat, verlassen und einer Handvoll Barbaren zurückgeben wollen, damit dieselben es bis zum Ende der Tage in thierischer Rohheit durchstreifen, oder auch eine andere europäische Macht Besiz davon nimmt, so müssen die Eingebornen zu Grunde gehen.

Da ich doch einmal von Kolonien schreibe, so danken mir es wohl manche Ihrer Leser in diesen Tagen, wo es so Vielen in Europa zu enge wird, wenn ich sie auch auf einige andere Kolonien aufmerksam mache. Die Kolonie am Schwanenfluß und auf der dortigen Küste scheint, trez den mancherlei Schwierigkeiten, die sie allerdings finden mußte, die aber von der getäuschten thörichten Erwartung und der Mißgunst unendlich übertrieben worden waren, festen Fuß zu fassen und sich mehr und mehr nach Norden und Süden hin auszudehnen, und da es sich findet, daß Neuholland bedeutende Flüsse und fast an allen Küsten guten Boden hat, so wird es wohl in Kurzem ganz von brittischen Kolonien umgürtet seyn. — Die Regierung unterstüzt zwar keinen Auswanderer nach den Kolonien mehr mit Geld oder sonst auf unmittelbare Weise, auch wird kein Land mehr unentgeldlich abgegeben; aber sie hat in den Häfen von Quebec und Halifax Kommissarien angestellt, welche, um die Ankömmlinge vor Betrug zu sichern, denselben unentgeldlich mit Rath und That an die Hand gehen; wenn dieselben Land suchen, erfahren sie sogleich, wie es in jedem Bezirk damit steht; wenn der Einwanderer nur Arbeit sucht, wird er dahin gewiesen, wo welche zu finden ist, und im Nothfall bei den öffentlichen Arbeiten angestellt, bis er etwas Besseres findet.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 114.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 12. Mai 1832.

— Ha! wer kommt! —
Bist du ein Gott, ein Engel oder Teufel,
Der starren macht mein Blut, das Haar mir sträubt?
Gib Rede, was du bist!

Shakespeare.

Der Würgengel.

(Fortsetzung.)

„Ich hatte Lust zum Leben, meine Herrn, fuhr der General fort; wie sollte ich nicht? Meine Carriere war glücklich, meine Krankheit nicht unheilbar, der König mir gewogen. Sie verdenken es mir deßhalb nicht, wenn mein Herz vernehmbar schlug, als ich den Schleicher diese Nacht den Gang heraufkommen und an der Thüre zu meinem Nebenzimmer pochen hörte. So nah war er mir noch nicht gekommen. „Herein, herein!“ rief der Lieutenant, mein Nachbar, der an einem Herzenskummer so schwer darnieder lag, als an einer schmerzhaften Wunde. Deutlich hörte ich, wie das Gespenst an sein Bett trat, wie der Arme schwer aufstöhnte — zum lezten Male, und am Morgen sagte mir der Feldscheer: „Ihr Kamerad hat nun ausgelitten.“ Er kam die folgende Nacht denselben Weg, er blieb an meiner Thüre stehen, er horchte am Schlüsselloche. Eis des Todes umstarrte mich, ich konnte die Glieder nicht rühren, nicht die Lippen bewegen. Die Thürklinke bewegte sich, aber er besann sich anders, die Tritte gingen weiter, und er drückte die Thüre auf zu meinem Nachbar rechts. Der Arme schied nicht so gern, wie der links, von dieser Welt. Er rief nicht herein, er wehrte mit aufgerichtetem Leibe den Eintretenden ab, er stieß ihn fort, ich hörte ihn ringen, stöhnen, kreischen, röcheln, und konnte nicht helfen. Am andern Morgen fand man ihn todt neben dem Bette liegen. Mich aber fand man so bedenklich krank, daß der Arzt meinem Burschen befahl, die folgende Nacht bei mir zu wachen. Ach, was hilft das, dachte ich, wenn der Würgengel vor der Thür stehen bleibt, horcht, sie aufklinkt und sich nicht ein zweites Mal anders besinnt. Und doch war mir der Befehl des Arztes angenehm. Vielleicht hatte das Gespenst vor zwei Wesen mehr Scheu als vor einem Einzelnen.“

„Der Abend kam, die Nacht; Mitternacht war vorüber, die Hähne krähten, der Würgengel war noch nicht da, es war ruhiger als je. Mein Blut löste sich wieder, ein angenehmer Schweiß perlte auf der Stirn, ich hörte meines Burschen tiefes Aufathmen; er war auf einem Strohsack neben dem Bette eingeschlafen. Da regte es sich im äußersten Gange, langsam kam es herauf; an meiner Thür blieb es stehen, nicht allzulange. Sie klinkte auf, und es trat ein. Ich lag in einem Starrkrampf, mein Körper war ein harter Stein. Meine Stunde hatte geschlagen: weiter konnte ich, wagte ich nicht zu denken. Noch fühlte ich, wie es sich neben mir hinsezte, sich über mich bog, Aug in Aug mich ansah, und mir vergingen die Sinne.“

Es war wo möglich noch todtenstiller als vorhin geworden. „Sie sind aber doch nicht gestorben?“ — „Noch nicht, meine Herrn. Allein mein armer Bursche war in der Nacht erkrankt, und es war die lezte, wo er für Jemand gewacht hat. Er starb noch im Verlauf des Tages.“ — „Wenn es auch nur Traum war, so haben Sie dießmal nicht blos gehört, sondern gesehen. Kam

Digitized by Google

nun die Erscheinung mit Ihrer früheren Vorstellung überein, oder mit der lezten, oder wie sah das Gespenst aus, das Sie für den Würgengel hielten?“ — „Kann man einen leeren Raum beschreiben, ein körperloses Wesen, das keinen Schatten wirft, keine Eindrücke und, Sie werden mir glauben, auch keinen infernalischen Duft zurückläßt? Jezt war sein Kopf hier, jezt dort, ich sah, wie er das Bein hob, ohne daß ich das Bein sah, den Platz auf der Diele, wo der Fuß auftrat, aber den Fuß nicht. Nicht die Federn von meinem Bett, auch nicht einmal die Luft bewegte sich. Was ich sah, oder nicht sah, ließ sich mit keiner Farbe, keinem Griffel, auch nicht mit Worten wiedergeben. Aus dem Schreckgespenst des Knaben war ein Phantasma des Verstandes geworden, um so grauenhafter, als dieser selbe Verstand es mit logischer Schärfe verfolgen konnte. Nur insoweit hing es mit den Sinnen zusammen, als meine Wahrnehmung niemals weiter als diese reichte. Als der Tod noch auf dem andern Flügel wüthete, war mir der Eindruck weit undeutlicher; ich hörte, ich sah es wohl hinschleichen, konnte aber nicht angeben, wo es bestimmt anklopfte, einkehrte; je näher für mich der Sterbende lag, um so deutlicher, bestimmter wurde die Wahrnehmung. Ich hätte auch gewiß in der Nacht gesehen, daß es meinen Burschen berührte, ihn küßte oder erdroßelte, wenn nicht der Schreck in dem Augenblick mich völlig besinnungslos hingestreckt hätte.“ — „Dann wäre es am besten,“ bemerkte Jemand, „um vor Ihrem nächtlichen Engel geschüzt zu seyn, sich so fern als möglich von Ihnen zu betten.“ — „Gewiß!“ sprach der General sehr ernst und starrte eine Weile vor sich hin, ehe er wieder anhob. „Nun vergingen mehrere Jahre, wo der Engel Niemand in meiner Nähe, oder doch nur gleichgültige Personen heimsuchte. Denn auch das muß ich bemerken, je näher der Sterbende mich anging, um so lebendiger war der Eindruck. Ich lag zu Ausbruch dieses Krieges in Magdeburg in Garnison. Woher es kam, daß in dem ganzen Hause dazumal bis auf den Portier unten Niemand wohnte, ist mir nicht erinnerlich. Meine Domestiken waren auch unten einquartirt, denn seit jenem Vorfall hatte ich, so weit sich das einrichten ließ, es gern, wenn Niemand in meiner Nähe schlief. Sie mögen begreifen, daß es etwas Peinliches hat, Zeuge so herzbrechender Besuche zu seyn, die uns nicht gelten. Eines Nachts, als ich das Licht auslöschte, überkam mich aber doch ein Gefühl, wie wenn es besser wäre, ich hätte Jemand bei mir; denn im Schreibsekretär lagen einige Tausend Thaler Gold und anderes von Pretiosen, alles zum nahen Ausmarsch gesammelt. Indessen sind die Mauern des breiten Weges dick, und ich bin nicht der Mann, der leicht Besorgniß schöpft. Ich schlief ein. Die Wetterfahne krächzte am Giebel meines Hauses, als ich aufwachte, und das, glaubte ich, sey es, was mich geweckt. Allein nun hörte ich deutlich die Hausthür öffnen und zuschlagen. Es kam die Treppe herauf: das waren mir zu wohlbekannte Tritte, so geht kein menschliches Wesen. Es verweilte nicht in der ersten Etage; was sollte es da suchen, wo Niemand wohnte? Es schlurfte die zweite Treppe herauf. Der Tod sucht nur das Leben: wer lebte außer mir auf dem Dache? und daß sich ein Gespenst bemüht, um den Tod von Mäusen anzuzeigen, kam doch wohl noch nicht vor. Sie mögen die Empfindungen eines Mannes begreifen, der also dießmal ohne Todesableiter ganz mutterseelenallein in seinem Bette lag. Was schildere ich Ihnen noch einmal, wie das Herzblut gerann, als es hustend vor meiner Thür stehen blieb und die wohlverschlossene und verriegelte aufdrückte. Ich wollte aufspringen, einen Kampf mit dem Würgengel wagen; ich konnte kein Glied rühren, die Augen waren starr darauf gerichtet, und nun war es an meinem Bett; mit ausgestreckten Armen legte es sich über mich, wie man von Lieblingskatzen sagt, die sich quer über den Hals der Schlafenden legen, vor lauter Liebe sie erwürgend. Es stöhnte, und ich sank zusammen.“

„Doch war die Willenskraft dießmal so mächtig, daß nach wenigen Sekunden die Sinne wiederkehrten. Es war fort und war doch keine Täuschung gewesen. Ich fühlte mich nicht krank, aber ich wußte doch, ich mußte folgenden Tages sterben. Meine Sekunden waren gezählt, der Tod sollte mich gerüstet finden. Ich sprang aus dem Bette, warf mich in die Kleider, den Säbel um, ihm doch auch als Kriegsmann ins Auge zu schauen. Nun schellte ich: Licht, Leute, der Doktor mußte kommen; ich verhehlte ihnen nicht, daß ich den Tod in mir fühle, und überließ dem Arzt meinen Puls, um nach meiner Krankheit zu suchen. Die fand der gelehrte Medicus nun zwar nicht, allein meine Leute fanden statt dessen unter meinem Bette einen Kerl, einen entlaufenen Baugefangenen, der seinen Sergeanten erschlagen und es wahrscheinlich mit mir nicht anders würde gemacht haben, wenn mich der Würgengel, der ihn zu suchen kam, nicht gewarnt hätte. Die Sache war bald in Richtigkeit, man verfuhr nach Kriegsrecht etwas summarisch, und er sah am Abend selbigen Tages die Sonne zum lezten Male untergehen. Sie können denken, daß mir seine Hinrichtung einige Beruhigung gewährte.“

(Der Beschluß folgt.)

Aus dem Reisetagebuche des jüngsten Anacharsis.

Achter Brief.

Altenburg, den 13ten April.

Ein durch Bier, papier maché und gelinde Censur ausgezeichneter Ort. Oder interessirt Sie die Burg an

der Stadt, die auf Porphyrfelsen gebaut ist, so und so viel Fuß hoch, auch viel Erinnerungen an Mittelalter, Prinzenraub, Kunz von Kauffung und Schwerter enthält, die wir alle drei mit vereinten Kräften nicht heben können? Mich beschäftigt ein anderer Gegenstand, ein ethnographischer. Ich suche nämlich schon den ganzen Tag auf der Karte, in meinem Tagebuche und in der Umgegend die große Demarkationslinie zwischen nord- und süddeutschem Charakter. Jezt glaub' ich fast, daß ich sie dort hinstellen muß, wo zum ersten Male ein Voigtländischer Bettelknabe meinem Wagen nachlief und um eine geneigte Unterstützung anhielt. In Schwaben und Franken geschah das nicht, und glauben Sie, nicht die Armuth ist Schuld daran, sondern die gegen Norden zunehmende Dreistigkeit. Nirgend hab' ich die Jugend so verschämt, so zurückhaltend gefunden, als in Süddeutschland. Der Gegensatz der beiden Kammern im Herzen Europas, der viel angefochten und viel vertheidigt ist, liegt hauptsächlich in der Art der Erziehung, wie sie im Süden und im Norden betrieben wird. Dort wird die Jugend zu spät, hier zu früh reif. Dort kann man schon viel gelernt haben, ohne noch etwas sprechen zu können, hier hat man schon sehr viel gesprochen, ehe man noch etwas gelernt hat. Sechszehn- und Achtzehnjährige werden in Schwaben noch bis über die Ohren roth, wenn man sie anredet; hier unten sind die Buben von vierzehn Jahren schon weise, ja naseweis. Die Seminar- und Klostererziehung verhindert die Jugend, selbstständig zu werden. Die fortwährende Aufsicht des Lehrers weist sie nur auf Gehorsam und Arbeit hin. Das elterliche Haus, dieser alleinige Tempel der Erziehung, ist dem Knaben entrückt, und die Sehnsucht nach der Familie gibt seinem Geiste ein eigenthümliches Kolorit. Aus solchen Einflüssen läßt sich die poetische Stimmung der Süddeutschen erklären, die mit Unrecht ein Gesetz der Natur genannt wird. Hier unten fehlt die Aufsicht des Lehrers. Die Schüler schließen sich fester an einander an, der Korporationsgeist entwickelt sich oft bis zum gehässigen Gegensatz gegen das Leben der Schule, und die Familie tritt nicht so in die Ferne zurück. Die extreme Folge des süddeutschen Erziehungssystems ist Pedantismus bei den Stillen und Cynismus bei den Freieren, des Norddeutschen fast immer fade Leerheit und Anmaßung. Wären im Süden diese Ueberreste alter Sitte nicht so fest gewurzelt, wie sollte sich bei den vielen Berührungen mit Frankreich, bei dem Einflusse einer so schönen, reizenden Natur noch so viel Trockenheit der Meinungen und trüber Wahn haben erhalten können? z. B. in der Theologie und Philosophie jener alte, hölzerne Scholasticismus, die trockenste Orthodoxie? Es ist eine auffallende Erscheinung, daß die frischen, jungen Schößlinge der alten Stämme alle nach dem Norden hin ausschlagen. Der Ruf des Genialen, Geistreichen, der dem Norddeutschen vorangeht, führt sich allein auf die Zellen der süddeutschen Schulen zurück. Von oben her führt man die rohen Stoffe ein, die hier unten verarbeitet und durch geschäftige Thätigkeit nutzbar werden. Dieser Wechselverkehr ist zwar naturgemäß, doch steht er zu einsam und in zu geringer Beziehung auf's Leben. Er bleibt immer nur bei den Anfängen und Exponenten, statt daß man schlagende, bedeutsame Resultate erwartet. Das Bindemittel scheint auch hier nicht das Erzeugniß der getrennten Elemente zu werden, sondern kommt von einer unerwarteten Seite her, von den gemeinsamen Interessen des Vaterlandes. Aber wie verschieden selbst hierin noch die Erscheinungen sich geben, beweist z. B. der Freiburger und Altenburger Liberalismus. Ich würde die Nüancen dieses Unterschieds weiter verfolgen, wenn ich Sie mit so doktrinellen Diskussionen belästigen dürfte. Ich habe es mir zum Gesetz gemacht, zwar von Farben mit Ihnen zu sprechen, aber von jeder einzeln, von roth bei Rosen, von blau bei Veilchen, von weiß bei Lilien, aber nicht von dreifarbigen Verbindungen. Diesen Brief vollende ich, indem ich schon auf dem Wege nach Leipzig bin. Ich sehe deutlich, wie der erste Strahl der Frühsonne die Spitze der St. Thomaskirche röthet. Erst wollte ich diesen rothen Fleck eine Jakobinermütze auf dem Freiheitsbaum Leipziger Waare nennen, thue es aber nicht, weil es wieder an Politik erinnert und zulezt fast wie Satire klingt. Wie ich eben sehe, ist es um Pleiße-Athen sehr kahl und flach; aber hat nicht schon Heraklit gesagt, daß das Element des Geistes das Trokkene sey?

Beschränkung.

Von Religion und Wissenschaft
Greif' dir ein Stück heraus,
Und bilde dies mit ernster Kraft
Mit reinen Händen aus.
Wenn du's geglättet und gegründet,
So gilt's dem Universum gleich,
Und wenn es dir das Herz entzündet,
So ist es auch dein Himmelreich.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, April.

(Beschluß.)

Englische Kolonien. Literarisches. Das königl. Kolleg.

In diesem Augenblicke sind Tausende auf dem Wege, um sich in den Canadas oder in Neu-Braunschweig niederzulassen, und darunter sehr viele Arme, für welche ihre Kirchspiele die Reisekosten bezahlen. Das Auswandern ist eine wahre Wuth geworden, so daß hier und da die Hälfte der Einwohner eines ganzen Dorfes auf einmal zum Wanderstab greift. Mitunter aber gehen auch gebildete Städter dahin, die sich lieber den Mühseligkeiten der Wildniß aussezen wol-

len, die ihnen aber doch sichere Aussicht auf endliche Versorgung ihrer Familien bietet, als sich länger in der Heimath plagen, ohne andere Aussicht für ihre Nachkommen, als noch größere Plage. Unter denen, welche sich eben zur Auswanderung anschicken, befindet sich Lord Aubley, ein nicht sehr begüterter Edelmann, der sich mit seiner Familie nach Neu-Braunschweig begibt, wo er 10,000 Acker Land an sich gebracht hat. Diese große Provinz, welche sowohl wegen ihrer Lage, als wegen der Güte des Bodens und der Menge der schiffbaren, fischreichen Flüsse einst sehr bedeutend zu werden verspricht, fängt an, mehr Aufmerksamkeit zu erregen. Für's erste jedoch scheint sie Arbeitern und Handwerkern, welche, bei sehr billigen Preisen der Lebensmittel, einen so hohen Taglohn erhalten, daß sie in ein Paar Jahren sich ankaufen und bald unabhängige Bauern oder wohlhabende Städter werden können, mehr Vortheil zu bieten, als Kapitalisten, die sogleich Land zu kaufen wünschen. Denn erstlich ist alles gute Land so sehr mit Urwaldung überwachsen, daß es eine ungeheure und bei dem hohen Taglohn höchst kostspielige Arbeit erfordert, dasselbe urbar zu machen, und zweitens fehlt es noch an Straßen, um durch die dichte Waldung zu gelangen. Auch ist der dortige Winter sehr lang und kalt; indessen soll das Land sehr gesund seyn. Die Provinz, welche wohl jetzt an 100,000 Einwohnern zählen mag, hat ihre eigene Verfassung und unabhängige Legislatur und steht unter dem Befehl eines Gouverneur-Lieutenants. Ein eben erschienenes Werkchen: **An Account of the Province of New Brunswick etc., by J. Baillie Esq.**, mit einer Landkarte (London, Rivington) enthält alles Wissenswerthe darüber. Der Strom der Auswanderung geht indessen jetzt vorzüglich nach Obercanada, das unter allen brittischen Besitzungen in Nordamerika das wärmste Klima hat und auch sonst die meisten Vortheile zu versprechen scheint; auch ist der Preis der Ländereien dort so gestiegen, daß eine Gesellschaft, welche zwei Millionen Acker von der Regierung für fünf Schillinge den Acker gekauft hat, jetzt sechszehn Schillinge dafür erhält.

Den Freunden der Geographie und des Seewesens dürfte die Notiz angenehm seyn, daß so eben hier unter dem Titel: **Nautical Magazine**, eine sehr gute Zeitschrift angefangen worden ist, welche, nebst Kritiken von Seereisen, alle Entdeckungen auf dem Meere aufnimmt. Die Geschichte der Auffischung des mit der Fregatte Thetis am Cap Frio bei Rio de Janeiro versunkenen Schatzes ist sehr lesenswerth. Von 800,000 spanischen Thalern sind 142,000 mit unsäglicher Mühe gerettet worden.

Die Gesellschaft für Verbreitung nützlicher Kenntnisse setzt ihr **Penny-Magazine** mit vielem Glücke fort. Ohne polemischen Charakter, tritt es ganz leise an die Stelle der elenden Volksblätter, welche, im ewigen Kriege gegen alles Bestehende, immer nur niederreißen, ohne aufzubauen, und gibt dem Volke das, was es so sehr bedarf, Erkenntniß. Es thut dies entweder unmittelbar durch Geschichte, Beschreibungen physischer Gegenstände oder einfache Sittenlehre, oder auch mittelbar durch Hinweisung auf Bücher und andere Dinge, welche, auch dem Aermern zugänglich, umfassendere Belehrung zu geben vermögen, als ein Blatt von so beschränktem Raume. Auf diesem Wege wird die Freiheit gewiß besser gefördert, als durch bizziges Anstreben gegen veraltete Mißbräuche; denn diese müssen, so wie die Schatten dem Lichte, am Ende ja doch der Aufklärung weichen, wie in unsern Tagen in fast allen Ländern schon so Vieles gewichen ist, auch ohne Gewaltthätigkeit. Nur wollen viele ungeduldige Köpfe nicht einsehen, daß in der Weltgeschichte ein Menschenalter wie ein Tag ist, und alles nach ihrer eigenen kurzen Lebenszeit abmessend, meinen sie, es geschehe nichts, wenn nicht alles, was sie sich als gut gedacht, auf einmal geschieht.

Man hat hier neulich mancherlei über Goethe gebraucht, doch meistens Uebersetzungen aus deutschen Journalen. Nur das Athenäum vom 14. April enthält in gedrängter Kürze einen Aufsatz über Goethes Einfluß, der ziemlich im Sinne Menzels ausfällt, dessen Urtheil auch im Eingange erwähnt ist.

Aus dem Bericht, der kürzlich den Inhabern von Aktien am königlichen Kolleg vorgelegt wurde, ergibt sich, daß daß selbe bereits 767 Schüler zählt. Indessen sind hierunter nur 66, welche ganz im Kolleg erzogen werden. In der mit dem Kolleg vereinigten Elementarschule befinden sich 162 Schüler; die Uebrigen widmen sich der Arzneikunde, der Rechtswissenschaft und der Philologie. Im Ganzen verspricht die Anstalt guten Fortgang, wenn auch nicht in allen Fächern. Die Ausgaben des laufenden (ersten) Jahres hofft man bis auf einige hundert Pfund durch die Einnahme zu decken, die doch nur von einem Viertel des Unterrichtsgeldes herrührt (drei Viertel erhalten die Professoren). Die Einigkeit, welche bisher in dem Institut geherrscht hat, ist wirklich musterhaft; aber auch in der Londoner Universität ist die Zwietracht verschwunden, weshalb auch diese Anstalt ohne Zweifel bald wieder aufblühen wird. Die Elementarschule, die man vor Kurzem dabei eröffnet hat, gedeiht über alle Erwartung; abermals ein Beweis, daß hier für's erste gute Schulen nöthiger waren als Akademien. Höhere Wissenschaften werden in England, außer von den ganz Reichen und Vornehmen, nur als Brodstudien getrieben, und dafür bieten für jetzt noch die alten Landesuniversitäten dem Studirenden die meisten Vortheile, besonders weil sie allein die Ehrenrade ertheilen, welche in den meisten Fächern Bedingung der Anstellung sind. Wenn jene beiden Londoner Anstalten einmal Magister und Doktoren machen können, so werden sie schon häufiger besucht werden.

Auflösung des Räthsels in Nr. 108:
Der Liebesblick.

Räthsel.

Millionen schöner Kinder,
Wer nicht blind ist, kann sie sehen,
Mancher braucht vor seine Thüre
Darum nicht hinauszugehen.
Haben heute mich gejammert,
Weil von hunderten kaum zehen
Ihres Lebens Ziel erreichen,
Und die schönen neunzig andre
Müssen bald dem Tode weichen,
Fallen in den Schooß der Mutter,
Fast umsonst verlebte Leichen:
Und wenn ihr sie könntet fragen,
Was sie denn der Welt genützet,
Wüßten sie doch nichts zu sagen,
Hätten blos, von Duft umflossen,
Schöne Kleiderchen getragen.
Nein! sie könnten doch sich brüsten,
Je ein Millionteil Nektar
Euch, als Hombopathisten,
Etwas Wachs und dieses Räthsel
In des Lebens kurzen Fristen
Ohne Neid gegönnt zu haben.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 14.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 115.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 14. Mai 1832.

— Mit Jünglingsarmen umfängst du
Noch dein liebliches Land, und deiner Töchter, o Vater,
Deiner Inseln ist noch, der blühenden, keine verloren.

Hölderlin: der Archipelagus.

Briefe aus Griechenland.

Von Thiersch.

(Fortsetzung von Nr. 84.)

Samos, den 16ten Febr. 1832.

Von Syra ging ich mit einem Kaik beim schönsten Sommerwetter nach Tinos ab. Dr. J. Buros, ein junger und geschickter Arzt aus Syra, der erst vor fünf Monaten aus Europa zurückgekommen, hatte sich mir angeschlossen. In Tinos fanden wir überall gastfreundliche Aufnahme, verweilten aber nur zwei Tage dort, denn unser Plan war, wo möglich, alle Inseln des Archipelagos, welche durch Alterthum oder durch ihre Erzeugnisse merkwürdig sind, der Reihe nach zu besuchen. Tinos ist die am besten und sorgfältigsten angebaute von allen, ihre sehr steinigten Berge vom Fuße bis zum Gipfel mit Terrassen für Getreide und Wein bedeckt, ihr Inneres mit Ortschaften angefüllt; doch leidet sie an alter Feindschaft der Lateiner, welche eigene Dörfer, und von den venezianischen Zeiten her die besten Fluren besitzen, und der griechischen Christen, zu welcher in neuerer Zeit die politische Spaltung durch das System der Regierung gekommen ist, mit einem Fanatismus, welcher dem religiösen fast gleich kommt. Eine neue Berühmtheit hat sie jetzo durch die Panagia erlangt. Auf die Weisung einer alten Nonne wird an einer von ihr bezeichneten Stelle gegraben. Man findet die Grundmauer einer alten Kirche, zuletzt auch ein altes Bild der Panagia (der Allheiligen). Die Nonne hatte ausgesagt, daß eine schöne und edle Frau ihr im Traume geboten, ihr an jener Stelle ein großes Haus zu bauen, für die Unkosten werde sie sorgen. Kaum war das Bild gefunden, so strömten von den Gläubigen Beiträge aller Art herbei, und nach sieben Jahren steht eine große und schöne Kirche, in ihrem Hofe ein Krankenhaus und eine hellenische Schule, und von den fortgehenden Beiträgen werden noch immer neue Anstalten gegründet. Wir sahen die alte Klausnerin, deren Alter Niemand kennt, in ihrer Zelle, nicht unähnlich einer alten Sibylle oder Parze am Boden sitzend und ihre Spindel drehend. Die ältesten Klosterfrauen erinnern sich, sie schon in ihrer Jugend bei Jahren gekannt zu haben, und ihre trockene, aus der eingeschrumpften Kehle rauh hervorkommende Stimme hatte etwas Gespenstiges.

Wir hatten vor, von Tinos nach Andros zu gehen; aber es war Nordwind eingetreten, welcher die Fahrt dahin unmöglich machte. Wir nahmen deshalb ein Schiff nach der hochgefeierten Delos und nach Mykonos. Delos fanden wir noch mit Trümmern bedeckt, voll merkwürdiger Spuren alter Herrlichkeit und zu archäologischen Bemerkungen reichen Stoff. Die Zerstörung und Verschleppung der alten Monumente hat in den lezten Zeiten durch das Einschreiten der Regierung aufgehört; aber für die merkwürdigsten Ueberreste des Alterthums war es zu spät: sie waren schon früher nach andern Inseln oder in die Kalköfen gewandert, deren Trümmer wir noch an vielen Stellen vorfanden.

Vom Theater ſtehen noch die bedeutendſten Reſte, und am Kynthos, dem größeren Berge der Inſel, eine cyklopiſche Gaſſe, die an Merkwürdigkeit und Großartigkeit denen von Tiryns vorangeht und an Alterthum gleichkommt. Der Wind war in Sturm übergegangen und unſer Fahrzeug genöthigt, am Ufer der öden Inſel zu übernachten. Am andern Morgen ward es durch den Muth und die Geſchicklichkeit der Seeleute glücklich durch die brauſenden Wogen nach Mykonos hinübergeführt. Dieſe Inſel iſt weniger gut angebaut als Tinos, hat aber auf den Anhöhen ſchöne Fluren. Im Innern fanden wir Reſte cyklopiſcher Tempel und in einer Kirche ein großes, noch zum Theil lesbares altes Pſephisma eingemauert. In Mykonos haben wir auf einen Monat eine Feluke mit vier Mann um 600 türkiſche Piaſter gemiethet und ſind auf ihr am 12ten d. M. nach Ikaria hinübergefahren. Die Inſel breitet ſich lang und hoch, wie der Rücken eines Kontinentes, durch das Meer von Weſten nach Oſten hin, würdig, ihm den Namen des ikariſchen zu geben, iſt aber durchaus rauh, nur in einzelnen Höfen und Hütten bewohnt von Menſchen, die im Zuſtande alter Armuth und Rauhheit mehr von althelleniſcher Sitte und Sprache erhalten haben, als vielleicht irgend ein Theil von Griechenland. Wir fanden an der Oſtküſte die Ruinen einer alten Stadt mit cyklopiſcher Burg, deren Schluß, ein gewaltiger Thurm aus großen Marmorblöcken, noch beinah unverſehrt erhalten iſt, Salz- und Schwefelquellen von einer außerordentlichen Stärke und Hitze, neben ihnen eine ſchöne und große Höhle, ſo durchwärmt, daß ein Aufenthalt von fünf Minuten in ihr den Körper in vollen Schweiß verſetzt, und nicht weit davon in einer Bucht, die den Namen Hieron erhalten hat, die Ruinen eines alten Tempels. Die Stärke des anhaltenden Nordes nöthigte uns, auch an dieſer öden Küſte zwei Mal zu übernachten; am 14ten d. M. hatte ſich der Sturm gemäßiget, und wir ſegelten, oder vielmehr wir flogen in 3½ Stunde von Ikaria nach Samos hinüber, wo wir noch vor Mittag in dem großen und ſchönen Hafen von Vathy vor Anker gingen. Der öſterreichiſche Konſul nahm uns gaſtfreundlich in ſein Haus auf. Vathy iſt ein erſt in der neuern Zeit gebauter Ort, den wir am folgenden Mittag verließen, um über die Berge nach den ſüdlichen Gegenden und den Ruinen der Altſtadt zu reiten, während unſer Kaik zwiſchen der Inſel und der Küſte von Aſien nach demſelben Orte hinſegelte. Dort fanden wir den Gouverneur der Inſel, Herrn Logothetis, beſchäftigt, auf den Ruinen der alten Burg des Polykrates eine neue zu bauen und mit Kanonen zu beſetzen. Zum Behufe des Baues war die Gegend umher aufgegraben und eine große Anzahl Alterthümer, Säulen, Architrave, Inſchriften, auch Reliefe zu Tage gefördert: Tempel, Hallen, auch das Rath- oder Stadthaus (βουλευτήριον) ſind dadurch zum Vorſchein gekommen, freilich in Trümmern, aber auch dieſe großentheils von der ſchönſten Arbeit und unter den Inſchriften mehrere höchſt merkwürdig. Auch Herr Logothetis nahm uns in ſeiner polykratiſchen Burg gaſtfreundlich auf, und wir benuzten die folgenden Tage, die Ruinen der alten Stadt, die merkwürdigen Mauern der Burg, deren erſtaunlicher Bau ſich an ſechs Stellen noch ganz erhalten hat, und die Reſte vom Tempel des Herrn zu ſehen, deſſen einzelne noch emporragende Säule von hoher architektoniſcher Merkwürdigkeit und Schönheit iſt. Das Kapitäl, welches früher noch vorhanden war, fanden wir leider in Trümmern, deutliche Spuren auch von dem Molo des Polykrates, dem verborgenen Gang, der unterirdiſch aus der Burg nach dem Meere führt (der Ausgang iſt hinter vorliegenden und großen Felſen faſt unſichtbar). Die Waſſerleitung, die er durch den Berg getrieben, ſuchten wir an der großen Quelle, welche ſie zu faſſen beſtimmt war, auf und entdeckten zwei Brunnen ähnliche Oeffnungen, durch welche ſie mit der Oberfläche in Verbindung ſtand. Sie war gleich den Emiſſaren von Albano und Fucino, und am See Copais gebildet, ein Schacht, der durch jene Trichter ſich nach oben öffnete. Eine ähnliche, wiewohl nach kleinerem Maaße, hat man bei dem Bau der Panagia in Tinos entdeckt.

Die Inſel iſt, nebſt Patmos, Ikaria, Leros und Kalymnos, leider von Griechenland getrennt, und erwartet erſt noch ihr Schickſal, dem ſie ſich zu unterwerfen wenig geneigt iſt. Herr Logothetis ſcheint ſie mit Mäßigung und Einſicht, aber zu ſeinem Vortheile zu beherrſchen.

Der Würgengel.

(Beſchluß.)

Man hatte mit verhaltenem Athem zugehört. Der Graf ſaß im Lehnſtuhl mit unterſchlagenen Armen; ſein Auge muſterte die Decke. „Wie der Menſch ſich und andere durch Einbildungen quält,“ warf er hin, als wünſche er damit dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben. „Ich ſtimme Ihnen von ganzem Herzen bei,“ erwiederte der General. „Man ſollte ſie ſchon aus der Ammenſtube verbannen.“ — „Man hat wohl oft den Verſuch gemacht, allein je ſtrenger man verfuhr gegen die arme Einbildungskraft, um ſo ärger hat ſie ſich gerächt. Sie ſpielt dann ſo häufig am unrechten Ort einen Streich, da wo es alle Kräfte des Verſtandes zuſammen zu halten gilt. Wie mancher ausgezeichnete, große Mann arbeitet beſonnen und klug Jahrelang nach einem Plane auf ein Ziel hin. Nun hat er den lezten Schritt zu thun, die Hand zu erheben, ein Wort zu ſprechen, und plötzlich macht ihn die Bedeutung des Momentes befangen, ſeine Sinne ſind umnebelt, er zaudert, wankt, der klare Blick ver-

Digitized by Google

läßt ihn, der Verstand faselt, Alles war bisher berechnet, und nun läßt er es im wichtigsten, entscheidensten Augenblicke auf ein Ungefähr ankommen, er wartet auf ein äußeres Zeichen, er würfelt, zählt an den Knöpfen ab. Das kommt häufiger, als wir denken."

Allein die Gesellschaft war durch die Mittheilungen noch nicht befriedigt. „Sie ließen vermuthen, daß Ihnen selbst vorige Nacht etwas der Art begegnet." — „Mein Gott, haben Sie nicht genug von den Albernheiten gehört?" sagte der General. „Sie sehen, es ist unserem Wirth nicht angenehm. Ein andermal — wenn Sie durchaus Lust haben. Nicht wahr, theuerster Graf?" — „Doch nicht meinethalben!" fiel der Graf mit einer Miene ein, die Heiterkeit lügen sollte. „Ein Mährchen muß ein Ende haben, erzählen Sie aus — vielleicht ist es ein lustiges. Des Menschen Pflicht ist es, seine Schwachheiten kennen zu lernen, um sie belächeln zu können." — „Das gebe der Himmel! Mir fiel damals freilich ein Stein von der Brust, allein lächeln konnte ich nicht, denn durch den Vorfall wurde nur mein Glaube bestärkt. Vergangene Nacht — Sie können es mir bezeugen, Lieutenant Etienne, in welcher Stimmung Sie mich fanden, als Sie mir den Rapport brachten — ich hatte das Vorgefühl eines Vorgefühls, ungefähr wie damals in Magdeburg. Ich fürchtete mich, das Licht auszulöschen, das Eis an den Fensterscheiben schnitt mir grimmige Gesichter, der Ofen glühte und die Zugluft pustete aus den Wänden. Selbst mein Bette kam mir unheimlich vor, wenigstens der dunkle Alkoven, und ich ersuchte den Lieutenant um den kameradschaftlichen Dienst, es mit mir in die Stube zu tragen." Etienne neigte sich, es bejahend. — „Sehen Sie nicht so finster aus, lieber Lieutenant. Ich muß Ihnen etwas wunderlich vorgekommen seyn. Es war einmal Stimmung. Ich wünschte allein zu seyn, ob ich mich doch gewissermaßen fürchtete; darum trieb ich Sie fort. Nachdem ich die Thüre verschlossen, die Pistolen mit gespanntem Hahne auf das Tabouret neben mein Bett gelegt, suchte ich zu schlafen. Einige Schneelawinen, die der Sturm vom Dach heruntertrieb und deren eine das Fensterbrett lädirte, weckten mich wieder auf. Es war todtenstill. Da hörte ich das mir nur zu wohl bekannte Husten, die schlurfenden Knochentritte." — „In diesem Schlosse?" — Der General nickte. „Sie kamen durch den Seitenflur, die steinerne Wendeltreppe im Thurme herauf." — „Der Würgeengel?" — „Ich täusche mich darin nicht mehr. Draußen hielt es still, es schauderte, als ob auch den Tod fröre. Die Thüre ging auf, es schritt — doch Sie erlassen mir die weitere Beschreibung."

„Mein Vater, was ist Ihnen?" rief die Comtesse. — „Nichts, liebe Eugenie, nichts," entgegnete der Wirth, sie von sich wehrend. „Weiter, weiter, Herr General." — „Meine Geschichte ist zu Ende." Der General wollte aufstehen. Die stieren Blicke der Versammelten schienen ihn fest zu halten. „Und Sie waren bei wachen Sinnen?" — „So gewiß als jetzt!" — „Wie der Graf so bleich wird," bemerkte Jemand. — „Ist an meiner Vision etwas" sagte der General, „so können Sie, Herr Graf, für sich und die theuern Ihrigen unbesorgt seyn. Diesmal wenigstens konnte der schreckliche Besuch nur mir ganz allein gelten, denn selbst unter meinem Bette steckte Niemand, wie ich mich durch Augenschein davon zuvor überzeugt. Sonst schläft keine Seele in dem Thurm, und zwischen den Wänden steckt doch wahrscheinlich — nur der Holzwurm." — „Verloren Sie nicht die Besinnung?" fragte Jemand. Der Gefragte antwortete etwas unwillig: „Ich bin ein Soldat, und ein Soldat muß jeden Augenblick auf sein Ende gefaßt seyn. Ich empfahl meine Seele dem Herrn über Leben und Tod, und stand auf, einige lezte Verfügungen zu notiren." — „Wann war das?" fragte der Graf mit tonloser Stimme. Man sah ihn verwundert an. „Schlag zwei Uhr." — „Also, da schon?" stöhnte er mit regungslosen Lippen. — „Ich habe da auch an Sie gedacht, theuerster Graf." — „An mich?" — „Sie werden ein Andenken für Ihre edle Gastfreundschaft nicht verschmähen — **für den Todesfall.**" — „Der Graf wird unwohl!" rief man. „Wie verschwand der Würgengel, wenn Sie die Besinnung behielten?" fragte noch ein Neugieriger. „Er griff, mit einem Knie auf meiner Brust, über mein Bette weg nach der Wand, und Sie mögen aus diesem Umstande entnehmen, daß es diesmal wohl nur ein Alpdrücken war. Lassen Sie uns den Grafen beruhigen," sezte er halblaut hinzu.

Die Rücksicht kam zu spät. Der Wirth war aufgestanden, um am Arm seiner Tochter sich zu entfernen. Ein Schrei schreckte die Gesellschaft auf. Der Graf war, einige Schritte vor der Thür, ohnmächtig niedergesunken. „Heiliger Gott, was ist das!" Eugenie kniete neben ihm und hielt den Kopf des Vaters. Alles Unruhe, Sorgfalt, Bewegung; nur der General stand ruhig in dem Tumult und musterte die Dielenritze, in die er die Spitze seines Spazierrohres steckte. „Es wird nicht so arg seyn," hörte ihn Etienne, der Eugenien beisprang, vor sich murmeln, wie es seine Art war. Der Graf erholte sich und konnte, vom Kammerdiener und Jäger umfaßt, das Zimmer verlassen. Als Eugenie ihm folgen wollte, zog sie ein sanfter Händedruck zurück. Der General flüsterte ihr zu: „Beruhigen Sie sich, schöne Komtesse. Ihr Vater wird nicht sterben."

Zu Etienne sagte der General, als das Zimmer leer war, und des Lieutenants Blick ihn fixirte: „Haben Sie mich verstanden? Ich meine, der Graf wird nicht mehr hinter der Tapete horchen wollen, wenn Sie mir Rapporte bringen."

Digitized by Google

Korreſpondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

Raupachs neue Hohenſtaufentragödie.

Raupach hat mit einer neuen Hohenſtaufentragödie debutirt, die zweite aus Kaiſer Friedrichs des Zweiten Leben, deſſen Kampf mit ſeinem revoltirten Sohne, dem deutſchen Könige Heinrich, umfaſſend. Der Gegenſtand iſt ſchon ſonſt auf die Bühne gebracht und die Handlung iſt in ſich ſo abgeſchloſſen und einfach, daß ſie, geſchickt gehandhabt, ein Intereſſe haben muß, auch nicht als hiſtoriſche oder ſpezielle Hohenſtaufentragödie gedacht. Der Kaiſer, von neu angehenden Sorgen des fortgeſetzten Kampfes mit dem Papſte heimgeſucht, wird durch die Nachricht, daß ſein Sohn in Deutſchland gegen ihn aufgeſtanden, in Italien überraſcht. Er ſchließt in der Eile durch ſeinen geſchickten Kanzler Peter de Vineis Frieden mit Rom und erſcheint allein, wie ein Blitz, unter den aufſtändigen Großen auf dem deutſchen Fürſtentage. Die deutſchen Fürſten, die beſſern wenigſtens, haben durch die Empörung nichts anders gewollt, als ein Oberhaupt (Kaiſer oder König) in Deutſchland und nicht in Italien. Das haben ſie durch Friedrichs Erſcheinen, der ihnen dankt, daß ſie ſo treu bei dem von ihm eingeſetzten Sohne verharrt ſind. Die Empörung iſt eben aus durch das Daſeyn deſſen, deſſen Nichtdaſeyn ſie veranlaßt, wie nicht minder durch Friedrichs majeſtätiſches Auftreten, wobei indeſſen für Theaterſchriftſteller zu bemerken iſt, daß die Ueberraſchung des plötzlichen Erſcheinens einer fortgeglaubten, gefürchteten Perſon im Augenblick, wo man von ihr ſpricht, ſehr abgenutzt iſt. Der Sohn Heinrich, der gar keinen andern, weder moraliſchen, noch juridiſchen, Grund für ſich hat, als die fixe Idee, daß er Recht habe, muß ſich gefangen geben. Aber der Wurm des eigenen hohlen Stolzes und eine giftige Viper in der Perſon eines Lombarden nagen an dem tugendhaften Entſchluß der Unterwerfung. Im Eifer des Geſprächs, aufgeregt durch den Verdacht, daß der Vater ſeinem jüngern Bruder Konrad die Königswürde zugedacht habe, zückt Heinrich den Stahl gegen den Vater. „Du biſt verloren," ſagt der Lombarde, deſſen jeſuitiſches Ziel aus vaterländiſchem Intereſſe kein anderes iſt, als Vater und Sohn auf ewig zu entzweien. „Du biſt verloren, er kann Dir nie vergeben." Der wahnumdüſterte, charakterloſe Sohn läßt den Verführer gewähren. Der Kaiſer ſoll Gift trinken, als Heinrichs tugendhafte Gattin, durch Traumausrufe des Gemahls gewarnt, ihm den Becher entreißt. König Heinrich geht mit dem wahnſinnigen Geſtändniſſe: „Ich war rein bis auf dieſen einen Fehl," zu ewiger Gefangenſchaft nach Apulien. — Die Handlung hat, wie man ſieht, ein rein menſchliches Intereſſe, dem der Dichter noch das eines deutſchen Familienſtückes beizufügen gewußt. Die Gattin des Unglücklichen ſpielt als deutſche Hausfrau eine bedeutende Rolle; ſie, zum Theil durch Kindertränen, bewegt den Gatten zur Unterwerfung, ſie ſchwebt neben ihm als ſein guter Engel, ſie ſchützt ihn und den Kaiſer vor Mord. Daneben der Charakter des ritterlich galanten Vaters, in aller Ueberlegenheit der Würde und des Geiſtes über den Sohn; und es kann an ergreifenden Scenen, welche an poetiſche Bedeutſamkeit ſtreifen, nicht fehlen. Nur der ganz hohle, bodenloſe Charakter dieſes leztern ſchmälert das Intereſſe von dieſer Seite. Das Drama hat gefallen, es wurde ſehr gut geſpielt; ob indeſſen dieſe Effektſcenen und das Familienintereſſe genug ſeyn werden, ihm auf andern Bühnen Eingang zu verſchaffen, ſteht dahin. Die Hohenſtaufen ſelbſt ſind ziemlich außer Acht gelaſſen, wie denn der ganze Vorfall auch hiſtoriſch nur eine Epiſode war, ein Zwiſchenſpiel zu dem ernſten Kampfe, der dem geiſtreichen Kaiſer von nun an bevorſtand. Des Stoffes, auch des dramatiſchen, in Friedrichs Geſchichte iſt zwar ſo außerordentlich viel, daß er zu mehr Dramen ausreichte, als der Dichter vernünftiger Weiſe beabſichtigen konnte; nichtsdeſtoweniger iſt man verwundert, ſeine glänzendſte That, die fabelhaft friedliche Eroberung Jeruſalems, ganz übergangen zu ſehen. Allen Haupteffekt ſcheint Raupach auf die vorlezte Tragödie (oder vielleicht wird es die lezte) in Friedrichs Leben, auf den Abfall und Tod des Peter de Vineis, aufzuſparen. Zum Charakter des Kaiſers ſelbſt, dieſem größten Räthſel der Geſchichte, hat er Züge gegeben, aber auch nur Züge. In ſeiner Totalität ihn aufzufaſſen, iſt überhaupt noch eine zu löſende Dichteraufgabe.

Immer wieder erneut ſich die Frage, ob dieſe Raupachſchen hiſtoriſchen Dramen „was Gutes" ſind. Gut ſind ſie, weil ſie der Jugend und Nichtjugend in anſchaulichen Bildern die vaterländiſche Geſchichte vorführen; der Tertianer vergißt den Kaiſer aus der deutſchen Reihe nicht, den er hier auf dem Theater kennen lernte; gut ſind ſie, weil die Handlung logiſch geſchickt aneinander gefügt iſt, gut, weil die Phraſenſprache gut iſt, gut, weil Raupach jezt der einzige Dichter iſt, der noch für die Bühne produzirt, alſo der einzige, der den Schauſpielern Gelegenheit gibt, ſich in der Tragödie zu üben, gut — doch mit den guten Eigenſchaften ſoll es damit aus ſeyn und heftige, gewichtige Ankläger pochen an die Schranken des Gerichts. Sie ſprechen im Namen der Poeſie: „Wohl mag die Geſchichte ſich bedenken, wenn ſie Luſt hat, daß Raupach ſie in allerliebſten Figuren auf Nürnberger Bilderbögen zieht, zur Erbauung von Jung und Alt; aber was geht unſere ewige Mutter, die Königin Poeſie, der Compendienzweck an! Mag doch ſchon in dem Tertianer der Funke glühen, aber ihr Feuer ſoll nicht die Fackel ſeyn, bei dem der Schüler die Weltgeſchichte leſen kann. Die Geſchichte gehört unſrer Patronin, und ſie iſt in der Geſchichte von Anbeginn; aber daß der Dichter ſie in wohlgemeſſenen Jamben reden und ſchulgerecht die eine Handlung aus der andern entſpringen läßt, macht die Wahrheit nicht wahrer und die Poeſie nicht poetiſcher. Daß die Schauſpieler, die keine Helden mehr darzuſtellen wiſſen, nun Heldenmasken erhalten, die leichter agirt werden, ſoll die Poeſie, die eben nach Menſchen verlangt, doch nicht zufrieden ſtellen! Die große Königin, deren Ritter in jedem Jahrhundert ungerufen ihre Farben trugen, ihre Banner weben ließen, ihr zur Ehre, wird jezt durch einen ſpaniſchen Reiter, der in ſchwerer Rüſtung, auf einem Ackergaul die Märkte durchzieht, ihren Namen im Munde, ihr Zeichen im Schilde, ihre Farben auf den Fahnen; aber ſie nicht im Herzen vertreten. Durch ſeine bunten Farben, durch ſeine Reitkünſte zehrt er dergeſtalt an der Aufmerkſamkeit, daß ſie müde iſt, wenn der ächte Ritter kommt. Wie ein Spekulant, um Noth und Theuerung zu Wege zu bringen, kauft er auf, was von Stoffen da iſt. Wie die Rüſſelthiere, wenn der Hirt ſie auf gute Weide läßt, den Raſen auf langen Strecken verderben, ſo plündert er die reiche deutſche Geſchichte an Stoffen, und wo er geweidet hat, da iſt die Weide auf fünfzig Jahre ruinirt. Es wagt dann keiner mehr, mit zarterer Hand an die rauh behandelten Helden zu gehen. So iſt für die ächten Dichter auf Generationen hinaus die Geſchichte der Hohenſtaufen verdorben." Auf dieſe ſchwere Anklage der Anwalte der Poeſie kann Raupach antworten: „Warum erſcheinen nur Advokaten und keine Ritter für die Poeſie? Bis dieſe Ritter kommen, wird der ſpaniſche Reiter den Platz ruhig behaupten gegen männiglich, der nicht feſter zu Pferde ſizt als er." Und er hat Recht.

(Die Fortſezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 116.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 15. Mai 1832.

Tapfer ist der Löwensieger,
Tapfer ist der Weltbezwinger,
Tapfrer, wer sich selbst bezwang.

Herder.

Der stolze Feldherr.

„Wieder brennt das Kriegesfeuer,
Wieder ist das Reich bedroht!
Führe du, mein Vielgetreuer,
Unsres Volkes Aufgebot;
Deine Heldenstimme kennen
Meine Krieger schon von fern,
Und wie dich so freudig nennen
Keinen sie den Bannerherrn.“

„Oft schon hast in blut'gen Schlachten
Du geschirmet meinen Thron;
Nimmer ging nach Dank dein Trachten,
Doch nun kenn' ich einen Lohn:
Hast du gleich es mir verborgen,
Doch hab' ich dein Herz durchschaut:
Siege dießmal noch und morgen
Grüßet dich mein Kind als Braut.“

„„Herr! warum mich so erniedern,
Daß dein Mund mir Lohn verheißt?
Bin ich nicht mit meinen Gliedern,
Nicht mit Athem dein und Geist?
Gönne mir den Ruhm, daß Treue
Mir das Schwert gab in die Hand.
Wenn der alten gleich die neue,
Braucht sie traun! kein Unterpfand.““

Wohlgefällig sieht der Alte,
Seinen trotz'gen Helden an;
„Ob du mir auch zürnst, ich halte,
Was ich jezt dir kund gethan.
Willst dem Vater nicht gestehen,
Daß ein Stern dir lieblich glänzt?
Wirst die Tochter auch verschmähen,
Wenn sie dich als Sieger kränzt?“

Und der Feldherr früh am Morgen
Fleht den Himmel an um Glück,
Ordnet rasch die Schlacht, verborgen
Bleibt nichts seinem Falkenblick;
Von des Hügels sonn'ger Spitze
Schaut er groß und frei umher;
Die Befehle, schnell wie Blitze,
Fliegen durch das blanke Heer.

Glänzend sieht er sich enthüllen,
Was er tief im Geist gehegt,
Und die Stunden, sie erfüllen,
Was er ihnen auferlegt.
Die lebend'gen Glieder greifen
Freudig in einander ein,
Und bald muß die Siegsfrucht reifen
Mit dem röthlich goldnen Schein.

Digitized by Google

Plötzlich da mit Angst und Beben
Kommt ein Bote hergerannt:
„Deine Braut verhaucht ihr Leben
Unter wilder Feinde Hand!“
Schrecklich hat, wie Sturmesflügel,
Ihn das Unglückswort durchbraust,
Und der Feldschlacht straffe Zügel
Sinken aus der starken Faust.

Selbst hat er das Schwert geschwungen
Und gesprengt sein flüchtig Roß,
Wüthend ist er eingedrungen
In der Feinde dichten Troß.
Schon mit ungezählten Leichen
Hat die Wahlstatt er erfüllt,
Bis ihn selbst, den Wundenbleichen,
Eine tiefe Nacht umhüllt.

Als das Aug' er aufgeschlagen,
Freundlich da der König stand,
Führt, verschönt von Angst und Zagen,
Seine Tochter an der Hand;
Denn nur Feindes Tücken hatten
Jene Botschaft ausgestreut,
Während sie im Lorbeerschatten
Ihres Helden sich erfreut.

„Sieg, mein Sohn! durch dich entkettet
Ist von Feindesjoch dieß Land!
Kron' und Reich hast du gerettet!
Nimm sie mit der Tochter Hand!“
Doch der Feldherr gramvoll wendet
Sich vom dargebotnen Glück;
Wie von Himmelsglanz geblendet,
Sinkt sein trüber Blick zurück.

„„Milde Richter meiner Thaten,
Bittrer macht ihr meinen Schmerz!
Meinen Herrn hab' ich verrathen,
Weil sein Kind erfüllt mein Herz;
Um der Schlacht zu seyn ein Leiter,
Hast du mir den Stab vertraut,
Und ich, wie ein toller Reiter,
Suchte Rache für die Braut!““

„„Drum empfang' ihn nicht so gütig,
Der die Feldherrnpflicht verletzt,
Der berauscht und übermüthig
Volk und Kron' auf's Spiel gesetzt.
Ich darf mit dem Sieg nicht prahlen,
Den bethört so schnöder Trug;
Dank mußt du dem Himmel zahlen,
Daß er deine Feinde schlug.““

„„Ja ich muß mich ewig grämen,
Und des Hohnes bin ich werth!
Laß dein Kind den Schleier nehmen,
Weil ihr Ritter sich entehrt.““
Schon will er von seinem Schilde
Reißen ab den goldnen Schmuck;
Doch der Königsgreis, der Milde,
Spricht mit ernstem Händedruck:

„Ja! wohl bist du ein Verräther,
Dein Geheimniß gabst du kund;
Aber solchen Uebelthäter
Richtet nicht des Königs Mund.
Götter führten deine Sache,
Als du wanktest, schön hinaus,
Und ihr Segen löscht die Rache,
Wie den Blitz die Sonne aus.“

„Soll mein Kind in Klosterwänden
Härmen sich ob deiner Schuld?
Willst du nicht aus meinen Händen,
Nimm sie von des Himmels Huld!
Erst verschmähtest du Belohnung
Und Verzeihung nun dich kränkt;
Glücklich, wem der Götter Schonung
Durch der Liebe Mund sie schenkt!“

„Büßen auch sollst du die Sünde:
Myrthe fessle deine Kraft!
Meine Tochter, du verkünde
Ihm die strengste Kerkerhaft!
Einsam, von den Menschen ferne,
Soll ein Monat ihm vergehn,
Und statt Sonnenlicht und Sterne
Soll er nur dein Auge sehn!

G. P.

Briefe aus Griechenland.

Von Thiersch.

(Fortsetzung.)

Küste von Milet, den 22ten Febr.

Wir sind am 18ten d. M. von Samos mit einem starken und günstigen Nordwind abgefahren und nach sechs Stunden glücklich an der Küste von Milet angekommen. Am Vorgebirge Mykale und seinem Schlachtfelde vorübergekommen, durchschnitten wir einen breiten Busen, dessen Hintergrund von den Anschwemmungen des Mäander erfüllt ist und reiche Fischereien bildet, während die Ferne des Festlandes sich in einem Kreise der schönsten Gebirge majestätisch ausbreitet. Mit erhebendem Gefühle betrat ich das Ufer von Asien, die Wiege der griechisch-jonischen Bildung. Wir waren südlich von Milet

Digitized by Google

nach einem Hafen gefahren, über dem der Ort Gerontas (verdorben aus ἱερόν) neben und über den Ruinen eines alten kolossalen Tempelbaues gegründet ist. Schon aus der Ferne traten dieselben wie ein Bergrücken mit zwei Anhöhen, die eine mit einer Windmühle, aus der Ebene empor. Sie übertreffen an Größe und Umfang, was ich bis jezt gesehen: die Durchmesser der Säulen sieben Pariser Fuß, die Architrave zwei-und-zwanzig solche Fuß lang. Mit Mühe steigt man zwischen den schönen Friesen, Kapitälen, Reliefen wie zwischen den Klippen steiler Gebirge empor. Eben so merkwürdig ist der Ort durch seine Inschriften, aus denen hervorgeht, daß wir uns in dem Heiligthume des Didymeischen Apollo (Ἀπόλλων Διδυμεύς) und der Pythischen Artemis (Ἄρτεμις Πυθία) befanden. Vor dem Orte ist in der lezten Zeit durch Nachgrabungen eine ganze Reihe sitzender Frauenbilder, beinah ganz in egyptischem Style, zum Vorschein gekommen. Leider haben englische Reisende ihnen die Köpfe abgehauen und fortgeschleppt. An Inschriften, meist Psephismata, haben wir vierundzwanzig gesammelt. Am folgenden Tage ritten wir nördlich, die Ruinen von Palatia, dem alten Milet, zu erreichen. Wir kamen dort nach dritthalb Stunden mitten unter den Türken in einer Ebene an, die durch ihre Breite, Tiefe und gleichmäßige Ausdehnung in Erstaunen sezt. An den fernen Bergen beginnend und in einer Ausdehnung von drei bis vier Stunden bis an das Meer hervortretend, zeigt sie sich bald als das Geschenk eines Flusses, der ein tiefes, fettes und fruchtbares Erdreich aus dem innern Gebirge herabführt und den Meerbusen, der hier war, allmählig ausgefüllt hat, wie er noch daran arbeitet, im vorliegenden Meer südlich an der Küste herab, wohin sein Gewässer von den Nordstürmen getrieben wird, alle Buchten und Häfen zu verschlammen. Der Fluß selbst, von der Anhöhe gesehen, erscheint in einzelnen Silberblicken und Schlangenlinien bald da, bald dort: es ist der Mäander. Die Stadt selbst ist auch in ihren Trümmern ein Wunder: wenigstens 2000 Reste von Säulen ragen noch an ihren alten Stellen zwischen Haufen von Ruinen auf einer Fläche von mehreren Quadratmeilen empor; das Theater, hellenisch im innern Bau, römisch in dem Vorbau der Scene, ist noch großentheils vorhanden. An Inschriften sammelten wir zehn, doch keine von großer Bedeutung. Zwischen diesen Trümmern, an denen noch der Name Palatia haftet, ist ein elendes türkisches Dorf eingeflickt. Wir fanden in seinem Onta, der Stube, in welcher gegen Fremde die Gastfreundschaft ausgeübt wird, Kaffee, Abendessen und Nachtlager um ein Feuer mitten unter Christen und Türken, die der Abend hier zusammengebracht hatte. Jeder wird, ohne daß man auch nur fragt wer? woher? wohin? aufgenommen und verpflegt; doch liegt etwas Barsches, Herrisches und Wegwerfendes in dem Benehmen dieser barbarischen Gastfreunde gegen die Christen, und wir waren froh, uns am andern Tage in Ἄκκιοι und Geronta in christlichen Dörfern zu befinden. Die Türken besezen nur die fruchtbarsten Thäler und überlassen die weniger ergiebigen den Christen zum Anbau, welche, nachdem die alten Bewohner in den lezten zehn Jahren fast alle vertilgt worden, sich aus den griechischen Inseln und Thrazien sammeln, und gegen Zahlung des Zehnten so viel Aecker bauen, als sie wollen, denn Alles ist großherrliches Eigenthum; doch werden die Leute durch andere Abgaben stark niedergebeugt, und obwohl im Uebrigen jezt Sicherheit genießend, sind sie doch bereit, mit guter Gelegenheit Asien wieder zu verlassen. Derselbe Zustand herrscht an der ganzen asiatischen Küste. Als wir, auf unser Schiff zurückgekommen, weiter gehen wollten, war der Boreas so stark geworden, daß er die Abfahrt unmöglich machte. Wir sind dadurch zwei Tage an dieser Küste über unsern Vorsaß aufgehalten worden, und haben sie benuzt, unsere Bemerkungen und Abschriften zu vervielfältigen und zu berichtigen.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Barthélemy und sein poetisches Journal.

Barthélemy gehört auch zu den jungen Dichtern, welche in der jezigen Zeit ihre Befriedigung nicht finden und, unzufrieden mit sich und dem Schicksal, muthlos ihre literarische Laufbahn zu verlassen gesonnen sind. Bekanntlich sind Barthélemy und Méry zwei junge Freunde aus der Provence, die unter dem Ministerium Cordières und Villèles nach Paris kamen und sich hier durch ihre kühnen politischen Dichtungen bald einen großen Ruf verschafften. Sie haben im vorigen Jahre ihre Dichtungen aus jener Zeit, wovon einige mehrere Auflagen erlebten, gesammelt und mit einer Einleitung begleitet, worin sie die Schwierigkeiten gestehen, mit denen sie zu kämpfen hatten, als sie ihre ersten Satiren auf die damaligen Minister herausgaben. Als sie die Villeliade wollten drucken lassen, hatten sie schon einen so furchtbaren Namen, daß kein Verleger es wagen wollte, diese poetische Epistel herauszugeben. Ein armer Buchhändler wollte es auf's gute Glück versuchen; allein auch ihm ward bange, und er wollte lieber darben, als sich der Ministerrache aussezen. Die beiden Dichter mußten sich entschließen, ihr Gedicht auf eigene Kosten herauszugeben. Auch nicht einmal ein Drucker wagte es, dasselbe zum Drucke zu übernehmen; zulezt fanden sie jedoch einen jungen und liberalen Drucker, der sich damit befaßte. Diese Epistel wurde glücklicherweise von den Ministern nicht verfolgt und fand großen Beifall. Aber eines ihrer folgenden Gedichte konnte einem Kriminalprozesse nicht entgehen, und Barthélemy, der zulezt allein dichtete, wurde zu einer Geldbuße und zur Verhaftung verurtheilt. Die Julirevolution trat zum Glücke für ihn ein und befreite ihn von der Verfolgung des Polignacschen Ministeriums. Nun schien für ihn eine goldene Zeit gekommen zu seyn. Anfangs war er mit dem Gange der Dinge zufrieden, wie so manche Andere. Als aber die Doctrinärs den Regierungswagen nach dem alten Wege, den die Restaurationsminister befahren hatten, hinzu-

Digitized by Google

leuker suchten, trat Barthélemy wieder in die Opposition, obschon er nun ganz andere Männer gegen sich hatte, als zuvor. Er hatte den Einfall, eine poetische Zeitschrift, oder vielmehr wöchentlich eine Epistel herauszugeben. Dieser Einfall war eben nicht der beste; denn ein Dichter, der sich so regelmäßig an sein Pult setzen kann, um zu dichten, kann unmöglich stets begeistert seyn; die Eingebungen seiner Muse kann er nicht mehr erwarten, sondern muß sie aufsuchen, und die Gegenstände, über die er dichten will, kann er nicht lange wählen, er muß sie nehmen, wie sie sich vorfinden. Nun gaben zwar die Weltbegebenheiten Anfangs Stoff genug. Der Parteikampf in Frankreich, die Wiederauferstehung und der Fall Polens, Belgiens Revolution waren Begebenheiten, welche der Muse eines politischen Dichters ernste und kräftige Dichtungen eingeben konnten. Allein jede Woche fiel doch so etwas Großes nicht vor, und die Nemesis, so hieß die Zeitschrift oder die periodische Dichtung, mußte manchmal auf das schon vor ihr Gericht Gezogene zurückkommen, oder sich mit Gemeinplätzen begnügen. Der Dichter hatte jedoch den beharrlichen Muth, seine wöchentlichen Dichtungen ein Jahr lang fortzusetzen. Von nun an würde er aber wohl etwas verlegen gewesen seyn, den Kreislauf zum zweitenmale mit gutem Erfolge zu beginnen, zumal die Dichtung in dieser ganz historischen Zeit sich nur mit Mühe Eingang bei der Lesewelt verschafft. Die Feindseligkeit der Minister wider ihn half ihm jedoch aus der Verlegenheit. Man hatte schon lange gesucht, den herben Angriffen des kühnen provenzalischen Juvenals Einhalt zu thun, ohne jedoch den Anschein zu haben, als ob man der Preßfreiheit zu nahe treten wolle. Man suchte daher einen Vorwand, und da es den Machthabern niemals an einem scheinbaren Grund zu der Verfolgung eines Schriftstellers fehlen kann, so fand man auch bald einen solchen. Man behauptete nämlich, die wöchentlich erscheinenden Dichtungen oder Epitres Barthélemys seyen als ein Journal zu betrachten, und da nun nach dem bestehenden Gesetze die politischen Journale mit dem Stempel versehen seyn, auch Bürgschaft in Geld leisten müssen, so verlangte man Stempelgeld und Kaution von dem Dichter. Diese Forderung war kleinlich; allein das Gericht gab dem königlichen Anwalte Recht und sprach, Barthélemy müsse Stempelgeld zahlen und Kaution leisten. Der Dichter hätte dessenungeachtet seine Dichtungen fortsetzen können; er brauchte ja nur zu unbestimmten Zeiten dieselben erscheinen zu lassen und ihnen das Ansehen einer Zeitschrift zu benehmen, was sie ja auch nicht seyn sollten. Er gab aber das Unternehmen auf. Einige freisinnige Blätter haben ihn als ein Schlachtopfer der ministeriellen Verfolgung bedauert. Das ist er nun wohl nicht. Was man ihm angethan hat, war nichts weiter, als eine armselige Plackerei, über die er sich leicht hätte erheben können. Allein Barthélemy hatte die Bemerkung machen können, daß das Publikum seinen Dichtungen nicht mehr die gleiche Theilnahme schenkte, wie unter dem Villèleschen Ministerium, und daß das periodische Dichten keine gute Spekulation ist. Er hat nun eine Reihe von großen Dichtungen über die Revolution: les douze journées, begonnen, worin sich seine jugendlich herbe Dichterkraft wieder ganz frei äußert. Aber auch dieses Werk, das zu einer andern Zeit großes Aufsehen erregt haben würde, wird jetzt bei weitem nicht so beachtet, als sein Talent verdiente. Wenn die Wirklichkeit so große Dinge vor unser Auge und Gemüth führt, und wenn die Cholera die Leser jede Stunde überfallen kann, so ist es ihnen wohl zu verzeihen, daß sie der Leier Apollos nur zerstreut zuhören, und eher zu den Zeitungen greifen und Aeskulap ein wenig um Rath fragen.

Dg.

Berlin, April.

(Fortsetzung.)

Goethe und die Berliner.

Goethe ist todt, der Mann des untergegangenen Jahrhunderts, sagen die Einen (denen sogar der sonst besser bewanderte Journalist in Paris, St. Marc Girardin, es nachspricht), und die Morgenröthe einer neuen Dichtkunst muß für Deutschland anbrechen. Goethe ist todt, die Blüthe, Frucht, der ganze Lebensbaum deutscher Poesie, sagen die Andern, und das ist die Mehrzahl in Berlin. Diesen scheint es mit der neuen Morgenröthe nicht viel besser, als mit der Hoffnung der Juden auf den neuen Messias; wie es denn auch zu drei Viertel Juden sind, die das neue Jerusalem in der deutschen Poesie predigen. Goethe gerade hat es nicht um die Juden verdient, daß sie ihn kreuzigen; aber sie dürfen den Propheten aus ihrem Volke nicht zu Schanden werden lassen, und da es sich nicht mehr gut thun läßt, „unsern Moses Mendelssohn" im Munde zu führen, klingt „unser Börne" doch auch passabel. Goethe ist todt und an die neue Morgenröthe, welche die alte Kunstperiode todtschlagen muß, glaubt hier Niemand. Also ist Goethes Tod etwas Bedeutsameres als anderswo, wo man an sie glaubt.

Goethe hat hier einen Freund, so alt beinahe als er selbst, den musikalischen Veteran Zelter (ein Briefwechsel Beider wird herauskommen). Er ist Mitarbeiter an den Hegelschen Jahrbüchern, er ist ein vornehmer Mann, muß also von der vornehmen Kritik gelobt werden, was und wie es vom ihm komme, er hat endlich lezthin auch mit Spontini korrespondirt und Spontini gelobt. Das sind so einige der Beziehungen zwischen Berlin und Goethe, wobei unsere sogenannten „Goethoforare" nicht einmal mitgerechnet sind; es durfte also erwartet werden, daß Berlin an dem germanisch-europäischen Katafalk des Dichterfürsten eine besonders imposante Figur machen würde. Dem ist aber nicht so. Es gibt hier andere Beziehungen, die diese Rücksichten wieder verbieten und da trennen, wo man eine Bindung erwartete. Goethe galt bei gewissen Liberalen Europas als Eckstein des Absolutismus oder Feudalismus; man hat gemeint, mit seinem Tode werde das liberale Deutschland mündig werden u. dgl.; alles Dinge, die ihn, wo der Liberalismus verpönt ist, in Kredit bringen sollten. Der Organismus des Menschen bleibt aber ein Räthsel. Extreme begegnen sich, und eine Todtenfeier für den Dichterfürsten, die Deutschland von dem offiziellen Berlin forderte, ist offiziell unterblieben. Dies ist Faktum, und die Zeit stellt so viel wichtige Probleme hin zum Lösen, daß es sich nicht lohnt, nach den abnormen Motiven dieses einen Faktums zu forschen. Jenseits der Spree, auf dem Theater, wo der Wiener Staberl zuweilen neben andern mehr oder minder humoristischen Buffos sich zeigt und von Goethe nichts erschienen war, als seine Mitschuldigen, faßte man dagegen die Idee auf, und weil das Theater so entfernt liegt, jenseits der Spree und eines alten Wallarabends, so drückte man ein offizielles Auge zu. Goethe mußte dort anders beklagt werden, als auf dem Theater der Melpomene. Man wollte nicht weinen, sondern lachen. Man argumentirte: Goethe hat den Jammer nie geliebt, auch darf Goethes Erinnerungstag uns nicht blos daran erinnern, daß er gestorben ist, sondern auch daran, daß er gelebt hat, und zwar so lange, und deshalb können und sollen wir froh seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 39.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 117.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 16. Mai 1832.

— Es sandt' auf die Schiffe der Herrscher im Donnergewölk Zeus
Nordsturm her mit Orkan.

Homer.

Briefe aus Griechenland.

Von Thiersch.

(Fortsetzung.)

Patmos, den 28ten Febr.

Wir sind am 23ten d. M. von Geronta in Asien, trotz eines heftigen Sturmes, glücklich hier eingelaufen. Vom Hafen, in dem wir lagen, schien das Meer weniger unruhig; ich hatte überhaupt keine Vorstellung von einem Sturme bei vollkommen heiterem und klarem Himmel und gleichmäßigem Gange des Windes: in meiner Vorstellung war Sturm mit tiefbewölktem Himmel, mit Verwirrung in der Atmosphäre und Ungewitter verknüpft, und ich wollte den Seeleuten nicht glauben, wenn sie zum Zeichen, daß draußen großer Sturm sey, auf die weißen Schaumsäulen hinwiesen, die am fernen offenen Ufer heraufstiegen und verschwanden, und es schien mir unleidlich, bei so guter Witterung und günstigem Winde blos deßhalb, weil dieser ein wenig stark sich hören lasse, trotz der nöthigen Eile unserer Reise, im Hafen zu liegen. Auf offener See zeigte sich jedoch, daß die Leute recht hatten, wenn sie nur ungern die Fahrt unternahmen; doch sie waren geübt, das Schiff gut und sicher, der Wind zwar seitwärts, aber doch noch günstig genug; und so flogen wir durch das Ungestüm des Meeres, oft von den überschlagenden Spitzen der Wellen benezt, rüstig vorwärts, „wo Gott uns hinführt," sagte der Kapitän. Nach wenig Stunden lag der breite und sichere Hafen von Patmos vor uns, die Stadt im Hintergrunde auf dem Gipfel eines Berges, in ihrer Mitte, als eine Burg emporragend, das Kloster des heil. Johannes des Theologen. Nach Patmos hatten wir gewollt, und nachdem wir uns unten am Hafen in einem „Magasino" getrocknet und erholt, gingen wir, den Hegumenos des Klosters und den Patriarchen von Alexandria zu sehen, der sich jezt in ihm, seinem alten Wohnorte, aufhält, nachdem er im Laufe des Krieges seinen patriarchalischen Sitz mit der Theilnahme am Kampfe seines Vaterlandes um die Freiheit vertauscht hatte. Wir fanden auch hier die zuvorkommendste, beim ehrwürdigen Prälaten von Alexandria eine wirklich herzliche Aufnahme, in der ehedem berühmten und reichen Bibliothek des Klosters aber, die mich vorzüglich nach Patmos gezogen hatte, an Handschriften für alte Literatur nur wenig von Bedeutung. Ein Codex des Diodorus Siculus, vom 11—16 Buch, enthält nur, was schon gedruckt ist, und die Lesearten, so weit ich verglichen habe, sind nicht von Bedeutung. Wichtiger ist ein Manuscript vom Arzte Paulus Aegineta, aus dem neunten oder zehnten Jahrhundert, auf dessen Vergleichung sich allein eine Kritik des Textes mit Sicherheit wird bauen lassen. Auch die Ausbeute an grammatischen Dingen, als Glossaria, Lexika, Scholia, ist nicht unbedeutend, und ein junger Philolog würde hier sechs Monate lang nützliche Beschäftigung finden. Groß ist der Reichthum der Bibliothek an alten Membranen der Bibel: ein Manuscript des griechischen Hiob von

Digitized by Google

hohem Alterthum, von den Evangelien eines mit reichem und gutgeschriebenem Kommentar, ein anderes mit den musikalischen Zeichen der griechischen Kirche, ebenso von griechischen Kirchenvätern; an beiden Gattungen, als an heiligen Dingen, hat man sich nicht vergriffen, sie auch nicht gebraucht, und so ist der alte Schatz ziemlich unberührt geblieben; das „Heidnische" ist zerstreut, zerschnitten; die Handschriften auf Baumwollenpapier sind erst im lezten Jahrhunderte, weil sie von Motten stark angefressen waren, von den Mönchen in den Ofen gesteckt worden, in dem sie ihr Brod backen; nur drei oder vier sind durch Zufall dem Untergange entschlüpft, und den lezten bedeutenden Schatz, die schönste und beste Handschrift des Plato, hat erst in neuerer Zeit der Engländer Klarke dem Kloster entwendet, indem er einen untergeordneten Diener durch Bestechung bewog, das Buch unter die Brode zu legen, welche das Kloster nach altem Gebrauch ihm als Gastgeschenk nach dem Schiffe in einem geflochtenen Korbe hinabschickte.

Auch hier wurden wir vom Boreas belagert, doch vergingen die Tage unseres Aufenthaltes im Kloster, wo wir die erste Nacht blieben, in der Familie eines Verwandten von Dr. Buros und bei andern neuen Freunden angenehm, belehrend in der Bibliothek und im Umgange mit dem erfahrnen und wohlwollenden Patriarchen, der am zweiten Morgen mit dem Demogeronten kam, mir den Besuch, den ich ihm gemacht, zu erwiedern. Auch an Inschriften und Alterthümern hat die Insel Einiges geliefert, und gestern bin ich noch von Sr. Glückseligkeit (μακαριότης του), wie die Patriarchen heißen, mit einer Sammlung schöner Alterthümer, Gefäße aus Gräbern, feinen Reliefen aus Thon, egyptischen und griechischen Bronzen, zum Theil von großer Seltenheit und Schönheit, beschenkt worden. „Hier liegen die Dinge ohne Nutzen, ich weiß, daß sie Ihnen Freude machen und nützlich sind," so sagte er, als ich Bedenken trug, sie anzunehmen, und fügte noch anderes Freundliche bei, um meine Bedenklichkeit zu besiegen.

Die Witterung ist fortdauernd sich gleich, der Himmel hell, die Kraft des Boreas groß, das Meer schäumend unter seinen Streichen, so weit es von unserer Warte herab im Kreis offen liegt, und wie mit einem weißen, frostigen Duft bedeckt, der Thermometer allmählig auf acht, sechs, drei Grade herabgegangen. Gestern Nacht hat es Eis in den Straßen gegeben, ein hier seit Menschengedenken unerhörter Fall; der Winter ist also nachgekommen und wir sind mitten in seine Stürme hineingerathen und von ihnen belagert, übrigens entschlossen und in der Lage, günstige Tage zur Ueberfahrt nach den andern Inseln abzuwarten.

Aus dem Reisetagebuche des jüngsten Anacharsis.

Briefe an zwei Freundinnen in Stuttgart.

Neunter Brief.

Leipzig, den 13ten April.

Jezt bin ich in einer Stadt, wo die Söhne des Merkur in der elegantesten Kleidung mit der Feder hinter'm Ohr spazieren gehen, wo man im Theater selbst dann noch pocht, wenn die Ouvertüre der Oper längst begonnen hat. Die berühmte Frage der Leipziger, ob man schon um ihr Thor herumgegangen wäre, hab' ich durch die That beantwortet und mich überzeugt, daß Leipzig einer Zwiebel gleicht, die immer noch Zwiebel bleibt, wenn man auch die erste, zweite, dritte äußere Haut abschält. Was sie nämlich in Leipzig ihr Thor nennen, ist erstens kollektiv als eine Mehrzahl von Thoren zu verstehen, sodann ist der bezeichnete Umgang eine Promenade innerhalb der Stadt selbst. Auch die Spartaner haben gesagt, ihre Herzen seyen die Mauern der Stadt; aber vielleicht ist der Ausdruck alte Ueberlieferung aus einer Zeit, wo er noch Sinn hatte. Den Kukuk hab' ich zwar schon rufen hören, und die sentimentalen Handlungsjünger gehen schon mit blauen Veilchen in den Knopflöchern ihres schwarzen Fracks — um's Thor herum, aber noch ist an Rosen nicht zu denken, weßhalb ich auch nicht sehen konnte, ob das Rosenthal wirklich von einer Thatsache seinen Namen hat. Ein gedruckter Fremdenführer spricht sogar von Nachtigallen auf dem Wege nach Gohlis, aber die noch zu frühe Jahreszeit hat mir diese Wunder verschlossen. Eins aber glaub' ich nicht, daß jene Parthien besonders von „melancholischen Denkern" besucht werden sollen. Meines Wissens hat die Geschichte der Leipziger Dicht- und Denkweise eine solche Gattung niemals aufzuweisen gehabt. — So eben nannte ich da eine interessante Erscheinung, wie sie noch nicht existirt. Der Einfluß der Universitäten auf deutsche Kultur ist überhaupt ein lehrreiches Feld der Untersuchung. Vor einiger Zeit machten wir einmal Jagd auf deutsche Thorheiten, nannten Namen und mancherlei sonderbare Erscheinungen, die sich an jene anknüpften, bis zulezt Jemand von uns bemerkte, daß wir seltsamerweise die Folge unserer Universitäten zum Leitfaden unserer Untersuchung genommen hatten. Von Königsberg und Kiel hatten wir angefangen und waren, nur über Narrheiten sprechend, bis Jena und Leipzig schon heruntergekommen. Theophrast hat in seinen Charakteren einen Menschen geschildert, der in allen Dingen zu spät kömmt, eine komische Figur. Leipzig hat dieselbe Art. Wenn in Deutschland ein Gedanke dem Gange der Wissenschaft eine neue Bahn brach, so kam er zwar auch nach Leipzig, aber nur dann erst, wenn schon wieder eine neue Idee jene für Leipzig noch unerhörte, allerneueste widerlegt hatte. Ein sonderbares Schicksal!

Digitized by Google

Die Allongeperrücken waren in und an den Köpfen der Deutschen älter, als die Zöpfe. Gottsched und seine Allongeperrücke waren für Leipzig noch immer das Modernste, als die gesunde Vernunft sich schon längst für Bodmer und die Zöpfe entschieden hatte. Welch ein Unterschied zwischen Garve, Gellert, Platner auf der einen, und Gottsched und seiner Kulmus'schen Ehehälfte auf der andern Seite! Aber als jene für Leipzig entscheidend wurden, da hatten Jakobi und Kant schon längst, jener in den Schachten des Gefühls, dieser in denen der Vernunft bisher unentdeckte Erzstufen gebrochen. Nun sind die Zeiten Kants schon wieder vorüber, und Leipzig hegt ihn noch immer, und „Leipzigs Denker" hat sogar seine Terminologie ins Griechische übersezt (sein großes Verdienst!) Leipzig scheint sich in so vielen andern Dingen neu: in der Kirche ist es rationalistisch, in der Schule humanistisch, im Staate gesetzlich liberal, und wie alt ist all' dieses Neue! Hat sich je in Leipzig Etwas aus eigenem Triebe entwickelt? Hat sein Genius dieß je zugelassen? Die deutschübende Gesellschaft nannte sich die Görlitzische, Lessing schrieb Bremer Beiträge, und Fichte mußte erst in Zürich das werden, wonach er in Leipzig schon tendirte, mußte sogar noch später in Jena büßen, daß er nicht war, wie im sächsischen Konsistorio der Geringsten Einer. Ich habe viel in Leipzig gefragt, ob sich nicht eine Gallerie der ausgezeichnetsten Gelehrten, die seit Jahrhunderten seine Zierde gewesen sind, vorfände; aber die Gemäldesammlungen sind unvollständig, und nach andern Gesichtspunkten, z. B. dem der Seelsorge in den Kirchen, geordnet. Wie gern hätt' ich einen Kommentar, einen catalogue raisonné zu ihnen phantasirt! Von der Stiftung der Universität hätt' ich begonnen und meinen obigen Satz über das Zuspätkommen schon gleich in diesen Anfängen durchgeführt. Leipzig wurde Universität, weil die in Prag aufhörte. Leipzig wurde Stapelplatz des Buchhandels, weil die Frankfurter sich ihn entreißen ließen. Leipzig lauschte zur Zeit der Reformation auf die Worte, die von Wittenberg herüberdonnerten, und es war ordentlich eine Ironie der Weltordnung, daß die aufgehobene Wittenberger Universität in Bitterfeld sich nicht auf den Leipziger, sondern auf den Halleschen Postwagen sezte. — Vom Theater kann ich Ihnen nichts erzählen, weil es geschlossen ist, einmal aus Mangel an Unterstützung, und zweitens läuten die Glocken schon den kommenden Palmsonntag ein; in der Leidenswoche herrscht Koulissenstillstand. Oder soll ich Ihnen von den weißen Binden der Kommunalgarden erzählen, von patriotischem Luxus, von Paraden, vom Schwur des militärischen Gehorsams? Sie winken mit der verneinenden Hand." Auch in die Umgegend können Sie mir schwerlich folgen; denn wir dürfen ohne die Weitläuftigkeiten eines Erlaubnißscheines nicht wieder in die Stadt zurück. Wer trifft überall so ehrliche Thorhüter, die mit dem Fremden folgendes lakonische Gespräch führen? „Sind Sie Fremder?" — „Ja." — „Haben Sie einen Paß." — „Nein." — „Das ist gut; sonst würden Sie sehr viel Schwierigkeit haben."

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

(Fortsetzung.)

Goethes Todtenfeier in der Königsstadt.

Faust, der Goethesche, citirt zu der Erinnerungsfeier an Goethe den alten Weimarschen Theaterzimmerer Mieding aus dem Grabe, und läßt ihn aus allen Dramen des Todten Scenen, die nichts politisch Anstößiges haben, aufführen. Natürlich erscheint also kein Egmont, aber Götz, Clavigo, Jery und Bätely, der Wirth, Alceſt, Claudine von Villa-Bella u. s. w.; dazwischen die Musen, welche in Goethes zahmen Xenien auf schlagende Weise dem kritteluden Herrn Kalt und seiner Muse, Frau Prosa, auf deren Anklagen gegen den Dichter antworten, wovon hier einige Proben folgen, zur Erbauung und zum Beweise, wie der Selige selbst seinen Gegnern zum voraus zu antworten gewußt.

Prosa.

Goethe war ein wilder, unbändiger, übermüthiger Jüngling, der sich um die ganze Welt nichts kümmerte.

Melpomene.

„Mit dieser Welt ist's keiner Wege richtig;
Vergebens bist Du brav, vergebens tüchtig,
Sie will uns zahm, sie will sogar uns nichtig!"

Kalt.

Da schrieb er denn ein Buch, welches ein großes Aufsehen machte, aber nur durch die Erbärmlichkeit der Menschen. Denn wie kann sich ein ruhiger, besonnener und verständiger Leser durch ein Buch irre machen lassen, welches von nichts handelt, als von der Liebe? — lächerlich!

Thalia.

„Was auch als Wahrheit oder Fabel
In tausend Büchern Dir erscheint,
Das Alles ist ein Thurm zu Babel,
Wenn es die Liebe nicht vereint."

Prosa.

Dann ließ er auch eine Menge Lieder flattern — wie kleine Blätterchen — so leicht — so flüchtig — so werthlos. Da ist kein Schwung, keine hohen Bilder drin, keine erhabene Pracht. Da spricht er von den einfachsten Sachen und Ereigniſſen, manchmal reimt sich's, manchmal nicht — das ist doch keine Poesie?

Melpomene.

„Zuerst im stillen Raum entsprungen,
Das Lied erklingt von Ort zu Ort.
Wie es in Geist und Seel' erklungen,
So hallt's nach allen Seiten fort."

Kalt.

Und vor dem Publikum hat er nie Achtung gehabt, ihm niemals gehuldigt, sich seinem Geschmack nie gefügt. Er fragte nie darnach, ob man ihn verstand oder nicht. Er ging seinen Weg so stolz und vornehm fort, als wenn die Welt sein wäre. Ist das nicht höchst sträflich? Ist nicht das Publikum die Gottheit, die das Schicksal eines Dichters bestimmt? —

Digitized by Google

Mieding.

„Sie thäten gern große Männer verehren,
Wenn diese nur auch zugleich Lumpe wären!“

Frau Prosa.

Er war gefühllos und kalt; Alles wies er von sich zurück, was ihm unbequem war. Er bekümmerte sich nicht um Gesellschaften und Cirkel; er hielt keine Theestunden; er trennte sich von altherkömmlichen Gebräuchen, wie nun just seine Laune war.

Clio.

„Wer will der Menge widerstehn? —
Ich widerstreb' ihr nicht, ich laß' sie gehn:
Sie schwebt und webt und schwankt und schwirrt,
Bis sie endlich wieder Einheit wird.“

Prosa.

Und zu rühren war er gar nicht.

Thalia.

„Ein Mann, der Thränen streng entwöhnt,
Mag sich ein Held erscheinen;
Doch wenn's im Innern sehnt und dröhnt,
Geb' ihm ein Gott zu weinen!“

Kalt.

Auch war er ungläubig, irreligiös!

Melpomene.

„Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Die Sonne könnt' es nie erblicken; —
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?“

Frau Prosa.

Er soll sogar nicht an Unsterblichkeit geglaubt haben, sagte mein Herr Beichtvater.

Clio.

„Du hast Unsterblichkeit im Sinn!
Kannst Du uns Deine Gründe nennen? —
Gar wohl! der Hauptgrund liegt darin,
Daß wir sie nicht entbehren können!“

Kalt.

Viele seiner Arbeiten sind so flüchtig hingeworfen; man sieht recht, wie er uns Leser gar nicht der Mühe werth gehalten hat, sie auszufeilen. In den lezten Ausgaben stehen die fehlerhaften Verse und die lückenhaften Stellen, wie in den ersten.

Thalia.

„All' unser redlichstes Bemüh'n
Glückt nur im unbewußten Momente.
Wie möchte denn die Rose blüh'n,
Wenn sie der Sonne Herrlichkeit erkennte?“

Frau Prosa.

Was mich nur freut, und was auch Ew. Wohlgeboren gewiß in Ihren Büchern vermerken werden, ist, daß er sowohl in seinen Kunstansichten und Leistungen, als auch besonders in seinem wissenschaftlichen Bestreben immer und zu jeder Zeit —

Mieding.

Affen gefunden hat.

Prosa.

Nein, Gegner gefunden, wollt' ich sagen, die ihn widerlegt haben.

Clio.

„Für mich hab' ich genug erworben,
So viel auch Widerspruch sich regt.
Sie haben meine Gedanken verdorben
Und sagen: sie hätten mich widerlegt!“

Kalt.

Es hat auch nicht an geistreichen und witzigen Köpfen gefehlt, die mit Spott und scharfem Tadel gegen ihn in's Feld rückten. Aber auch da hat sich sein Hochmuth bewährt, denn er antwortete nie. Und es waren doch recht lustige Schwänke über ihn im Umlauf.

Melpomene.

„Ueber's Niederträchtige
Niemand sich beklage;
Denn es ist das Mächtige,
Was man Dir auch sage!“

Thalia.

„Ueber Moses Leichnam stritten
Selige mit Fluch-Dämonen;
Lag er doch in ihrer Mitten.
Kannten sie doch kein Verschonen!
Greift der stets bewußte Meister
Nochmals zum bewährten Stabe,
Hämmert auf die Pustrichs-Geister; —
Engel brachten ihn zu Grabe.“

Mieding.

„Nein, das wird mich nicht kränken,
Ich acht' es für Himmelsgabe:
Soll ich geringer von mir denken,
Weil ich Feinde habe?“

Kalt.

Ich werde jezt die Hauptsache anbringen: Was wollen wir darauf erwiedern, wenn ich behaupte, daß er unmoralisch ist?

(Pause.)

Gar keine Antwort? —

Mieding (zu Clio).

„So hoch die Nase reicht, da mag's wohl gehn;
Was aber drüber ist, das können sie nicht sehn.

Es hat gewirkt, und mehr hat man wohl nicht gewollt. Die eingeschalteten Scenen aus den Stücken des Dichters fielen etwas zu lang aus. Als Veranstalter wird Herr von Holtei genannt, der in dieser Gelegenheitsarbeit abermals bewiesen, welch ein merkwürdiges Talent er besizt, den Moment zu fassen, und mit poetischem Gemüthe. Aber neben dem Trostendsten, dem Lebendigsten, was er hinstellt, wieder das Zartgefühl Beleidigendes, aus einem Mangel an Tact hervorgegangen, der auch wieder an Holtei eigenthümlich ist. Er spielte selbst zu Ehren des Dahingeschiedenen den Faust. Uebrigens hatte sich Alles beeifert, zu dem Feste mitzuwirken, und selbst der General-Musikdirektor von der Hofbühne hatte sein Mignonslied und einen Festmarsch dazu arrangirt.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 118.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 17. Mai 1832.

Ein Handel, wunderlich vor allen,
Ist der mit Geist in Büchern allen.

Swift.

Aus dem Reisetagebuche des jüngsten Anacharsis.

Zehnter Brief.

Leipzig, den 15ten April.

Haben Sie schon von einem Buche gehört: Ideen zur Philosophie des Leipziger Meßkatalogs? Unmöglich; denn ich will es erst schreiben. Man hat in der neuern Zeit alle Dinge zu philosophiren gesucht. Die Engländer, oder wenigstens ein Marktschreier unter ihnen, nennen die Haarkräuslerkunst schon längst eine philosophische, weil wohl die Zubereitung der Pomaden auf Grundsätze der Chemie gegründet ist. Kant ist Verfasser einer Metaphysik der Sitten, und als ein Gegenstück zu dieser könnte wohl eine Metaphysik des Buchhandels gelten. Ist die Philosophie eine Hebammenkunst, um wie viel mehr der Buchhändler eine Hebamme? Die Buchhandlungen sind die Gebährstühle, in denen die reife oder unreife Konception des Geistes das Licht der Welt erblickt: die Kritik nimmt den Säugling in die Taufe — ach! wie selten ist es Weihwasser, dessen sich der Priester bedient! Wie oft ist schon die Taufe und die Namengebung die letzte Oelung! Doch zurück zu unsern Ideen, zur Philosophie des Meßkatalogs. Nach dem Beispiele Herders schicken wir dem vollendeten Systeme noch Propyläen voraus, in denen kurz das Materille, die Druckerschwärze, der Speditionshandel, die Geschichte des Buchhandels abgethan wird. Den Uebergang bildet die Bemerkung, daß in dem jährlichen Zusammenfluß der Buchhändler am Pleißestrom fast ein sittliches Moment liegt. Ihre Unternehmungengewinnen dadurch an Solidität; Treu und Glauben, die bei vielen dieser Herrn oft punisch ist, wird durch die persönliche Konfrontirung lebendig erhalten. Jeder Mißbrauch des merkantilischen Vertrauens wird sogleich auf das Empfindlichste gestraft, weil die Zahl der Betrogenen nicht auf Wenige, sondern auf Massen sich beläuft. Fänden sich doch auch unsere Schreibherrn so zusammen, daß sie sich nicht die Köpfe stießen, sondern die Hände reichten! Wie sehr würde das persönliche Verhältniß der Begegnung auf die Feinheit und die Würde literarischer Sitte einwirken! Wie würde man dann einsehen, daß die edelsten Kräfte des Geistes, Phantasie, Witz, Scharfsinn, sich auch dann noch unter einander ehren müssen, wenn sie zu verschiedenen Zwecken verwandt werden! So dürfte endlich die alte und doch ewig neue Wahrheit durchdringen, daß die Kritik keine angewandte Gladiatorenkunst ist, sondern die Stimme der Ueberzeugung und des Anstandes.

In die Einleitung des Systems gehört das Verhältniß des Meßkatalogs zur Bibel, Fibel und Weltgeschichte. Darauf wird der Begriff der Zahl erläutert. Sie hat im Buchhandel eine zweifache Gültigkeit, einmal als die gedankenlose, in den Progreß der Unendlichkeit fortschreitende Zahl der Auflage, ob 500 oder 1000, oder noch mehr Exemplare eines Buches abgezogen werden, und zweitens als die intensive Zahl, als Bezeichnung des innern Werthes, die Bogenzahl. Denn wie in den Formen des gesellschaftlichen Lebens der Grundsatz

Digitized by Google

anerkannt wird, daß der Mensch gerade immer so groß ist, als der Boden, den er besitzt, so steigt auch in deutschen Autoren mit der Zahl der Bogen das Bewußtseyn der Großjährigkeit. Unter zwanzig Bogen wird Niemand als literarischmündig vom Staate angesehen; ja, in einigen Gegenden bleibt der Autor immer mundtodt, eine bewunderungswürdige Konsequenz des sogenannten väterlichen Regierungssystems, wo der Staat dem schönen Bilde der Familie gleicht.

Der zweite Theil beginnt von einer Entwicklung des Begriffes Maaß. Ich weise nach, daß dieses Begriffes Bestimmung in der Relation liegt, in dem Verhältniß des Hegel'schen Außersich. Hier entscheidet sich der Werth der Bücher nicht nach dem, was sie an sich sind — denn an sich steht z. B. eine politische Schrift Krugs nicht höher, als vielleicht eine reitkünstlerische über die rechte Art, Sättel geschickt und fest anzuschnallen, und von einem auf den andern zu springen — sondern nach dem, was sie erst durch ihre Beziehung werden. Ich bitte, nicht zu voreilig den Schluß zu machen, daß sich der Werth der Bücher nach der gegenseitigen Zersetzung ihrer Materien bestimme, ob sie siegen, oder besiegt werden, ob sie Recht oder Unrecht lehren. Denn man sieht leicht ein, daß in diesem Falle nicht die Philosophie, sondern die Kritik die Grundlage des Systems bilden würde, daß wir so auf das vage Feld der Meinungen, auf den grünen Moorgrund der Ueberzeugung geriethen, und von den Dingen sprächen, nicht als ständen wir über, sondern mitten unter ihnen. Nein, das Maaß der Literatur ist die Fülle der Negation oder Position, je nachdem die Rede eines Buches Ja, ja, oder Nein, nein ist. Der bleibende Werth liegt in den Resultaten. Lösen sich diese in ein Fragezeichen oder überhaupt nur in ein Interpunktionszeichen auf, dem nichts vorangeht, so hat ein solches Buch sein eigenes Urtheil, und sein nur ephemeres Interesse ausgesprochen. Die Gesetzgebung ist das Ziel des Geistes. Gesetze umstürzen, ist eben so leicht, als sie übertreten. Die alten vertheidigen, oder die antiquirten durch neue ersetzen, das ist das Dauernde im Leben und im Buche. Vielleicht durch Instinkt denken Sie darüber schon längst ächt philosophisch. Sie lieben die Bücher nicht, die nur lächeln. Sie untersuchen selbst bei den lachenden, ob der Verfasser auch die linke Hand in der Rocktasche hielt, um an die Stelle des eben Verlachten ein Besseres zu geben. Sie kennen den Grundfehler unserer Zeit, daß man nicht der Wahrheit wegen spottet, sondern nur des Spottes halber, daß die Ironie nicht in der sonderbaren Kontrastirung der Meinung und des Gegenstandes, sondern in der Spiegelung liegt, die das Gegenüber zweier Gegenstände bildet. Wer vor dem Nichts kniet, betet Alles an. Der edle Theil des Publikums, der sich lieber Volk genannt hört, erschrickt vor keiner Neuerung, nur muß er wissen, welches der neue Ersatz des Aufgeopferten seyn wird. Louise, verkünden Sie ihm die Republik. und wer Ihnen zuerst zufällt, das werden die ehemals entschiedensten Gegner des konstitutionellen Lebens seyn. Auguste, Sie haben soviel Anlage zur Demagogie, vernachlässigen Sie doch dieß schöne Talent nicht! Wenn Sie erklärten, Ihre dunkeln Augen sollten hinfüro die ferngländzenden Urim und Thummim seyn, die ein ganzes Volk wie an das Unsichtbare, Himmlische bänden, Schaaren würden Ihnen nachlaufen, und unter ihnen solche, die von dem Krönungsmantel ihres Königs sonst keinen Goldlatz würden gelassen haben.

Der dritte Theil des Systems endlich bewegt sich in dem Elemente des Gewichts. Wie es jedes gründlich schematisirte System verlangt, muß der dritte Theil desselben eben so sehr aus dem zweiten sich entwickeln, als in den ersten zurückkehren.

Das unmittelbare Gewicht eines Buches liegt nicht in der äußern Masse des Papiers, im Gegentheil wiegen hier Brochüren von einem oder zwei Bogen die dickleibigsten Folianten auf. Kömmt es auf das Gewicht eines Buches an, so entscheidet das Interesse des Augenblicks. Wie verwerflich eine Schrift ihrer Masse nach seyn kann, so vortrefflich kann sie oft ihres Gewichts wegen genannt werden. Weil sie federleicht ist, wenn sie auf Dauer Anspruch macht, so kann sie centnerschwer wiegen, wenn sie heute geschrieben ist, um morgen vergessen zu werden. Daher kommt es auch, daß selbst die bekannten Zwanzigbogner oft nicht mehr enthalten, als man auf einem preußischen Silbersechser dreimal abschreiben kann. Nämlich das wahre Gewicht dieser Loyalen ist nicht das unmittelbare, sondern das specifische. In eine bestimmte Quantität Wasser getaucht, wiegen sie oft zehn, ja funfzehn Bogen weniger, als in der Luft. Ich muß mich hüten, diese Bemerkung weiter auszuführen, weil ich zu warm, zu interessirt dabei werden könnte. Aber ich bitte Sie, wenn Sie vielleicht in einigen Wochen von mir eine sonderbare Zusendung erhalten, sich diese Notiz über die specifischen Autoren ins Gedächtniß zurückzurufen. Nun aber trenn' ich mich von Ihnen und von Leipzig. In der That kann ich nur Eines nennen, was mir hier Vergnügen gemacht hat, das hiesige Tageblatt. Auf der lezten Spalte ist es täglich ein gedruckter postillon d'amour. „Wann werd' ich Sie wieder sehen, holde M . . . .?" läßt ein schmachtender N. einrücken, und Tags darauf heißt es: „das Schicksal begegnet uns wie eine dunkle Wolke. Ach! vielleicht entladet es noch zuckende Blitze! Heut Abend um acht Uhr erwartet Sie am bewußten Ort Ihre M . . . ." — „Eine um ihre Kinder besorgte Mutter" läßt einrücken, wo man wohl die Drathpuppen kaufen könne, nach welchen sie die jezt beliebten sonderbaren Grüße ihren hoffnungsvollen Töchtern beibringen könne?

Und nun die Bosheit eines Antwortenden! Er bezeichnet mehrere Fenster mit bestimmt angegebener Hausnummer, wo solche Drathpuppen zu ½, 1, 1½ Dutzend zu haben seyen.

Briefe aus Griechenland.

Von Thiersch.

(Fortsetzung.)

Naxos, den 9ten März.

Am 29ten Februar hatten wir ruhigere Witterung, und wir segelten mit guter Hoffnung ab, noch diesen Tag Naxos zu erreichen; doch gegen Abend kehrte der Sturm zurück und trieb uns südlich von Naxos nach der öden Insel Belussa, in deren guten Hafen wir während der Nacht einliefen, nicht ohne Furcht, auf die Klippen vor der südlichen Einfahrt zu gerathen. Am folgenden Tage dieselbe Stärke des Windes, während wir nach Naxos hinübersegelten. Er zwang uns, in der ersten Bucht an der südlichen Seite der Insel vor Anker zu gehen. Wir untersuchten die Gegend; sie war öde und menschenleer, hinter den Bergen ein weiter und schöner Hafen, der Panormos, in den wir das Schiff gegen Abend hinüber brachten. Den zweiten Morgen, bei etwas mäßigem Winde, kamen wir um das nächste Kap, nicht weiter, am dritten wieder um eines im Westen der Insel; die Gegend war überall gleich verlassen. An diesem Tage ging unser Vorrath aus, wir hatten weder Brod noch Wasser mehr, und der Nordsturm blieb in gleicher Stärke. Nachdem wir am folgenden Tag mit unsern letzten Eyern und Kaffee gefrühstückt hatten, machten wir uns, vom Kapitän gefolgt, auf die Beine und durchzogen den ganzen Morgen über das westliche und einen Theil des nördlichen Ufers, um nach der Stadt zu gelangen. Nach Mittag kamen wir in eine schöne fruchtbare, mit Dörfern und Landsitzen geschmückte Ebene; die Stadt lag in ihrem nördlichen Hintergrunde, um einen beträchtlichen Bergkegel hinangebaut, schimmernd in dem hellen Lichte des Tages. Wir kamen noch vor Abend dort ermüdet, nicht erschöpft an, nachdem wir noch über wenigstens fünfzig Gräben gesprungen waren. Von Asien kommend, unterlagen wir der Quarantäne. Der Gouverneur erließ sie aus Rücksicht auf mich, und weil wir von Asien aus lange unterwegs gewesen, und wir fanden in dem Hause, an welches wir empfohlen waren, die freundlichste Aufnahme und in seiner Pflege und Bequemlichkeit bald Erholung von den Mühseligkeiten unserer Fahrt, die uns mehr Unterhaltung, als Verdruß gemacht hatten.

Naxos ist zu zwei Drittheilen so öde wie irgend eine Insel; ein Drittheil ist durch fruchtbare Ebenen, wohlbewässerte Thäler und Gründe ein wahres Paradies hesperischer Gärten; aber auch hier die politischen Leidenschaften in gewaltiger Gährung, der Ausbruch, wie überall, nur mit Mühe und vielleicht nur auf kurze Zeit aufgehalten, im Fall die Lösung nicht schnell kommt. An Alterthümern haben wir in dem Innern der Insel mehreres sehr Denkwürdige, an Inschriften aber wenig gefunden. Der Sturm hat seit gestern etwas nachgelassen. Mildert er sich die Nacht vollends, so wird unser Schiff das letzte Kap, hinter dem es fortdauernd liegt, überwinden, hier einlaufen und uns nach Paros führen.

Agausa auf Paros, den 17ten März.

Wie wir gehofft, hatte das Wetter sich gemildert; am frühen Morgen kam unsere Feluke um das Kap heraufgesegelt, und wir waren kurz darauf nach dem gegenüberliegenden Paros unter Segel. Der Wind war Anfangs schwach, stark den Nachmittag, und wir kamen vor Abend, ehe er wieder heftig ward, glücklich in dem Hafen von Paroika, der Stadt von Paros, an; zu unserm Glücke, denn die Nacht wüthete der Südwind mit Donner und Blitz so stark, wie der Nord je bei heiterm Himmel gewüthet hatte. Auch hier gute Aufnahme in einem Hause, in welchem wir aber gleich Anfangs uns Bezahlung unserer Bedürfnisse ausbedungen, eine reiche Erndte von Alterthümern (in die Burgmauer sind zwei alte Tempel, einer von kolossalen Verhältnissen, ganz eigentlich eingebaut worden) und an wichtigen Inschriften. Ein doppeltes, großes und schönes Psephisma war ich so glücklich, gleich bei dem ersten Besuche der Burg mit Hülfe eines Knaben zu entdecken, eines der merkwürdigsten über Markteinrichtungen, Kampf der Tragöden an den großen Dionysien, Feste der Dioskuren, Theogonien und öffentliche Gastmäler dabei. Es war verkehrt in die Mauer eingefügt und ward auf meine Veranstaltung und Unkosten herausgebrochen. Zwar fehlen alle Anfänge der zweiundsechszig Zeilen, aus denen es besteht, auch ist in der Mitte ein beträchtliches Loch und der Stein ist bei dem Herausbrechen in drei Stücke gegangen; doch habe ich bis auf zwei Stellen alles und, wie ich glaube, mit voller Sicherheit ergänzt, zur großen Freude der Parier, die sich mit vieler Selbstzufriedenheit in dem Besitze dieser wichtigen Urkunde ihres frühen Alterthums sehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fragen.

Ich habe die Sterne gefragt: könnt ihr mir sagen,
Wann wird der Nebel endlich von mir weichen,
Wann darf ich meiner Sehnsucht Land erreichen?
Die Sterne blieben stumm auf meine Fragen.

Ich habe die Blumen gefragt: könnt ihr mir sagen,
Wird mir das Leben, statt von euresgleichen,
Nur immer Nesseln oder Dornen reichen?
Die Blumen blieben still auf meine Fragen.

Digitized by Google

Ich fragte die Vögel im Wald: könnt ihr mir sagen,
Hat mein Gesang zu leisem Mitgefühle
In irgend einem Herzen angeschlagen?

Da sang die Nachtigall: „Nein, deine Klagen
Sind nicht verklungen in dem Weltgewühle,
Doch weil du Sänger bist, lern' auch entsagen!"

August Schnetzler.

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, April.

(Beschluß.)

Theater. Der Komiker Raimund.

Auf dem Königsstädter Theater macht jetzt eine exotische Erscheinung Epoche: Raimund gastirt. Es darf nicht befremden, daß dieser ausgezeichnete Komiker zuerst selbst befremdete. Man fand nicht in ihm, was man erwartete. Man hatte von Raimund gehört, daß seine Komik alles überbiete, was man bis jetzt gesehen. Nun hatten die Komiker in der Königsstadt mit ihren reichen Mitteln schon alles überboten, was sonst geboten wird, und nachdem sie die Schranken der Kunstgesetze übersprungen und alle Stränge zerrissen, erwartete das verwöhnte Publikum in einem, der noch mehr seyn wollte, ein blaues Meerwunder. Statt dessen erscheint ein Schauspieler, nicht sonderlich von der Natur ausgerüstet, der in den Schranken des Erlaubten sich hält. Das war etwas Fremdes, Neues. Das Publikum schwieg, bis es sich daran gewöhnt hatte. Doch brauchte es nur drei Darstellungen des berühmten Wieners, um nicht allein die Kritik, sondern auch die große Menge mit ihm zu versöhnen. Man fängt an inne zu werden, daß, was hier bisher in der Art entzückte (wir reden vom Wiener Lustspiel), Spaß war, und daß die Sache auch einen Ernst haben kann, eine organische Natur, einen Charakter. Der „Freimüthige," der sich zuerst entschieden und eingehend über den Gast aussprach, sagt über seine erste Rolle im Diamant des Geisterkönigs: „Immer mehr arbeitete sich der Geist aus der unscheinbaren Hülle heraus, immer deutlicher wurde die Charakteristik, immer sprechender die Wahrheit, immer wärmer seine Sprache, immer lebendiger sein Mienenspiel; es gelang ihm, mitten im Scherz zu rühren; so bewegt war der Ton, so jede Geste Wahrheit, Empfindung. Der Spaß war über den Spaß. Da liegt der Unterschied (zwischen den einheimischen Komikern und dem Gaste): Spitzeder machte Spaß in der Rolle, recht köstlichen Spaß, denn die ganze Sache war ihm Spaß; Raimund wird sie Ernst, und der Ernst ist immer das Letzte, Höchste, auch in der Posse." — Raimund, als Komiker, vereint zwei Vorzüge, die man sonst gern getrennt denkt. Er ist in dem, was wir das grotesk Komische nennen, ein so fein charakteristischer Mime, wie es der selige Iffland nur in seinem Genre gewesen. Da ist nichts vergessen, übersehen; das Fältchen im Beinkleid und auf der Stirn hänat zusammen, alles scheint bewußt, der Ton der Stimme ist vom Anfang bis Ende berechnet; wenn er den Mund öffnet, wenn er einen Blick wirft, es hat, eben wie es wirkt, seine bestimmten Motive. Und neben dieser ausgebildeten Charakteristik ist er doch der südländische Buffo, der ganz aufgegangen ist in seiner Rolle, der nicht mitspielt, sondern mitlebt, der, wie er mitlacht, auch mit dem Wesen, das er vorstellt, sterben würde, so ist er eins mit ihm. Das ist die Wahrheit in der Komik, die bei norddeutschen Komikern so selten gefunden wird. Sie wollen immer über der Sache stehen, das Publikum merken lassen, daß sie sich eigentlich derselben schämen, gute Bürger, geistreiche Leute sind, und es nur so mitmachen, weil sie dafür gut bezahlt werden und die Gallerie darüber lacht. Es gibt Schauspieler, welche das Stück, das sie spielen, indem sie spielen, persifliren. Sie schweben darüber auf ironischen Wolken, und lassen in jedem Worte merken, wie sie viel klüger sind. Auf diese Weise sind Raimunds sämmtliche Zauberstücke für die Idee des Dichters bei uns verdorben worden. Wir erfahren erst jetzt durch des Dichters Anwesenheit und Mitwirken, was damit gemeint war, und wie sie einen poetischen Ernst enthalten, der an und für sich schon fesseln kann. — Raimunds Vielseitigkeit thut sich schlagend in den Partieen seiner Rollen dar, wo sie ans Tragische streifen. Eigentlich, wie schon bemerkt, liegt der Ernst allem seinem Thun und Treiben zum Hintergrunde, man kann aber beim höchsten Ernste auch lachen. Aber auch wo das Symbol mit der Gesinnung eins wird, wo der Schmerz klagt, wo er zur tragischen Höhe sich steigert, ist er Meister eines wahren, tief rührenden Tons. Unsere heutige Tragödie gewährt uns wenig Momente, wo die Wehmuth so geadelt und so zum Herzen dringend spricht, als in seinem Aschenliede, wenn er es singt. Und dabei ist alles Bittere, Unangenehme ausgeschlossen, nichts Hohles, Fernhergeholtes; aus dem Nächsten, was Jeder begreift, hat er seine Elemente geschöpft, und mitten im allertiefsten Schmerz, den Jeder fühlt, denn er steht Jedem bevor, liegt eine Katharsis, eine tragische Erhebung, die unsere tragischen Dichter Gott weiß wo suchen, aber selten finden.

Ob mit Raimund, wie er Epoche macht, auch eine neue Epoche für das zweite Theater beginnen wird, steht dahin. Es regt sich allerdings etwas, dem steht aber noch zu viel im Wege. Das verwöhnte Publikum müßte an etwas ganz anderes gewöhnt werden, und dazu ist nicht die Zeit. Das Hoftheater sucht für die schweren, empfindlichen Lücken sich zu rekrutiren. Rott aus Leipzig hatte gastirt und den bessern Ruf, der ihm seit längst vorausgegangen, in mehreren Rollen wohl bewährt. Er ist ein Heldenspieler, der, mit gewaltigen Mitteln, nicht mehr auf den momentanen Effekt losarbeitet, und wird, bei gleichmäßig fortschreitendem Studium, es noch weiter bringen. Er soll engagirt seyn. Auch Carl Devrient aus Dresden gefällt und wäre eine vortheilhafte Acquisition. Aber auch das Engagement der ersten Talente Deutschlands verschaffte diesem Theater noch nicht das, was ihm fehlt und es so tief unter viele Bühnen zweiten und dritten Ranges stellt. Ihm fehlt das, was den preußischen Staat unter den Hohenzollernschen Regenten geschaffen hat, eine monarchische Organisation, die einen Kopf und einen Geist hat. Dann käme auch die Seele, die mangelt.

Literarisch erscheint wenig. Die „Briefe des Verstorbenen" halten noch mehr als besserer Lesestoff. Der Roman „Cabanis" von W. Alexis, von dem schon Proben mitgetheilt sind, wird erwartet, und dürfte der erste seyn, der das nähere Vaterland und die vaterländischen Ideen des Altpreußen zum poetischen Gegenstand hat. Rumohrs „deutsche Denkwürdigkeiten," von denen der vierte Theil kommen soll, führen in eine Zeit und in eine Gesellschaft zurück, nach der eben Niemand von heute verlangen würde, wenn sie nicht mit der ungemein feinen Behaglichkeit eines Weltmanns vorgetragen wären, der selbst noch einen Blick in jene Zeit geworfen, wo man einen Nymbus um ein Nichts zog. Der geistreiche Rumohr hat übrigens Mühe, seine Feder zu zügeln, um sie nicht mehr vertrauen zu lassen, als man damals wissen durfte.

Beilage: Kunstblatt Nr. 40.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 120.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 19. Mai 1832.

Was ihr den Geist der Zeiten heißt,
Das ist im Grund der Herren eigner Geist,
In dem die Zeiten sich bespiegeln.

Goethe.

Aus dem Reisetagebuche des jüngsten Anacharsis.

Briefe an zwei Freundinnen in Stuttgart.

Eilfter Brief.

Dessau, den 16ten April.

Fast fürcht' ich, Sie möchten den Plan meiner Reise entdeckt haben, und doch wissen Sie, wie sehr es in meinem Interesse liegt, nicht verrathen zu seyn. Ich blickte in die weite, öde Leere um Leipzig und besann mich auf einen Ort, der Sie von der großen Fahrstraße, die Sie in Ihrem Wahne mich schon einschlagen lassen, mählig wieder abbrächte. Gern würd' ich auch in Weimars trauererfüllte Mauern oder in der Musenstadt an der Saale eingezogen seyn, triebe mich nicht ein seltsames Geschick immer an Oerter, wo ich in den Wonnen großartiger, und doch mehr lächerlicher als ernster Erinnerungen schwelgen kann. So zieht es mich nach Dessau hin, in das Land der Nimrode, wo ich so Vieles finde, was einst die Glückseligkeit des Jahrhunderts war, und was jezt von einem spätergebornen Geschlechte so gern belächelt wird. Welch mildes Wehen in diesen gefälligen Gassen! Welch stille Ruhe auf den geschmückten Gräbern des weltberühmten Friedhofes! Und auf seinen Grabmonumenten all die sanften Gründe des Trostes, die thränenden Gedanken, die immer den Redenden selbst erst weinen machen, ehe sie den Zuhörer rühren, Hinblicke auf die verschlossene Welt dereinstiger Hoffnung, und daß das Leben nicht Leben, sondern Tod das Leben sey! Scheint mir doch ganz Dessau wie die Empfindung einer schönen Seele zu klingen. Es ist aus Rührung aufgebaut; man glaubt hier im Vorhofe eines großen Tempels des Gemüths zu stehen. — Mendelssohn ist hier geboren. Wäre diesem doch kein Spinoza vorangegangen! Wo man nach dem Bedürfniß des Herzens entscheiden möchte, da soll man den Maßstab der Kritik anlegen! Mendelssohn würde noch jezt als ein wahrer Schüler des Sokrates gepriesen werden, weil er die Philosophie aus den Wohnungen der Himmlischen in die Herzen der Menschen brachte, wenn nicht sein großer Vorgänger schon umgekehrt die Philosophie aus der Erde in den Himmel zurückgeführt hätte. Spinoza lehrte die Göttlichkeit des Menschen, und weil diese Lehre weder gehört, noch befolgt wurde, so war die Humanitätsphilosophie eines Mendelssohn kein Fortschritt, sondern ein Hinderniß. Woher aber dieser wunderbare Ton der Wehmuth in Mendelssohn's und des ihm so verwandten Garve's Schriften? Waren diese Männer so sehr Griechen, daß ihnen die Philosophie nur Liebe und Sehnsucht zu ihr blieb? War es so die Stimmung ihrer Seele, wenn sie fast wie mit verweinten Augen schrieben? Ich habe Garve's Schriften nie lesen können, ohne mir das Bild des leidenden Mannes, wie sein ganzes Seelenleben ein klagender Optativus war, lebhaft vorzustellen. Ich dacht' ihn mir in seiner einsamen Klause, kämpfend mit den

Digitized by Google

zur Zerſtreuung Beſchäftigung haben, die ſich beſſer für ihr Alter ſchickt.“ Alsbald ſandte er zu den geſchickteſten Nätherinnen und den reichſten Juwelieren von Grenada, und in Kurzem wurden den Prinzeſſinnen prachtvolle Kleider von Seide, von Gold und Silberbrokat, Shawls, Halsbänder von Perlen und Diamanten, reiche Ohrgehänge und Armbänder von unſchätzbarem Werth überbracht. Alles umſonſt: im glänzendſten Putz waren die Prinzeſſinnen das eine Mal ſo traurig und niedergeſchlagen als das andere Mal; ſie glichen drei Roſenknospen, die, weil ein Wurm an ihnen nagt, matt die Häupter neigen.

Nun war der König mit ſeiner Wiſſenſchaft zu Ende. Er hatte eine ungemein hohe Meinung von ſeinem Verſtande und bisher in nichts irgend Jemanden zu Rathe gezogen. „Die Launen und Grillen dreier mannbaren Mädchen,“ ſo ſprach er bei ſich ſelbſt, „können wahrhaftig dem feinſten Kopfe zu ſchaffen machen.“ Und ſo entſchloß er ſich denn, ſich für dießmal fremden Rath zu holen, und warf dieſerhalb ſeine Blicke auf die weiſe Duenna. „Cadiga,“ ſprach Mahomet, „ich weiß, Du biſt das vernünftigſte Weib, das die Erde trägt, und Niemand iſt meines Vertrauens würdiger, als Du; deßhalb habe ich Dich auch immer bei meinen Kindern gelaſſen. Laß ſehen, wie wir Balſam gießen in ihre Wunden und ihnen Geſundheit und Lebensluſt wieder ſchenken.“ Die Duenna gelobte blinden Gehorſam. Sie wußte beſſer als die Prinzeſſinnen ſelbſt, wo es ihnen fehlte. Das alte Weib ſchloß ſich demnach mit ihnen ein und ſuchte ihr Vertrauen zu gewinnen. „Lieben Kinder,“ ſprach ſie, „warum ſeyd ihr ſo traurig, ſo niedergeſchlagen an einem ſo entzückenden Ort, wo Alles iſt, was nur das Herz wünſchen mag?“ Die Prinzeſſinnen hoben ſchmachtend die Augen gen Himmel und ſeufzten. „Nun, was wünſchet ihr euch denn noch?“ fuhr Cadiga fort; „möchtet ihr den erſtaunlichen Papagai haben, der alle Sprachen ſpricht und ganz Grenada mit ſeinem Geſchwätze beluſtigt?“ — „Ach, Gott, nein!“ antwortete Prinzeſſin Zayde. „Soll man,“ fuhr die Duenna fort, „einen Affen auf dem Berg Gibraltar für euch fangen, daß er euch ergötze mit ſeinen komiſchen Grimaſſen?“ — „Ein Affe! pfui!“ rief Zorayde, „das Thier kann ich nicht riechen!“ — „Was meint ihr,“ ſprach die Duenna weiter, „wenn man Caſem kommen ließe, den berühmten mohriſchen Sänger, der das ganze Harem des Königs von Marocco entzückt? Er ſoll eine Stimme haben, ſo ſanft wie eine Weiberſtimme.“ — „Vor dieſen ſchwarzen Sklaven graut mir,“ flüſterte die ſchüchterne Zorahayde; „und ich mag auch die Muſik gar nicht mehr.“ — „O, mein Kind,“ erwiederte die Duenna, „ſo würdeſt Du nicht ſprechen, hätteſt Du, wie ich, geſtern Abend die drei ſpaniſchen Ritter ſingen hören, denen wir unter Wegs begegnet ſind. Nun, Kinder, warum werdet ihr ſo bleich? Was kann euch ſo unruhig machen?“ — „Nichts, nichts, gute Mutter!“ antworteten die jungen Mädchen verlegen. „Alſo denn,“ fuhr die Alte fort, „wie ich geſtern am rothen Thurme vorüberging, ſah ich die drei Gefangenen, wie ſie von ihrer Tagesarbeit ausruhten; einer hatte eine Zitter im Arm, der er himmliſche Töne entlockte, und die beiden andern ſangen wechſelsweiſe dazu; ihre Stimmen waren ſo ſüß, daß die Wächter ſogar nicht anders anzuſehen waren als wie Steinbilder oder wie verzauberte Menſchen. Allah möge es mir verzeihen, aber ich fühlte mich im Innerſten ergriffen von dieſem Geſang, der mich an das Land meiner Geburt mahnte. Ach! es iſt kläglich! drei ſo ſchöne, ſo edle Ritter mit Ketten beladen, in ſchmählicher Sklaverei!“ Bei dieſen Worten rannen der empfindſamen Cadiga die Thränen aus den Augen. „Könnteſt Du nicht machen,“ ſagte Zayde, „daß wir die drei Gefangenen zu ſehen bekommen?“ — „Ja,“ ſprach Zorayde, „ich denke, ein wenig Muſik ſollte mir gut thun.“ Die ſchüchterne Zorahayde verlor kein Wort; aber ſie ſchlang die Arme der Alten um den Hals und drückte ſie zärtlich an ſich. „Weh mir, weh mir!“ rief Cadiga; „was muthet ihr mir zu! Wenn das euer Vater erführe, wären wir auf der Stelle des Todes! Von ſehr edler Geburt ſind die Ritter, allerdings! aber gleichviel! ſie ſind einmal Feinde unſers Glaubens, und ihr könnt und dürft nichts anders für ſie fühlen als Abſcheu.“ Mädchen in dieſem Alter haben einen Muth, den nicht Drohungen, nicht die größten Gefahren zu erſchüttern vermögen; ſo drangen denn die Prinzeſſinnen mit den leidenſchaftlichſten Bitten in Cadiga und verſicherten ſie mit Thränen in den Augen, ſie werden ſterben, wenn ſie ihnen nicht willfahre. Was ſollte die weiſe Duenna thun? Zwar war ſie unbedingt dem König ergeben, aber ſterben konnte ſie die drei Prinzeſſinnen doch nicht laſſen, und ſo ging ſie denn ſtehenden Fußes zu Huſſein Baba, dem Wächter der ſpaniſchen Ritter.

(Der Beſchluß folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Mai.

Franz I., Drama von Miß Kemble.

Viele Ihrer Leſer wiſſen wohl bereits, daß dieſe Tage uns ein neues Trauerſpiel und ein neues Schauſpiel gebracht haben, und zwar von ächtem Schrot und Korn, nach der Manier von Shakespeare und Maſſinger. Das erſte heißt Franz I. und iſt von der Feder der bereits als Schauſpielerin berühmten Miß Fanny Kemble; es ſoll von ihr in ihrem ſiebzehnten Jahre geſchrieben worden ſeyn. Es gibt ein lebendiges Bild der Laſter und Intriguen am wollüſtigen franzöſiſchen Hofe jener Zeit. Liebe und Rache ſind die Hauptmo-

tive des Stückes, und der Tod hält reichliche Erndte. Louise von Savoyen, König Franzens Mutter, liebt den Connetabel von Bourbon, und um ihn um sich zu haben und ihn in ihr Netz zu ziehen, bewirkt sie seine Abberufung von der Regentschaft von Mailand. Bourbon aber liebt Margarethen von Valois (in der Geschichte Renée genannt) mit heißer, reiner Liebe und wird eben so rein und zärtlich von ihr geliebt. Louisens Liebesbote ist der Spanier Garcia, der sich unter der Larve eines Mönchs am französischen Hofe wichtig zu machen gewußt hat, und als Beichtvater der Königin das ganze Zutrauen dieser Furie besitzt. Daß dieser aber eigene verderbliche Plane im schwarzen Busen hegt, wird immer sichtbarer. Bei einem Turnier verliebt sich Franz in die reizende Françoise de Foix, Lautrecs Schwester; auch sie liebt den schönen Fürsten; aber das Pflichtgefühl siegt über die Leidenschaft: sie flieht die gefährliche Nähe des Monarchen und entschließt sich, die Braut des stürmisch liebenden Lavals zu werden, des Freundes ihres Bruders. Aber sie entgeht ihrem unglücklichen Schicksal nicht. Lautrec, ihr Bruder, wird in Italien von Colonna schändlich in die Flucht geschlagen; Franz läßt ihn verhaften und ins Gefängniß werfen. Nun läßt er seine Schwester dringend bitten, ihn durch ihre Fürsprache beim König zu erlösen. Es gelingt ihr, aber mit dem Verlust ihrer Ehre. Inzwischen hat die Königin vergebens Bourbons Liebe zu erringen gesucht und sein Verderben geschworen. Sie hat es dahin gebracht, daß er im Gefängniß schmachtet und sein Leben bedroht ist, und nun schickt sie den Mönch zu ihm, einen lezten Versuch zu machen. Der Spanier gibt sich ihm aber zu erkennen, beredet ihn, in seines Herrn Dienste zu treten, und verhilft ihm zur Flucht. Die Furie, in ihren Lieblingshoffnungen getäuscht, ergibt sich desto leidenschaftlicher der Herrschsucht. Da sie ihres Sohnes Liebe zu Françoise bemerkt und von derselben Gefahr für ihren Einfluß fürchtet, so befiehlt sie dem Mönch, sie zu ermorden. Dieser zögert, bis er erfährt, daß sie Lavals Braut ist, den er glühend haßt. In der Beichte erfährt er von dem zerknirschten Mädchen, mit welchem Opfer sie ihres Bruders Leben habe erkaufen müssen, und als gleich darauf Laval erscheint, seine Braut heimzuholen, theilt er ihm mit giftigen Worten, in Gegenwart der Unglücklichen, die Geschichte ihrer Schande mit. Als Laval sich voll Vertrauen zu ihr wendet und sie bittet, den Schändlichen Lügen zu strafen, stößt sie sich den Dolch ins Herz. Der König und die Königin erscheinen, und Garcia erzählt triumphirend, wie alles dieses sein Werk sey: Lavals Vater habe seine Schwester verführt, und da derselbe durch den Tod seiner Rache entgangen, so habe er seinen vollen Haß dem Sohne zugewendet, und die Königin sey nur das blinde Werkzeug seiner Rache gewesen. Die wüthende Königin will ihn augenblicklich hinrichten lassen; aber ehe er weggeführt wird, enthüllt er vor dem schwachen Franz das ganze Maaß ihrer Bosheit, und der König verbannt sie in ein Kloster. Hiermit schließt der vierte Akt und auch das Stück selbst auf der Bühne. Der fünfte Akt stellt Bourbons Reue über seinen Verrath gegen sein Vaterland dar und die Schlacht bei Pavia, worin Franz gefangen wird. Künstlerischer wäre es gewesen, diese wichtige Begebenheit in Franzens Leben besser ins Ganze zu verweben, da mit dem Tode der Françoise alles Interesse aufhört. Doch ist im Ganzen der Plan gut angelegt, die Charaktere sind kräftig gezeichnet. Der Versbau ist meistens harmonisch und die Sprache mitunter wirklich poetisch. Indessen ist vieles erborgt und mit Phrasen aus Shakespeare, Redensarten, Flüchen und Ausrufungen, die durchaus veraltet und durch häufigen Gebrauch platt geworden sind, zum Ekel überladen. Als das Werk einer so jungen Person, deren Geist von Jugend auf mit den Werken des großen Dichters genährt worden und welche die Welt nur aus Büchern kannte, mußte es wohl in dieser Hinsicht so ausfallen, und man bewundert das Genie, das unter solchen Umständen so viel leistete. Sie soll mit einem zweiten Trauerspiel beschäftigt seyn; denn obgleich das erstere auf der Bühne sein großes Glück gemacht hat (und auf ihr macht dem zu Tage nichts Glück), so ist es doch vom Publikum durchaus nicht ungünstig aufgenommen worden. Murray soll ihr 500 Pfund für das Manuscript gegeben haben und hat bereits vier Auflagen davon verkauft.

Das Schauspiel heißt der Bucklige (the Hunchbacked) und ist vom Verfasser des Virginius, Sheridan Knowles. Die Geschichte ist einfach. Master Walter, der Bucklige, ist der angebliche Vormund Juliens. Diese liebt, mit Wissen des Vormunds, einen edlen Jüngling, Sir Thomas Clifford. Die jungen Leute kommen nach der Stadt, wo das junge Mädchen, durch die Zerstreuungen des vornehmen Lebens verführt, gegen ihren Liebhaber eine Kälte zeigt, die zwar ihrem Herzen fremd ist, aber zu einem Streite Anlaß gibt, der die Liebenden trennt. Juliens Liebe kämpft mächtig mit ihrem beleidigten Stolz; doch würde dieser sich leicht ergeben haben, wenn Clifford sich hätte nähern wollen. Mit diesem aber ist eine große Veränderung vorgegangen: es hat sich ein näherer Erbe sowohl des Titels, als des Vermögens gefunden, die er bisher genossen, und als Bettler darf er nicht um Julien werben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 114:

Die Blüthen.

Räthsel.

Nebst Auflösung.

Zum erstenmal klingt's meist so schön,
Oft weckt's ein guter Schmaus,
Freundschaft und Liebe soll's erhöhn,
Vertrauen spricht daraus.

Doch hat es lang und oft ertönt,
So wird's zuweilen grob;
Wem stets das Leben es verschönt,
Von dem verdient es Lob.

Der Herr, zu dem es sprach' ein Knecht,
Er jagte wohl ihn fort;
Ein Dichter aber hat ein Recht
An dieses stolze Wort.

Aus Einem Mund wär's Engelsball!
Wohl winkt's ein Stern mir zu;
Doch Licht ist schneller als der Schall,
Und o! Du bist es, Du!

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 15.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 121.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 21. Mai 1832.

Immerhin mögt ihr Verstand und Vernunft bei den Spaniern finden, aber in ihren Büchern und Institutionen sucht dergleichen nicht.

Montesquieu.

Die spanischen Universitäten.

Die spanischen Universitäten verdienen wirklich so viele Aufmerksamkeit als irgend akademische Institute in Europa. Das geistige Bedürfniß der Zeit gab ihnen die Entstehung im Mittelalter, und ihre Gesetzgebung trägt durchaus das Gepräge dieser Epoche. Die Universität zu Salamanka wurde zuerst nach dem Muster der Hochschulen zu Coimbra, Paris und Oxford gegründet. Ihr Stifter, der große Alphons el Sabio, ließ hier Wissenschaften, Künste und Literatur lehren, wie sie im dreizehnten Jahrhundert die Mauren zu einem Grade herangebildet hatten, wovon das übrige Europa fast keine Ahnung hatte. Die Hochschule zu Alcala wurde sodann vom Kardinal Cisnero gestiftet, und dieser Staatsmann mit der Tonsur trug in ihre theologische Organisation das volle Maaß seiner herrischen Intoleranz und die anmaßliche Unfehlbarkeit der Inquisition über. Unter der österreichischen Dynastie erhob sich endlich als Nebenbuhlerin der beiden ältern Schwestern die Hochschule zu Valladolid und machte so das Kleeblatt der universidades mayores voll, welche in Spanien in so ungemein hoher Achtung stehen und nach einander jeder Staatsgewalt Trotz geboten haben, die Inquisition allein ausgenommen.

Außer diesen drei vornehmsten Anstalten erhob sich eine vierte außerhalb Spaniens, die auch für eine Schule ersten Rangs galt; wir meinen das ausschließlich für Spanier bestimmte Kollegium, das der Kardinal Gil de Albornoz an der Universität Bologna stiftete. Dieser Kardinal floh vor dem Zorne Peters des Grausamen, der keine Gelegenheit vorbei ließ, wo er den Pabst und seine Legaten demüthigen konnte, nach Italien und nahm sehr viele Gelehrte mit sich, welche, als sie später wieder nach Hause zogen, die Spitzfindigkeiten der italienischen Schule mitnahmen und auf der Halbinsel einheimisch machten. Die übrigen Universitäten, vier-und-zwanzig an der Zahl, bestehend aus Mönchskollegien und Seminarien mit Universitätsprivilegien, heißen universidades menores oder Hochschulen zweiten Rangs, und wirklich stehen sie den drei großen Universitäten mehr oder weniger nach, nicht nur in Einfluß und literarischem Ruf, sondern auch in den Einkünften, in der Zahl der Lehrstühle und der Bedeutsamkeit der Grade, welche sie ertheilen. Die Bedeutung der Grade richtet sich zum Theil darnach, wie viel sie kosten. So ist der Doktorsgrad auf der Universität Salamanka bedeutend theurer als in Siguenza, verschafft aber auch ungleich mehr Ansehen.

Der Studienplan ist auf diesen Hochschulen von jeher fast durchaus derselbe geblieben. Die Errichtung eines neuen Lehrstuhls, die Aufhebung eines andern, Wechsel in den Unterrichtsstunden, Erhöhung oder Verminderung der Gewalt des Rektors und der übrigen akademischen Behörden, Einführung eines neuen Kompendiums — darum drehen sich so ziemlich die tausend und aber tausend Statuten, welche diese Korporationen vom ersten Jahr der Stiftung der Schulen an in ihre Register eingetragen

Digitized by Google

haben. Im Jahr 1806 entwarf der Minister Caballero einen gleichförmigen Studienplan für alle diese Anstalten, und er trägt noch jezt seinen Namen; aber dieser Plan ist wirklich kläglich für eine Zeit, wo, nachdem der Successionskrieg Alles durcheinandergeworfen hatte, nachdem das Land durch Karls III. Minister aufgerüttelt worden war, das Revolutionsfeuer, nach dem von Frankreich gegebenen Beispiele, in den Herzen der Mittelstände brannte und Spanien laut ein neues Erziehungssystem verlangte. Der Unterricht im Natur- und Völkerrecht blieb, wie unter Karls III. Regierung, streng verboten, und sämmtliche Professoren erhielten die Weisung, sich genau an die Schlüsse des Konciliums zu Konstanz zu halten, welche den Despotismus von Thron und Altar im vollen Umfang sanctioniren. In den Kursen, welche man durchgemacht haben mußte, um zu den verschiedenen Graden zu gelangen, wurde rein nichts geändert; zum Grade eines Baccalaureus der freien Künste gehören zwei Studienjahre; nach vier Jahren wird man Baccalaureus im bürgerlichen oder kanonischen Recht, in der Physik und Theologie; erst nach sechsen wird man Doktor; eben so viele Jahre erfordert der Grad eines Licentiaten in der Rechtswissenschaft und Heilkunde; die Hälfte davon ist einem praktischen Kursus gewidmet in den Gerichtshöfen und den Hospitälern. Caballero hob viele Universitäten zweiten Rangs auf; er ließ nur acht übrig; aber das Privilegium, Unterricht in der Philosophie auf demselben Fuß, wie auf den Hochschulen, zu ertheilen, wurde gewissen Seminarien gelassen, über welche sich die Regierung die Aufsicht vorbehielt; dahin gehören die Schulen von Madrid, Valencia, Vergera. Weiter erstreckten sich Caballeros Reformen nicht, und noch dazu wurden seine Verordnungen sehr läßig befolgt, und man kommt allgemach auf den alten Zustand der Dinge zurück. Nicht nur bestehen jezt wieder so viele Universitäten zweiten Rangs als früher, von denen besonders Saragossa, Valencia, Sevilla, Grenada, Itruria, Cervera, Toledo und Santiago Erwähnung verdienen, sondern es sind auch wieder die alten Reglements hinsichtlich der Kurse, der Grade und der Autorität der Direktoren ins Leben getreten. An jeder universidad mayor bestanden zwei Kollegien, die auch mayores hießen; sie wurden vor einigen Jahren aufgehoben und ihre Einkünfte und Stiftungen zu Staatszwecken verwandt. Die Kollegialen zu Salamanka, Alcala und Valladolid standen von jeher in hohem literarischem Rufe, den sie auch in jeder Hinsicht verdienten.

(Der Beschluß folgt.)

Der König von Grenada und seine drei Tchter.

(Beschluß.)

Wir bedauern, daß wir die Geschichte abkürzen müssen; gern gäben wir den Lesern eine Probe von der Geschicklichkeit, womit Cidiga Hussein Baba, einen Renegaten mit wildem Blick, breiten Schultern, dahin zu bringen wußte, daß er die drei christlichen Ritter in einem Graben unter den Mauern des Thurms arbeiten ließ und ihnen erlaubte, während der Rast die Zitter zu spielen und zu singen. Zum Schluß ihres Sermons steckte die Alte Hussein Baba ein Paar Goldstücke in die harte Hand, welche seinen Bedenklichkeiten ein Ende machten, und Tags darauf kamen die drei Ritter in den Graben zur Arbeit. Gegen Mittag, als die andern Sklaven vor Ermüdung und Hitze im Schatten eingeschlafen waren, sezten sich die drei Ritter — der gefällige Hussein blieb weit weg und schien sich nicht um sie zu kümmern — auf den Rasen zu Füßen des Thurms und sangen unter Begleitung der Zitter eine spanische Romanze. Obgleich der Thurm sehr hoch war, konnte man die Sänger auf dem Balkon, wo die Prinzessinnen lauschten, gut hören. Sie hatten von ihrer getreuen Duenna spanisch gelernt, und der klagende Gesang der Gefangenen drang ihnen durch das Herz. Aber die weise Duenna war höchst unwillig und sprach: „Allah schüze uns! sie singen ein Liebeslied, und ihr seyd darin gemeint, Kinder! Ist solche Unverschämtheit je erlebt worden? Die Bastonade will ich ihnen geben lassen!“ — „Wie!“ riefen die Prinzessinnen, schaudernd ob diesen Worten; „die Bastonade so schönen Rittern, die so rührende Romanzen singen! da denkst Du nicht daran, gute Mutter!“

Trotz ihrer tugendhaften Aufwallung war die Matrone schnell wieder besänftigt. Ueberdieß wurde sie gewahr, daß die Musik den drei jungen Mädchen gar gut that: ihre Augen erhielten allgemach den frühern Glanz wieder und die rothen Lippen lächelten wie zuvor. Sie beschloß also, zu schweigen, und die Christen sangen fort und fort ihre Liebeslieder. Als der Gesang zu Ende war, blieben die Prinzessinnen eine Zeitlang ganz stille; endlich nahm Zorayde eine Laute und sang mit sanfter, aber schüchterner, bebender Stimme eine arabische Romanze, deren Refrain so lautete: „Die Rose ist in Blüthen versteckt; aber sie horcht entzückt dem Sange der Nachtigall.“ Von nun an arbeiteten die drei spanischen Ritter täglich im Graben. Eine Zeitlang unterhielt man so den Verkehr mittelst Volksliedern und Romanzen. Nicht lange, so zeigten sich die Prinzessinnen auf dem Balkon, und nun verständigte man sich mittelst der symbolischen Blumensprache. Die Schwierigkeiten, welche solcher Verkehr hatte, machten ihn nur noch reizender und fachten eine Leidenschaft, welche unter so außerordentlichen Umständen ent-

Digitized by Google

glommen war, immer mehr an. Auf einmal aber wurde diesem telegraphischen Verkehr ein Ende gemacht. Verschiedene Tage vergingen, und die Gefangenen erschienen nicht im Graben. Umsonst reckten die drei schönen Prinzessinnen die Schwanenhälse zum Balkon hinaus; umsonst sangen sie wie traurende Nachtigallen im Bauer, die Liebhaber zeigten sich nicht mehr. Die weise Cadiga ging auf Kundschaft aus und kam nach kurzer Frist wieder mit strömenden Augen. „Ach! Kinder!“ rief sie, „Alles ist verloren! hängt immer Eure Lauten an die Aeste der Weiden! Die drei spanischen Ritter haben ihr Lösegeld bezahlt und rüsten sich gerade zu ihrer Abreise. Aber die Frechheit, mir so etwas vorzuschlagen, mir, der besten aller Duennas! das werdet ihr gar nicht glauben wollen! Nie will ich mehr von spanischen Rittern hören!“ — „Nun, was ist es denn?“ fragte Zayde. „Denkt, Kinder,“ fuhr die Alte fort, „die Ritter drangen in mich, ich solle euch bereden, daß ihr mit ihnen davongeht, und sie gelobten mit einem theuern Eide, sie wollen euch heirathen, so bald sie erst in ihrer Heimath wären.“ Bei diesen Worten schlug Cadiga das Gesicht in die Hände und machte laut ihrem Schmerz und Unwillen Luft. Unmöglich läßt sich die Gemüthsverfassung der drei Schwestern schildern; sie wurden einmal über das andere blaß und roth; sie sahen einander zitternd, in sichtlicher Verlegenheit an; man sah wohl, Gefühle der verschiedensten Art stürmten durch ihre Herzen.

Cadiga geberdete sich indessen, als wäre sie höchst aufgebracht. „In meinem Alter,“ rief sie, „soll mir ein solcher Schimpf widerfahren, mir, der goldtreuen Dienerin!“ Endlich trat die älteste Prinzessin, welche in allem entschlossener war als ihre Schwestern, sachte zu der Duenna. „Ei, gute Mutter,“ sprach sie und aus ihren Augen zuckte dabei ein Hoffnungsstrahl, „wenn wir mit den Rittern fortgehen wollten, ließe sich die Sache machen?“ Bei diesen Worten hob die Alte den Kopf auf, hörte flugs auf zu schluchzen und wiederholte: „Ob es sich machen ließe? Allerdings; bereits haben die Ritter Hussein Baba gewonnen, und alles ist mit ihnen verabredet. Wie kann mir aber in den Sinn kommen, euern Vater zu hintergehen, der sein ganzes Vertrauen in mich setzt!“ Und damit fing sie von neuem zu schreien und zu schluchzen an. „Aber uns,“ meinte Zayde, „uns hat der Vater niemals Vertrauen bewiesen; ja, auf Schloß und Riegel hat er vertraut und uns wie Gefangene gehalten.“ — „Das ist schon wahr,“ entgegnete die Alte, schnell beruhigt; „unmenschlich ist es von ihm, euch in diesen alten Thurm einzusperren. Aber wie, könntet ihr eurer Heimath den Rücken kehren?“ — „Das Land, wohin wir gehen, ist es nicht unserer Mutter Heimathland? winkt uns dort nicht die Freiheit? haben wir dort nicht, statt eines gestrengen Vaters, einen lieben, jungen Gatten?“ — „Alles wahr,“ erwiederte Cadiga, „denn euer Vater war nichts anders als ein Tyrann gegen euch; aber,“ fuhr sie fort und brach von Neuem in lautes Geheul aus, „könnt ihr es über das Herz bringen, mich hier der Rache eures Vaters preiszugeben?“ — „Nein, gute Cadiga, nein,“ antwortete Zayde; „kannst Du nicht mit uns davongehen?“ — „Gern, recht gern,“ sagte die Duenna, „und ich will euch nur gestehen, Hussein Baba hat versprochen, sich meiner auf der Reise anzunehmen, wenn ich euch begleiten wollte. . . .“

Die zur Flucht ausersehene Nacht brach an. Der Thurm der Prinzessinnen war geschlossen worden wie gewöhnlich, und ganz Alhambra lag in tiefem Schlummer. Gegen Mitternacht lauschte die kluge Cadiga an den Läden des Balkons, der gegen den Garten ging. Hussein Baba gab das verabredete Zeichen; da entrollte die Duenna eine seidene Strickleiter, befestigte das eine Ende an den Balkon, ließ das andere in den Garten fallen und stieg hinab. Die beiden ältern Schwestern folgten ohne Zaudern, aber ihre Herzen pochten ungestüm. Nun war die Reihe an der jüngsten; sie zitterte an allen Gliedern, mehr als einmal setzte sie scheu den kleinen Fuß auf die Leiter und zog ihn alsbald wieder zurück. Je länger sie zauderte, desto stärker pochte ihr das Herz. Sie warf einen Blick in ihr Zimmer: hier hatte sie gelebt, wie ein Vogel im Bauer, allerdings; aber hier war sie doch in Sicherheit; wer sagte ihr, welche Gefahren ihrer harrten in der weiten Welt, in die sie sich wagen wollte? Da dachte sie des Geliebten und setzte noch einmal den zarten Fuß auf die Leiter; aber das Bild des Vaters, den sie so verließ, schwebte ihr vor und sie zog ihn wieder zurück.

Wir verweilen nicht länger bei dem Kampfe dieses schuldlosen, dieses liebenden, schüchternen Herzens, das von der Welt so gar nichts wußte. Umsonst baten sie die Schwestern, herabzukommen, umsonst schalt die Duenna, umsonst fluchte der Renegat unter dem Balkon; die schüchterne Jungfrau konnte zu keinem Entschluß kommen; einerseits fühlte sie den Zug der Liebe, andrerseits schreckten sie die Gefahren zurück, welche ihr ihre Phantasie vormalte. Indessen wuchs die Gefahr mit jedem Augenblicke, der verstrich; die Runden, deren Schritte aus der Ferne tönten, konnten sie leicht entdecken. „Warten wir noch länger, so sind wir verloren,“ murmelte der Renegat zwischen den Zähnen. „Prinzessin,“ sagte er etwas lauter, „herunter, schnell! oder wir lassen Euch zurück.“ Noch einen Augenblick kämpfte es furchtbar in Zorahayde; da plötzlich machte sie die seidene Leiter vom Balkon los und schleuderte sie in den Garten. „Entschieden ist's!“ rief sie; „jetzt kann ich nicht mehr fliehen! Lebt wohl, geliebte Schwestern; Allah geleite, er segne euch! Lebt wohl!“ sagte sie noch

Digitized by Google

einmal seufzend, und trat in das Zimmer zurück. Die beiden Prinzessinnen wollten durchaus die Schwester nicht zurücklassen; sie wollten noch länger warten, aber die Runde war ganz nahe, der Renegat wurde zornig, und so ließen sie sich denn in ein Gewölbe ziehen.

Die Flucht der Liebenden ist vortrefflich beschrieben; doch wir schließen.

Die Sage weiß nicht viel von Mahomets Zorn zu berichten, als er die Entführung seiner Töchter vernahm. Nur dieses Einemal hatte er sich bei Jemand anders Raths erholt, und er gab sich das Wort, dies solle ihm hinfür nicht wieder begegnen. Er wachte zärtlich über die einzige, ihm gebliebene Tochter, die um seinetwillen dem Geliebten nicht hatte folgen wollen. Es heißt indessen, die junge Prinzessin habe es bald im Stillen bereut, daß sie nicht gethan, wie ihre Schwestern. Oft sah man sie traurig auf die Zinnen des Thurms gelehnt, die schmachtenden Blicke nach den Bergen von Cordova gerichtet. Oft hörte man die Töne einer Laute einen Klaggesang begleiten. Sie starb jung, und nach der Volkssage wurde sie im Gewölbe unter dem Thurm begraben.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Fortsetzung.)

Literatur.

Clifford tritt als Schreiber in den Dienst eines Grafen, und hat als solcher Julien, die in ihrem Unwillen sich entschlossen hat, eben diesem Grafen ihre Hand zu geben, Liebesbriefe von seinem Herrn zu überbringen. Die Scene, wo sie ihn zum erstenmale auf diese Weise wieder sieht, ist meisterhaft gehalten; die Liebe des Weibes durchbricht alle Schranken, aber der Stolz des Mannes hält aus. So geht die Sache fort, bis Julie nicht länger das Spiel fortzusetzen vermag und dem Grafen erklärt, sie könne nicht die Seinige werden, denn sie liebe nicht ihn, sondern seinen Sekretär. Aber der Graf besteht darauf, daß sie ihr Versprechen halten müsse, und sollte es auch ohne Liebe geschehen. Da tritt der Buckelige auf, und es zeigt sich, daß dieser wegen seiner Mißgestalt einem jüngern Bruder nachgesetzt, aus dem väterlichen Hause verwiesen und des ihm gebührenden Titels und Vermögens beraubt worden ist. Indessen hinterließ der unnatürliche Vater ein Testament des Inhalts, daß, im Fall der geliebtere Sohn ohne Erben abgehen sollte, der Buckelige in das Erbtheil wieder eintrete. Dieser Fall hatte sich nun ereignet, und da der Graf, von dem Daseyn eines solchen Erben nichts ahnend, als nächster Agnat von dem Erbtheil Besitz genommen hatte, so muß er sich jetzt bequemen, dem Master Walter alles wieder abzutreten. Daß dieser Julens Vater ist und diese und Clifford ein glückliches Paar werden, versteht sich von selbst. Dieses Stück ist in Coventgarden mit vielem Beifall aufgeführt worden, besonders um der Merkwürdigkeit willen, daß der Verfasser selbst, obgleich kein sonderlicher Schauspieler, in der Rolle des Buckligen zum erstenmal darin auftritt und Miß Kemble die Rolle der Julie vortrefflich spielt.

Nächsten Sonnabend spielt die deutsche Operngesellschaft, welche Mason für das italienische Opernhaus engagirt hat, zum erstenmal und zwar den beliebten Freischütz.

In der Literatur ist sonst nichts Bedeutendes erschienen, wenigstens nichts, das Aufsehen erregt hätte. Die Altrive Tales vom berühmten Schäfer Hogg sind unterhaltend, aber auch nichts mehr. — Dr. Southey hat den dritten Band seiner History of the peninsular war (Krieg auf der pyrenäischen) Halbinsel) herausgegeben und damit das große Werk geschlossen, welches in Kurzem nur noch des schönen Stils wegen gelesen werden wird, der es so vortheilhaft auszeichnet. Denn sowohl die Ansichten, als die Hülfsmittel des Verfassers sind zu einseitig, als daß er die mannigfaltigen, vielfach verwickelten Begebenheiten jenes Krieges mit der gehörigen Unparteilichkeit erzählen könnte. Southey schwärmt für das Mittelalter; ein gläubiges Volk ist ihm daher eine so liebenswürdige Erscheinung, daß er gegen seine Fehler, ja Verbrechen zu nachsichtig ist, obgleich sein rechtlicher Sinn sonst das Böse geradezu beim wahren Namen nennt. Zur Erbauung der Tories hat dieser berühmte Mann vor Kurzem auch eine Sammlung seiner vermischten Schriften unter dem Titel: Essays moral and political, herausgegeben. Southey ist nun schon gegen dreißig Jahre ein strenger Tory, d. h. ein Mann, der das Volk verachtet und demselben keine Stimme in Regierungssachen zugesteht. Aber er ist dann ein ehrlicher Mann und tief von der Ueberzeugung durchdrungen, daß, wenn es die Sache der Aristokratie ist, zu regieren, solches nicht zum Besten ihrer Familien, sondern zum Besten des Ganzen geschehen müsse; weswegen er denn auch gegen viele Mißbräuche und das Verderben in Kirche und Staat mit tugendhaftem Unwillen zu Felde zieht. Auch würde man ihn bei aller Verschiedenheit der Ansichten hochachten müssen, wenn er sich nicht in allen seinen Schriften so bitter gegen seine politischen Gegner aussprächen, er, der doch in seiner Jugend ein eifriger Republikaner war.

Ein Werkchen von Professor Part über die englische Verfassung, unter dem Titel: The Dogmas of the Constitution, dürfte viele Leser in Deutschland anziehen, für die die englische Verfassung ein Gegenstand des Studiums ist. Der gelehrte Verfasser beweist darin ausführlich, was freilich schon hie und da gesagt worden (unter andern auch von mir selbst in deutschen Zeitschriften), daß diese Verfassung nicht, wie man glauben sollte, aus dem Könige, dem Oberhaus und Unterhaus besteht, aus drei Gewalten, die sich einander das Gleichgewicht halten, sondern daß seit 150 Jahren die drei Elemente des Staats, König, Adel und Volk, im Unterhaus allein ihre Vertretung finden und sich da, indem bald das eine, bald das andere überwiegt, das Gleichgewicht halten, weswegen denn auch seit 140 Jahren kein englischer König sich mehr des Veto bedient hat, und nur sehr selten die beiden Kammern in ernstliche Opposition gegen einander gerathen sind. Der König ist bei allem Prunk eines römischen Cäsars nichts mehr als erster Beamter der Nation, und hat eigentlich keine Macht, sondern nur Einfluß, mittelst seiner Minister, welche selbst wieder mit dem Unterhaus in Uebereinstimmung seyn müssen, wenn sie bestehen sollen. Ueber die Reformbill spricht er sich dabei nicht aus; erstens, weil es sich noch nicht voraussehen lasse, welche Wirkung die daraus entspringenden Veränderungen auf das Verhältniß zwischen Adel und Volk im Unterhaus haben würden, und zweitens, weil das Werkchen eigentlich aus einer Reihe von Vorlesungen besteht, die er im hiesigen königlichen Kolleg gehalten hat, und er den Lehrstuhl nicht zur politischen Kanzel machen wollte. Das Buch enthält dabei auch manche geistreiche Hinweisungen auf die Verfassung der Vereinigten Staaten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 53.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 122.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 22. Mai 1832.

Die Ihr so schöne Weibesgaben habt,
Habt auch ein Weiberherz. Ja, Ehre, Herrschaft
Beglückt; zu fassen solche Gaben wäre
Wohl weit genug Ehr' sein und zart Gewissen.

Shakespeare.

Episoden
aus der Novelle:
die Zerrissenen.
Von A. Sternberg.

I.

Der Herzog und Massiello blieben am Ende einer Reihe elender, halbverfallener Hütten, die von Fischern und Strandbauern bewohnt wurden, vor einer derselben, die ein wenig besser aussah, als die übrigen, stehen und klopften an. Eine alte Magd öffnete leise und leuchtete vorsichtig mit der Laterne in die Nacht hinaus; als sie den Herzog erkannte, wich sie demüthig zurück, die beiden traten gebückt hinein, und hinter ihnen schloß sich die kleine Thüre wieder. Im Innern des ärmlichen Hüttchens öffnete sich wider Erwarten eine Reihe, wenn auch nicht prachtvoller, doch auf das Zierlichste ausgestatteter Zimmer, die auf eine kluge Weise nach der Straße dem Auge verdeckt lagen und sich nur gegen den einsamen Hof, der sorgfältig verschlossen gehalten wurde, ausdehnten. Helle, glänzend gefärbte Wände prangten mit reizenden Pariser Wandgemälden, die tropischen Gewächse einer heißen Zone darstellend, nebst Badescenen, wo schwarze afrikanische Schönen sich in silberhelle Gewässer tauchten. Ein mit Gold und Ketten geschmückter Armleuchter schwebte von der Decke nieder und warf das klare Licht von schlanken Wachskerzen auf die purpurnen Sammetsessel und Divans, welche längs den Wänden in orientalischem Luxus aufgestellt waren. Große üppige Rosen und Astern hingen aus blitzenden Krystallschaalen, passend vertheilt, ihre Blumenhäupter nieder, und über dem eleganten Pianoforte hing ein süßes Bild von Karlo Dolce, einen schönen Heiligen darstellend, dessen weichen Jünglingskörper blutige Märtyrerwunden mehr schmückten als entstellten.

Der Fuß des Herzogs schritt leicht und siegreich über die feinen persischen Teppiche hin; er war eben im Begriff, die Reihe der schönen Gemächer zu durcheilen, um den Gegenstand seines Wunsches zu suchen, als dieser ihm schon aus einer Seitenthüre mehr entgegenflog, als trat. Ein helles, lächelndes Mädchen, das goldne Haar kunstlos auf den Nacken niederflatternd, das strahlende große Auge mit einer Freudenthräne gefüllt, warf sich mit entzückter Hast an die breite Brust des Geliebten; hinter ihr trat eine Dienerin ein, die sich mit Massiello, dem spaßhaften Musiker, auf das ceremoniöseste begrüßte. Das Fräulein hatte sich geschmückt, denn sie hatte um diese Stunde den Herzog erwartet, doch ihr Putz bestand darin, ungeputzt zu scheinen. Das Köpfchen, das sich an die Schulter des Freundes lehnte, trug weder Perlen noch Gold, sondern nur ein blasses Rosenknöspchen, das kaum bemerkbar in dem hellgelben Haar sich verbarg; der Rand des seidenen Gewandes lief ohne Garnitur von Spitzen oder Blumen um die Fülle des weißen Nackens und Halses herum, und nur, um den weichen Marmorglanz des

Digitized by Google

leztern zu heben, schmiegte sich ein Halsband von schwarzem Sammet, mit einem Demant festgehalten, um die schöne Form. Wer das freundliche, liebliche Mädchen sah, den lichten Schmuck der Gemächer, und damit den unfreundlichen Eingang von außen in eine niedere Fischerhütte verglich, der mochte wohl an Zauberei denken, wenigstens an die natürliche Zauberei, die ein großer Herr sich mit dem Gegenstand seiner heimlichen Neigung zu bereiten sucht, um dem Gefühl seines Herzens die Beimischung des Wunderbaren und Hochpoetischen zu geben, welches bei den alltäglichen ihn umgebenden Dingen, in der gewohnten Folge der fürstlichen Gemächer und Livréengesichter gänzlich zu fehlen pflegt. Doch Jobande schien diese Gesinnung nicht zu theilen; sie war ein gewöhnliches Mädchen, das gerne ihren Putz und ihren Liebhaber, so wenig Ehre das Daseyn eines solchen ihr eigentlich machte, der Welt zeigen wollte. Es war ihrem muthwilligen Wesen etwas höchst langweiliges, sich in der einsamen Wohnung den ganzen Tag über eingesperrt zu erhalten, um ihren Geist mit Musikalien und Büchern zu nähren; die altklugen Gesichter des Papagays und der alten Dienerin waren eben auch nicht ergötzlich, und erst am Abend kam Gesellschaft, gewöhnlich der Herzog, der einige Freunde mitbrachte, und wo dann gelacht, gesprochen und gescherzt wurde. Heute, da der Herzog heiterer als gewöhnlich schien, nahm sich also das schöne Mädchen den Muth, ihm mit einem zärtlichen Geflüster die Bitte vorzutragen, sie aus ihrem Fischpallaste zu entlassen und in die Residenz oder irgend eine Stadt zu schikken. „Ein schöner Vorschlag!“ sagte der Herzog etwas trocken; „Du hast in der lezten Stadt, wo Du Dich aufgehalten, kindisches Mädchen, so viel Schulden gemacht, daß ich mir über meine Schwachheit, mit der ich immer wieder diese thörichten Ausgaben bestritt, öfters Vorwürfe gemacht habe. Hier kann sich Deine Verschwendungssucht weit größeres Feld verschaffen; Du kannst Tausende von Fischen einkaufen, von allen Sorten, und sie dann meinethalben wieder ins Meer zurückwerfen oder die Armen mit ihnen speisen.“ Jobande zog eine düstere Miene, die aber sogleich in ein Lächeln überging. „Ueberdieß,“ sagte der Fürst, „bin ich jezt an eine Braut versprochen, und da geht dergleichen, wie Du wünschest, durchaus nicht. Tröste Dich, meine Liebe, und suche ein wenig mehr Gefallen an Büchern Dir anzueignen; Du glaubst nicht, wie Deinem Geschlechte geistige Ausbildung zahllose Reize mehr verleiht.“ — „Nun schön,“ rief die Zurechtgewiesene, „wenn Du das meinst, Geliebter, so will ich morgen gleich das große Geschichtswerk zu studieren anfangen, das auf meinem Pult eingestäubt liegt, und das der galante gelehrte Herr, der es geschrieben, die Güte gehabt hat, mir zuzueignen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Die spanischen Universitäten.

(Beschluß.)

Noch trauriger wird das Bild, welches das Studienwesen in Spanien im Allgemeinen darbietet, wenn man weiß, welches Leben die Studenten in den Universitätsstädten führen; man muß aber andernseits wirklich gestehen, daß, trotz dieser schlechten Wirthschaft, die Resultate so sind, wie man sich nicht hätte träumen lassen. Bis jezt haben allerdings die Gelehrten, welche Spanien zur Zierde gereichen, was sie wissen, keineswegs diesen Hochschulen zu danken; aber diese Anstalten wußten doch von jeher einen guten wissenschaftlichen Grund in sich zu erhalten, der, so sehr auch jezt die Wissenschaften darniederliegen, einst der Keim zu herrlichen Früchten werden wird, sobald nur die Regierung ein besseres Erziehungssystem einführt. Die Mathematik und die orientalischen Sprachen werden immer ihre Blüthe den Professoren der Universität Salamanka zu danken haben. Die medizinische Schule macht Valencia große Ehre, und die Professoren der Moral und der rationellen Theologie zu Alcala haben lange gegen den Aberglauben und das eitle Wissen der Casuisten mit scharfen Waffen gekämpft. Die gelehrten Juristen zu Valladolid haben die verwickeltsten Fragen gelöst, und überall, sogar an den Universitäten in den Städten, wo der Einfluß des Pabstes und der Mönche am mächtigsten ist, sind die Doktoren des kanonischen Rechts immer, und trotz der Drohungen der Inquisition, fest gegen die Anmaßungen der römischen Curie aufgetreten. Sollte man es glauben? in keinem katholischen Lande hat man sich mit größerer Festigkeit der Macht und dem Despotismus des Pabstes widersezt, als in Spanien, nirgends ist die Regierung und die weltliche Gewalt eifriger vertheidigt worden, und man kann mit voller Ueberzeugung behaupten, hätten die Fürsten des Landes den Beistand, den ihnen die Rechtsgelehrten und die Doktoren der Hochschulen oft und viel liehen, zu nützen gewußt, das schmähliche Joch, das auf Spanien lastet, wäre längst zerbrochen und das einzige Hinderniß seiner Wiedergeburt auf immer gehoben.

Wir schließen diesen Artikel mit einer flüchtigen Skizze der Universitätssitten.

An der Spitze der Universitäten steht meist ein Direktor, der Mitglied des Raths von Castilien oder Grand von Spanien ist, und ein Rektor, der jährlich, an einigen Orten alle drei Jahre, aus den Doktoren und Licentiaten der Universität gewählt wird. Der Titel des Direktors ist ein bloßer Ehrentitel; der Rektor ist das Oberhaupt der Professoren, er wacht über die Statuten und führt die Oberaufsicht über die Studien. Die Professoren (cathedraticos) theilen sich in solche, welche Morgens, und in solche, welche Nachmittags Vorlesungen halten.

Digitized by Google

Besoldet werden sie immer entweder vom allgemeinen Fond der Universität oder von speziellen Stiftungen; sie haben das Recht, sich Stellvertreter unter den Baccalaureen ihrer Fakultät zu wählen, die dann natürlich Kandidaten zum Lehrstuhle selbst sind.

Die Studenten wohnen gewöhnlich in Privathäusern. Sie müssen sich zwischen St. Lucia, dem 18. Oktober, und St. Catharina, dem 26. November, auf der Universität einstellen; nach dieser Frist wird die Matrikel geschlossen. Die Vorlesungen dauern bis in die Mitte des Sommers, zuweilen aber werden die Studenten auch schon nach Ostern entlassen, und sie haben überdieß vierzehn Tage Ferien um Weihnachten. In allen Universitätsstädten gibt es Kollegien, in welche Pensionärs aufgenommen werden, und auch manche Mönche besuchen aus ihren Klöstern die Vorlesungen, wenn sie einen höhern Grad erhalten wollen, als den eines Baccalaurens der freien Künste, der in den Klöstern selbst ertheilt wird. Manche Rektoren sind hinsichtlich des Universitätskostüms sehr streng. Es besteht aus dem Rock und dem schwarzen Mantel, wie sie die spanischen Priester tragen; den Studenten zeichnet aber der dreieckigte Hut aus. Der Student muß sich zweimal täglich in der Universität einfinden, Morgens und Abends; bleibt er vierzehn Tage lang aus, so geht er seiner Inscription verlustig; war er aber wegen Krankheit oder anderer legalen Ursachen abwesend, so muß er den curso mitmachen, oder den Ergänzungskursus, der nach dem Schlusse des allgemeinen Kursus eintritt. Auf den Universitäten in den kleinen Städten macht der Rektor mit seinen Alguazils jede Nacht die Runde in den Häusern, wo Studenten wohnen, wie die Patrouille die Posten in einer Festung visitirt, um sich zu versichern, daß die Studenten auf ihren Zimmern arbeiten; Sonntag und Donnerstag sind sie dieser Aufsicht überhoben, und an diesen Tagen halten sie ihre Gesellschaften (la tertulia oder la ronda) oder geben Serenaden, die aber nicht länger als bis neun Uhr dauern dürfen. Wer sich an andern Wochentagen mit der Guitarre, dem obligaten Instrument des spanischen Studenten, in der Straße blicken läßt, wird gestraft.

Ob die Schüler wirklich etwas lernen, darum kümmern sich die Professoren sehr wenig. Wenn der Student Vormittags und Nachmittags regelmäßig seine Vorlesungen besucht, so fragt der Professor nach nichts weiter, und stellt er sich, um zu graduiren, so ist das Examen eine bloße Formalität; daher weiß er, wenn er von der Hochschule abzieht, häufig so wenig als vorher. Da man in den großen Städten, wo Hochschulen sind, den Einzelnen unmöglich beaufsichtigen kann, so arbeiten hier die Studenten etwas oder nichts nach ihrem Gutdünken. Indessen haben die Theologen den Brauch, unter einander Akademien mit besondern Statuten und einem selbstgewählten Präsidenten zu bilden und sich nach den Unterrichtsstunden zu üben; bei den Medizinern ist es ebenso; die Juristen aber kommen nicht zusammen, und zwar blos, um etwas Besonderes zu haben; denn zwischen den verschiedenen Fakultäten herrscht bedeutende Eifersucht. Die Juristen sind größtentheils aus guten Familien, und da sie ungleich unabhängiger sind, sehen sie auf die andern, besonders aber auf die Theologen, verächtlich herab, die sich meist zu gehorsamen Dienern der Mönche, ja der alten Weiber hergeben. Häufig sieht man sie mit Brod- und Gemüsekörben für die Küche ihrer Herrschaften; Nachts tragen sie ihnen die Laterne vor und begleiten die jungen Herrn des Hauses, in dem sie unterhalten werden, in die Schule oder auf dem Spaziergang. Ihre Dienste werden nach einer Reihe von Jahren mit einer Dorfpfarre belohnt, welche ihre Herrschaften zu vergeben haben oder die sie ihnen durch ihren Einfluß verschaffen. Aus dieser Klasse von Studenten gehen manche als Seelsorger sehr achtungswürdige Priester hervor. Es gibt aber welche, die es noch viel schlimmer haben; dies sind diejenigen, welche von der Suppe und den Almosen leben, die täglich an den Thoren gewisser Klöster ausgetheilt werden. Diese unglücklichen Bursche besitzen nichts, als was sie auf dem Leibe tragen, und ihre Schulbücher, ja viele haben kein anderes Obdach, als die Vorhallen der Kirchen. Trotz dem wohnen sie regelmäßig den Vorlesungen bei, inscribiren, graduiren, bewerben sich um weltliche und geistliche Aemter, und machen häufig, ohne Empfehlung oder Vorschub irgend einer Art, durch ihr eigenes Verdienst ihr Glück. Sehr viele Studenten dieser Klasse ziehen von der Hochschule am Ende des Kursus ab, und man sieht sie in Banden von vier bis sechs mit ihren Guitarren, Studentenlieder (coplas estudiantinas) singend und bettelnd, durch das Land streichen. Sie nennen diese Lebensweise andar a la tuna, und dieses Vagabundenleben hat solchen Reiz, daß sehr viele junge Leute aus achtbaren Familien etwas Besonderes darin suchen und sich der Tuna anschließen. Durch diese sonderbaren Sitten hat der spanische Student einen ganz eigenthümlichen Typus erhalten; er ist auch im Lande selbst der populärste Charakter, und für den Dichter und Romanschreiber eine unerschöpfliche Fundgrube von Abentheuern. Daher sagt auch Cervantes vom Wirthe, der Don Quixote zum Ritter schlägt, er sey mas maleante que estudiante o page, schelmischer als ein Student oder ein Page.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Erinnerungen an die erste französische Revolution.

Der Pater Lenfant, Beichtvater Ludwigs XVI. und seiner Zeit ausgezeichneter Kanzelredner, hat ein Tagebuch

Digitized by Google

aus den ersten Zeiten der Revolution hinterlassen. Es ist an sich von keiner großen Bedeutung, aber immerhin interessant als ein Typus der Gesinnungen der königlichen Parthei und ihrer undegreiflichen Verblendung. Das Ganze wird hier nächstens im Druck erscheinen, und wir theilen in einem Augenblick, wo die neubelebten Hoffnungen der karlistischen Parthei an die Zeiten erinnern, da die Umgebungen des unglücklichen Königs mit Sehnsucht in das Lager des Herzogs von Braunschweig blickten, ein Paar Stücke mit, welche sich auf jenen Feldzug beziehen, der Ludwig vollends den Thron und das Leben gekostet hat.

31sten Juli 1792.

„Man hat an die Grenzen oder nach Soissons 12.000 Neugeworbene abgehen lassen. Ich habe Gelegenheit gehabt, auf mehreren Plätzen noch die großen, zum Behufe der Werbung errichteten Gerüste zu sehen; es sah aber sehr leer dabei aus. Als man zu Rouen bekannt machte, in welcher Gefahr das Vaterland schwebe, äußerte die große Mehrzahl des Volks keinen andern Wunsch, als daß die Oesterreicher und die Preußen kommen möchten. Ich habe heute einen Brief aus Brüssel von einer höchst achtungswürdigen Person gesehen; es heißt darin, unsere Armeen (das österreichisch-preußische Heer) seyen sich endlich in Bewegung, sie seyen furchtbar gerüstet. Unter anderm ist von einem Korps von 2000 Mann die Rede, deren Anblick schon Schrecken einflöße; sie tragen alle Bärte, so lang wie die Kapuziner; sie seyen sehr wild und thun nichts als plündern; wehe, wer ihnen in den Weg kommt! — Das Manifest (des Herzogs von Braunschweig) steht jezt in allen Zeitungen. Außerdem sollen gestern über zehntausend Exemplare davon verbreitet worden seyn. Das allgemeine Urtheil ist, es sey vortrefflich abgefaßt. Der Artikel über Paris (später wird mehr davon die Rede seyn) mag allerdings große Unruhe machen; sehr weit scheint sich indessen solche noch nicht verbreitet zu haben, und ich kann so eigentlich nicht sagen, welchen Eindruck das Manifest überhaupt gemacht hat. Man erzählt sich eine Anekdote vom Herzoge von Braunschweig, welche einen Begriff davon gibt, welch strenge Mannszucht er hält: er gab einem Sohn des Königs von Preußen Arrest, weil er zu spät auf seinen Posten gekommen war, und der Herr Graf von Artois, der sich für ihn verwendete, richtete nichts aus. Durch Feldherrn der Art kommt in ihre Armeen eine Kraft, der die Soldaten der Freiheit schwerlich werden widerstehen können, und ich fürchte fast, das vierte Jahr der Freiheit möchte das lezte seyn. (1789. 90. 91. 92.“)

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Mai.

(Fortsetzung.)

Literatur.

Palgraves Rise and Progress of the English Commonwealth habe ich zwar schon einmal erwähnt, das Werk verdient aber, als das wichtigste der Zeit, eine nähere Anzeige. Der Verfasser betrachtet die gesetzliche Verfassung des Landes als die Grundlage der politischen, indem, während in andern Ländern im Fortgang der Kultur die alte teutonische Freiheit überall erlosch, in England allein durch Aufrechthaltung der Gerichtsstätten, welche sowohl in den sächsischen, als normännischen Dynastien im Brauche waren, ein Schirm gegen die Allgewalt der Könige aufgestellt wurde, unter dessen Schatten allein die politische Freiheit gedeihen konnte, welche England so lange ausgezeichnet hat. Zu zeigen, in was diese gesetzliche Grundlage bestehe, wie es bei den Angelsachsen und den stammverwandten Völkern damit gewesen und wie sie sich in England allmählig gestaltet, ist der Zweck der Forschung des Verfassers. Er gibt allerdings zu, daß diese Jurisdiction, die in ihren Folgen so wichtig geworden, voller Fehler ist, die jeder unparthelische Beobachter bemerken muß. Da sind Gesetze, von denen manche älter sind, als der dunkle gothische Saal, worin man sie erklärt, andere, die rasch entworfen, nur auf den Augenblick berechnet waren, der sie hervorgerufen, die man aber, trotz ihrer nachtheiligen Folgen und ihrer Thorheit, hartnäckig beibehält; Herkommen, welche ohne alle Rücksicht auf allgemeine Grundsätze entstanden und die man streng und gläubig Jahrhunderte lang befolgt, nachdem die ursprüngliche Genesis längst vergessen war; kurz, man würde in der Gesetzgebung vergebens sich nach Ordnung, Plan und Uebereinstimmung umsehen. Dem sey aber, wie ihm wolle, so kann die Geschichte eines solchen merkwürdigen Gebäudes menschlichen Witzes und menschlicher Bedürfnisse nicht anders als höchst wichtig und interessant seyn, besonders wenn sie mit dem eisernen Fleiße und dem hohen Sinn durchgeführt ist, welche der Verfasser an den Tag legt. Doch findet sich darin nichts Entscheidendes über die in diesen Tagen so wichtig gewordene Frage, ob der geistliche Zehnte in seinem Ursprunge einzig zur Erhaltung des Pfarrers bestimmt war, oder ob damit auch die Kirche und die Armen des Orts erhalten wurden. Das Werk besteht aus zwei Quartbänden, geht aber nicht weiter zurück, als auf die angelsächsische Periode. Der erste Band enthält eine fortlaufende Geschichte, mit sehr bequem angebrachten Randgloſſen, während der zweite ganz den Urkunden gewidmet ist, meist in der Ursprache, und dieser dürfte für Manche der anziehendste seyn, obschon das meiste wohl von Grimm (dessen Rechtsalterthümer ich jedoch nicht zur Vergleichung bei der Hand habe) schon bearbeitet seyn mag. Palgrave ist stolz auf die Verfassungen, welche andere Staaten der englischen nachgeahmt haben, oder nachzuahmen suchten. Wie aber, wenn Professor Park nun wirklich Recht hätte und das sogenannte Gleichgewicht sich nur im Unterhause fände? ließe sich alsdann nicht aus dem Mißgriff, welcher die Theorie für die Praxis ansah, der Conflict zwischen den Gewalten erklären, welcher bereits in so manchen Staaten stattgefunden, und welcher, fortgesezt, nothwendig dem einzigen demokratischen Element das Uebergewicht verschaffen müßte?

Romane und Erzählungen gibt es die Menge. Eine der besten Erzählungen ist wohl the Contrast, vom Grafen Mulgrave, der sich schon durch die Romane Matilda und Yes and No einen Ruf erworben. Auch Stanley Buxton von Galt hat viel Verdienst, besonders in den Beschreibungen schottischer Charaktere, die alle nach dem Leben gezeichnet scheinen. Andere rühmen Henry Masterton, or the Cavalier, als ein gutes Zeitgemälde. Auch H. Smith hat sich aufs Neue in Erzählungen versucht, welche unter dem Titel: Tales of the early Ages erschienen sind; sie gehen bis auf die frühesten Tage der Britten und Römer zurück und sind unterhaltend. Am willkommensten sind jedoch die spanischen Erzählungen, welche unter dem Titel: The New Sketch-Book, the Alhambra, von Washington Irving, erschienen. Der Opiumesser (de Quincey) ist mit einer schlechtgelungenen Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege, Klosterheim genannt, aufgetreten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 41.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 123.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 23. Mai 1832.

— Es soll mehr und mehr
Dein Nahm und deiner Thaten Ehr
Klar leuchten und der Welt gefallen,
Und alsdann soll der Musen Gunst
Mit klarer Stimm' und wahrer Kunst
Dein Lob von Ost zu Weß erschallen.

G. Rudolph Wetherlin.

Kolowrat *).

Von des Berges Abhang nieder
Rollt des Fürstenwagens Rad,
Und zu stürzen in den Abgrund
Läuft Gefahr der Fürst Chrowat;

Als aus seinen Treuen einer
Muth'gen Laufs dem Wagen naht,
Und ihn rettend vom Verderben,
In dem Schwunge hemmt das Rad.

„Stärkster, Treuster meiner Mannen,
„Sey gepriesen ob der That,
„Dein und deiner Enkel Namen
„Laute künftig Kolowrat." **)

Glücklich war der Sinn des Namens
Für den Fürsten und den Staat,
Die Geschichte zeuget, daß er
Sich bis heut' bewähret hat.

Wann zu schnell der Wagen rollet,
Den der Meister nicht gerad,
Schwindelnd vom gewohnten Glücke,
Lenkt verhängnißvollen Pfad;

Wann die Rosse wild sich bäumen
Vor zerborstner Felsen Saat,
Speiche knarret und schon klaffet
Der geschweißten Achse Nath:

Alsbald zu des Wagens Rettung
Sich des Rades Wender naht,
Und im Laufe vom Verderben
Lenkt zum Ziele Kolowrat.

*) S. Hormayr's Taschenbuch für vaterländische Geschichte. 1828. S. 412. die Kolowrate.
**) Radwender ebend.

Episoden
aus der Novelle:
die Zerrissenen.

(Fortsetzung.)

Dieses Gespräch wurde unterbrochen durch ein leises Klopfen, welches vom Saale aus sich hören ließ. Massiello war hingeschlichen, und als die Thür sich öffnete, sah ein breites, äußerst freundliches Gesicht herein und sagte: „Ist es einigen Fischern erlaubt, einzutreten?" — „Aha!" rief der Fürst, „da kommen unsere Freunde, nur herein!" Die Thür ging jezt weit auf und zwei elegant gekleidete Jünglinge und eine dicke Figur in der Kleidung eines Weltgeistlichen traten ein. Sie begrüßten die freundliche Wirthin auf das artigste, und der ältere von den jungen Männern, ein bildschöner, aber bleicher Jüngling, nahm den andern an der Hand, indem

Digitized by Google

er zu Jobanden sagte: „Dieser, mein Fräulein, ist der neue Freund und Schützling unseres Fürsten, dem die Erlaubniß ertheilt worden ist, dem schönsten Mädchen in dieser Stadt die Hand zu küssen.“ Eduard, so hieß der Vorgestellte, neigte seine Lippen auf die dargebotenen zarten Finger, und der Herzog, über die Schultern seiner Freundin gebeugt, sah dem erröthenden Jünglinge mit Huld ins blühende Antlitz. Der Abt Siegwart war eine jener behaglichen Erscheinungen, die eine innere joviale Weltanschauung nach außen hin immer weiter und behaglicher ausrundet, auf deren vollen Zügen immer ein heimliches Lachen nur auf den Moment zu lauern scheint, um in ein lautes auszuplatzen. Er wußte tausend Anekdötchen, mit denen er in den Häusern herumging, dabei spielte er trefflich das Pianoforte. Jezt, da er eine heiße dampfende Tasse am Mund hatte, lächelte er höchst vergnügt und sagte: „Sollte man nicht glauben, theurer Prinz, diese unscheinbare Hütte sey die Zauberwohnung, in der die liebliche Undine, nach unsers Fouqués Zeugniß, ihr tolles Wesen mit den anständigsten und vornehmsten Leuten treibt?“ — „Wer ist diese Undine?“ fragte Jobande; „vielleicht die Frau des Herrn Fouqué?“ Der Herzog lachte; „schon wieder ein Irrthum!“ rief er; „Du siehst, wie Du noch zurück bist; geh' morgen sogleich und hole mir das Buch aus Deiner Bibliothek!“

Der ältere der jungen Männer, den wir Robert nennen wollen, trat jezt zum Fürsten und sagte: „Dem alten Fleckwouth habe ich heute auf das Heiligste versprechen müssen, seinen Leichnam einst an den Galgen hängen zu lassen. Ich will nicht in die Erde, sagte er, in die Luft, hinauf in die Luft, da wird mir wohl werden, und jener satte Ueberdruß, jener Erdgeschmack wird sich endlich aus meinem Gaumen verlieren. Am liebsten, meinte er, ginge ich als todter Mensch mit einem Luftballon einsam in die Lüfte hinauf und triebe dann zwischen Wolken und Gestirnen, von träumerischen Winden hin und her geschaukelt, Jahrlang dort oben herum.“ — „Eine sonderbare Idee,“ rief der Fürst, „vollkommen dieses alten, wunderlichen Mannes würdig, der seinen Spleen noch mit sich in ein anderes Daseyn nehmen will. Ist er etwa wirklich gefährlich krank?“ — „O ganz und gar nicht,“ erwiederte der Abt, „ich habe ihn noch gestern gesprochen; doch da ich den alten Thoren kenne, hüte ich mich wohl, ihn nach seiner Gesundheit zu fragen, vielmehr erkundige ich mich angelegentlich, wenn er sein Begräbniß zu veranstalten gedenke. Dann lächelt er gewöhnlich still vor sich hin und ruft bestimmt, das sollen Sie schon erfahren.“ — „Jene Worte des Alten,“ nahm Robert das Wort, „mahnen mich an einen finstern, eiskalten Traum, den einst meine junge Seele träumte. Es war mir, als erwachte ich in dem Stübchen, wo ich mit meinem Vater zusammen schlief. Es war ein kalter Wintermorgen, und ich bemerkte, wie der lange, etwas dürre Mann gebückt am Schreibtische saß und unverständliche Worte vor sich hin murmelnd, einzelne Notizen in ein großes Buch eintrug. Jezt schlug er dieses zu und der dumpfe Ton, der dabei durchs Zimmer ging, füllte mich mit einem tiefen Grausen. Mein Vater trat zur Wanduhr, und ich sah, wie er die Gewichte vorsichtig abnahm, und hörte die Worte: Jezt ist endlich das Ende da! alle Erscheinungen haben sich schon zu Millionenmalen wiederholt, die Welt ist reif zum Untergang, die jüngste Stunde ist vor der Thür. Ich kann es nicht beschreiben, wie diese ruhig hingesprochenen, fast tonlosen Worte, mein Innerstes erschütterten; ich krümmte mich auf meinem Lager zusammen, meine Glieder bebten, Frost durchrieselte mein Gebein. Also jezt — jezt, rief ich bei mir — jezt ist die Stunde da! Als ich mich aufrichten wollte, bemerkte ich den Kirchendiener, welcher die Schlüssel des Gotteshauses abgab, die mein Vater, sammt den abgelösten Gewichten, tönend in eine Ecke des Gemachs hinwarf.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus dem Reisetagebuche des jüngsten Anacharsis.

Briefe an zwei Freundinnen in Stuttgart.

Zwölfter Brief.

Potsdam, den 17ten April.

Hinter Wittenberg hört der Wechsel der Jahreszeiten auf. Nun ist die Natur ewig jung und ewig alt; Tannenbaum, das edle Reis, bleibt die Zierde des gelben Landes, und die nüchternen, geistlosen Pappeln strecken sich auf den staubigen Chausseen. Vor Wittenberg sah ich zum ersten Male einen schwarz und weiß bemalten Pfahl. Warum mir aber die Thränen bei seinem Anblick in die Augen stiegen, davon muß ich Ihnen den Grund verschweigen, und kaum werden Sie errathen, wie ein Scythe durch die preußischen Nationalfarben kann zur Wehmuth gestimmt werden. Das Sonnenlicht brannte auf den Block, und deutlich unterschied ich mit der Hand, wie immer die schwarzen Streifen glühten, und immer die weißen so kalt und todesmatt schimmerten. — Nun finden Sie überall nur Adler und Kronen und Scepter, und in Potsdam endlich lange Grenadiere. Potsdam wollte ich Anfangs zu Allem, was ich über Preußen schon gesehen und gedacht und empfunden hatte, wie ein kategorisches Punktum setzen, bald aber merkte ich, daß es in der großen Staats- und Geschichtssprache Preußens nur der Anfang einer Periode ist, der das rechte Ende fehlt, ein Anakoluth. — Ich habe Sanssouci gesehen und Friedrichs des

Digitized by Google

Großen Grabmahl und die Grabmäler seiner Hunde, die einmal ein späterer Alterthumsforscher für Freunde und Freundinnen des großen Mannes halten wird. Was ich von den schönen Tempeln und Palästen denke? Die Kunst, meine Theuren, ist ebensosehr ein Werk der Begeisterung, als sie den Enthusiasmus bewirkt. Ein jeder Künstler hat Etwas befriedigen wollen, entweder seinen noch unausgesprochenen Drang oder sein künstlerisches Interesse. Griechen formten Tempel, weil sie die Götter in heilige Gemächer stellen mußten, und wie sie gleichsam ihren eigenen Geist als Kalk und Mörtel verbaut haben, beweisen die Unterschiede ihrer Bauarten, von denen man nicht weiß, ob man sie nach ästhetischem oder psychologischem Gesichtspunkte trennen soll. Auch unsere germanischen Voreltern formten so. Die Schwärmer über Mystik und Symbolik altdeutscher Baukunst sind um so mehr zu tadeln, weil die Thatsache, um die es sich handelt, in der That wahr ist. Ludwig XIV. Zeitalter ist für die Richtung aller Künste entscheidend gewesen. Die schwebenden, tänzelnden Statuen scheinen nicht mit dem Meißel geformt, sondern wie von Lulli komponirt. Auch in die Architektur wurde das erhabene, pompöse Gleichmaaß des Alexandriners gebracht. Die Schule, in der sich der Künstler bildete, war das Studium. Dieß soll es zwar immer seyn, aber wenn die Begeisterung keine volksthümliche ist, so muß sie eine philologische bleiben. Die Bauten Schinkels könnten in Berlin von den Professoren der Aesthetik als Apparat zur Erklärung des Vitruv und Pausanias gebraucht werden. Aber die Baumeister Ludwigs XIV. und Friedrichs des Großen waren nicht nüchtern genug, sie schwärmten sogar und entzückten sich. So ist ganz Versailles ein staunendes Ah! Da hat der Künstler die ungefähre Idee eines neuen Gebäudes, er setzt sich hin und zeichnet sie auf. Nun findet sich aber, daß die Idee nichts mehr war, als im Grunde nur eine einzelne Façade, daß sie durch ein wirkliches Haus noch unterstützt werden muß. Aus dieser Vorbereitung ergaben sich zwei Folgen, einmal die Armuth dieser Paläste, die bei allem Schmuck und bei aller Großartigkeit doch sehr grell hervortritt, und überdies die alte Bemerkung, daß Potsdams Gebäude nicht nach architektonischen Grundrissen, sondern nach niedlichen Kupferstichen gebaut sind. Man kann ferner an ihnen deutlich unterscheiden, was des Künstlers Enthusiasmus aufgefunden und was ihm die Nothwendigkeit geboten, hinzuzusetzen. Die Einheit liegt nicht im Ganzen, sondern in einzelnen, separaten Theilen. Während an Jedem immer Eins, was anmuthig und freundlich in die Augen fällt, sich findet, herrscht im Uebrigen die geistloseste Kategorie, die in der Kunst nur existirt, das gleichmäßige Fortschreiten in der Proportion. Die Consequenz der Proportion ist chinesischer Geschmack, und ich muß gestehen, daß ich bei vielen Palästen dieser Stadt an China erinnert wurde. Das Chinesische ist in der Potsdamischen Kunst so durchgreifend, daß sogar ein Haus, das in der That japanisch seyn soll, nicht im chinesischen Style gebaut ist. Wolf, Friedrichs des Großen Liebling, hielt China für den besten Staat. — Zum Denken und Exercieren ist diese Stadt sehr geschickt. Man kann hier ziemlich abstrakt leben, und ich mache den Vorschlag, bei dem gegenwärtigen Mangel einer tonangebenden Philosophie, eine Kolonie von Denkern hieherzuführen, die man vielleicht eben so bereitwillig aufnimmt, als die russische Kolonie Alexandrowka. Als ich durch die Blockhäuser dieses Dorfes wandelte, dachte ich an den Weisen drüben auf Sanssouci, an die Schlachten bei Zorndorf und Kunersdorf, an Diebitsch und an eben diese Kolonie, und an eine Welt, wo man heute wegen einer Meinung gelobt und morgen schon getadelt wird, daß man sie nicht geändert hat. — Durch die Einsamkeit Potsdams fliegen rothe und schwarze und steinerne Adler. Ueberall Helmlarven an den Häusern, aufgestürzte Panzer, von Kugeln und Kanonenröhren umgeben, und Fahnen, gestickt und geschmückt mit frommen Wünschen und militärischen Lakonismen. Selbst an meinen Ofen im Gasthofe hatte sich ein Adler geflüchtet, einer aus Lehm, in die Kacheln gebrannt. Ihm zu Füßen lagen Siegestrophäen, Helme, Schilde, Speere, Schwerdter. Oben stand die Sonne mit vier-und-zwanzig Strahlen, und ein Mann in der Scheibe, als wär's nicht die Sonne, sondern der Mond. In diese Sonne fliegt der Adler kühn hinein, ein Experiment, um welches drei Worte zu lesen sind, die mir, einem unerfahrnen Lapidologen, mancherlei Schwierigkeit verursachten. Erst las ich: huic soli cedit, und übersetzte, dieser allein (nämlich der Sonne) weiche Preußens Adler. Ich erschrack vor dieser Auslegung, denn der Preußische Staat ist ja das Land der Aufklärung, es sucht die Sonne und flieht die Finsterniß, und der Adler fliegt auch auf dem Bilde gerade hinein. Ich glaub' auch, das Gegentheil ist richtiger: non soli cedit, nicht einmal der Sonne weicht der Adler. O, ich weiß es, Preußen wird der Wahrheit, und die Wahrheit ihm Wort halten!

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Erinnerungen an die erste französische Revolution.

1sten August.

„Das Pariser Volk, sagt das Bülletin, äußert weder Unzufriedenheit über das Manifest des Herzogs von Braunschweig, noch zu große Unruhe. Man behauptet, es sey nur der Vorläufer zu einem ausführlichern Manifest, ja, der Kö-

geruht, ihm aus der Noth eine Tugend zu machen." — „Du hältst nichts auf Dich, Pasquino; warum läßt Du Dich mit schmutziger Wäsche auf der Straße blicken?" — „Meine Wäscherin ist Fürstin geworden," erwiederte der unverschämte Kritiker, indem er auf die Schwester des heil. Vaters anspielte. Sixtus der Fünfte hatte einen Befehl zu Errichtung verschiedener öffentlicher Brunnen erlassen; gleich am folgenden Tage parodirte Pasquino das Dekret und schrieb: S. Q. Fontifex maximus u. s. w. Der Zuname blieb dem heil. Vater lange, und so gerne er auch den Urheber solcher unverschämten Spöttereien gezüchtigt hätte, so schonte er noch den Liebling des Volks, Pasquino, den Censor, den lezten Repräsentanten der römischen demokratischen Opposition, der ihm selbst häufig die Stadtgeheimnisse verrieth und ihm so Mittel an die Hand gab, die allgemeine Volksstimmung zu sondiren; denn in den Händen eines Mannes, wie Sixtus, wurde Alles zum Regierungswerkzeuge. Aber eines Tags warfen sich Jupiter und Alexander keine Späße, keine Concetti mehr zu. Auf jede Frage Marforios antwortete Pasquino in Versen, deren kräftige Sprache offenbar eine und dieselbe gewandte, scharfe Feder verrieth. Sehr hohe Fragen kamen in diesen poetischen Pamphlets zur Sprache, und es wurde darin zum Volke im Namen seiner Rechte, zur Regierung im Namen der Vernunft und Gerechtigkeit gesprochen. Es war, als seyen plötzlich aus den beiden alten Bildsäulen zwei Volkstribunen gesprungen; es war, als seyen Gracchus und Rienzi mit dem Palladium und dem Banner erstanden, um die großen Erinnerungen des zweimal untergegangenen Roms heraufzubeschwören. Das Volk umstand in Haufen die beiden stummen Redner des neuen Forums, und hatte bereits die Sbirren, welche diese giftigen Papiere, in denen der Pabst durchaus nicht geschont war, wegnehmen wollten, übel zugerichtet; bereits verbreiteten sich Abschriften in Menge im Publikum.

Sixtus wollte durchaus hinter den Urheber dieser Angriffe kommen und ließ bei Trompetenschall verkündigen, wer den Schuldigen ihm vorführe, solle zweitausend Pistolen erhalten. Niemand erschien. Da befahl Sixtus, alle Poeten in Rom, oder wer dafür galt, aufzugreifen und bis auf Weiteres in die Engelsburg zu setzen. Der Menge der Verhaftungen nach hatte wohl die ewige Stadt nie eine solche Masse von Lieblingen der Musen in ihrem Schooße gehegt. Manche protestirten laut gegen den Poetentitel, mit dem man sie so auf Gerathewohl beehrte; andere suchten geflissentlich, aus Eitelkeit, ins Gefängniß zu kommen. Unter den leztern befand sich Pandolfo Norsini, der, Dank seinem Geheimschreiber, ein gewandter Versschmidt war; mit Stolz unterzog er sich in den Augen seiner Mitbürger dem Verdachte, jene kecken Poesien voll Kraft und Genie könnten von ihm herrühren. Aber Sixtus dem Fünften gegenüber mußte man die Sucht, antik zu thun und den alten Römer zu spielen, etwas theuer bezahlen: den Schuldigen mußte er haben, und so wurden denn zuerst die Mittel der Sanftmuth und der Religion in Anwendung gebracht. Auf seinen Befehl verhörte man erst die Gefangenen und ließ sie dann beichten, ertheilte ihnen aber keine Absolution. Verhör und Beichte führten zu keinem Ziele, und so begab er sich denn in eigener Person in die Engelsburg und ließ die Angeklagten vor sich bringen, ertheilte ihnen aber nicht den Segen; sodann forderte er sie auf, den Unsinnigen, der es gewagt, sich an der gedoppelten Gewalt zu vergreifen, die ihm von Gott und den Menschen übertragen, als Nachfolger Petri und der römischen Kaiser, freiwillig zu nennen. „Er ist unter euch," sagte er; „kennt ihr ihn, so nennt ihn, und die Thore dieser Burg öffnen sich vor euch. Ihr schweigt? — Nun denn, er nenne sich selbst, und zu den zweitausend Pistolen, die er sich durch dieses Geständniß verdient, verspreche ich noch, daß ihm am Leben nichts geschehen solle."

(Die Fortsezung folgt.)

Episoden
aus der Novelle:
die Zerrissenen.

(Fortsezung.)

„Die Leute aus dem Dorf," fuhr Robert in der Erzählung seines Traumes fort, „kamen mit Laternen, um in der Finsterniß des Morgens den Weg zur Kirche zu finden; als die verschlossene Thüre sie nicht einließ, schüttelten sie die Häupter, und ich sah mit Entsetzen in ihre blassen Gesichter. Man brachte eine Leiche, und mein Vater trat ans Fenster und rief: stellt, guten Leute, euern Todten nur hierher in mein Vorzimmer; es lohnt nicht, ihn zu beerdigen, denn bald werden doch alle Todten auferstehen. Die Knechte gingen, und ich hörte, wie der Sarg mit dumpfem Geräusch im Vorzimmer hingestellt wurde. Jezt lehnte sich mein Vater weit zum Fenster hinaus und schnitt mit einem langen, blitzenden Messer die Sonne und den Mond, die blaßroth am Horizont standen, vom Himmel ab und zog sie wie alberne, bunte Bilder ins Zimmer hinein. Ich erschrak bis zum Tode; jezt war das kleine Licht, welches in unserer Stube brannte, das einzige in der weiten, kalten, dunkeln Schöpfung; ein mitternächtlicher Sturm wehte ins Zimmer und drohte, es zu verlöschen; ich sah, wie mein Vater heftig zitterte. Er blickte mich starr an und schien in Erwartung eines mächtigen Ereignisses dazustehen. Jezt verlöschte ein Windstoß das Licht, und in dem An-

Digitized by Google

genblick hörte ich, wie die Leiche im Nebenzimmer in ihrem Sarge sich aufrichtete. Der Schreck, der mich befiel, war so mächtig, daß ich erwachte und lange nicht zur Besinnung kommen konnte. Wie groß war mein Entzücken, als ich die Sonne am Himmel stehen sah, wie sie ihre freundlichsten Strahlen zu mir aufs Lager sandte; nie hat mich ihr Anblick so erwärmt und beseeligt."

Die Freunde hörten die Erzählung ruhig an und nur Eduard erwiederte: „Was mich betrifft, so stelle ich mir einen Weltuntergang weit großartiger vor; viel lieber will ich mit einem zerplatzenden Feuerball in die Ewigkeit hineinfliegen, als an einem kalten Wintermorgen verkümmern." — „Sie haben Recht," nahm der Abt das Wort, „auch mir geht es so; ist nun einmal unser armer Leib dazu ersehen, an jenem merkwürdigen Tage zu erfrieren oder zu verbrennen, so will ich doch das letztere gewählt haben. Das Feuer ist an und für sich schon Leben und Poesie; aus einer tüchtigen Winterkälte kann ich aber, trotz alles Grübelns und Deutens, keine nur einigermaaßen dichterische Bedeutung herausfinden." — „Jeder muß auf seine Weise untergehen können," rief Robert, „so wie jeder auf seine Weise in den Himmel steigt; ich will nun einmal auf keine andere Art abhanden kommen. Mir ist jenes Erstarren das finsterste Bild der Vernichtung; alles, alles schwindet — jeder die Seele wärmende Gedanke flieht — das Meer des Lebens erstarrt langsam, bis es endlich in seinen Grundtiefen bezwungen daliegt. Ich kann mir denken, daß in diesem fürchterlichen Zustande der Gedanke an eine durch Feuer erzeugte Pein noch ein Labsal ist, daß die Seele dürstet nach Verzweiflung, ja daß die kälteste Resignation für sie noch zu warm ist, um sie zu fassen." — „Abscheulich," rief der Herzog, „und doch wahr! ist denn unsere Zeit mit ihren Wirkungen etwas anderes, als ein langsames, bis zum Herzen vorrückendes Erstarren?" Eine lange Pause herrschte; der Fürst hatte sich am Kamin hingeworfen, sein Blick verfolgte die züngelnden Flammen; Eduard lehnte an der Harfe, auf welcher er, wie im Traume, einzelne Akkorde anschlug; auf einer Fußbank beim Herzog, das Köpfchen an seine Knie gelehnt, lag Jobande. Am Himmel stand der Mond und glänzte im Fluge hinter flatternden Fetzen des zerrissenen Mantels der Nacht hervor; der Herbstwind warf die nackten Zweige des Baumes am Fenster an einander und zog in hohlen Tönen im Kamin auf und ab. „Das Leben ist so arm," rief der Herzog, „und doch vermag eine liebliche Schwärmerei es reich zu machen!" — Eduard sang das Lied vom König von Thule. — „Ja, ja," seufzte der Fürst, „so möchte auch ich enden! Jobande, prüfe Dich, Du gutes Mädchen, könntest Du wohl eben so handeln, wie jene Buhle?" — „Noch mehr, noch mehr für Dich!" rief sie, und ihr Lockenkopf hob sich, die Züge ihres engelschönen Angesichts im Ausdrucke der reinsten Zärtlichkeit zu enthüllen. Es lag auf ihrem Antlitz die sinnliche Andacht eines Raphaelschen Engels, der vor einer Heiligen kniet. Der Herzog zog sie entzückt an sich, sein Auge flammte und Eduards Lied jubelte in hellen Tönen auf. „Du mein Geliebter, Du mein angebeteter König," lächelte das liebliche Kind weiter, „Du schönster unter den Männern, nicht wahr, Du bezahlst doch morgen meine Schulden? Neunhundert Gulden, mein Geliebter."

Des Dichters Quälgeister.

Neckische Geister spucken
Um mich beim Sonnenschein;
Schreib' oder les' ich, so gucken
Sie über die Schultern herein.

Sie lispeln, wie Heimchen
Beim Mondenlicht:
„„Da hast du ein Reimchen!
Mach ein Gedicht!""

„Ich muß bedauern —
Jetzt stört ihr mich!"
Sie kichern und kauern
In eine Ecke sich.

Kommen mir Gedanken,
Erhaben und reich —
Die bösen Ranken
Erhaschen sie gleich.

„Gib her uns die Beute!
Sie kommt uns gerecht!
Nicht gearbeitet heute!
Gejauchzt und gezecht!"

Dann halten sie Tänze,
Durch's ganze Haus
Winden sie Blumenkränze
Und lachen mich aus;

Zu ihren Spielen plündern
Sie meine Stube und Kopf;
Ich kann nicht zürnen den Kindern,
Ich armer Tropf!

G. Pfizer.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Fortsetzung.)

Auszüge aus neuen interessanten Werken.

„Ich muß bemerken", fährt Kapitän Mundy in seiner Beschreibung des Besuches bei Maha Rajah fort, „daß die Staatselephanten der Mahratten einen ganz eigenen Gang und eine besondere Haltung haben, und die unsrigen überhaupt im Aeußern so weit übertreffen, als unsere reinsten Renner den elendesten Karrengaul. Die Elephanten der Kompanie schleichen, weil man sie wahrscheinlich zu jung belastet, mit kurzen Schritten und hängendem Kopfe dahin, während der Mahrattenelephant majestätisch einherschreitet, mit dem Kopfe hoch über den Schultern und die Zähne geradeaus stehend. Die Häuptlinge sind sehr stolz auf diese Thiere und lehren sie eine Menge Kunststücke. Indem wir vorbeizogen, ließ einer der Höflinge einen jungen Elephanten, den er ritt, niederknieen und mit dem Rüssel grüßen, und dann noch, immer auf den Knien, dem Zuge über 100 Ellen weit folgen. Sobald der Scindia bis auf 100 Schritte von unserm Trupp gekommen war, hielt er seinen Elephanten an. Beide Parthieen stiegen nun zu gleicher Zeit von ihren Houdas ab und standen einander gegenüber, mehr wie bittere Feinde, die sich zum Kampfe rüsten, als wie Freunde, die sich in Eintracht begegnen. Der alte General mit seinem dreieckigen Gesicht trat vor und führte, in Begleitung des Residenten, die Offiziere des Stabs, je zwei auf einmal, vor dem Rajah vorüber, der unsere Salaams sehr kalt erwiederte. Nachdem der englische Stab auf diese Weise vorgestellt worden war, wurden die Mahrattenhöflinge auf dieselbe Weise dem brittischen General vorgestellt. Einige derselben waren reichgekleidet, andere aber sehr schlecht, ja sogar ekelhaft schmutzig. Der General umarmte sie alle, und nachdem er auch den jungen Fürsten brüderlich umfaßt, hatte die Feierlichkeit ein Ende; wir bestiegen unsere Elephanten und begaben uns nach dem Mahrattenlager, doch erst, nachdem wir Sr. Maj. einen Vorsprung von einer Viertelstunde gegönnt, damit sie ihren Pallast vor uns erreichen möchte."

Aus der oben erwähnten Reise von Biglow theile ich folgende Notiz über die Festungswerke von Gibraltar mit. „Der erste Gegenstand, welcher dem die Festungswerke Besteigenden auffällt, ist ein alter maurischer Thurm. Er steht wie eine von Strapatzen ermüdete Schildwache an den dunkeln, furchtbaren Schlünden, welche sich von da ins Gebirg erstrecken. Wer denselben gebaut hat, ist ungewiß. Wahrscheinlich errichteten ihn die Mauren bei ihrer ersten Landung im Jahre 711. Wir folgen der Marschlinie und steigen in einen unterirdischen Gang hinab, welcher unter den Wall der Garnison führt, und kommen bald in die erste in den Felsen gehauene Gallerie. Sie ist hoch gewölbt und läuft 150 Fuß in wagerechter Richtung fort. Aus dieser treten wir in eine andere, Wyllis Gallerie genannt, welche über 300 Fuß lang und von 9 bis 15 breit ist. Sie erhält durch die Schießscharten ein schwaches Licht, und dieses Zwielicht, so wie die Gegenstände, welche es beleuchtet, schweres, auf eisernen Laffeten ruhendes Geschütz, Haufen von Kanonen- und Haubitzenkugeln und anderes schreckliches Geräthe, und hie und da Thüren, welche zu innern, gleichfalls mit Kriegsgeräth gefüllten Gewölbern führen, machen sie keineswegs zu einem angenehmen Aufenthaltsort. Höher hinauf kommt man zu einer noch längern und merkwürdigern Höhlung, die Windsor-Gallerie genannt. Sie erstreckt sich beinahe ein Zehntel einer (engl.) Meile weit und ist, wie die vorerwähnten, ganz mit Pulver ausgesprengt worden. Von außen hat man so viel vom Felsen stehen lassen, daß er eine vollkommene Schutzmauer bildet, welche keine Kugel zu durchdringen vermöchte, gesetzt auch, irgend ein Geschütz könnte bis dahin reichen, was jedoch der Höhe wegen gar nicht möglich ist, während die Vertheidiger, im Fall eines Angriffs auf die Festung, auf die ungedeckten Feinde einen beständigen Kugelhagel herabsenden können."

(Der Beschluß folgt.)

Paris, Mai.

(Beschluß.)

Erinnerungen an die erste französische Revolution.

4ten August.

Es ist von der Abdankung des Königs die Rede; man verlangt sie mit wüthendem Geschrei; ich mag gar nicht daran denken, was für Unheil daraus entspringen müßte. Kriegsgerüchte gibt es nicht viel und nichts Sicheres; die Tage der war das abgeschmackteste Zeug im Umlauf: Herr v. Lafayette sollte 5 — 6000 Oesterreicher niedergemacht oder gefangen haben; es fiel mir nicht ein, dies zu glauben, und durch Korrespondenz erfahren wir heute, daß bei der Fourragirung, woraus man ein wichtiges Gefecht gemacht, der französische General ein Hundert Menschen eingebüßt hat. — Am 27sten Juli wandte sich der König von Preußen nach der Musterung mit majestätischem Gesicht an die Truppen und harangirte sie mit den wenigen Worten: „Vorwärts marsch — nach Paris!"

6ten August.

„Man hat sehr bange auf die Nacht von Donnerstag den 9ten auf Freitag den 10ten, welche die schändlichsten aller Menschen zum größten aller Verbrechen ausersehen haben sollen. — Man glaubt, die Preußen seyen bereits auf französischem Gebiete, und erwartet sie hier früher, als man dachte. Die Leute, die einem so Angst gemacht, haben nun selbst Angst, und bald scheint sich die Scene ändern zu wollen. — Neun Uhr Abends. — Wenn die Versammlung es wagen sollte, die Thronentsetzung auszusprechen, so werden, heißt es, im Augenblick zweimalhunderttausend Bürger in Waffen stehen, um des Gesindels, dessen Umtriebe sehr starke Besorgnisse einflößen, Meister zu werden. Allermittelst rückten die fremden Truppen an; ich habe einen authentischen Brief gesehen, worin es heißt: „Am 31sten Juli brechen wir auf (aus der Gegend von Koblenz) und marschiren gerade auf Paris. Ist Ihr König bei unserer Ankunft nicht in Freiheit, so retten Sie sich; es ist ausgemacht, daß geplündert wird, besonders wenn Widerstand stattfindet, und dieser Entschluß ist unabänderlich." — Wir hören, daß eben auch der König von Sardinien und die Spanier in Frankreich einfallen. — Ich gehe nicht von Paris weg; ich weiß nicht, wohin ich mich wenden sollte. Wird es unruhig, so ist es in der Umgegend um nichts sicherer. Da überdies die emigrirten Franzosen mit den Preußen und Oesterreichern kommen, so ist nicht anzunehmen, daß sie ihre eigenen Hotels plündern und ihre guten Freunde umbringen oder ruiniren lassen. — In einem Privatbriefe heißt es, das Korps von Custine sey völlig geschlagen worden, das von Lafayette gleichfalls. Große Dinge stehen uns bevor! Ich gebe mich vertrauensvoll in die Hand der Vorsehung!"

Vier Tage später zerschlug der 10te August den Thron, dem man die Trümmer von Paris hatte zum Fußgestell geben wollen, und keinen vollen Monat darauf wurde der Verfasser dieser Briefe ein Opfer der Volkswuth, welche der Einfall der Fremden, die er so sehnsüchtig herbeiwünschte, zum furchtbaren Brande entflammt hatte.

Beilage: Kunstblatt Nr. 42.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 125.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 25. Mai 1832.

Man wäge mich, das will ich nicht vermeiden;
Allein Verachtung hab' ich nicht verdient.

Goethe.
Torquato Tasso.

J. J. Rousseaus häusliches Leben und Tod.

Erster Artikel.

Der Mann, welcher als Pförtner einer neuen Zeit vor uns steht und aus seinen Tagen mächtiger und wohlthuender in die unsrigen hereinragt, als irgend einer seiner Zeitgenossen aus dem Siècle de Louis XV., ja als irgend ein Franzose in irgend einer Zeit, J. J. Rousseau ist bisher der Gegenstand mehrerer unserer Darstellungen im Morgenblatt gewesen. Wir haben ihn inmitten seiner Zeitgenossen, ein anderes Mal in Verbindung mit den damaligen Frauen, und dann auch als Verwiesenen und Heimathlosen, Pflanzen suchend im Jura, dargestellt. Als Schlußstein dieser Bilder und als Ergänzung alles Frühern, wollen wir hier den edlen Genfer zeigen, wie er vor dem Urtheil seiner Mitlebenden steht, wie er sich in seinem häuslichen Leben und in seinem Tod zeigt. Wir wollen aber nicht die Aeußerungen seiner Widersacher, Voltaire, Diderot, Marmontel, Grimm, Holbach ꝛc. wiederholen, von denen wir schon früher mehreres angeführt haben, sondern wir treten der Wahrheit und dem Recht viel näher, indem wir Männern wie Dusaulx, dem Prinzen de Ligne, Bernardin de St. Pierre, Gretry und Corancez zuhören, die mit Jean-Jacques in näherer Verbindung standen und deren Urtheil über ihn alles Vertrauen verdient, da sie nicht, wie jene Schöngeister, in ihrem sittlichen Leben gebrandmarkt sind.

Wir müssen in dieser Darstellung mit dem Ereigniß anfangen, das auf Rousseau und sein ganzes späteres Leben den traurigsten Einfluß hatte, mit seiner Verheirathung mit Therese Le Vasseur. Zwar verband er sich nicht auf gesetzliche und religiöse Weise mit ihr, aber doch durch eine Erklärung vor Zeugen, die ihm ganz eben so bindend schien, wie die förmlichste Ehe, er nannte auch von nun an das gemeine Geschöpf seine — Frau. Es ist dieß in jeder Beziehung die dunkelste und räthselhafteste Stelle in seinem Leben. Rousseau lebte damals in Monquin, einem Haus bei dem Städtchen Bourgoin im Dauphiné. Von hier aus schrieb er Theresen den merkwürdigen Brief, aus dem hervorgeht, daß er vielfache Ursache hatte, mit ihr unzufrieden zu seyn. „Ich bin," sagt er darin, „seit sechs-und-zwanzig Jahren unablässig bemüht gewesen, Sie glücklich zu machen. Es ist mir sehr schmerzlich, daß ich bemerken muß, wie all' dieses redliche Bemühen nicht den erwünschten Erfolg hat, und daß es Ihnen nicht einmal Freude macht. Sie gefallen sich nicht allein nicht mehr bei mir, es kostet Ihnen auch sichtliche Ueberwindung, aus Gefälligkeit noch kurze Zeit zu bleiben. Alle Personen aus Ihrer Umgebung besitzen Ihr Zutrauen; ich allein, Ihr wahrer Freund, bin davon ausgenommen. Ich will viel Anderes nicht berühren, denn wenn man Jemanden nicht liebt, so mag man nichts von ihm hören und keinen Grund von ihm annehmen. Ich mag anfangen, was ich will, alle meine Mühe, all' meine Sorge ist vergeblich bei Ihnen. Ich

Digitized by Google

hätte nie daran gedacht, mich von Ihnen zu entfernen, wenn Sie mir nicht zuerst den Vorschlag dazu gemacht hätten. Sie sind dann oft auf diesen Gedanken zurückgekommen . . . Du wolltest mich verlassen und heimlich fortgehen, ohne daß ich wüßte wohin! . . . Ich verreise auf vierzehn Tage. Wenn mir indessen etwas zustößt, und ich nicht zurückkomme, so erinnern Sie sich des Mannes, dessen Wittwe Sie sind, und ehren Sie sein Andenken, indem Sie sich selbst ehren. Auf keinen Fall möge sich ein Mönch in Ihre Angelegenheiten mischen.“ Es ist einem sehr peinlich, den edlen Jean-Jacques so zart und liebevoll zu einem Geschöpf sprechen zu hören, wie diese Therese. In demselben Brief räth er ihr noch, ja wohl über ihren Vorsatz — sich in eine Versorgungsanstalt einzukaufen — nachzudenken; er läßt ihr übrigens ganz freien Willen und versichert sie, es solle ihr nie an Etwas fehlen.

Leider besann sich Therese eines Bessern und verließ Jean-Jacques nicht. Mit der Drohung war es ihr auch wahrscheinlich nicht Ernst, sie langweilte sich nur in der Einsamkeit von Monquin, und als Versöhnungs- und Friedensbedingung ließ sie sich versprechen, daß er den Ort verlassen und wieder nach — Paris ziehen, vorher aber sie heirathen wolle. Rousseau hatte auch die unbeschreibliche und unbegreifliche Schwachheit, ihr in beidem nachzugeben, denn noch im August 1769 nannte er sie vor Champagneux und Roslères seine Frau.

Endlich wurde nach Paris abgereist. In Lyon unterzeichnete Rousseau für die Statue Voltaires und sagte dabei: „da alle Schriftsteller das Recht hätten zu unterzeichnen, so glaube er, dieses Recht theuer genug erkauft zu haben.“ Er schrieb deßhalb an la Tourette, Einsammler der Beiträge. Sein Brief erschien gleich darauf in den öffentlichen Blättern. Darüber wurde Voltaire unruhig; er schrieb also auch an Tourette und sagte unter andern in seinem Brief: „Ich fürchte sehr, daß die gens de lettres von Paris keinen Fremden bei der Subscription zulassen, denn es ist eine rein französische Galanterie, und die sich dazu entschlossen haben, sind alle Künstler oder Kunstfreunde. Der Herr Herzog von Choiseul ist an der Spitze der Unterzeichnung und wird es vielleicht nicht gern sehen, daß der Zeitungsartikel eine Wahrheit enthalte.“ Diese wenigen Zeilen charakterisiren ganz ihren Schreiber. Es wurmte Voltaire, daß Rousseau darum gerühmt werden solle, weil er an der Errichtung seiner Statue Antheil genommen; er wollte dieß verhindern und suchte gleich den mächtigen Premierminister Choiseul hineinzumischen. Rousseau sollte in der französischen Literatur ein Fremder seyn! Der Verfasser des Devin du village sollte nicht allein kein Künstler, sondern nicht einmal ein Kunstfreund seyn!

Im Julius 1770 zog Rousseau zu Paris in die Rue Platrière, in ein Haus, das einem Herrn Venant gehörte, der ehemals Spezereihändler gewesen war, sich aber nun zurückgezogen hatte und von seinen Renten lebte. Seine Frau gefiel Rousseau'n sehr wegen ihres gesunden Menschenverstands, ihrer Manieren und ihrer Freimüthigkeit. Darum besuchte er diese Familie oft, zumal die Venants auch in Belleville, wo er ein Zimmer gemiethet hatte, ein Haus besaßen. Die Frau Venant war übrigens weder jung noch hübsch, und da auch Jean-Jacques ziemlich alt, überdieß schwächlich und kränklich war, so ist ein Liebesverhältniß zwischen beiden nicht wahrscheinlich. So viel ist aber gewiß, er ging oft hin.

Grimm sagt in seiner Korrespondenz von Rousseau, er sey damals viel in vornehme Gesellschaften gegangen. Ihm nach „hatte er seine Bärenhaut mit dem armenischen Gewand abgelegt, er war galant und süßlich geworden; er ißt auch bei Sophie Arnoud (nachherigen Madame de Genlis) mit einer Auswahl von Kleinmeistern und Hofleuten zu Abend.“ Diese Behauptung ist aber Grimmisch, d. h. hämisch und unwahr. Wir wissen von Frau von Genlis selbst, daß Rousseau nie zu Abend in Pariser Gesellschaften aß, sondern immer bald nach Haus ging. Zwar aß er bisweilen bei ihr zu Mittag, aber immer allein oder mit ein bis zwei genauen Hausfreunden. Als Beleg dafür kann eine Anekdote angeführt werden, die allgemein bekannt ist, und die in neuester Zeit Scribe zu einem niedlichen Lustspiele gedient hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Pasquino und Marforio.

(Fortsetzung.)

Eine Zeitlang erwartete Sixtus in ruhiger Haltung, aber mit zornglühendem Gesicht eine Antwort. Ungeduld und Grimm blitzten aus dem grauen, stechenden Auge, das sich der Reihe nach starr auf jeden der Anwesenden heftete, der dann, von Angst und Ehrfurcht ergriffen, sogleich auf die Knie sank und sich bekreuzte. Da es immerfort still blieb, schien der furchtbare Priester sich einen Augenblick zu besinnen, und als die Hand, mit der er über das Gesicht fuhr, wieder weg war, fiel Allen die gänzliche Veränderung in seinen Zügen auf. Nach der Bewegung des halb gesenkten Augenlieds, nach den aneinandergepreßten Lippen, hätte man fast glauben mögen, ein heiterer Gedanke habe seinen Ideen auf einmal eine andere Richtung gegeben, aber die Bewegung seines Fußes deutete an, daß der Sturm noch nicht ganz beschwichtigt war. Doch nicht lange, so verwischte sich in den beweglichen, charakteristischen Zügen jede Spur von Zufriedenheit oder von Unwillen, und zurückblieb das demüthige, gottergebene Gesicht des Kardinals Montalto. Sein Auge

hatte allen Glanz verloren, und mit eintöniger, schleppender Stimme murmelte er die Worte: „Meine Kinder, Gott allein steht die Macht zu, die Gedanken der Menschen zu durchdringen, er allein liest in den Herzen. Ich, der Knecht der Knechte Gottes, ich vermag allein durch rein menschliche Mittel die Wahrheit zu erforschen . . . Morgen also zur Folter!“

Tags darauf waren die Folterknechte zur Hand. Mit ihren Werkzeugen zum Schnüren und Dehnen in den Händen, zogen sie zwei und zwei durch Rom dem Monte-Cavallo zu, in gravitätischem Schritt, mit stolzen Blicken und strahlenden Gesichtern; sie sollten ja heute unter den Augen des heil. Vaters selbst arbeiten. Wo sie vorbei kamen, war Alles voll Bestürzung, und der Volkshaufe, der ihnen nachzog, machte im Angesicht des Quirinals schweigend, starr vor Entsetzen Halt. Nur ein junger Mensch machte sich Platz durch die Haufen, sezte sich in raschen Lauf, überholte die Henker und trat vor ihnen unter den großen Säulengang.

Der Pabst führte eben in der Kongregation des Ablasses den Vorsitz. Nicht weit von ihm auf niedrigeren Stühlen saßen der Kardinal Kämmerling, der Kardinal Kanzler, der Kardinal Vikar, weiterhin, noch niedriger, die übrigen Kardinäle in großem Kostüm, zu ihren Füßen ihre Schleppträger mit der Soutane und dem seidenen Mantel. Prälaten, geistliche und weltliche Theologen, die zu der Berathung gezogen waren, standen demüthig dahinter, der Aufforderung des Pabstes, ihr Licht leuchten zu lassen, gewärtig. Bereits waren verschiedene Eingaben vorgenommen und darüber, was uns hier gleichgültig ist, bejahend oder verneinend entschieden worden, da that der Kämmerer in Chorhemd und Mäntelchen drei leise Schläge an die Thüre, öffnete sie sachte, schlüpfte schüchtern hinter den Kardinälen herum, ging auf den Pabst zu, verbeugte sich vor ihm und sprach ihm leise ins Ohr. Sixtus stand auf. „Fürsten der Kirche und Prälaten,“ sprach er zu der Versammlung, „lassen wir für heute Breven und Ablaßbullen. Ich ersuche euch um euern Rath in einer nicht minder wichtigen Angelegenheit, und erkläre euch, aus eigener Machtvollkommenheit, zur Konsulta. Ein Unbekannter ist vor der Thüre, der mir den Urheber der gegen mich gerichteten Pasquinaden angeben will; ich befehle, daß er vorgelassen werde. Was die Angeklagten betrifft, so soll der Kardinal Vikar an meiner Stelle und in meinem Namen den Vorsitz bei der Folter führen, mit welcher man sogleich den Anfang zu machen hat. Auf je mehr Wegen man in solchem Falle die Wahrheit zu erforschen sucht, desto besser.“

Der Angeber wurde vorgeführt. Es war derselbe junge Mann, der dem Zug der Folterknechte in den Pallast vorausgeeilt war. Vergeblich hätte man in seinem Blick, vergeblich in seinen Mienen nach dem Brandmale geforscht, das dem Auge die verworfene Seele des Angebers kundgibt; im Gegentheil, aus seinem ganzen Wesen sprach Tugend und gesunde Geisteskraft. Der geübteste Physiognomist, wenn er in diesem ausdrucksvollen Gesichte den Spuren der Leidenschaften nachforschte, las in den leichten Falten um den Mund, in den hochgezogenen Augbraunen und der vorzeitig gefurchten Stirne nichts als tiefes, lebendiges Gefühl und einen sinnigen Geist. Er schien nicht ohne Verlegenheit und Scheu vor die Versammlung zu treten. Nach der vom Kämmerer erhaltenen Weisung machte er beim Eintritt in den Saal eine Kniebeugung, sodann eine zweite in der Mitte, endlich, nach erhaltener Erlaubniß, näher zu treten, warf er sich dem Pabst zu Füßen. Sixtus ertheilte ihm den apostolischen Segen, ließ ihm, wie es der Brauch ist, einen Rosenkranz reichen, und begann das Verhör in eigener Person. „Wie heißt Ihr?“ — Er sagte es; aber sein Name ist nicht zu unserer Kenntniß gekommen. — „Was seyd Ihr in Rom? was ist Eure Beschäftigung? Das müssen wir wissen, obgleich wir zum voraus geneigt sind, volles Vertrauen in Eure Worte zu setzen.“ — Der Befragte zauderte mit der Antwort; da erhob ein Prälat die Stimme: „Der junge Mann ist Geheimschreiber bei Signor Pandolfo Norsini, meinem Nachbar.“ — „Gut,“ sprach der Pabst, und zum Kämmerer gewendet: „Signor Pandolfo Norsini zuallererst auf die Folter!“ — „Halt!“ rief der Angeber; „ich bin nur hier, um meinem Herrn und seinen Unglücksgefährten eine Qual zu ersparen, die keiner verdient hat; denn der Schuldige — bin ich.“ Damit warf er ein Bündel Papiere zu seinen Füßen. „Hier sind die Beweise: Satiren, Epigramme, Alles ist von mir, von mir allein; hier sind die Originalien: Stellen durchstrichen, geändert, verbessert, Alles von meiner Hand; keiner Seele hatte ich es vertraut; ich selbst habe Nachts die Abschriften unten an Pasquinos Bildsäule geheftet. Dies ist die reine Wahrheit, ich schwöre es bei meinem ewigen Heil! Ob ich Unrecht gethan, das weiß Gott; aber ich habe mich dem Urtheil der Menschen unterworfen, und so möge ich denn den Lohn meiner Thaten empfangen; denn die Ehre, gemacht zu haben, was ich gemacht, will ich keinem Menschen in der Welt lassen.“

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 16. Mai.

Cuviers Leichenbegängniß.

Gestern früh ist Cuvier von einem halben Dutzend der ersten hiesigen Aerzte seirt worden. Bei Oeffnung des Schädels, der nach allen Durchmessern auffallend groß erschien, konnten sich die Anwesenden nicht genug wundern über die

auszeichnende Entwickelung der Gehirnsubstanz; namentlich waren die Windungen auf der Oberfläche dieses ungeheuern Gehirns ganz außerordentlich zahlreich, groß und tief. Bekanntlich macht Gall die Entwickelung der Geistesfähigkeiten von der Ausdehnung jener Windungen abhängig. In der Zirbeldrüse fand man verschiedene sandige Körner; nach Manchen hängt dieser Umstand genau mit dem Genie zusammen. Das Gehirn ist sogleich in Gyps abgegossen worden.

Heute um Mittag wurde der große Mann unter dem Zuströmen einer ungeheuern Menschenmenge, obgleich es die ganze Zeit über regnete, auf dem Kirchhofe Père la Chaise begraben. Reden wurden eher zu viel, als zu wenig gehalten: Dreaux sprach im Namen des Staatsraths, Arago für die Akademie der Wissenschaften, Jouy für die französische Akademie, Villemain für den Universitätsrath, Geoffroy St. Hilaire für die Zoologen des Instituts, Dumeril für das Museum, Pariset für die medizinische Akademie, Walkenaer für die Akademie der Inschriften. Vorläufig, bis Sie Ihren Lesern ein Bild vom Geist und dem Leben eines Mannes geben, dessen geistreiche Ansichten und außerordentliche Entdeckungen Sie immer in Ihren Blättern auch dem nicht eigentlich gelehrten Publikum im hochgebildeten Deutschland mitzutheilen suchten, hören sie wohl gerne, was einer der Leichenredner, der Physiker Arago, gut und schön, wenn gleich nicht ganz frei von dem den Franzosen eigenthümlichen Pomp und Selbstlob, sagt.

„Ein berühmter Geometer, der, was die Wichtigkeit und Mannigfaltigkeit seiner Werke anlangt, kühn mit allen wissenschaftlichen Notabilitäten Europas in die Schranken treten kann, erfüllt verflossenen Montag den unermeßlichen Verlust, den die Akademie erlitten, erst beim Eintritt in unsern Sitzungssaal; „weh! rief er aus, todt! damit werden wir sammt und sonders kleiner!“ In diesem Wort sprechen sich getreu und bündig die schmerzlichen Gefühle aus, welche jeden von uns bewegten; es charakterisirt das Unglück, das wir beweinen, besser als lange Reden. So fühlten sich die königliche Societät zu London, die ehemalige Akademie der Wissenschaften zu Paris, die Akademien zu Petersburg und Stockholm aufs Tiefste erschüttert, als sie Newtons, d'Alemberts, Eulers, Linnés Tod erfuhren. Nun ist es an uns gekommen, meine Herrn; die Klasse des Instituts, in deren Namen ich spreche, hat am 15. Mai 1832 ein schwerer Schlag getroffen. Seit ein Paar Jahren trifft bei uns der Tod, dem Blitze gleich, die Höhen; Lagrange, Monge, Malus, Berthollet, Hauy, Laplace, Fresnel wurden hintereinander den Wissenschaften, deren Gebiet sie rastlos erweiterten, der Akademie entrissen, die sie mit Ruhm bedeckten. In jedem andern Lande wäre das Verschwinden einer solchen hellleuchtenden Pleiade ein rein unersetzlicher Verlust gewesen; in Frankreich, dem fruchtbaren, dem gesegneten Lande, haben berühmte Geometer, große Chemiker, scharfsinnige Physiker, gelehrte, unermüdliche Naturforscher, rasch ihre Namen jenen unsterblichen, die ich genannt, an die Seite gesetzt. Ja, jetzt noch, ich behaupte es zuversichtlich, hegt Frankreich in seinem Schooße eine größere Zahl jener hochbegabten Männer, deren Andenken bei der Nachwelt fortlebt, als irgend ein Land in Europa. Hätte ich mich über persönliche Auszeichnung auszusprechen, so wäre ich wohl ungleich zurückhaltender; da würde Schweden seinen großen Chemiker nennen, Deutschland seine tiefsinnigen Mathematiker, seine unermüdlichen Astronomen, England seine scharfsinnigen Physiker. Ein Mann, nur Ein Mann hatte sich den gemeiniglich sehr eifersüchtigen Ansprüchen der dieselbe Laufbahn Verfolgenden zu entwinden gewußt; ja sogar der Nationalvorurtheile war er Meister geworden: von Dublin bis Calcutta, von Upsal bis Port Jackson galt Cuvier einstimmig für den größten Naturforscher seines Jahrhunderts; Cuvier wandelte unter uns als das lebendige Bild von Frankreichs Uebergewicht in der Wissenschaft: sein Tod macht uns sammt und sonders kleiner.“

(Der Beschluß folgt.)

London, Mai.

(Beschluß.)

Gibraltar. W. Schlegel in London.

„Neben diesen Gängen (heißt es in der Beschreibung der Festungswerke von Gibraltar in Biglows Reise weiter) gibt es noch mehrere Gallerien in dem äußern Felsen, welche mit unsäglicher Mühe ausgehauen und alle mit Geschütz versehen sind. Hie und da trifft man auf trefflich ausgehauene Treppen, auch auf senkrechte Schachte zum Einlassen frischer Luft und andern Zwecken. Aber zwei oder drei geräumige, hohe Säle übertreffen an Kühnheit des Planes und Schönheit der Ausführung alle übrigen Wunder dieses Felsennestes. Der merkwürdigste davon heißt der St. Georgssaal. Es ist eine ungeheure Höhlung, in den Kern eines thurmartigen Felsens gehauen, welcher aus der steilen Gebirgswand hervorspringt. Von außen sieht er einem künstlichen Thurme ähnlich, im Innern bildet er ein Gemach von 120 Fuß im Umfange und verhältnißmäßiger Höhe. Boden und Seitenwände sind ganz geglättet; aber ein halbes Dutzend weitgähnender Schießscharten und eine kreisförmige Trichteröffnung in der Decke als Schornstein zeigen deutlich an, daß die Höhle nicht zur Lust gesprengt ist. Sechs Vierundsechzigpfünder, Stücke von ungeheurer Größe, stehen hier bereit, ihren Donner auf jeden niederzusenden, der es wagen sollte, die Feste zu Wasser oder zu Lande zu belagern. Sie liegen so künstlich auf den Lafetten, daß man sie mit leichter Mühe nach jeder Richtung bewegen kann. Man kann sich einen Begriff von der Größe dieser Höhlungen machen, wenn man weiß, daß sie die ganze Besatzung der Festung auf einmal zu fassen vermögen, die doch nie unter 5000 Mann stark ist, und die Mannschaft würde nicht nur in den Gallerien, sondern auch in den offenen Verbindungsgängen gegen jeden Schuß sicher seyn; denn diese sind durch so hohe Schutzmauern gedeckt, daß Truppen und Geschütz sich auf denselben bewegen könnten, ohne von außen her nur gesehen zu werden.“

W. Schlegel hat London verlassen, ohne seinen Brief an Sir James Macintosh „sur l'Etude des langues asiatiques“ herausgegeben zu haben. Doch enthält das New Monthly Magazine vom vergangenen Monat einen Auszug daraus nach dem Manuscript. Unser gelehrter Landsmann sagt darin der hiesigen asiatischen Gesellschaft, wovon er zwar Ehrenmitglied ist, in der aber, wie es scheint, nur gewisse Beamte das Wort führen dürfen, ziemlich derbe Wahrheiten. Er tadelt besonders, daß sie, statt seltene orientalische Manuscripte, vorzüglich in Sanskrit und chinesischer Sprache, herauszugeben, oder sonst das Studium jener Sprachen durch verbesserte Grammatiken und Wörterbücher zu fördern, oder auch nur lateinische oder französische Uebersetzungen zum Nutzen der gelehrten Welt im Allgemeinen zu veranstalten, dabei stehen bleibt, größtentheils mangelhafte Uebersetzungen aus dem Arabischen und Persischen in englischer Sprache herauszugeben, und zwar Uebersetzungen von Geschichtsbüchern oder Gedichten, welche, dem Sanskrit abgeborgt, von den Arabern oder Persern verschönert oder verwässert worden sind. Schlegel wünscht, daß zur Förderung des von ihm angedeuteten höhern Zweckes eine europäische Akademie sich bilden möge.

Beilage: Literaturblatt Nr. 54.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 126.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 26. Mai 1832.

Wann ward der erste Kranz gewunden?
Wann flog der erste Ball an's Ziel?
Wann ward der heitre Tanz erfunden?
Und wann das leise Pfänderspiel?
Ach! wohl in fernen, fernen Tagen;
Die unsern hätten's nie erdacht.

Uhland.

Das Fräulein von Windegg.

Romanze.

Hoch von dem granitnen Thurme
Schaut der Jungfrau Geist zum Thal,
Nicht im Dunkel, nicht im Sturme,
In des Maitags erstem Strahl;
Eine Himmelsblume, glänzend
In des Frühlings Blüthenbund,
Ihren Festpokal kredenzend
Jedem frohen Menschenmund.

„Weil ein Maitag mich entnommen
In den Mai der Ewigkeit,
Lockt es mich, herabzukommen
Mit der frohen Blumenzeit.
Keiner Engel Hymnen hallen,
Keine Palmen lohnen hier;
Aber meine Nachtigallen,
Meine Rosen blieben mir.“

Sinnend schaut sie nach den Tiefen:
„Viele kehrten bei mir ein,
Die mit mir zum Heil entschliefen,
Sangen hell durch Thal und Hain;
Tranken Jubel sich und Stärke,
Wenn ich mit dem Becher kam;
Lebten kühn der Lust, dem Werke,
Ließen keine Zeit dem Gram.“

„Aber einsam steh' ich oben
Mit dem alten Grafentrank;
Niemand kommt mehr, ihn zu loben. —
Seyd zu stolz ihr für den Dank,
Für die Freude schon zu weise,
Für den Frühling schon zu alt,
Für ein herzlich Lied zu leise,
Für die Liebe gar zu kalt?“

„Fahret hin, ihr Freudelosen,
Bittet ab euch jede Lust;
Uebersehet meine Rosen,
Meiner Sänger kleine Brust!
Daß sie nicht vergebens leben,
Nicht umsonst ihr Lied erwacht,
Muß ein Geist vom Himmel schweben,
Huldigen der frommen Pracht.“

Georg Rapp.

J. J. Rousseaus häusliches Leben und Tod.

(Fortsetzung.)

Mehrere Herrn von Hof, die Jean-Jacques durchaus kennen lernen wollten, drangen in Sophie Arnoud, sie zum Abendessen mit ihm einzuladen. Sie schlug es ihnen rund ab, weil sie zum Voraus wußte, daß Rousseau nie darein willigen würde. Die Herren ließen sich aber, als ächte Hofleute, nicht abschrecken, und drangen immer

Digitized by Google

von Neuem in sie, ja sie drohten, mit ihr zu brechen, wenn sie ihren Wunsch nicht erfülle. Um nun diesen Bruch zu vermeiden, machte sie bei Rousseau einen Versuch; er war aber, wie sich voraussehen ließ, vergeblich. Doch als schlaues Mädchen erfand sie ein Auskunftsmittel. Der Theaterschneider hatte auffallende Aehnlichkeit mit Jean-Jacques, sie beschloß daher, ihm Rousseaus Rolle bei dem Souper zu übertragen. Sie ließ ihn kommen und kam bald in Folgendem mit ihm überein: er sollte eine runde Perrücke aufsetzen, ein kastanienbraunes Kleid ohne Kragen anziehen, ein langes, dickes spanisches Rohr in die Hand nehmen, kurz sich ganz so anziehen, wie Rousseau, überdieß den Kopf ein wenig auf die Seite halten, vor Allem aber nie ein Wort reden; dagegen ist ihm Essen und Trinken vergönnt, so viel er mag, vorausgesezt, daß er immer dabei schweigt; auf ein abgeredetes Zeichen soll er von Tisch aufstehen und fortgehen; dafür soll er reichlich bezahlt werden. Nun wurde der Tag festgesezt und die Einladungen gemacht; es waren ungefähr zwölf Personen, lauter vornehme Herrn. Mademoiselle Arnoud wieß dem Schneider seine Stelle neben sich an und hatte ihre Maaßregeln so gut ergriffen, daß die Gäste schnell berauscht wurden. Der Wein sollte die Täuschung vollständig und die stumme Rolle des Pseudo-Rousseau noch natürlicher machen. Es ging aber nicht ganz nach ihrem Willen. All' ihre Aufmerksamkeit konnte nicht verhindern, daß der Schneider viel trank. Bis gegen das Ende des Mahls erinnerte er sich jedoch immer an sein Versprechen und an den Befehl, stille zu seyn. Nun aber sprachen alle auf einmal, und diese Gelegenheit benuzte er nun auch, um mit zu reden. Es war ein Glück, daß die Gäste alle berauscht waren, denn sonst hätten sie sich gewiß über die Reden dieses Rousseau nicht wenig gewundert. Sophien wurde ganz angst. Einmal über das andere gab sie ihm das verabredete Zeichen, fortzugehen. Der Schneider that aber, als sähe er es nicht, und schenkte sich ein Glas nach dem andern ein. Endlich drohte ihm Sophie, sie werde ihn, wenn er nicht sogleich freiwillig fortgehe, durch ihre Bedienten zur Thür hinauswerfen lassen. Dieß wirkte; er erhob sich und schwankte aus dem Eßzimmer. Nun war's merkwürdig, die Herrn zu hören, wie sie sich ganz aufrichtig im Lob und Preis dieses Rousseau überboten. Alle bewunderten seinen Geist, alle fanden, er entspreche ganz der Vorstellung, die sie sich von seinem Witz und seinen Talenten gemacht hätten. Zu solcher Lächerlichkeit führen vorgefaßte Meinungen. Auch hatte Sophie die größte Mühe, bei diesem sich überbietenden Lob das Lachen zu halten. Endlich stand man von Tisch auf und ging in den Salon. Man hoffte Rousseau da wieder zu finden und bedauerte sehr, daß er nicht da war. Nach einigen Tagen sprach der Hof und ganz Paris von diesem Abendessen, und es kursirten eine Menge Witzworte und geistreiche Aeußerungen, die Jean-Jacques bei Tisch gesagt haben sollte. Vor einigen Jahren lebten noch einige dieser Gäste, so wie die einst so schöne und liebenswürdige Sophie. Mehrere Wochen nach dem berühmten Souper erzählte sie den vornehmen Herrn den Streich, und diese waren so klug, darüber zu lachen. Vielleicht hat Grimm den rechten Zusammenhang nicht erfahren. Vielleicht that er auch nur, als wisse er ihn nicht, um behaupten zu können, Rousseau esse bei Sophie Arnoud mit Hofleuten zu Nacht.

Jean-Jacques ging fast täglich in das Kaffeehaus, das jezt seinen Namen trägt, oder in den Café de la Régence, um da Schach zu spielen. In beiden zog seine Gegenwart eine Menge Neugieriger an. Madame Venant hatte eine Schwester, die in der Straße Verrerie einen Café hielt, aber schlechte Geschäfte machte; um Gäste anzuziehen, bat sie Rousseau'n, dahin zu gehen. Er that es auch, und die Menge folgte ihm dahin. Er verließ aber das Haus bald wieder, weil ihm einige junge Leute dort durch ihr Betragen mißfallen hatten.

(Die Fortsezung folgt.)

Pasquino und Marforio.

(Beschluß.)

Sixtus der Fünfte, der Unversöhnlichste aller Priester, ließ gar gern seinen Fang in der Hand zappeln. Langgeübte Verstellung hatte ihn die Kunst gelehrt, seinen bittersten Verdruß zu verstecken, und so war es ihm denn ein Kleines, nachdem er in einem weitläuftigen, sentenzenreichen Vortrag die Abscheulichkeit des Verbrechens ausgemalt, einen Hoffnungsfunken in der Brust des Unglücklichen zu wecken, damit ihn der Streich, den er auf ihn zu führen dachte, desto empfindlicher treffe. Er hatte sein heiliges Wort verpfändet, der Schuldige solle, wenn er sich selbst nenne, nicht allein die dem Angeber versprochene Belohnung erhalten, sondern auch sein Leben solle nicht gefährdet seyn. Die zweitausend Pistolen schlug der junge Dichter aus; das Leben, ja, das nahm er an; er hatte geglaubt, es zum Opfer zu bringen, entzückt ließ er es sich wieder schenken; ist es doch so schön, wenn man drei-und-zwanzig Jahre alt ist, doppelt schön, wenn einen die Zauber der Poesie umgaukeln, wenn einem Alles Liebe athmet, eine Seele blickt aus jedem Ding, wenn man den Worten der Männer glaubt und den Gesichtern der Frauen. Das Leben — als bekäme er es zum zweiten Male aus Gottes Hand, so entzückt nahm er es vom Priester; Thränen der Freude quollen aus seinen Augen, das stolze Herz schmolz hin in Dankbarkeit, ja fast in Reue. Edler Mensch! leichtgläubiger, hochherziger Jüngling! du glaubtest an die Vergebung eines Prie-

Digitized by Google

sters! Schon blickte er beschämt auf die unglücklichen Früchte seiner satirischen Ader, eben wollte er in die Knie sinken, da begann Sixtus seinen fürchterlichen Spruch: „Das Leben habe ich verheißen, nimmermehr Straflosigkeit. Des Hauptes eines Mörders oder eines Libellisten schonen und ihm dabei die Macht lassen, ferner Böses zu thun, hieße ein Verbrechen an der Menschheit begehen. Zerknickt ihr eine Feder, zerbrecht ihr einen Dolch, und meint, damit sey genug geschehen? Sind dieß die wahren Werkzeuge des Verbrechens? Gibt es dergleichen nicht vollauf? Nein, der Geist hat hier gefrevelt, der Gedanke. Beraubt den Unseligen hier seiner Freiheit; seyd ihr damit gewiß, daß, was sein Gedanke Sträfliches hegt, nicht dennoch zur Aeußerung kommt? Also nicht den Menschen muß man einkerkern, sondern den Gedanken. Ist das nicht auch eure Meinung?“ Ein Paar Stirnen neigten sich bejahend, aber der Pabst, der sklavischen Unterwürfigkeit seiner rothen Hüte gewiß, achtete nicht darauf und fuhr fort: „Wohl, so thun wir denn den Spruch, und er ist unwiderruflich: die Zunge, welche die verläumderischen, fluchwürdigen Verse wider uns sprach, werde ausgetilgt mit dem Messer; die Hand, welche sie schrieb, die Hand, welche sie anheften half, werden abgehauen und an Pasquinos Bildsäule genagelt, und somit sey der Gedanke dieses Menschen, sey sein giftschwangerer Geist eine Waffe, die er nur gegen sich selbst kehren kann.“

Sixtus war aufgestanden; die Kardinäle sahen in stummem Entsetzen auf den fürchterlichen Mann, den sie sich zum Oberhaupt gegeben, hinten im Saale tauschten Prälaten und Gottesgelehrte flüsternd ihre Gefühle aus; die einen warfen scheue, verstohlene Blicke auf den armen jungen Dichter; andere fragten sich bang, ob die gesetzlichen Formen beobachtet worden seyen, oder ob die Exekution öffentlich werde vorgenommen werden. Die diensthuenden Kämmerer liefen durch den Saal hin und her, erhielten Befehle und richteten sie aus, und während dieser dumpfen Pause hatte sich die Schreckenskunde durch die halboffene Thüre nach außen verbreitet.

Der Verurtheilte stand starren, stieren Blicks, es war, als hätte ihn der Schlag völlig vernichtet; kalter Schweiß strömte von seiner Stirne, seine Glieder zuckten. Jezt warf er einen Blick um sich, als suchte er aus einem schweren Traume zu erwachen; er legte die Hände zusammen und brachte zuckend den Rosenkranz an die Lippen; plötzlich aber fuhr er damit an den Hals, raffte den leichten Mantel, der ihm über den Schultern hing, zusammen und wickelte sich fest darein, mit der Gebehrde eines Menschen, der auf einen Dolchstoß gefaßt ist. Eben stieg Sixtus die Stufen seiner Estrade herab, um sich zu entfernen, da scholl ein durchdringender Schrei, eine Weiberstimme, zu wiederholten Malen durch den Pallast. Dieser klägliche, herzzerreißende Laut schien die ganze Versammlung mit Entsetzen zu durchschüttern; auch Sixtus stuzte und blieb stehen. Beim ersten Schrei erhob der junge Mann das Haupt; eine fürchterliche Blässe bedeckte sein Gesicht; er horchte eine Zeitlang auf die Stimme, die schwächer und schwächer klang; jezt verstummte sie, da stampfte er wüthend auf den Boden und streckte die Hand gegen den Pabst aus, als geböte er ihm, zu bleiben; in dem langen Blicke voll Zorn und Verachtung, den er auf ihn warf, las man, daß nun auch er seinen Fluch auf den grausamen Alten schleudern wollte; aber der furchtbare Drang der Gefühle hatte seine Organe gelähmt, die zuckenden Lippen vermochten kein Wort zu stammeln. Die Kardinäle hinter sich, ging Sixtus ruhigen, festen Schritts aus dem Saale, und der Unglückliche, überwältigt vom Sturme, der in ihm tobte, fiel bewußtlos in die Arme — der Henker.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, 16. Mai.

(Beschluß.)

Cuviers Leichenbegängniß.

„Bei den wissenschaftlichen Entdeckungen (heißt es in der von Arago am Grabe Cuviers gehaltenen Rede weiter) selbst der höchsten Geister spielten immer Zufall und Glück eine Rolle. Das meinte Lagrange, wenn er, als er die ungeheure Anstrengung, mit der er seine ausgedehnten mathematischen Arbeiten schaffen mußte, mit der unendlich kleinern Mühe verglich, welche vielleicht ungleich wichtigere Entdeckungen scheinbar gekostet hatten, wenn er da rief: „Wie glücklich war Newton, daß das Weltsystem noch zu entdecken war!“ Mehr als Ein Naturforscher mag im Lauf der Jahrhunderte bei Cuvier dieses Wort unsers unsterblichen Mathematikers wiederholen, ohne daß dadurch der Ruhm unsers erlauchten Mitbruders im Geringsten beeinträchtigt würde. Als Cuvier die ersten Schritte auf der unermeßlichen, unbetretenen Bahn wagte, die er seitdem durchlaufen, hatten eben zwei Männer von Genie, Saussüre und Werner, der eine auf dem beschneiten Kamm der Alpen, der andere tief unten in den sächsischen Schachten, über den rein mineralogischen Theil des großen Problems der Erdbildung ihre Forschungen angestellt. Zur selben Zeit sammelten andere Beobachter die fossilen Reste organischer Körper zu Tausenden; aber diese Dinge alle wurden rein als Kuriositäten betrachtet und wanderten als solche in öffentliche und Privatsammlungen. Cuviers scharfes Auge wurde alsbald inne, welch einen Schatz neuer Wahrheiten ihr Studium zu Tage fördern mußte; aber die Ueberreste der Thiere, die Knochen der Säugethiere namentlich, finden sich selten beisammen; sie sind untereinander geworfen, tausendfältig zerbrochen, und so muß denn der Forscher die Ordnung, das Geschlecht, die Art und die Größe der Individuen, welchen diese Trümmer angehörten, nach den kleinsten Bruchstücken zu bestimmen suchen. Dazu mußte eine neue Wissenschaft geschaffen werden, zu der vor Cuvier kaum die ersten Elemente vorhanden waren, und so entstand jene wunderherrliche vergleichende Anatomie, welche nach ihrem obersten Grundsatze, daß bei allen organischen Wesen die entferntesten

Digitized by Google

und scheinbar verschiedensten Theile in der genauesten Wechselbeziehung zu einander stehen, zum Beispiele nach der Bildung eines ganz kleinen Knochens vom Fuße ausmittelt, ob das Thier, dem es angehörte, ein Fleischfresser war oder nicht. Cuviers unermeßliche Forschungen über die fossilen Thiere waren nichts als eine fortwährende Anwendung der von ihm selbst entdeckten Gesetze. Er war, um mich eines treffenden Ausdrucks von ihm selbst zu bedienen, ein Alterthumsforscher ganz eigener und neuer Art, und mußte immer die Denkmale, deren respektives Alter er ausmitteln wollte, wieder aufbauen."

„Auf diese Weise kam das herrliche Werk, die Ermittelung der Verhältnisse zwischen den untergegangenen Thiergeschlechtern und den Erdschichten zu Stande, und an Cuviers Arbeiten haben sich seitdem Tausende von Beobachtungen der Naturforscher in den vier Welttheilen angeschlossen; auf diese Weise wurden jene kolossalen Säugethiere wiedergeschaffen, jene seltsam gestalteten Reptilien, welche die Zuckungen des Erdballs, furchtbare Fluthen auf ewig von der Erdoberfläche vertilgt haben. Die vergleichende Anatomie, die Forschungen über die fossilen Thiere sind unsterbliche Denkmale, welche Cuviers Namen auf die fernste Nachwelt bringen werden."

„Am Schöpfer so großer Werke wäre hohes Selbstgefühl und Bewußtseyn seiner Ueberlegenheit nicht anders als natürlich gewesen; besaß er sie aber auch, so thaten sie wenigstens der Einfachheit, ja der Anspruchlosigkeit seines ganzen Benehmens keinen Eintrag. Wenn Personen, die Cuvier nicht leicht anders, als in unsern akademischen Sitzungen sahen, versucht werden mochten, ihm den Vorwurf, den sicher unbedeutenden Vorwurf zu machen, daß er selten eine gewisse Steifigkeit und Befangenheit ablege, so wird dagegen Jeder, der näher mit ihm umging, Zeugniß dafür ablegen, wie gut sein Charakter, wie liebenswürdig er in seinem ganzen Betragen war."

„Seine außerordentliche geistige Thätigkeit ist sich bis zu seinen lezten Augenblicken treu geblieben. Die Umstände, unter denen ein so großes Leben erlosch, müssen sorgfältig aufbewahrt werden; wir erzählen sie, sowohl den großen Mann zu ehren, als Allen vor Augen zu stellen, was die Lebensweisheit vermag, der er noch mit seinem lezten Athemzug feierlich huldigte. Als er den ersten Anfall des Uebels fühlte, dem er unterlag, konnte er sich eines peinlichen Gefühls nicht erwehren; aber Liebe zur Wissenschaft war es, was ihn drängte, das fliehende Leben aufzuhalten. Lag doch noch eine lange Zukunft voll Nutzen für die Welt, voll Ruhm vor seinem Blicke; er meinte, auf das herrliche Denkmal, das er den Naturwissenschaften errichtet, noch nicht den Schlußstein gesezt zu haben; doch sein Kummer beim Gedanken an künftige Werke, an Entdeckungen, deren Keime noch in einer unerschöpflichen Geisteskraft ruhten, war von kurzer Dauer. Nachdem er wegen Herausgabe seiner unvollendeten Werke Verfügungen getroffen, und dieses wichtige, heilige Geschäft zweien seiner Mitarbeiter und Freunde übertragen, nachdem er seinem Bruder und Neffen kostbare Andenken vermacht hatte, wandte er sich mit seinen Gedanken ganz der ausgezeichneten Frau zu, der er sich für dieses Leben verbunden, und diktirte mit bewundernswürdiger Geistesruhe Verordnungen, wie sie ihm die vorsorglichste Liebe eingab. Möge die Wittwe des genialen Mannes, den wir beweinen, im Schmerze, den das ganze gelehrte Europa fühlt, eine Erleichterung ihres nur zu gerechten Kummers finden; besonders aber mögen die politischen Vorurtheile schweigen am Rande eines Grabes, das sich bald über einer Glorie Frankreichs schließen wird. Sein Ruhm gehört uns an, und wir dürfen alle stolz darauf seyn."

„Heute vor zehn Tagen, in der vorlezten Sitzung der Akademie, auf dem Platze, wo die Fremden immer unsern großen Sekretär so neugierig betrachteten, sprach er noch mit mir von den Verbesserungen, die, wie er, und vielleicht nur er, meinte, mit seinen großen Werken noch vorzunehmen wären, und von manchen Zusäzen zu den neuen Ausgaben, mit denen er sich beschäftigte. Dies, sagte er, sind meine Lieblingsarbeiten für dieses Jahr; ich will die ganze Ferienzeit dazu benuzen. Keine Woche, und diese Plane waren nichts mehr als ein leerer Traum, der Tod hatte uns einen der höchsten Geister, deren Frankreich sich rühmen kann, geraubt, und unser großer Naturforscher war nur noch die kalte Hülle, der wir die lezte Ehre erweisen. — Lebe wohl, theurer, grosser Bruder! lebewohl, Cuvier, lebewohl!"

Nach vollendeter Ceremonie wurde dem berühmten Todten, als Großoffizier der Ehrenlegion, die militärische Ehre erwiesen.

Auflösung des Räthsels in Nr. 120:

Du.

Charade.

1. (homonymisch.)

Ein Kämpfer neuer Zeit,
Mit unscheinbaren Waffen,
Die machen wirklich viel
Den Stärksten oft zu schaffen;
In aller Stille hat
Er Helden schon besiegt;
Schwach ist er oft nur dann,
Wenn er sich unterliegt.

2. 3.

Ein meist verzärtelt Kind;
Je mehr du seinen Willen
Ihm thust, je minder wirst
Du seine Ford'rung stillen;
Dein Kind, des Häßlichkeit
Du nur an fremden siehst,
Verhätschelst du es doch,
Indeß du diese fliehst.

Das Ganze.

Ein wahrer Zaub'rer ist's,
Macht leicht von Samen Sonnen,
Aus Tannen, ohne Axt
Und ohne Schneidzeug, Tonnen;
An Launen spannt er wohl
Selbst Rosse lustig an;
Aus einem Huhn wird oft
Durch seine Kunst ein Hahn.

Ein Kobold, neckt er gern,
Euch um die Augen schwirrend,
Wie Fonoués Zauber ist
Sein Zauber sinnverwirrend;
Am meisten hat an ihm
Mich freilich das betrübt:
Oft legt man mir zur Last,
Was Tolles er verübt.

J. G. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 127.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 28. Mai 1832.

Du lang schon waltest über dem Haupte mir
Du in der dunkeln Wolke, du Gott der Zeit!
Zu wild, zu bang ist's ringsum, und es
Trümmert und wankt ja, wohin ich blicke.

Hölderlin.

Episoden
aus der Novelle:
die Zerrissenen.
Von A. Sternberg.

II.

Wieder war die Gesellschaft größtentheils in der Fischerhütte versammelt, da trat die Dienerin herein und meldete, es stehe im Vorzimmer ein kleiner verdrießlicher Mann mit einer spitzen, äußerst saubern Nachtmütze; er habe kurz und ungeduldig befohlen, ihn zu melden. Die Gesellschaft trat neugierig zusammen, die Thüre ging auf und eine seltsame Figur mit rückwärts flatterndem Schlafrock eilte herein, bemächtigte sich eines Stuhles, bestieg ihn, und sich leise räuspernd und sich bückend, hob sie mit feiner Stimme zu sprechen an: „O meine Herrn, wenn Sie wüßten, wie krank ich bin! man beobachtet mich und hält meine arme kleine Person in einem weitläuftigen Gebäude verschlossen; so weit ist es mit der Despotie des Pöbels gekommen: sie sezt die Zeit selbst gefangen, indem sie vorgibt, mich zu befreien. Ach, es ist etwas Beklagenswerthes um die Ehre, der Gott der Zeit zu seyn! Ja, Madame, lächeln Sie nicht, ich bin die Zeit. Eigentlich sollte ich Sie verspeisen, da Sie mein Kind sind, aber diese Untugend habe ich mir schon längst abgewöhnt. Du lieber Gott, meine Kinder heutzutage schmecken erbärmlich schlecht; es ist eine grenzenlos fade Speise, die den besten Magen verdirbt. — Freilich, wäre ich jung — ach damals, damals! still, still! das ist der Wurm — ganz im Geheim, lieben Freunde, ich bin alt, sehr, sehr alt. Sehen Sie dieses altgermanische blonde Lockenhaar, das unter meiner Mütze auf die Schulter herabwallt? es ist falsch und deckt meinen nackten Scheitel, der sonst ganz erbärmlich frieren würde; der lederne Koller, den mir Götz von Berlichingen geliehen; er ist nicht genug, die enge, kalte Brust zu wärmen; unter ihm trage ich eine Jacke von Flanell, die ich aber sorgfältig verstecke; den Wertherfrack ziehe ich manchmal noch darüber, ich liebe ihn, weil er so stark nach Pulver und Lebensüberdruß riecht. Uebrigens ist mein Gebein von der Studierlampe durch und durch gedörrt, mein Körper hat allerlei seltsame Einbeugungen und Auswüchse von den Ecken und Kanten des Schreibtisches erhalten, und die innern Theile sind vom beständigen Nachtsitzen jämmerlich zusammengewachsen. Ach, Madame, Madame, oft überfällt es mich wie der Tod, wenn ich daran denke, wie ich einst im alten Hellas als Jüngling ewige Hymnen absang, zu den Füßen Aspasiens lag, wie ich als Knabe Alcibiades an den Lippen des Sokrates hing, der so schön war, weil er so weise, wie ich in ausgelassener, sinnverwirrter Jugend den trunkenen Bacchus auf meinen Schultern durch den jauchzenden Sturm der mitternächtlichen Orgien führte. O Himmel, Himmel! und wie ich später an der Tafel des Mäcenas das beste Glas Wein in meinem Leben trank, und der alte Flaccus mir zur Seite mit lächelndem Munde, im Gefühl eines üppigen Lebens, die Reize ländlicher

Digitized by Google

Einsamkeit pries; wie mir als Antonius die egyptische Königin in afrikanischer Liebesgluth die Wange bleich küßte; wie ich in stürmischer Jugendbrust als Hannibal dem völkerwimmelnden Erdkreis Verderben schwur! Und später — Freunde, euer Auge wird feucht — ihr ahndet, wovon ich sprechen will — ach! von der Zeit meiner ersten Liebe. Die stürmische Jugend war vorüber; aus dem Orient, vom Grabe des Erlösers kam ich zurück, in meinem schwarzen Auge lag die dunkle, süße Elegie der Liebe, meine Wange war bleich, der Tod Jesu hatte einen finstern Schatten auf die Welt geworfen. Die üppige, feurige Blume der Sinnlichkeit schloß sich, eine heilige, ewige Mondnacht der Liebe ging über die Erde auf, und die Schatten gewaltiger, ernster gothischer Thürme fielen kalt auf die bunten Marktplätze des Lebens. Damals, Madame, damals liebte ich — hatte ein krankes, schwaches, doch unendlich liebenswürdiges Mädchen entdeckt, es war meine eigene Seele. Kennen Sie, Madame, dieß seltsame Geschöpf? Die wahre Liebe zu ihr ist, wie jede Liebe, mit ewigen Schmerzen verbunden, doch diese Schmerzen sind süß. Nun trachtete ich nicht mehr nach den Genüssen meiner raschen Jugend, sondern saß die stillen Nächte bei meiner Liebe, sie in den Schlaf wiegend mit süßen Liedern; in den goldnen Gärten der Provence gingen wir tändelnd mit einander, an den Altären prangender Münster knieten wir mit einander, in den Minnehöfen bei den Sprüchen schöner Frauen, herrlicher Sänger wurde uns das Räthsel unserer eigenen Gluth klar, und in dem Zusammenklang göttlicher Harmonien, in den stürmischen Gebeten glühender Andacht, in Farben, Tönen, Frühlingsglanz und Todesgrauen schlug der goldne Kelch unsrer Liebesblume seine prangenden Blätter mit Gesang auseinander, und rankte, von Sonnenglanz umträufelt, in den ewigen Himmel hinein! Ach, Freunde, vergebt, eine Thräne! o meine Jugend, meine Jugend! Seitdem, Madame, seitdem — es muß heraus — bin ich alt geworden, die Geliebte auch. Wir heiratheten uns und bewohnen jezt verschiedene Seiten. Wir arbeiten jezt tüchtig an unserer Vervollkommnung — ach, was habe ich für Schriften und Schriftchen lesen müssen, Bücher, Bücher und immer Bücher! Dabei tönt mir oft in der Nacht bei der Arbeit das alte sehnsüchtige Lied meiner Jugend in die Ohren; es ist entsetzlich! mir wird dann so erbärmlich zu Muthe, wie einer armen zergangenen Semmel in einer kaltgewordenen Kaffeetasse! Oh, oh! Ich klagte mein Leiden einem Arzte, der lächelte und sagte, er wüßte schon lange, daß die Zeit krank sey; er verbot mir das lange Nachtsitzen, die antiken Versmaaße, und gebot mir dagegen, von den neuen Tagblättern täglich ein Dutzend zu mir zu nehmen. Meiner Frau geht's nicht besser; bei der treiben die Philosophen und Frommen ihr Wesen, und sie fühlt sich auch täglich kränker und gibt in matter Leutseligkeit alles zu, was man von ihr verlangt. Ja, es ist Zeit, Freunde, es ist Zeit, Madame, daß wir endlich alle Schlafen gehen. Gute Nacht!"

Die Gestalt stieg jezt vom Stuhl und wollte entschlüpfen, doch sie wurde im Triumph wieder eingeholt. Man hatte Massiello erkannt, und als er jezt seine seltsame Kleidung näher vorwies, lachte alles, der Herzog am meisten.

J. J. Rousseaus häusliches Leben und Tod.

(Fortsezung.)

Ueber den Zeitraum in Jean-Jacques Leben von 1770—1778 sind die Berichte der Zeitgenossen am anziehendsten, und wir wollen damit beginnen, was Dusaulx über sein Verhältniß und seinen Umgang mit ihm sagt. Wir legen wenig Werth auf seine Vorwürfe, denn die mehrsten widerlegen sich durch den Umstand, daß sie in Widerspruch mit sich selbst oder mit den Zeugnissen anderer ehrenwerthen Leute stehen, und dadurch wenigstens viel von ihrer Bedeutung verlieren. Er sagt am Ende seines Buchs selbst: „Ich habe Jean-Jacques dargestellt mit seinen Fehlern und Grillen, wie wir alle haben, wir mögen gelehrt oder unwissend seyn. Wer gerecht ist, wird nicht vergessen, daß ich einen Mann darstellte, der von der unwiderstehlichen Macht seines Genies aus seiner eigenen Sphäre herausgedrängt wurde. Es wäre ungerecht, ihn nach seinem häuslichen Leben, nach dessen Sitten, nach seinen besondern Verbindungen und augenblicklichen Launen zu beurtheilen. Nur nach seinen unsterblichen Werken soll man ihn richten, denn ihrer Irrthümer ungeachtet, stellen sie Jean-Jacques neben Plato. Seine Inkonsequenz, seine Eigenheiten, Härten und unwillkührlichen Fehler, so wie die mehrsten Vorwürfe, die man ihm macht, werden vergessen oder man bedauert sie nur; was Schönes, Großes und Erhabenes an ihm war, wird immer in der Menschen Gedanken leben." Hören wir, was er von einem Mittagsmahl erzählt, das er Rousseau gab: „Man hatte sich bei guter Zeit versammelt. Jean-Jacques ließ nicht auf sich warten. Gott! wie liebenswürdig war er, ein Paar kleine Wolken abgerechnet, diesen ganzen Tag! bald heiter und aufgeräumt, bald erhaben. Nach Tische erzählte er uns einige der unschuldigsten und anziehendsten Anekdoten aus seinen Konfessionen. Mehreren von uns waren sie schon bekannt, er wußte aber seinen Erzählungen eine ganz neue Physionomie und Bewegung zu geben, ganz anders, als im Buch. Ich glaube, Rousseau kannte sich selbst nicht, wenn er behauptete, die Natur habe ihm das Talent der Sprache und Beredtsamkeit versagt. Zwar mag die Einsamkeit dieß Talent in ihm zurückgedrängt haben. In den Augenblicken freundlicher Hingebung aber, und wenn ihm nichts mißfiel oder an-

Digitized by Go

flößig war, überströmte es wie ein unwiderstehlicher Waldbach. Wenn er sich in der Beredtsamkeit geübt hätte, wenn er auf einer wahrhaft nationalen Rednerbühne aufgetreten wäre, so ist gar nicht abzusehen, wie weit seine Feuerseele und sein Reichthum an geistigen Mitteln die französische Beredtsamkeit gebracht hätte. Wir sprachen viel über unsere jetzigen Schriftsteller. Abgerechnet manche Eigenthümlichkeit und Bizarrerie in seinen Meinungen, charakterisirte er sie alle so richtig, so scharf und so geistreich, zumal mit einer Unpartheilichkeit, die uns entzückte, und er schien damit auszusprechen, daß ihr Ruhm dem seinigen keinen Eintrag thue. „Montaigne," sagte er, „dieser erste Philosoph Frankreichs, ist unser Aller Lehrer und Meister. Ohne ihn hätten wir wahrscheinlich keinen Bayle und Montesquieu. Was war das für ein Mann, dieser Michel Montaigne! Neben der Naivetät, der Anmuth und Kraft seines unnachahmlichen Styls, sah er auch tief und weit." Als Rousseau von Voltaire sprach, der ihn doch auf so unwürdige Weise mißhandelt hatte, ließ er seinem vielseitigen, fruchtbaren und unerschöpflichen Talent volle Gerechtigkeit widerfahren. Von seinem persönlichen Charakter sagte er nur die merkwürdigen Worte: „Ich kenne keinen Mann in der Welt, dessen ersten Empfindungen, Eindrücke und Regungen schöner wären als die seinigen." Man machte ihn aufmerksam auf seine unter meinen Büchern der Reihe nach aufgestellten Schriften. Ihr Anblick bewegte ihn. „Ja," sagte er lebhaft, „ich finde sie überall, es ist gerade, als verfolgten sie mich. Was mir diese Leute für Leid und für Vergnügen gemacht haben!" Darauf trat er zu den Büchern hin, schlug und strich sie, eins nach dem andern. Mit seinem Emile ging er am ärgsten um, aber doch wie ein Vater mit seinem Kinde. „Wie viel durchwachte Nächte, wie viel Pein hat er mich gekostet, und warum? um mich der Wuth meiner Widersacher und Feinde auszusetzen. Dieß seit seiner Geburt verfolgte Kind hat mich nie angelächelt, ich weiß auch nicht, welchen Weg es in der Welt genommen. Meine Heloise hat mir wenigstens angenehme Augenblicke verschafft, wiewohl man auch mit ihr schmählich umgegangen ist." Dieß lange Mittagessen schien mir ganz kurz, und immer war es uns, als hörten wir abwechselnd Plato und Lucrez.

An einer andern Stelle erzählt Dusaulx etwas von Rousseaus Mißtrauen Rulhières nach, der freilich eine schlechte Bürgschaft für die Wahrheit ist: „Was läßt sich von einem Manne hoffen, der so stark vom Mißtrauen beherrscht wird, daß er sich vor seinem eigenen Hund fürchtet, weil das Thier ihn so oft liebkost und Rousseau deßhalb glaubt, darunter stecke etwas. Jean-Jacques erzählte mir einmal selbst Folgendes: Ein Schwarm Sperlinge kam täglich an mein Fenster, um da die Brodkrumen zu fressen, die ich ihnen immer zu derselben Stunde dahin streute. Da die wenigen Brosamen unmöglich für sie und ihre Kleinen hinreichen konnten, so sparte ich mir etwas von meinem täglichen Brod ab, um es ihnen zu geben. Hiernach durfte ich wohl glauben, daß wir die besten Freunde seyen. Da irrte ich aber gewaltig; denn die Sperlinge sind um kein Haar besser, als die Menschen. Einmal, wo sie nach Herzenslust mein Brod picken, will ich sie streicheln. Da kam ich aber schön an. Schnell fliegen sie alle auf einmal fort, als wäre ich ein Raubvogel. Ich wette, sie sind noch keine zwei Straßen weit von mir gewesen, so haben sie das Schlimmste von mir gesagt."

So stolz auch sonst Rousseau war, so soll er doch nach Dusaulx zu Zeiten, freilich, ohne es zu wissen, von den Geschenken seiner Freunde gelebt haben, die ihn im Einverständniß mit Theresen mit allen Bedürfnissen versahen. Jeder soll seinen bestimmten Lieferungszweig gehabt haben: einer die Lebensmittel, ein anderer den Wein, wieder ein anderer die Kleidungsstücke. Dies ist nur bis auf einen gewissen Grad wahr; denn die meisten Geschenke, welche ankamen, nahm Theresens Mutter für sich. Wenn aber Rousseau das Geringste davon merkte, so mußten die Geschenke zurückgeschickt werden, und er schrieb empfindliche Billets dazu.

Um Jean-Jacques zunehmende Geistesschwäche und Beschränktheit in seinen letzten Jahren zu belegen, erzählt Dusaulx auch einige Züge, die, wenn sie wahr sind, allerdings beweisen, daß Rousseau zu große Wichtigkeit auf sich, seine Stellung und seinen Einfluß in der Welt legte. So soll er bei dem Tod Ludwigs XV. lebhaft von Schmerz ergriffen worden seyn und dabei zu seinen Freunden gesagt haben: „Nun wird aller Haß von dem verstorbenen König auf mich übergehen." Ein andermal soll er geäußert haben: „Aus meiner Stube höre ich auf hundert Meilen weit alle Intriguen und Verschwörungen, die gegen mich angesponnen werden. Es ist darauf und daran, daß man mich lebendig in einen Sarg legt. Korsika ist nur deßwegen von Frankreich genommen worden, um meinen Ruhm zu schmälern, denn ich war im Begriff, ein Gesetzbuch für Korsika zu machen." Wenn diese Aeußerungen alle wahr sind, so geben sie nur einen neuen Beleg für die Wahrheit des Seneca'schen Satzes (de tranquillitate animi): Nullum magnum ingenium sine mixturâ dementiae.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Mai.

Physiologische Skizze der Cholera.

(Dritter Brief.)

Die großen Widersprüche, welche wir noch immer in den Ansichten der Aerzte über die Frage herrschen sehen, ob die Cholera Ansteckungsfähigkeit besitze oder nicht, müssen

uns nothwendig zum Schlusse führen, daß entweder Fälle, Ereignisse vorkommen, welche einer Ansteckung sehr ähnlich sehen, oder daß letztere wirklich vorhanden, aber in den meisten Fällen undeutlich oder für uns sogar rein imperceptibel ist. Da dieser Streit einerseits vielfältig auch vor dem größern Publikum durchgefochten worden ist, andererseits derselbe wenig oder keinen praktischen Werth hat, da erwiesen ist, daß man sich, unter der Voraussetzung der Ansteckungsfähigkeit der Cholera, vor der Ansteckung auf keine Weise schützen kann, so lassen wir uns in diese Controverse nicht weiter ein, als wir von selbst dazu werden geführt werden, wenn wir auf eine Seite der Krankheit aufmerksam machen, die wohl bisher zu wenig beachtet worden ist. Der Begriff von Ansteckung ist im Folgenden enthalten: ein Ansteckungsstoff oder ein Contagium ist eine bestimmte Krankheitsursache und besteht in einem materiellen Produkt eines kranken Körpers, das in einem andern, nicht an derselben Krankheit leidenden, aber für dieselbe empfänglichen Körper, mit dem es in unmittelbare Berührung tritt, dieselbe Krankheit hervorzubringen vermag. Nun kennen wir aus der Geschichte der Epidemien Krankheiten, die durch Mittheilung von Mensch zu Mensch übergegangen sind, ohne daß ein Contagium — und die Medizin schließt den Begriff der Ansteckung streng in die angegebene Grenze ein — das Medium dabei gewesen wäre. Diese Krankheiten, in welchen sich durchaus kein Contagium entwickelt, sind reine Nervenkrankheiten; bei allen eigentlich ansteckenden Krankheiten dagegen unterliegt der vegetative Theil des Organismus einer krankhaften Veränderung, einer Gährung, deren Produkt eben das Contagium ist. Die Geschichte kennt mehrere höchst auffallende Beispiele von solchen epidemischen Nervenkrankheiten; und wenn wir eine und die andere dieser tragikomischen Geschichten den Lesern mittheilen oder wenigstens ins Gedächtniß rufen, so geschieht es blos, um vorläufig auf den mächtigen Einfluß aufmerksam zu machen, den das Psychische bei Entstehung von Nervenkrankheiten äußert.

Die genannten Krankheiten kommen vorzugsweise unter jungen Leuten in den Jahren der Entwickelung vor; Waisenhäuser, Klöster, Hospitäler sind die vornehmsten Sitze derselben. In einem sehr bevölkerten französischen Nonnenkloster maute einmal eine Schwester wie eine Katze. Nicht lange, so maute eine zweite, eine dritte Schwester, und endlich maute das ganze Kloster gemeinschaftlich, zu bestimmten Zeiten, stundenlang. Mit großem Aergerniß hörte die Christenheit unher diese tägliche Katzenmusik, die auch nicht aufhörte, bis man dem Convent erklärte, vor dem Eingang des Klosters habe die Polizei Soldaten aufgestellt und wolle jede so lange mit Ruthen streichen lassen, bis sie verspreche, nicht mehr zu mauen. — Im fünfzehnten Jahrhundert fiel es einer Nonne in einem deutschen Kloster ein, ihre Schwestern zu beißen; kurze Zeit verfuhr, so bissen sich alle Nonnen des Klosters durcheinander. Bald verbreitete sich das Gerücht von dieser Nonnenwuth, und nun ergriff der seltsame Schwindel Kloster um Kloster durch einen großen Theil von Deutschland; später befiel die Sucht die holländischen Klöster, und endlich bissen sich die Nonnen bis Rom. — Auf ähnliche Weise hat sich in andern Fällen eine Sucht zu Tanzen, zu Lachen gleich einer Epidemie verbreitet. Bekannter ist die Geschichte aus dem Waisenhause zu Harlem, wo sich unter den Zöglingen auf eine höchst bedenkliche Weise epileptische Zuckungen verbreiteten, bis Boerhave, der Arzt der Anstalt, ein glühendes Eisen vorzeigte und jeden zu brennen drohte, der noch einen Anfall bekäme. — In Mähren herrschte, nach dem Zeugniß österreichischer Aerzte, im vorigen Jahrzehent mehrere Jahre lang eine ganz merkwürdige Epidemie, nämlich ein hartnäckiger Schluchsen, der ausschließlich Mädchen israelitischer Religion befiel, nach Art einer epidemischen Krankheit sich verbreitete und sich fast durch ganz Mähren ausdehnte.

In allen diesen Fällen wird von vorne herein Niemand an ein Contagium denken, der Naturforscher entdeckt auch keines dabei und ist, da das Wehikel der Mittheilung sinnlich nicht erkannt wird, genöthigt, eine krankhafte Sympathie oder Nachahmungssucht als Medium der Verbreitung jener sonderbaren Uebel anzunehmen; freilich sagt er damit, so lange ihm das Wesen der in den Nerven hausenden Kraft, besonders aber ihr Rapport mit den lebendigen Kräften der Erde Räthsel sind, nicht viel mehr als ein hohles Wort, und am Ende ist und bleibt nur soviel klar, daß ein lebhafter Eindruck auf die Einbildungskraft in dazu gestimmten Organismen Körperzustände hervorbringen kann, ähnlich denen, welche eben die Einbildungskraft afficirten. Aber noch ungleich wichtiger für unsern Zweck ist der Umstand, daß der Anblick eines epileptischen Anfalls in einem andern Individuum die Epilepsie hervorzubringen vermag. Hier ist Schrecken das vermittelnde Glied, und Schrecken ist bekanntlich überhaupt — nicht nur dann, wenn man über einem Epileptischen erschrickt — im Stande, Epilepsie zu erzeugen.

Die Epilepsie ist eine Nervenkrankheit, und die Leser werden sich erinnern, daß wir die Cholera gleichfalls eine solche genannt haben. Vergleicht man nun die Wirkungen des Schreckens und die Erscheinungen der Fallsucht mit den Erscheinungen in der Cholera, so zeigt sich eine Analogie zwischen beiden, welche bisher sicher zu wenig beachtet worden ist. Durch einen Schrecken entsteht Blässe und Kälte der Haut, Entstellung und Einsinken der Gesichtszüge, ängstliche Beklemmung, kleiner, sogar verschwindender Puls, plötzlicher wässeriger Stuhlgang, nicht selten sogar Zuckungen. Der Anfall in der Epilepsie beginnt nicht selten, wie in der Cholera, mit einem Gefühl von Wind, von Prickeln und Ameisenkriechen in den Gliedern. In beiden Fällen besteht das Wesen der Krankheit in übermäßiger, krankhafter Thätigkeit in einem Hauptherde des Nervensystems. Bei der Fallsucht ist der Kopf der Sitz der Krankheit und das Gehirn das leidende Organ, bei der Cholera ist der Bauch der Sitz und das Hauptgeflechte des sympathischen Nervensystems der Herd des Uebels; dort bringt die Krankheitsursache Bewußtlosigkeit hervor — das Gehirn ist der Sitz des Bewußtseyns — hier heftige Störung des Gemeingefühls — das sympathische Nervensystem ist der Sitz desselben; in beiden Fällen aber erscheinen daneben krampfhafte Bewegungen in denjenigen Organen, welche zunächst von den genannten beiden Herden aus mit Nerven versehen werden. Das Gehirn versieht vorzugsweise die Sinnorgane, die Muskeln des Kopfes, den Hals, die Lungen mit Nerven, und so sehen wir denn in der Fallsucht Verdrehen der Augen, Verzerrung des Gesichts, Krampf der Kaumuskeln, Hinunterwerfen der Zunge, Krampf der Lungen mit stöhnendem Athem; das sympathische Nervensystem dagegen ist, wie wir früher gesehen haben, vorzugsweise Nervensystem der Gefäße, gibt eigentlich die Nervenkraft für die vegetative Seite des Organismus, und so tritt denn in der Cholera der Krampf der kleinsten Blutgefäße mit seinen früher geschilderten Folgen ein. In beiden Fällen gesellen sich auch sehr häufig, doch nicht immer, unwillkührliche Bewegungen der vom Rückenmark mit Nerven versehenen Muskeln, besonders der Glieder dazu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 55.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 128.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 29. Mai 1832.

In deinem Leben ist ein böser Punkt,
Schwarz angemerkt, verdammt im Buch des Himmels.

Shakespeare.

J. J. Rousseaus häusliches Leben und Tod.

(Fortsetzung.)

In diese Zeit fallen auch die Bemühungen der Marschallin von Luxemburg, um Rousseaus ins Findelhaus gegebenes Kind wieder ausfindig zu machen. Ueber diese so vielfach getadelte Handlung Jean-Jacques, welche wir bisher nicht berührten, wollen wir zuerst anführen, was er selbst sagt: „Sie (die Marschallin von Luxemburg) beauftragte ihren Kammerdiener, la Roche, alle möglichen Nachforschungen anzustellen, es war aber umsonst. Dieser ungünstige Erfolg wäre mir sehr schmerzlich gewesen, wenn ich das Kind von seiner Geburt an unter den Augen gehabt hätte. Hätte man mir wirklich ein Kind gebracht und mir dabei gesagt, es sey das meinige, so wäre ich immer in Zweifel gewesen, ob es wirklich mein, ob es nicht ein anderes, untergeschobenes Kind sey, und dieser ewige Zweifel hätte mir das Herz zusammengeschnürt; ich hätte das beseligende Vatergefühl nie gehabt, denn dazu gehört unausgesetztes Zusammensein mit dem Kind, wenigstens so lange es klein ist. Die lange Trennung von einem Kind schwächt und vernichtet endlich ganz die Vater- und Mutterliebe; ja eine Mutter wird ihr von einer Amme gesäugtes Kind nie so sehr lieben, als das, welches sie selbst stillte, oder unter ihren Augen auferzog. Diese Bemerkung kann mein Unrecht in seinem Resultat verringern, sie erhöht es aber in seinem Ursprung. Ich begreife es recht gut, ich habe mir in der öffentlichen Meinung damit sehr geschadet, daß ich meine Kinder ins Findelhaus gab, und man kann dieß leicht so wenden, als sey ich ein Rabenvater und als hasse ich meine Kinder. Dem ist aber nicht so. Ich entschloß mich nur gerade darum zu diesem Schritt, weil ich ohne ihn viel Schlimmeres für die Kinder voraussah, ein Daseyn, noch viel peinlicher als mein eigenes; denn ich war außer Stand, sie zu erziehen, ich hätte sie also der Mutter überlassen müssen, die sie verzogen und verdorben haben würde, oder ihrer Familie, die gar Ungeheuer aus ihnen gemacht hätte. Ich schaudre, wenn ich daran denke. Was Mahomet aus Seid machte, ist nichts in Vergleich mit dem, was man in Beziehung auf mich aus ihnen gemacht haben würde.“ Und in einem Brief von 1770 an Madame B. sagt Rousseau: „Beklagen Sie diejenigen, welche ein eisernes Schicksal um solch ein Glück bringt, beklagen Sie sie, wenn sie nur unglücklich sind, beklagen Sie sie aber noch vielmehr, wenn sie Schuld tragen. Was mich betrifft, so werde ich, der Wahrheit nie ein Mäntelchen umhängen und meine Grundsätze nach meinem Betragen einrichten. Nie werde ich die heiligen Naturgesetze und die Pflicht verläugnen, um damit meine Fehler zu mindern. Ich will sie lieber abbüßen, als verringern. Wenn mir die Vernunft sagt, daß ich in meiner Lage nur gethan habe, was ich thun mußte, so glaube ich ihr weniger als meinem Herzen, das schmerzlich seufzt und ihr widerspricht.“

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Bern, Mai.

Das Faulhorn im Berner Oberland.

Unter den Gebirgshöhen der Schweiz, die, wie der Rigi-kulm, Weißenstein, Col de Balme und einige andere Berge, ein vorzüglich prachtvolles, das Gefühl des Unendlichen und Unerreichbaren erregendes Schauspiel darbieten, ist der im Berner Oberlande, zwischen dem Grindelwaldthale und dem Becken des Brienzersees gelegene, dicht an die Schneelinie angrenzende Gebirgsstock, das Faulhorn genannt, eine der bemerkenswerthesten; merkwürdig schon darum, weil man sich auf seinem Gipfel, in einer Höhe von 8140' über dem Meere, auf dem höchsten bewohnten Punkt unsers Welttheiles befindet und über 500' höher steht, als selbst auf dem 7548' über dem Mittelmeer gelegenen Kloster des großen St. Bernhards-berges. Das Faulhorn und die Reise dahin ist bis jetzt wenig beschrieben und sein hoch dominirender Gipfel, einzelne muthvolle Gelehrte, Botaniker, Geognosten u. s. w. ausgenommen, von wenigen blos Reiselustigen erstiegen worden. Die des Vergnügens wegen Reisenden, die Freunde herrlicher Fernsichten und so mancher Andere, dessen Wanderziel dahin geht, etwas Neues in seine Reisetabletten aufzuzeichnen und dann sofort der Welt kund zu thun, wußten im Voraus, daß in den Revieren des Faulhorns, nach mehrstündigem Steigen, keine Herberge, keine Hütte von Holz oder Stein, überhaupt kein Schirmdach gegen Regen, Sturm, Kälte und Schnee, weder auf der Spitze des Berges, noch in ihrer Nähe zu finden sey. Es war eine ausgemachte Sache, daß sich der Berg nicht anders als in Begleitung von wenigstens zwei, mit den nöthigen Provisionen, so wie mit Holz zur Feuerung, mit Kleidungsstücken und anderm Bedarfe beladenen Führern erstiegen lasse; daß, wer vom Faulhornkulme den Auf- oder Niedergang der Sonne schauen wolle, in den zwei Stunden weit entfernten Sennhütten der Bachalp, als der zunächst gelegenen Zufluchtsstätte, übernachten müsse, und daß bei unversehens eintretendem Regen, Schneegestöber oder Nebel der Wanderer lediglich zwischen einer schnellen Rückreise und einem vielleicht mehrtägigen Aufenthalte in einer jener kleinen, aller Bequemlichkeiten ermangelnden Sennhütten zu wählen habe. In jüngster Zeit nun hat in diesen hohen Bergregionen alles eine andere Gestalt gewonnen, und ein dicht an der Grenze der Schneeregion, ganz nahe am Scheitel des Faulhorns und durch diesen von der Mittagsseite gedecktes, neu errichtetes Wirthschaftsgebäude von freundlichem Aussehen, das schon jetzt, in seinen ersten Anfängen, alle billigen Erwartungen befriedigt, nimmt den Reisenden auf, der, ohne noch den ganz nahen Kulm erstiegen zu haben, schon aus den Fenstern der ihn angenehm überraschenden Herberge die starren Eisgruppen des Wetterhorns, der Schreck- und Wiescherhörner des Finsteraarhorns, der beiden Eiger, des Breit- und Schreckhorns, nebst der Gletscherpyramide der Jungfrau, dieser Königin der Bernerischen Hochlande, überschauen kann. Da das Faulhorn völlig vereinzelt und als eine Masse von weit geringerm Umfange, als die seiner gigantischen Nachbarn, dasteht und daher der Winterschnee sich an demselben weder so lange zu erhalten, noch so tief herabzusteigen vermag, als an den ausgedehntern Gebirgsstöcken, so ist es den die höchste Alpenwohnung von Europa in jenem Sommerhause an der Schwelle der Winterwelt Besuchenden gestattet, kaum sechzig Schritte von dem spitzigen Kulm sich in einer, den berühmten und bis jetzt, seiner Aussicht wegen, als einzig gepriesenen Rigikulm um wenigstens 250' übersteigenden Höhe, bei lieblicher Sonnenwärme, auf durchaus schneelosem, grünendem Rasen zu lagern und an den aromatischen Düften der, noch einige Ziegen und Schafen ein kärgliches Futter gewährenden Pflanzen zu vergnügen. (Der Beschluß folgt.)

Stuttgart, Mai.

(Fortsetzung.)

Physiologische Skizze der Cholera.

Daß während des Herrschens der Cholera physischen Schrecken oder übertriebene Furcht bei einem Menschen sogleich einen Anfall der Cholera veranlassen kann, ist unläugbare Thatsache. Wiener Aerzte namentlich bezeugen, daß zu Anfang der Epidemie in Wien mehrere Personen, die sich sogar in ihre Zimmer eingeschlossen hatten, beim Anblick eines Krankenkastens auf der Straße, oder wenn sie das weithinbekannte Rollen des Todtenwagens hörten, von solchem Schrecken befallen wurden, daß sich im Augenblick die Symptome der Cholera bei ihnen einstellten. Gewiß nicht unwirksam zu Hervorbringung der Krankheit ist auch das Grübeln der Einbildungskraft über den eigenen körperlichen Zustand, das Horchen auf den Pendelschlag der Lebensuhr; und wenn einem solchen Aengstlichen jedes zufällige Poltern im Bauche als der erste Schuß der Vedette erscheint, welche den anrückenden Feind ankündigt, so läßt sich leicht denken, wie sehr durch eine solche Gemüthsverfassung die Empfänglichkeit für die Seuche gesteigert wird.

Die Vertheidiger der Ansicht, daß die Cholera eigentlich, persönlich anstecke, legen besonderes Gewicht auf den Umstand, daß sehr häufig die Umgebungen, die Wärter eines Kranken, daß in Einem und demselben Hause, in Einer Familie unverhältnißmäßig viele Personen hintereinander erkranken. An solchen Fällen fehlt es namentlich im Beginn der Seuche an einem ergriffenen Orte selten. Sollten aber nicht, ganz abgesehen vom Wesen der eigentlich krankmachenden Ursache, nicht die eben besprochenen Verhältnisse eine große Rolle spielen? Wo finden jene psychischen Uebel, Schrecken, Aengstlichkeit mehr Raum und Nahrung als in der ersten Periode der Seuche und im Schooße der Familien? Nachdem bei Annäherung der Seuche die Phantasie der Menschen von den schwärzesten Bildern befangen gewesen war, wirkt da nicht die Kunde von ihrem wirklichen Ausbruch erschütternd gleich dem Schmettern der Trompeten eines einrückenden raub- und mordsüchtigen Feindes? Aber bei einem menschlichen Feinde reißt hier der Patriotismus, dort die Verzweiflung, die das Leben theuer verkauft, hier der Drang, ein Lieblingseigenthum zu bewahren, dort der Trieb, wenigstens das elende Leben zu fristen, die Gemüther aus der Erstarrung zur Thatkraft [illegible]; der Gedanke an die Geißel Gottes, an Apolls Geschoß, denen keiner entgeht, wirkt auf die unendliche Mehrzahl nur lähmend, schwächend. Und nun trifft einen im Kreise einer Familie der vergiftete Pfeil des Todes und macht ihn in wenigen Stunden zur lebendigen Leiche; die Wirklichkeit übertrifft noch die Schrecken der Einbildungskraft. Sorge, Trauer, Nachtwachen — ist es da zu wundern, wenn der Gattin der Gatte, dem Kinde die Mutter auf dem Sterbebette folgt?

Es leuchtet ein, daß, wenn wir bisher bei diesen psychischen Momenten länger verweilt haben, dies nur geschehen ist, weil man bisher nicht genug Gewicht darauf zu legen schien; und wirklich könnte man fast vermuthen, die verhältnißmäßig geringe Intensität, mit der die Krankheit im eigentlichen Deutschland, in England und — Paris ausgenommen — in Frankreich auftritt, rühre zum Theil daher, daß die Völker, denen das Schreckbild der Krankheit seit Jahren vorschwebte, mit Grausen und Angst gesättigt und ihrer überdrüssig, die Receptivität für die Krankheit, soferu ihr Eindruck psychisch ist, großentheils verloren haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 43.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 129.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 30. Mai 1832.

Da sah ich vor mir, lichterhellt,
Ein Traumgesicht vom Bau der Welt,
Vom Anbeginn der Zeiten
Bis jetzt, vorübergleiten.

Rückert.

Episoden
aus der Novelle:
die Zerrissenen.

IV.

Der Herzog hatte mehrere Gäste zu seiner schönen Johande geladen. Baumeister, Tapezierer und Maler waren in der Stille versammelt gewesen, um das kleine Fischerhäuschen in der einsamen Gasse mit einem neuen versteckten Anbau zu versehen, der der Bewohnerin verborgen blieb, so sehr die Neugierde das schöne Mädchen plagte, zu erfahren, was im Werke sey. Robert, Massiello, Eduard und der Herzog hatten gedichtet, komponirt, gemalt und Pläne entworfen zu dem Feste, dessen eigentlicher Grund ein Erröthen auf Johandens Wangen lockte, denn es galt, den Jahrestag zu feiern, wo der Herzog das schöne Kind von der Hand der Verschwiegenheit und Liebe sich antrauen ließ. Als der Herzog sich jene ersten Liebesmomente vergegenwärtigte, sah er seine Johande mit einem so innigen Blick an, daß diese vor der Fülle von Seele erschrack, die in einer Männerbrust liegen kann; sie konnte nichts dagegen geben, als die gewöhnliche Deloration: Sonnenschein, blauer Himmel, Lächeln, rechts im Vorgrunde ein Grübchen; der Soufleur ihres kleinen Herzens lispelte die alten verbrauchten Worte hinauf. Der Herzog führte seine geputzte Schöne durch den Kreis der Gäste in jene bis jetzt verschlossenen Gemächer. Strahlende Helle goß aus bunten Krystalltulpen und weißen Lilien ihr Feuermeer in ein zierliches Zelt, das von der Liebesgöttin geordnet, und hier und da mit einzelnen goldnen Pfeilen festgesteckt war. Es zeigte sich eine kleine Bühne und vor derselben saß Massiello mit zwei Musikern und blies eine sonderbare Musik ab, deren Komposition Lachen erregte, aber zugleich auch Verdruß und Aerger. Johande freute sich kindisch, sie war über alle Beschreibung reizend. Massiello stieg endlich mit einem langen Schritt auf die Bühne hinauf, deren Vorhang sich geboben hatte.

Man erblickte eine zauberhelle, prächtige Blumenlaube, wie sie so seltsam und herrlich nur aus der Phantasie aufblühen mag. Aus dem Boden empor flammten dunkle Feuerlilien in dichter Ueppigkeit und bildeten gleichsam den Grund, hochgefärbte Rosenkelche schlossen sich an sie, und immer heller und geläuterter erschien die Gluth, bis sie in stets blasser werdenden Rosen, endlich in weißen Centifolien endete. Ein mächtiges Blumenaroma überströmte das Gemach beim Aufwallen des Vorhangs. Die Landschaft hinter der Laube zeigte ferne Bläue, eine einsame Pinie stützte sich, wie in Gedanken verloren, auf die Schultern einer breiten Eiche, ein Paradiesvogel zog schweren, langsamen Flugs fern und immer ferner in die Landschaft hinein. Jetzt flog ein schöner, geflügelter Knabe auf die Bühne, er trug eine Lyra im Arm und senkte sich im jauchzenden Entzücken der Jugend tief in die rothen Blumen und schwankenden Rosenkelche hinein;

Digitized by Google

dann begann er ein wunderlich feuriges Lied, das eine abentheuerliche, aber liebliche Sage behandelte: es war die Geſchichte der Liebe.

„Gott liebte einſt, liebte menſchlich, liebte ein Weib, aber ein Götterweib. Ihr Lächeln ſchuf den erſten Frühlingskeim und nach ihren Träumen bildete Gott die Blumen; Sie aber liebte einen Raum im Fluthenmeer der Schöpfung beſonders, und bat einſt den Ewigen: ſchaffe mir hierher ein Geſtirn und ſchenke es mir, hier muß es köſtlich ſeyn zu wohnen, mild flammt das Licht des nächſten Fixſterns herüber und ſüß fließt der Strom der Lüfte dahin. Sie hatte den Wunſch kaum ausgeſprochen, als in dem Moment die neugeſchaffene Erde auf ihrer Bahn dahinrollte — die kleine Erde, und der höchſte Geiſt ſprach mit Lächeln: da iſt ſie! nimm ſie, ſchaffe ſie zu einem Paradieſe um, ſie ſey dein Brautgeſchenk, ſchalte mit ihr, wie es deiner Laune gefällt. Da ſah die Gottgeliebte auf die kleine Erde mit rührender Freundlichkeit nieder und dachte über Pläne nach, wie ſie ſie am zierlichſten ſchmücken ſolle. Endlich ſchuf ſie eine ſonderbares Weſen mit einem Barte, einem krauſen Lockenkopf und in der Bruſt mit einem rothen klopfenden Herzen, und ihm zur Seite, nach ihrem eignen Bilde, ein ſüßes, kränkliches Püppchen voll Sehnſucht und Thränen, und voll Lächeln und Narrenspoſſen. „Dieſe beiden,“ ſagte ſie, „ſollen ſich nun gegenſeitig freuen und betrüben, beides bis zum Tode; es ſoll eines die Lippen des andern ſuchen und nicht wiſſen, was es thun will, und ſo entſtehe der erſte Kuß; ſie ſollen viel tolles, einfältiges Zeug ſprechen, und über die albernſten Dinge zuſammen weinen, ſie ſollen in den Mond blicken und lachen und weinen, und weinen und lachen durcheinander. Er ſoll fluchen und zürnen, wenn ſie geht, ſie aber ſoll tanzen, wenn er ſich ärgerlich fortſchleicht, lachen, wenn er weint, innerlich aber erſticken wollen an zurückgehaltenen Thränen, und all der neckende Unmuth, das weinende Entzücken der Liebe ſoll bei ihnen wohnen und Hütten bauen in ihren Herzen.“ Sie ſprach es, und die erſten Menſchenherzen fingen ihr unruhiges Geklopfe an. Ein ſchöner Garten war erbaut, mit düſtern, heimlichen Gängen, wie der quälende Dämon der Liebe es verlangt, und die Gottgeliebte freute ſich der Genüſſe und Qualen ihrer lieben Puppen. Aber ach! ſie ſelbſt mußte untergehen, ihre Natur war zu ſchön, um ewig zu ſeyn: ſie ſtarb am Geruch einer Blume. Als ſie nicht mehr war, fand der höchſte Gott kein Gefallen mehr an der Erde, er mochte den Schauplatz, der ihn an ſein verlornes Glück mahnte, nicht mehr ſchauen, einſam ließ er die arme Erde in die Nacht hinrollen, und ſie kam unter den Pöbel der übrigen Geſtirne. Alljährig aber, o Himmel, welch Entzücken! wirft er einen Blick auf ſie, und ein ſeliges Liebeserinnern gießt ſich dann über ſie aus. Dann ſagen wir Menſchen, der Frühling iſt da, und freuen uns innig; der hohe Gottestraum der Liebe geht in den Blicken unſerer Knaben und Mädchen, in unſern Blumen und klaren Brunnen auf.“

Er ſchwieg, und Maſſiello hob den ſchönen Pagen mit einem Kuß aus dem Blumenbecken und trocknete ihm die Thränen von den vollen, rothen Wangen und ſprach: „Tröſte Dich, mein Enzio, wenn jene Frühlinge und Götterträume immer kürzer werden, ſo haben wir jezt ſo viel Erziehung und Bildung, daß wir das gar nicht bemerken; ja man kann bei einem wärmenden Schlückchen Magenthee, bei einem Stümpchen Licht und bei der Abendzeitung auf die alleranſtändigſte Weiſe aller Frühlinge entbehren! Iſt man nun noch ſo glücklich, daß man von einem ſoliden Frauenzimmer ein Paar graue wollene Strümpfe für den Winter erhält, dazu ſich die Füße und den Kopf warm hält, ſo kann ein Billigdenkender die übertriebenen Anſtrengungen der Sonne und all das farbige Gras ganz entbehren.“ Johande lachte, weil ſie glaubte, der Herzog wünſche das; als dieſer aber ihr ſehr ernſt in die Augen ſah, wußte ſie nicht, was ſie denken und thun ſollte.

Als ſich die Scene von neuem geſtaltete, ſaß Maſſiello im Schlafpelz mit dem Almanach der Liebe und Freundſchaft vor dem Ofen. An den Wänden hingen in ſaubern Stahlſtichen zwölf politiſche Kupferchen, den übelabgelaufenen Freiheitskampf der Griechen, Polen, und noch etlicher unterdrückter Völker und Völkchen darſtellend, mit unterſchriebenen liberalen Phraſen, um Feuer zu wecken, verziert. Die Büſten des Themiſtokles und Brutus lagen zertrümmert auf dem Boden. Ein altes Ritterſchwert diente zur Kamingabel, und auf einem Schilde wurden Kaſtanien mit etwas Butter gebraten. In einer kleinen Bibliothek ſah man die Memoiren des Caſanova und ein Paar frivole Kupferwerke hervorleuchten. Es wurde nichts geſprochen, ſondern leiſe, aber immerwährend gegähnt, zwiſchendurch hörte man den Mops ſchnarchen. Der Vorhang fiel ſchnell und verbreitete durch ſein Niederſchießen einen kalten Luftzug über das Parterre. Der Fürſt erhob ſich und die alberne Muſik ging wieder an.

J. J. Rouſſeaus häusliches Leben und Tod.

(Fortſetzung.)

Mit der Entzweiung Rouſſeaus und Rulhières ging's folgendermaßen zu: „Im Jahr 1771,“ ſo erzählt Rulhières, „ging ich früh gegen eilf Uhr zu ihm. Ich pochte an, und er öffnete mit der Frage: „Was wollen Sie? Kommen Sie, um mit mir zu Mittag zu eſſen, ſo iſt's zu früh, wollen Sie mich aber blos beſuchen, ſo iſt's zu ſpät. Indeſſen,“ ſezte er doch wieder hinzu, „kommen

Sie nur herein, ich weiß, was Sie wollen und was Sie suchen, ich habe nichts Verborgenes, selbst für Sie nicht.“ Diese Aeußerung versprach mir eine gute Scene für ein Lustspiel, ich trat also ein und sah den Topf am Feuer. „Meine Liebe,“ sagte er zu Thereſen, „hast Du das Essen gesalzen? hast Du schon gelbe Rüben daran gethan?“ und noch einige Fragen dieser Art. Es fiel mir durchaus nicht ein, wozu diese Fragen dienen sollten und was er eigentlich damit wolle. Da sagte er endlich: „Nun wissen Sie alle Geheimnisse meines Hauses, und mit all Ihrem Talent soll es Ihnen wohl schwer werden, darin etwas zu finden, was Ihnen einen Beitrag zu dem Lustspiel geben kann, das Sie jezt eben schreiben.“ Rousseau dachte nicht daran, daß er mir eben einen trefflichen Zug dazu gegeben. Ich blieb ruhig und heiter und ging nicht von der Stelle, sein lezteS Wort erwartend. Endlich sagte er zu mir: „Nun leben Sie wohl und machen Sie Ihren Défiant fertig.“ — „Wie Sie befehlen. Aber um Vergebung, lieber Jean-Jacques, muß man Défiant oder Méfiant sagen? Herr Domerque, ein guter Grammatiker, macht mich ganz irre darüber.“ — „Wie's Ihnen beliebt, ganz wie es Ihnen beliebt; guten Abend.“ Ein anderer hätte sich nun vielleicht in Exklamationen, Protestationen und großen pathetischen Phrasen erschöpft. Von alle dem that ich nichts. Ich ließ Jean-Jacques reden und lächelte ihm Beifall zu, und als er fertig war, umarmte ich ihn, trotz seines Abwehrens. Aus Versehen drückte er mir die Hand, so daß ich noch nicht Alles verloren gebe. Sollte ich mich aber doch irren, so bin ich ganz darüber getröstet. Machen Sie es eben so und sagen Sie mit mir:

Je sais rendre au Sultan de fidèles services;
Mais je laisse au vulgaire adorer ses caprices.“

Indessen sieht man doch in dieser leicht hingeworfenen Erzählung Ruhières schlecht verhehlten Aerger durch. So viel ist aber gewiß, der tiefgefühlende Rousseau konnte mit diesem Weltmann unmöglich in genauem Verhältniß stehen. Es wäre auch nur eine sonderbare Laune von Ruhières gewesen, wenn er sich ohne eine besondere Ursache zu einem auf dem Boden wohnenden, allen Umgang mit der Welt vermeidenden Sonderling gedrängt hätte. Diese Ursache war die herrschende Mode, welcher Ruhières sklavisch und blindlings unterthan war und deren Dienst er Alles opferte. Als Jean-Jacques 1770 nach Paris zurückkehrte, war er der Gegenstand der allgemeinen Neugierde, und die Pariser sprachen in allen Cirkeln von ihm; es gehörte zum guten Ton, ihn wenigstens zu sehen oder zu hören, ihm zu begegnen, wenn man ihn nicht dahin bringen konnte, die Thüre seines Bodenzimmers zu öffnen.

Auch dem Prince de Ligne war damals viel an der Bekanntschaft mit Rousseau gelegen, und es glückte dem liebenswürdigen und geistreichen Manne so gut damit, daß er Jean-Jacques selbst eine Freistätte auf seinen Gütern anbieten konnte. Der Prinz erzählt dies selbst auf eine sehr launige Weise. „Als Jean-Jacques (1770) aus seinem Exil nach Paris zurückgekommen war, zog er in ein Bodenzimmer Rue Platrière. Ich wollte ihn da aufsuchen; als ich aber die Treppe des Hauses hinaufstieg, war ich noch nicht mit mir darüber einig, wie ich bei ihm eintreten und ihn anreden solle. Ich dachte auch weiter nicht darüber nach, sondern überließ alles dem Instinkt, der mich gar oft besser geführt, als alles Ueberlegen. Darum trat ich kurzweg bei ihm ein und schien mich zu irren. „Was gibt's?“ fragte Jean-Jacques. — „Verzeihen Sie,“ war meine Antwort, „wohnt da nicht Herr Rousseau von Toulouse?“ — „Ich bin nur Rousseau von Genf.“ — „Ach ja, der große Kräutersammler; ich sehe es wohl; mein Gott, was für eine Menge Pflanzen und dicke Bücher! sie sind lehrreicher als alle gedruckten.“ — Rousseau lächelte, zeigte mir eine lebende Pflanze, die, wenn ich nicht irre, ein Immergrün war, und alle die Kräuter, die zwischen Folioblättern lagen. Ich gab mir den Schein, als bewundere ich diese im Grund ganz gewöhnliche Sammlung; er aber ging wieder zu seinem Schreibtisch, sezte seine Brille auf und schrieb weiter, ohne mich anzusehen. Ich bat ihn um Verzeihung wegen meiner Zudringlichkeit, und ersuchte ihn, mir wo möglich die Wohnung des Herrn Rousseau von Toulouse zu sagen. Da ich aber fürchtete, er möchte mir sie angeben und damit unser Gespräch für immer ein Ende haben, so fragte ich ihn: „Ist's denn wirklich wahr, daß Sie im Notenschreiben so geschickt sind?“ Hierauf stand er auf, holte mir mehrere längliche kleine Bücher und sagte dabei: „Sehen Sie, wie das reinlich und nett geschrieben ist.“ Hierauf sprach er mir von der Schwierigkeit dieser Arbeit und daß er ein besonderes Talent dafür habe. — Die Verehrung für einen Mann wie Rousseau hatte mich schon beim Oeffnen seiner Thüre seltsam ergriffen und hinderte mich auch, eine Unterhaltung weiter fortzusetzen, die, hätte sie länger gedauert, das Ansehen eines Spaßes, einer Mystifikation gehabt haben würde. Ich wollte nur so weit mit Jean-Jacques bekannt werden, daß ich bei ihm eine Art Paß oder Eintrittsbillet bekäme. Indessen sagte ich ihm doch, ich glaube, er habe diese beiden untergeordneten Beschäftigungen nur deßwegen ergriffen, um damit das Feuer seiner brennenden Beredtsamkeit zu dämpfen. „Ach,“ erwiederte er hierauf, „alle andern Beschäftigungen, die ich bisher vorgenommen, um zu lernen und andere zu lehren, haben mir zu wehe gethan.“ Später sagte ich ihm, durch alle seine Werke gehe ein Grundsatz, mit dem ich vollständig einverstanden sey, nämlich über die Gefahr gewisser historischer und litera-

Digitized by Google

rischer Grundsätze für die Menge, oder alle diejenigen, welche sie nicht mit Ueberlegung auffassen und beurtheilen können. Darauf ließ er sogleich seine Musik und sein Immergrün, nahm seine Brille von der Nase und ließ sich in ein Gespräch über diesen Gegenstand mit mir ein, wobei er vielleicht noch mehr Geist entwickelte, als in irgend einer seiner Schriften, wo ihn oft die zu lange Einsamkeit und Abgeschiedenheit von der Welt, so wie das ausschließliche Nachdenken über einen und denselben Gegenstand von der Wahrheit abbringt. Endlich rief er mehrmals aus: „O, die Menschen, die Menschen!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Mai.

(Fortsetzung.)

Physiologischer Entwurf der Cholera.

Es versteht sich von selbst, daß, man mag diesen moralischen Einfluß so hoch oder so niedrig anschlagen als man will, derselbe jedenfalls blos eine Disposition bildet und die Frage nach dem, was eigentlich die Cholera zur Seuche macht, was macht, daß sie von Ort zu Ort, von Mensch zu Mensch wandert, lediglich ungelöst bleibt. Wenn wir oben behauptet haben, die Cholera stecke nicht an, so hieß dies nur so viel, sie verbreite sich nimmermehr durch die Prozesse im Organismus und auf den Wegen, wie diejenigen Krankheiten, welche die Wissenschaft, nach unserer obigen Definition, ansteckende nennt. Wer Mittheilung im Allgemeinen mit Ansteckung verwechselt, behält immer Recht; wenn er aber zugeben muß, daß man dieser Mittheilung, welcher Natur sie nun immer sey, es von Mensch zu Mensch, oder von der Erde oder aus der Luft auf den Menschen der Finte überschlage, nicht entgehen kann, so verliert der Streit für das Publikum alles praktische Interesse, und fällt so lange ganz in das Gebiet der Wissenschaft, bis es etwa dieser gelingt, den bei der Cholera thätigen Faktor auszumitteln und aus ihrer Schatzkammer einen Talisman dagegen zu holen. Daß, wie wir behauptet, die Cholera kein Contagium sey, dafür spricht bekanntlich schon die Art, wie sie sich, voll Eigensinn, voll scheinbarer Launen, verbreitet. In keinem Orte, wo bisher die Cholera ausbrach, ließ sich die Einschleppung eines Giftes augenblicklich nachweisen, wie dies bei ansteckenden Krankheiten häufig nicht schwer ist; auch dem Arzte, dessen Werk uns zum Leitfaden bei gegenwärtiger Mittheilung dient, gelang es nie, einen Fall der Art zu beobachten, bei dem nicht Zweifel in Menge zurückgeblieben wären. Wenn die Seuche häufig auf Landstraßen und Kanälen vorwärtsschreitet, so ist dies eben so oft nicht der Fall, und nach Mähren und Brünn, nach Böhmen und Prag ist sie keineswegs längs der Hauptrichtungen des Menschenverkehrs gekommen. Auch die im Volke herrschende Ansicht ist bei Entscheidung der Frage offenbar nicht ohne Werth: es geschieht wohl weit leichter, daß die Menge Ansteckung zu sehen glaubt, wo keine ist, als daß sie wirklich vorhandene übersieht, und bekanntlich hielt das Volk überall, wenn einmal die Seuche ausgebrochen war, dieselbe für nicht ansteckend. Es ist aber wohl erlaubt, auch aus der Natur der Krankheit Zweifel gegen ihre Ansteckungsfähigkeit zu erheben. Alle uns bekannten Contagien, und deren sind doch nicht wenige, sind Produkte einer eigenthümlichen, gesteigerten Thätigkeit in der vegetativen Seite des Organismus; mit andern Worten, bei allen ansteckenden Krankheiten findet ein fieberhafter, oder ein entzündlicher Prozeß statt, der die Quelle des Ansteckungsstoffes ist und am häufigsten auf der äußern Körperfläche sinnlich erkennbar sich darstellt; so ist es beim Scharlachfieber, bei den Masern, den Pocken, der Krätze, dem Milzbrand, zum Theil auch bei der Pest; auch bei dem ansteckenden Nervenfieber entwickelt sich ein Hautausschlag, und auch die Hundswuth ist immer mit entzündlich fieberhafter Aufregung verbunden. Die Cholera dagegen ist, wie wir gesehen haben, eine Nervenkrankheit; ihre Haupterscheinung ist Krampf; sie ist kein Fieber, zeigt in keiner Periode einen Entzündungsprozeß; zur Wiederherstellung des Gleichgewichts, zur Herbeiführung der sogenannten Krisen schlägt die Natur bei ihr einen völlig andern Weg ein, als bei den Fiebern; die Cholera hat im gewöhnlichen Sinne gar keine Krisen, überhaupt stößt in ihr die Natur keine krankhaft veränderten Stoffe aus, welche bei den ansteckenden Krankheiten eben die Träger des Contagiums sind.

(Der Beschluß folgt.)

Bern, Mai.

(Beschluß.)

Das Faulhorn im Berner Oberland.

Auf dieser Höhe können peregrinirende Damen und Jungfrauen die zarten Blüthen der Gentiana acaulis und glacialis, der Saxifragen, Soldanellen und anderer feinen Gewächse zusammensuchen, die jungen Entomologen auf die Alpenschmetterlinge Jagd machen und ganze Reisegesellschaften, an den Tagen ausgeschriebener Volksfeste, sich an den Kampfs- und Schwingspielen des jungen Grindelwalder, Lauterbrunner und Brienzer Volkes nicht weniger, als an den wilden Sprüngen und lustigen Tänzen der jubilirenden Thaljugend erlaben. Was aber dieser in ihrer Art einzigen Stelle des Hochgebirges ein ganz besonderes Interesse verleiht, ist ihre unmittelbare Nähe an der furchtbaren, vor dem Blicke des Bergfahrers, so zu sagen, ihrem ganzen Umfange nach liegenden Gletscherwelt. Wie der Wanderer auf der südlichen Anhöhe des Badehauses beim Rosenlaui-Gletscher, oder am Fuße der Grimsel-Meyenwand (oder auch an der Südseite des Gries-Gletschers) den einen Fuß zwischen herrliche Pflanzen und Blüthen, den andern auf den Rand des Gletschers setzt, so blickt er auch hier, nach Süden gewandt, in ein ungeheures Eismeer hinein, aus welchem riesenhafte Gebirgshörner, mit ewigem Schnee und Eise belastet, in solcher Nähe gen Himmel starren, daß er glaubt, mitten unter ihnen zu leben und sie gleichsam mit Händen greifen zu können; und indeß vor dem Eingang des Faulhorn-Sommerhauses die Sonnenwärme ihm Schweißtropfen auf dem Gesichte hervorlockt, sieht er, hier von diesem, dort von einem andern Gebirge, Massen von Lawinen, die Berg und Thal erzittern machen, herabstürzen, und hört, unter dem Pfeifen der Murmelthiere, weit umher Staubwolken verbreitende Wetterlawinen, von dem nach ihnen benannten Horne, sich mit donnerndem Getöse der Tiefe zuwälzen. Die Durchschnittslinie des Gesichtskreises vom Faulhornkulme dürfte in ihrer größten Ausdehnung von den Mythen (Kanton Schwyz) bis zu den Diablerets (Unter-Wallis), von Nordost nach Südwesten 30 — 35, von Norden nach Süden aber, nämlich vom Randen (Kanton Schaffhausen) bis zur Jungfrauette (Berner Oberland) etwa 40 Schweizerstunden betragen. Ohne die mindeste Gefahr oder übermäßige Anstrengung läßt sich sowohl von Brienz und der Hohen Scheidek, als auch von Grindelwald aus, von letzterm Orte über die Holzmatte, die Bachs- und Bußalp, zu Pferde in vier Stunden auf den Gipfel gelangen. Eine umfassende Monographie des Faulhorns erscheint so eben bei C. A. Jenni, unter dem Titel: Das Faulhorn im Grindelwald. Ein Topographisches und Panoramagemälde, entworfen von mehreren Alpenfreunden und herausgegeben von J. J. Schweizer, Pfarrer in Trub. Mit einem (3′ 2″ langen) Panorama von Franz Schmid.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 130.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 31. Mai 1832.

Laß mich weinen, Schatten! —
Auch meinem Vaterlande sangen Barden,
Und ach! ihr Gesang ist nicht mehr!

Klopstock.

Rede am Schillersfeste 1832.

Gehalten zu Stuttgart von Professor C. F. Hochstetter.

Die Blüthen dieses Mai's fallen auf die Gräber der zwei größten deutschen Dichter. Ein ihnen im Tode noch freundliches Geschick hat sie abgerufen in der dichterischen Zeit des Jahres, wo die verjüngte Natur ihr Fest der Wiedergeburt und Unsterblichkeit feiert. Hiedurch wird unsere eigene Sehnsucht nach den großen Todten in wehmüthige Freude verklärt, und die Klage um ihren Verlust stört nicht die harmlose Feier des wiedererwachten Frühlings. Denn nur was Vergängliches an ihnen war, hat die mütterliche Erde wieder zurückgenommen, sie selbst, die unsterblichen Genien Schiller und Goethe leuchten, ein beglückendes Zwillingsgestirn, von den Höhen der Geisterwelt den spätesten Geschlechtern der Menschen.

Wie die Lieblinge der bessern Menschheit, so waren auch zu allen Zeiten große Dichter Lieblinge der Natur, deren sinniger Betrachtung sie ihre Herrlichkeiten am willigsten darbot, deren Brust sie mit Ahnung eines unendlichen, allverbreiteten, und dennoch geheimnißvollen Lebens erfüllt. — Eben jedoch um ihrer Vielartigkeit willen erscheint die Natur jedem Dichter, im Spiegel seiner Persönlichkeit, auch unter eigener Gestalt, und es sind oft die verschiedensten Akorde, welche die menschliche Phantasie der Harfe des großen Pan entlockt. So erfaßte auch Schiller die Erscheinungen der Natur mit seiner seltenen Originalität, und drückte ihnen das Gepräge seines Geistes auf, kleidete sie in den eigenthümlichen Farbenton seines sinnigen Gemüths.

Hiefür zeugt denn nicht sowohl der bloße Gebrauch, den Schiller von der Natur gemacht, um aus ihr sinnvolle Bilder und Gleichnisse für das Geistige zu entlehnen, welche poetische Kunst alle ächten Dichter üben, wiewohl Schiller auch hierin die Tiefe und Lebendigkeit seines Geistes bewundernswürdig gezeigt hat; vielmehr gilt es hier die Frage: von welcher Seite Schiller das Leben der Natur selbst aufgefaßt und, in dichterischer Eingebung, gleichsam als heilige Naturorakel kund gethan habe?

Fassen wir die, leider eben nicht zahlreichen Naturdichtungen Schillers unter einem allgemeinen Ueberblicke zusammen, so möchte sich ergeben, daß Schiller vorherrschend und in ausgezeichnetem Maße Sinn und Gemüth hatte für das Elementarische der Natur, für das Unbegrenzte und Allwirksame, das eben darum mit dem Geistigen die nächste Verwandtschaft hat, und wir erkennen hierin eine merkwürdige Uebereinstimmung mit Schillers eigener geistiger Natur, die immer aufs Neue und von jeder Stelle der Sinnenwelt hinwegstrebte aus ihren beengenden Schranken nach jener Idealwelt, für die es keinen Raum gibt und kein Maaß der Zeit.

Schon in jenem elegischen Liede (der Spaziergang), wo der Genius des Dichters betrachtend an Feld und Stadt, an den ungekünstelten Reizen der Natur und

ihren Verschönerungen durch die bildende Menschenhand vorüberwandert, findet doch das Gemüth erst sich selbst wieder auf der stillen Höhe des Gebirgs, im Anschauen des einsamen Luftraums, wo nur der Adler an das Gewölke die Welt knüpft, und der ewigen Sonne, die schon Vater Homer gelächelt hat.

Und jene Klage der Ceres um ihre von der Unterwelt zurückgehaltene Tochter, für welche ihr nur die Sprache der der Erde entsproßten Blumen geblieben, versinnlicht sie uns nicht in vielgestaltigen Bildern das große Naturgesetz: daß Alles Irdische erzeugt werde aus einem unterirdischen, dunkeln, in der Tiefe ruhenden Elemente, und aus lichten, geistigbeweglichen Kräften des Himmels; daß unser ganzes zeitliches Daseyn getheilt sey zwischen Leben und Tod, Licht und Finsterniß, Freiheit und Nothwendigkeit!

Noch in eigenthümlicherer Beziehung auf die Natur des Lichtes selbst — wie begeistert preist Schiller diese Wundererscheinung der Sinnenwelt, diese unversiegbare Lebensquelle aller irdischen Kreaturen, in der herzzerreißenden Wehklage Melchthals um seinen geblendeten Vater. Wiederum das Lied von der Glocke: mögen es immerhin die Regeln der Kunst seiner Form und seines Hauptinhaltes wegen dem Lehrgedicht zutheilen — sein musikalischer Charakter macht es zu einer ächten Naturpoesie. Schon das Ohr meint jede Strophe, jedes Wort von wechselnden Klängen begleitet zu hören; dem betrachtenden Gemüthe aber drängt sich aus diesem Liede aufs Lebendigste jene magische Harmonie entgegen, die zwischen den mechanischen Schwingungen der Körper, dem nur dem Ohr vernehmbaren Wellenschlage der Luft, und jenen bald wonnevollen, bald schmerzlichen Bewegungen unsers Innern stattfindet, die wir Ahnungen oder Gefühle nennen. — Genug der Worte; lassen wir unsere Empfindung reden, die eben ja an dem heutigen, durch Musik und Gesang verherrlichten Feste jenen geheimnißvollen Einklang so erfreulich bestätigt.

Welche, in des Menschen innerster Natur begründete, durch uralte Mythen versinnlichte Gewalt alles Elementarische, insbesondere das tiefklare Element des Wassers auf das menschliche Gemüth ausübe, sagt aufs Neue jenes zwischen Lust und Wehmuth so lieblich spielende Lied des Fischerknaben, womit die Reihe der herrlichsten Naturscenen in Wilhelm Tell beginnt. Hier reicht Schillers Genius dem großen Naturdichter Goethe, dem Sänger jenes ältern, tiefsinnigen Lieds, „der Fischer," brüderlich die Hand. — Auch die meisten Parabeln Schillers, als deren Lösungsworte wir „das Firmament, die farbigen Gebilde der Luft, den Blitzstrahl und Feuerfunken, das schiffetragende Meer und die fruchtbringende Erde" erkennen, zeugen für diese Hinneigung seiner erhabenen Phantasie zu den großen, allgewaltigen Naturkräften; ja in dem Punschliede wird uns fast wörtlich gesagt, wie gerne Schiller auch für das Beschränktere, scheinbar Zufällige, eine unendliche, nothwendige Naturbedingung gesucht habe.

Blicken wir noch weiter umher, so gewahren wir, wie Schiller, der große Historiker und Tragödiendichter, dennoch mit Liebe auch bei jenen einfacheren Zuständen des Menschenlebens verweilte, die man, wegen ihres noch unmittelbareren Verbandes mit der Natur, als die elementarischen bezeichnen könnte; unsere Kunstsprache nennt sie idyllische. — Die mildere Natur, worin der Hirte seine Tage halb verträumt, jene riesenhafte, gefahrvolle Gebirgswelt, wo der Schütze rastlos umherschweift, den Abdruck dieser großartigen Umgebungen in dem Gemüthe solcher Naturmenschen, selbst die Thierwelt, diesen Gebieten eigenthümlich — mit welchen getreuen, scharfen Umrissen wenigstens hat sie uns Schiller im Wilhelm Tell vorgeführt! — Das Auge weidet sich an dem üppigen Grün der Matten, während von der Höhe herab der Sturz der Lawine donnernd an das Ohr dringt.

Und selbst jener geheimnißvollere Zusammenhang höherer, überirdischer Kräfte mit dem Naturleben, die stille Hingebung einfacher, kindlicher Seelen an den Geist des All; die, nach dem frühesten Glauben des Alterthums, aus unentweihtem Boden hervorquellenden Orakel und Wunderkräfte — wie lieblich zugleich und ernst, ja heilige Schauer erregend, offenbaren sie sich in der frommen, himmlischer Erscheinungen theilhaftigen, für die Freiheit ihres Volks begeisterten Hirtin Johanna!

Wahrhaft groß jedoch erscheint Schiller als Naturdichter erst, wenn wir seinen Wilhelm Tell in der Gesammtheit betrachten. Kein Drama älterer und neuerer Zeit, selbst keines von Shakespeare, hat einen solchen großartigen Naturhintergrund, in keines drängen sich von allen Seiten her solche lebendige, bald anmuthige, bald erhabene Naturscenen herein, als in dieses, man möchte sagen von den Höhen der Alpen selbst gesungene Gedicht. Und dieses Alles ist nicht bloßes äußeres Beiwerk, keine zufällige Ausschmückung, die, dem poetischen Werthe des Gedichtes unbeschadet, etwa auch geändert oder weggelassen werden dürfte; — nein, diese gigantische Alpennatur bildet seinen innersten Kern; nur diesem Boden konnte dieß einfachgroße Heldenvolk entsprossen, fest, wie seine Felsen, tief und klar, wie seine Gewässer, bei aufgereizter Kraft furchtbar, Alles vor sich niederwerfend, wie der entfesselte Föhn. — Ja, diese Riesengeister des Gebirgs sind selbst wie mithandelnde Personen, wie der weltbetrachtende Chor des großen Heldendramas.

Für unsere Kenntniß des Schillerschen Geistes ist es höchst merkwürdig, daß sich derselbe bei vollendeter Reife, als er den „Tell," sein letztes Meisterstück dichtete, auch mit dem Sinnlichgroßen versöhnte, nachdem er

Digitized by Google

früher, voll kühner Kraft, alle Schranken des Endlichen verschmäht, und sogar den Urformen der Entwicklung alles Lebens, dem Raume und der Zeit, jegliche Erhabenheit abgesprochen hatte. Doch blieb Schiller auch hiebei sich selbst getreu, und nur was im sinnlichen Daseyn jenen erhabenen reinen Idealen wenigstens im Bilde glich, wurde Gegenstand seiner Liebe und Bewunderung. Zu jenen hohen „Firnen, die das Licht der Sonne zuerst begrüßt, wo die Jungfrau seit Ewigkeit verschleiert sizt;" zu jenen ew'gen Seen, „die von des Himmels Strömen selbst sich füllen" wurde seine Phantasie, wie zum Lande ihrer Heimath, am mächtigsten hingezogen; und mit welcher Freude mochte Schiller, dem Wahrheit das erste Gesez war, erkennen, daß der Sänger der Alpen nur wahr seyn dürfe, um poetisch zu seyn, daß diese göttliche Urpoesie aus seinem eignen Busen nur wiederhalle.

Schillers Biographen erzählen uns, er selbst habe die Alpen niemals gesehen, die er doch mit solcher Lebendigkeit zu schildern wußte, daß sich vor unserer Phantasie jene ewigen Eispaläste wie von selbst aufrichten, und uns aus jeder Scene seines Gedichts frische, kräftige Bergluft entgegenweht. — Das ist jene wunderbare Schöpferkraft des ächten Genius, die uns auch an Goethe, Shakespeare und andern großen Dichtern in Erstaunen sezt. — Aber nicht nur dieß — diese Uebereinstimmung der schaffenden Phantasie mit den ursprünglichen Erzeugnissen der Natur ruht noch auf tieferem Grunde: auf der Einheit und Gleichartigkeit der Welt außer uns, und der Welt in unserem Innern; eine Harmonie, deren Bewußtseyn jeder Mensch ingeheim in sich trägt, ja die eine Hauptquelle unserer Naturfreuden ist, und die nur eben im Dichter und Philosophen klarer, lebendiger hervortritt. Das verborgene Wesen aller Dinge ist Geist und Leben, und wenn den Felsen und Wassern, den Pflanzen und Thieren menschliche Sprache verliehen wäre, welche Wunder der Schöpfung würden sie uns offenbaren! Darum spiegelt sich in unserem Innern die Welt; wir würden sie vollkommen verstehen, wären nicht die Tiefen unserer eigenen Seele unergründlich, bliebe nicht der Mensch sich selbst das größte Geheimniß.

Daß Schiller auch diesen geheimsten Zusammenhang von Menschheit und Natur geahnet und in einzelnen Momenten diese „Stumme für ihn eine Sprache gefunden habe," bezeugen uns viele seiner Lieder und sinnvollen Sprüche; und wie dem „in Arkadien Gebornen" des Todes befreiende Hand die verworrenen Räthsel des jetzigen Daseyns gelöst hat, so wird in demselben Augenblicke auch jener Schleier der Isis, den kein Sterblicher heben darf, vor ihm gefallen seyn.

J. J. Rousseaus häusliches Leben und Tod.

(Fortsetzung.)

„Ich glaubte," fährt der Prince de Ligne in seiner Erzählung fort, „schon weit genug mit Rousseau gekommen zu seyn, um einigen Widerspruch wagen zu können; darum erwiederte ich ihm auf seine Aeußerung: „Die sich so über die Menschen beklagen, sind auch Menschen und können sich also in ihrer Beurtheilung Anderer ebenfalls irren." Diese Bemerkung brachte ihn einen Augenblick zum Nachdenken. Ich sagte ihm noch, ich sey ganz seiner Meinung in Beziehung auf die Art, wie man Wohlthaten geben und empfangen solle, und hinsichtlich des Dankes, wenn man von Leuten Wohlthaten erhalten, die man weder achten, noch lieben könne. Diese Aeußerung schien ihm zu gefallen; darum nahm ich mir ein Herz, auch von der Undankbarkeit zu sprechen. Da kam ich aber schön an, denn nun begannen die herrlichsten und hochklingendsten Manifeste, vermischt mit kleinen sophistischen Maximen, die ich mir besonders durch die Aeußerung zuzog: „Wenn's aber doch Hume gut und aufrichtig mit Ihnen gemeint hätte?" Hierauf fragte er mich, ob ich den Mann kenne. Ich erzählte ihm, ich habe seinetwegen ein langes und lebhaftes Gespräch mit ihm gehabt, ich fürchte aber immer, über Jemanden zu urtheilen, weil es so leicht sey, sich zu irren. Seine gemeine Frau oder Magd unterbrach uns einigemal mit ihren abgeschmackten Fragen über die Wäsche oder die Suppe. Er antwortete ihr sanft, ja er hätte ein Stück stinkenden Käse veredelt, wenn er darüber gesprochen. Während unsers langen Gesprächs bemerkte ich nicht das geringste Mißtrauen von seiner Seite. Freilich hatte ich ihn immer in Athem erhalten und ihm keine Zeit gelassen, weiter über meinen Besuch nachzudenken. Ich machte ihm selbst ein Ende, denn nach einer sogenannten Respektspause sah ich dem Verfasser der Nouvelle Héloise noch einmal aufmerksam in die Augen, empfahl mich und verließ die Bodenstube, wo zwar Ratten und Mäuse hausen, wo aber auch das Genie sein Heiligthum hat. Rousseau stand auf, begleitete mich mit einigem Interesse an die Thüre und fragte nicht nach meinem Namen. Er hätte ihn auch nicht behalten, denn einen Mann wie ihn können nur die Namen Tacitus, Sallustius und Plinius interessiren. — Bei meinem genauen Umgang mit dem Prinzen Conti fand ich da unter andern auch den Erzbischof von Toulouse, den Präsidenten d'Aligre mit andern Prälaten und Mitgliedern des Parlaments. Bald bemerkte ich, daß diese beiden verdorbenen Klassen Jean-Jacques beunruhigen wollten, und darum schrieb ich ihm den Brief, den er unvorsichtiger Weise aus der Hand gab und der gleich darauf, ich weiß selbst nicht wie, in allen Zeitungen abgedruckt

Digitized by Google

wurde. So steht er auch in Rousseaus Werken. Nach seiner gewöhnlichen Art glaubte er, seine Feinde haben mich veranlaßt, ihm bei mir einen sichern Zufluchtsort anzubieten. Diese fixe Idee, diese Narrheit hatte sich ganz fest in das Gehirn dieses unglücklichen Mannes gefressen, dieses großen, hinreißenden und leidenschaftlichen Mannes. Seine ersten Regungen waren aber immer gut: so auch in diesem Fall; denn am folgenden Morgen nach meinem Briefe kam er selbst, um mir zu danken. Der Bediente meldet Herrn Rousseau an, ich traue meinen Ohren nicht, er öffnet die Thüre und ich traue meinen Augen nicht. Als Ludwig XIV. die berüchtigte Gesandtschaft von Siam empfing, war er nicht stolzer und eitler, als ich in diesem Augenblicke. Was er mir von seinem Unglück sagte, seine Aeußerungen über seine vermeintlichen Feinde, die Verschwörung ganz Europas gegen ihn hätten mich wehmüthig gemacht, wenn Jean-Jacques nicht überall den ganzen Zauber seiner Sprache und seiner Beredtsamkeit entwickelt hätte. Ich bemühte mich, ihn von diesem Gegenstand ab und auf seine Liebe zum Landleben zu bringen; darum äußerte ich, es sey mir unbegreiflich, wie ein Mann, der das Landleben so liebe, wie er, es mitten in Paris aushalten könne. Darauf erwiederte er mir die artigen Paradoxen, daß man nur im Gefängniß gut über die Freiheit, und nur im Winter, wenn es schneie, gut über den Frühling schreiben könne. Hierauf sprach ich ihm von der Schweiz und bewies ihm, daß ich Julie und St. Preux fast auswendig wisse. Darüber schien er sehr erstaunt und es gefiel ihm. Er konnte mir anmerken, daß seine neue Heloise mir unter all seinen Werken am meisten zusage, und daß ich weit entfernt sey, auf Tiefe und Gelehrsamkeit Anspruch zu machen. Ich habe nie in meinem Leben, weder vor- noch nachher — ich glaube, es war das erste- und leztemal — so viel Geist gehabt, als in den acht Stunden, wo ich die zweimal mit ihm zusammen war."

(Schluß des ersten Artikels.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Mai.

(Beschluß.)

Physiologische Skizze der Cholera.

Man erinnere sich daran, was wir in einem der frühern Briefe in dieser Beziehung gesagt haben: die äußere Haut ist in der Cholera vollkommen unthätig, die Ausleerungen in der Periode, wo sich die Krankheit entscheidet, erscheinen nicht als krankhafte Produkte, sondern als die zurücktretenden, früher unterdrückten natürlichen Absonderungen; die Luft in den Krankenzimmern bleibt auffallend rein; der Drang des Bluts gegen Gehirn und Rückenmark ist nicht, wie in entzündlichen und fieberhaften Krankheiten, Folge eines erhöhten Lebens im Blute, einer gesteigerten Thätigkeit in den Enden der Gefäße, sondern mechanische Folge des Gefäßkrampfes, der den ganzen übrigen Körper von Blut entleert. Der Körper befindet sich, mit einem Worte, in ganz andern Umständen, als diejenigen, unter denen sich sonst Contagien entwickeln.

Ansteckend also im gewöhnlichen wissenschaftlichen Sinn und auf dem gewöhnlichen Wege ist die Cholera nicht; wie sie sich nun aber von Ort zu Ort, von Mensch zu Mensch mittheilt, ist und bleibt ein Räthsel, so wie die Endursache, welche ihr im Gesammtleben unsers Planeten zu Grunde liegen muß. So lange die lebendigen Kräfte der Erde, die unserm Wesen so nahe, weil sie auch in uns weben und wirken, unserm Wissen so ferne sind, so lange wir, das Bestehen Einer Urkraft nur ahnend, sie nach Kategorien, die wir Wärme, Licht, Elektricität, Magnetismus nennen, fixiren und froh sind, ihr von ihrer physischen und mathematischen Seite immer mehr abzugewinnen, sind alle Hypothesen über die Verhältnisse dieser Kräfte zu den Organismen der Erde Flugsand, den der Wind der physischen Wissenschaften, je nachdem er bläst, dahin und dorthin weht. Wenn übrigens manche Aerzte die Annahme eines tellurischen Ursprungs der Seuche, die uns hier beschäftigt, und der Seuchen überhaupt, a priori lächerlich finden, so ist dies nicht viel anders, als ob der Flaum auf einer Frucht dagegen protestirte, daß er von dieser Frucht seine Art und sein Wesen empfangen und mit ihr gesund und krank seyn solle. So lange die Chemiker in der Luft, welche über hundert Krankenbetten im Hotel Dieu schwebt, und in der Luft, welche die Fahne auf dem Thurme von Notredame fächelt, das altbekannte Verhältniß zwischen Sauerstoff, Stickstoff und Kohlensäure, und sonst nichts finden, und sich freuen, daß ihre delikaten Rechnungen so gut zutreffen, haben wir auch schlechte Aussicht, im Ocean der Luft den Dämon zu entdecken. Uebrigens ist bekannt, daß der Stand des Thermometers, des Barometers, des Hygrometers, daß Wind und Entfernung vom Pol oder dem Aequator auf die Ausbreitung der Seuche entweder keinen oder widersprechenden Einfluß äußern.

Der Mensch wird noch Vieles entdecken, aber je mehr er entdeckt, desto mehr wird sich die Masse des noch zu Entdeckenden vor seinen Blicken vergrößern; allermittelst aber haben die Hiebe der Gottesgeißel die Väter der Völker darauf aufmerksam gemacht, daß ihre, geistig sehr aufgeregten, Völker auch einen Körper haben, dessen Wohl und Wehe mächtig auf den Geist zurückwirkt; sie sollen ihnen, soweit die Mittel und ihr guter Wille reichen, Arbeit geben und Brod, und, wo Hoftheater sind, auch Circenses, als Präservative; der Einzelne aber, über dessen Hause der finstere Schatten noch nicht weggegangen ist, also, mit Ausnahme der Unterösterreicher, der Welser, Märker, Hamburger, Magdeburger und Hallenser, so ziemlich der gesammte deutsche Bund, lasse vorläufig die gefährliche Malerin Phantasie sich müde malen; er nehme von Zeit zu Zeit eine Dosis medizinischen Grausens als abstumpfendes Pulver, und der vorliegende Aufsatz selbst soll nichts seyn als ein Beitrag zu dieser Kur; wer aber noch sicherer gehen will, sehe sich, ehe er eine Leibbinde anlegt, sich am Wein abbricht und vom Schinken sorgfältig den Speck ablöst nach einem Artikel um, der in unserer Zeit sehr nöthig ist, in ihr aber auch leicht erworben werden kann, nach einer seiner Geistestonstitution angemessenen Dosis Lebensweisheit.

Auflösung der Charade in Nr. 126:

Druckfehler.

Beilagen: Kunstblatt Nr. 44 und Monatsregister Mai.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 131.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Freitag, 1. Juni 1832.

So lebt er auch nach seinem Tode fort,
Und ist so wirksam, als er lebte;
Die gute That, das schöne Wort,
Es strebt unsterblich, wie er sterblich strebte.

Goethe.

Zu Goethes Todtenfeier.

Rede und Chorgesang auf der großherzoglichen Hofbühne in Karlsruhe. Dargestellt am 13ten Mai und verfaßt von Ludwig Robert*).

Scene.

Die Propyläen eines Tempels, aus denen man in einen Wald schaut. Am Walde eine mit rothem Sammet bedeckte Bühne und auf derselben ein mit einem goldnen Lorbeerkranz gezierter Sarkophag. Daneben eine abgebrochene Säule, an welche eine goldene, mit grünem Lorbeer umschlungene Lyra lehnt, und Rosengebüsch.

Nach einigen Takten der Introduktion hebt sich, bei fortwährender Musik, der Vorhang. Nahe dem Trauergerüste sind bereits einige Gruppen versammelt: hier eine Betende; dort ein in Betrachtung Versunkener; zwei Jungfrauen, die Blumen streuen; zwei Greise im Gespräch; eine Mutter, die ihrem Knaben den Katafalk zeigt u. a. (Die Männer sind sämmtlich in altdeutsche Tracht schwarz gekleidet und tragen Gürtel oder Feldbinden von den verschiedenen Nationalfarben der deutschen Stämme. Die Frauen sind ebenfalls mit diesen Nationalfarben geziert und tragen lange schwarze Florschleier.) Aus den vordern und mittlern Koulissen treten einzelne Personen und gesellen sich zu der Versammlung. Sobald diese vollständig ist, ordnet sie sich zu zwei Halbchören, die sich gegen einander bewegen und so die Scene umschreiten, daß der Halbchor, der von der linken Seite hervorkommt auf die rechte, und der, welcher von der rechten hertritt, auf die linke Seite zu stehen kommt. Jetzt schreitet der Chorführer aus der Mitte des Hintergrundes hervor, und nachdem die Musik verklungen, beginnt er die Rede.

Chorführer (mit den badischen Farben geziert.)

Ihr kennt hier diesen Raum, den wandelbaren,
Der Euch das wechselvolle Erdenleben
In mannigfach bewegten Bildern zeigt. —
In diesem Raume, der die Welt bedeutet,
In diesem kunsterzeugten Zauberspiegel
Gewahret Ihr den Musentempel heut;
Und dort, durch seine freien Säulengänge,
Den deutschen Dichterwald; und in dem Wald,
Im immer grünen, immer blühenden,
Den Katafalk des Priesters der Natur,
Des großen hingeschied'nen Dichterfürsten.

*) In Auftrag des Intendanten, Herrn Grafen von Leiningen, welcher die Komposition der Einleitung und des Chorgesangs dem großherzogl. Kapellmeister, Herrn Strauß, und die Rolle des Chorführers, Herrn Demmer, vertraute. Wir alle — die Umstände geboten es — mußten in zehn Tagen vollendet haben; bei Abwesenheit der Mädame Heitzinger war Goetz von Berlichingen das einzige Goethe'sche Drama, welches dargestellt werden konnte; und so fehlte es an Zeit und Raum zu einer ausgeführteren Todtenfeier, wie Dresden und die Berliner Königsstadt sie sahen, und das rein erhaltene, das musterhafte Burgtheater zu Wien sie verspricht.

Und wir, die zu der Todtenfeier hier
Des Unvergeßlichen zusammentrafen,
Wir zeigen bildlich Euch das Vaterland,
Die Bruderstämme aller deutschen Gauen,
Die seinen zauberischen Harmonieen,
Die seiner Weisheit, seinem Tiefsinn lauschten
Und — wehmuthsvoll an seinem Sarg nun steh'n.

Und mich, den die geliebten Farben zieren,
Die bürgerfreundlichen, mich wählte man,
Den Chor anführend vor Euch auszusprechen,
Was unser Vaterland bei diesem Anblick
Im Geist bedenkt, in tiefster Seel' empfindet. —

So ehrenvoll die Wahl, so schwer, ja so
Unmöglich wohl, ihr würdig zu entsprechen!

Soll ich in düstre Trauer mich ergießen? —
Wie könnt' ich es, im heitern Angedenken
Des Hochbeglückten, dessen reiches Daseyn,
Von früher Jugend bis in's hohe Alter,
Ja bis zur lezten, sonst so herben Stunde,
Ein selig Schaffen und ein lohnend Wirken,
Ein ew'ger Herbst, ein ew'ger Frühling war!

Soll ich, um den entschlaf'nen Dichter klagend,
In Grabnacht und Vernichtung niedersteigen?
Er ist nicht todt! Sein Geist, er lebt mit uns,
Wird noch mit unsern Enkeln leben, leben,
So lang' in einem deutschen Herzen noch
Ein Ton der deutschen Lyra wiederklingt!

Erwartet auch von unberedter Lippe
Kein preisend Lied, um seinen Ruhm zu künden,
Er selbst sang sich die schönste aller Hymnen,
Doch unbewußt. Er sang Arioſtens Lob
Und — schilderte sich selbst. Hört seine Worte:

„Wie die Natur die innig reiche Brust
„Mit einem grünen bunten Kleide deckt,
„So hüllt er alles, was den Menschen nur
„Ehrwürdig, liebenswürdig machen kann,
„In's blühende Gewand der Dichtung ein.
„Zufriedenheit, Erfahrung und Verstand
„Und Geisteskraft, Geschmack und reiner Sinn
„Für's wahre Gute — geistig scheinen sie
„In seinen Liedern und persönlich doch,
„Wie unter Blüthenbäumen auszuruhn,
„Bedeckt vom Schnee der leichtgetragnen Blüthen,
„Umkränzt von Rosen, wunderlich umgaukelt
„Vom losen Zauberspiel der Amoretten.
„Der Quell des Ueberflusses rauscht daneben
„Und läßt uns bunte Wunderfische sehn.
„Von seltenem Geflügel ist die Luft,
„Von fremden Heerden Wies' und Wald erfüllt.
„Die Schalkheit lauscht im Grünen halb versteckt,
„Die Weisheit läßt von einer goldnen Wolke
„Von Zeit zu Zeit erhabne Sprüche tönen,
„Indeß auf wohlgestimmter Laute wild
„Der Wahnsinn hin und her zu rasen scheint,
„Und doch im schönsten Takt sich mäßig hält."

So schildert unser Dichter einen Dichter,
Und stellt im fremden Bild ein Bild uns auf
Der ei'gnen schaffenden Allseitigkeit,
Der eig'nen Schönheit seiner Seelentiefe.
Ein wahrhaft frommer, heilig-hoher Priester
Der irdischen, der geistigen Natur,
Blieb ihm, in dieser, wie in jener Sphäre,
Des Schöpfers reiche Mannigfaltigkeit
Stets Gegenstand der thätigsten Verehrung.
Mit heiterm Selbstvergessen gab er forschend
Sich der Betrachtung hin der Körperwelt;
Versenkte sich mit gleichem Selbstvergessen,
Mit gleicher ehrfurchtsvoller Anerkennung
Der gottgeschaffenen Verschiedenheit,
Mit ächter Demuth und mit ächter Liebe
In hundert und in hundert Menschenseelen.

Das war der Quell, aus dem sein Genius
Unsterblichschöne Dichterwerke schöpfte,
Und ihm den Nectar innern Friedens reichte
Im langen Leben und — im sanften Tod.

Chorgesang.

Ja sein Genius kam leise,
Gab den lezten Kuß dem Greise,
Der den Himmel offen sah'.
Also ist er hingeschieden,
Schön wie er gelebt hienieden.
Weine nicht Germania!

Weine nicht: Er war beglücket,
Weine nicht, Dir ward entrücket
Nur die todte Hülle da.
Doch sein Geist ist Dir geblieben
In den Werken Deines Lieben.
Freue Dich Germania!

Episoden
aus der Novelle:
die Zerrissenen.
Von A. Sternberg.

V.

Eduard, der Maler Gotthold und der Fürst führten ein Gespräch über die Schönheit in der Kunst. Massiello

hatte Abgüsse von den Bildsäulen der Apostel von Bernini gesehen und in seiner Weise kurz geäußert, sie seyen ihm zu vornehm. Der Fürst griff diesen Tadel begierig auf und brachte ihn zum Diskurs. „Und ist er nicht vollkommen gegründet?“ fragte er lebhaft; „kann wohl ein gerechterer Vorwurf gemacht werden dem Maler oder Bildner, der uns jene armen, verkannten und mißhandelten Männer, die nichts anderes waren als Bettler, Tagelöhner oder Fischer, als schöne, prächtige Leute, gleichsam als indische Fürsten hinstellt?“ Der Graf trat hinzu und sagte: „Freilich, da ist, christlich gesprochen, der alte Adam, der uns in den Nacken schlägt.“ — „Und doch, wie natürlich!“ rief der Fürst; „was der Mensch liebt, verehrt, das stellt er so hoch, wie er es vermag, dem wirft er den Purpurmantel um, er legt ihm gleichsam die süßesten Schmeicheleien in Ton und Farbe zu Füßen und liebkost ihn mit den zärtlichsten, schönsten Lauten seiner Sprache; liegt darin eine Verirrung?“ — „Doch wohl,“ nahm Gotthold das Wort; „denn der Mensch zieht, obwohl unbewußt, das Hohe herab und stellt sein Ich in kecker Vertraulichkeit nebenan. Hier scheidet sich Heidenthum von Christenthum, oder, noch strenger, Protestantismus und Katholizismus.“ — Der Fürst: „Wir Protestanten sollten also eigentlich gar keine Bilder vom Höchsten haben?“ — Gotthold: „Eigentlich nicht, denn wir sollen ihn anbeten im Geist und in der Wahrheit.“ — Der Fürst: „Das verstehe ich nicht; heißt das nicht eben so viel als: der unendliche, prachtvolle Himmel mit seinen zahllosen Sternen breitet sich vor uns aus, der menschliche Geist erschrickt vor der Größe; um sie zu fassen, um den Himmel menschlich zu umgrenzen, faßte er die Sterne in einzelne Bilder zusammen; nun weiß er sich zu finden, jezt hat er gleichsam den Himmel gewonnen; da kommt eine Hand, raubt ihm die Bilder, läßt ihm den bilderlosen, unverständlichen Himmel und gebietet ihm, an den fernen, zu fernen Stern zu glauben.“ Gotthold: „Nicht unrichtig: das Licht des Sternes ist das Symbol des Unauffaßbaren, Unbegreiflichen.“ Der Fürst: „Wie kalt, wie streng!“ Gotthold: „Doch soll die Malerei es immer wagen, in Demuth und Selbsterkenntniß nach einem sichtbaren Bilde des Ewigen zu streben, da er auftrat in sichtbarer Gestalt unter uns. Hemling, Schoreel, Van Eyk, auch Dürer sind Christusmaler, und Bilder, wie sie sie gemalt, befahl Luther in unsern Kirchen aufzuhängen.“ Der Graf und der Fürst drehten sich unwillig weg und Gotthold sagte eifriger: „Auch wir haben eine Schönheit, doch sie ist nicht jene falsche, gleisnerische, die Kupplerin des Lasters, die Schmeichlerin der Welt, sondern eine ernste, große, durch Schmerzen verherrlichte. Die Magdalena des Correggio fährt fort zu verführen, indeß sie bekehren sollte.“ — „O diese rührende Gestalt,“ sagte der Fürst lebhaft, „dieses süße, bleiche Antlitz, über das die herbe Thräne rollt, dieser schöne Busen, in dem ein Herz schlägt, das im bittern Schmerze mit sich selbst und seiner Fülle im Kampfe ist! Das vornehm und glänzend erzogene Mädchen irrt baarfuß im Walde herum, ihr seidenes Haar, früher mit köstlichen Salben getränkt, flattert, dem Winde preisgegeben, sie leidet vielleicht Hunger!“ Gotthold: „Wie sinnlich ist dieses Mitleid! ihr Hunger, ihre verlassene Lage bewegt nicht mein Herz, aber wohl fühle ich innige Rührung für sie, da sie in Schwelgerei und Vollgenuß schwer an den ewigen Schätzen darbte, ihr Inneres so traurig verwahrlost ward.“ Eduard brachte das Gespräch wieder auf die Schönheit zurück. „So ist es ausgemacht,“ sagte der Fürst, „daß im Alterthum die Quelle künstlerischer Schöpfung die Natur in ihrer sich selbst genügenden Fülle war, indeß sie bei uns in der Offenbarung besteht.“ Gotthold: „Ein vielsinniges, oft mißverstandenes Wort!“ Der Fürst: „Wollen wir dafür setzen: Traum, Eingebung, Abstraktion, kurz ein geistiges Prinzip, das, wenn der Künstler seine Aufgabe recht bedenkt, eigentlich dem Meißel wie dem Pinsel ganz entschlüpft?“ Der Graf: „Durchaus; denn wo Körper ist, ist Sünde, und die Abzeichen einer gefallenen Natur dürfen wir dem Gotte nicht zusprechen, die Begriffe von Schönheit sind alle viel zu sinnlich, um da Stand zu halten, wo das Uebersinnliche eintritt. Blut, Leben, Leib, Sünde hat immerdar den Körper der Poesie ausgemacht. Mit einer Berechnung läßt sich nichts anfangen, das Symbol ist nur Zahl, der abstrakte Begriff ein Facit, das ein geschickter, logischer Rechenschüler seinem Meister nachrechnet; die Gestalt aber ist ein vom Himmel gefallener Funke, zündend, gewaltig, geheimnißvoll, wie der verschleierte Gott selbst, aller menschlichen Forschung verborgen, die Schöpfung eines bebenden Nervs, das Ergebniß des bewegten Bluts. Träumer, Schwärmer, Fanatiker haben eine Kirche, Philosophen keine; ein wahrer Künstler gehört aber immer mehr zu den erstern, zu den lezten nie.“ Er wandte sich und ging, und Gotthold sagte: „Auch ein trauriger Irrthum, dem unsere Zeit sich zuwendet.“ — Der Fürst: „Der Graf hat Recht; ich sehe den Verfall der Kunst in ihrer Vergeistigung.“ — Gotthold erwiederte: „Freilich sollen wir den Geist wiederum erlösen, den die Alten in Bande, wenn gleich in schöne, fesselten; auch wir müssen die Natur studiren, doch nicht sie allein, da sie zugleich mit dem Menschen eine gefallene und verderbte ist.“ Ein leiser Hohn zuckte hier über die Lippen des Herzogs; er brach das Gespräch schnell ab.

Digitized by Google

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Mai.

Literarische Freiheit. Hegel und seine Gegner. Die Universität.

Das Unbehagliche gewisser politischer Zustände wird unter den tönenden, meisselnden, kriyeluden, springenden Künsten der Musen weniger lebhaft gefühlt. Man vergißt über dem rauschenden Ballärm die einsame Klage im höchsten Stockwerk, und hält Lumpen, wenn sie vom Licht duzendarmiger Kronleuchter beschienen werden, für einen Charakteranzug in der allgemeinen Maskerade. Die Literatur! sollte man nicht glauben, die Lehre von ihrem Verhältnisse zum öffentlichen Leben sey erst gestern aufgekommen! Alle unsere schreibenden und die denkenden Köpfe unter ihnen sind davon überzeugt, daß der preußische Staat die seinen Bürgern ordentlich durch den Ruf garantirte literarische Freiheit endlich gewähren müsse, eine Ueberzeugung, die selbst von denen getheilt wird, die sich gegen die moderne Freisinnigkeit des Tages feindlich kehren. Die Klage ist allgemein, aber Niemand denkt daran, sie vor den Richter zu bringen. Kann da gegeben werden, wo Niemand fodert? Können die Regierungen in einer Zeit, wo sich kaum die lauten Wünsche befriedigen lassen, noch auf die geheimen, verschämten hören? Und doch ist die Antwort auf diese Frage leicht. Man verschmäht eine Wohlfahrt, deren Erringung Kampf kostet, deren Besitz verführerisch ist. Wer tadelt eine solche Entgegnung? Seit die Massen entscheiden, ist die Zeit der Märtyrer vorüber. Der Eine trägt ein Ordensband und sitzt im Rathe, der Andere ist schon dreimal vom Senat öffentlich gelobt worden und trägt die Mauerkrone, ein Dritter hat nicht nur Frau, sondern noch drei, vier, auch fünf Kinder, und die Letzten endlich haben die ihnen nicht zu verdenkende Absicht, dermaleinst die Ersten zu werden. Wer kann ihnen verargen, daß sie ihrem Fuße keine Hindernisse in den Weg legen, daß sie denken und schweigen, denken und murmeln, nur leise, durch die Zähne? Ein gewandter Geist findet zwar auch hier einen Ausweg. Es gibt eine gewisse Taktik, die uns dem ersehnten Ziele merklich näher führen könnte, und die das Große für sich hat, daß sie bei uns immer noch als freie Kunst gelitten seyn würde. Der Handgriff ist alt und um so wirksamer, je weniger seine Absicht erkannt wird. Schade, daß wir ihn verrathen, daß wir das Kunstwerk profaniren müssen, weil ja Niemand ist, der bis jezt die geheime Druckfeder gefunden hätte. Das Wenigste haben noch immer diejenigen ausgerichtet, die jede Opposition zu einem Kampf auf Leben und Tod machten, die zu jedem leisen Schlage einen beringten Eisenhandschuh anzogen. Im Gegentheil, man kämpfe, ohne die Bewegung des Armes zu verrathen; man treffe mit der Spize des Schwerdtes, ohne dieses aus der Scheide gezogen zu haben. Dazu bedarf es keineswegs der Kunst eines Taschenspielers. Wo sich gegen ein System nichts sagen läßt, da läßt sich vielleicht gegen die etwas sagen, die es vertheidigen. Wo es zum Verbrechen angerechnet wird, den Mund eines Menschen zu beurtheilen, da lobe man das Kinn, das unter, und table die Nase, die über ihm sizt. Wer die Gesinnung eines Odendichters verachtet, der reibe sich an der Form, table die schlechten Verse und verurtheile ihn als Dichter, weil er als Partheimann sündigte. Als Polen vor der Revolution unter russischer Herrschaft stand, wäre es ein strafbares Verbrechen gewesen, Lelewels Amtsentsezung zu tadeln; aber seine Bücher über die polnische Geschichte und die kleinsten Beiträge, die er zur Beförderung des Unterrichts gab, bis in den Himmel zu erheben, wer durfte das hindern? Hegels Einfluß erstreckte sich weniger auf die schon angestellten und untergebrachten Leute, die als Gelehrte sich der Akademie verwandter fühlten, als auf die jungen, heranstrebenden Kräfte, die seine Philosophie wie ein Netz umstrickt und umsponnen hielt. Die unpartheiische Ansicht der Jugend, die Rücksichtslosigkeit ihres Treibens und Schaffens wurde früh gefangen genommen, und an die Stelle einer ungekünstelten, lebensfrischen Thätigkeit trat der ruhig abgemessene Gang, den unsere Jüngsten verfolgen, als wären sie seit Jahren schon die Aeltesten. Hegel hieß nicht mit Unrecht preußischer Staatsphilosoph. Wie leicht war es, die Widerlegung seiner Ansichten zu einem Angriff auf das von ihnen vertheidigte Gut zu machen? Vor seinem Tode wagten dies nur Wenige, und nach diesem gegenwärtig Niemand. Man hoffte, die durch Hegels Einfluß gleichsam moralisch niedergehaltenen Kräfte würden aufschnellen und freier und ungebundener sich bewegen; aber sey es nun, daß der Nothzustand der frühern Zeit zu einer Gewohnheit geworden ist, oder daß es an Planmäßigkeit, Einheit und richtiger Leitung unserer Tendenzen fehlt, diese Hoffnung ist getäuscht worden. Eine unmittelbare Opposition gegen Hegels System, wie etwa die des Professors **Beneke**, ist zu sehr im Interesse der Philosophie und der eigenen Ansicht, als daß sie beim größern Publikum Anklang fände. Selbst den doktrinellen Kollegen dieses Gelehrten ist seine Lehre nicht neu, da er sie schon seit zehn Jahren mit vieler Ausdauer, aber meist unglücklichem Erfolge vorgetragen hat. **Gruppe**, der sich zwar auf einen freiern Standpunkt gestellt hat, konnte doch ebenso das Interesse, in dem er gegen Hegel schrieb, nicht außerhalb der Doktrin nehmen, sondern was er gegen ihn und gegen die Philosophie überhaupt gethan hat, wagte er — um der Grammatik willen.

Die Frequenz unserer Universität ist für den Sommer bedeutend höher gestiegen, als sie im vergangenen Winter war; sonst pflegt das Verhältniß umgekehrt zu seyn. Eine nicht unbedeutende Anzahl junger Docenten hat zum erstenmale Vorlesungen angekündigt, die auch gehalten werden dürften, namentlich in der theologischen Fakultät. Unsere jungen theologischen Docenten gehen gewöhnlich aus den wissenschaftlichen Instituten, die unter der Leitung mehrerer Professoren sich mit gründlichern Studien beschäftigen, hervor. Die geselligen Cirkel, die sich bei den Professoren Neander und Schleiermacher zusammenfinden, bringen die jungen Gottesgelehrten in freundschaftliche Berührungen, und so geschieht es, daß die angehenden Universitätslehrer wie im feierlichen Zuge von ihren Commilitonen auf den Katheder begleitet und in ihren docirenden Anfängen unterstüzt werden. Auffallend ist es aber, daß seit Jahren sich Niemand unter den Juristen als Docent habilitirt hat, wovon wohl die Schuld dem unter ihnen wuchernden Dilettantismus beizumessen ist. Einige juristische Gesellschaften, die aber keine eleganten Theevisiten seyn dürften, wie die bei einigen Professoren üblichen, würden auch diesem Mißverhältnisse abhelfen. **Gans** hat für das laufende Halbjahr keinen Vortrag angekündigt, der so viel Theilnahme beim größern Publikum finden könnte, wie der im verflossenen Semester über neuere Geschichte gehaltene. Jezt will **Ranke** dasselbe Thema behandeln; ob man ihn wohl die auf ihn gesezten, durch seine neuern publicistischen Versuche sehr getäuschten Hoffnungen entgelten lassen wird?

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 56.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 132.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 2. Juni 1832.

Mein Elend weit' ich um ein Dutzend Nadeln,
Daß sie vom Staat sich unterhalten werden,
Vor einem Wechsel thut das Jedermann.

Shakespeare.
Richard III.

Episoden
aus der Novelle:
die Zerrissenen.

VI.

Das Gespräch kam auf die Poesie und die neuesten Erscheinungen in diesem Fach. „Wenn wir davon reden sollen," nahm der Journalist das Wort, „so ist die erste und wichtigste Frage, was suchen wir heutzutage in der Poesie?" — „Zerstreuung, Erheiterung, Erhebung aus der verwirrten, dumpfen Zeit," rief der Baron mit Nachdruck. „Freilich wohl," nahm der Erstere wieder das Wort, „Erhebung — das soll sie uns geben, und das wird sie. Gottlob, die Zeit ist vorüber, wo diese edle Kunst, wie alle übrigen, nur dem Kitzel der Höfe diente, und ein Paar tausend Menschen mit ihr wie mit der Puppe spielten. Darum nichts von Zerstreuung, Erheiterung — wir sollen nicht zerstreut, erheitert werden; eine finstere, thatendrängende Zeit fordert Arbeit, Mühe, schnelle begeisterte Wirksamkeit. Der Brand umgestürzter Reiche, der alten Gerüste und Satzungen hat, so wie das Blut untergegangener Generationen, den Boden gedüngt, und die hellstrahlende Sonne ächter Aufklärung zeitigt jezt in jäher Schnelle die aufkeimende Saat, alles ist Regung und Bewegung; der scharfe tragische Dolch der Muse, mit dem die Hand früher gespielt — jezt gilt es, in einer Männerfaust seine Schärfe, seine hartgestählte Spitze zu erproben. Hinweg mit der markaussaugenden Weichlichkeit jener Poeten, deren Faunsgesichter, von Perrückenlocken umschattet, mit lüsterner Gier in den Falten des alten Paradebetts lauschen, wo die alte buhlerische Koquette der Despotie sich ziert und winkt. Die morschen Pendülen mit den Porzellanmöpschen und Schäferinnen haben ihre lezte Stunde gewispert; ein wunderbarer Sturm rauscht hinter jenen Tapeten und rüttelt an den versteckten Thüren, durch die Wollust und Verrath einschlichen. Ein flammenschöner, in jungfräulicher Herbigkeit felsenharter Joseph, reißt sich die junge Freiheit aus den verfolgenden Armen der alten Koquette, welche in welker Ohnmacht zurückbleibt; gern opfert er den Mantel, alles irdische Gut, wenn er nur das Himmlische seines Busens rettet."

Ein Schweigen trat ein nach diesen lebendigen Worten. Der Baron nahm endlich das Wort und sagte: „Ihr habt vollkommen Recht, Doktor: unter den grauen, mittelalterlichen Schutt von zerbröckelten Kirchthürmen, von altmodigen Porzellanmöpschen und Perrücken gehören auch jene albernen gothischen Irrthümer von Andacht, Liebe, Begeisterung, und Ihr thut wohl daran, wenn Ihr darauf besteht, daß alles mit einander ausgekehrt werde, damit aus der alten, wunderlichen Kinderstube des Menschengeschlechts, voll summender Mährchen und Kindergebete, ein feiner offener Salon werde, wo politische Zeitschriften gelesen werden können und man über den neuesten Wechselkours verständige Betrachtungen austauschen kann." —

Digitized by Google

„Wir werden uns nimmermehr v[illegible]chen," fuhr der Journalist auf, „und es wäre beß[illegible] es käme nie zu einem so unfruchtbaren Austausch." „Ich erlebe es noch," sagte der Baron, „Sie, Herr [illegible]ktor, im offenen Kampf mit Fürst und Thron zu seh[illegible], vielleicht treffen wir uns noch in einem engen Gew[illegible]lam wieder, wo wir beide Zeit genug behalten, [illegible] den andern zum Proselyten zu machen." — „Ich [illegible]le überall meinen Mann," erwiederte der Angegr[illegible]ene, „und gehe wie jeder heutzutage gewappnet u[illegible]er; doch möchte mir gerade das thätige Eingreifen [illegible]cht als Beruf gegeben worden seyn; es gibt im Felde[illegible]er Ideen noch zahllose rühmliche Kämpfe zu bestehen. Hier, wie in jeder kräftigen Weltsache, gehen der [illegible]alschen Apostel eine Menge herum, und es fehlt am [illegible]das nicht, der die Freiheit um dreißig Silberlinge [illegible]eläugnet. Zahllose Meinungen schweifen in der Irre umher und bekämpfen im Irrthum und in der Finsterniß sich selber; der Taumel wächst hier zum frechen Uebermuth, indeß der Eifer für die gute Sache dort im trägen Indifferentismus unterzusinken droht; dort ist also der Zaum, hier der Sporn nöthig, und so gibts für einen Kopf, dem Ernst und Klarheit geworden, genug zu thun, Einheit und Richtung in die wogende, drängende Masse zu bringen. Gab es einmal eine Zeit, wo es lieblich, erlaubt und schön war, den Geist in eine poetische Ferne zu tauchen, am verklärten Schmerz und Entzücken sich zu berauschen, im Reiche der Phantasie zu leben, so muß das jetzige Geschlecht diesen Genuß aufgeben und dafür die Ehre haben, Thaten auszustreuen, die den kommenden Geschlechtern Stoff zu Liedern und Hymnen geben. Es genügt nicht, in Ruhe die kunstreichen Gebilde auf dem Schilde der Minerva zu betrachten, sondern es gilt, ihn zu führen im Streite."

Indessen war der Geistliche eingetreten, ein langer, ziemlich wohl aussehender Mann in einem schwarzen Ueberrock, der ihm bis auf die Ferse reichte. Der Journalist nahm ihn alsbald bei Seite und examinirte ihn scharf über seine politische Ansicht. „Lassen Sie mich," rief der Pastor, indem er auf einem der breiten Lehnsessel Platz nahm; „das Bündniß, das ein redlicher Mann mit dem Staate schließt, ist eben so zart, wie eine Herzenssache, und wer spricht gern von seiner Braut mit Leuten, die über ihren Werth anders denken könnten? Uebrigens bin ich ja da, Friede und Eintracht zu predigen allezeit, und schon deswegen würden Sie nichts aus meinem Munde erfahren, was zu Ihrem Kram paßt." — „Himmel!" rief der Journalist, „wie kann man sich nur so ganz simpel ausdrücken! Von welchem Kram reden Sie? Mann, Mann, wissen Sie nicht, daß Ihre Kirche selbst auf blutgedüngtem Boden aufsprößte und sich festigte?" — „Wohl," entgegnete der Geistliche, „das Aergerniß muß kommen, doch wehe dem, durch welchen es kommt, es wäre besser, ihm hinge ein Mühlstein am Halse und er läge im Meere da, wo es am tiefsten ist." — Der Baron warf einige Bemerkungen dazwischen, die einen ernsten Streit verhinderten, und wirklich gelang es ihm, den Pastor zu einem gutmüthigen Lächeln zu bringen. „Als Landprediger," sagte er, „sieht man gewöhnlich im Leben als die beschränkte, ländlich gesunde Mittelmäßigkeit an, und als solche treten wir auch in Büchern, Romanen, und Novellen auf, wenn es sich um Glauben, Philosophie und Lebensgenuß handelt. Eben so weit entfernt von den herrschenden Zepterträgern der hohen Aufklärung, wie sie zur Verzierung großer Residenzen hier und da gefordert und verschickt werden, als von den überirdischen Schwärmern und Wunderthätern, geht unsre Einsicht und Lehre Hand in Hand mit den niedern, immer wiederkehrenden Bedürfnissen des einfachen Menschen. Der liebe Gott auf dem Lande, der Pfarrer im schwarzen Rock, und der Bauer in der rothen Sonntagsweste sind drei Personen, die nicht zu trennen sind, und die sich gegenseitig lieb haben, und zusammen bedenken, was zum Bau des Ackers, zur Saat und Aerndte nöthig. Wenn einer von ihnen stirbt, so muß nothwendig der andre seine Stelle ersetzen; ja, mir sagte einmal ein Bauerbusche in aller gutmüthigen Einfalt: Herr Pfarrer, wenn der liebe Herr Gott krank wird und stirbt, so wird man gewiß im Himmel Euch zum lieben Gott machen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Vom Einfluß der Musik auf Menschen und Thiere.

Jedermann weiß, wie mächtig die Musik auf den moralischen, ja auf den physischen Menschen wirkt, daß sie der Luftzug ist, welcher der Aeolsharfe der menschlichen Gefühle die mannigfaltigsten Töne entlockt; schon die Alten wußten dieß, ja sie hatten noch einen unendlich höhern Glauben an die Wunderkraft der Töne als wir, wie denn auch die Musik bei ihnen eine weit umfassendere, für uns ziemlich räthselhafte Rolle spielte. In ihren Geschichtsbüchern fehlt es, vom wunderbaren Sänger Orpheus an, dem Felsen und Bäume nachliefen, nicht an Beispielen von Wundern, welche die Musik gewirkt. Damon, ein Musiker aus Milet, hatte durch sein Spiel auf der Flöte im phrygischen Versmaaß von Wein erhitzte Jünglinge zur Wuth entflammt; Galen befahl ihm, das Versmaaß zu wechseln und dorisch zu spielen; alsbald verwandelte sich bei den Jünglingen die heftigste Aufregung in die vollkommenste Ruhe. Timotheus, aus derselben Stadt, hatte die Gefühle seiner Zuhörer vollkommen in seiner Gewalt; so reizte er Alexander den Großen zur Wuth und beruhigte ihn wieder eben so schnell. Terpander dämpft durch Musik einen Aufruhr, Ulysses wird von Phemius entwaffnet, Pythagoras sieht

Digitized by Google

einen Jüngling, der in der Wuth darüber, daß seine Geliebte einen Nebenbuhler bei sich eingelassen, das Haus derselben in Brand stecken will; er war durch Musik so weit gebracht worden, da heißt Pythagoras den Flötenspieler das Versmaaß wechseln und im zweitaktigen Spondeus spielen; der ernste Takt bringt den Wüthenden alsbald wieder zu sich.

Wir lassen uns in keine Abhandlung über die Musik der Alten ein, über die berühmten Versmaße, das phrygische, äolische, lydische, dorische, von denen uns die Gelehrten so viel zu erzählen wissen, über das Verhältniß der Musik zu der eigenthümlichen Organisation und Kultur der Griechen; wir bemerken nur, daß es in der alten Geschichte der Musik bei allen Völkern keineswegs an ähnlichen, ja noch erstaunlichern Wundern fehlt, als die erwähnten; sie beweisen alle blos, wie schwer es durchaus dem Menschen wird, in den Grenzen der Wahrheit zu bleiben. Die Chinesen fühlten sich im achtzehnten Jahrhundert tief gekränkt, daß ihre Musik auf den Missionär Amiot, der ein guter Musiker war, so gar keinen Eindruck machen wollte, und sagten zu ihm: „Die herrliche Musik unserer Vorväter ist in unsern Tagen gar sehr aus der Art geschlagen; sie erregten mit ihren Gesängen nach Gefallen jede Leidenschaft; aber wir verstehen es nicht mehr, zu der Seele zu sprechen.“ Wie zauberisch auch Orpheus Leyer wirken mochte, sie war nichts gegen die Ragas oder alten hindostanischen Lieder. Mia-Tusine, ein wunderbarer Sänger zur Zeit des Kaisers Akber, sang, so erzählt die Geschichte, eine solche Raga, welche für die Nacht bestimmt war, bei Tage, und so ungeheuer war die Macht seiner Töne, daß die Sonne verschwand und tiefes Dunkel den Pallast umfing, so weit seine Stimme drang. Ein anderes Lied der Art hatte die sonderbare Eigenschaft, daß es denjenigen, der es sang, verbrannte. Der Kaiser Akber hieß einen seiner Musiker bis an den Hals ins Wasser gehen und es so singen; der Unglückliche hatte kaum die magischen Noten intonirt, so schlug ihm die Flamme aus dem Kopf und verzehrte ihn.

Indessen auch in unsern Tagen sind unsere Dilettanten nicht die einzigen, welche, die Augen verdrehend, trippelnd und den Takt zu der Arie einer Primadonna falsch schlagend, lebendig Zeugniß von der Allgewalt der Musik ablegen; so lesen wir bei einem alten Franzosen, als einmal ein kriegerisches Stück von Claudin, dem jüngern, Musikmeister im Dienste Heinrichs IV., bei Hof ausgeführt wurde, sey ein alter Edelmann ordentlich in Wuth gerathen und mit gezogenem Degen auf die Gesellschaft losgegangen; alsbald aber habe der Künstler mittelst eines andern Stücks von sanftem, lieblichem Charakter dieser Ekstase ein Ende gemacht. Dies schmeckt nun ganz nach Pythagoras und Galen. Ueber die Musik der Griechen, von der wir nichts mehr wissen, kann man fabeln, soviel man will; aber jenes Claudins Werke haben wir noch; sollte man etwa den Versuch damit machen wollen, so stehe ich der ganzen Zuhörerschaft für ihr Leben.

Die Musik nimmt bekanntlich ganz vorzüglich die Gefühlsseite in Anspruch. Nach Homer, Plato, Shakespeare sind Menschen, welche kein Gefühl für Musik haben, unvollkommene Wesen. Dies mag im Allgemeinen schon wahr scheinen; indessen ist dieser Mangel der Organisation häufiger, als man glaubt. Abgesehen von der natürlichen Anlage für Musik, hängt der Eindruck, den sie auf das Individuum macht, ganz besonders von der Erziehung ab. Nicht selten kommt es vor, daß Menschen von Verstand und Bildung die Musik nicht nur kein Vergnügen, sondern daß sie lediglich keinen andern Eindruck auf sie macht, als jedes Geräusch. Durch Uebung steigert sich die Empfindlichkeit der Organe, und was von den Individuen gilt, gilt auch von ganzen Völkern.

Die Alten schrieben der Musik eine außerordentliche Heilkraft zu, und bis auf die neuere Zeit, bis auf die Gründung der eigentlichen Physiologie haben die Aerzte, freilich meistens auf die Autorität der Alten, über ihren Einfluß auf Umstimmung der Lebenskraft und damit Heilung der verschiedensten Krankheiten, Sinn und Unsinn zu Tage gefördert; ja in den jüngsten Tagen ist in Paris bei Gelegenheit der Cholera neben dem Kanonendonner auch die Musik zur Sprache gekommen. Mit Erfolg ist sie wohl blos gegen Geisteskrankheiten und Melancholie als Heilmittel angewandt worden. Die Geschichte bewahrt in dieser Hinsicht manchen artigen Zug auf. Die Fürstin Belmonte hatte ihren Gemahl verloren; ein Monat war vergangen und noch hatte sie keinen Laut der Klage hören lassen, keine Thräne vergossen; eine fürchterliche Last drückte ihren Busen, sie war dem Tode nahe. Gegen Sonnenuntergang trug man die Kranke in ihre herrlichen Gärten, aber die Natur hatte keinen Reiz für sie, sie fand in ihrem Anblick nichts weniger als Erleichterung. Raff, damals der größte deutsche Sänger, war eben in Neapel und besuchte zufällig die berühmten Gärten von Belmonte. Eine Kammerfrau der Fürstin erfuhr dieß; sie kam auf den Gedanken, mit der Musik einen Versuch an ihrer Gebieterin zu machen, und bat Raff, in der Nähe des Boskets, in welchem sie saß, etwas zu singen. Er ließ sich bereitwillig finden und wählte eine Arie von Rolli, die mit den Worten anfängt: **solitario bosco ombroso.** Die reine, schmelzende Stimme, die einfache, aber höchst ausdrucksvolle Melodie, die Worte, die zu der Umgebung und auf die Verhältnisse so ganz paßten — Alles dieß wirkte so mächtig auf die Fürstin, daß ihre Thränen reichlich strömten; sie flossen

Digitized by Google

mehrere Tage ohne Unterbrechung, und die Kranke war gerettet. — Allbekannt ist die Anekdote von der Geistesverwirrung Philipps V. von Spanien und seine Heilung durch Farinellis herrliche Stimme; die Kur ist wohl kaum so wunderbar, als das Glück, das der Kastrat dadurch machte, indem er nicht nur bei Philipp erster Minister wurde, sondern es auch unter drei Regierungen blieb.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Mai.

(Fortsezung.)

Schwerdt und Hand, von M. Beer.

Steffens ist seit einigen Wochen in unsern Mauern; er wird über Religionsphilosophie und physikalische Geographie lesen. Es ist unverkennbar, daß sich die meisten unserer jüngern Universitätslehrer sehr anstrengen, Hegels Abgang zu ersezen. Die Philosophen aus seiner Schule haben den Kreis der früher von ihnen behandelten Gegenstände ausgedehnt, und die von entgegengeseztter oder neutraler Ansicht wollen in denselben Stunden dasselbe geben, was der Verblichene zu geben pflegte, oder vielmehr das von ihm Gegebene widerlegen. Von ihnen allen wird aber wohl Niemand den leeren Stuhl besteigen, vielmehr ist es wahrscheinlich, daß Gabler in seinen Besitz kommen wird.

Keine politische Frage ist bei uns so viel hin und her ventilirt, als die nach dem eigentlichen Sinne des Titels, den eine neue, mit großer Vollkommenheit aufgeführte Tragödie von Michael Beer führt (Schwerdt und Hand). Denen, die das Stück gesehen haben, sollte die Enträthselung nicht schwer fallen, obschon wir nicht der Meinung sind, daß der Dichter selbst den von ihm gewählten Titel richtig verstanden hat. Denn im Grunde sollte, statt Schwerdt und Hand — Schwerdt und keine Hand gesagt seyn, da die in dem Stück auftretenden Personen mit Schwerdtern zwar bewaffnet sind, weil sie zum Militär gehören, sie auch aus der Scheide ziehen und die Spize drohend zücken, aber für den lezten Schlag oder Stoß keine Hände haben. Wir wollen diese Unentschlossenheit, dies Morden in Gedanken, dies Entsezen vor dem rothen Blute nicht Feigheit nennen, aber etwas dem Aehnliches ist es, und schon vor der leisesten Ahnung und fernsten Nähe dieses Mangels weicht die tragische Muse scheu zurück. Sie mag sich vor dem Verbrechen entsezen, sie muß es, wenn sie die wahrhaft menschliche ist; aber wo es schon gedacht, in Gedanken schon vorhanden ist, da flieht sie, wenn der Muth, es zu wagen, wenn zum Schwerdte die Hand fehlt. In der That, der Dichter hätte die Polizei nicht fürchten sollen. Das Stück spielt in unsern Tagen, aber die Gegenwart ist darin so idealisirt, aus den Degen sind Schwerdter, aus Ewr. Durchlaucht ist mein hoher Herr! geworden, warum sollten nicht auch die Schlösser der Gefängnisse gesprengt und den Polizeioffizianten die rothen Halskragen abgeschnitten werden? Die Licenz wäre zu groß gewesen, erwiedert man; aber warum müssen auch die Helden immer ihre Schwerdter zur Hand haben und so ganz aus der Rolle eines simpeln Offiziers des neunzehnten Jahrhunderts fallen, daß sie jeden Schaden gleich mit dem Säbel heilen wollen? Das Sujet ist folgendes: Ein Bürgerlicher liebt die Tochter eines Adelichen zur Zeit der Napoleonischen Usurpation Deutschlands; der Adeliche will sie, die des Werbenden Liebe erwiedert, ihm geben, wenn er sich durch Heldenkampf gegen den Unterdrücker zum Ritter adelt. Lothar eilt nach Spanien, kämpft gegen Frankreich, fällt aber schwerverwundet. Ein spanischer Edelmann nimmt ihn in sein Haus auf, und, wie immer, in den Genesenden verliebt sich des Wirthes Tochter. Ohne daß man über den Verlauf dieses Herzenstausches recht aufgeklärt wird, vernimmt man nur sein schreckliches Ende: das Mädchen stürzt sich von der Zinne des Hauses und hinterläßt dem Geliebten nichts als das Andenken an dies Schreckensbild und ein Giftfläschchen. Dieses Giftfläschchen ist ein recht ärgerliches Ding: ein tragischer Kavallerieobrist, der mit einer Unze Gift in der Patrontasche herumläuft! Dieses Gift ist ihm so etwas Natürliches, daß er es zulezt, statt in die Tasche, in den Mund steckt, und dabei immer noch agirt, gleich als wäre er Romeo und die nun in der Heimath wiedergefundene Geliebte Julie. Eleonore hat sich nämlich bei der falschen Nachricht von dem Tode Lothars mit einem Offizier vermählt, der des genesenen, erst in den englischen, dann in den deutschen Legionen kämpfenden Lothars General ist. Nach dem ersten Pariser Frieden sieht sie ihren Mann und den todtgeglaubten Freund der Jugend wieder; der Kampf zwischen Pflicht und Liebe beginnt, jene siegt und der verschmähte Lothar nimmt nun das besagte Gift. Warum Gift? warum kein Duell? Weil die Grausame ihr Werk, seine blassen, sich verzerrenden Todeszüge sehen soll.

(Der Beschluß folgt.)

Französische Räthsel aus dem vorigen Jahrhundert.

1.

Wir sind viele Brüder,
Und fast gleich an Jahren.
Dienen in zwei Reihen,
Gleich im Dienst erfahren.

Bleiben in dem Hause,
Drin wir sind geboren;
Eine enge Klause
Ist's uns auserkoren;

Weit klafft seine Thüre.
Bringt man uns die Speisen;
Sollen wir's verlassen,
Muß man uns draus reißen.

2.

Raubt Einer mich, so bin ich gern ihm nah,
Doch fall' ich nie dem Räuber in die Hände;
Bald bin ich eng, bald weit, oft lieg' ich offen da,
Doch hat mich Keiner wohl gesehn vor meinem Ende.

3.

Mein Körper krümmt und schlingt sich wie die lange,
Gelenke Schlange;

Ich fessle, ohne lang mich zu besinnen,
Selbst Königinnen;

Ich berge mich bei Tag in manchem engen Loch,
Draus in der Nacht ich kroch.

J. G. M.

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 16.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 133.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Montag, 4. Juni 1832.

Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

Goethe.

Autodafé.

Am warmen Kamin bin ich gestern gesessen,
Betrübt und tief versunken in mich;
Ich war bemüht, dich ganz zu vergessen,
Und darum dacht' ich immer an dich!

Wenn des Zornes Macht ich zu Hülfe riefe,
Hofft' ich der Wehmuth zu entgehn';
Ich suchte hervor all deine Briefe:
Sie sollen in Rauch und Asche verwehn!

Sie sollen nicht mehr die Sehnsucht stützen,
Es stürzet der Bau, wenn die Säulen erst fort;
Doch ach! es konnte mir wenig nützen,
Ich trug sie im Herzen Wort für Wort.

In die Kohlen warf ich sie alle zusammen;
Bald hatte die Flamme sie kräftig geleckt;
So hast du mir einst die matten Flammen
Des Herzens zu trunkener Röthe geweckt!

Oft fanden die Flammen gar heiße Worte;
Dann jauchzten sie auf in verdoppelter Lust;
Das Abbild deiner Seele verdorrte
An dieses Molochs glühender Brust.

Es labte mein Geist an den Todesnöthen
Der ängstlich windenden Zeugen sich;
Ich sah die weißen Blätter erröthen
Und dachte: wohl! sie erröthen für dich!

Auch dacht' ich (und fühlte die Seele bluten!)
An das durchbohrte wächserne Herz;
Ich zitterte, daß die magischen Gluthen
Dich nagen könnten mit zehrendem Schmerz.

Und endlich begann die Flamme zu stocken,
Und unter ging der zuckende Strahl;
Ich saß, bis Mitternacht riefen die Glocken,
Im unerleuchteten frostigen Saal.

Am Morgen trat ich mit ödem Gemüthe
Zum ausgebrannten Opferaltar;
Da lag's wie erfrorne Kirschenblüthe
Und Aschenflocken durchwehten mein Haar.

Episoden
aus der Novelle:
die Zerrissenen.

(Fortsetzung.)

Der Byron lachte herzlich über diese Worte und der Geistliche fuhr fort: „Doch möchte ich die hohe Stelle dort oben heutzutage am wenigsten einnehmen, wo es so bunt in der Welt zugeht und Niemand weiß, was er will. Wie leicht könnte es seyn, daß ich meinen lieben französischen Kindern ein Schicksal gäbe, worüber sie in allen Journalen lästerten, und indeß ich eilte, es ihnen

Digitized by Google

recht zu machen, verdörbe ich es mit einer andern Parthei. Aus Furcht, nur ja keinen dummen Streich zu machen, würde ich recht viele begehen; denn ich muß bedenken, daß Leute, wie der König Salomo, der alte Plato und der Imperator August im Himmel hinter mir stehen und mir auf die Finger sehen. O ganz verdammt böse Sache! Da könnte ich wohl in der Uebereilung, wenn das Ding nicht gleich ginge, wiederum das alte Meer über den ganzen Wirrwarr hinspülen lassen, wo dann freilich geholfen wäre. Nein, nein, es bleibe beim Alten und es herrsche der, vor dem alle Kreatur steucht und dessen Fußschemel die Erde ist. Als ich noch studierte, und die erste Kunde von den fürchterlichen, ewig denkwürdigen Revolutionstagen aus Frankreich an unser Ohr scholl, da war keine Seele, die sich nicht empört auflehnte gegen die frechen Sahnungen, mit denen der bandenlose Uebermuth gegen die bestehenden Formen ankämpfte. Der Deutsche war in Liebe und Einigkeit mit seinem Lande verwachsen, in Verehrung für sein Fürstenhaus; die grenzenlose Albernheit und die frivolen Formen, die aus jenem Lande der Unnatur und des Leichtsinns kamen, hatten nur eine höchst geringe Anzahl Bekenner für sich, und unter diesen traten nur solche als Sprecher auf, die entweder den deutschen Charakter nie begriffen hatten, oder die Ehrgeiz und Leidenschaft zu Verräthern stempelten; wir übrigen ließen es geduldig geschehen, daß man unsere Köpfe puderte und frisirte, unsere Röcke nach französischen Mustern verschnitt; doch Herz und Hirn blieben, unverrückt und unverfälscht, dem Lande, das wir liebten und das unsere Liebe verdiente, getreu. Es mochte wohl schwerlich damals in allen deutschen Gauen ein Deutscher gefunden werden, der an einem so anti-deutschen Charakter, wie der jenes großen Mannes war, Gefallen gefunden, geschweige denn zu dieser perfiden Abgötterei sich herabgelassen hätte, in der jetzt ein sich selbst und alles Wahre und Edle verkennendes Haufe wahrhaft wüthet. Schlimm, sehr schlimm steht es, wenn ein Mann der Held einer Nation werden kann, dessen Charakter eine kalte, folgerechte Verknüpfung von Lüge und Selbstsucht war, und dieser Mißgriff konnte von einem Volke gethan werden, welches zu Grundzügen seines Wesens Treue, Anhänglichkeit, Wahrheit und Liebe hat. Zwar der Götze ist gestürzt, doch es fehlt nicht an neuen Ausgeburten eines kranken Geistes, die auf den Altar gehoben werden, um die verführte und verblendete Menge in immer regem Taumel zu erhalten." Der Journalist hatte sich erhoben und pröhte mit einer Rolle Zeitungsblätter, wie entrüstet, dem Sprecher, der ruhig in seiner Rede fortfuhr. „Es thut wahrlich Noth, daß wir den Himmel bitten, daß er uns demüthige, damit die Welt wieder glauben lerne; denn wo keine Andacht, keine Verehrung mehr herrscht, wo dreiste Klügelei jede Autorität wegspotten darf, kann man wohl da etwas anders erwarten als Elend, Verderben, tiefe Erniedrigung? In meiner Jugendzeit vereinigte sich Schule und Erziehung, jene Einheit zu befestigen, in der das Leben seinen Stützpunkt findet; es wurde vor allen Dingen ein guter ökonomischer Haushalt mit dem Leben gelehrt, daß man nicht zu frühe mit der Lebenslust fertig werden möchte; auf der hohen Schule zeigte man dem Jünglinge die Wissenschaft und Kunst in ihrer spröden jungfräulichen Herbigkeit und ließ erst nach und nach ihre Süße ahnden; Strenge und Arbeit waren Gesetz. Die großen Poeten und Philosophen thronten, gleich Königen, unzugänglich für den großen Haufen, im Heiligthum ihrer Studierstube, und dort reichten sie dem demüthig nach Belehrung dürstenden Schüler kostbare goldene Aepfel in silbernen Schaalen dar."

„Ach ja — freilich wohl!" nahm der Baron das Wort mit gerührter Freudigkeit; „damals — damals hatten wir ja unsern großen, einzigen Dichter noch — er war der Mann unserer Liebe und Verehrung. Damals ging am Hofe der Fürstin ein feines Gespräch um. Ich weiß es ja noch, und wenn ich daran denke, muß ich noch lächeln. Damals, als der Treffliche seinen Faust geschrieben hatte, der alle deutschen Gauen in Flammen setzte, schrieb ich ihm im Namen von fünfzig engverbündeten Jünglingen, er möchte doch den Mephistopheles die tolle Wette nicht gewinnen lassen; demüthig baten wir darum, denn es sey zu herrlich anzuschauen, wie der himmlisch-teufliſche Kampf vom genialen Meister segend zum Lichte hinaufgeführt werde. Was erfolgte? nach einigen Wochen lief ein eigenhändiges Schreiben vom Dichter ein, worin er uns scherzhaft versicherte, daß er uns zu Liebe in einer so bösen Sache nichts entscheiden könne, und daß er es für's Gerathenste halte, wenn ein jeder Leser nach seiner Eigenthümlichkeit sich das Ende selbst hinzudächte. Und so ist es auch geblieben — der Herrliche hat sein Schauspiel nicht beendet."

(Die Fortsetzung folgt.)

Vom Einfluß der Musik auf Menschen und Thiere.

(Fortsetzung.)

Die Alten hatten, wie schon gesagt, weit höhere Begriffe von den Heilkräften der Musik; so zweifelten Theophrastus und Galenus keineswegs daran, daß sie Pest, Gicht und Schlangenbiß heilen könne. In neuern Zeiten haben Diemenbroek, Bonnet, Baglivi, Kircher, Hafenreffer u. a. m. der Musik noch große Kräfte zugeschrieben; ja der Charlatanismus, der sich in Alles mengt und Alles verdirbt, hat aus der Musik sogar ein Universalheilmittel machen wollen; so behauptet J. B. Porta, in seiner musikalischen Panacee, der Musik, welche mit

Digitized by Google

Instrumenten gemacht werde, die aus dem Holze gewisser Arzneipflanzen verfertigt seyen, wohne die Heilkraft dieser Hölzer inne. Die Fabel von der Wirksamkeit der Musik gegen den Tarantelbiß hat ihre Quelle in demselben Charlatanismus. Die größten Aerzte waren lange von diesem seltsamen Irrthume befangen; selbst Baglivi, der doch leicht sich als Augenzeuge über die Sache hätte belehren können, glaubte steif und fest daran. Nach einer Menge medizinischer Schriftsteller, besonders aus dem siebzehnten Jahrhundert, läßt der Biß der Tarantel, einer Spinne, die besonders in Neapel vorkommt, ein Gift zurück, das erst nach längerer Zeit wirkt. Die Wirkung äußert sich dann durch eine Art von Delirium, in dem die Kranken unaufhörlich springen und tanzen. Die Musik treibt sie noch gewaltiger dazu an, und der reichliche Schweiß, der darauf erfolgt, vermittelt die Heilung. Ernstliche Untersuchung hat endlich dargethan, daß Kur und Krankheit gleich grundlos sind.

Ueber die Anwendung der Musik als Heilmittel ist schon gar viel geschrieben worden; aber leider ist in den meisten Schriften der Art ungleich mehr Gelehrsamkeit als Philosophie. Indessen sind wir überzeugt, daß die Musik neben ihrer moralischen Wirkung auch eine physische hat; nur ist, wenn es sich von unmittelbarer Beobachtung handelt, die eine von der andern so schwer zu unterscheiden, daß die leztere, nämlich die physische Wirkung, weit besser an Thieren beobachtet wird, als am Menschen. Gewisse Fälle ausgenommen, sind die Wirkungen der Sinne auf das Seelenorgan, und umgekehrt, so vielfach verflochten, daß es äußerst schwer, ja unmöglich ist, in der von der Musik hervorgebrachten Wirkung die reine Sensation von dem zu sondern, was auf Rechnung der Erziehung und der erworbenen Ideen kommt. Bei den Thieren dagegen ist die Wirkung der Töne, da die Ideenassociation hier aus dem Spiele bleibt, in den meisten Fällen rein physisch. Bei ihnen ist die Musik eine Sensation und kann nichts anderes seyn; die Sensationen aber, welche die Thiere durch Töne erhalten, sind so mannigfach, zum Theil so auffallend, daß es nicht ohne Interesse seyn wird, wenn wir einige Beobachtungen in diesem Fache erzählen. Da mit den Hausthieren die umfassendsten Versuche dieser Art angestellt worden sind, so machen wir mit ihnen den Anfang.

Bekanntlich macht die Musik einen sehr starken Eindruck auf die Hunde. In Städten, wo sie sehr oft Gelegenheit haben, welche zu hören, werden sie nach und nach dagegen ganz abgestumpft; aber die eingesperrten oder an einsamen Orten lebenden behalten die ganz ungemeine Empfindlichkeit für Töne. Welcher Art das Gefühl ist, das die Musik bei ihnen erregt, ist schwer auszumachen; die meisten Physiologen glauben indessen, das Geheul, das der Hund ausstößt, wenn er Musik hört, sey der Ausdruck von Schmerz, weil seine Gehörnerven unangenehm afficirt werden. Diese Annahme wird dadurch bestätigt, daß der Hund, wenn er frei ist, in solchem Falle davonläuft. Man hat beobachtet, daß Hunde, die darauf dressirt waren, regungslos, als wären sie todt, liegen zu bleiben, die so gut gewöhnt waren, daß sie kein Kanonenschuß aufgeschreckt hätte, sobald sich ein Instrument hören ließ, ein dumpfes Geheul ausstießen, das sie vergeblich zu unterdrücken suchten. Einem Hunde blieb der Eindruck der Musik so lebhaft im Gedächtniß, daß er zu heulen anfing, wenn man nur nach der Violine griff. Doktor Mead erzählt von einem Hunde, der vor Schmerz; oder, wenn man will, vor Vergnügen starb, weil er eine Musik, die er mit gellendem Geschrei begleitete, lange hatte anhören müssen. Auch von andern Thieren weiß man, die auf diese Weise getödtet wurden, namentlich Käuzchen. Die Katzen mauen zuweilen beim Tone von Instrumenten; doch ist dieß weit seltener als bei den Hunden.

Anderseits ist bekannt, mit welchem Vergnügen viele Vögel, namentlich aber der Zeisig, den Liedern horchen, die man ihnen vorspielt. Bei den ersten Takten nähert er sich dem Instrument, so weit er kann, und lauscht unbeweglich, bis das Stück zu Ende ist; dann schlägt er, als bezeugte er seinen Beifall, mit den Flügeln. Die Vögel haben bekanntlich noch das Eigenthümliche, daß sie Gedächtniß für Töne haben, daß sie dieselben nicht, wie die Hunde z. B. zu thun scheinen, isolirt auffassen, sondern in ganzen Passagen, die sie behalten und nachahmen. Auch das Pferd äußert Sinn für combinirte Töne, aber wieder auf andere Weise. Unstreitig ist es sehr empfänglich für Musik, und man bemerkt zweierlei Sensationen bei ihm: die eine wird durch den Klang vermittelt, die andere durch den Takt.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Berlin, Ende Mai.

(Beschluß.)

Schwerdt und Hand. Karrikatur.

Das erfährt Eleonore; die alte Liebe erwacht; Lothar beruhigt sie, daß es mit dem Tode noch nichts sey; sie will mit ihm fliehen, und während er, vom Todeskrampf zerrissen, hinausrennt, stürzt der General mit gezücktem Schwerdt auf die ohnmächtige Gemahlin. Er will sie ermorden. Nein! er thut es nicht, er wirft ihr das nackte Schwerdt zur Seite und ruft: „Gib Du die Hand, ich reiche Dir das Schwerdt!“ Natürlich ersticht sie sich; Lothar ist todt, der General bekennt seine Schuld (intendirter Mord) dem Fürsten; auch dieser wagt kein Urtheil und sagt mit entsetzlicher Emphase: „Stirb, wenn Du kannst, und lebe, wenn Du darfst!“ oder

vielleicht auch umgekehrt; denn Beides kommt auf Eins heraus, Napoleon ist von Elba zurückgekehrt und der General wirft sich ins Schlachtgewühl. — Das Verdienst einer blühenden, wahrhaft schönen Diktion, deren Kunst und Natur mit der so vielfach besprochenen Raupachschen Diktion nicht zu verwechseln ist, abgerechnet, kann diese Tragödie als ein Gegenmittel gegen den gewöhnlichen Geschmack betrachtet werden. Es ist in der That viel gewagt, in einer Zeit, wo auf dem Theater so viel gespießt und gebeilscht und dabei die Geduld des Publikums gerädert wird, einmal eine Dichtung darzustellen, wo man die Collisionen mit der Kriminaljustiz gar ängstlich vermeidet, und selbst die rathgebenden Diener, die, gleichviel ob schuldig oder unschuldig, wenn sie den Jammer nur veranlaßt haben, nicht, wie anderswo, vom Leben zum Tode befördert, sondern ihnen nur aufgibt, einen Leichnam zu bewachen, und dies als etwas Ungeheures! Außerdem läßt sich denken, daß der Dichter die Gelegenheit, auf die Zeiten der Freiheitskriege anzuspielen, nicht unbenutzt vorüberließ. Einige sehr schöne Stellen verdienen in dieser Hinsicht alles Lob. Der Hof, an dem die ganze Handlung vor sich geht, ist die deutsche Begeisterung, und es ist sehr anzuerkennen, daß die handelnden Personen doch noch etwas anders gehalten sind, als die Freiwilligen von Anno 13. Nur an einer Stelle merkten wir wieder, daß die Sache doch eigentlich in Preußen vorfallen muß; denn schon im ersten Akt wendet sich Einer an das Publikum ungefähr mit dem Ausruf: „Wie glücklich sind wir, daß unsers Landes Scepter Vertrauen und die Liebe seine Krone ist!“ Das hat ja wohl nur für Preußen Sinn? Immerhin, man hat die Loyalität noch lieber poetisch, nur muß sie einmal nicht praktisch, am wenigsten aber jetzig werden. Da sah ich neulich an einem Bilderladen zwei Gruppen, in denen unsere Staatszeitung endlich einmal Farbe, aber Tuschfarbe angenommen hatte. Karrikaturen im offiziellen Sinne sind ein unerträglicher Geschmack. Eine Kuh soll die belgische Frage vorstellen; der Holländer zieht hier, der Belgier dort, der Franzose und der Hahn haben die Kuh besetzt, ein Kosack droht in der Ferne mit dem Kantschuh. Keiner hat rechten Vortheil; nur ein englischer Gentleman zapft unten die Milch aus dem Euter der Kuh und zieht auf dem zweiten Bilde fröhlich von dannen; der Belgier liegt am Boden, der Holländer besitzt die Kuh und der Kosack treibt den Franzosen und seinen Hahn davon. Mir fiel dabei eine silberne Dose ein, die sich einer unserer Könige einst machen ließ und die sich auf der Kunstkammer befindet. Ein Hahn greift nach einer Orange: Frankreich will Oranien; aber ein leiser Druck bringt an die Stelle des Hahns den preußischen Adler, wie er stolz seine Schwingen ausbreitet. In der That, das fehlte noch, daß die Legitimität witzig würde!

Paris, Mai.

Die Nation der Charruas.

In der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften vom 7. Mai machte der Seeminister die Anzeige, daß der Kommandant der Gabarre Emulation einen Indier von der Nation der Charruas in Toulon an das Land gesetzt habe, der nach Paris gebracht werden solle. — Die Charruas-Nation wohnt jetzt freilich sehr gelichtet, an den Ufern des Uruguay an der nördlichen Grenze der Republik Monte-Video. Sie ist vielleicht die kriegerischste und wildeste Nation unter allen, welche sich noch in jenen Ebenen herumtreiben, und die Spanier verloren früher gegen sie mehr Leute, als bei der Eroberung von Mexiko und Peru. Noch jetzt sind sie nicht ganz ausgerottet, und da sie den Besitzern von Estancias in Monte-Video von Zeit zu Zeit durch ihre Einfälle sehr gefährlich werden, so unternahm der Präsident der Republik, Don Fructuoso Ribera, im Jahr 1831 einen Streifzug gegen sie, wobei der Stamm für den Augenblick völlig zersprengt und hundertfünfzig Männer und Weiber zu Gefangenen gemacht und nach Monte-Video geführt wurden. Juan Diaz de Solis, der erste Seefahrer, der den Rio de la Plata entdeckte, fiel gegen die Charruas; sie verbreiteten sich damals an dem nördlichen Ufer dieses großen Stromes von Maldonado bis an den Uraguay. Von jeher zeichneten sie sich durch Tapferkeit und Grausamkeit aus; so lange die Spanier Perkussionfeuer gegen sie machten, fielen die Wilden nach der ersten Salve blitzschnell über sie her und machten sie, bevor sie wieder laden konnten, mit ihren Lanzen nieder. Später machten die Spanier Rottenfeuer auf sie, und dieses Mittel schlug an. Die Charruas sind treffliche Reiter; von Sätteln und europäischen Waffen wissen sie nichts; sie führen eine 10 — 11 Fuß lange Lanze, die Schlinge, den Bogen und die Schleuder. Sie sind ganz mit Ungeziefer bedeckt, weil sie sich niemals waschen; dies, verbunden mit der natürlichen Wildheit ihrer Züge, macht ihr Aussehen wirklich abscheulich; der Indier, der nach Frankreich gebracht worden ist und weiter unten beschrieben werden wird, kann für den Typus seines Stammes gelten. Sie verheirathen sich sehr jung und nehmen mehrere Weiber; es braucht dazu nichts als das Jawort der Eltern; die Scheidung steht beiden Geschlechtern gleich frei. Sie leben fast von nichts als von rohem oder halb gebratenem Pferde- und Ochsenfleisch, von Straußeneiern und wilden Hühnern. Ihr Lieblingsgetränk ist die Chica, eine Art Branntwein, den sie aus Honig und Wasser selbst bereiten. Ihre Wohnungen bestehen aus Baumzweigen, Ochsen- und Pferdehäuten, und sind furchtbar schmutzig. Bei dem Tode eines Vaters, Gatten oder erwachsenen Bruders schneiden sich die Töchter, Frauen, Schwestern ein Gelenk von einem Finger ab; der kleine Finger kommt zuerst an die Reihe; überdies stoßen sie sich die Lanze oder das Messer des Verstorbenen zu wiederholten Malen durch den Arm, in die Brust oder die Seite; darauf fasten sie zwei Tage lang. Die Männer trauern nicht für ihre Weiber; aber beim Tode des Vaters läßt sich jeder erwachsene Sohn ein spitzes Stück Holz von der Hand bis zur Schulter durch die Armhaut treiben, so daß das Glied förmlich angespießt ist. In diesem Zustand bringt der Leidtragende die erste Nacht in einem Loche zu, in dem er bis an die Brust steht; den folgenden Tag nimmt er das Holz heraus und ißt und trinkt zwei Tage gar nichts; er kasteit sich dann noch vierzehn Tage, und damit ist die Trauer zu Ende. Von Gesang und Tanz sollen sie nichts wissen, ebensowenig von Religion, von Gesetzen und Anführern. Doch versammeln sich die Familienväter und besprechen sich, wenn es gilt, einen Kriegszug zu unternehmen. Die Männer sind nackt oder tragen einen ärmlichen Poncho, die Weiber tragen ein baumwollenes Hemd, und dieser bescheidene Anzug ist meistens vom Vater oder Gatten gestohlen oder geraubt; — Die Regierungen vom Rio de la Plata haben verschiedene Versuche gemacht, diese lästigen Nachbarn zu civilisiren, indem sie dieselben in die Niederlassungen vertheilten, oder sie unter die Truppen steckten; es gelang ihnen aber selten.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 57.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 134.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 5. Juni 1832.

Wenn die Trompete stark klinget, spricht es: Hui, und riecht den Streit von ferne.

Hiob.

Vom Einfluß der Musik auf Menschen und Thiere.

(Beschluß.)

Die Violine, die Flöte, die Stimme machen keinen bedeutenden Eindruck auf das Pferd; aber bei der Trompete, und überhaupt den Blechinstrumenten, spizt es die Ohren und kehrt sie dem Orte zu, woher die Töne kommen, es bläst die Nasenlöcher auf, trippelt und verräth durch alle seine Bewegungen, daß es sehr angenehm afficirt wird. Aber auch für den Rhythmus ist das Pferd sichtbar empfänglich; jeder hat schon im Carroussel Pferde nach der Musik im Takt umhertanzen sehen. Die Thiere aus dem Antilopengeschlecht, Hirsch, Reh, sind so ziemlich in dieser Hinsicht ebenso organisirt, wie das Pferd. Auch bei den Nagethieren, besonders beim Biber und der Ratte bemerkt man ähnliche Empfänglichkeit. Bourdelot versichert, er habe auf der Messe zu St. Germain acht Ratten zur Musik tanzen sehen.

Sogar Reptilien und Insekten äußern Gefühl für Töne und ihre Modifikationen; so kann die Eidechse wirklich für den Hauptdilettanten unter den Thieren gelten. Sie liebt die Wärme sehr und sonnt sich mit großer Behaglichkeit. Wenn sie so liegt und eine Stimme oder ein Instrument sich hören läßt, so gibt sie alsbald durch alle ihre Bewegungen zu erkennen, wie angenehm sie afficirt wird. Sie dreht und windet sich, legt sich bald auf den Rücken, bald auf den Bauch, bald auf die Seite, als wollte sie alle Theile ihres Körpers dem tönenden Fluidum, das sie wollüstig umspült, aussetzen. Aber sie ist Kennerin und nimmt nicht jede Musik für gut hin. Harte, rauhe Stimmen, gellende Töne, rauschende Musik mißfallen ihr; will man es ihr recht machen, muß man gedämpft und in langsamem Takte spielen. Man sah eine sichtbar sehr alte Eidechse aus ihrem Mauerloch hervorkommen, so oft man das Adagio in F aus dem Quartett in C von Mozart spielte, und sich an der köstlichen Harmonie erlaben. Sobald das Instrument schwieg, zog sie sich langsam zurück; fing man dasselbe Stück wieder an, so blieb sie stehen, horchte einen Augenblick, ob sie sich nicht irre, und begab sich dann wieder auf ihren ersten Platz. Kein anderes Musikstück brachte dieselbe Wirkung auf das Thier hervor. Pater Labat erzählt in seiner Beschreibung von Martinique eine ganz ähnliche Geschichte.

Nach den Berichten mehrerer Reisenden wird die Klapperschlange in Guiana durch den Ton des Flageolets zahm gemacht; dasselbe erzählt man von der furchtbaren Viper auf Martinique, fer de lance genannt, und Chateaubriand versichert, er habe in Oberkanada eine wüthende Klapperschlange, die in sein Lager gedrungen war, beim Tone einer Flöte ruhig werden und dem Spieler nachgehen sehen. Von allen Insekten scheint die Spinne am meisten Sinn für Musik zu haben. Man sieht sie an ihren Fäden rasch herabfahren und sich dem Orte nähern, woher die Töne kommen. Hier bleibt sie oft Stundenlang unbeweglich sitzen. Bekanntlich haben Gefangene auf diese Weise Spinnen gezähmt und an sich gewöhnt.

Digitized by Google

Unter allen Beobachtungen dieser Art sind aber wohl die an zwei Elephanten in der Pariser Menagerie angestellten die merkwürdigsten; sie sind so interessant, daß selbst diejenigen Leser, welchen sie schon bekannt seyn sollten, sich mit Vergnügen daran erinnern lassen werden.

Diese beiden Elephanten, der eine ein Männchen, der andere ein Weibchen, haben einen sehr merkwürdigen Beleg dafür geliefert, welch mächtigen Einfluß die Musik auf Entwicklung der physischen Eigenschaften und der Instinkte bei empfindenden Wesen hat. Bekanntlich äussert sich bei dem Elephanten der Geschlechtstrieb sehr spät, um das fünf-und-zwanzigste Jahr, und wenn er in der Gefangenschaft und in nördlichen Klimaten lebt, wohl noch später. Die Pariser Elephanten mochten sechzehn, siebzehn Jahr alt seyn; jener Zeitpunkt war also bei ihnen noch ferne, aber die Macht der Harmonie zauberte bei ihnen jene Fülle neuer Gefühle, jene Trunkenheit der Sinne wenigstens auf Augenblicke herauf. Am 10ten Prairial im sechsten Jahr der Republik wurde ihnen ein Konzert gegeben. Alle Maaßregeln, welche den Erfolg des interessanten Versuchs sichern konnten, waren getroffen. An der Decke der Gallerie, unter der sich die Ställe befanden, hatte man eine Klappthüre angebracht und hinter derselben, den Elephanten unsichtbar, das Orchester aufgestellt. Die ausgezeichnetsten Musiker nahmen Theil, und als Alles fertig war, zog man die Thüre langsam auf, während der Führer die Elephanten mit Reichen von Futter zu zerstreuen suchte. Tiefe Stille herrschte ringsum, da begann die Musik. Alsbald ließen Hans und Parkie, so hießen die Elephanten, das Futter fallen und liefen dem Orte zu, woher die Töne kamen. Sie äußerten nun durch verschiedene Bewegungen, mannigfache Stellungen, wie sehr sie dieses neue Ereigniß überrasche. Ihr erstes Gefühl war sichtbar Angst, Unruhe. Bald liefen sie umher, hoben sich auf den Hintersüßen und griffen mit den Rüsseln hinauf nach der unsichtbaren Harmonie, bald warfen sie unruhige Blicke auf die Zuschauer, dann liebkosten sie ihren getreuen Führer, als wollten sie ihn fragen, was das zu bedeuten habe, was es werden solle. Da sie endlich sahen, daß Alles in Ordnung blieb und sie für ihre Sicherheit nichts zu fürchten hatten, überließen sie sich sorglos den lebhaften Eindrükken, die sie bestürmten.

Jezt hatte man Gelegenheit zu einer Reihe der interessantesten Beobachtungen über die Wirkung der Musik auf diese edeln Thiere. Jedes neue Stück, das das Orchester spielte, jede Melodie, deren Motiv vom vorigen Stück so weit abwich, daß ihr Ohr den Unterschied faßte, wirkte wieder anders auf sie, und damit wechselten auch ihre Geberden plözlich; ihr Schreien, ihre Bewegungen nahmen jedesmal einen Charakter an, der zum Takt des Musikstücks mehr oder weniger paßte. So versezte sie die Tanzmelodie aus G. in Glucks Iphigenie auf Tauris in den höchsten Aufruhr; ihr Gang, bald schnell, bald langsamer, ihre Bewegungen, bald lebhaft, bald sanft, drückten den Charakter der verschiedenen Passagen aus. Mit einem Mal verschwand diese Aufregung und der Ausdruck ihrer Empfindungen ward ein ganz anderer, als die Arie: o ma tendre musette, auf dem Fagott allein, ohne Begleitung begann. Der schwermüthige Ton dieses Instruments schien sie eigentlich in Entzücken zu versetzen; sie gingen ein Paar Schritte, hielten dann stille und horchten; dann stellten sie sich unter das Orchester und schüttelten sachte die Rüssel, als wollten sie das köstliche klingende Fluidum einathmen. Indeß war der Eindruck bei beiden dem Grade nach sehr verschieden: auf Hans schien die Melodie ungleich schwächer zu wirken als auf Parkie; diese aber gab Zeichen vom lebhaftesten Eindrucke, vom leidenschaftlichsten Entzücken. Umsonst äußerte sie ihre Gefühle gegen ihren Geführten in den zärtlichsten Liebkosungen; Hans blieb unempfindlich, er verstand diese Sprache noch nicht.

Plötzlich wechselte diese stumme Scene; Alles wurde Leben und Aufruhr, als die raschen, muntern Töne des Liedes: Ah! ça ira aus D vom vollen Orchester erschallten; aber sonderbar, dasselbe Lied, aus F gespielt, ließ die Elephanten völlig gleichgültig. Man stimmte den frühern Ton wieder an, und sogleich wurden die Thiere noch lebendiger als zuvor. Besonders das Weibchen war außer sich; es trabte, hüpfte im Takt, stieß Töne aus, die wie eine Trompete schmetterten und nicht selten mit der allgemeinen Harmonie zusammenklangen. Bisher hatte die Musik auf das Männchen bei weitem keinen so starken Einfluß geäußert; aber nun war der Augenblick da, wo auch Hans die magische Kraft der Harmonie empfinden sollte. Dieses Wunder wirkte die Muiette aus Nina, blos auf der Klarinette gespielt. Die Musiker hatten sich herabbegeben und sich vor die Elephanten gestellt. Kaum schlug der Ton des Instruments an Hansens Ohr, so sah er sich um, woher er komme. Er blieb vor dem Instrument stehen und horchte in sichtbarem Entzücken, unbeweglich, mit gespannter Aufmerksamkeit. — Man spielte sehr lange fort; der Eindruck der Musik auf die Thiere wurde nach und nach geringer, die Abstumpfung ging endlich in völlige Gleichgültigkeit über, und das Konzert wurde aufgehoben.

Was hier an diesen Thieren beobachtet worden ist, findet sicher seine Anwendung auf den Menschen, und zwar in desto vollerem Maaße, je näher er der Natur steht; je weiter aber bei ihm das Feld wird, auf dem sich die Kraft, welche wir Ideenassociation nennen, ausbreiten kann, desto schwieriger wird es, den naiven Eindruck der Musik vom sentimentalen zu sondern.

Digitized by Google

Episoden
aus der Novelle:
die Zerrissenen.

(Fortsetzung.)

„Kann es wohl etwas Trostloseres geben, als den Werther?“ rief der Journalist heftig; „ist es wohl möglich, die Verirrung so weit zu treiben, den Leuten glauben machen zu wollen, solch ein Charakter sey edel, stark, wahr? Ich finde nur einen Gesichtspunkt, in welchem betrachtet dieses Produkt Leben und Wahrheit einigermaßen erhält; nämlich der Leser muß annehmen, der junge Mann tödte sich nicht aus Liebesverzweiflung, diese hat meinetwegen auch einen großen Theil an seinem Tode, sondern der eigentliche Grund desselben sey die bewußtgewordene Ohnmacht, das uns allen vor Augen stehende ewige Räthsel unsers Daseyns zu lösen. Aus innerem Zwiespalt und Lebensüberdruß flüchtet er ins Nichts. So nur kann ich Seelengröße und Selbstmord vereinigt denken, und von dieser Seite angesehen, gewinnt die Fabel Bedeutung, indem durch sie jene Stürme angedeutet worden sind, die bald darauf durch alle Länder dahinbrausen sollten und die zu beschwören, die heutige Welt berufen scheint. Das gewöhnlich angenommene Motiv des Wertherschen Mordes ist aber so siegwartisch schwindsüchtig weichlich, daß sich im Ernst kein poetischkräftiges Gemüth darein verlieben kann.“ Ottfried war hinzugetreten und rief: „Wenn Sie doch, Theuerster, nicht von Poesie reden wollten, deren Wesen und Gehalt Sie nun einmal durchaus nicht begriffen haben. Wie ein schöner Park nicht dazu dienen kann, eine Stadt zu befestigen und Thürme und Mauern entbehrlich zu machen, ebensowenig sollte ein Politiker von Poesie reden; genug, daß man ihm zugibt, daß seine Kanonen, Mörser, Säbelklingen und Deputirtenkammern, sammt allem kriegerischen Löschpapier, nothwendige Uebel sind; da sollte man sich doch zufrieden geben und uns unser Theil lassen.“ — „Schon wieder ein großer Irrthum!“ rief der Zurechtgewiesene; „nur die höchste Einseitigkeit kann das Leben und seine Erscheinungen in starre Klassen theilen wollen. Dieses ist die Quelle so vielen Streits und Elends unserer Tage, daß nämlich ein Theil der Menge sich ausschließt und behauptet, die Sache gehe ihn nichts an. Jeder und Alle müssen vereint wirken, wenn die Aufgabe genügend gelöst werden soll.“ — „Thun Sie, was Sie wollen,“ sagte Ottfried empfindlich; nur kann ich es nicht leiden, daß unser großer Dichter getadelt wird, und von Leuten, die nicht werth sind, ihm die Schuhriemen aufzulösen.“ — „Mit einer einseitigen Bewunderung,“ nahm der Journalist das Wort, „kommen wir heutzutage nicht weit. Das Repräsentiren einzelner Geister hat aufgehört und an die Stelle ist die begeisterte Wirksamkeit aller getreten; die Gesammtheit hat Stimme erhalten, und in dieser findet die Poesie, wenn sie sich aussprechen will, ihr würdiges Organ. Fragen wir doch, was denn jener große Geist, dem es vergönnt war, in so mancherlei Beziehungen aufs Ganze zu wirken, was er denn Treffliches geleistet? Wo sind die löblichen Einrichtungen, die sein Staat ihm, seinem ersten Staatsmann, verdankt? was hat eine Generation, die bittend zu ihm hinaufsah, von ihm zur Förderung und Feststellung der edelsten und schönsten Menschenrechte gewonnen? Auf welche Weise wucherte er mit dem Schatze, der in geläuterter Wissenschaft und Kunst ihm anvertraut worden? Die Antwort ist, um sein eigenes Selbst zu verherrlichen, um seinem Haupte die Krone aufzusetzen, that er alles, was er that. Selber der Fürst seines Fürsten, übte er die heillosesste Geistesdespotie über seine ganze Zeit aus, die zu schwach und verweichlicht war, um dieses Joch zu fühlen und abzuschütteln.“ Eine Pause entstand, während welcher Ottfried sich, im höchsten Grade verstimmt, abgewendet hatte; endlich sagte er: „Es hört ja aller Streit sogleich auf, wenn man die Poesie als eine milchende Kuh betrachtet, und dafür sieht unsere Zeit freilich alles Edle und Große an.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Beschluß.)

Ein Charrnaindier in Frankreich Ueber den Obelisken von Luxor.

Ramon Mataoso, der Indier, den der französische Kommandant der Einulation von der Regierung von La Plata zum Geschenk erhalten hat, ist ein Mann von mittlerer Größe, aber untersetzt, und alle seine Glieder tragen das Gepräge großer Kraft; seine Farbe ist hellkastanienbraun, seine Haare sind schwarz und fettig und wimmelten von Ungeziefer, bevor man sie ihm an Bord des Schiffes kurz abschnitt; er hat kleine Füße, sehr hübsche kleine Hände, einen großen Kopf und ein aufgedunsenes Gesicht, was vom auffallend starken Hervortreten der Backenknochen herrührt. Die Nase ist klein, aufgestülpt, und springt kaum vor eine Linie vor, die man über beide Wangenknochen wegzieht. Er hat keinen Bart, kleine, von starken Brauuen beschattete Augen und ein ausnehmend scharfes Gesicht. Ramon hatte fünf Weiber, die mit ihm gefangen nach Monte-Video geführt worden waren; da man ihm nicht erlaubte, sie mitzunehmen, so brachte er die ersten Tage der Ueberfahrt in einem merkwürdigen Zustande von Stumpfsinn zu. Er weinte zuweilen, wenn man ihn störte, besonders wenn man ihn zur Arbeit anhalten wollte, und äußerte dabei immer — er verstand und sprach etwas spanisch — er sey arm. Er gewöhnte sich indessen nach und nach an seinen Zustand und wurde endlich heiter. Zum Schiffsmeister faßte er große Zuneigung und glaubte ihm etwas sehr Schmeichelhaftes zu sagen, indem er ihm versicherte, er wolle in Frankreich seine Frau heirathen. Sehr oft fragte er, ob es in Frankreich Pferde gebe, und als man

ihm sagte, er solle dort Pferde und Weiber in Menge haben, freute er sich sehr. Gerne vertauschte er zwei elende Lumpen mit ordentlichen Kleidern, aber an Schuhe gewöhnte er sich schwer; sein Gang erregte lautes Gelächter unter der Mannschaft, was er aber gar nicht übelnahm. Mataojo mußte sich mit den Lebensmitteln an Bord begnügen, doch kam ihn mitunter ein Gelüste nach Menschenfleisch an; er sagte einmal zu einem jungen Menschen ganz ernsthaft, er müßte ein treffliches Essen seyn, und vertraute Verschiedenen von der Mannschaft, er habe in seinem Leben gegen zehn Weiße umgebracht und gegessen. Er gab durch Abzählen an den Fingern zu verstehen, er sey neunundzwanzig Sonnen alt.

In der Sitzung der Akademie vom 21. Mai las Dupin einen Aufsatz über den Transport des bekannten, vom Vicekönig von Egypten der französischen Regierung zum Geschenk gemachten Obelisken, namentlich über die Art und Weise, wie er von seinem Fußgestell abgenommen und an Bord der Gabarre Luxor gebracht worden. Die Arbeit wurde durch den Ausbruch der Cholera unterbrochen, die zuerst unter den arabischen Arbeitern heftig wüthete, und dann auch unter der Mannschaft des Luxor ausbrach; von den fünfzehn Erkrankten starb indessen nicht ein einziger. Dupin schlägt vor, dem Architekten, der eine so große Arbeit, ohne Unglücksfall und durch höchst einfache Mittel, zu Stande gebracht, den mechanischen Preis aus der Monthyonschen Stiftung zuzuerkennen. Girard meint aber, man müsse doch vorher wissen, ob der Ingenieur dabei wirklich seine Wissenschaft gefördert habe, mit andern Worten, ob bis jezt noch nie ein Obelisk von dieser Größe eingeschifft und transportirt worden sey. Nun sey aber offenbar der Obelisk, den man den Nil herabgeführt, um ihn nach Frankreich zu schaffen, schon einmal auf diesem Fluß geschwommen, und zwar an einer ungleich schwierigern Stelle desselben, da sie weiter von seiner Mündung entfernt gewesen. „Der Stein war in Nubien oder Abyssinien gebrochen worden, und mußte, sollte er nach Theben gebracht werden, nothwendig über den lezten Catharakt hinab, der damals wohl noch bedeutend höher war als jezt. Ja, sehr wahrscheinlich war der Obelisk damals noch weit größer als jezt. Bekanntlich läuft durch sein unteres Drittheil ein Riß, und dieser scheint von einem alten Bruche herzurühren. Die lezte Hieroglyphenreihe unten bricht in der Mitte ab und es scheint wirklich ein Stück des Steins zu fehlen. Man hat also vor Alters größere Obelisken auf schwierigern Pfaden fortgeschafft.“ — Dupin erwiedert, daraus, daß die Alten so Großes geleistet, folge nicht, daß sie auch so sinnreiche Mittel angewandt, wie der Franzose. Im Gegentheil habe bei ihnen allem nach die Menge der menschlichen Arme eigentliche mechanische Vorrichtungen, die einfachsten ausgenommen, unnöthig gemacht. Geoffroy St. Hilaire bemerkt dagegen, die egyptischen Monumente seyen so riesenhaft und die Schwierigkeiten, mit denen die Erbauer häufig zu kämpfen gehabt, so groß, daß man sich nothwendig von den Kenntnissen dieses Volks in der Mechanik einen [illegible] machen müsse. „Als Kambyses in Egypten einfiel, bemmerte sein Heer einen ungeheuern Kolossen, der aus einem Kieselblock ausgehauen war; offenbar wollte der Eroberer das Denkmal ganz zerstören, aber der Stein ist so hart, daß die Bildsäule nur in wenige, deshalb immer noch sehr voluminöse Stücke zerbrochen werden konnte. Als die französische Armee in Egypten war, beschloß man, nicht etwa ein ganzes solches Bruchstück nach Frankreich zu schaffen, sondern nur die Hand von einem fast noch ganz erhaltenen Arm, der auf dem Boden lag, zu diesem Zweck abzulösen. Nachdem man mehrere Tage lang an einem halbkreisförmigen Einschnitt gearbeitet hatte, sah man, daß es damit gar nicht vorwärts wollte, und so mußte man die Sache aufgeben.“ — Dureau de la Malle kommt auf Dupins Aeußerung zurück, daß die Egypter wohl bei ihren Bauten eine Unzahl von Arbeitern angestellt haben. „Egypten,“ sagt er, „war weit nicht so bevölkert, als manche Schriftsteller sich eingebildet haben. Ich habe die Größe seiner Bevölkerung nach dem Flächenraum urbaren Landes zu berechnen gesucht. Der lezteren kommt etwa dem Flächengehalt von Ile de France gleich, und nie konnten da wohl mehr als 7 — 8 Millionen Menschen leben. Letronne hat seine Berechnung nach andern Grundlagen angestellt und sein Resultat stimmt mit dem meinigen bis auf etwa 100.000 Seelen überein. Es läßt sich nicht wohl annehmen, daß man in einem Lande, wo der Handel sehr lebendig war, wo eine Menge sehr einträglicher Gewerbszweige getrieben wurden, sich bei Bauten, welche sehr großen Kraftaufwand erfordern, zu Ersparung von Menschenarmen nicht nach mechanischen Hülfsmitteln, ähnlich den jezt gebräuchlichen, umgesehen haben sollte.“ — Girard bemerkt, unter Sixtus V. sey zu Rom ein Obelisk wieder aufgestellt worden, derselbe, den Kaiser Konstantin aus Egypten nach Rom, über die See und die Tiber heraufhatte bringen und aufstellen lassen. Dupin erwiedert darauf, die damals angewandten Maschinen seyen bei weitem complicirter gewesen, es seyen weit mehr Menschen dazu gebraucht worden, als bei Einschiffung des fraglichen Obelisken; zudem sey der Obelisk von Luxor weit größer als der römische. Girard behauptet geradezu das Gegentheil, und schließlich bemerkt Arago, die Hindus errichten noch heutzutage Gebäude, welche in Größe mit den egyptischen wetteifern. Ein Gebäude dieser Art habe sich erst vor Kurzem unter den Augen der Engländer erhoben; ungeheure Steinblöcke seyen dabei mittelst höchst einfacher Apparate, deren Beschreibung in einer der lezten Nummern der Verhandlungen der wissenschaftlichen Gesellschaft zu Edinburg zu lesen sey, aufgehoben und an ihre Stelle gebracht worden.

Kopenhagen, den 12. Mai.

Es hat den Erben meines verklärten Freundes Friedrich von Matthisson beliebt, meine Korrespondenz mit demselben dem Publikum mitzutheilen, ohne mit mir auf irgend eine Art Rücksprache darüber gehalten zu haben. Ich bin mit Matthisson einundvierzig Jahre hindurch in fast ununterbrochenem Briefwechsel gestanden, ohne daß ich jemals geglaubt hätte, daß diese vertrauten Briefe irgend Jemanden, am wenigsten dem Publikum, mitgetheilt werden möchten. Da dieses nun widerrechtlich geschieht (denn Briefe können nur als Briefe, nicht als Manuscripte zum Druck, das Eigenthum des Empfängers und seiner Erben seyn), so sehe ich mich genöthigt, zu erklären, daß der Druck dieser vertraulichen Korrespondenz völlig wider meinen Willen geschehen ist, daß ich davon erst unterrichtet ward, als sie schon unter der Presse war, daß ich dawider, als wider eine widerrechtliche Handlung, protestire und mich von jeder Verantwortlichkeit wegen ihres Inhalts lossage, welche allein auf dem Herausgeber haftet.

Friederike Brun, geb. Münter.

Beilage: Kunstblatt Nr. 45.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 135.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 6. Juni 1832.

Wenn Tugend anfängt vom geringsten Stand,
Der Thäter adelt sich mit eigner Hand;
Doch Titel, noch gekrönt, und Tugend klein,
Ist wassersücht'ge Ehre.

Shakespeare.

Der Väter Schuld.

Eine Geschichte aus den Tagen der Restauration.

von

Ludwig Robert.

Ein junger Mann von altem französischen Adel — er möge, um nicht seinen wahren Namen zu nennen, Graf Eduard von Montfontaine heißen — hatte, von einer Geschäftsreise nach Paris zurückkehrend, einen kleinen Umweg gemacht, um eine Verwandte von väterlicher Seite zu besuchen, die in einer Fabrikstadt des nordöstlichen Frankreichs von einem mäßigen Einkommen bequem, ja, durch einen weisen Haushalt, sogar mit einem gewissen Aufwand lebte; daher sie denn auch für sehr reich und für sehr geizig gehalten wurde, obwohl sie keines von beiden war. Ihr verstorbener Mann, der unter Napoleon einen bedeutenden Militärposten bekleidet, und in der Schlacht bei Leipzig geblieben war, habe ihr, so hieß es, ein gewaltiges Vermögen hinterlassen, dessen Zinsen mehr als das Fünffache ihrer jährlichen Ausgaben betragen sollten. Auch der Graf Eduard glaubte diesem Gerede, glaubte ihm um so mehr, als er schon in mancher dringenden Geldverlegenheit die Liberalität seiner Tante erfahren hatte; eine Liberalität, die ihn einerseits immer wieder zu der alten Dame hinzog, obgleich sie ihm anderseits, nämlich als unschickliche Gesinnung für eine so Hochgeborene, äußerst verhaßt war. Nicht daß ihr etwa demokratische, oder gar demagogische Grundsätze vorzuwerfen waren — im Gegentheil! ein heutiger Mann der Bewegung würde sie eine Absolutistin, eine Servile genannt haben. Aber sie hatte in den Jahren jugendlicher Empfänglichkeit Geist und Gemüth mit den Schriften eines Jean-Jacques, eines Voltaire's, eines Diderot und der andern Encyklopädisten genähret; sie hatte späterhin einen Mann geheirathet, der sich mit allem Feuer der Leidenschaft für Freiheit in den Strudel der Revolution warf, dann ein eben so leidenschaftlicher Anhänger Napoleons, ein eben so glühender Vertheidiger seiner unumschränkten Weltherrschaft wurde; die Rückkehr der Bourboniden hatte ihre Seele mit den freundlichsten Bildern ihrer frühesten Jugendzeit erfüllt; zugleich aber that es ihr weh, die erinnerungsreichen Nationalfarben in den Staub treten zu sehen; die wieder auftauchende Priestermacht erregte ihr Widerwillen und Besorgniß; und so hatte sie sich aus den verschiedenartigsten Eindrücken ihrer so wechselvollen Lebenszeit eine — wenn man so sagen darf — Gesinnung bereitet, die gar keine Farbe trug, eben weil sie aus allen Farben zusammengemischt war. Ganz anders verhielt es sich mit dem Grafen Eduard von Montfontaine. Er war kaum sechs Jahr alt, als seine Eltern mit ihm emigrirten; sie gingen, nachdem sich die Armee des Prinzen Condé aufgelöst hatte, nach Rußland; dort starb ihm nach einigen Jahren der Vater und ließ den Knaben und seine noch junge und schöne Mutter in äußerst mißlichen Umständen zurück. Zwar lebten dort nahe Verwandte

ihres verstorbenen Gatten, ebenfalls Emigrirte, aber da diese ihr schon früher nicht wohlwollten, weil sie nur von der sogenannten noblesse de la robe und nichts weniger als vermögend war, so benuzten sie die stolze Verschämtheit der Gräfin von Montfontaine, thaten, als ob sie keine Ahnung von ihrer peinlichen Lage hätten, und ließen die Wittwe, die Mutter, die junge unerfahrene Frau in der bittersten Verlegenheit. Ein französischer Kaufmann, der sich schon vor der Revolution in Rußland niedergelassen hatte, nahm sich ihres mit großer Zartheit an. Er benuzte seine Handelsverbindungen in Frankreich, that Alles, um wenigstens einen Theil des, wie sie wähnte, großen Vermögens ihres verstorbenen Gemahls zu retten, gab vor, daß er die besten Nachrichten erhalten, eines glücklichen Erfolgs fast gewiß sey, und bewog auf solche Weise die nur zu Dürftige, eine Summe nach der andern vorschußweise von ihm anzunehmen. Die vertraulichen Eröffnungen über frühere Lebensverhältnisse, die bei diesen ökonomischen Verhandlungen zur Sprache kamen, die Zartheit, welche die Annahme der Darleihen als eine Gunst betrachtete, der Thränendank, mit welchem sie empfangen wurden, steigerten sich nach und nach von freundschaftlichem Vertrauen zu der innigsten Zärtlichkeit. Zu dem Geständniß gegenseitiger Liebe bedurfte es nur einer äußern Veranlassung; und diese fand sich, nach Verlauf eines Jahrs, als Herr St. Etienne, der treue Beschützer der Gräfin von Montfontaine, ihr nicht länger verbergen konnte, wie übel die Nachrichten lauteten, die er, hinsichtlich ihres Vermögens, erhalten hatte. Wären die Güter ihres Gemahls als Nationaleigenthum eingezogen, oder selbst veräußert worden, es würde doch immer noch ein schwacher Schimmer von Hoffnung in einer fernen, vielleicht sich wandelnden Zeit geblieben seyn — so aber hatte schon der Vater des Verstorbenen diese Güter ansehnlich verschuldet, der Gemahl der Gräfin aber sie so gänzlich in Verfall gebracht, ausgesogen und vor seiner Emigration eine lezte und so bedeutende Summe darauf aufgenommen, daß sie nicht zum Vortheil des Staats, sondern für Rechnung der Schuldenmasse verkauft wurden, ohne dieselbe jedoch decken zu können. Diese trostlose Nachricht, von den großmüthigsten Anerbietungen begleitet, zeigte der armen Leidenden plözlich, gleich einem Blitz aus dunkeln Wetterwolken, die verzweiflungsvolle Aussicht in eine jammervolle Zukunft, aber zugleich auch den unschäzbaren Werth eines so treuen, zärtlichen Freundes. Beide Liebende gestanden sich ihre stille, längst gehegte, innige Neigung, und die Gräfin von Montfontaine ward die Verlobte des Herrn St. Etienne.

So wenig sich der emigrirte hohe Adel bisher um die Hilfsbedürftige gekümmert hatte; eben so rücksichtslos überfiel er sie jezt in ihrer stillen Zurückgezogenheit, und mischte sich ohne Umstände in das, was er behauptete, nicht zugeben zu dürfen. Nicht nur frühere Bekannte, Personen auch, die ihr gänzlich fremd waren, drängten sich zu ihr, wußten ganze Geschlechtsregister herzusagen, um zu beweisen, wie nah sie dem Hause Montfontaine verwandt seyen, und daß sie daher ein Recht hätten, sich einer so entehrenden Mißheirath zu widersetzen. Wäre die Liebe der jungen Wittwe feuriger, leidenschaftlicher gewesen, als sie tiefsinnig und fest war, es würde zu heftigen Scenen gekommen seyn, und dieses wer weiß zu welchen Folgen geführt haben. So aber war Leidenschaftlichkeit und daher Unsicherheit und Uebertreibung zu Erreichung ihrer Absicht auf Seiten ihrer Gegner, während die sanfte Frau durch Klarheit und Ruhe ihnen so überlegen blieb, daß die lezte, und entscheidende Antwort, welche die Zudringlichen stürmisch verlangt hatten, in einem gedruckten Rundschreiben bestand, welches die Vermählung des Kaufmanns Herrn St. Etienne mit der verwittweten Gräfin von Montfontaine anzeigte.

Hatten die gräflichen Verwandten bis dahin es für unumgänglich nothwendig gehalten, eine Verbindung zu verhüten, die ihr ganzes Geschlecht mit unaustilgbarer Schmach bedrohte, so war jezt theils eine tödtliche Beleidigung zu rächen, theils ein edelgebornes und schuldloses Kind aus den Händen einer, ihren Begriffen nach, ehrvergessenen und daher verderblichen Mutter zu retten. Welche einflußreiche Verbindungen, welche Mittel und Wege benuzt wurden, um diese zweifache Absicht zu erreichen, kann hier nicht deutlich nachgewiesen werden; genug, es gelang der fein und heimlich angelegte Plan.

Nachdem die Verwandten scheinbar gute Miene zum bösen Spiel gemacht, doch nur, um den jezt acht Jahr alten Knaben oft bei sich zu sehen und von der Mutter abwendig zu machen, erhielt Herr St. Etienne plözlich die Weisung, daß er den Sohn seiner Gattin, den jungen Grafen Eduard von Montfontaine, allsogleich dem Großoheim und natürlichen Vormunde des Kindes, Behufs einer standesmäßigen Erziehung, zu übergeben habe. Die Gegenvorstellungen, die Bitten, die Thränen der Mutter waren fruchtlos. Ihr nun ausbrechender Schmerz aber, bei dem erzwungenen Abschiede von ihrem Knaben, wurde durch dessen kalte Freude und bittern Vorwürfe — von denen sie freilich hätte denken sollen, daß sie ihm eingeflüstert waren — so plözlich und so gewaltsam erstickt, daß die sonst so stille und gemessene Frau alle Fassung verlor, die Stunde, in der sie Mutter geworden, verwünschte, das Kind bald mit Gewalt zurückhielt, bald von sich stieß, und ihr Gatte sich nur beeilen mußte, diese widernatürliche Scene zu enden, indem er die Sinnverwirrte nicht ohne Anstrengung aus dem Zimmer führte.

Auf diese Weise kam der Graf Eduard nach England, wohin sich sein neuer Pflegvater, ein Schiffskapitän und alter Hagestolz, mit ihm einschiffte. Als seine etwas

Digitized by Google

dürftige Erziehung vollendet war, trat er in die Dienste der ostindischen Kompagnie, focht in jenen fernen Himmelsstrichen, und nachdem dort die Kunde von dem verunglückten Ausgang des russischen Feldzugs hingelangt, säumte er nicht, seine Entlassung zu bewirken, erreichte kurz nach der Leipziger Schlacht die englische Küste, und kehrte mit dem Gefolge Ludwigs des Achtzehnten in das langersehnte Vaterland, in das ihm völlig unbekannte Frankreich zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Episoden
aus der Novelle:
die Zerrissenen.

VII.

Wir sehen den Poeten Ottfried, den Journalisten und den Prediger in heftigem Zank. Der Journalist hatte wiederum Angriffe auf Ottfrieds gefeierten Dichter gemacht und durch diese den Poeten und den Pastor in Zorn gesetzt. „Was wollen Sie mit ihrem ächtdeutschen Charakter?“ schrie Ottfried, „was soll ich unter dem vagen Begriff von Deutschheit, Deutschthum verstehen? ist unser großer Dichter kein Deutscher? kein vaterländischer?“ — „Nein,“ entgegnete der Journalist ruhig, „denn er hat kein Vaterland!“ — „Eine neue, seltsame Behauptung!“ rief der Pastor kopfschüttelnd. — „Und nennen Sie es mir,“ setzte der Doktor eben so ruhig hinzu; „wie heißt es, wo liegt es? Ist's etwa das kleine Ländchen, in dessen Hauptstadt er ein Haus, einen Garten besaß, ist's das Gebiet jener Stadt, in der er das Licht der Welt erblickte? ist nicht eben so gut Frankreich, Italien, das alte Griechenland, England, der Norden wie der Süden Europas, sammt dem Orient, sein Vaterland?“ — „Ich fasse Ihre Ansicht,“ rief Ottfried, „Sie zielen auf die große Objektivität unsers Poeten, und ist es nicht diese gerade, mit deren Hülfe es ihm gelang, so mächtig zu wirken, wie er gewirkt hat, indem er, in einem Bilde zu reden, die Perlen aus dem Meere, das bunte Gefügel der Luft, die schimmernden Erze der Tiefe, die Gewächse fremder Zonen alle zusammen vereinigt hat, um sie aus seinem goldnen Füllhorn dem mit ihm lebenden Geschlechte vorzuschütten? Alles Schöne und Treffliche einer Zeit, ja diese Zeit selbst kommt nur durch den Mund der Dichter auf die Nachwelt; sie sind das Organ, und die mannigfaltigsten Richtungen des Geistes vereinigen sich hier, um in einem tönenden Prophetenspruche offenbart zu werden. In dieser Beziehung schreiben Dichter die Geschichte, und in diesem Sinn wird für das entfesselte Verständniß die Geschichte zum Gedicht.“ — „Ich trete vollkommen Ihrer Ansicht bei,“ rief der Journalist; „doch um den Poeten mit einer solchen weltgeschichtlichen Würde zu bekleiden, muß er einen festen Standpunkt haben, von welchem aus es ihm möglich wird, seine Bestimmung nach allen Seiten hin zu erfüllen; er muß sich als Glied einer Kette fühlen, aus der er nicht heraus strebt, sondern die er nur fester verbinden hilft, mit einem Wort, der Poet muß ein Vaterland haben. Geziemt es dem Denker, frei von beschränkenden Verhältnissen der Gegenwart, dem Ziele, das er sich über alle Zeit hinausgesteckt hat, auf dem Wege einsam grübelnder Betrachtung nachzugehen, so sizt der Dichter, ein Genosse seiner Zeit, auf dem bunten Markt des Lebens da; er leidet, kämpft und siegt mit den Leidenden, er jubelt mit den Jubelnden, und beständig wandelt der bewegte Zug vor seinem Auge vorüber; Wolken, Sonne, die ganze vaterländische Natur sieht man als Hintergrund zu seinen Gemälden; er ist ebensowenig von dem Lande, wo er geboren, zu trennen, als Duft und Farbe von der Rose zu scheiden ist; denn die Liebe, die Achtung seiner Mitbürger ist die Nahrung, mit der die Wurzel seines Daseyns sich sättigt; der feste Grund der allgemeinen Wohlfahrt ist auch der sichere Boden, auf dem er fußt. Nähme man dem Poeten sein Vaterland, so nähme man seiner Harfe den Klang. Erscheinen nicht die großen Epiker und Dramatiker der Griechen, von diesem Standpunkte aus gesehen, so großartig? stehen nicht Ariost, Dante, der Dichter der Nibelungen, der große Britte und endlich unser deutscher Sänger des Messias hierin als Muster da? Der leztere ist der Dichter der Nation, bei ihm findet man deutsches Wort, deutschen Glauben, deutsche Vaterlandsliebe und Innigkeit.“ — „Sie mögen Recht haben,“ nahm Ottfried das Wort; „die Poesie, wie alle andern freien Künste, sagte sich in unserer Zeit von dem nächsten Bedürfniß der gegenwärtigen Welt los; sie will keinem vorgeschriebenen Zwecke dienen und verlangt selbstständig dazustehen, und diese Selbstständigkeit hat sie erlangt, seitdem sie aus dem Stande unbewußter Kraft herausgetreten ist, und an der Hand der Kritik sich auf ihren jetzigen Standpunkt geschwungen hat. Heutzutage muß nun natürlich die Stellung eines großen Dichters eine andere seyn; er findet bei seinem Erscheinen eine völlig eingerichtete Welt, die seiner nicht bedarf; er muß also, um auf seine Weise wirksam einzutreten, sich der Laune Einzelner anschließen, abgesehen davon, ob diese Einzelnen sich in seinem Geburtslande oder am entferuten Pol befinden; um seine innere Unabhängigkeit zu behaupten, muß er in eine äußere Abhängigkeit sich fügen, und statt des kleinen Bodens, den er früher in Liebe und Treue mit seinen Mitbrüdern theilte, öffnet sich ihm jezt die ganze Welt. Der sinnliche, mit Gesang begabte Naturmensch, der früher den Dichter machte, vereint sich heutzutage mit

Digitized by Google

dem forschenden Denker, und diese Beiden, im Bunde mit der Kritik, bringen jene große Weltanschauung hervor, die mir beim Genius unsers großen Dichters bewundern und durch die er auch bei allen kommenden Jahrhunderten leben wird, indeß der Poet, der nur die vorüberrauschenden Interessen der Zeit auffaßt, längst vergessen ist. Und am Ende, was bleibt dem Dichter, wenn es ihm nicht erlaubt wird, über den kleinen Streit, die niedrigen Armseligkeiten, mit denen der Bürger der Staatsgesellschaft sich abquälen muß, hinwegzufliegen und hinaufzustreben?“ — „Wem alle diese Dinge nur Erbärmlichkeiten scheinen,“ rief der Doktor heftig, „wem der Glaube seiner Väter, der Herd seiner Ahnen, die Liebe seiner Zeitgenossen nur Gegenstände der Reflexion, nicht des Herzens sind, freilich, der hat Recht, sich von Allem loszusagen und von der kalten Höhe des Berges herab zu erklären, daß er die Dinge zu seinen Füßen nur höchst klein und unbedeutend finde.“ — Der Pastor nahm das Wort und sagte: „Ich habe, so sehr ich auch den Sänger des Messias verehre, doch nie rechtes Gefallen an seiner spröden, kalten Vaterlandsliebe finden können; ja sogar, Gott verzeihe mir die Sünde, der gute Hermann und seine Cherusker sind mir ordentlich etwas abgeschmackt erschienen, und Gleim hat für mich weit mehr Wärme und Begeisterung.“ — „Ich sehe,“ rief der Journalist, „für die Poesie nur Ein Heil, nämlich sie muß sich entschließen, den eingebildeten hohen Standpunkt, die kalte Höhe, auf der sie sich doch nicht wird erhalten können, zu verlassen, um sich wieder an die einfachen Bedürfnisse der Menschen anzuschließen; sonst geschieht, was durchaus nicht ausbleiben kann, daß sie entweder auf dem Wege der Reflexion sich selber zerstört, oder dem kalten Indifferentismus anheimfällt, der sie schonungslos vernichtet. Sehen wir sie nicht in den Versen unserer neuesten Dichter diesem drohenden Verderben schon ganz nahe? Wir, wir eilen, ihr wieder Haus und Vaterland zu geben; der hülflos Herumirrenden bieten wir die sichere Stätte, das schützende Obdach.“

Korrespondenz-Nachrichten.

Dresden, Mai.

Theater. Städtisches.

Vor wenigen Tagen ist hier plötzlich der, warm und schön begonnene, Mai wieder hinweggedrängt worden. Der ganze barsche November, mit seiner Schneeluft und seinen Stürmen, wirthschaftet gewaltsam in dem, großentheils noch nicht zur vollen Entwickelung gelangten, lichten Grün der Bäume. Im Flusse schäumen die Wellen vor Wuth, sich nach kaum gesprengter Fessel aufs Neue von dieser bedroht zu sehen. Aergerlich schütteln die frierenden Blumen ihre lieblichen Köpfchen, und die bereits dem Sommerschlafe übergebenen Boas und andere Damenpelze müssen wieder zur Dienstleistung an das Licht. Manche, vermuthlich Schlechtunterrichtete, wollen in dem seltsamen Ereignisse einigen Zusammenhang mit der letzten Carlistenverschwörung in Marseille wahrnehmen. So viel aber schmeichelt sich Jedermann, daß der jetzige, höchst unbehagliche November wenn in nichts, doch gewiß in Ansehung seiner sehr kurzen Dauer große Aehnlichkeit mit jener Verschwörung haben werde. Wie indeß nichts so schlimm ist, daß es gar kein Gutes haben sollte, so auch hier. Das Theater wird darum mehr besucht, zumal wenn es neue Stücke gibt, was jetzt wirklich zuweilen der Fall gewesen. Bei alle dem geht die alte Klage über Mangel daran immer noch fort. Einige Malcontenten gehen bisweilen sogar so weit, zu behaupten, man suche absichtlich die schlechtesten Sachen heraus, um das Publikum vom Geschmacke am Neuen zurückzubringen. Vielleicht wären jene Mißvergnügten am besten von ihrer Meinung zu heilen, wenn einmal eine Zeitlang, so viel möglich, lauter Neues auf der Bühne zum Vorschein käme. Gar bald würden sie sich überzeugen, daß ein Theil der ihnen seither vorenthaltenen neuen Stücke überhaupt nicht passend, ein anderer Theil, wenigstens für das hiesige Schauspielerpersonal, entweder ganz nicht, oder doch nicht ganz geeignet sey, und noch ein anderer vielleicht gerade bei dem hiesigen gebildeten Publikum sein Fortkommen schwerlich fände. Hiermit sey keineswegs gesagt, daß dieses Publikum sich im Allgemeinen, zu seinem Nachtheile oder Vortheile, von den gebildeten Theaterfreunden anderer Residenzen unterscheide; allein eine besondere Eigenthümlichkeit hat doch mehr oder weniger ein jedes dergleichen Publikum, und alle Bühnendirektionen müssen, wie auf so vieles Andere, von der Mehrheit der Unterrichteten sogar häufig Uebersehene, bei der Auswahl der aufzuführenden Stücke auch hierauf ihr Augenmerk richten. — Einen höchst empfindlichen Schlag hat das verwöhnte Ohr der Freunde der Musik durch das nunmehr erfolgte Aufhören der italienischen Oper erlitten. Dieses, obschon, wie alle menschlichen Dinge überhaupt, natürlich ebenfalls mancher Verbesserungen fähige Institut stand wirklich in seiner Art so einzig da, daß viele wohlhabende Fremde sich durch dasselbe allein bewogen fühlten, ihren Aufenthalt in Dresden zu verlängern und mehrere sogar, einzig dieser Oper wegen, hier an gewissen Fremden wahrlich nicht überreichen, ganzjährigen Theatern weit zubrachten.

Besonderes Interesse erregte die, der neuen Verfassung gemäße Umgestaltung des hiesigen Rathes, welche vor wenigen Tagen erfolgte. Zu unbesoldeten Senatoren, deren Amt sich nur auf eine dreijährige Dauer beschränkt, wurden, wie billig, unter andern auch gehaltvolle Männer aus dem Handwerkerstande gewählt, welche sich durch Umsicht und Rechtlichkeit das Vertrauen ihrer Mitbürger in vorzüglichem Grade erworben haben. — Vielbesprochen ward ziemlich einen Tag lang ein Trupp scheinbar hiesiger Kommunalgarden, an der Zahl vierzehn bis sechszehn, der, nebst zwei Fähnlein, zwei Offizieren mit gezogenem Seitengewehr und einem reitenden Major, in der Ostraallee zum Vorschein kam. Mit Tschakos und weißen Binden am linken Arm versehen, ließen dieselben in Hinsicht ihrer Kostümirung nur wenig zu wünschen übrig. Ihr Hauptfehler war die Unächtheit, die sich zum Theil aus offenbarer Unreife der Jahre und des Wuchses und einigen andern Umständen an den Tag legte. Ob ein harmloser Scherz, der aber, der mißlichen falschen Auslegung wegen, immer gerechter Mißbilligung nicht entgehen dürfte, oder eine übelwollende Persifflage dem Aufzuge zum Grunde lag, scheint noch nicht völlig ausgemittelt.

Beilag.: Literaturblatt Nr. 58.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 136.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Donnerstag, 7. Juni 1832.

Die Geisterleiter, die aus dieser Welt des Staubes
Bis in die Sternenwelt mit tausend Sprossen
Hinauf sich baut, an der die himmlischen
Gewalten wirkend auf und nieder wandeln.

Schillers Wallenstein.

Die Weltsysteme*).

Von W. Menzel.

Wer denkt an die Sterne? Von der Feldarbeit und aus der Werkstatt, vom Wirthshause und aus dem Theater stolpern die Menschen unter dem diamantenen Schilde des Himmels hinweg in ihre Betten, und wer sieht nach oben? Der Verliebte, der unter dem Fenster schleicht, der Dieb auf der Leiter, der Soldat auf der Schildwacht, der Nachtwächter in seiner Pelzkappe, der Postillon auf seinem Gaul, sie Alle denken an nichts weniger als an die Sterne, obgleich sie in der ganzen weiten Nacht nichts sehen, als Sterne. Sie könnten eine Himmelscharte aus dem Gedächtnisse hinzeichnen, so oft haben sie die Sterne gesehen, und doch kennen sie außer der Sonne und dem Monde höchstens den Abendstern, und wissen ihn von andern Sternen zu unterscheiden. Außer den Astronomen von Profession, deren mathematische Rechnungen aber kein anderer versteht und liest, bekümmert sich etwa hin und wieder ein Dichter um die Sterne, um ihnen seine Liebesseufzer zuzuschicken, oder sie mit den Augen seiner Geliebten zu vergleichen. Ein frommer Landpfarrer oder Schulmeister macht seine Kinder darauf aufmerksam, daß die Sterne ein Beweis göttlicher Allmacht seyen, und wiederholt den alten Spruch:

O Gott, aus deinen Werken
Kann ich dein Daseyn merken.

Endlich erschrecken zuweilen die Leute, welche wenn sie gelegentlich hören, daß die Sterne so und so viel Millionen, Billionen, Trillionen Meilen weit entfernt seyen, ergötzen sich an den großen Zahlen, und meinen, es ließe sich erstaunlich viel dabei denken; aber sie denken doch nichts dabei, und wenn sie dann im Schiller lesen: „Im Raum, Freund, wohnt das Erhabene nicht!“ so sagen sie, es ist auch wahr, und lassen es gut seyn. Wir sind insolent und undankbar gegen die freundlichen Augen der Nacht, die mütterlich unsern Schlummer bewachen. Aber was hilf' es auch, wenn die Menschheit etwa ein astrologisches Fieber bekäme, und wir Alle unsere Hälse zum Nachthimmel emporreckten? Wir würden doch so wenig davon begreifen, wie die Frösche von der Sonne, wenn sie sie im Frühling aus allen Sümpfen anquacken. So vollbringe denn Jeder seinen Abend, wie es ihm am besten dünkt. Nur den, der gerade nichts Besseres zu thun weiß, als ans Fenster zu treten und den Sternen seine Langeweile zuzugähnen, will ich eingeladen haben, sich mit mir auf den Luftballon der Phantasie zu setzen und eine kleine Exkursion in die Unendlichkeit zu machen.

Die Sonne mit all ihren Planeten lassen wir hinter uns. Wir wissen, daß im alten Hause Jakobs elf Söhne sind, wozu der zwölfte wohl einmal in Egypten gefunden wird*). Der menschliche Geist ist majorenn geworden.

*) Aus der in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erscheinenden Reise nach Oesterreich.

*) Wenn nicht etwa der bekannte Encke'sche Komet schon wirklich als der zwölfte Planet betrachtet werden muß.

Digitized by Google

Er tritt aus dem Vaterhause, aus den engen Banden des Familienkreises heraus und stürzt sich ins Gewühl des Lebens. Der sonst so ehrwürdige Vater, der uns Alles war, erscheint nur noch als ein gewöhnlicher Mann unter andern Männern. Die Sonne ist nur noch ein gewöhnlicher Stern unter andern Sternen, und wir vergessen sie im himmlischen Heere von vielen tausend Sonnen. Man war sonst immer der Meinung, der Sternenhimmel sey nur eine schöne Dekoration der Erdenbühne, nur das Zelt oder der Königsmantel Jehovahs, über dem gelobten Lande ausgespannt, oder eine eherne Mauer mit Löchern, durch welche das himmlische Feuer wie durch ein Sieb hindurch blizt, oder etwa gar eine Menagerie von altorientalischen Göttern, davon noch zum Theil die Sternbilder übrig seyen; riesenhafte Drachen, Löwen, Lämmer, Stiere ꝛc., die rings die schöne Erde wie eine verwünschte Prinzessin umlagern. Man hat in der jüngsten Zeit entdeckt, daß man in der ältesten Zeit sehr richtige Vorstellungen von dem Fixsternhimmel, wie von dem Sonnensysteme gehabt, und daß nur die mittlern Zeiten bis zu dem Unverstande und Dünkel herabgesunken seyen, die Erde für den Kopf, den Himmel bloß für die Mütze desselben zu halten. Der Irrthum ging so weit, daß Copernicus und Keppler erst beweisen mußten, die Erde sey nicht der Mittelpunkt des Sonnensystems, sondern nur ein um die Sonne kreisender Punkt, ehe Herschel weiter beweisen konnte, daß auch die Sonne nicht der Mittelpunkt der Sternenwelt, sondern nur ein — Gott weiß, in welchem Winkel schamhaft verborgenes Sternchen sey. Der König auf seinem Throne kann sich vom Hündchen eines Bettlers nicht mehr unterscheiden, als die Erde, wie man sie sich ehemals im Herzen des Weltalls dachte, von der Erde, wie sie jezt zum Nachläufer eines kleinen Sterns degradirt ist. Das soll uns indeß nicht demüthigen, sondern eher noch stolzer machen. Ein Weltbürger ist immer noch mehr werth, als ein Bürgermeister in Krähwinkel. Lieber Hintersaß in Rom, als Zaunkönig in Abdera! Nicht die Scholle macht uns groß, auf der wir stehen, nur der Blick, mit dem wir das Unendliche messen.

Unser Gesichtskreis ist durch künstliche Mittel ungemein erweitert worden. Das bloße Auge entdeckt nur die nächsten Fixsterne, nur den nächsten Sternhaufen (die Milchstraße). Mit den kleinsten Fernröhren vor Herschel beobachtete man hauptsächlich nur Sonne, Mond und Planeten. Erst Herschel untersuchte mit seinem Riesenteleskop die Fixsternwelt sorgfältiger als bisher, und wandte die Aufmerksamkeit vom Sonnensysteme auf diesen weit größeren und wichtigeren Theil der Sternkunde. Das Riesenauge, mit dem er in das Riesengebirge des Weltalls sah, schloß unserer Erkenntniß neue Welten auf. Diese Erkenntniß wurde noch mehr erweitert, als Fraunhofer in München die Fernröhre zu noch höherer Vollkommenheit brachte, und der von ihm verfertigte Riesenrefraktor von Struve in Dorpat mit rastloser Thätigkeit zu neuen Entdeckungen benuzt wurde. Diese Fortschritte sind binnen sehr kurzer Zeit gemacht worden, und es ist wahrscheinlich, daß die Folgezeit noch weiter fortschreiten wird. Die Kunst der Optik hat ihre äußerste Gränze noch nicht erreicht. Die Fernröhre können möglicher Weise in noch höherem Grade verbessert werden. Die Sehkraft des Auges kann noch viel weiter tragen, wenn sie unterstüzt wird. Im menschlichen Organ scheint wenigstens keine absolute Gränze gezogen. Ja selbst, wenn mechanische Mittel nichts weiter ausrichten, gibt es nicht noch organische, gibt es nicht eine ursprüngliche Sehkraft in uns, die weiter sieht, als alle Fernröhre, die solcher äußern mechanischen Hülfe gar nicht bedarf? Schon vor fünf-und-zwanzig Jahren ahnete der geniale Görres *), die höhere magnetische Sehkraft könne noch für die Astronomie wichtig werden, und diese Ahnung scheint gewissermaßen schon erfüllt durch das, was uns Dr. Kerner **) von seiner berühmten Seherin berichtet. Er sagt: „Legte die Somnambüle einen magnetisirten Stock, an welchem vorn eine Spize von Eisen war, an ihr rechtes Auge, und richtete ihn auf irgend einen entfernten Gegenstand, so vergrößerte er ihr denselben äußerst. Der kleinste Stern erschien ihr dann in der Größe des Mondes."

Auf der Stufe nun, auf welcher die Astronomie jezt steht, wissen wir von dem, was jenseits unsers kleinen Sonnensystems liegt, oder vom Fixsternhimmel, Folgendes:

Der ganze Himmel ist übersäet mit einzelnen Sternen, die man Fixsterne nennt, weil sie unabänderlich an demselben Orte bleiben. Sie haben ihr eigenes Licht, wie die Sonne, und müßten uns als Sonnen erscheinen, wenn sie uns näher ständen, so wie uns die Sonne nur ein Fixstern würde, wenn sie weiter von uns abstände. Da sie die feste Stellung und das eigene Licht mit unserer Sonne gemein haben, so vermuthet man nicht ohne Grund, daß sie auch, wie unsere Sonne, von dunkeln Planeten und deren Monden begleitet seyen, die wir nur wegen ihrer großen Entfernung und Kleinheit nicht sehen können. Alle diese Sterne sind an Größe sehr verschieden, daher man sie in Sterne von erster, zweiter, dritter ꝛc. Größe eintheilt. Diese Verschiedenheit ist entweder eine physische, d. h. ein Stern ist wirklich größer als der andere, oder eine optische, d. h. ein Stern erscheint uns nur größer als der andere, weil er uns näher ist. Noch merkwürdiger ist die Verschiedenheit der Farbe, die wir an den Sternen schon mit bloßem Auge,

*) Exposition der Physiologie, S. 37.
**) Seherin von Prevorst. Th. I. 148.

und noch deutlicher durch die Fernröhre wahrnehmen. Am häufigsten kommen die Fixsterne vor, die ein ganz reines, weißes Licht haben, aber diese theilen sich schon in solche, die, wie Sirius und Capella, ein sehr starkes brillantirendes Licht, oder, wie Wega, einen mehr bleichen Silberglanz haben. Dann folgen die Sterne, deren Weiß sich entweder mit einem gelben oder mit einem blauen Schimmer mischt, die auch noch sehr zahlreich sind. Am schönsten, aber auch am seltensten sind die rothen und orangefarbenen Sterne. Ziemlich häufig dagegen bemerkt man Sterne, besonders von der dritten Größe, die ein schmutziges Gelbbraun zur Farbe haben. Endlich findet man unter den kleinsten Sternen auch grüne und aschgraue, welche dieser Farbe wegen wenig ins Licht fallen. Unter den farblosen weißen Sternen ist der schönste der Sirius, unter den farbigen aber Antares im Herzen des Scorpions. Das bunte Feuer dieses Sterns, der in den Sommermonaten auf kurze Zeit an unserem südlichen Horizont emporsteigt, übertrifft an Gluthkraft bei weitem alle andern Sterne. Verrathen auch mehrere noch viel kleinere Sterne ein gleiches oder vielleicht noch stärkeres Feuer, so sind sie doch eben zu klein und fern, um so angenehm auf unser Auge zu wirken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Väter Schuld.

Eine Geschichte aus den Tagen der Restauration.

von

Ludwig Robert.

(Fortsetzung.)

Wir finden Graf Eduard jezt, nachdem er beinahe ein Jahr in Paris verweilt hatte, in einer Fabrikstadt des nordöstlichen Frankreichs, und mit seiner dort wohnenden Tante in einem Gespräch begriffen, das er mit behutsamer Umsicht auf ihre Großmuth und seine in diesem Augenblick nothwendigen Ausgaben gelenkt hatte. — „Nothwendig? in dieſem Augenblick nothwendig?“ wiederholte lächelnd die alte Dame. „Sie spotten,“ sagte der Graf, „und ich muß es mir gefallen lassen, weil ich Ihnen nicht Alles sagen darf.“ — „Um Gottes Willen!“ rief sie ironisch, „verrathen Sie ja nicht das öffentliche Geheimniß! — Ihre Verwunderung,“ fuhr sie fort, „ist mir ein neuer Beweis von der Befangenheit, von der Verblendung Ihrer, oder wenn Sie wollen unserer Parthei, an deren Spitze leider Menschen stehen, von welchen der große Mann erschöpfend gesagt, daß sie nichts gelernt und nichts vergessen haben. Oder glaubt Ihr, daß Eure Reisen und Korrespondenzen, Eure Verbindungen und Verkettungen für unsere Gegner ein Geheimniß geblieben? Meint Ihr, daß sie unthätig sind, oder immer bleiben werden? Nein, ihre Gegenmine ist gegraben und gefüllt; sie stehen auf der Lauer, und freuen sich Eurer Uebertreibung, und spornen und stacheln Euch zu immer größerer, bis daß Eure eigene Unvorsichtigkeit der zündende Funke wird, der die zerstörende Entladung bewirkt. Und nun gar Eure unselige Verbindung mit den jesuitischen Pfaffen, die in unsere Zeit so wenig passen, und die zu allen Zeiten ihre Macht auf den Fanatismus des dummen Pöbels bauten, dem König und dem Adel aber nur dann schmeichelten, wenn sie in der Klemme waren, oder ihre herrschsüchtigen Absichten . . . . .“ „Um Alles in der Welt!“ fiel Graf Eduard ein, „nur keine politische Abhandlung! nur jezt nicht, wo es sich einzig und allein um mein persönliches Interesse handelt.“ — „Eben das,“ erwiederte sie, „eben Ihr persönliches Interesse, mein junger Vetter, bringen Sie Ihrer ritterthümlichen Ideologie zum nutzlosen Opfer.“ — „Verzeihen Sie,“ sagte der Graf mit einiger Empfindlichkeit, „ich verstehe diesen Ausdruck nicht; ich habe zu lange allzufern von Europa gelebt und in Indien weder Gelegenheit, noch Zeit gehabt, die neuen Sprachformen des Kaiserreichs zu studiren. Ritterthümliche Ideologie! Ich würde dieses Wort vergeblich in dem Wörterbuche der Akademie suchen, und Ihnen für die Definition desselben sehr verpflichtet seyn.“ — „Sie werden von einer Frau keine gelehrte Erörterung verlangen,“ sagte sie ruhig; „aber was ich mit jenem Worte hinsichtlich Ihrer Verbindungen und Ihres künftigen Wohls meinte, das will ich Ihnen recht gern erklären, vorausgesezt, daß Sie eine wohlgemeinte Wahrheit mit Ruhe anhören können. Nur in Zwischenräumen von vielen Jahrhunderten gelingt es der Natur, einen Kraftmenschen, einen Riesengeist zu erzeugen, dessen politisches und militärisches Genie, dessen fast übermenschliche Eigenschaften im Stande sind, die Mißstände der Vergangenheit auszugleichen und eine neue und bessere Ordnung der Dinge herbeizuführen. Einen solchen Genius zu besitzen, hatte Frankreich das Glück; es hat ihn — wenige Treue ausgenommen — nie begriffen, ihn verläugnet, verrathen, verbannt; und — o des Hohns! — den Herrn der Welt mit dem winzigsten Eiland, mit dem bettelhaften Elba abgespeißt. Er kann, er wird es nicht dulden.“ — „Sie wollten von meinen Angelegenheiten sprechen,“ sagte Graf Eduard, während seine Tante ihr feuchtgewordenes Auge trocknete. — „Werden Sie nicht ungeduldig,“ bat diese, „ich komme sogleich darauf. Ein Ideolog ist nun ein Mensch, der, ohne jene so äußerst seltenen Eigenschaften zu besitzen, sich dennoch für berufen hält, ein Weltverbesserer zu seyn; er mag nun zu der guten alten Zeit zurückdrängen und dann ein Ultra genannt werden, oder in ein neues Eldorado der Freiheit und Gleichheit hineinjagen und dann

Digitized by Google

ein Liberaler heißen. Von beiden Gattungen der Weltverbesserer wimmelt es jezt; es sind die beiden Partheien, die kämpfend einander gegenüberstehen. Wie es aber immer bei Partheiungen zu gehen pflegt: die Häupter und Führer sind auch die einzig Eingeweihten, die Klugen; sie wissen sehr wohl, daß das große Glücksrad menschlicher Schicksale, so wenig als unsere kleinen, lauter Treffer enthält, daß also das Glück Aller ein eitles Traumbild, und das Bemühen, es zu verwirklichen, eine Thorheit ist. Aber sie hüten sich gar weislich, dieses Geheimniß laut werden zu lassen. Im Gegentheil, sie behaupten, daß Alle und Jeder Recht und Anspruch auf ein glückliches Loos haben, daß allgemeines Wohlbefinden der natürliche, der gesunde Zustand der Menschheit sey, den nur die Maßregeln der jedesmaligen Regierung verhinderten, der aber mit leichter Mühe wieder herzustellen wäre, wenn man sich nur zur allgemeinen Weltbeglückung des einfachen Mittels bedienen wollte, welches sie in so großer Menge vorräthig und schon so oft, aber leider vergeblich angeboten haben."

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Die Cholera. Paganini.

Nun sind wir von der abscheulichen und mörderischen Cholera beinahe befreit; denn wenn auch noch täglich zehn bis fünfzehn Menschen daran sterben, so ist diese immer mehr abnehmende Sterblichkeit doch unbedeutend in Vergleich mit der Volksmenge von Paris, und da die gewöhnlichen Todesfälle jezt nicht zahlreich sind, so folgt daraus, daß die Sterblichkeit, im Ganzen genommen, nicht stärker ist, als zu allen Zeiten. An den Monat April 1832 wird Paris lange denken; denn in diesem furchtbaren Zeitraum hat die Cholera dieser Stadt zwölf bis fünfzehntausend Menschen geraubt und eben so viele haben Mühe gehabt, sich von den Angriffen der bösartigen Krankheit wieder zu erholen. Viele schleichen noch jezt siech umher, und die Aerzte haben viele Kranke zu behandeln, eben weil sie früher schlecht behandelt worden sind. Jezt wüthet die Cholera in einigen Gegenden Frankreichs, besonders auf Dörfern, wo es an Hülfsmitteln fehlt und wo folglich das Elend ungleich größer seyn muß, als hier in Paris. Es war hier schleunig Hülfe aller Art herbeigeschafft worden. Man pflegt die Pariser des Leichtsinns zu beschuldigen; allein sobald ein allgemeines Uebel die große Stadt heimsucht, sind sie sogleich bereit, zusammenzutreten und zur Linderung beizusteuern. Die Hülfe mußte hier schleunig kommen, denn das Uebel war ebenfalls schleunig ausgebrochen. Behendigkeit ist aber eine allgemeine Eigenschaft der Franzosen. So wurden in der Eile Hospitäler errichtet und mit allem Nöthigen versehen. An Aerzten hat Paris keinen Mangel; es wurden in allen Arrondissements Hülfsbüreaus angelegt, wo Jeder, der von der Cholera ergriffen wurde, Arzt, Arznei und sonstige Hülfsmittel vorfand, und zwar Tag und Nacht. Apotheker und Kräuterhändler machten vortreffliche Geschäfte; manchen wurde ihr ganzer Vorrath geleert. Schon aus bloßer Angst versahen sich die Leute mit allem Nöthigen, als ob sie wirklich von der Krankheit ergriffen wären, und die Aerzte hatten viele Mühe, Manche zu überreden, daß sie nicht von der Cholera befallen seyen. Den ganzen April hindurch hatten die Beerdigungsunternehmer von Morgen bis zum Abende zu thun, um die Todten wegzuschaffen, und manche Bürger mußten dies traurige Geschäft selbst übernehmen. Wenn Jedermann für seine Person und für die Seinigen besorgt ist, denkt man nicht an Belustigungen, und wo so viele Leichenbegängnisse stattfanden, daß man kaum dazu kommen kann, eins zu erhalten, haben die Schauspiele wenig Anziehungskraft. So mußten sich denn die vielen Theater in Paris bei der herrschenden Seuche eines schlechten Zuspruches vom Publikum gewärtigen, so wie alle Unternehmen, welche die Belustigung der Pariser bezwecken. Allein ihre Häuser schließen konnten die Theaterdirektoren doch auch nicht; denn ihre Kosten wären dadurch wenig verringert worden, und sie hätten sich alle Hoffnung einer leidlichen Einnahme geraubt. Die Regierung mußte ihnen zu Hülfe kommen; denn auch dieser lag daran, daß der Gang der gewöhnlichen Zerstreuungen nicht unterbrochen werde. Paganini, der vor einem Jahre zum erstenmale in Paris erschienen war, kam um diese Zeit von England zurück und ließ sich nun wieder in der Oper hören. Anfangs ohne vielen Beifall und besonders ohne den Enthusiasmus zu erregen, der seinem ersten Auftreten in Paris gefolgt war. Er hätte die erstaunenswürdigsten Stricke auf der Geige thun können, ohne daß den Parisern dadurch der Gedanke an die zu Hause herrschende Cholera entfallen wäre; man hat keine große Lust, ein Violinkonzert anzuhören, wenn man fürchten muß, die Lieben, die man zu Hause gelassen hat, mit der Cholera ringend anzutreffen. Als sich jedoch diese Furcht allmählig legte, bekam man auch wieder Sinn für das originelle Talent des italienischen Meisters; in seinen lezten Konzerten war es voll und man bezeigte dem Künstler den Beifall, den er verdiente. Einmal jedoch war man mit ihm nicht zufrieden; er hatte den sonderbaren Einfall gehabt, den Gesang der Mönche auf dem St. Bernhardsberge in der Schweiz mit seinen erstaunlichen Sprüngen auf der Geige in Verbindung zu seyen, was doch wahrlich nur einem so sonderbaren Genie, wie ihm, einfallen konnte. Desto mehr Eindruck zu machen, stellte das Theater eine wilde Schweizergegend bei dämmerndem, allmählig heller werdendem Morgenlichte dar. Vielleicht hat er sich von dem Ganzen eine erstaunlich große Wirkung versprochen. Das Publikum blieb aber kalt und betrachtetete die Sache nichts anders, als wie eine Spielerei; dieser mislungene Versuch ist daher von Paganini nicht wiederholt worden. Seine Komposition bestand auch aus weiter nichts, als aus wechselseitigen Phantasien auf der Geige und in dem Absingen eines Chorgesanges. Wenn lezterer an ein Kloster und die Dekoration an das Schweizergebirge erinnerte, so gab Paganinis Spiel, welches auf den Mönchsgesang folgte, nur zu deutlich zu verstehen, daß man sich in einem Konzerte befinde; je besser Paganini spielte, je weniger Täuschung war vorhanden: er selbst, und er allein zerstörte die Illusion. Glücklicherweise ist der Mann so reich an schöpferischem Geiste und Erfindungskraft, daß er den Mißgriff bald in Vergessenheit bringen konnte.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 46.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 137.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 8. Juni 1832.

— Warum schelt' ich auf den Eigennutz?
Doch nur, weil er bis jetzt nicht um mich warb.
Nicht als ob meine Hand nicht greifen könnte,
Wenn seine schönen Engel sie begrüßten.
Und bin ich reich, spricht meine Tugend frei,
Kein Laster geb' es außer Wetterlei.

Shakespeare.
König Johann.

Der Väter Schuld.

Eine Geschichte aus den Tagen der Restauration.

von

Ludwig Robert.

(Fortsetzung.)

„Dieses Mährchen vom kranken Staat," fuhr die Tante fort, „und von ihrem allesheilenden Arkanum lassen jene Klugen durch die Empfindsamen und Gläubigen ihrer Parthei in Umlauf bringen, mit heiligem Feuereifer ausposaunen. Und während die bethörte Menge das mit Zauberformeln beschriebene Papier, das untrügliche Weltbeglückungsmittel, laut schreiend fordert und bezahlt, benutzen die klugen Wunderärzte den Tumult und das Gedränge, und besorgen geschickt ihr persönliches Interesse. Die Ehrgeizigen und Herrschsüchtigen dieser Koryphäen suchen Macht und Ehrenstellen zu erbeuten; die Klügeren wissen, wie kurze Zeit man jetzt auf so beneideter Höhe stehen bleibt, und sorgen lieber für ihre Sicherheit, indem sie dasjenige bei Seite bringen, wofür alles Andere zu erhalten ist. Nun, mein theurer Vetter," fuhr sie fort, nachdem sie den Verlegenen scharf angeblickt hatte, „Sie haben mit allen Ihren Bemühungen weder fünfzigtausend Franken Renten erworben, noch die Hoffnung, sie jemals zu erhalten, und scheinen mir also nicht zu den Eingeweihten zu gehören. Folgen Sie daher der Warnung einer still beobachtenden und vielerfahrnen Freundin! Ich rathe Ihnen, sich nicht länger so herumführen zu lassen, und statt eines gefährlichen und doch unnützen Umhertreibens, lieber auf eine künftige gesicherte Existenz bedacht zu seyn."

Graf Eduard war bei dieser Rede nachdenklich geworden. Jetzt bemerkte er, daß die alte Dame mit fragendem Blicke seiner Antwort harrte, und: „verehrte Tante," begann er, „Sie haben scharfsichtig beobachtet und nach dem Leben gezeichnet. Das Glück Aller zu wollen, war von jeher nur die leere Bemühung der Thoren und Schwärmer; und selbst der kleine Mann, Ihr großer Held, hat es gewiß nie ernstlich gewollt und seine Genugthuung nur im hohen Glücksspiel der Schlachten, in Besiegung seiner Gegner, in glänzenden Triumphzügen und in der stolzen Wollust seiner Allgewalt gefunden. Aber wenn gleich Sie von jener Parthei der Liberalen ganz richtig gesagt haben, daß — ein Paar bethörte Eiferer ausgenommen — Jeder derselben nur den eigenen und nächsten Vortheil bedenkt ....." — „Und Ihr?" fiel sie ihm in die Rede, „thut Ihr das etwa nicht?" — „Wenigstens nicht so unklug, wie Jene," antwortete der Graf. „Zu den Liberalen kann sich jeder zählen, der Lust dazu hat; sie dürfen Keinen zurückweisen, und eben weil die Menge zu groß wird, weil nicht Alle reich, mächtig und glücklich zu machen sind, kann jeder Einzelne lediglich für sich sorgen; und das ist das Glück bei der Sache, das macht sie schwach! Wir aber haben einen festgeschlossenen Kreis, wir sind eine moralische Person, eine Körperschaft, für deren Gesammtwohl jedes einzelne Mitglied

Digitized by Google

sorgt, wenn es ihm nur um seinen persönlichen Vortheil zu thun ist, indem ja das Ansehen und die Macht, die er sich erwirbt, immer wohlthätig zurückwirkt und das Ansehen und die Macht der gesammten Aristokratie vermehrt. Von schwärmerischen, oder, wenn Sie wollen, von ideologischen Weltbeglückungsplänen ist also nicht die Rede bei uns; wohl aber von Wiederherstellung des einzig möglichen, des alten ursprünglichen Zustandes, wo eine wenig zahlreiche Klasse, durch Geburt, zu einer höhern Existenz bestimmt ist, und wo dann natürlich die größere Menge gehorchen, dienen und arbeiten muß." — „Und die fünfzigtausend Franken Renten?" fragte lächelnd die Tante. „Die," erwiederte Graf Eduard schmeichelnd, „besizt meine theure mütterliche Freundin, und so wird ihr Neffe gewiß nicht nöthig haben, die Zahl derer zu vermehren, die, wider ihren besten Willen, dem Adel in der öffentlichen Meinung Schaden thun, indem sie leider gezwungen sind, ein enges und dürftiges Leben zu führen, ein Leben, das ihrer Geburt nicht ziemt und unsern Stand entwürdigt." — „Mein junger Vetter," entgegnete die alte Dame, „da wir, nach langen Umwegen, nun endlich wieder auf dieses pekuniäre, auf dieses wesentliche Kapitel zurückgekommen, so hören Sie mein aufrichtiges Geständniß und meine unumwundene Erklärung. Erstlich besize ich nicht den sechsten Theil des großen Vermögens, das die öffentliche Meinung mir zuschreibt, und welches Sie so freigebig waren, in einer runden Zahl auszusprechen. Aber ich lebe sehr anständig und sehr gemächlich von einem mäßigen Besizthum, weil ich nie mehr ausgebe als ich einnehme, und nie weder borge noch leihe. Sie werden also glauben, daß es mir unmöglich ist, Ihnen das verlangte bedeutende Kapital vorzustrecken; eine kleine Summe aber, die ich entbehren könnte, um Ihnen vielleicht aus augenblicklicher Verlegenheit zu helfen, wie lange würde sie vorhalten?" — „Nun, so überlassen Sie mich meinem unseligen Verhängniß!" rief der Graf, indem er die Augen mit beiden Händen bedeckte. „Mein Betragen," erwiederte sie, „gibt Ihnen keineswegs das Recht, mir eine solche Hartherzigkeit zuzutrauen; ich bedenke Ihr wahres Wohl vielleicht öfter und gewiß ernsthafter als Sie selbst. Ja, mein Vetter, auch wegen einer bedeutenden Summe, die Ihnen in diesen Zeitläuften nicht fehlen darf, habe ich schon längst, bevor Sie hier eintrafen, reiflich nachgedacht, und auch den Weg gefunden, sie Ihnen zu verschaffen. Nur müßten wir über die Anwendung derselben einig seyn." — „Und die wäre?" fragte er. „Ich weiß aus sicherer Quelle," antwortete sie, „daß die große Ungerechtigkeit der Revolution, es koste was es wolle, wieder gut gemacht werden soll. Das Entschädigungswerk für unsern ausgewanderten Adel ist, wenn auch bis jezt noch heimlich, doch im vollen und besten Gange. Hiebei müssen Sie bedacht werden; und damit die mit der Austheilung Beauftragten nicht alte Familienarchive durchstöbern, und etwa darthun, daß die Erbgüter des Hauses Montfontaine keineswegs für Rechnung der Republik veräußert wurden, dazu bedürfen Sie jezt einer namhaften Summe, die zu diesem Zweck und auf kluge Weise angelegt, mehr als Wucherzinsen tragen wird." — „Die Familienarchive," sagte der Graf, „sind mir, durch ein glückliches Ungefähr, in die Hände gefallen und in Sicherheit gebracht; was aber das Kapital betrifft, so dürfte es, nach Ihrem Rath angelegt, wohl ein verlornes seyn." — „Weniger," rief sie empfindlich, „weit weniger, tausendfach weniger, als auf Roth und Schwarz gesezt! O mein theurer Neffe!" fuhr sie beschwichtigend fort, „entsagen Sie dem Spiel! Es ist die sinnloseste Spekulation, die niedrigste Leidenschaft, und hat Ihrem Rufe nur schon allzusehr geschadet." Der junge Mann fühlte sich getroffen, er erblaßte vor Wuth; doch gewohnt, sich zusammenzunehmen, erstickte er den Zorn und fragte mit Eiseskälte: „Und wie nennt sich der großmüthige Spekulant, der mir die benöthigte Summe vorstrecken will?"

(Die Fortsezung folgt.)

Die Weltsysteme.

(Fortsezung.)

Man hat auch unter den Fixsternen Veränderungen wahrgenommen, die zwar sehr selten sind, aber doch von einer noch thätigen astralischen Kraft zeugen. Einige Sterne sind verschwunden, andere neu entstanden. Einige zeigen einen periodischen Lichtwechsel, werden größer und heller, und wieder kleiner und dunkler. Eine große Menge endlich (nach Bessel unter 5000 nicht weniger als 425 Sterne) zeigen trotz dem, daß sie Fixsterne heißen, eine Fortbewegung am Himmel, die freilich nur so gering ist, daß der, welcher unter allen bekannten am schnellsten läuft (der 61ste Stern im Schwan) doch in 400 Jahren nur um einen scheinbaren Durchmesser des Mondes weiter eilt.

Außer den einzelnen Sternen bemerken wir am Himmel die sogenannten Doppelsterne, eine ganz eigenthümliche Gattung von Sternen. Sie erscheinen dem bloßen Auge, oder durch geringe Fernröhre gesehen, als ein einzelner Stern; bei einer starken Vergrößerung durch das Fernrohr aber treten sie auseinander und erscheinen als zwei Sterne, die sich einander aber sehr nahe stehen, oft nur um die Hälfte ihres eigenen Durchmessers, und von denen der eine in der Regel etwas kleiner ist, als der andere. Durch sorgfältige Beobachtung seit Herschel hat man ausgemittelt, daß einer um den andern sich bewegt,

Digitized by Google

obgleich jeder von beiden eine Sonne mit eigenem Licht ist. Bei einigen bewegt sich nur ein kleiner Stern um einen großen, bei andern bewegen sich beide gegenseitig um einander. Ja es gibt Doppelsterne, die aus drei Sternen bestehen, welche sämmtlich einander umkreisen. Diese Sterne sind auch zugleich in der Färbung einander entgegengesetzt, dergestalt, daß der eine bläulich, sein Nebenstern gelblich oder grünlich, und dessen Nebenstern röthlich erscheint. Daß diese Gattung von Sternen eine bedeutende Rolle am Himmel spielt, geht unter anderm auch aus ihrer großen Zahl hervor. Unter 120,000 Fixsternen, welche Struve untersuchte, entdeckte er mehr als 3000 Doppelsterne, darunter 52 dreifache Sterne. Von der außerordentlich künstlichen Kombination ihrer Bewegung sagt Struve selbst: „In unserm Kataloge kommen 52 dreifache Sterne vor, wo jeder dem nächsten innerhalb 32 Minuten nahe steht. An dem dreifachen Sterne Zeta im Krebs ist die Rotationsbewegung der beiden kleinern in Bezug auf den hellern schon aus den Beobachtungen erwiesen. Der Stern Psy der Cassiopeia gibt uns ein Beispiel, daß zwei kleine, unter sich sehr nahe Sterne bei einem dritten hellern stehen. Ist hier eine Verbindung, so müssen die beiden kleinen Sterne erstlich um ihren Schwerpunkt laufen, dann dieser den hellen Stern umkreisen. Ein dem Psy in der Cassiopeia ähnliches Phänomen finde ich noch dreimal verzeichnet. Noch merkwürdiger ist der Fall, wo zwei Doppelsterne der ersten Klasse so nahe stehen, daß man kaum umhin kann, zu vermuthen, sie gehören zu einander. Dieser Fall ist von mir dreimal bemerkt. Ein vierter Fall ist ein Doppelstern erster Klasse, mit einem dritten innerhalb einer Minute zusammenstehend, wo alle Sterne gleich hell und von der achten Größe sind. Einen fünften Fall bietet das bekannte Paar Nr. 4. und 5 der Leier, jeder fünfter Größe, dar, in einem Abstande von 3½ Minuten, jeder für sich ein Doppelstern erster Klasse. Wer könnte daran zweifeln, daß wir hier Systeme sehen, wo jedes Paar für sich seinen Schwerpunkt umläuft, und beide Paare um den gemeinschaftlichen fortrücken."

Die Doppelsterne bilden den Uebergang zu den Sternhaufen. Der nächste, uns allen mit bloßen Augen sichtbar, ist die Milchstraße, die entfernten sind die zahllosen, nur durch Fernröhre sichtbaren Nebelflecken, die sich bei stärkerer Vergrößerung in unzählige kleine Sterne auflösen. Struve zählt in seinem Katalog bis zum Jahr 1827 nicht weniger als 2303 Nebelflecke am Himmel. Nach welchem Gesetz übrigens diese Sternhaufen gruppirt sind, ist bei der großen Verschiedenheit ihrer Form und Dichtigkeit noch nicht ausgemittelt.

Unter den Nebelflecken unterscheiden einige Sternkundige noch insbesondere die sogenannten Lichtnebel, blasse Streifen in den fernsten Himmelsräumen, an deren Form man auch Veränderungen wahrgenommen haben will. Schubert hat in seinem Werke: „Die Urwelt und die Fixsterne," viel davon gesprochen, und hält diese Lichtnebel für formlose Anhäufung der Urmaterie oder des Lichtäthers, aus denen sich allmählig Sterne oder Sternhaufen erst bilden sollen. Struve dagegen sagt, da alle Nebelflecken, welche bisher, durch unvollkommene Fernröhre betrachtet, als bloßer Lichtnebel erschienen sind, durch seinen Riesenrefractor betrachtet, sich in Haufen von kleinen Sternen aufgelöst haben, so sey zu vermuthen, daß auch die noch übrigen ungauflösten Lichtnebel, durch noch bessere Fernröhre betrachtet, wenn wir solche hätten, sich als Sternhaufen zu erkennen geben würden.

Dies ist das Panorama des Himmels. So weit kennen wir die Sterne aus dem Augenschein. Aber dieser Augenschein reicht nicht hin, uns die Räthsel der Sternenwelt zu lösen; jede neue Entdeckung vermehrt vielmehr diese Räthsel. Wie billig, wünscht der Mensch, in dem Labyrinthe der Sterne sich zu orientiren. Er wünscht zu wissen, was für eine Figur die Sterne bilden? wo etwa die Mitte zu suchen sey, wenn es eine gibt? auf welcher Seite etwa unsere Sonne und Erde zu stehen gekommen sind? kurz, er will den Raum, wenigstens so weit er ihn übersehen kann, wie eine Landkarte eintheilen und die Lage jedes Orts gegen den andern bestimmt angeben. Er will noch mehr, er will auch wissen, wie die Sterne entstanden sind? wie sie beschaffen sind? was der Grund ihrer äußern Verschiedenheit ist? welche innern Verschiedenheiten damit zusammenhängen? ob und wie sie im Verlaufe der Zeit sich verändern? ob und wie sie mit andern uns unsichtbaren, in der tiefsten Ferne des Raums liegenden Sternsystemen zu einem Ganzen verbunden sind? Vom Riesenbaume der Welt ragt über uns ein Zweig mit seinem vollen Blüthenüberhange; vom himmlischen Gebirge stürzt über uns ein Staubbach mit unzähligen Diamanttropfen. Wo wurzelt jener Baum? wo entspringt diese Quelle?

Je weniger man darüber Gewißheit erlangen kann, einen desto freiern Spielraum hat die Phantasie in Hypothesen, und wenn man Träume nicht für mehr ausgeben will, als für Träume, so darf man sie wohl träumen. So lange die Wahrheit nicht gefunden ist, muß die Geschichte der Irrthümer einigermaßen dafür entschädigen.

Ich will hier die interessantesten Hypothesen zusammenstellen und in ein kleines System bringen.

Man springt immer von einem Extreme zum andern. Sobald man erkannt hatte, daß weder die Erde, noch die Sonne der Mittelpunkt des Weltalls sey, so sagte man gleich, es gibt überhaupt keinen solchen Mittelpunkt. Kaum war also das Copernicanische System

anerkannt, kannt fing man an, über die vielen andern Sonnen jenseits unserer Sonne, über die Fixsterne, zu philosophiren; so war auch gleich die erste unter allen neuen Hypothesen die, welche dem alten Glauben an einen Mittelpunkt des Weltalls am meisten entgegengesetzt war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Konzerte. Oper.

In den darauf folgenden Konzerten brachte Paganini seine bessern Stücke zum Vorschein, und diese erbielten den verdienten Beifall. Auch ließ er sich zum Besten der von der Cholera ergriffenen Armen hören. Zu diesem Zwecke wurden noch mehrere andere öffentliche Vorstellungen und Konzerte gegeben, wovon eines das Eigene hatte, daß darin Stücke aus einer Messe, welche der Prinz von Moskowa komponirt hat, aufgeführt wurden. Man wußte nicht und hätte auch nicht vermuthen können, daß in dem Sohne des Marschalls Ney ein Tonsetzer stecke. Jene Stücke scheinen zu beweisen, daß er ein merkwürdiges Talent besitzt, und sollte er jemals in die Lage kommen, von seinem Talente leben zu müssen, so wird er sich schon durchzuhelfen wissen. Mitten in der Cholera ließ sich auch eine junge Deutsche, die Tochter eines Frankfurters, Namens Wieck, in einem kleinen Konzerte hören. Wäre die Seuche nicht eingetreten, so würde sie ohne Zweifel ein größeres Auditorium bekommen haben. Diejenigen, welche das herrschende Uebel nicht abgehalten hatte, hier einer angehenden fremden Künstlerin zuzuhören, sind befriedigt von dannen gegangen. Für ein zwölf- oder dreizehnjähriges Mädchen leistet sie sehr viel, und obschon es hier eine Menge von geschickten Klavierspielern gibt und es daher schwer ist, sich auf diesem Instrumente noch auszuzeichnen, so mußte man doch gestehen, daß Wenige es in ihrem Alter zu derselben Fertigkeit gebracht haben. Ihre Landsmännin, Mad. Schröder-Devrient, und der vortreffliche italienische Tenorsänger Rubini, der immer zum Singen willig ist, hatten sich bereitwillig gefunden, das Konzert mit ihrem herrlichen Gesange zu unterstützen. Zuletzt improvisirte die dreizehnjährige Künstlerin noch Variationen auf ein ihr aufgegebenes Thema, aus Webers Oberon, wenn ich nicht irre. In einem solchen Alter kann man noch keine wichtigen Kompositionen erwarten, besonders wenn sie aus dem Stegreife gemacht werden, wofern man nicht etwa mit einer höchst seltenen Fähigkeit dazu geboren ist. Auch das Musikkonservatorium gab in diesem Frühjahr seine gewöhnlichen Sonntagskonzerte, die um ein Uhr anfangen und bis vier Uhr dauern, und die sich immer durch die lebhafte und rasche Ausführung der Musikstücke von Seiten des jugendlichen Orchesters auszeichnen. Hier muß man die Beethovenschen Symphonien hören, denn sie werden vortrefflich gegeben, wiewohl die Ausführung nicht immer gleich gut gelingt. Opernmusik hören die Pariser jezt nur an der großen Oper; denn die komische Oper ist längst wieder geschlossen und die Sänger gastiren in der Provinz oder im Auslande; auch das Nouveautéstheater, das sich mit Operetten befaßte, ist bankerott geworden, was denn zur Folge hat, daß die überall beliebten Operetten Boieldieus, Herolds und Anders jezt in ganz Europa aufgeführt werden, ausgenommen in Paris, wo sie gesezt und auf die Bühne gebracht worden sind. Einst war die komische Oper oder das unter dem Namen Feydeau bekannte Theater eines der angesehensten und am besten besezten Theater in der Welt. Grétry, Méhül, Cherubini, Boieldieu sezten Opern für dasselbe. Eine vollkommen auserlesene Truppe spielte sie vortrefflich; es gab keinen angenehmeren Kunstgenuß in Paris, als eine neue Oper Méhüls von Merlin, Ellevion, Mad. Scio und Pellis aufführen zu hören. Von alle diesem sind auch die Elemente verschwunden; dagegen hat man einen vortrefflichen Schauspielsaal, der Millionen gekostet hat und an dem weiter nichts auszusezen ist, als daß die Musik und die Stimmen in demselben nicht gut widerhallen; allerdings ein bedeutender Fehler an einem Opernsaale, dem aber vielleicht abzuhelfen wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

London, Mai.

Tattersall.

Seit etwa fünfzig Jahren schon genießt Tattersall, so hieß der Stifter der Anstalt, der höchsten Celebrität. Tattersall ist die Börse der Jäger und Roßkämme; hier werden die Wetten für die Rennen zu Epsom, Ascot, Egham und Newmarket gemacht; hier werden an bestimmten Tagen die schönsten Jagdhunde und Pferde, welche Wetten gewonnen haben, verkauft. Die zahlreiche Gesellschaft, die sich hier zusammenfindet, ist ein seltsames Gemische aus fast allen Ständen. Verbindungen werden aber hier lediglich nicht geschlossen; ein Mann kann täglich hinkommen, kann allen Leuten, die, wie er, das Haus häufig besuchen, bekannt seyn, kann seinerseits Jedermann kennen, nie aber macht er hier mit irgend Jemand nähere Bekanntschaft. Wer sich auf die Vergnügungen und Spiele, welche die Engländer so leidenschaftlich lieben, auf Wettrennen, Boxen, Hahnenkampf, Taubenschießen u. s. w. am besten versteht, der gilt hier am meisten. Der Herzog, der ausgezeichnetste Parlamentsredner, wenn sie über ein Pferd, über einen Hund nicht als Kenner sprechen können, sind hier Nullen. Aller Augen richten sich zwar auf sie, man weist mit Fingern auf sie, das ist aber auch Alles. Nirgends besser als in Tattersall kann man kennen lernen, was der Engländer the real and high life nennt. Hier gilt dem Ausrufer das Kopfnicken des Roßkamms weit mehr als der freundliche Augenwink des ehrenwerthen Parlamentsglieds. In Tattersall finden sich die Fuchsjäger, der Generalstab, die Gardeoffiziere, die Mitglieder beider Häuser zusammen, und unter ihnen treiben sich famöse Kutscher, Fleischer, Grooms, Jockeys und Leute herum, die aus dem Wetten herüber und hinüber ein Gewerbe machen. Dieses Gemisch von Leuten aller Klassen gibt dem Fremden ein höchst überraschendes Bild. Tattersall, der Gründer der Anstalt, fing an als Schäfer und Ausrufer; Niemand verstand es besser, die Vorzüge eines Rageypferdes, die Eigenschaften eines Windhundes herauszustreichen, und er erwarb sich in kurzer Zeit ein so beträchtliches Vermögen, daß er, um seine Anstalt immer mehr aufzubringen, um Wettrennen, Wettläufe von Pferden, Hunden ꝛc. ausschreiben zu können, ein täglich erscheinendes politisches Journal, die Morning-Post, kaufte. Ein vor Kurzem erschienenes Buch: **Egans book of sports**, enthält eine sehr lebendige Schilderung eines Pferdeverkaufs zu Tattersall, die wir in diesen Tagen, wo die Politik, dem Geburtsfeste Sr. Maj. und der Restauration Karls II. zu Ehren, ein klein wenig ausruht, Ihren Lesern mittheilen, die wohl nicht ungerne auf einen Augenblick das in der Straße brausende und gährende Volk über einer Scene vergessen, die seinem Privatleben, einem Kreise angehört, dem wohl noch nicht so bald eine Reform droht.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 59.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 138.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 9. Juni 1832.

Wölbt sich der Himmel nicht da droben,
Und steigen freundlich blickend
Ewige Sterne nicht hier auf?

Goethe.

Die Weltsysteme.

(Fortsetzung.)

Fontenelle, ein Schüler des Descartes, erklärte in seinem berühmten Werke über die Bewohnbarkeit fremder Himmelskörper, daß in dem unendlichen, mit Atomen ausgefüllten Raum die Atome auf dieselbe Weise sich zu verschiedenen Sonnen zusammen geballt haben, wie bei kaltem Wetter die wässerigen Dünste zu Hagelkörnern, und er sah im ganzen Himmel so wenig eine Ordnung und einen Mittelpunkt, als in einer Hagelwolke. Diese Ansicht hat sich sehr lange behauptet, da sie dem Materialismus des vorigen Jahrhunderts entsprach, weil sie im Himmel selbst die Gleichheit nachzuweisen suchte, die Gleichheit, die fast alle philosophischen und politischen Raisonnements des vorigen Jahrhunderts predigten, die man in Nordamerika und in der französischen Revolution praktisch einzuführen versuchte. — Auch die bekannte mathematische Bestimmung: die Welt, der unendliche Raum, sey eine Kugel, in welcher jeder Punkt Mittelpunkt sey, unterstützte diese Ansicht. Dennoch konnte man sich von der alten Vorstellung, die Welt müsse einen Mittelpunkt haben, nicht ganz losreißen. Diese Vorstellung ist uns angeboren, wir müssen immer darauf zurückkommen. Man konnte nun aber, seit man wußte, daß sich die Erde um die Sonne bewege, seit man wußte, wie klein und gering unsere Erde sey, unmöglich zu dem alten Irrthume zurückkehren, sie sey der Mittelpunkt der Welt. Auch die Sonne konnte man nicht für diesen Mittelpunkt halten, da man erkannte, daß die Fixsterne auf keine Weise von derselben abhängig seyen, und da man mit Grund vermuthen mußte, es gebe unter den Fixsternen viel größere Sonnen als die unsere. Nunmehr lag der Gedanke sehr nahe, die größte Sonne am ganzen Himmel müsse die Centralsonne, der Mittelpunkt des ganzen Weltalls seyn. Das war der Gedanke unsers großen Philosophen Kant, mit dem auch in anderer Hinsicht die Reaktion gegen den zur Mode gewordenen französischen Materialismus begann. Kant war aber nicht im Stande, seine Ansicht durch die Erfahrung zu bestätigen. Er glaubte im Sirius, dem Sterne, der am stärksten glänzt und uns am größten scheint, die Centralsonne zu finden. Aber man hat ihm mit gutem Grunde eingewendet, Sirius scheine uns nur am größten, weil er uns am nächsten ist.

Da man nun keinen Stern am ganzen Himmel fand, den man zum Hauptsterne hätte machen können, verfiel man auf den Gedanken, der Centralkörper brauche ja nicht sichtbar zu seyn, es könne ja eine unsichtbare Centralsonne seyn. Dieser Meinung haben Einige angehangen, sie ist aber gar zu willkührlich, und da sie nie durch den Augenschein bewiesen werden kann, gar zu sehr auf den bloßen Glauben gestellt, als daß sie sich irgend behaupten könnte. Nur Görres hat sie auf eine geistreiche Weise zu rechtfertigen gesucht. Er sagt in dem schon angeführten Werke: „Der Centralkörper kann eben,

weil er einer höhern Ordnung angehört, nicht im Sternenlichte glänzen, so wenig wie die Erde Sonnenlicht von sich strahlt. Es wäre die Frage: ob das Auge nicht einer gleichen Steigerung fähig wäre, daß es nämlich dem höhern Lichte erschlossen würde, in dem Maaße, wie es dem gewöhnlichen erblindet? Ein solches Auge, ganz das Gegentheil eines bewaffneten, das die Totalität immer im Einzelnen sieht, würde alsdann, wenn es an einen gestirnten Himmel hinaufblickt, nicht die Sterne für sich, sondern alle nur in jenem höhern Sterne erblicken; ganz allein würde die höhere Sonne in dem verklärten Lichte am Firmamente stehen, und in dem einen Schimmer würden die andern Gestirne, wie der Mond im Sonnenscheine, sich verlieren."

Die astronomische Ansicht von Görres ist aber noch in anderer Beziehung sehr interessant. Er sucht nicht blos einen Mittelpunkt, eine Einheit der Natur, er sucht auch daraus die Anordnung, gleichsam die Verfassung der Sterne herzuleiten. Wie wir eben gesehen, bietet der Fixsternhimmel hauptsächlich zwei einander entgegengesezte Erscheinungen dar, zwei Sternklassen. Das Eine sind die einzelnen, selbstständig zerstreuten Sonnen; das Andere sind die in Gesellschaft vereinigten Doppelsterne und Sternhaufen. Ein ähnlicher Gegensatz herrscht auch im Sonnensysteme selbst. Die einzelnen Fixsterne gleichen den Planeten, die nahe an der Sonne, und einzeln ohne Mond, oder, wie die Erde, nur von Einem Monde begleitet sind; den Sternhaufen aber gleichen die von der Sonne mehr entfernten Planeten, die Gesellschaft der vier kleinen Asteroiden, Juno, Pallas, Vesta, Ceres, und Jupiter, Saturn und Uranus mit ihren vielen Trabanten, endlich die vielen um die Sonne tanzenden Kometen. Aus dieser ganz erfahrungsmäßigen Beobachtung zieht nun Görres den Schluß, das Weltall sey nichts als ein vergrößertes Sonnensystem; im Mittelpunkte desselben befinden sich die uns unsichtbaren Centralsonnen, in der Nähe derselben die selbstständigen Sonnen, wozu auch die unsere gehört, in weiterer Entfernung davon aber die Sternhaufen. Und ferner erklärt er diesen Gegensatz durch ein seinem Charakter und der Zeit, in der er geschrieben, sehr angemessenes politisches Gleichniß. In jener Centralsonne nämlich und in den ihr zunächstliegenden, nach festen Gesetzen geordneten Sonnen, herrsche das monarchische Prinzip, in den von ihr entfernten, noch immer wechselnden chaotischen Sternhaufen aber das republikanische. — Dieß ist wenigstens die geistreichste Ausführung jener Hypothese von der Centralsonne.

Andere Philosophen haben es unentschieden gelassen, ob ein sichtbarer oder unsichtbarer, ob überhaupt ein Körper in der Mitte der Welt ruhe, sind aber doch überzeugt gewesen, es müsse einen Mittelpunkt geben, und haben sich demzufolge, nach Grundsätzen der Schelling'schen Philosophie, für eine ideale Mitte erklärt, für einen Mittelpunkt, wenn nicht der Masse, des Körperlichen, doch der Kraft, des weltbeherrschenden und weltbewegenden Prinzips. In dieser Beziehung hat der geniale Eschenmayer die geistreichste Hypothese aufgestellt *). Er sieht im Weltgebäude die einfachste und zugleich kunstreichste Realisirung der Mathematik; in seiner Form insonderheit die vollkommenste Ausführung der Kegelschnitte, als der höchsten mathematischen Formen. Bekanntlich sind der Kegelschnitte vier, Kreis, Ellipse, Parabel, Hyperbel, der Kreis die vollendetste Form, die drei andern nur davon abgeleitet, nur auseinander gezogene Kreise. Nun sieht Eschenmayer im Kreise die vollendete Form des ganzen Weltalls, und in seiner Mitte das Naturcentrum. In der Hyperbel sieht er die Züge der Milchstraßen, und nach seiner Meinung verhalten sich die verschiedenen Milchstraßen zum Naturcentrum gerade so, wie verschiedene Hyperbeln zu einem gemeinsamen Mittelpunkte, oder wie verschiedene, mit den Spitzen verknüpfte Kegel zu dem von diesen Spitzen gebildeten Mittelpunkte. Denkt man sich nun so viele Kegel mit den Spitzen verknüpft, als neben einander Raum haben, so bilden sie zusammen wieder eine Kugel, die dem das ganze Weltall ausdrückenden Kreise entspricht. Den Parabeln entsprechen ferner die Lagen der Bahnen der einzelnen Sonnen gegen das Naturcentrum, und endlich den Ellipsen die Bahnen der Planeten um die Sonnen.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Eschenmayers Psychologie 1817. S. 564.

Der Väter Schuld.

Eine Geschichte aus den Tagen der Restauration.

von

Ludwig Robert.

(Fortsetzung.)

„Es ist eine höchst ehrwürdige Person," erwiederte die alte Dame, „von der ich voraussetzen darf, daß sie nichts sehnlicher wünscht, als jene Bande wieder anzuknüpfen, jene zerrissenen Bande der Natur ....." — „Meine Mutter?" rief der Graf, ihr heftig in die Rede fallend; „nimmermehr! unter keiner Bedingung! Sie haben doch dieser höchst ehrwürdigen Person nicht geschrieben? doch kein Almosen für mich erfleht? doch nicht so tief mich herabgesezt?" Nichts konnte ihm in seiner Stimmung erwünschter kommen, als diese Veranlassung, seinem zurückgedrängten Zorne Luft zu machen. Alles Bitterböse, womit er so gerne die anmaßliche Warnerin überhäuft hätte, als sie sich unterfing, seiner Spielsucht zu erwähnen, alle verhaltene Wuth konnte er jezt über

die auslaſſen, mit der ſie ihn verſöhnen wollte. Und ſo fand er einen zweifachen Genuß darin, ſeine, wie er ſie nannte, unnatürliche Gebährerin mit ſchmachvollen Vorwürfen zu überſchütten, indem er, mit immer neuen Wendungen, ſie des äußerſten Mangels an Ehrgefühl und Zartheit, an Dankbarkeit und Mutterliebe beſchuldigte. — „Habe ich nicht,“ antwortete er, als die entrüſtete Dame ihm die Ungemeſſenheit ſeiner Ausdrücke bemerklich machte, und in geſteigerter Aufwallung ſo weit ging, ſein Betragen unwürdig und roh zu nennen, „habe ich nicht die Hand zur Verſöhnung gereicht, nicht alles Mögliche gethan, um die Schuld der Madame Etienne in Vergeſſenheit zu begraben? Warum blieb ſie nicht in Rußland? Was will ſie hier? Was will ſie, nach der Reſtauration, in Frankreich? Aber auch dann noch, als ſie im vorigen Jahre unvermuthet nach Marſeille kam, bin ich nicht ſogleich ihrer Einladung dorthin gefolgt? habe ich ihr nicht die annehmlichſten Vorſchläge gemacht? Sie hätte nur nöthig gehabt, ihre Tochter nach Rußland zu verheirathen, oder nach Italien in ein Kloſter zu bringen, für ihre Perſon den ſchönen Namen einer Gräfin von Montfontaine wieder anzunehmen, und ich würde ihr Alles vergeben, oder doch wenigſtens vor der Welt als rückſichtsvoller Sohn mit ihr gelebt haben. Doch die Tochter ihres Buhlen war ihr lieber, als der Sohn ihres Gatten, und ihr verſpießbürgerter Starrſinn zog es vor, eine obſkure Madame Etienne zu bleiben. Nun, da blieb freilich keine andere Wahl, als ſie zu meiden. Aber wenn meine verehrte Tante mich unwürdig und roh zu nennen beliebt, ſo irrt ſie. Madame Etienne und ich, wir ſchieden in den beſten Formen von einander, ſind auch nichts weniger als Feinde; im Gegentheil! bei außerordentlichen Gelegenheiten ſchreibt ſie mir ſogar, und ich ermangle nicht, mit allem Anſtand zu antworten. Ich bin alſo nicht roh, weil ich es wagte, mein bedrängtes Herz unter vier Augen und vor einer mütterlichen Freundin auszuſchütten. Unwürdig aber wäre ich mit Recht zu nennen, wenn ich von einer Frau, die meinen edeln Vater im Grabe beſchimpfte, von einer Mutter, die ſich von ihrem unmündigen Kinde, ſchnöder Luſt wegen, trennen konnte, wenn ich von einem Weibe, daß ich nicht achten darf, Wohlthaten annehmen könnte.“ — „Ich denke nicht ganz ſo wie Sie,“ ſagte die Tante; „aber laſſen wir den Streit für heute ruhen! Es iſt ſpät, und Sie ſind überdieß zu aufgeregt, um mich ruhig anhören zu können. Morgen ein Weiteres, und zwar von einem ganz andern Plane, den ich, ſtets auf Ihr Beſtes bedacht, für Sie erſonnen habe. Aber ſeyn Sie — ich bitte — ſeyn Sie morgen gelaſſener als heute!“ Mit dieſen Worten entließ ſie ihren Neffen, der, ermüdet von der Reiſe, einem ihm vorleuchtenden Diener in das für ihn bereitete Schlafgemach folgte.

Die alte Dame hatte zu viel Welterfahrung, um ihren Neffen nicht gänzlich zu durchſchauen; ihr praktiſcher Sinn mißbilligte die untergeordnete Rolle, zu welcher er ſich in politiſchen Dingen herzugeben ſchien; die Härte gegen ſeine Mutter that ihrem Herzen weh, und gedachte ſie überdies ſeiner Spielſucht, ſeines Umgangs, ſeiner unſtäten und räthſelhaften Lebensweiſe, ſo zweifelte ſie wohl gar an der Redlichkeit ſeines Charakters. Solche Zweifel aber ſuchte ſie ſich immer wieder aus dem Sinn zu ſchlagen und durch den der Jugend eigenen Leichtſinn zu entſchuldigen; denn ſie hatte, nicht etwa eine beſondere perſönliche Vorliebe für den jungen Mann, wohl aber neben und zwiſchen ihren liberalen Geſinnungen eine durchlaufende Stammſchwachheit. Graf Eduard von Montfontaine war der einzig noch Lebende, der den Namen ihres väterlichen Geſchlechtes trug, und dieſes ſollte weder untergehen, noch ſeinen angeſtammten Glanz verlieren. Deshalb — wiewohl ſie es ſich ſelbſt nicht eingeſtand — die beinah zärtliche Sorgfalt für ihren Neffen, die vielen Plane zu ſeinem Lebensglück: erſtlich, ihn mit der Napoleoniſchen Parthei zu befreunden, die ſie noch ſehr mächtig wußte, dann, ihn mit der Mutter zu verſöhnen, ſowohl des Anſtands halber, als auch, um, wie wir wiſſen, dadurch wieder zum Beſitz der Familiengüter zu gelangen, und endlich ihr neuerſonnener Plan, den er bei ruhigerer Gemüthsſtimmung erfahren ſollte, und der in einer reichen Heirath beſtand.

(Die Fortſetzung folgt.)

Korreſpondenz-Nachrichten.

London, Mai.

(Beſchluß.)

Ein Pferdeverkauf in Tattersall.

„Meine Herrn,“ ſprach der Ausrufer, „wie können Sie ſich beſinnen? Betrachten Sie gefälligſt die herrliche Stute; es iſt eines der ſchönſten Geſchöpfe, das ich je Ihnen vorzuführen die Ehre gehabt habe. Ihr Gang iſt ſo ſanft — wahrhaftig, ein Kind könnte ſie reiten ohne die mindeſte Gefahr. Ihr Stammbaum läßt nichts zu wünſchen übrig: Glied für Glied deutet auf hohe Abkunft; das Heroldsamt kann keinen ſchönern, keinen genauern Stammbaum aufweiſen. Ja, meine Herrn, mein Wort darauf, die Stute iſt von vorzüglicher Herkunft. Milord Herzog, mit Ihrer Erlaubniß, darf ich in Ihrem Namen 250 Guineen ſagen? Sie haben herrliche Pferde, allerdings; aber ich verſichere Sie, die Stute hier wäre die Krone Ihrer Ställe. Sie iſt wahrhaftig wie gemalt: Alles und Jedes iſt vortrefflich an ihr; da iſt auch kein Fleckchen — je mehr ich ſie betrachte, deſto ſchöner, deſto liebenswürdiger erſcheint ſie mir. — Dank, Milord Herzog; ich wußte ja, Ew. Gnaden werden ſich eine ſo ſchöne Gelegenheit nicht entſchlüpfen laſſen. Kein Roßtäuſcher im ganzen Königreich kann ein ſchöneres Geſchöpf aufweiſen; kein Thier kann den Vergleich mit ihr aushalten, ſo wenig als ein Maulwurfshaufen mit Regent-Park. — Sir Harry, werfen Sie gefälligſt einen Blick auf Cleopatra; ſie iſt ſo ſchön, wie ihre berühmte Namensverwandte, und zwar ſchön ohne Schminke; lauter Natur, auch nicht der geringſte Fehler. Ihr Gang, Sir Harry — ja, eine Stunde lang könnte ich ihren

Gang loben, und es wäre nichts als die lautere Wahrheit; aber hier braucht es keiner Charlatanerie; sehen Sie selbst. — John, führe Cleopatra herum! — Ja, Sir Harry, die drei Grazien könnten diesen Gang beneiden. Die Taglioni thut Wunder mit ihrem niedlichen kleinen Fuß, allerdings; aber Cleopatra, Milord Herzog, nimmt es mit ihr auf, nimmt es doch mit ihr auf. Wahrhaftig, meine Herrn, ich finde keine Worte, die Stute zu preisen, wie sie es verdiente. — 300 Guineen! — Zum erstenmal, zum zweitenmal! — 310 Guineen! — Danke schön, Milord Herzog; Cleopatra wird die Ihre. 310 Guineen! Doch ich muß loyal zu Werke gehen, damit mich kein Vorwurf trifft; meine Herrn, ich lasse Ihnen fünf Minuten Bedenkzeit; ich bin überzeugt, das unvergleichliche Thier sticht Ihnen in die Augen, und ehe das herrliche Geschöpf Ihren bewundernden Blicken entzogen wird, mache ich Sie darauf aufmerksam, daß, lassen Sie diese Gelegenheit vorbei — 320 Guineen! — Sehr verbunden, Sir Harry! die Welt weiß, daß Sie den allerfeinsten Geschmack besitzen in Dingen der Art, und, ganz ohne Schmeicheley, Sie haben dies nie mehr bewiesen, als eben jezt. — Der Dichter sagt, die schmuckloseste Schönheit ist die reizendste. 320 Guineen, zum erstenmal, zum zweitenmal! Niemand mehr? Milord Herzog, Cleopatra schlüpft Ihnen hinaus, wenn Sie diesmal vergessen, daß Sie gewöhnt sind, in Allem königlich zu seyn. Ein tüchtiges Gebot, und sie ist Ihnen gewiß; Galop! jezt ist die wahre Zeit dazu, und es kann nicht fehlen. — 340 Guineen! — Milord Herzog, statt alles Danks sage ich nur, viel Ehre, sehr große Ehre! 340 Guineen zum ersten, zum zweitenmal! Es geht mir, meine Herrn, gerade wie einem Künstler, der ein treffliches Gemälde sehr ungern aus der Hand gibt; doch jeder Liebhaber hat ja Zeit gehabt, zu bewundern und sich zu besinnen. Niemand mehr? so wird denn Cleopatra für 340 Guineen zugeschlagen werden. Was sind 340 Guineen für eine der schönsten Stuten, die je zum Verkauf ausgesezt worden! — 350 Guineen! — Schönen Dank, Sir Karl. Sie machen keinen schlimmen Handel; Cleopatra ist weit mehr werth. Ich habe wohl bemerkt, daß Cleopatras Reize Eindruck auf Sie gemacht haben; ja wahrhaftig, ich bin stolz, daß sich so viele Herrn um ihre Hand bewerben. Verzeihen Sie, irren ist menschlich: um ihre Füße hätte ich sagen sollen; ich fühle mich glücklich, hätte ich blos sagen sollen, daß sie so viele Bewunderer hat. Ich selbst kann nicht daraufschlagen; könnte ich es, gewiß — 370 Guineen! — Bravo, Milord Herzog! 370 Guineen, ja, auf Ehre, für 370 Guineen haben Sie sie. Die schöne Cleopatra wird Milord Herzogs Eigenthum! Meine Herrn, Niemand mehr? also zum leztenmal! Meine Herrn, Sie können Niemanden Vorwürfe machen, Sie haben Zeit genug gehabt, sich zu besinnen. 370 Guineen zum ersten, zum zweiten und zum —" Nach jedem Worte macht der Ausrufer eine lange Pause, lange hält er den Hammer, eines neuen Gebots harrend, in der Luft; alles bleibt still, da läßt er ihn endlich fallen, ruft: zum leztenmal! und Cleopatra gehört dem Herzog.

Paris, Mai.

(Fortsezung.)

Zustand der Theater.

Zum Unglücke ist die komische Oper zu groß für einen Opernettensaal und für ein zwanzigstes Theater in Paris; wäre nur ein Halbdutzend Schauspiele hier vorhanden, so könnte ein Direktor hoffen, einen solchen Saal vermittelst schöner neuer Stücke und vortrefflicher Schauspieler zu füllen; allein jezt vertheilt sich das Publikum in zwanzig Schauspielhäuser, wovon die meisten kleinere, aber auch minder kostspielige Schauspiele aufführen, und der große Saal würde stets eine furchtbare Leere darbieten. Es ist wirklich ein Wunder, daß es dem Direktor der großen Oper, Dr. Véron, so gut gelingt, das Publikum herbeizuziehen, obgleich sein Saal der größte von Paris und sein Schauspiel, nächst dem italienischen, das theuerste von allen ist. Das Wunder erscheint noch größer, wenn man bedenkt, daß mehrere seiner besten Schauspieler, und ich glaube sogar seine besten Decorationen, nach London gewandert sind, um dort Robert le diable aufzuführen, wozu schon seit beinahe sechs Monaten Anstalt getroffen wird, und daß die Cholera viele reiche Familien, einheimische und fremde, welche gute Kunden für die Operndirektion waren, aus Paris verscheucht hat. Ich möchte eben nicht behaupten, daß die Oper sich eines großen Gewinnes zu erfreuen hat; allein in Vergleich mit andern Theatern steht sie gut, besonders mit solchen, die zu den großen Theatern gehören; denn unter den kleinen, besonders den Vaudevilletheatern, gibt es einige, die noch ziemlich häufig besucht werden, und diese können sich halten; sie haben i. Verhältniß zu den größern Theatern doch nur geringe Kosten, wogegen die andern, seitdem sie sich in die Romantik hineingeworfen haben, einen so großen Aufwand machen müssen, daß sie die Kosten nicht mehr bestreiten können. Das alte französische klassische Theater war weit einfacher und folglich minder kostspielig als das romantische, und könnten die Direktionen aus Sparsamkeit wieder zu dem alten Repertorium zurückkehren, so würden sie es gern thun. Allein der Geschmack des Publikums hat sich nun geändert; man will Abwechslung, Aufwand für Auge und Ohr, Neuheit in der Darstellung; das Alte ist abgenuzt, das Neue genügt nicht lange. Somit haben die Direktoren große Mühe, das Publikum zufrieden zu stellen und es anzulocken. Und tritt nun vollends eine allgemeine Widerwärtigkeit ein, wie es in diesem Frühjahr mit der Cholera der Fall war, so ist es den Direktoren kaum möglich, sich zu halten; dann folgen Banketrotte oder Geldanleihen.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung der Räthsel in Nr. 132:
Die Zähne. Das Herz. Der Nestel.

Räthsel.

Ich bin so selten recht beliebt
Und doch so liebenswerth,
Obgleich aus Gier manch Menschenkind
Zu tilgen mich begehrt.

Fehl' ich, es könnte kein Planet
Sich um die Sonne drehn,
Ein wüstes Chaos wär' die Welt,
Sie müßte untergehn.

Soll dich dein Auge je erfreun,
Ich muß vorhanden seyn,
Fehl' ich, so kannst du keinem Ton
Ein günstig Ohr verleihn.

Nichts wäre Sehnsucht ohne mich,
Auch Hoffnung ist mein Kind,
Hür' ich platonsche Liebe nicht;
So stirbt auch sie geschwind.

Doch darf ich niemals allzugroß,
Auch allzukalt nicht seyn,
Und wo eins recht von Herzen liebt,
Es liebt mich möglichst klein.

Gefahr bringt mir ein Druck der Hand,
Es tödtet mich ein Kuß;
Oft leb' ich häßlich wieder auf,
Erzeugt vom Ueberdruß.

J. C. M.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 139.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 11. Juni 1832.

Jezt wicklet sich der Himmel auf,
Jezt b'wegen sich die Räder,
Der Frühling rüstet sich zum Lauf,
Umgürt't mit Rosenfeder.
O wie so schön, wie frisch und traus!
Wie glänzend' Elementen!
Wir mögens gnügsam streichen aus
Noch Redner, noch Scribenten.

Friedrich von Spee.

Der Lenz.

Von Lenau.

Da kommt der Lenz, der schöne Junge,
Den Alles lieben muß,
Herein mit einem Freudensprunge,
Und lächelt seinen Gruß;

Und schickt sich gleich mit frohem Necken
Zu all' den Streichen an,
Die er auch sonst dem alten Recken,
Dem Winter, angethan.

Er gibt sie frei die Bächlein alle,
Wie auch der Alte schilt,
Die der in seiner Eisesfalle
So streng gefangen hielt.

Schon zieh'n die Wellen flink von dannen
Mit Tänzen und Geschwätz,
Und spötteln über des Tyrannen
Zerronnenes Gesetz.

Den Jüngling freut es, wie die raschen
Hinlärmen durchs Gefild,
Und sich aus leichten Fingern haschen
Sein aufgeblühtes Bild.

Froh lächelt seine Mutter Erde
Nach ihrem langen Harm;
Sie schlingt mit jubelnder Geberde
Das Söhnlein in den Arm.

In ihren Busen greift der Lose
Und zieht ihr schmeichelnd keck
Das sanfte Veilchen und die Rose
Hervor aus dem Versteck.

Und sein geschmeidiges Gesinde
Schickt er zu Berg und Thal:
„Sagt, daß ich da bin, meine Winde,
Den Freunden allzumal!“

Er zieht das Herz an Liebesketten
Rasch über manche Kluft,
Und schleudert seine Singraketen,
Die Lerchen, in die Luft.

Die Weltsysteme.

(Fortsetzung.)

Mit dieser kühnen, aber auch rein mathematischen, formellen, die höhern Gesetze des Ursprungs und der Verbindung der Gestirne keineswegs erschöpfenden Ansicht ist eine Reihe von Hypothesen geschlossen. Ich möchte sie die mechanischen Hypothesen nennen, und unterscheide

Digitized by Google

sie von einer Reihe anderer, die ich die organischen nennen möchte, weil sie weniger auf die bestimmte äußere, bleibende Form, als auf die fortschreitende und wechselnde innere Bildung der Gestirne achten.

Die Erscheinung von Lichtnebeln, in denen nur eine dünne, wolkenähnliche Masse, aber keine einzelnen Sterne zu unterscheiden sind, da in deren Mitte sich erst ein dichterer, kometenartiger Kern zu bilden anfängt, hat auf den sehr nahe liegenden Gedanken geführt, dieser Lichtäther sey die Werkstätte und das Material aller Sterne, aus ihm seyen ursprünglich alle Sterne hervorgegangen, aus ihm bilden sich noch fortwährend neue Sterne. Denselben Gegensatz in den Gestirnen, den Görres den monarchischen und republikanischen nannte, haben andere Naturphilosophen, namentlich Schubert *), als einen Gegensatz von chaotischer Urmaterie, aus der sich die Sterne erst entwickeln, und von schon entwickelten fertigen Gestirnen aufgefaßt. So wunderlich widersprechen sich die Naturphilosophen. Görres sieht in den fernen Sternhaufen und Nebelflecken eine Abweichung, eine Entartung, einen revolutionären Abfall der Gestirne von der rein monarchischen Verfassung der um die Centralsonne kreisenden Sonnen. Schubert sieht in den nämlichen Lichtnebeln die unschuldigen Anfänge und Versuche zu den vollendeten Sonnenbildungen, gleichsam nur das Erdreich und die Samenkörner der künftigen Sonnen. Diese Erklärung scheint sehr natürlich, wenn man betrachtet, daß wirklich unter den am Himmel vorhandenen Nebelflecken, von den dünnsten, sonnenlosen Nebeln an, durch die schon zu einer Art von Kern zusammenfließenden Nebel bis zu den schon deutlichen, aber noch von einem Nebel umgebenen Sternen alle Stufen der Sternenbildung augenscheinlich dargestellt sind. Aber diese Erklärung erklärt eigentlich nicht, was wir wissen wollen. Sie deutet uns an, daß die Sternschöpfung unaufhörlich fortdauert, daß keineswegs eine feste, bleibende Ordnung am Himmel herrscht, sondern daß immer neue Gestirne aus der Urmaterie, dem Lichtnebel, hervorwachsen. Aber nach welchen Gesetzen? in welcher Richtung? in welchem Zusammenhange? Das bleibt unerklärt, und das Naturcentrum, den Mittelpunkt der Welt verlieren wir dabei wieder ganz aus den Augen. Die Lichtwolke, aus der unaufhörlich Sterne aufsteigen, ist poetischer als die Hagelwolke von Fontenelle, allein sie erklärt uns eben so wenig.

Diese Ansicht hat übrigens etwas Uebereinstimmendes mit einer uralten Ansicht der jüdischen Kabbala, die selbst in die christlichen Systeme der Gnostiker übergegangen ist. Neuere Forscher, namentlich Herr von Meyer in Frankfurt **) haben darauf aufmerksam gemacht. Es genüge hier, anzudeuten, daß diese alten Kabbalisten sich die Welt rund, in der Welt aber verschiedene über einander liegende Sphären dachten, gleich den verschiedenen über einander liegenden Schaalen von Zwiebeln oder gleich dem Weißei über dem Dotter. Die äußeren Kreise dachten sie sich als die verschiedenen Stufen des Himmels, ganz lichtvoll, den innersten Kreis aber hielten sie für die von uns bewohnte dunkle Welt, der durch den Sündenfall jenes himmlische Licht entzogen sey, die aber dennoch von einem Abglanze jenes Lichtes erleuchtet werde, nämlich von den Fixsternen oder Sonnen, welche ihr Licht aus jenem höhern Lichtkreise empfangen. — Es lag nun sehr nahe, die neu entdeckten zahlreichen, ja fast den ganzen Himmel umgürtenden Lichtnebel mit jenen kabbalistischen fernen Lichtgränzen der höhern himmlischen Welten zu vergleichen. Allein diese Ansicht führt zuletzt immer zu der Vorstellung zurück, unsere Erde sey der Mittelpunkt der dunkeln Sphäre, und mithin auch der sie umgebenden Lichtsphäre, und der wichtige Centralkörper, auf den sich Sonne, Mond und Sterne und alle Himmel allein beziehen, und so dachten es sich die Kabbalisten auch wirklich.

Unter allen Philosophen hatte wohl offenbar Swedenborg die großartigste und genialste Ansicht vom Himmel, indem er ihn den großen Menschen nannte, und die Behauptung aufstellte, jeder Stern sey im Großen und in Bezug auf das Weltganze das, was jedes Organ, jeder Theil des Menschen im Kleinen und in Bezug auf den Menschen sey. Alle Sterne erschienen ihm mithin als eben so viel einzelne Funktionen, Kräfte, Sinne und Triebe des großen himmlischen Menschen, Alle lebendig, zum Ganzen wirkend. Uebrigens lag auch dieser Gedanke nahe. Er war nur die Umkehrung des alten, allgemein bekannten Gedankens, der Mensch sey die kleine Welt. Der bloße spielende Witz schon konnte umgekehrt sagen, die Welt ist der große Mensch. Er war ferner nur die Umkehr der alten bekannten Astrologie. Wie man nämlich in frühern Zeiten allgemein annahm, jeder Stern beherrsche gewisse Glieder und Kräfte des menschlichen Körpers, so durfte man nur hinzufügen: also verhält er sich zum Körper des Himmels selbst, wie das von ihm beherrschte Glied zum Körper des Menschen. — Aus dieser Ansicht nun folgt natürlicher Weise die Erklärung der an den Sternen bemerkten Verschiedenheit. Sie sind nämlich eben so verschieden von andern, ihre Beschaffenheit, ihre Bewohner, ihre Geschichte ist so verschieden von einander, wie die Organe des menschlichen Körpers von einander verschieden sind. Daß übrigens bei der Ausmalung dieses Gedankens der Phantasie der freieste Spielraum verstattet ist, versteht sich von selbst.

Dieß ist, in der größtmöglichen Kürze zusammengefaßt, der Inhalt der geistreichsten, bisher bekannten

*) Schubert, die Urwelt und die Fixsterne.
**) Blätter für höhere Wahrheit. Vierte Sammlung.

Digitized by Google

Hypotheſen über die wahre Geſtalt und Natur des Fixſternhimmels. Ob ſich nicht noch manche neue Hypotheſen ausdenken laſſen? Warum nicht? Ich will ſogleich mit einer dienen. (Die Fortſetzung folgt.)

Der Väter Schuld.

Eine Geſchichte aus den Tagen der Reſtauration.

von

Ludwig Robert.

(Fortſetzung.)

Eine Stunde von der alten Dame Wohnort, auf einem großen Landgute, lebte ein ehemaliger Kriegskamerad, der vertrauteſte Freund ihres verſtorbenen Gatten, der ſteinreiche Herr La Javelle. Dieſer Mann, der Sohn eines ſchlichten Handwerkers, hatte gleich in den erſten Jahren der Revolution, zwar gegen ſeine Neigung und nur aus Liebe zum Vaterlande, Kriegsdienſte genommen, dennoch aber, durch angebornen perſönlichen Muth und große Anſtelligkeit ſich vom gemeinen Infanteriſten bis zum Bataillonschef emporgeſchwungen. Die ſchwere Wunde, die er in der Schlacht von Lodi, bei Erſtürmung der Brücke über die Adda, erhielt, würde ihn nicht bewogen haben, ſeine Entlaſſung nachzuſuchen, wenn er nicht eine tiefe Kränkung ſeiner militäriſchen Ehre erlitten hätte. Sein Oberſt war auf der Stelle und gleich zu Anfang der Schlacht geblieben; er, als älteſter Bataillonschef, hatte ſich an die Spitze des Regiments geſtellt und, trotz der erhaltenen ſchweren Wunde, es nicht eher verlaſſen, als bis er es, einem mörderiſchen Kanonenfeuer entgegen, zum vollſtändigſten Siege geführt. Es auch fernerhin zu befehligen, glaubte er daher die gerechteſten Anſprüche zu haben; deſſenungeachtet aber behielt er bei dem jungen und feurigen Obergeneral, wie das franzöſiſche Sprüchwort ſagt, Unrecht, weil er ein Abweſender war. Als er nach drei leidensvollen Monaten aus dem Lazareth kam, fand er ſeinen Nachmann im Regiment als deſſen Oberſten, ſich ſelbſt aber, von ſeinem Feldherrn, von des Glücks verzogenem Liebling, für welchen ein Unglücklicher auch ein Unfähiger war, unbelohnt, unbeachtet, ja zurückgeſetzt. Aufgebracht über dieſe Ehrenkränkung, fühlte er ſeine frühere Abneigung gegen den Soldatenſtand mit verdoppelter Stärke erwachen; er nahm die Nachwehen ſeiner Wunden zum Vorwand, begehrte ſeine Entlaſſung und erhielt ſie ohne Schwierigkeit. Aber er blieb der Freund ſeines Freundes, wenn gleich es eben dieſer war, der ihm in ſeiner militäriſchen Laufbahn den Rang abgelaufen und die ihm gebührende Stelle erhalten hatte. Ja, ihre Freundſchaft wurde durch dieſes mißliche Begegniß nur um ſo feſter geknüpft, indem es für Herrn La Javelle kein Geheimniß bleiben konnte, daß ſein ihm vorgezogener Kamerad, indem er ſich der eigenen Beförderung widerſetzte und dem verwundeten Freunde kühn das Wort ſprach, in Gefahr gerathen war, dieſen Schritt bei einem Feldherrn zu büßen, der ſchon damals begann, allgewaltig zu werden und keinen Widerſpruch ertragen konnte. Selbſt der Tod vermochte das Bündniß dieſer treuen Kriegsgefährten nicht völlig zu löſen: Herr La Javelle ward, nach dem Hinſcheiden ſeines Freundes, durch deſſen letzten Willen zum Beiſtand ſeiner hinterlaſſenen Wittwe und zum alleinigen Verwalter ihres Vermögens eingeſetzt, welcher Freundſchaftspflicht er mit der äußerſten Gewiſſenhaftigkeit nachkam, ohne jedoch der alten Dame, die wir in dieſer Erzählung kennen gelernt haben und welche eben die Wittwe ſeines verſtorbenen Freundes war, ihre Abhängigkeit auch nur im Geringſten empfinden zu laſſen. Auf welche Weiſe er, nach ſeinem Rücktritt in den Bürgerſtand, zu einem wahrhaft koloſſalen Vermögen gekommen war, läßt ſich mit Einem Worte ſagen: er wußte das Glück zu feſſeln; doch wie er dieſes anſtellte, das bleibt, wie jede Fähigkeit, für den, der ſie nicht beſitzt, ein immerwährendes Geheimniß. Kein Fleiß, keine Kenntniß, keine Geſchicklichkeit reicht aus, das Glück zu bannen; es gehört dazu eine angeborne Charakteranlage: raſche Geiſtesgegenwart, Ausdauer, Muth, Kälte und in dem Geſchäfte ſelbſt eine nicht zu vermeidende Härte. Herr La Javelle war der reichſte Mann in der ganzen Gegend: Kohlengruben und Eiſenhämmer umher gehörten ihm, das Gut, welches er bewohnte, war zu einem kleinen Städtchen geworden, er hatte dort Spinnereien und Tuch- und Kattunfabriken angelegt, ernährte Hunderte von Menſchen und lebte in ſeinen Schöpfungen, gleich einem alten herrſchenden Patriarchen inmitten ſeines rings verbreiteten Geſchlechtes.

Auf das einzige Kind, auf die Tochter dieſes Crösus waren nun die Blicke der alten Dame gerichtet; eine Verbindung ihres Neffen mit dieſer reichen Erbin ſollte den uralten Glanz des Hauſes Montfontaine wieder herſtellen, und ſie hatte zu dieſer obligaten Privatreſtauration ſchon längſt und im Stillen die geeigneten Vorarbeiten begonnen. Der gerade und unerſchütterliche Sinn des Herrn La Javelle ſchien ihr für einen unmittelbaren Angriff nicht geeignet; einen Angriff auf das Herz der ſchönen ſiebenzehnjährigen Emilie wollte ſie ſpäterhin ihrem Neffen überlaſſen, und ſo hatte ſie, für's erſte nur, ſich klüglicherweiſe eines wichtigen Außenwerks bemeiſtert: der Madame La Javelle nämlich, der es wie engliſche Muſik klang, ihre Tochter Gräfin nennen zu hören, und die daher an dem geheimen Reſtaurationsplane ſogleich und voller Freude Theil genommen hatte. Aber auch dieſe durfte nicht Alles wiſſen; die zerrütteten Vermögensumſtände des Grafen Eduard mußten ihr ein Geheimniß bleiben, weßhalb ihr auch die alte Dame

Digitized by Google

von Hoffnungen, welche noch weit im Felde lagen, von einem großmüthigen und beträchtlichen Geschenke der Frau St. Etienne und von einem Aequivalente für die eingebüßten Familiengüter, als von ganz ausgemachten Dingen erzählt hatte. Um so unangenehmer war ihr das heftige Vorurtheil ihres Neffen gegen seine Mutter, und die stolze Weigerung, sich aufrichtig mit ihr zu versöhnen; denn erstlich durfte seine hülfsbedürftige Lage nicht so ganz augenfällig an den Tag kommen, und dann fürchtete sie die Grundsätze des Herrn La Javelle, dem ein unnatürliches Verhältniß zwischen Kindern und Eltern der höchste Gräuel war.

Alles dieses hatte die alte Dame reiflich erwogen, als sie am folgenden Tage ihren Neffen auf's Neue bestürmte, sich mit seiner Mutter wahrhaft zu versöhnen, und ihm, als Lohn für diese Kindespflicht, die glänzende Aussicht auf die erwähnte reiche Heirath zeigte. Aber wie groß war ihr Erstaunen, auch bei diesem, nach ihrer Ansicht einfachen Vorschlage auf einen Widerstand zu stoßen, der hartnäckiger war, als sie es hätte vermuthen können. Sie kannte des jungen Mannes mißliche Umstände und seine augenblicklich dringende Verlegenheit zu genau, als daß sie nicht die schnellste Nachgiebigkeit, ja seinen feurigsten Dank für ihre klugen Bemühungen hätte erwarten sollen. Aber nein! so wie er früher die Versöhnung mit seiner Mutter verweigert, eben so störrisch und nur mit kälterem Hohne wieß er jezt die Verbindung mit einem bürgerlichen Mädchen, als eine Entehrung seiner in Gott ruhenden Ahnen und seines historischen Namens zurück. Umsonst versuchte die bejahrtere Frau, mit allen bekannten Vernunftgründen das alte Vorurtheil des jungen Menschen zu bekämpfen, umsonst bewies sie ihm, daß die Ritterzeit Franz des Ersten und die Hofherrlichkeit des vierzehnten Ludwig vorüber, vergebens sprach sie von der neuen und mächtigen Aristokratie der Industriellen, führte ihm vergebens Beispiele an, wie überall, und selbst in dem ultra-aristokratischen England, der hohe Adel, oder doch wenigstens seine jüngeren Söhne, den vortheilhaften Tauschhandel treffen, ihren klingenden Namen einem Bürgermädchen zu verleihen und dafür ihr klingendes Geld zu erhalten. Graf Eduard blieb hartnäckig auf seinem Sinn, wurde im Verlauf des Streites immer bitziger und ging endlich so weit, die alte Dame ein verwahrlostes Kind der Revolution zu nennen, wogegen sie nun, höchst aufgebracht, ihn einen unverbesserlichen Emigrirten schalt, der schon als Kind sein Vaterland, das schöne Frankreich, die Wiege aller fortschreitenden Kultur, verlassen und in dem barbarischen Norden und in dem sklavischen Indien die vermoderten Grundsätze entschwundener Jahrhunderte eingesogen habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Beschluß.)

Zustand der Theater.

Man erstaunt schon nicht mehr über Theaterfallissements, als über das Sinken eines Handelshauses, und das Publikum vergißt bald die Leute, die sich zu Grunde gerichtet haben, um es zu belustigen und sich dabei zu bereichern. Natürlich ist ein solcher Zustand nicht dazu geeignet, die Schauspieldichter anzuspornen. Indessen findet man sie doch immer noch auf ihrem Posten. Man hatte sie irrigerweise beschuldigt, sie seyen beim Ausbruche der Cholera davon gelaufen. Es kann seyn, daß die und da einer, von der Furcht getrieben, sich aus dem Staube gemacht und in einem gesündern Klima sein Talent in Sicherheit gebracht hat. Diese Ausreißer machen aber nur einen geringen Theil des Corps dramatique aus, und zur Ehre desselben sey es gesagt, daß es trotz der Cholera unerschrocken fortgefahren hat, unter dem allgemeinen Jammer für die allgemeine Belustigung zu sorgen. Scribe dichtet wohl weniger Stücke als sonst, aber doch noch immer mehr, als irgend ein Schauspieldichter in Europa, und zudem hat er so viel gedichtet, daß er jezt auf seinen Lorbeern und erworbenen Geldsäcken ausruhen könnte, ohne daß man ihm einen Vorwurf darüber zu machen hätte. Ancelot, dessen Trauerspiele am Théâtre français keinen Fortgang hatten, ist mit seinen Vaudevilles viel glücklicher und versorgt das Vaudevilletheater fast beständig mit neuen Stücken. Er nimmt jezt in einer Woche mehr ein, als ihm vielleicht seine sämmtlichen Trauerspiele eingebracht haben. Bei den andern Theaterdichtern sieht es jedoch nicht so glänzend aus, und manche arbeiten mit wenigem Erfolge für die kleinern Bühnen. Auch das zweite Théâtre français, nämlich die Odeonbühne, ist geschlossen, und der Cirque olympique hat nichts Besseres ersinnen können, als zwei Elephanten zusammen auftreten zu lassen, da einer schon nicht mehr hinreichte, um die Neugierde des Publikums zu fesseln. Alle merkwürdigen Bestien, Tiger und Hyänen, sind schon über diese Bühne geschritten, und das Publikum hat hier nichts Neues mehr zu lernen. Wahrscheinlich werden auch die beiden Elephanten, die täglich mit ungeheuren Buchstaben auf dem Anschlagzettel prangen, bald die Neugierde erschöpft haben, und dann wird der Cirque olympique verlegen seyn, wie er das Publikum herbeilocken soll; eine Verlegenheit, die übrigens bei den meisten andern Theatern herrscht. Vielleicht aber entsteht gerade aus dieser Nothwendigkeit, etwas Außerordentliches aufzufinden, um starken Zuspruch zu bekommen, und aus der großen Konkurrenz mancher interessante dramatische Versuch neuer Art. Sich in dem alten Gleise länger fortzubewegen, ist nicht wohl thunlich; also neue Bahnen müssen eröffnet, neue Versuche gewagt werden. Es muß natürlich manches Bizarre zum Vorschein kommen, mitunter aber auch Originelles und des Aufbewahrens Würdiges. Die Gemüther sind jezt freier, die Angst vor der Cholera beklemmt die Brust nicht mehr, folglich wird das Publikum freier und ruhiger urtheilen, empfinden und genießen können; ein ruhiges und unbefangenes Publikum ist aber das erste Erforderniß zur Aufmunterung der Künstler und Dichter.

D g.

Beilage: Literaturblatt Nr. 60.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 141.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Mittwoch, 13. Juni 1832.

Von Sonn' und Welten weiß ich nichts zu sagen,
Ich sehe nur, wie sich die Menschen plagen.

Goethes Faust.

Die Weltsysteme.

(Beschluß.)

Die Wissenschaft bleibt bei dieser einzigen Thatsache stehen. Was darüber ist, das ist bloße Hypothese. Theophrastus Paracelsus hatte den wunderlichen Gedanken, daß jeder einzelne Stern einen besondern Einfluß auf unsere Erde habe, und daß lediglich nichts auf der Erde geschehe, was nicht durch den Aufgang eines Sterns bewirkt werde. Wenn ein Windstern aufgeht, sagt er, so entsteht Wind; wenn ein Blumenstern aufgeht, so geht auch eine Blume auf ꝛc. Er bedachte aber nicht, daß täglich genau die nämlichen Sterne aufgehen, während doch täglich auf der Erde etwas anderes geschieht. Einer der ausgezeichnetsten neuen Naturphilosophen, Steffens, trägt auch eine seltsame Meinung vor. Er sagt in seiner Anthropologie, im Sonnensysteme existire nichts für sich, sondern nur durch Wechselwirkung; die Planeten seyen daher auch nicht aus der Sonne und nach der Sonne entstanden, sondern mit der Sonne zugleich, beide durch ihre Wechselwirkung, und so sey denn auch das Licht keineswegs eher da gewesen, als der mit dem Lichte in so genauer Beziehung stehende planetarische Organismus zunächst der Pflanzen, dann der Thiere; vielmehr sey das Licht eben so gewiß erst durch die Pflanze erzeugt worden, als die Pflanze durch das Licht. Ich habe dieser geistreichen Ansicht nur das entgegen zu setzen, daß Steffens dabei von dem allen Naturphilosophen noch anklebenden Irrthume ausgeht, das Licht sey nothwendig an einen Pol gebunden. Daß dieß ein Irrthum ist, beweisen die Doppelsterne, welche das Licht an beiden Polen zeigen. Mich dünkt, die Beobachtungen, die man an den Doppelsternen gemacht hat, müssen die ganze bisher gültige Lehre von der Polarität des Lichts modificiren. Dem sey nun, wie ihm wolle, ein physischer Zusammenhang der Weltkörper ist unläugbar, und es frägt sich nun, in wiefern auch ein geistiger Zusammenhang der darauf lebenden Wesen stattfindet. Wir Bewohner der Erde sind isolirt, und haben, wenn wir nicht den Visionen Swedenborgs glauben wollen, niemals mit Bewohnern anderer Weltkörper Verkehr gehabt. Dennoch dürfen wir uns wohl als Glieder eines höhern Ganzen betrachten, in dem wir unbewußt begriffen sind. Es heißt, in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Gibt es nun vielleicht bessere und schlechtere? Gibt es höhere und niederere Wesen, als wir sind?

Man hat viel von einer Wanderung durch die Sterne geträumt, aber das ist wohl ein trivialer Gedanke. Die Himmelskarte ist keine Postkarte. Wir müssen, wenn wir die Zukunft im Auge haben, immer eher glauben, auf dem Radius ins Centrum der Dinge zu gelangen, als auf der unendlichen Peripherie herum zu kreisen, ohne je zum Ziele zu gelangen.

Tiefsinnige Theologen haben sich mit der Frage beschäftigt, wie sich Christus zu den übrigen Weltbürgern verhalte. Swedenborg löst die Frage auf eine Weise, die

Digitized by Google

je härter er sich selbst anklagte, um so entzückter war die alte Dame. An eine plötzliche, an eine glückliche Sinnesänderung ihres Neffen glauben zu dürfen, hielt sie sich für berechtigt; die zaghafte Verlegenheit des schönen, sieggewohnten Weltmanns und das leidenschaftliche Aufbrausen gegen sich selbst schienen ihr Bürgen zu seyn, daß eine tiefe und wahre, eine erste Liebe in seinem Herzen keime, und die liebenswerthe Emilie ihn auf bessere Wege und zu einem würdigen Lebensziele führen werde.

Die nächste Zeit schien den Glauben an ihren Neffen befestigen zu wollen. Graf Eduard war wirklich ein anderer geworden. Seine Eitelkeit hatte sich in Verzagtheit, sein harter Eigensinn in milde Nachgiebigkeit, und sein Hang zu Zerstreuungen, zu geschäftiger Unruhe, in Sehnsucht nach stiller Abgeschiedenheit verwandelt. Er war den größten Theil des Tages allein auf seinem Zimmer und, wie es verlautete, mit dem Ordnen seiner Familienpapiere und schriftlichen Arbeiten beschäftigt; er hatte den Vorstellungen seiner Tante, oder vielleicht auch einem, zwar nur allgemeinen, doch bezüglichen Worte des Herrn La Javelle nachgegeben und an seine Mutter einen freundlich-versöhnenden Brief geschrieben; ihre Antwort trug das unverkennbare Gepräge entzückter Ueberraschung, sie dankte ihm für das theure Geschenk seiner so lang ersehnten Liebe, sie bat ihn, der Bruder, der Vater ihrer Tochter zu seyn, wenn die Freude über die Erfüllung ihres theuersten Wunsches sie vielleicht tödten sollte; und so war auch dieses Versöhnungswerk, zu großer Freude der alten Dame, auf's Beste gelungen. Selbst bei politischen Ansichten stand der gefügige Neffe ihr nicht mehr, wie früher so schroff gegenüber. Er hatte bisher, in weiter Entfernung von Frankreich und im Sinne des ausgewanderten Adels, den Glauben festgehalten, daß die Revolution nichts als das Machwerk einiger mißvergnügten Intriganten gewesen sey, und z. B. ohne den Figaro des Beaumarschais, ohne die Geldnoth eines Mirabeau nicht würde zu Stande gekommen seyn; der Jubel des Landes bei der Rückkehr Ludwigs des Achtzehnten und der Haß gegen den Usurpator, Gefühle, die sich damals, selbst in den Flugschriften anerkannter Koryphäen der Freiheit, kundgaben, hatten diese Meinung glänzend bestätigt; nun aber sah der Graf mit eigenen Augen den Gesammtwillen der Nation in vereinter That hervortreten, und er würde vielleicht, als ächter Franzose, dem allgemeinen Strome gefolgt seyn, wenn Klugheit nicht zögernde Umsicht geboten und sein eingewurzelter Haß gegen den emporgekommenen Kaiser nicht gleich anfänglich einen raschen Uebertritt verhütet hätte. Dieser Haß ward überdies in seinen Gesprächen mit Hrn. La Javelle über die Ereignisse des Tages sattsam genährt. Beide suchten und fanden einen Genuß darin, ihre Abneigung gegen den Helden der Zeit vom Herzen zu schütten; beide jedoch mißverstanden sich; sie glaubten gleicher Meinung zu seyn, und waren durchaus verschiedener Sinnesart: Herr La Javelle, ein unerschütterlicher Demokrat, haßte den Despoten, der die aufkeimende Freiheit durch seine blutigen Lorbeerpflanzungen erstickt, der auf den Boden der Gleichheit Adel, Priester und Höflinge wieder zurückgerufen. Es kann ihm nicht wohlgehen auf Erden, pflegte er immer zu sagen, denn er hat die verruchteste Schandthat begangen, er hat Hand an seine Mutter gelegt; seine Mutter aber war die Revolution. Der Graf von Montfontaine haßte dagegen nur den obskuren Emporkömmling, den Usurpator, den frechen Demüthiger des legitimen Königthums und den Begründer eines unächten und unerträglich hochmüthigen Erbadels. — Doch, wie gesagt, sie verstanden sich nicht, indem sich Beide nur daran ergötzten, daß Jeder das Echo des eigenen Affekts in der Stimme des Andern vernahm. Diese anscheinende Uebereinstimmung trug indessen nicht wenig zu dem guten Vernehmen bei, in welches diese beiden an Alter und Denkungsart so verschiedenen Männer mit einander gekommen waren. Daß der Graf in einem so zärtlichen Briefwechsel mit seiner Mutter stand, welches den Herrn La Javelle wissen zu lassen, die kluge Vermittlerin nicht versäumt hatte, vermehrte sein Wohlwollen für den neuen Gastfreund, indem er, so wie er selbst ein zärtlicher Vater war, auch auf kindliche Pietät den höchsten Werth legte. Aber von der Werbung des jungen Mannes ihn auch nur das Geringste merken zu lassen, hatte man sich klüglicherweise gehütet. Man mußte sich zuvor der Neigung Emiliens versichern, und Graf Eduard hatte, bei ihrem anscheinenden Kaltsinn und seiner eigenen Befangenheit, auf einen raschen Sieg gleich Anfangs verzichtet und um Frist zu einer planmäßigen Bewältigung ihrer Sprödigkeit gebeten.

So standen auf der einen Seite Madame La Javelle, der Graf Montfontaine und seine Tante, auf der andern die heitere, aber unnahbare Emilie und ihr charakterfester Vater. Beide Theile bemühten sich, ein gegenseitig unbefangenes und freundliches Verhältniß zu erhalten, und Allen gelang es, indem Keiner es merken ließ, daß er vor dem Andern heimliche Wünsche zu verbergen hatte. Da geschah es in der Mitte Aprils, nachdem der Graf Eduard schon seit vier Wochen ein fast täglicher Gast des Hauses war, daß, als er eines Abends im Garten mit dem Herrn La Javelle lustwandelte, dieser inmitten eines lebhaften politischen Gesprächs zu taumeln begann und, von einem schlagähnlichen Anfall getroffen, zu Boden stürzte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Pappeln.

Wohl ragt ihr hoch vor vielen andern Bäumen,
Und strebt verlangend nach des Himmels Räumen
In still erhabner, frommer Heiterkeit;
Nicht mit den finstern Tannen zu vergleichen,
Die trotzig dastehn in des Waldes Reichen,
Euch treibt ja weder Stolz, noch Eitelkeit.

Gewiß nicht, nein, von allen euren Zweigen
Will sich kein einziger zur Erde neigen,
Nur eure Wurzeln haften fest darin;
Wenn über euch Gewitterstürme toben,
So blickt ihr doch voll Zuversicht nach oben,
Wohl wißt ihr, daß die Stürme wieder fliehn.

Ich liebe euch, ich lernte euch verstehen,
Denn oft schon bei der Abendlüfte Wehen
Hab' eurer Blätter Säuseln ich gelauscht.
Sie flüsterten von jenem Zauberlande,
Wo an der Silberströme grünem Strande
Die leise Klage eurer Schwestern rauscht. —

O Bild des Christen, den die Sehnsucht leitet,
Der seine Arme nach den Sternen breitet,
Und voll Vertrauen zu dem Himmel blickt;
Der kräftig steht in seinem Wirkungskreise,
Und nur zuweilen seine Seufzer leise
Nach einem schönern Heimathlande schickt.

August Schnezler.

Korrespondenz-Nachrichten.

Genf, Mai.

(Fortsetzung.)

Die Geistlichkeit und die neue theologische Schule. Methodistenunwesen.

Das neue Journal (der **Fédéral**), dessen Hauptredakteur der Professor Rossi ist und in dessen Ausschuß drei Geistliche und mehrere Professoren sitzen, kann als Beweis von dem besonnenen Fortschreiten der Ideen bei uns angeführt werden. Im Jahr 1740 wurde der Pfarrer Pierre Clément, überdies ein guter Schriftsteller, von der **vénérable compagnie des Pasteurs** verurtheilt, seinen geistlichen Charakter zu verlieren, weil er ein Trauerspiel (Mérope) geschrieben. Im Jahr 1826 wurde ein Geistlicher von derselben Kompagnie stark deshalb getadelt, weil er Mitglied des Komités des neuen Journal de Genève sey, und drei Geistliche wurden an ihn gesendet, um ihn zum Austritt zu bewegen. Jetzt, 1832, tritt ein neues Journal auf, in dessen Komité drei Pastoren sitzen, und die **vénérable compagnie** sagt kein Wort mehr. Freilich hat die neue Zeitschrift eine ächt geistliche Bestimmung: sie soll mildern und ausgleichen, was andere Journale durch ihre Richtung, ihren Zweck und Ton Böses stiften; ihrer Frechheit, ihrer beleidigenden und leidenschaftlichen Sprache soll sie Maaß und Würde entgegensetzen, damit das In- und Ausland sehe, wie eigentlich die so verschriene Genfer Aristokratie, d. h. die Aristokratie der Bildung, der Humanität, Gelehrsamkeit und des ächten Vaterlandssinnes, denkt und spricht. Bisher hatte diese kein Organ, und blos das demokratische Mouvement hörte man trommeln und trompeten.

Unsere neue theologische Schule hat am 30. Januar ihre Vorlesungen begonnen, zwar noch eng und beschränkt, wie aller Anfang ist, aber Achtung gebietend. Der Pfarrer Gaussen hielt bei dieser Gelegenheit eine geistreiche und rührende Rede, die dem Moment und der Handlung ganz angepaßt war. Auch das bisher so vernachlässigte Studium der Philologie wird durch die Vorträge der neuen, aus Deutschland hierher berufenen Professoren sehr gewinnen. Von Steigers Vorlesungen über Plato höre ich schon viel Gutes. Noch ist die Zahl der Zuhörer gering, wird aber gewiß zunehmen, wenn die äußern Umstände günstiger werden. Es gehört allerdings viel festes Gottvertrauen dazu, solch eine Anstalt blos mit den Beiträgen gleichdenkender Privatpersonen, ohne alle Unterstützung der Regierung, zu unternehmen und fortzuführen. Nützlich wird der evangelischen Gesellschaft in dieser Hinsicht ihre Verbindung mit der von Wallan gestifteten Methodistenkirche werden, da diese in England und Schottland viele reiche Freunde und Anhänger hat. Das sittliche Betragen und das ganze öffentliche und häusliche Leben unserer Evangeliker und Methodisten ist durchaus musterhaft zu nennen, ja es ist ergreifend durch Milde, Bescheidenheit, Brudersinn, Wohlthun und Einfalt. Irrten sie auch in ihren theologischen Ansichten, liefe auch hie und da etwas Uebertreibung mitunter, so stehen doch unsere Methodisten als Menschen und als Christen sehr hoch und können als Muster dienen. Weit entfernt, gesellschaftliche Formen zu verwerfen, ordnen sie solche nur etwas Höherem unter. Sie hassen nur den Firniß der Gesellschaft und Kultur, der den Egoismus — das Gespenst unserer Zeit — birgt oder beschönigt. Sie bringen ernst auf die Herrschaft der innern Welt über die äußere, auf die Herrschaft der Idee und des Gefühls über die Form, auf die Geringachtung blos gesellschaftlicher und weltlicher Herrlichkeit, ohne bessern Grund und Boden. Wer möchte ihnen nicht freudig und aus Herzensgrund beistimmen, auch ohne Methodist zu seyn? Wie verschieden von ihnen sind die Methodisten in den kleinen Städten des benachbarten Waadlands! Bei ihnen jagt eine Karrikatur und eine Lächerlichkeit die andere, zumal in Yverdun. Hier wollen zwölf Männer die Apostel vorstellen, darum lassen sie sich entsetzlich lange Bärte wachsen und geberden sich, wie sie meinen, ganz apostolisch und evangelisch; sie haben all ihre Möbeln und gutes Hausgeräthe verkauft und besitzen nun nichts mehr als das Unentbehrlichste, einen Tisch, einen Schrank, ein Bett und einige Stühle von Tannenholz, die der Bruder Schreiner machen muß; dazu ganz grobe Wäsche und grobe lange Kleider. Ihre Frauen und Kinder müssen es ebenso machen. Der Apostel Petrus versicherte neulich, er wolle auf dem See gehen und die Wellen werden den Gläubigen tragen; eine Menge Volks versammelte sich, um das Wunder mit anzusehen; Petrus stieg auch wirklich aus einem Kahn, plumpte aber gleich ins Wasser, erhob ein Zettergeschrei und wurde nur mit Mühe gerettet. Der Herr Jesus hat sich in seinem Garten selbst ein Grab gegraben und sich vorige Woche drei Tage hineingelegt, bei welchem Akte er sich jedoch von den Seinigen nachhaltige Nahrungsmittel, besonders Fleischbrühe, reichen ließ, mit deren Hülfe es ihm auch möglich wurde, am dritten Tage lebend aus dem Grabe hervorzugehen.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 142.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 14. Juni 1832.

Töne rauschen auf und nieder,
Augen winken, sanft und munter,
Und ich sinke tief und tiefer
In ein Meer von Wehmuth unter.

E. Müller.

Der Maskenball.

Von Lenau.

Wirres Durcheinanderwallen
In den lichten Säulenhallen.
Der Drommeten hell Gedröhne,
Und der Geigen tolle Lieder
Stürzen vom Gerüste nieder,
Als ein Wildbach froher Töne;
Von dem Strome leicht bezwungen
Wird der Gäste bunte Menge,
Wird vom seligen Gedränge
Rascher Tänze schnell verschlungen.
Blumen und Orangenbäume
Blühen, duften rings im Saale,
Mahnen, holde Frühlingsträume,
Mich an ferne Blüthenthale,
Wecken mit dem stillen Gruß
Mir ein banges Hinverlangen,
Hauchen ihren leisen Kuß
Schönen Mädchen an die Wangen;
Doch den Frohen, Ruhelosen,
Weht nicht Sehnsucht in dem Hauche,
Sind ja selber junge Rosen,
Die entflohen ihrem Strauche;
Flatternd in geliebten Tänzen,
Dem Gewinde bald entbunden,
Bald zu anmuthvollen Kränzen
Von der Freude frisch gewunden;
Können sinnend nicht verweilen,
Müssen im Vergnügen eilen,
Denn des Welkens Klage naht.
Nie zu sühnender Verrath
An der Blüthe Augenblicken
Wäre jede trübe Säumniß.
Seht, da schwebt mit trautem Nicken,
Ein süß neckendes Geheimniß,
Eine holde Maske her.
Ach, wer bist du? sage, wer? —
Lind und weich von heller Seide
Ist dein schlanker Leib umfangen,
Und vom amarantnen Kleide
Leicht und lustig überhangen,
Und du strahlst im Glanz des Goldes,
Polenmädchen! wunderholdes!
Schalkhaft kühn dein Käppchen sitzt,
Trotzend auf so schöne Stelle;
Wie der Demantstern dir blitzt
Aus der Nacht der Lockenwelle!
Wie die Perlen dich umschmiegen,
Die dir froh am Halse liegen!
Deine Reize still zu ehren,
Haben sie sich dort vereinet.
Hat ein Gott dir Freudezähren
An den schönen Hals geweinet? —
Doch betracht' ich dich genauer,

Digitized by Google

Weiß ich nicht, wie mir geſchieht,
Rührſt du mir das Herz zur Trauer,
Und die heitre Deutung flieht.
Mädchen, willſt du in Symbolen
Weißem Nacken Perlenſchnüren,
Uns das Traurloos der Polen
Mahnend vor die Seele führen?
Zeigen uns im ſchönen Bilde
Thränenvolle Schneegefilde?
Ja, du kamſt in dieſes Haus,
Leiſe ſtrafend uns zu tragen
In den ſchmerzvergeſſnen Braus
Polens Glück aus alten Tagen,
Daß wir ſeinen Fall bedenken,
Und in Wehmuth uns verſenken. —
Abgewendet nun mit Schweigen,
Schwindeſt du im dichten Reigen,
Wie Polonia's Herrlichkeit
Schwand im wilden Tanz der Zeit. —
Masken kommen, immer neue:
Hier ein Ritter mit der Dame,
Spricht von ſeinem Liebesgrame,
Und gelobt ihr ſeine Treue.
Dort im härenen Gewande,
Mit Sandal' und Muſchelhut,
Wie entrückt in ferne Lande,
Ueber Berg' und Meeresfluth,
Steht ein Pilger; ſeine Träume
Säuſeln ihm wie Palmenbäume,
Zaubern ihn zum heil'gen Grabe,
Seines Glaubens liebſter Habe. —
Seyd willkommen mir, Matroſen!
Nehmt mich auf in eurem Schiffe!
Friſch hinaus ins Meeresloſen,
Durch die fluthbeſchäumten Riffe!
Ha! ſchon ſeh' ich Möven ziehn,
Wetterwolken ſeh' ich jagen,
Und die Stürme hör' ich ſchlagen.
Süße Heimath, fahre hin!
Nach der Freiheit Paradieſen
Nehmen wir den raſchen Zug,
Wo in heil'gen Waldverlieſen
Kein Tyrann ſich Throne ſchlug.
Weihend mich mit ſtillem Beten,
Will den Urwald ich betreten,
Wandeln will ich durch die Hallen,
Wo die Schauer Gottes wallen;
Wo in wunderbarer Pracht
Himmelwärts die Bäume dringen,
Brauſend um die keuſche Nacht
Ihre Rieſenarme ſchlingen.
Wo Leuchtkäfer, Miriaden,
Um die Schlingeblumen fliegen,
Die ſich an die Bäume ſchmiegen;
Auf des Blühens dunklen Pfaden
Leuchten ſie den Duftgewinden,
Lehren ſie den Wipfel finden. —
Dort will ich für meinen Kummer
Finden den erſehnten Schlummer,
Will vom Schickſal Kunde werben,
Daß es mir mag anvertrauen
In der Wälder tiefem Grauen,
Warum Polen mußte ſterben.
Und der Antwort will ich lauſchen
In der Vögel Melodeien,
In des Raubthiers wildem Schreien,
Und im Niagararauſchen.

Der Väter Schuld.

Eine Geſchichte aus den Tagen der Reſtauration.

von

Ludwig Robert.

(Fortſetzung.)

Mit großer Geiſtesgegenwart und rüſtig und ſtark, wie der Graf war, trug er den großen, ſchweren Mann im vollen Lauf und eine nicht kurze Strecke, bis in das Schloß, übergab, ohne erſchreckenden Lärm zu machen, den Bewußtloſen der herbeieilenden Dienerſchaft und ſchwang ſich raſch auf ein ungeſatteltes Roß, um einen Arzt aus der Stadt zu holen. Unbegreiflich ſchnell war er mit demſelben zurück, unbegreiflich ſchnell ſelbſt für die angſtvolle Umgebung des Kranken. Dieſer lag noch bewußtlos da, als Graf Eduard mit dem Arzt eintrat; Madame La Javelle kniete am Fußende des Lagers und betete und weinte; am Haupte deſſelben ſtand der Pfarrer des Orts, ein hoher Greis mit ſchneeweißen Locken, und ſchaute ernſten Blicks auf den Beſinnungsloſen nieder; hinter ihm der Kirchendiener mit den Geräthen zum heiligen Abendmahl und zur lezten Oehlung; mehr im Hintergrunde die beſtürzte Dienerſchaft, während Emilie, die einzig Thätige, des Vaters Hände und Schläfe mit geiſtigen Eſſenzen rieb. Der Arzt befreite ſogleich das Krankenzimmer von dem Andrange ſo vieler Menſchen, indem er ſogar den ehrwürdigen Geiſtlichen bat, für's erſte in einem Nebengemache zu verweilen. Dann erſt unterſuchte er den Kranken, wandte mit Hülfe Emiliens und des Grafen die mitgebrachten Medikamente an, brachte den Kranken zum Bewußtſeyn und erklärte nach Verlauf einer Stunde, daß die augenblickliche Gefahr vorüber, daß er ſelbſt für gänzliche Herſtellung haſte, daß aber, wenn er nur eine Viertelſtunde ſpäter gekommen, Rettung

unmöglich gewesen wäre. Hastig ergriff Madame La Javelle Eduards Hand, und: „nie, Herr Graf," rief sie mit thränenerstickter Stimme, „nie werden wir Ihnen diese unendliche Wohlthat vergessen." Seine Antwort war ein rascher Blick auf Emilie; sie schlug die Augen nieder und er ging, die flache Hand vor der Stirn haltend, in einen Fensterbogen. „Emilie!" rief leise, doch vorwurfsvoll die Mutter; da schlich langsam und zögernd die Verschüchterte hin zu dem jungen Manne und, nachdem die erste Verschämtheit überwunden, floß in melodischen Tönen ein Strom des Danks von ihrem gerührten Herzen. Jezt glaubte der Hochentzückte sein Ziel erreicht, den Augenblick günstig, und: „nicht der Himmel," sprach er, „nur ein Engel auf Erden, nur Sie Emilie können überschwenglich mich lohnen!" Doch kaum hatte er diese Worte gesprochen, als er selbst erschrack, so furchtbar erstarrte der Blick der Erschreckten, so plötzlich erbleichte sie; er wollte ihre Hand ergreifen, sie entzog sie ihm und schwankte zum Zimmer hinaus.

Zerrissen war der Schleier, der den Scharfblick Eduards bisher getrübt und den, im Verein mit den beiden geschäftigen Matronen, sein schönster Hoffnungstraum gewoben hatte. Alle die zarteren Gefühle, die in der Nähe Emiliens ihn sonst mit nie gekannter Wonne erfüllten und vielleicht sein besseres Selbst aus unselig tiefer Verwirrung gerettet hätten, sie waren plötzlich aus seinem Herzen gewichen — gewichen vor dem Ingrimm seiner beleidigten Eitelkeit; vor der alten, schnöden Lust, die durch Sprödigkeit gereizt, durch Widerstand entflammt wird, und vor dem kalten Eigennutz, der seine Beute nicht fahren läßt. „Sie liebt!" rief er, als er in später Nacht heimgekommen und mit sich allein war, „die scheinheilige Unschuldsheldin liebt, liebt, und durfte in mein Herz sehen, durfte mich verachten!" Er ging heftig auf und ab; dann warf er sich in einen Sessel und lachte hell auf, ausrufend: „Ich glaube gar, ich bin eifersüchtig! So viel Erfahrungen," fuhr er dann zu sich selbst fort, „so viel gleichlautende Erfahrungen in der Weiberwelt, und noch so ein knäbischer Gimpel! — Jedwede Frau, ohne alle Ausnahme, will unter die Haube, will überdieß glücklich lieben, und nebenher unglücklich geliebt werden, d. h. sie begehrt einen Ehemann, einen Cicisbeo und einen Patito. Den schwärmenden Thoren macht sie zu dem Einen oder dem Andern, je nach ihrer Laune; nicht so den Besonnenen, der selbst wählt, was ihm gut dünkt. Ich war auf dem besten Wege, solch ein einfältiger, schwärmender Thor zu werden, und muß es der Dame meines dummen Herzens höchlich danken, daß sie mich wieder nüchtern, wieder besonnen gemacht hat. Jezt begehr ich nicht mehr, wie ein Kind, nach allen sieben Himmeln; jezt will ich nur das Eine, was ich leider wollen muß, weil es mir Noth thut: die Hand des reichen Mädchens; und ich werde mein Ziel erreichen, es mit kalter Besonnenheit erreichen, trotz ihrer Gluth und meines Rivalen!"

Sein guter Genius war entflohen, sein Herz wieder öde, und er sank von Neuem in das dunkle Irrsal seiner alten frühgenährten Leidenschaften zurück. Das Bild der reizenden Emilie, ihr Widerstand, sein gekränkter Stolz und glühende Eifersucht entflammten sein Blut, jagten es wild durch die schwellenden Adern, trieben ihn auf vom brennenden Lager. Nur mit dem grauenden Tag entschlief er, schlief fest bis zum hohen Mittag, und fand erst während des Frühstücks bei seiner Tante, wo er sich zusammennehmen mußte, jene Besonnenheit wieder, die er sich gestern in höchster Aufwallung vorgespiegelt hatte.

Die alte Dame war unwohl; ihr Neffe hatte sie gestern durch sein stürmisches Erscheinen, durch den Befehl, einen Arzt herbeizuschaffen und einzuspannen, auf das Heftigste erschreckt. Er bedauerte ihre Unpäßlichkeit und entschuldigte seinen Mangel an Vorsicht mit dem Drang der Umstände und seiner eigenen Aengstlichkeit; sie aber lobte seinen lebhaften Antheil an dem Schicksal der neuen Freunde, bat ihn, je eher je lieber hinauszueilen, es zu entschuldigen, daß sie nicht selbst käme, und ihr schleunigst Nachricht von dem Befinden des Hrn. La Javelle zukommen zu lassen. Die Fassung, die Graf Eduard, trotz seiner andauernden Aufgeregtheit, wieder gewonnen hatte, ließ ihn überlegt und planvoll handeln: für das erste sollte seine Tante noch nichts von der gestrigen Scene, und noch weniger etwas von seiner Ueberzeugung erfahren, daß Emilie eine heimliche Leidenschaft nähre; er fürchtete den ärgerlichen Einwand, daß seine Vermuthung sich auf keine Thatsache gründe und wahrscheinlich ein Irthum sey; deßhalb wollte er zuvor auch für Andere unumstößliche Beweise, wollte seinen Rivalen kennen lernen, und dann erst, mit Hülfe der beiden Matronen, gegen ihn zu wirken suchen. Es kam ihm also erwünscht, daß er ohne Säumen hinaus, ohne lästige Begleitung sich dort auf Kundschaft legen konnte. Er durfte jezt seine Ungeduld nicht mehr zügeln, beurlaubte sich flüchtig, versprach Alles pünktlich zu besorgen, und jagte, wenige Minuten nachher, in gestrecktem Trabe davon.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

Champollion.

Eine melancholische Empfindung erregt die Betrachtung, daß die Cholera oder wenigstens die Epoche, während welcher sie in Paris herrschte, so viele merkwürdige Männer wegge-

rafft hat; zuerst Champollion, den so oft und vielleicht etwas zu frühzeitig gepriesenen Entzifferer der egyptischen Hieroglyphen, der diesen ihm vorhergegangenen Ruhm zu rechtfertigen hatte, aber gerade in dem Augenblicke, da man glaubte, er werde seine Entdeckungen der Welt kund thun, von dem Schauplatze verschwunden ist, so daß jezt seine Entdeckungen problematischer werden als zuvor; denn man glaubt nicht, daß er viel ausgearbeitet hat. Den ihm gemachten Antrag, sein Entzifferungs- oder Auslegungssystem auf die bekanntlich in zwei Sprachen abgefaßte Rosetter Inschrift anzuwenden und die Richtigkeit desselben darzuthun, hat er nie annehmen wollen, ich weiß nicht, warum. Er soll es vorgezogen haben, eine Sprachlehre des Egyptischen abzufassen; wo hatte er aber die Elemente zu dieser Sprachlehre gesammelt? doch wohl in den hieroglyphischen Inschriften; warum aber dann nicht erst damit beginnen, die Inschriften zu lesen und der Welt vorzulegen, wie sie müssen gelesen werden? Die Sprachlehre wäre hernach gekommen, wenn es möglich gewesen wäre, eine abzufassen. Es kann seyn, daß es sich hiemit anders verhält und Champollion wirklich etwas Wichtiges hinterlassen hat; denn er war ein fleißiger Mann und hatte die Hieroglyphen sich zum beständigen Ziele seiner Forschungen gesezt. Wer sich aber zwanzig Jahre lang unaufhörlich mit einem und demselben Gegenstande beschäftigt, muß doch wohl endlich etwas Vorzügliches leisten, oder es ist in der Sache nichts zu leisten, vorausgesezt, daß der Forscher nicht stumpfsinnig ist, wie es auch Champollion gewiß nicht war. Er hatte sich in die bequemste Lage gesezt, um seiner Neigung ruhig folgen zu können. Er hatte alle Denkmäler Egyptens auf Kosten des Staates untersucht; Zeichner waren ihm beigegeben worden, um sie genau zu kopiren. Die von ihm mitgebrachte Sammlung beläuft sich auf mehrere hundert Zeichnungen; die Bekanntmachung und Beschreibung derselben ist bereits angekündigt, und mich dünkt, die bloßen Abbildungen sind schon des Bekanntmachens werth; zerschlagen die Araber oder die Soldaten des Vicekönigs von Egypten die alten Denkmäler, so würden uns doch wenigstens diese Abbildungen, nebst den vielen, welche die sogenannte Commission d'Egypte herausgegeben hat und die uns durch andere Werke bekannt sind, einen deutlichen Begriff davon geben können. Champollion hatte die Stelle eines Aufsehers oder Conservators der egyptischen Alterthümer am königlichen Museum, eine Stelle, die für ihn geschaffen worden war und jezt wieder aufgehoben wird, da ein einziger Aufseher für sämmtliche in jenem Museum aufbewahrten Alterthümer hinreicht. Sie war ihm unter der Bedingung gegeben worden, daß er Vorlesungen über jene Alterthümer halten solle. Diese Bedingung hat er aber niemals erfüllt; denn kaum war er angestellt, so trat er die Reise nach Egypten an, und als er zurückgekommen war, gelang es ihm, die Stiftung eines neuen Lehrstuhls am Collège de France für egyptische Archäologie zu bewirken, was ihm denn eine zweite Stelle verschaffte. Aber auch hier konnte er nur einige Vorlesungen halten; er wurde krank und betrat den Lehrstuhl nicht wieder. Wenn also unter seinen Papieren keine ausführliche Ausarbeitung seines hieroglyphischen Systems vorhanden ist, so steht zu befürchten, daß sein Ruhm unendlich verlieren und die Nachwelt noch immer im Dunkeln umhertappen wird, wofern nicht etwa die von Champollion gegebenen Fingerzeige Andern als Winke dienen, um sich mit Eifer in dasselbe Labirinth hineinzuwagen und sich einen Ausgang zu suchen. In der Akademie der Inschriften, deren Mitglied er war, herrscht noch viel Ungewißheit über den wahren Gehalt seiner Leistungen.

(Die Fortsezung folgt.)

Genf, Mai.

(Beschluß.)

Unwesen der Methodisten und Missionäre.

Aufs Kreuzigen sind die Methodisten in Yverdun besonders versessen: drei alte Weiber wollen durchaus ans Kreuz. Man sieht diese Leute oft ohne Anlaß, wie es ihnen der Geist eben sagt, an den Straßenecken betend niederknien und die Augen verdrehen. Alles, was sie bedürfen, machen sie einander selbst unentgeldlich; daher gibt es bei ihnen Tischler, Schuhmacher, Schneider, Scheerenschleifer u. s. w. Alle Bedürfnisse werden aus der Gemeindekasse bezahlt. So reicht dieser christliche Cretinismus dem St. Simonismus die Hände. Wenn die Frauen niederkommen, was, des vielen Betens ungeachtet, sehr häufig geschieht, so lassen sie ihre Kinder nicht von den Ortspfarrern taufen; nun sterben die Knäblein manchmal, und da die Eltern auch nicht auf gesetzliche Weise verheirathet und getraut sind, so werden die Kinder als uneheliche eingeschrieben. Eine Mutter, die neulich ihr gestorbenes Kind nicht als unehelich begraben lassen wollte, hat es bei sich behalten und in Spiritus aufgehängt.

Aehnliches, jedoch mit einigen Varianten, begab sich seit mehreren Monaten in unserer südlichen Nachbarschaft, in Savoyen. Da trat der Abbé Guyon mit seinen Missionspredigten auf, die wahrscheinlich das Aergste und Unverschämteste sind, was je in dieser Art auf der Kanzel gesprochen worden, die doch immer als eine heilige und würdige Stelle angesehen werden sollte. Der Abbé machte wirklich ein Pulcinelltheater daraus, denn er geberdete sich unbändig mit Schimpfen und mit Schelten, behandelte die Einwohner von Chambery wie Wilde von Congo, Monomotapa und Neuseeland, verbreitete sich mit Anführung der Namen über Familienangelegenheiten und Persönlichkeiten, warf ihnen die Laster von Sodom und Gomorrha vor, und bat am Ende den Himmel um Feuer, Pech und Flammen zur Vertilgung des verkehrten Geschlechts. Alles dies wirkte das Umgekehrte; statt zu rühren, zu ergreifen und dadurch zu bessern, zog sich der schäumende Abbé nur Lachen und Pfeifen zu. Am Ende wurde der Lärm so arg, daß die Garnison herbeieilte und die dreisten Lacher und Pfeifer festnahm, aber bald darauf wieder frei ließ. Die Regierung verbot ihm hierauf alles fernere Predigen in Chambery, und die Polizei riß mit dem Volke die Krambude nieder, worin der fromme Mann Agnus-Dei, Rosenkränze und Ablaß verkaufen ließ. Der Abbé sah nun wohl ein, daß seines Bleibens in Chambery nicht sey; er wollte also mit der Diligence nach dem Städtchen Annecy fahren; das Volk rottete sich aber zusammen und wollte den Fanatiker todtschlagen. Nur mit Mühe gelang es einigen Gutdenkenden, ihn zu retten. In Annecy war er etwas klüger und mäßiger, darum gingen seine Predigten ohne Skandal ab, zu dem man sich vorbereitet hatte. Hierauf wandte sich Guyon nach Vulbens, einem Dorfe an der du Vache-höhe, einige Stunden von Genf. Die Nachbarschaft dieser Stadt inspirirte den Mann zum Donnern über den „Philosophe de Genève.“ Es ist darauf zu wetten, daß — vielleicht den Ortsgeistlichen und einige Notablen der Gegend ausgenommen — Niemand wußte, wen er damit meinte; denn als die Predigt aus war, trat ein Bauer zum Ortsvorsteher, der im Dorf für ein Licht galt, und fragte ihn, wen der Herr Abbé mit dem Genfer Philosophen gemeint habe. Der Mann gab sich ein belehrendes, wichtiges Ansehen und antwortete: „Ihr wißt das nicht? den ersten Syndic von Genf meint er; im Vertrauen gesagt, billige ich aber des Herrn Abbés Reden gegen ihn nicht, denn man muß die Obrigkeit jedes Landes in Ehren halten.“

Beilage: Kunstblatt Nr. 48.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 143.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 15. Juni 1832.

Ein frohes Völkchen lieber Müßiggänger;
Es schwärmt umher, es läßt durch nichts sich stören,
Und stört auch niemals einen Grillenfänger.

Platen.

Wien und die Wiener.

(Aus Wolfgang Menzels Reise nach Oesterreich.)

Am 30ten Junius früh Morgens kam ich nach Wien. Man hat auf diesem Wege keinen Totalüberblick der Stadt, desto imposanter aber nimmt sie sich im Innern aus. Wenn man die ungeheuern Vorstädte passirt hat, gelangt man zu einem Circus, der eine halbe Stunde im Durchmesser mißt, und ringsum von den reinlichen und zum Theile prachtvollen Gebäuden der Vorstadt umkränzt wird. Mitten in diesem, mit grünen Rasen bedeckten und von unzähligen Alleen durchschnittenen Circus liegt nun erst die innere oder alte Stadt mit ihrem Centralpunkte, dem Alles hoch überragenden St. Stephansthurm. Diese Centralisation der Stadt, dieses grüne Intervall, diese amphitheatralische Lage der Vorstädte geben Wien eine Regelmäßigkeit, welche den Ueberblick über seine ungeheure Häusermasse erleichtert und zugleich die Majestät der Kaiserstadt erhöht; denn wie es nach der Kraft nichts Schöneres gibt als ihre Beherrschung, so ist auch an einer Metropolis nach ihrer Größe nichts schöner als ihre Regelmäßigkeit. In Wien aber fällt diese schöne und verschwenderische Vertheilung des Raums, fallen diese lichtvollen Breiten zwischen der alten Stadt und den Vorstädten, und die geräumigen hellen Straßen der Vorstädte um so angenehmer auf, als sie vollkommen dem heitern Charakter der ganzen freundlichen Gegend und des freundlichen Volkes selbst entsprechen.

Man findet in Wien auch ohne Konstitution die Repräsentanten aller der Völkerstämme, in deren Sprachen „das Wohl des Herrschers" erfleht wird. Keine schönere Mannichfaltigkeit, als die der österreichischen bunten Länderkarte, und auch wieder kein schönerer Mittelpunkt, als dieses liebenswürdige Wien, und dennoch hat das Auge nie eine plastische Gestalt erblickt, die, in allen Einzelheiten so schön, es im Ganzen so wenig ist. Es gibt Frauenzimmer, an denen Alles schön ist, und die doch nicht schön sind. So kommt mir Oesterreich vor. Nicht die plastische Natur hat hier aus Einem Gusse ein Wunderbild geschaffen; nur ein böser Zauber hat die einem Dutzend schöner Mädchen entrissenen Reize zu einer dreizehnten Truggestalt zusammengesezt. Man meint, wenn man die Zauberformel hätte, müßte das schöne gespenstische Bild auseinander fallen.

Der ächte Oesterreicher, denn man sich draußen gewöhnlich phlegmatisch denkt, ist der munterste Bursche von der Welt. Die vis inertiae ist bei ihm nur politisch zu verstehen; in diesem Verstande ist sie aber so stark, daß sie die Kräfte aller Völker in der Runde an sich fesselt, wie angewachsen. Die Oesterreicher leben wie auf einer seligen Insel, ohne zu wissen, daß diese Insel zugleich der Magnetberg ist, der alle Lanzen-, Säbel- und Dolchspitzen der Magyaren, Slavonier, Tschechen und Lombarden polarisirt. Sie selber glauben nur, es sey der Venusberg, in den die Ritter von allen Seiten hereintaumeln, gern oder ungern. Die Wiener machen aus

Digitized by Google

einem römischen Triumphzuge nur einen lustigen Bacchuszug, und die gefangenen Völker selbst lachen mit. Wie Mancher, der in der Provinz ein Cato war, wird in Wien zum Lucull!

Alle Oesterreich unterworfenen Völker haben eine geistreichere und prägnantere Physiognomie als die Oesterreicher selbst; allein in den Riesengestalten, welche die steierischen Gebirge liefern, in der Muskelkraft und dem Blitzauge der Tyroler, und endlich in der ewigen Jugendblüthe des niederösterreichischen Fleisches, gibt sich eine Naturfülle zu erkennen, die alle Leidenschaften und geistigen Kräfte der Nachbarn nicht abzunutzen, nicht zu bewegen, nicht zu beherrschen vermögen. Wenn irgendwo, sieht man es hier ein, daß die Natur eine Macht ausübt, der nicht jeder Geist, nicht einmal jeder Zeitgeist Herr wird. Und wer weiß, wozu es gut ist, daß die große Welterziehungskunst, wenn sie die einen vielleicht verzieht, noch immer einige Völkerkinder übrig behält, um an ihnen künftig bessere Experimente zu versuchen.

Der Oesterreicher hat mit dem Schwaben die Gemüthstiefe, das lyrische Element gemein. Dadurch unterscheiden sich aber diese beiden süddeutschen Stämme völlig von einander, daß der Schwabe den strengsten sittlichen Ernst liebt und für Schiller'sche Ideale schwärmt, während der Oesterreicher sich im Lustigen und Komischen gefällt und dabei ganz Epikuräer ist. Der Schwabe hat einen gemüthlichen Ernst, der Oesterreicher einen gemüthlichen Spaß. Auffallend stechen gegen die anspruchslosen, unbefangenen und heitern Physiognomien der Oesterreicher die düstern und charaktervollen Gesichter der Ungarn, Italiener und Böhmen ab, unterscheiden sich aber wieder sehr unter einander. Der Ungar hat in seiner stolzen und schönen Haltung und Physiognomie etwas Gesetztes, das an das orientalische Phlegma erinnert, so feurig er innerlich ist. Der Italiener trägt in Gang und Blick sein Feuer viel mehr zu Schau, so auch der Pole. Der Böhme erscheint durchgängig gedrückt, grollend, und wo ich irgend ein recht unzufriedenes Gesicht in der lustigsten Stadt der Welt sah, war es ein böhmisches.

Die Lazaronis Wiens sind Slavonier aus dem Neutraer Comitate, und anderes ungarisches, kroatisches und wallachisches Lumpengesindel, von deren Knechtsgestalt man sich keinen Begriff machen kann, wenn man sie nicht gesehen hat. Absonderlich sah ich einige Wallachen, die in Sackleinwand eingepackt, unter langzottigem Haare wahrhaft viehische Gesichter trugen. Unter den Slavoniern aber sieht man häufig schöne Knaben und Jünglinge, wenn man anders ihre halbnackte Göttergestalt vor Schmutz sehen kann.

Was den Wienern ihre Gesundheit, Schönheit und Heiterkeit erhält, ist außer dem milden und freundlichen Klima vorzüglich ihr Wohlleben, ihre zur andern Natur gewordene Virtuosität, das Leben zu genießen, ohne sich doch dem Genusse zum Opfer zu bringen; ich möchte es einen Epikuräismus ohne Leidenschaft nennen. Sie essen und trinken vortrefflich, aber man sieht es ihnen nicht an, wie etwa einem englischen Falstaff oder einer altbayerischen Biertonne. Das Unfläthige, Bestialische und Dämonische, das man anderwärts so häufig bei leidenschaftlichen Fressern und Säufern sieht, vermißt man in Wien fast gänzlich. Sie lieben, sie sind sehr wollüstig, aber vergebens sucht man in Wien Physiognomien, welchen diese Leidenschaft den Stempel des Verbrechens und der Schande aufgedrückt hat, wie man sie so häufig in Berlin und selbst in Frankfurt trifft. Es gibt kein eigentliches Bordell in Wien, Alles dilettirt nur, wie in Italien, folgt dabei seiner Neigung und sieht dabei immer lachend, vergnügt, und was die Hauptsache ist, gesund aus. Von allem dem ist der Grund, daß die Wiener bei ihren körperlichen Genüssen ohne Leidenschaft zu Werke gehen. Ihre Seelenruhe, ihre anspruchlose Gutmüthigkeit und Fröhlichkeit läßt das wärmende Flämmchen nie zum zerstörenden Brande werden.

Der Väter Schuld.

Eine Geschichte aus den Tagen der Restauration.

von

Ludwig Robert.

(Fortsetzung.)

Auf dem Landgute angekommen, fand Graf Eduard Herrn La Javelle gefahrlos zwar, nach Aussage des Arztes, der ihn schon früh am Morgen besucht hatte, indessen bei weitem leidender, als gestern unmittelbar nach dem schweren Anfall. Emilie saß am Krankenlager ihres Vaters, jede Regung, jeden Athemzug ängstlich beobachtend und sorgsam bereit, dem Duldenden bald diesen, bald jenen Dienst zu leisten. Sie grüßte den leise Eintretenden unbefangen; Herr La Javelle reichte ihm die Hand, sah ihn an mit einem Blicke des innigsten Dankes und bewegte das Haupt, als wolle er sagen: „Ich weiß und erkenne Alles, was Du für mich gethan hast!“ Als er aber zu reden beginnen wollte, erinnerte ihn Emilie, daß ihm der Arzt befohlen habe, jede Gemüthsbewegung zu vermeiden, erbot sich zur Dolmetscherin seines dankbaren Herzens, meinte aber, daß auch dieses nicht nöthig sey, indem der Herr Graf in seinem eigenen reinen Bewußtseyn die Ueberzeugung finden müsse, daß, obgleich er sich den unvergeßlichen Dank des ganzen Hauses erworben, es doch Thaten des Edelmuths gebe, die über allen Lohn erhaben sind. Eine leise Röthe überflog Emilie ob des entschlüpften bezüglichen Worts; der Graf aber

that, als bemerke er nichts, gab eine unbefangene, fast scherzhafte Antwort, und benuzte die erste Gelegenheit, das Zimmer zu verlassen.

Seine nächste Absicht war, wie gesagt, seinen Nebenbenbuhler auszuspüren; er konnte es nicht erwarten, zu erfahren, wer der Gegenstand seines eifersüchtigen Hasses und seiner gekränkten Eitelkeit sey. Aber vergebens spielte er bei Madame La Javelle auf einen möglichen Rivalen an; die gute Frau vermaß sich hoch und theuer, daß das Herz ihrer Tochter gänzlich frei sey, daß sie es doch wissen müßte, wenn es anders wäre, daß sie überhaupt selten und wenig Gesellschaft bei sich sähen, und daß in dem kleinen Orte sich auch nicht Eine männliche Seele befände, gegen welche ein solches Mißtrauen nicht vollkommen lächerlich wäre. Eben so wenig fruchteten des Grafen Erkundigungen bei einer ihm ergebenen ältlichen Kammerjungfer, die bei Emilien die Stelle einer Art von Duenna vertrat; auch nicht der Gärtner, auch die nächsten Nachbarn nicht, keiner wußte das Geringste, und überall und immer hörte er nur das Lob Emiliens und ihres sittsamen Wandels. Er ergrimmte über die vielen fehlgeschlagenen Versuche, war aber seiner Sache zu gewiß, gab die Hoffnung nicht auf und sezte seine Forschungen mehrere Tage lang, doch immer vergebens fort.

Während dessen hatte Herr La Javelle das Bette verlassen, mußte aber noch das Zimmer hüten und fühlte sich kränker, als er es seiner Umgebung gestand. In dieser Stimmung ließ er am folgenden Sonntag, da Emilie zur Messe gegangen war, seine Frau zu sich rufen und redete sie, als sie allein waren, folgendermaßen an: „Wie Du weißt, versichert unser Arzt, daß es mit dem Verlauf meiner Krankheit nicht erwünschter geben könne, auch kann ich, die alten Nachwehen meiner Wunden ausgenommen, nicht klagen, und denke in wenigen Tagen wieder gänzlich hergestellt zu seyn. Du kannst also ganz ruhig seyn und darfst Dir bei dem, was ich Dir jezt zu sagen haben, keine unnüzen Gedanken machen. Wisse also, daß der Schlag, der mich vor acht Tagen traf ...." „Um Gottes Willen!" fiel ihm die erschrockene Gattin in die Rede, „wie kannst Du nur ein so furchtbares Wort aussprechen! Wie kannst Du Dir einbilden ....?" „Ruhig!" rief Herr La Javelle, „ich bin gewohnt, dem Feind in's Auge zu blicken. Möge der Arzt, um Euch täuschend zu schonen, von Krampf, Nerven oder Schwindel sprechen, ich weiß, daß es ein Schlagfluß war, daß ein solcher Anfall wiederkehrt, und daß ich also, einem plözlichen Tode ausgesezt, jeden Augenblick darauf gefaßt seyn muß, der Welt Valet zu sagen. Du brauchst deßhalb nicht gleich zu weinen!" fuhr er ungeduldig auf, „ich lebe ja noch, und unsterblich war ich niemals!" — Die sanftmüthige Frau, eingedenk, daß ihr Gatte von nichts so sehr verlezt werden konnte, als von ihren Thränen, enthielt sich augenblicklich des Weinens. Beschämt erkannte Herr La Javelle diese Zartheit, und mit mildern Tone sprach er besänftigend: „So recht, meine liebe Freundin, trockne Deine Thränen! Davon stirbt man nicht, daß man des Todes gedenkt und für die Hinterbleibenden sorgt." Er richtete schmeichelnd ihr gesenktes Haupt empor und: „Munter, mein gutes Hausmütterchen!" rief er scherzend, „munter und fröhlich! denn wisse nur, daß im Grunde hier gar nicht die Rede von Sterben ist, sondern ganz im Gegentheil, von Hochzeit machen. Ja, wundere Dich nur! Während Du schon längst, als vorsorgende Hausfrau, für die Aussteuer unserer Emilie gesorgt hast, habe ich die geringere Nebensache nicht vergessen und an den Mann ihres Herzens gedacht." — „Du scherzest!" sagte die Ueberraschte. — „Da hast Du Recht," erwiederte er, „ich scherze, weil mir die ernste Einleitung nicht gelungen ist und weil Du bei dem, was ich Dir jezt zu entdecken habe, guter Laune seyn und nicht böse werden sollst." — „Böse? weshalb sollte ich denn böse werden?" fragte die immer mehr Verwunderte. — „Ei nun," antwortete er lächelnd, „weil eine Frau von gewissen Jahren es weder sich, noch Andern verzeihen kann, wenn in dem Kreise ihrer Bekannten eine Neigung entstanden und doch ihrem Scharfblicke entgangen ist." — „Emilie!" rief die entzückte Mutter, „so hätte ich dennoch recht gesehen? so ist es wahr?" — „Sie liebt," bestätigte Herr La Javelle; „und, wie ich sie kenne, mit der innigsten Hingebung." — „Den Grafen!" fiel die Triumphirende rasch ein, und: „den Grafen?" wiederholte mit strengfragender Betonung der eben noch Scherzende. Es entstand eine Pause gegenseitiger Verstimmung, während welcher Herr La Javelle mißmuthig im Zimmer auf und abging. — „Was meinst Du?" fragte er endlich, dicht vor die Bekümmerte hintretend, die sich auf einen Sessel niedergelassen hatte. „Ich will es Dir sagen," fuhr er, als keine Antwort erfolgte, fort. „Du weinst, weil mein Eigensinn es nicht zugeben will, daß unser Kind unglücklich wird. Unglücklich aber würde das Mädchen, wenn Dein heimlicher Wunsch in Erfüllung ginge, wenn die gehoffte hochgräfliche Heirath zu Stande käme. Der Traum der Gleichheit ist vorüber. Nein, nicht Traum! es war Realität. Das schöne Frankreich besaß ja schon die Gleichheit, hatte sie mit seinem edelsten Blute erkämpft; und nur Er hat sie uns wieder geraubt, hat dieses heiligste Erbgut seiner Mutter eigensüchtig und thöricht vergeudet, der undankbare Sohn unserer glorreichen Umwälzung! — Und jezt? Der eitle Komödiant! Unheilbar verblendet, spielt er wieder die abgenuzte Paraderolle, den gesalbten Bruder der Könige, läßt sich zur Versammlung im Marsfelde den alt-fränkischen Thron erbauen, umgibt sich mit Aristokraten und Hofschranzen,

Digitized by Google

beleidigt von Neuem die redlichen Republikaner, und wird von Neuem mit dem zusammengeflickten Kaiserthron, mit dem morschen Theatergerüste zusammenbrechen.“ — Noch lange fuhr der alte Republikaner, der einst zurückgesezte Brave in diesem entrüsteten Tone fort; er dürdete die gescheiterte Revolution, die Besiegung Frankreichs, die Rückkehr der Bourboniden, ihren Hang und die vorgefundenen Mittel zur Unumschränktheit, kurz all das Schöne und Erhabene, was die Franzosen zuerst mit übereilter, mit eitler Zuversicht begonnen und was sodann an Mangel der eigenen, an Mangel der allgemeinen sittlichen Menschenbildung zu Grunde gehen mußte, er dürdete es dem Gewaltigen auf, von dem er in verliebtem Hasse wähnte, er hätte das Unmögliche vermocht: er habe die Entwickelung der Menschheit zerstört, er hätte sie vollenden können.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortsezung.)

Cuvier.

Ein Mann, über welchen die Stimmen viel einiger sind, als über Champollion, und der schon seit zwanzig Jahren und länger der allgemeinen Achtung der Gelehrtenwelt genoß, war Cuvier, der berühmte Naturforscher. Was Buffon einst in Paris gewesen war, das Orakel der Naturkunde, das Oberhaupt des Naturalienkabinets und des Pflanzengartens, der Leiter aller naturwissenschaftlichen Unternehmungen in Frankreich, der Centralpunkt aller Entdeckungen in diesem Fache, dies war Cuvier in einem viel höhern Grade. Denn Cuvier hatte eine gründlichere, umfassendere Bildung erhalten, und sah die Natur aus einem viel höhern Gesichtspunkte an. Zudem war er nicht wie Buffon auf sein Fach beschränkt und verlor seine Zeit nicht damit, seinen Styl Seitenweise auszufeilen und zu glätten. Er war mit dem Forschen und Treiben auswärtiger Gelehrten vollkommen vertraut. Niemand kannte besser den jezigen Standpunkt der Wissenschaft, er wußte, wie man auf deutschen Universitäten lehrt, das Unterrichtswesen war ihm geläufig, er selbst trug auf eine höchst anziehende Art vor und konnte den Lehrern als Muster dienen. Schon lange war er einer der Aufseher und Leiter des öffentlichen Unterrichtswesens in Frankreich, und da er Protestant war, und wohl der gelehrteste und aufgeklärteste in diesem Reiche, so war auch die Leitung der geistlichen Angelegenheiten dieses Kultus ihm übertragen. In der Akademie der Wissenschaften war er gleichsam die Seele dieses Gelehrtenvereins, und ihm ist es zum Theile zu verdanken, daß derselbe in diesem Jahrhunderte eine so ausgezeichnete Stelle unter den gelehrten Gesellschaften Europas, vielleicht sogar die erste Stelle einnimmt. Als Generalsekretär der Akademie hatte er die Pflicht, über die verstorbenen Mitglieder derselben biographische Notizen in den öffentlichen Sitzungen vorzulesen, wie ehemals Fontenelle that. Diese Notizen können künftigen Sekretären und überhaupt allen Biographen zu Mustern dienen. Sie sind gesammelt worden und machen einen der angenehmsten Theile der Schriften Cuviers aus. Auf die Erörterung des Verdienstes seiner zoologischen Forschungen und Leistungen will ich mich nicht einlassen; dies bleibt Naturforschern überlassen. Nur sey es mir verstattet, auf sein großes Werk über die fossilen Knochen der Urwelt aufmerksam zu machen, ein Werk, in welchem er gleichsam aus den übriggebliebenen Trümmern die Geschichte der antediluvianischen Thierwelt wieder konstruirt. Diese fossile Zoologie hat durch ihn eine ganz neue Gestalt bekommen und ist durch ihn unendlich bereichert worden. An ihn gelangten die meisten Reste dieser Art, die man in den Erdschichten Frankreichs auffand; Niemand hatte so viele derselben gesehen und verglichen als er; er selbst besaß ein bedeutendes Kabinet dieser Art; durch vieljährige Uebung war er im Stande, nach wenigen Knochen das ganze Thierskelett wieder herzustellen; schon die Zähne waren ihm oft hinreichend, um die Gattung des Thiers genau zu bestimmen, und diese für die Kunde der antediluvianischen Thierwelt so wichtige Zahnbeschaffenheit ist durch ihn ein Leitfaden geworden, um, in Ermangelung anderer Kennzeichen, untergegangene Gattungen und Geschlechter wieder zu bestimmen. Es wird von nun an kein Sammelpunkt der in dieser Hinsicht gemachten neuen Entdeckungen vorhanden seyn, denn Niemand genießt in der Gelehrtenwelt jezt eines so ausgebreiteten Ruhms, daß ihm von allen Seiten fossile Knochen und Entdeckungsgeschichten zukämen, wie es bei Cuvier der Fall war. Indessen wird die hiesige Akademie der Wissenschaften sicher fortfahren, alles, was in dieser Hinsicht zu ihrer Kunde gelangen wird, sorgfältig zu sammeln. Für fremde Naturforscher, welche nach Paris kamen, war Cuviers Haus eines der merkwürdigsten, das sie hätten besuchen können; denn erstlich trafen sie hier einen gefälligen und belehrenden Hausherrn, eine vortreffliche Sammlung von Naturalien und Präparaten, einen Akademiker, welcher sie mit großer Bereitwilligkeit in die Sizungen der Akademie einführte, und einen Staatsmann, welcher von allen öffentlichen Angelegenheiten Bescheid wußte, und dessen sonnabendlichen Vereine sie sogleich mit ausgezeichneten Gelehrten und andern merkwürdigen Männern bekannt machten. Er hatte seine Wohnung in dem zum Pflanzengarten und Naturalienkabinette gehörigen Gebäude, und hier versammelten sich seit vielen Jahren am Sonnabende seine Freunde und die ihm empfohlenen Fremden. Solcher Vereine, in welchen man stets sicher ist, ausgezeichnete Männer anzutreffen, gibt es jezt in Paris nicht viele; denn wenige Gelehrte haben Gefälligkeit, Liebenswürdigkeit, Vermögen und Ansehen genug, um dergleichen Vereine halten und lange fortsezen zu können. Es gehört ein besonders gastfreundlicher, und ich möchte sagen kosmopolitischer Sinn dazu, der nicht allen Gelehrten, auch wenn es ihnen an andern Eigenschaften nicht mangelt, gegeben ist. — Bis dahin war an Cuvier alles lobenswerth; allein auch er hatte seine schwache Seite; diese war, daß er sich allzusehr von der Annehmlichkeit, viele wichtige Stellen und großen Einfluß zu besizen, hinreißen ließ und, den Ministern zu Gefallen, als Staatsmann manche Maßregeln billigte und unterstüzte, welche dem Volksgeiste zuwider waren und die Freiheit der Nation beschränkten. Nachgiebigkeit und Schwachheit war bei einem Manne wie Cuvier, der die Gunst der Regierung nicht bedurfte und sich auf seine Gelehrsamkeit und seinen Ruf stüzen konnte, ein viel größerer Fehler, als bei einem armen Schlucker von Beamten, welcher mit den Wölfen heulen, oder in der Verborgenheit verkümmern muß.

(Die Fortsezung folgt.)

Beilage: Literaturblatt Nr. 62.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 144.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Sonnabend, 16. Juni 1832.

Est-ce que je ne connais pas vos petits-grands seigneurs? — Une bonne fois pour toutes, vous aimez les lords, les gens du haut parage, et moi je les déteste.

Beaumarchais.

Der Väter Schuld.

Eine Geschichte aus den Tagen der Restauration,

von

Ludwig Robert.

(Fortsetzung.)

Erschöpft von der Anstrengung der feurigen Rede, warf sich Herr La Javelle, seiner Frau gegenüber, auf einen Lehnstuhl, sah der Schweigenden scharf in's Auge und sprach dann: „Dein Blick scheint zu fragen, wie das Alles hieher gehört, und es ist meine Schuldigkeit, Dir ruhig darauf zu antworten. Was auch in der nächsten Zukunft geschehen möge, die Ungleichheit unter den Menschen, das verderbliche Geburtsvorurtheil ist wieder fest und für lange Zeit gegründet. Das sollst auch Du, wie ich es längst weiß, klar und deutlich einsehen, sollst wissen, daß mit einem adeligen Mann ein bürgerliches Mädchen nie glücklich seyn kann. Der edelste, der vorurtheilloseste dieser privilegirt Gebornen hat eine Gegend, oder wenigstens einen Punkt in der Seele, wo es Nacht, wo es schwarz ist, wo er sich für mehr als seinen Nebenmenschen hält, mit Hochmuth, mit Verachtung auf uns herabsieht und seinen bürgerlichen Bekannten verläugnet. Ich übertreibe nicht, ich spreche aus Erfahrung: wie verständig, wie gutgesinnt ich auch hie und da den Einzelnen, den Alleinstehenden fand; in Gegenwart dummer Standesgenossen blieb noch Keiner fest, schämten sich noch Alle, vernünftig zu seyn. — Soll ich Dir nun, nachdem wir, statt Erbfeinde Englands zu bleiben, Anglomanen geworden, nachdem Franzosen, edle Franzosen, die starre Aristokratie dieser Nebelinsel, mit ihrer Alles hemmenden Anmaßung, für das Palladium des Staats halten, soll ich Dir jezt noch sagen, wie diese hochmüthig isolirte Kaste Deine Tochter zurückweisen würde? Erlaß es mir, Dir Beispiele anzuführen von Müttern, Töchtern und Vätern, die der Spekulation eines verarmten Edelmanns gerührt entgegenkamen und ihre Schwäche und Eitelkeit nur zu bald beweinten. Lebte der große Molière jezt, er würde, als Gegenstück zu seinem geadelten Kaufmann, die bürgerlichen Schwiegerältern eines adeligen Tochtermannes auf die Bühne bringen.“ Herr La Javelle lächelte, indem er der komischen Kraft seines Lieblingsdichters gedachte, und nicht sobald bemerkte es die Verschüchterte, als sie Muth fassend entgegnete: „Jedes Schauspiel hat seine Kehrseite, und es gibt eben so wohl Beispiele von höchst glücklichen Ehen, die von Personen verschiedenen Standes geschlossen wurden.“ — „Anscheinend glücklich!“ erwiederte er schneidend; „äußerlich, des Anstandes halber, nothdürftig zusammengeleimt! im Innern der Häuslichkeit aber sind all' solche Ehen zerrissen, und an gegenseitige Zufriedenheit, an harmonisches Glück ist nicht zu denken.“ — „Und wäre es auch so,“ versezte die noch immer in Irrthum Befangene, „was würdest Du, zufolge Deiner oft geäußerten Grundsätze, beschließen, wenn unsere Emilie für den Retter Deines Lebens eine stille Neigung hegte?“ — „Dem Retter meines Lebens,“ rief er, „bin ich Dank, reichlichen Dank, aber

Digitized by Google

nicht das Glück meines Kindes als Lohn schuldig!“ — „Du brauſeſt wieder auf,“ ſchmeichelte ſie begütigend, „und gibſt mir doch keine Antwort, was Du thun würdeſt, wenn Emilie den Grafen liebte?“ — „Das weiß ich nicht,“ erwiederte er, „und bin von Herzen froh, daß ich mich darüber nicht zu bedenken brauche. Ja, mein gutes Weib,“ fuhr er lächelnd fort, „das iſt eben der Umſtand, um deſſentwillen ich Dich wiederholt bitten muß, nicht böſe auf mich zu werden. Verzeihe mir, daß ich, ſcharfſichtiger als Du, die wahrhafte Neigung Emiliens entdeckte und ihr Vertrauter wurde. Nein, meine Freundin, nicht dieſe finſtere Miene! Keinen Groll gegen das ſchuldloſe Mädchen, das Dich, beim Himmel! nicht minder liebt, als mich! Ich allein trage alle Schuld, ich habe mich ihr zum Vertrauten aufgedrungen; ich habe ſie verleitet, Dir aus dem Zuſtand ihres Herzens ein Geheimniß zu machen. Sieh! ich könnte ſagen, daß ich zuerſt die Beſtändigkeit ihrer Liebe prüfen wollte, und ich würde nicht lügen, ich würde auch nicht lügen, wenn ich mich mit einer Dir zugedachten freudigen Ueberraſchung entſchuldigte; aber ich will es Dir nicht verhehlen, daß auch ein wenig Sonderbarkeit, ein wenig eiferſüchtige Abgunſt dabei im Spiele war. Ich wollte einmal die Regel umkehren: nicht die Mutter, der Vater ſollte der Vertraute der Tochter ſeyn und — werde mir nur nicht böſe! — ich war neidiſch, das Herzensgeheimniß meines Mädchens mit Dir zu theilen.“

So klagte Herr La Javelle ſich ſelbſt an, um, wie er es öfter that, die zärtlich geliebte Tochter zu entſchuldigen, wann ihre kindliche Anhänglichkeit ſich vorzugsweiſe für den Vater kund gab und er das Mutterherz beſchwichtigen mußte. Jezt beſonders hatte er viel zu begütigen, und würde ſchwerlich damit ſo bald zu Stande gekommen ſeyn, wenn nicht die Neugier ſeiner Gattin in dieſem Augenblick ſtärker geweſen wäre, als ihre Empfindlichkeit. Sie drang auf vollſtändige Enthüllung der — wie ſie ſich ausdrückte — unnatürlichen und kränkenden Heimlichkeiten. Aber nur erſt, nachdem ſie verſprochen und es mit einem Kuß beſiegelt hatte, der Tochter in keiner Weiſe zu grollen, erfuhr ſie das Herzensgeheimniß ihres Kindes, indem Herr La Javelle ſie fragte, wie es denn möglich geweſen, daß ſie Emiliens frühe Neigung zu Hüganne nicht ſchon längſt bemerkt habe? — „Hüganne!“ rief die Staunende, und gleich darauf ſezte ſie mit dem Tone der Wegwerfung hinzu: „der Schweſterſohn unſeres Pfarrers?“ — „Unſeres ehrwürdigen Pfarrers,“ entgegnete Herr La Javelle; „haſt Du etwas gegen Charakter und Bildung, gegen Kopf und Herz, gegen Fleiß und Anſtelligkeit des jungen Menſchen einzuwenden?“ — „Nun,“ antwortete ſie, „das eben nicht; aber ich hätte nie geglaubt, daß die Anſprüche Deines anſcheinend ſo beſcheidenen Handlungsdieners ſich ſo hoch verſteigen.“ (Die Fortſ. folgt.)

Die öſterreichiſchen Dichter.

(Aus Wolfgang Menzels Reiſe nach Oeſterreich.)

Werfen wir einen Blick auf die Geſchichte der Dichtkunſt in Oeſterreich, ſo können ſich uns die üblen Folgen des Cenſurzwanges nirgends verhehlen. Während die Poeſie in Weſt- und Norddeutſchland unter dem Schutze des Proteſtantismus, der Reichsungebundenheit oder ſelbſt aufgeklärter Fürſten gleichen Schritt mit der wiſſenſchaftlichen Ausbildung der höhern Stände hielt, zog ſie ſich in Oeſterreich als eine Verbannte in die Gebirge und unter das niedrige Volk zurück, wo die ſchöne Königstochter bis auf dieſen Tag als Volkslied oder Sage lebt. Was ſich dagegen unter der gebildeten Klaſſe in Oeſterreich als Poeſie kund gegeben hat, war geraume Zeit nur der ſchwache Widerſchein nord- und weſtdeutſcher Poeſie. Pater Abraham a Santa Clara, der übrigens kein Oeſterreicher, ſondern ein Schwabe war, ſteht am Ende der alten barbariſchen Zeit. Denis dagegen ſteht am Eingange der neuen Zeit. Denis war aber nicht mehr als ein ſchwacher Widerſchein Klopſtocks. Dann kamen Sonnenfels, Alxinger, Blumauer als Widerſcheine Wielands, deſſen Geiſt und Feinheit ſie nie erreichten; dann Collin als Widerſchein Schillers. Nirgends in Oeſterreich ſtoßen wir auf einen großen originellen Dichter, der, anſtatt eine fremde Manier nachzuahmen, ſeine eigene begründete. Nur die Dichter des Leopoldſtädter Theaters machen davon eine ehrenvolle Ausnahme; ihre Poeſie aber ſteht auch der früher mit Unrecht verachteten Volks- und Sagenpoeſie weit näher, als der vornehmen modernen Poeſie. Daß ſich nun große und originelle Talente nur in jener niedern Sphäre entwickeln konnten, daran iſt nichts Anderes Schuld als der Geiſtesdruck, der ſo lange über Oeſterreich lag.

Erſt in neueſter Zeit — und ſchon dieß einzige Zeichen deutet auf eine große Umgeſtaltung der Dinge — in neueſter Zeit fangen die öſterreichiſchen Dichter an, in gleicher Linie mit den übrigen Deutſchen aufzutreten, und zwar nicht blos, weil die leztern ſich allmählich etwas verkleinert haben, ſondern weil wirklich Oeſterreichs junge Muſe in die Welt tritt, und aus einer ſchüchternen Schülerin eine ſich fühlende Schönheit des Tages wird und einen lieblichen Reiz nach dem andern entfaltet. Daß dieſe junge Muſe ihre Erſtlinge dem Serviliſmus zum Opfer bringt, iſt freilich wohl natürlich und nicht anders zu erwarten. Iſt denn nicht überhaupt in jeder Kunſt etwas Athleten- und Hetärenmäßiges, das ſie gern ins Gefolge des Deſpotismus bringt, und ſind nicht eben darum Horaz und Goethe ſo wahr, weil ſie den angebornen Royaliſmus und Serviliſmus des Dichters ſo wenig verhehlen? Was nun von aller Kunſt überhaupt gilt, wie ſollten wir es beſonders in dem Falle der jungen öſterrei-

Digitized by Google

chischen Muse beklagen? Wenn selbst die protestantische, überaus altkluge und wirklich schon alte, sich höchst frei dünkende und wirklich unabhängige Muse, die eine keusche Minerva scheinen will und es wirklich seyn könnte, dennoch keinem gnädigen Blicke, keiner vornehmen Vertraulichkeit widerstehen kann, und beständig mit dem gichtbrüchigen und hypochondrischen Despotismus kokettirt, wie sollte die junge österreichische Muse, die wie in einem orientalischen Harem in den Sitten und Gewohnheiten einer üppigen Sklaverei erzogen ist, einem Despotismus widerstehen, dessen Autorität sie nie bezweifelt hat, der ihr natürlich und nothwendig erscheint, und der auch nicht gichtbrüchig und hypochondrisch, sondern, wenn ich so sagen darf, ein Despotismus ist, der noch Waden hat?

So dürfen wir uns denn über die servile Tendenz in „dem treuen Diener seines Herrn," von Grillparzer, in „dem Stern von Sevilla," von Zedlitz, in „Hans Sachs," von Deinhardstein ꝛc. nicht wundern. Was thaten die Dichter und Maler unter Ludwig XIV. Anderes? Auch sie malten alle Tugenden und Künste allegorisch zu den Füßen des Thrones. Nur — und das spricht für den feinen Geist der österreichischen Dichter — nur etwas raffinirter ist der leztern Schmeichelei. Unter Ludwig XIV. legten die Minister dem Könige ihre Talente zu Füßen. Grillparzer läßt den treuen Diener seinem Herrn seine Tugend zu Füßen legen. Unter Ludwig XIV. brachten die Generale dem Könige ihren Ruhm zum Opfer, Zedlitz läßt seinen Ritter dem Könige die Ehre zum Opfer bringen. Unter Ludwig XIV. machten sich die Künstler ihre Geschicklichkeit bezahlt, Deinhardstein läßt seinen Hans Sachs sein Herz bezahlt machen. Die französischen Schmeichler sagten etwas plump: Es gibt keinen König ohne Talent, Ruhm und Kunstglanz; die österreichischen Schmeichler sagen viel feiner: Es gibt keine Tugend, keine Ehre und keine Kunstbegeisterung ohne König. Das kommt daher, weil in Frankreich nur der Verstand schmeichelt, in Deutschland aber das Herz.

Gerade diese Sophisterei des Herzens aber beweist, daß diese österreichische Poesie ihre Unschuld bereits verloren hat. Wer nicht alles verdammt, was nicht alt-römische Tugend und rauher Republikanismus ist, kann nur mit Lächeln und Behagen an die gute alte Zeit in Oesterreich zurückdenken, an das selige Land der Phäaken, darin es immer Sonntag war und der Braten immer am Spieße sich drehte. Die Leopoldstädter Dichter und der unvergleichliche Wenzel Müller in seinen so anspruchlosen, gutmüthigen und lieblichen Melodien, spiegeln klar die Seele des treuen Oesterreichers wieder in jener fröhlichen, unschuldigen Zeit. Man fühlte sich unendlich wohl beim Schmaus und Gelag, beim Schatzerl und Tänzerl, und bei den arglosen Späßen des Kasperl, und ging durchs Feuer für den Franzerl, ohne zu fragen, warum? Man war zufrieden, ohne darüber nachzudenken, und die Schmeichelei für den geliebten Kaiser bestand in Handlungen der Hingebung, nicht in studirten Worten, und in einer derben, guten Laune, nicht in einem ängstlichen Haschen nach den feinsten Komplimenten. Die neuern vornehmern Dichter, denen die alte Weise zu gemein erscheint und die sich nun mit den gesuchtesten Apotheosen des Despotismus abquälen, zeigen nur zu sehr, daß in diesen heitern Köpfen das Nachdenken erwacht ist, und indem sie sogar die Unklugheit begehen, gewisse politische Erscheinungen zu beschönigen, so machen sie entweder erst auf die Gehässigkeit derselben aufmerksam, oder beweisen, daß man schon angefangen hat, darüber nachzudenken. Manches, was den Leuten schon zur andern Natur geworden war, woran sie gar kein Arg hatten, in dessen gefährlicher Nähe sie wie Kinder am Abgrunde fröhlich spielten, erschreckt sie jezt, macht sie ernst und nachsinnend.

Zugegeben also, daß die alte lange Täuschung der Oesterreicher eine glückliche war, so mußte sie doch einmal anfangen aufzuhören, und man mußte sie einmal als Täuschung erkennen, und der Geist des Dichters mußte zulezt in der bis zur Pein ausdauernden Lustigkeit sich unbehaglich fühlen und dem St. Veitstanz entfliehen, die süße, doch zulezt ermüdende Gewohnheit des in schwülen Wollüsten dämmernden Venusbergs verlassen, und zum erstenmal die freie Brust in der Morgenluft baden. Der Dichter mußte, wie Achill auf Skyros, endlich die weibische Kleidung abwerfen und Schwerdt und Helm ergreifen. Daß er es gethan hat, zeigen die „Spaziergänge eines Wiener Poeten."

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Fortsetzung.)

Cuvier.

Cuvier hat, wie Laplace und einige andere große Gelehrte Frankreichs, bewiesen, daß tiefe Gelehrsamkeit nicht immer mit der Seelenstärke verbunden ist, die erfordert wird, um eine unabhängige Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft zu behaupten. Eine solche Schwäche wird von den Machthabern bald entdeckt, und sie unterlassen dann nicht, dem großen Gelehrten auf eine feine Art beizukommen und sich allmählig seiner zu bemächtigen; er überläßt sich dem angenehmen Eindrucke, welchen die Schmeicheleien und das Zuvorkommen der Hofleute und hohen Beamten auf sein weiches Herz machen, und bemerkt nicht, daß er seine Popularität aufopfert, die mehr werth ist, als die Hofgunst, und daß man im Grunde nur sein Talent und seinen Ruf zum Stützpunkt zur Beförderung fremder Absichten haben will. Ungefähr so ist es auch Cuvier gegangen. Als Mitglied des Staatsraths und als Regierungskommissär hat er vor den Kammern manche Maßregel müssen durchsetzen helfen, die er bei kaltem Blute verwerflich finden mußte. Er hätte hier kühn zurücktreten und gefchmeidigern Beamten dieses unangenehme und unwürdige Geschäft überlassen sollen. Dann war es auch eben nicht nöthig, so viele Aemter auf-

Digitized by Google

einander zu häufen, wovon sechs Familien hätten leben können; nicht, als ob er nicht jedem derselben gewachsen gewesen wäre; allein was hatte er nöthig, seine Zeit mit Arbeiten zu verlieren, welche die Wissenschaft nicht förderten und die Andere so gut als er hätten besorgen können? An Regierungskommissarien und Staatsräthen wird nicht leicht Mangel seyn, wohl aber an ausgezeichneten Professoren und gründlichen Naturforschern, wie Cuvier war. Im Institute hatte er sich in drei Akademien aufnehmen lassen, obschon die vier Akademien eigentlich nur ein Ganzes ausmachen, und also Jemand, der in drei Klassen des Instituts sitzt, dreimal Mitglied desselben Gelehrtenvereins ist. Diesen Mißbrauch hat er freilich nicht eingeführt, allein er hat denselben benutzt. Die Professur am Collège de France versah er schon seit vielen Jahren nicht mehr; erst vor zwei Jahren, als sich die öffentliche Stimme in den Zeitungen darüber beklagte, daß er seine Stelle als Professor nicht versehe, hielt er es für rathsam, endlich wieder als Professor aufzutreten, und er hielt nun jene merkwürdigen Vorträge, die sogleich stenographirt und allgemein verbreitet wurden, so daß das gesammte Publikum gleichsam denselben beigewohnt hat. Wenn der Mann nun aber einige Schwäche in seinen Verhältnissen zu den Machthabern und etwas zu viel Liebe zu Stellen und Aemtern verrathen hat, so hat er andererseits am Ende seiner Tage, als das Leben von ihm schied, sich wieder ermannt; er hat als geschickter Anatom die Beschaffenheit seines innern Baues erkannt und sogleich gesagt, er sey ohne Rettung verloren und werde nur noch wenige Tage zu leben haben. Und von diesem Augenblicke beschäftigte er sich ganz ruhig mit den Familienangelegenheiten, die er zu besorgen hatte, und mit dem Zustande der Naturwissenschaft, die nun an ihm einen ihrer eifrigsten Anhänger verlieren sollte.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 138:

Die Entfernung.

Reimräthsel.

Den schönsten F.
In weichem G.
That heut mein H.
Mit seinem M.
Ein ganzes P.

Den ganzen F.
Als ich zur S.,
Nun, schöner M.,
Wie heißt mein Reim, dein F.,
Wie heißt des H'es F.?

G. R.

An den Herrn Redakteur des Morgenblatts.

. . . . Juni 1832.

Hochgeehrtester Herr.

Schon im vorigen Jahre habe ich, besorgt, daß die unter meiner Firma im Morgenblatt von Zeit zu Zeit erscheinenden Pseudobriefe eines Verstorbenen später Dinge enthalten möchten, welche ich keineswegs auf meinen Conto zu nehmen gesonnen seyn kann, eine Erklärung in dasselbe Blatt einrücken lassen, worin ich, wiewohl scherzend, doch sehr deutlich sagte: daß ich nicht der Autor dieser Briefe bin.

Es war mir daher schon befremdend, daß dennoch der sonst so milde, geistreiche Recensent der lezten Theile meiner Briefe im Literaturblatte mir das Unrecht zuschreibt, Herrn Börne, dessen großen schriftstellerischen Talenten gewiß Niemand mehr als ich Gerechtigkeit widerfahren lassen kann, sein Judenthum vorgeworfen zu haben. Herr Börne selbst hat zwar meine Briefe, oder vielmehr deren ihm unbekannten Verfasser, etwas hart angegriffen; ich aber habe nirgends ein Wort darauf erwidert, und würde es am wenigsten in der erwähnten Art gethan haben, einmal weil ich in der That bis diese Stunde mich nie darum bekümmert habe und daher auch wirklich gar nicht weiß, ob Herr Börne ein Jude oder ein Christ ist, zweitens, weil ich es nie als einen Gegenstand des Vorwurfs angesehen habe, in einer andern Religion, Nation oder Stande geboren zu seyn, als etwa zufälligerweise ich selbst, für welche Gesinnung vielleicht meine Briefe schon die beste Garantie zu leisten im Stande wären.

Deshalb, und theils aus Indolenz, unterließ ich bisher, diesen Irrthum von Neuem zu rügen; da aber nun jene Pseudobriefe (deren Verdienst oder Nichtverdienst ich mir übrigens beurtheilen zu können gar nicht anmaße) auch in England unter einem Namen, den man für den meinigen hält, erschienen sind, und in Nr. 110 des Morgenblatts gar ein neuester Anacharsis das Publikum benachrichtigt: ich habe mir durch das plebejische hey hey, welches ich unserm modernen Moses nachgerufen, die größte aller Demüthigungen zugezogen, nämlich die, daß die Frauen erklärt, ich habe aufgehört, liebenswürdig zu seyn — so ist mir, der die lieblichen Frauen jeden Glaubens über alles schäzt, ernstlich bange geworden. Ich eile also, hiermit dem schönen Geschlechte, und beiläufig auch seinem glücklichen Vertrauten, Anacharsis dem Jüngsten, die feierliche Versicherung zu geben, daß ich der Verfasser der „neuesten Briefe eines Verstorbenen," welche im Morgenblatte publizirt worden sind, nicht nur selbst nicht bin, sondern auch nicht die mindeste Ahnung habe, wer es seyn mag, der mir so beharrlich die Ehre erzeigt, meine unbedeutende Maske vorzunehmen.

Euer Wohlgeboren werden mir wohl nicht versagen, diesem Brief in dem von Ihnen redigirten Morgenblatte einen Platz gütigst anweisen zu wollen, wonach ich nur noch die Versicherung meines vorläufigen ergebensten Dankes, so wie der ausgezeichneten Hochachtung hinzufüge, mit der ich die Ehre habe zu seyn

Euer Wohlgeboren

ganz ergebenster Diener,
der Verfasser der (ältern, billigerweise schon veralteten) Briefe eines Verstorbenen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 145.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 18. Juni 1832.

Laßt Phantasie, mit allen ihren Chören,
Vernunft, Verstand, Empfindung, Leidenschaft,
Doch, merkt euch wohl! nicht ohne Narrheit hören.

Goethe.

Die Wiener Theater.

(Aus Wolfgang Menzels Reise nach Oesterreich.)

Man sagte mir, daß sich bisher alle Gespräche in der Kaiserstadt um Theaterangelegenheiten gedreht hätten, bis in der neuesten Zeit die Politik und die Cholera die Aufmerksamkeit etwas von den Brettern, so die Welt bedeuten, auf die wirkliche Welt abgelenkt hätten.

Ich hatte das Unglück, im Burgtheater nur noch Eine Vorstellung zu sehen, da es am 1ten Julius auf einen Monat geschlossen wurde, und was ich sah, „Verbrechen aus Ehrsucht," lohnte sich der Mühe nicht. Dieses niederträchtige Stück, in welchem ein Sohn die Kasse des Vaters bestiehlt, und zuletzt doch ein edler Jüngling bleibt, erregte gleichwohl im Publikum kein Mißfallen, im Gegentheil sah ich viele Tücher zarter Damen mit Thränen benezt, ja, weil meine schöne Nachbarin so gar schön weinte, schämte ich mich sogar, daß ich nicht mitweinen konnte. Uebrigens sah ich bei dieser Gelegenheit den Herrn Costenoble, der seine Sachen recht brav machte, und die alte Frau von Weißenthurn, die mir schon sehr invalid vorkam, der aber das Publikum eine Achtung bezeugte, in der alle ihre Verdienste um das Theater sich spiegelten.

Im Theater am Kärnthnerthor hörte ich einige gute Opern, deren Genuß mir durch die herrliche Stimme des Tenoristen Wild sehr erhöht wurde. Auch sah ich hier ganz vorzügliche Ballete, in denen die beiden Demoiselles Elsler, insbesondere Fanny Elsler, brillirten. Tänze, Pantomimen, Kostüm, Dekorationen und Maschinerie ließen nichts zu wünschen übrig. Wenn Demoiselle Taglioni auch in der Grazie des eigentlichen Tanzes unübertrefflich bleibt, so steht sie doch in der Wahrheit der Pantomime hinter Fanny Elsler zurück. In dem Ballet „Blaubart" entwickelte dieselbe das, was man „die Grazie des Schrecklichen" nennt, in einem Grade, den nicht leicht eine Schauspielerin erreicht. Auch hat die Direktion in den Chören für hübsche Mädchen gesorgt, was sehr wesentlich ist, denn je weniger die Choristinnen sich durch ihre Kunst auszeichnen können, desto mehr sollen sie es durch ihre Natur, und Schönheit ist bei Balletten, die nie malerisch genug seyn können, eine Hauptsache. Eine Tänzerin zweiter Größe, eine Rose neben der Lilie, eine kleine, warme, gaukelnde Sylphide, wie Demoiselle Mée Saint-Romain, fand ich hier nicht.

Das Theater an der Wien ist das größte dem Namne nach, und es werden gewöhnlich Spektakelstücke daselbst aufgeführt; allein ich fand die Wahl der Stücke eben so gemein, als das Schauspielerpersonal. Ein Herr Kunst war an Figur und Organ ausgezeichnet, doch ist hier wohl keine gute Schule für ihn. Einige Schauspieler waren so erbärmlich, als man sie bei irgend einer herumziehenden Truppe finden kann. Die Naivetät des „Pfefferröschens," im Stück gleiches Namens, konnte nicht übertriebener seyn.

Das Leopoldstädter Theater hat viel an seinem Glanze verloren. Raymund und mehrere andere

Digitized by Google

seiner vorzüglichsten Schauspieler haben es verlassen. Ich sah nur noch den bucklichten Herrn Schuster, dessen köstliche Figur und Laune allerdings mein Zwerchfell sehr erschütterte.

In den Stücken, welche für die Bühne geschrieben werden, scheint immer mehr der moderne bürgerliche Spaß das alte romantische Mährchenelement zu überwiegen. Zwar spielt die Feenwelt noch immer eine große Rolle, aber nur höchst selten findet man in ihr noch etwas Tragisches oder Edles, wie im Donauweibchen und im Alpenkönig. Insgemein erscheint sie karrikirt, ironisirt sie sich selbst, und zieht nicht die Wirklichkeit zu sich herauf, sondern läßt sich zur platten Gemeinheit herab. Es wäre Schade, wenn auf diese Weise jene eigenthümliche Gattung dramatischer Volksmährchen zuletzt unterginge. Die Anlage derselben ist einer größern Ausbildung fähig, und es macht sich darin etwas Nationelles geltend, das vielleicht das einzige Nationelle am deutschen Theater ist. Alle unsere berühmten dramatischen Dichter haben von den Engländern, Franzosen, Italienern, Spaniern und von den Alten gelernt, nur die Mährchenposse ist uns eigenthümlich.

Uebrigens entsprechen die vier Wiener Theater dem theatralischen Bedürfnisse. Kleine Intriguen- und Charakterstücke gehören auf das eine, große Spektakelstücke auf das andere, Possen und Karrikaturstücke auf das dritte, Opern endlich und Ballette auf ein viertes Theater. So bleibt jede Gattung am besten von der andern gesondert. In allen diesen Gattungen insgesammt würden wir Deutschen mehr leisten können, wenn wir eine Centralstadt wie Paris oder London besäßen, und wenn die Theater nicht Hof- sondern Nationaltheater wären. Was die Stücke selbst betrifft, so ist klar, daß der eigenthümliche Geschmack der Deutschen noch eine Menge prachtvoller historischer Schaustücke und kleiner aristophanischer Satiren verlangt, die uns bei allem Ueberflusse an Intriguen- und Charakterstücken noch fehlen. Aber dazu gehört erstens ein größeres Publikum, und zweitens politische Freiheit. Das Glück, welches Schiller gemacht hat, beweist, wie viel Sinn der Deutsche für begeisternde patriotische Schauspiele im großen Style hat, und ich müßte mich sehr täuschen, wenn nicht auch in dem überall vorschlagenden deutschen Volkswitze der Keim zu trefflichen Schimpfspielen läge, deren tolle Lustigkeit und bittere Satire den Geist eines Aristophanes mit dem derben Spaße der alten Fastnachtspiele und Wiener Volksmährchen einte. Was ferner die Schauspieler selbst betrifft, so werden dieselben durch die Verzettelung unserer kleinen Theater und durch die Hofintendanturen sehr verdorben. Wenn sie nicht immer in diesem oder jenem Winkel Deutschlands sitzen blieben und verbauerten, wenn sie in einer Riesenstadt sich mehr koncentrirten, würden sie auch mehr von einander lernen und einen größern Wetteifer zeigen, und wenn sie lediglich von der Gunst des Publikums abhingen, so würde es der Mittelmäßigkeit nicht mehr möglich seyn, bessere Talente zu verdrängen, was auf den Hoftheatern bei dem oft sonderbaren Geschmack der Höfe, und bei den Maitressen- und Speichelleckerkabalen nur zu oft der Fall ist.

Man spricht häufig von großen Veränderungen, welche der Bühne noch bevorstehen sollen, von einer nothwendigen Wiedergeburt des Theaters ꝛc. Ich kann daran nicht glauben. Das Theater wird bleiben, wie es ist, nur noch mehr sich entfalten, die in ihm liegenden Gegensätze schärfer ausbilden, und wenn einmal erst der abscheuliche Censurzwang und die polizeiliche Angst wegfällt, auch intensiv gewinnen. Im Allgemeinen aber wird es seinen gegenwärtigen Charakter behalten, wie ihn unter allen europäischen Städten vornehmlich Paris ausgebildet hat. Niemals wird das alte klassische Trauerspiel und Lustspiel untergehen, denn es wird sich, selbst im romantischen Gewande, vermöge des im Dichtergenie liegenden aristokratischen Prinzips, immer fortpflanzen; es wird nie an einem Publikum für ausgezeichnete Geisteswerke, für Gedichte des ersten Ranges fehlen. Auf der andern Seite wird aber auch das demokratische Prinzip seine Rechte geltend machen, und die Genrestücke, analog der Genremalerei und dem historischen Roman, werden ihre zeitgemäße Ausbildung erhalten in einer doppelten Richtung. Die sogenannten Spektakelstücke werden mehr und mehr zu geschichtlichen Tableaux werden, wie dieß in Paris geschieht, und wirklich ist ein treues Bild alter Zeiten auf der Bühne mehr werth, als bloßer roher Ritter- und Geisterlärm, und freien Nationen ist es ein Bedürfniß, sich der Eigenthümlichkeit fremder Nationen und früherer Zeiten gegenüber zu sehen. Zwar hat Berlin den Ruhm, zuerst die Strenge des Kostüms geltend gemacht zu haben, doch haben erst in jüngster Zeit die Franzosen einen geschmackvollen und ausgedehnten Gebrauch von dieser Neuerung zu machen verstanden, und gewiß wird dieses Genre immer mehr ausgebildet werden, theils in Bezug auf das Frappante der historischen Treue, theils in Bezug auf äußere Pracht. — Die sogenannten bürgerlichen Schau- und Lustspiele werden auf der andern Seite mehr und mehr in die Sittengemälde der Porte St. Martin übergehen, die bei vielfacher Unvollkommenheit oder dermaliger Uebertreibung doch der Anlage nach weit zeitgemäßer und einer freien Nation angemessener sind, als die bisher üblichen Theaterstücke, in denen noch immer der Adel den dritten Stand, und die muthwillige Jugend das Alter mißhandelt. Man wird mir wohl gern glauben, daß ich mich nicht zum Vertheidiger jeder Geistlosigkeit und Modenarrheit aufwerfen will; allein ich finde in jenen französischen Sitten- und Charaktergemälden aus der wirklichen Welt weit mehr poetische Anlage und einen

Digitized by Google

weit tiefern Zusammenhang mit der Zeit und mit dem menschlichen Wesen überhaupt, als in den veralteten Komödien.

In vieler Hinsicht ist die Kunst, und vorzüglich die dramatische, dem Don Ranudo de Colibrados zu vergleichen. Stolz verschließt sie sich mit ihren vornehmen Lumpen in das kalte Haus, und verwirft die Hand, die ihr das reiche Leben bietet, weil ihr dieses Leben zu bürgerlich und gemein erscheint. Allein umsonst sträubt sie sich. Die pedantischen Eltern werden sterben, und die junge Tochter lustig dem Leben in die Arme fliegen. Es kommt nicht darauf an, wie die französischen Klassiker und wie die vornehmen Historienmaler thun, das Genre zu verachten, sondern vielmehr es zu veredeln. Dieß kann aber natürlicher Weise nur da geschehen, wo das Leben frei genug ist, sich mit allen seinen Nüancen zu spiegeln. Eine philisterhafte Zeit kann auch nur Philister auf der Bühne sehen. Werden die Philister wieder zu Menschen, so wird auch die Bühne wieder wie das Leben des Zwanges ledig, frei, offen, reich und vielgestaltig. Der Despotismus ist den Charakteren selbst auf der Bühne feindlich; nur die größte Freiheit erträgt und erfordert sogar die größte Menge, Verschiedenheit und Entschiedenheit derselben. Auf dieselbe Weise zwängt der Despotismus das Leben in ein enges Gleis, in wenige Situationen und Dekorationen ein, und nur die Freiheit ist die Mutter großer Schicksalswechsel und einer ewig veränderten Scene. Aus diesem und keinem andern Grunde ist das französische Theater an innerem Reichthum, äußerer Ausbildung und Einfluß auf das Volk dem deutschen so sehr überlegen.

Der Väter Schuld.

Eine Geschichte aus den Tagen der Restauration.

von

Ludwig Robert.

(Fortsetzung.)

„Handlungsdiener!“ brauste Herr La Javelle auf; doch schnell bedachte er sich, und die Hand seiner Frau ergreifend, sprach er ruhig: „Laß doch Dein gutes, braves Herz von — um meinetwegen! — von der Leidenschaft dieses Grafen nicht so berücken, daß Du gegen den besten Menschen, ja ich darf sagen, gegen ein Kind des Hauses, ungerecht wirst. Besinne Dich doch, denn wahrlich! Du scheinst es vergessen zu haben, wer Hüganne ist! Hat er nicht von Kindheit an die meiste Zeit seines Lebens in unserem Hause zugebracht? Hast Du nicht selbst für den verwaisten Knaben mütterlich gesorgt, Dich nicht mütterlich gefreut, als er nach dreijähriger Abwesenheit mit den schönsten Zeugnissen seiner Kenntnisse und seiner Sittlichkeit von der polytechnischen Schule, ein blühender Jüngling, zurückkehrte? Ist er jetzt mein Handlungsdiener, oder der Vorgesetzte meiner Kommis, die Seele aller meiner Einrichtungen und Unternehmungen? Besitzt er endlich nicht, wenn auch kein großes, doch ein Vermögen, das mehr als hinreichend wäre, das Glück eines so kenntnißreichen und betriebsamen Menschen zu gründen, und bringt er mir nicht seine Selbstständigkeit zum Opfer?“ — „Ich gebe Alles zu,“ sagte Madame La Javelle (die sich noch immer nicht aus dem süßen Traume losreißen konnte, der ihr die Tochter im glänzenden Hofkleide zeigte) „ich gebe Alles zu, bis auf das Lezte, daß Dir Hüganne ein Opfer bringt. Er thut das so wenig, als der Stammvater der Juden, der um die schöne und reiche Rahel —“ — „Er weiß von nichts,“ unterbrach sie der Gatte mit gereizter Heftigkeit; „von gar nichts weiß er. Meine Tochter lügt nicht, und hat es mir betheuert, daß sie mit keinem Wort, mit keinem Blick sich verrathen, und daß Hüganne, wenn sie allein waren, sich noch zurückhaltender, noch ehrerbietiger gegen sie betrug, als in unserer Gegenwart. Der brave Junge hat so ganz und gar keine Ahnung von seinem Glücke, daß sogar Emilie noch in Zweifel über ihn ist, und daß ich es selbst wäre, wenn ich nicht wüßte, wie schüchtern gerade die wahre, die edelste Liebe verzagt.“ — Bei diesen Worten schellte es am äußern Hofthore. — „Es ist Emilie,“ unterbrach sich Herr La Javelle, „also nur noch dies. Hüganne ist nun schon über ein Jahr abwesend, und ich habe in dieser Zeit das Herz des Mädchens geprüft und es fest und treu befunden; der schöne Graf, mit seinem zuvorkommenden, einnehmenden Wesen, ist mir sogar ein Bürge ihrer Beständigkeit geworden; ich bin ihm doppelt Dank schuldig. Nun aber bitte ich Dich, wo möglich noch heute Deinen Krankenbesuch bei seiner Tante zu machen und sie von Emiliens Wahl und unserer elterlichen Zustimmung zu unterrichten, damit es ihr Neffe erfahre und jeder unangenehme Mißstand vermieden werde. Denn Hüganne wird, meiner Anordnung gemäß, am dreißigsten hier eintreffen, und ich habe den darauf folgenden ersten Tag im Monat der Liebe zu seiner feierlichen Verlobung mit unserer Tochter bestimmt.“

Kaum hatte der Wagen, welcher Madame La Javelle zur Stadt führte, die lezten Häuser des Fleckens hinter sich, als sie schon von weitem den Grafen gewahrte, der auf der staubigen Landstraße zu Fuß daherkam. Sie grüßte ihn im Vorüberrollen mit der augenscheinlichsten Verlegenheit, was er aber gar nicht bemerkte; denn, nicht minder verlegen als sie, war er nur bemüht, einen störenden Aufenthalt zu vermeiden, und froh, ihm entgangen zu seyn. Nothgedrungen jedoch mußte er nun einen Besuch auf dem Schlosse machen, was gar nicht seine Absicht und ihm höchst unangenehm war, da er einer heimlichen Zusammenkunft mit einem neuangeworbenen Kundschafter entgegenging, mit einem Manne

nämlich, dessen Botenamt es war, Briefe auf die Stadtpost und von da zurück nach dem Landsitze zu bringen. Graf Eduard hatte den Treulosen gewonnen, und hoffte auf diese Weise eine heimliche Korrespondenz Emiliens und den Namen seines verhaßten Rivalen zu entdecken. Was er indessen gleich bei Erblickung des Wagens gefürchtet, traf ein: er fand zwar den Boten an dem Ort der Verabredung, die Briefe aber hatte Madame La Javelle bereits selbst mit in die Stadt genommen. Mißmuthig bequemte er sich nun zu dem erzwungenen Besuch; er hatte sich vorgenommen, ihn so sehr als möglich abzukürzen, aber Emilie und früher schon ihr Vater waren heute zuvorkommender und freundlicher gegen ihn als je. Beide bemerkten seine Niedergeschlagenheit, beide waren so glücklich, waren es gewissermaßen auf Kosten des Mannes, dem sie nicht geringe Dankbarkeit schuldeten; und dieses Gefühl gab dem alten Kriegsmann eine Beimischung von Weichheit, dem Betragen Emiliens eine Huld, einen Zauber, der das glühende Herz des Verschmähten von Neuem entflammte und ihn in einen Himmel wonnevoller Hoffnung versetzte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Mai.

(Beschluß.)

Cuvier. Sérullas. Martignac. Perier.

Es scheint unglaublich, daß ein Mann, der einem Halbdutzend wichtiger Aemter vorstand und seit dreißig Jahren an der Spitze der öffentlichen Anstalten für Naturwissenschaft stand, wie Cuvier, kein Vermögen besaß und seiner Frau keines hinterlassen hat. Er hielt ein gastfreies Haus, indeß schien doch keine Verschwendung daselbst zu herrschen; für die Wissenschaft mochte er Manches aufopfern; allein ihm standen die auf Staatskosten angelegten Sammlungen zu Gebote; man sieht nicht ein, wie seine wissenschaftlichen Sammlungen, welche noch dazu stets durch freiwillige Beiträge aus allen Weltgegenden bereichert wurden, sein beträchtliches Einkommen verschlingen konnten. Dem sey nun, wie ihm wolle; sogleich nach seinem Tode riefen die Zeitungen die Regierung an, damit sie seiner Wittwe zu Hülfe komme, und es wurde ihr die höchste Pension, welche der Minister des Innern verwilligen kann, nämlich 6000 Franken, vorläufig ausgesetzt, nebst der Beibehaltung der Wohnung Cuviers im Pflanzengarten; eine Vergünstigung, die selbst Fourcroys Wittwe nicht zu Theil wurde. Eigentlich sollte man den Staat nicht dazu anhalten, den Wittwen derjenigen Staatsmänner, welche in einer langen Lebenszeit beträchtliche Einkünfte aus der Staatskasse gezogen haben, auch noch eine Pension auszusetzen; denn eben jener reichliche Gehalt sollte ja zur Versorgung des Mannes und seiner Familie dienen. Warum hat er nicht jährlich etwas von seinem Ueberflusse zum Auskommen seiner Wittwe zurückgelegt? Aber freilich hat der Staat nicht oft Männer zu belohnen wie Cuvier, und für solche darf man wohl Ausnahmen machen. Auch ist Cuviers Wittwe durch ihr Schicksal es werth, daß man sich ihrer auf eine besondere Art annehme. Sie war erst wenige Jahre mit einem Generalpächter verheirathet und Mutter zweier Kinder, als die Gräuel der Revolution ausbrachen und ihr Mann guillotinirt wurde. Sie heirathete in der Folge Cuvier, trat nun in ehrenvolle Verhältnisse und bekam noch vier Kinder, die aber alle starben; von den Töchtern ihrer ersten Ehe starb die eine, als sie schon erwachsen und durch ihre herrlichen Anlagen die Freude ihrer Mutter war, die andere Tochter lebt noch, wenn ich nicht irre. Cuvier hinterläßt also selbst keine Nachkommenschaft; aber er hat einen Bruder, der unter seiner Leitung sich zum Naturforscher gebildet hat, an dem Naturalienkabinette angestellt und auch in die Akademie der Wissenschaften gelangt ist. Auf eine sonderbare Weise hat Cuviers Tod den eines andern Mitgliedes der Akademie der Wissenschaften nach sich gezogen. Sérullas, ein sehr geschickter Chemiker, der, ohne alles Bemühen von seiner Seite, durch sein bloßes Verdienst emporgekommen ist, wohnte dem Leichenbegängnisse seines Kollegen Cuvier bei. Auf dem Rückwege nach Hause ward er von der beinahe schon ausgestorbenen Cholera, als eins der letzten bedeutenden Schlachtopfer dieser Seuche, ergriffen, und einige Tage darauf folgte er seinem Kollegen ins Grab. Sérullas war seit wenigen Jahren in die Akademie getreten, weil man erst spät zur Ueberzeugung gelangte, daß ein so tüchtiger Chemiker und Pharmazeut in der Akademie nicht fehlen dürfe. Indeß nun die Wissenschaft an diesen beiden Männern zwei gründliche Gelehrte verlor, erlitt die Staatswissenschaft durch Martignacs und Periers Tod einen nicht minder empfindlichen Verlust. Beide gehörten zu den größten Staatsrednern der neuern Zeit, in welcher die politische Beredtsamkeit einen so hohen Schwung genommen hat. Zur Zeit der Regierung der ältern Bourbonenlinie stand der eine in der Opposition, der andere in der Ministerialpartei und ward selbst Minister, wie Perier es späterhin unter der Regierung des Orleansschen Zweiges wurde. Beide wurden vom Bourbonschen Hofe verkannt und nicht beachtet; Martignac mußte dem Polignacschen Intriguenministerium weichen, und Perier trat ins Ministerium, als das Polignacsche gestürzt war. Der eine ist also von dem berüchtigten Polignac verdrängt worden, der andere hat ihn abgelöst und ein vernünftigeres System eingeführt, als jener Hofmann, durch dessen Unsinn Frankreich an den Rand des Abgrunds gerathen ist. Darin gleichen sich beide, daß sie als Minister ihren vorigen Grundsätzen nicht völlig treu geblieben, sondern sich von der Macht etwas haben verblenden lassen. Martignac war in Spanien ziemlich freisinnig, als er den Herzog von Angouleme begleitete, und von ihm hat es nicht abgehangen, daß Spanien keine bessere Regierung bekommen hat. Als Minister that er manchen heilsamen Schritt, aber von dem unglückbringenden Restaurationssysteme konnte er sich nicht losmachen, befriedigte weder die Liberalen, noch die Absolutisten, und mußte abtreten, weil er dem Uebel nicht zu steuern vermochte. Perier hat während seiner Ministerschaft sich noch viel mehr Tadel zugezogen, aber er hat sich auf seinem Posten erhalten und ist darauf gestorben. In Paris stirbt selten ein Staatsmann als Minister; man behauptet, seit vierzig Jahren sey er der erste. In Hinsicht ihrer Beredtsamkeit glichen sich beide blos darin, daß sie mit vieler Fertigkeit aus dem Stegreife redeten, übrigens aber war ihre Redekunst ganz verschiedener Art. Perier ereiferte sich leicht und ward dann sehr feurig, zuweilen auch etwas rauh; Martignac hielt besser an sich, blieb stets in den Schranken der Mäßigung und Urbanität, war einnehmend und wohlklingend und bemächtigte sich sanft der unvorbereiteten Gemüther, indeß Perier sie manchmal mit sich fortriß. Durch ihre Beredtsamkeit haben beide manchmal ihren Zweck erreicht. In Anwendung anderer Mittel ergriffen sie verschiedene Wege, da sie unter verschiedenen Regierungsformen zu handeln hatten. D g.

Beilage: Literaturblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 146.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Dienstag, 19. Juni 1832.

„Kommst du nur immer anzuklagen?
Ist auf der Erde ewig dir nichts recht?" —
Nein, Herr! ich find' es dort, wie immer, herzlich schlecht.

Goethe.

Neueste Briefe des Verstorbenen*).

Nro. 5.

Seit dem lezten December hast Du, meine theuerste Julie, keine Nachricht von Deinem Verstorbenen und also alle Ursache, ihm ein Bischen böse zu seyn. Je lis dans ton coeur et j'y trouve .... Ja so! mein französischer Kritiker, in seinen undeutschen Briefen aus Paris, tadelt es ja, daß ich meine deutschen Gedanken und Empfindungen in französischen Phrasen ausdrücke. Er hat Recht, und ich verspreche ihm hiemit, solches nicht mehr zu thun, in der Hoffnung, daß auch er sich bessere, und hinfüro nicht mehr französische Phrasen mit falschem certificat d'origine, als wären sie Empfindung und Gesinnung eines Deutschen, über die Grenze schwärzen wird. Also deutsch! — Ich lese in Deinem Herzen und höre, wie es aufseufzt: „Kein Lebenszeichen in langen vier Monaten!" Darin hast Du nun Unrecht, meine geliebte Freundin; lebte ich noch, so könntest Du den Verstummenden in Todesgefahr wähnen; da ich aber glücklicherweise schon gestorben bin, so brauchst Du Dich, in der Ueberzeugung von meiner Unsterblichkeit, über mein unverletzliches Leben nicht zu ängstigen. Ich sage Dir das Ein für alle Mal und bitte Dich, dessen bei jeder Pause in unserem Briefwechsel zu gedenken. Die Ursache, weßhalb ich Dir so lange nicht geschrieben, ist übrigens die einfachste von der Welt: ich war in den lezten Monaten nicht auf Erden. Weßhalb ich verdammt bin, hier als Geist umzugehen, weißt Du. Zur Höllenpein eignete sich meine Sündenschuld nicht, und am allerwenigsten zu der allerhöchsten Qual des Tartarus, zu jener Folterstrafe, die jeden Augenblick zu einer martervollen Unendlichkeit ausdehnt, zu jenem fortwährenden Sterben, zu jener Versenkung in das finstere, kalte, bodenlose Nichts, mit einem Wort: zu der furchtbaren Langenweile. Daß ich eine so harte Strafe nicht verdient hatte, sahen die gerechten und milden Himmelsmächte ein, und als die ewige belgische Frage und die zahllosen Protokolle der Londner Konferenz und das: „ni l'un ni l'autre" des alten verneinenden Hinkefußes, und die Schneckenmenuet des Bundestages, und vor allem das Kindergeschrei der kleinen Range, die absolut als junge deutsche Freiheit getauft seyn will — was sie doch als Bastard der Pariser liberté nie werden kann — und dazwischen das Gebrumme ihrer alten, verkrüppelten, ganz unbrauchbaren Schulmeisterin, der ci-devant Censur — als dieses Alles, sage ich, immer

*) In Beziehung auf die in Nro. 144. enthaltene Verwahrung des Verfassers der Briefe eines Verstorbenen bezeugen wir, daß die Briefe, welche wir unter dem obigen Titel im Morgenblatt gegeben haben und künftig geben werden, nicht von dem Manne herrühren, der im Publikum für den Verfasser „der Briefe eines Verstorbenen" gilt, sondern von einem uns wohlbekannten Korrespondenten, der, indem er die liebenswürdige Maske des „Verstorbenen" vornahm, zwar glaubte, daß er unerkannt bleiben, schwerlich aber, daß man ihn für den Verstorbenen selbst halten werde.

D. Red.

Digitized by Google

langweiliger und unerträglicher wurde, kam ich bei der himmlischen Behörde ein, und mein Ansuchen wurde billig erfunden und mir ein viermonatlicher Urlaub von der Erde, jedoch nicht außerhalb eures Sonnensystems gestattet.

Ich war zuerst willens, einen Ausflug nach der Venus zu machen, gab aber diesen Gedanken gleich auf; denn jener Planet ist ja der Morgen- und Abendstern der Liebe. „Und die Liebe ist Dir zuwider?“ höre ich meine Julie verwundert ausrufen. Ja, theure Freundin! ich darf nicht lügen. Der Lieutenant Frömmel in Berlin hat mir dieses himmlische Manna, wie er die Liebe zu seinem Avancement nennt, in so großen Portionen zukommen lassen, und die angebende (angeblich evangelische) Kirchenzeitung hat unserem Schiller und unserem Goethe so unendlich liebevoll die ewige Seligkeit abgesprochen, daß ich jezt gleich Herzweh und Uebligkeit verspüre, sobald ich nur das Wort — sage: das Wort — Liebe aussprechen höre. Sogar das Funkellicht der blinkenden Venus haben mir diese Heiligen verleidet. Man sagt ja, es strahle von den meilenhohen Bergen des Liebesterns — Wehe! und könnten jene Berge alle nicht lauter solche Berge seyn, wie der, so die Berliner Liebes- und Kirchenzeitung schreibt? — Diese Furcht trieb mich, den entgegengesezten Weg der Sonnennähe zu nehmen, und ich begab mich auf den Saturn.

Dort herrscht der Geist der Zeit, dacht' ich, und da wird wohl von Liebe nicht die Rede seyn. Der Geist der Zeit herrscht nun zwar wirklich dort; aber wie würden sich unsere deutschen Kinder der französischen großen Wöchnerin, unsere kaum zweijährigen Liberalen wundern, wenn sie den Saturn, den Regenten jenes Planeten, dem er seinen Namen gegeben, von Angesicht zu Angesicht schauen sollten! — Das ist nicht der Pariser esprit, den sie den Geist der Zeit zu nennen belieben. Das ist der wirkliche Geist der Zeit, der, von der Ewigkeit bevollmächtigt, an dem Schwungrade unseres Sonnensystems sizt und aus der Unermeßlichkeit des irdischen Daseyns die zahllosen Fäden der Zeit spinnt; goldene, silberne und eherne nicht allein, feurige auch und lustige, mit Nektar, mit Blut, mit Thränen getränkte, schwere, weltenerdrückende, und imponderable, aus Licht- und Wärmestoff. Die Freiheit, unter diesen tausendfachen, in das Meer der Ewigkeit hinschießenden Fäden zu wählen, ist nicht auf allen Weltkörpern erlaubt, und selbst da, wo einzelne Vernunftwesen diese Wahlfreiheit sich erworben, dürfen nicht Alle darauf Anspruch machen. Die Thaten eines Jeden aber (gute, böse, oder nichtige) reihen sich auf dem Zeitfaden seines Lebens, wie ächte oder falsche Perlen, wie ephemere Seifenblasen oder unheilschwangere Brandkugeln; und so entstehen aus allen diesen Einzelnfäden jene lebendigen Gewebe, die man auf Erden Zeitepochen nennt.

Trotz dem nun Saturn, als ächter Autokrat, als wirklich buchstäblicher Alleinherrscher, weder durch einen mitregierenden Civil- und Militärhof verschanzt, noch gar von einem verantwortlichen Ministerium zu einem unauffindbaren Abstraktum verflüchtigt wird, so würde ich doch niemals ihm haben nahen können, wenn ich nicht glücklicherweise ein abgeschiedener Geist wäre.

Körperlich ist ihm durchaus nicht beizukommen; denn ..... Verzeihe, meine Julie! es ist mir nicht erlaubt, die Geheimnisse der Geisterwelt zu verrathen. Genug, er ließ mich vor sich, und ich habe sehr interessante Gespräche mit ihm gehabt. Schade, daß ich Dir nicht Alles geben darf, nur das Geringfügigste seiner Mittheilungen, und daß ich auch diese, leider! aus der Ursprache der Geister übersetzen und wiedergeben muß in der materiellen Bildersprache der Menschen. Wie die lebendige Blüthe, die symmetrisch gestaltete, die duft- und farbenreiche sich verhält zu dem schwarzen Schatten, den sie wirft, so das geistige Urwort höherer Wesen zu dem körperlichen Sprachbilde der Menschen. Und auch dieser Vergleich, auch dieses Bild ist unzulänglich, wie Eure ganze Sprache, wie all Euer Denken, das sich über das irdische Bildersystem nicht erheben kann. Hierüber lachte der alte Saturn unauslöschlich, indem er der Streitigkeiten unserer Philosophen und Aesthetiker, unserer Theologen und Publizisten gedachte. Mit unerschöpflichem Witz spottete er über diesen Zank und Hader um lauter eitelu Bilderkram, und wie Jeder sein selbsterfundenes Phantomchen für die alleinige ewige Wahrheit und das seines ebeń so eiteln Nachbars für Trug und Irrthum hält. Solche Leute, rief er, nennt man bei Euch Selbstdenker, Genies, Erfinder, und ihre Schüler sprechen ihnen affenartig nach, und an das Volk kommt gar nur ein unverstandener Ton, eine klingende Sylbenfügung — z. B. Freiheit — wovor es anbetend niedersinkt, obgleich es sich nicht selten just das Gegentheil — z. B. Willkühr — dabei vorstellt. „Schade um das schöne weiße Papier, das zu dieser Bilderjagd verbraucht, um die Dinte — “ er wollte eben wieder laut auflachen; aber ein Strom von Thränen entstürzte seinen Augen, indem er fortfuhr: „und um das Blut, das dafür vergossen wird.“ Er nezte mit seinen Zähren die Zeitfäden, die er so eben für die Erde spann, und sprach einen Segen dazu, der in Eurer Sprache ungefähr so lauten würde: „Mögest Du, thränengetränkte Zeit, bewegen die harten, hemmenden Felsen, daß sie sich ordnen und ein wohlthätiges Bett werden dem wild dahinschießenden, dem alles überschwemmenden Gewässer.“

(Die Fortsezung folgt.)

Digitized by Google

Der Väter Schuld.

Eine Geschichte aus den Tagen der Restauration.

von

Ludwig Robert.

(Fortsetzung.)

Nur erst nach Rückkunft der Madame La Javelle, deren zubereitete Förmlichkeit ihm wie ein Mißton durch alle Nerven schnitt, bat er, sich beurlauben zu dürfen, lehnte den ihm angebotenen Wagen ab und machte sich zu Fuß auf den Weg. Hinter ihm war die Sonne niedergesunken, und vor ihm, aus schwarzblauem Abendgewölk, trat die goldene, vergrößerte Scheibe des Mondes hervor: jene das Bild seiner heißen, flammenden Leidenschaft, diese der milde Zauberschein der Hoffnung, die aus seiner nachtumhüllten Brust bewältigend emportauchte. Nie vielleicht war er so hoch beglückt, als in dieser Stunde, so weich, so hundert guter Vorsätze voll gewiß niemals gewesen. In selige Gefühle versunken, schweifte er in der mondhellen Gegend umher, träumte sich auf jeden waldbewachsenen Hügel, an jeden flimmernden Silberbach in traulichkosendem Verein mit dem liebreizenden Mädchen, dessen Bild ihn freundlich umschwebte, er fühlte zum ersten Male die Zaubermacht der Natur und gab sich entzückt ihrer Beseligung hin.

In so süßschmeichelnden Träumen verloren, kam er erst spät nach Hause und wollte geräuschlos seinem Gemach zueilen, als ihm ein Diener mit dem Auftrag in den Weg trat, daß Madame schon lange seiner harre und ihn noch heute zu sprechen wünsche. — Was konnte es seyn? heute, an diesem überschwenglichen Glückstage? nur Liebes und Gutes, nur freundliche Gunst des Schicksals! — So hoffte der Freudetrunkene, und war schon die Stiege hinaufgeflogen, und stand und fragte, was seine mütterliche Freundin so spät noch ihm zu verkünden habe?

Er hört es, und das Blut erstarrt in seinen Adern. Todtbleich, mit offnen, stieren Augen, um den Mund ein verzerrtes Lächeln, regungslos, wie ein Steinbild, scheint die Besinnung, scheint ihm das Leben entflohen. Plötzlich kracht es: es ist sein Wanderstab, den er mit beiden Händen krampfhaft gefaßt hatte, und der nun zersplittert zu Boden rasselt; er selbst, einer Ohnmacht nah, sinkt in einen Sessel. „Ums Himmels willen!“ ruft die erschreckte Matrone und greift nach der Klingelschnur. Eduard springt auf, sie daran zu verhindern; aber es ist geschehen, eine Dienerin tritt ein, und mit unglaublich erkünstelter Ruhe, mit dem gleichmüthigsten Tone begehrt der Sturmdurchwühlte einen frischen Trunk Wasser.

„Mein theurer Sohn,“ begann, als sie wieder allein waren, die bewegte Matrone, „vergeben Sie mir meine Uebereilung; aber ich hätte nie geglaubt, daß es so weit mit Ihnen gekommen, daß diese Nachricht Sie so erschüttern würde.“ — „Sie glauben also,“ erwiederte er lachend, „daß dieser unbedeutende Anfall von Starrsucht, dem ich zwar oft ausgesezt bin, der aber immer sehr schnell vorübergeht, durch Ihre Erzählung veranlaßt wurde? Keineswegs, meine gute Tante, und um Sie völlig darüber zu beruhigen, so gebe ich Ihnen hiermit mein feierliches Ehrenwort, daß ich um die Verliebtheit der Demoiselle La Javelle schon seit langer Zeit weiß; ich habe durch Ihren offiziellen Bericht nichts Neues erfahren. Doch ja, den Gegenstand der verliebten Schäferin, den kannte ich noch nicht. Also ein Neffe des Dorfpfarrers? eine Waise? und der Vater verließ die schwangere Gattin, die dann im Wochenbette starb? und die Frucht ihrer unglücklichen Ehe vermachte sie dem Bruder, der das neugeborne Kind zu sich herholen ließ? Und dann aus Amerika eine unverhoffte Erbschaft, so daß die Waise doch keine arme Waise ist? Wahrhaftig, ein Geschichtchen, das fast eben so romantisch, als antik, nämlich abgedroschen ist. Aber, ich bitte, beschreiben Sie mir doch ein wenig den Helden dieses verliebten Romans; ich bin gar zu neugierig.“ — Die alte Dame, obgleich ihr die fieberhafte Aufgeregtheit ihres Neffen nicht entging, hielt es doch für rathsam, in seinen anscheinend wiederkehrenden Frohsinn einzustimmen; sie erzählte mit ausführlicher Genauigkeit, wie dieser Romanheld weder ein Herkules, noch ein Apollo sey, ja nicht einmal ein Adonis; er wäre zwar gut gewachsen, aber klein; er habe ein schönes, regelmäßiges Gesicht, schwarzes Haar, brennende, doch sanfte Augen, ein südliches, fast spanisches Kolorit, bei alle dem aber etwas zu Zartes, zu Weibliches in seinem ganzen Wesen.“ — „Und sein Name?“ fiel der Geduldverlierende ein; „gewiß ein recht süß tönender.“ — „Im Gegentheil,“ erwiederte sie, „ein äußerst barocker, ein Namen aus der andern Welt, wie man ihn noch nie gehört hat. Hüganne heißt er, und haben Sie je —“ — „Hüganne?“ unterbrach er sie nachdenklich; „Hüganne!“ wiederholte er jubelnd. — „Sie kennen ihn?“ fragte die Ueberraschte.

Eduard schwieg, sann ein Weilchen, dann stand er rasch auf, und vor die Matrone hintretend, sprach er mit steigender Bewegung: „Wenn Ihnen mein Glück, das Glück, dem Sie selbst mich entgegenführten, nur noch im Mindesten am Herzen liegt, so schweigen Sie über Alles, was eben zwischen uns vorging. Sprechen Sie mit Niemand darüber! hören Sie? mit Niemand! auch mit mir nicht wieder! Vertilgen Sie es aus Ihrem Gedächtniß! Sie können es! mir zu Liebe müssen Sie es können! Denn, ich schwöre es Ihnen, wenn Sie schweigen, wenn Sie vergessen, so ist auch nichts vorgefallen, ganz und gar nichts vorgefallen; dann steht Alles noch wie gestern; ja besser, hoffnungsreicher als

Digitized by Google

jemals!“ — Die alte Dame stannte, sie wollte den Unverständlichen um Aufschluß bitten; aber schon hatte er ihre Hand ergriffen, sie stürmisch an seine Lippen gedrückt, und mit den Worten: „Schonen Sie mich! schonen Sie uns Alle!“ war er zur Thüre hinaus.

Er eilte nach seinem Zimmer, und nicht sobald war er dort allein, als er die wohldewahrten Familiendokumente hervorholte. Er durchforschte zahlreiche Aktenstöße, und als er das Gesuchte aufgefunden, las er es mit angestrengter Aufmerksamkeit von Anfang bis zu Ende, schnürte diese Schriften besonders zusammen, ging überlegend auf und ab und sezte sich dann hin, ein gedrängtes Handschreiben zu entwerfen. Als es vollendet und gesiegelt war, rief er seinen Kammerdiener und befahl ihm, sich morgen mit Tages Anbruch nach dem Landsiz des Herrn La Javelle auf den Weg zu machen, wo er dem dortigen Pfarrer das Schreiben einzuhändigen habe. Er werde es mit der darunter geschriebenen Antwort wieder zurück erhalten, denn es dürfe nicht in fremden Händen bleiben. Er solle sich vor Niemand sehen lassen, den Brief ohne Zeugen übergeben, früh zurück und, wie immer, treu und verschwiegen seyn.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Bern, Mai.

Für Auswanderer nach Nordamerika.

Bekanntlich hat in der Schweiz und in ihren deutschen Umgebungen die Lust, auszuwandern, in den neuesten Zeiten bedeutend überhandgenommen, und immer reger ist bei ganzen Familien und Stämmen sogar das Verlangen geworden, den Aufenthalt in dem Vaterlande nebst Allem, was von Sorgen und Kummer unabweislich an dem heimischen Boden haften mag, mit einem, wie häufig geglaubt wird, sorgen- und beschwerdefreiern Leben in den Welten jenseits der Meere zu vertauschen. Noch ganz kürzlich haben sich bei einer Versammlung Auswanderungslustiger im Heinrichsbade bei Herisau so über Erwarten viele Leute eingefunden, daß man, in Folge dieses Zusammentrittes, nunmehr einer förmlichen Bildung und Organisation einer bedeutenden, aus Individuen aller Klassen, doch dem größern Theile nach aus gebildeten, angesehenen und begüterten Personen des Mittelstandes bestehenden Kolonie entgegensehen zu können glaubt. Ueber die Grundlagen und Vorbereitungsmaßregeln zur Einrichtung einer solchen, die gemeinschaftliche Ansiedlung an einem schiffbaren Flusse im Missourigebiete bezweckenden Gesellschaft hat man sich in jener Versammlung bereits besprochen und berathen, und bald nachher, am 14. Mai, hat ein provisorischer Vorstand von Konstanz aus einen, die Eigenschaften, Rechte und Verbindlichkeiten der zukünftigen Gesellschaftsglieder umfassenden Entwurf von Statuten für die Gesammtheit der Auswanderer in der Meinung durch den Druck bekannt gemacht, daß in einer zweiten, am 4. Juni abzuhaltenden Versammlung zur Wahl eines Leitungsausschusses geschritten werde, welcher den Fortgang der weitern Geschäfte zu übernehmen und von der Gesellschaft die Befehle über Absendung des Gepäcks, Bestimmung des Abfahrtsortes, Kontrakte mit Schiffspatronen, Besorgung der Gelder durch solide Handelshäuser und andere nothwendige Vorkehrungen zu empfangen hätte. Die Eigenschaften der Mitglieder beschränken sich auf guten, durch pfarramtliches, von der Gemeindsbehörde bekräftigtes Zeugniß bewiesenen Leumund und auf das nöthige Vermögen zur Reise, zur Erwerbung eines Eigenthums für die Familie und zu Beiträgen für gemeinschaftliche Einrichtungen, worunter Kirchen, Schulen, Sägemühlen, Straßen, Brücken u. s. w. zu verstehen sind. Die Reisekosten mögen, zufolge der bisher eingezogenen Erkundigungen, bis an den Ort der Bestimmung für jede Person über zwölf Jahren 250 Gulden, für jüngere, bis auf zwölf Jahre, die Hälfte, für Kinder bis auf ein Jahr ein Drittel betragen; noch jüngere sind frei. Eine Landbauerfamilie von fünf Köpfen dürfte zu ihrer ersten Einrichtung zum mindesten 600 Gulden bedürfen, nämlich: für 20 Acker Land (zu 45,000 □') ungefähr 75, für ein Wohn- oder Blockhaus 75, für Arbeitsgeräthe 25, für Hausgeräthe 50, für zwei Kühe und Kälber 75, für Schweine und Geflügel 50, für Lebensmittel auf das erste Jahr 250 Gulden.

Bei dieser steigenden Auswanderungslust müssen natürlicherweise die neuesten und gründlichsten Nachrichten von und aus dem Lande, das man sich zu seinem zweiten Vaterlande entweder schon wirklich erkoren hat, oder zu wählen im Begriffe steht, ganz besonders willkommen seyn. Solche, das Gepräge reiner Wahrheit an sich tragenden und durch eine ganz natürliche und einfache Darstellung sich empfehlenden Nachrichten liefert eine vor wenigen Tagen bei C. A. Jenni in Bern erschienene Reise nach dem Staat Ohio in Nordamerika, gemacht in Begleitung einer Anzahl Auswanderer und beschrieben von Nikolaus Joß, gewesenem Schullehrer in Oberthal, Kantons Bern. In einer Reihe von Briefen an seinen Bruder, von denen der erste von Havre, den 9. Juni 1831, und der lezte von Wallnußkreek (so heißt der Ort der Ansiedlung im Staate Ohio), den 26. Jenner 1832 datirt ist, schildert dieser N. Joß den Verlauf seiner Reise von Zäziwil, seiner Bernerischen Heimath, nach Paris und Havre, dann die Ueberfahrt nach Newyork, von da die Dampfschiffahrt den Hudsonfluß hinauf nach Albany, weiter auf dem Kanale über Rochester nach der auf einer Ebene am Eriesee gelegenen Stadt Buffalo, nach Cleveland, Lepor, Neuphiladelphia und dem Thale von Cayuna, in welchen Gegenden der Reisende, nachdem er mehrere Ländereien längs dem Ohio und anderwärts besichtigt hatte, ein schon eingerichtetes und urbar gemachtes Gut mit drei Blockhäusern, 150 Acker Landes, zwei Brunnen u. s. w. für 1016 Dollars ankaufte und sich da sogleich mit seiner Familie niederließ. In Havre miethoten Joß und seine Gefährten, um den Knitffen und Ränken der dort in Menge sich um alle ankommenden Auswanderer drängenden Mäkler und der Büreaus und ihrer Trabanten zu entziehen, zur Ueberfahrt nach Amerika einen großen und wohlgebauten, für 146 Personen eingerichteten amerikanischen Dreimaster gegen Vorausbezahlung von 17,150 Fr. Trotz den Umtrieben der Mäkler gelang es ihnen in kurzer Zeit, die erwähnte Anzahl von Passagieren, großentheils jüngere Männer aus den Kantonen Bern, Aargau, Zürich, Graubündten, auch aus mehreren benachbarten Staaten Deutschlands, gegen eine Ueberfahrtsfracht von 141 Fr. für die erwachsene Person zusammenzubringen, so daß am 29. Juni v. J. nach Neuyork konnte unter Segel gegangen werden.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 49.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 147.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 20. Juni 1832.

Geh hin vor's Schloß, o Zwerg,
Und sieh, ob noch die Raben
Herfliegen um den Berg.
Und wenn die alten Raben
Noch fliegen immerdar,
So muß ich auch noch schlafen
Verzaubert hundert Jahr.

Rückert.
Barbarossa.

Der Bettlermantel.

In Speyer hebt sich's aus der Gruft,
Dann eilt es Ströme auf und nieder,
Es kommen die zerstreuten Glieder
Dahergetragen durch die Luft;
Da hält, nach langem wilden Laufen,
Der Riesenleib am Hohenstaufen.

Dort wird die neblige Gestalt
Vollendet erst zum Heldenbilde;
Das Haupt voll Kraft und doch voll Milde
Ist dicht von greisem Haar umwallt;
Rasch steigen aus dem Berg die Geister,
Zu dienen solchem hohen Meister.

Und von der dienstbereiten Schaar,
Die fast anbetend sich ihm bücken,
Begehrt sein Wink, daß sie ihn schmücken
Mit reichem purpurnen Talar,
Und für die Locken, die schon bleichen,
Von ächtem Gold die Krone reichen.

Die Dienerschaar hat sich zerstreut;
Bald kehren sie in raschem Jagen,
Und einer, knieend und mit Zagen,
Ihm — einen Bettlermantel beut.
„Die Purpurkleider, Herr, sind selten!
Nicht mich laß diese Schmach entgelten!"

„Herr! keine Krone für dich paßt;
An keiner hat das Gold geklungen.
Doch sieh, was man mir aufgedrungen!
Es dünkt mich eine leichte Last."
So sprechend, reicht der zweite Knappe
Ihm dar der Franken luft'ge Kappe.

Da wirft die Kappe weit ins Feld
Der Geist, entbrannt von edlem Grimme,
Und laut erhebt er so die Stimme,
Daß es durch alle Thäler gellt:
„Bequemt' ich mich dem fremden Tande,
Es tilgte nicht der Rhein die Schande!

„Ich weiß, es ist dieß Volk verarmt;
Ich will es um den Putz nicht plagen,
Ich will den Bettlermantel tragen,
Weil sich mein Herz der Noth erbarmt,
Und wenn's an Kronen fehlt, an ächten,
Will ich im bloßen Haupte fechten.

„Sey du mir Zeugin, heil'ge Nacht,
Du ernste Mutter blauer Tage:
Daß ich den Bettlermantel trage,
Bis ich zu Ehren ihn gebracht,
Und was die Frevler dran verbrochen,
Die Unbill und den Hohn gerochen!

Digitized by Google

„Erwarten will ich's, daß man mir
Verschwenderisch im Siegesrausche,
Statt dieses Kleids, zum frohen Tausche
Einst darbeut würdigere Zier.
Jezt ziemt's noch nicht, den Purpur schleppen,
Da alles Volk in Trauerkreppen.

„Dann wird nicht mehr der Frevler Hand
Das heil'ge Prachtgewand zerfetzen
Und Lappen bunt zusammensetzen:
Ganz erbe weiter Kleid und Land.
Eh' ihr's zerstückelt mit der Scheere,
Eh' loost drum auf dem Feld der Ehre!

„Dann sezt man mir wohl auch auf's Haupt
Die Krone, die ihm würdig sitzet,
Die nicht vom Blut des Volkes schwitzet,
Von frischen Eichen stolz umlaubt;
Nicht aus der Schmiede des Verdrusses,
Ein goldnes Kind des Ueberflusses."

Es war ein Traum; der Morgen kam,
In tiefem Sinnen ich erwachte,
In Augen und in Wangen fachte
Ein heißes Feuer an die Schaam;
Doch ward schon Joseph drum befehdet,
Daß er bei Tag vom Traum geredet.

G. P.

Neueste Briefe des Verstorbenen.

(Fortsezung.)

Als ich den alten riesigen Titanen weinen sah, befiel mich ein Schmerz, wie ich ihn auf Erden nie empfunden hatte, und — vermuthlich mit sehr einfältiger Miene, fragte ich ihn, ob denn für die armen Menschen gar nichts zu thun sey? „Nein," sagte er ironisch lächelnd, „das muß nun einmal so seinen Gang geben. Der Ungehorsam ist an Allem Schuld; der Mensch hat vorzeitig die halbe Furcht der Erkenntniß gekostet, die halbe nur und die unreife. Nun kann ihm, ohne sein Zuthun, kein Gott mehr helfen, nun muß er, wie er es ja wollte, allein und einsam an sein Ich geschmiedet bleiben und für sich selbst sorgen. Nun muß er die Freiheit, die der Eitle schon zu haben wähnt, sich mühsam anschaffen, d. h. sich selbst in die Eisenketten des Gesetzes schlagen. Nun müssen um die Gleichheit, die ihm vom Beginn schon in der Liebe gegeben war, Thränen fließen und Blut. Daher der Schlachtruf der Einen: Freiheit und Gleichheit! und der Schlachtruf der Andern: Herren und Sklaven! Denn die Freiheit und Gleichheit Aller, sagen diese, wäre der Untergang des Menschengeschlechts. — Und sie haben Recht. Der Untergang des Menschengeschlechts wird aber — da sich der Himmel rings um die Erde wölbt — seine Verklärung; die Ketten des Gesetzes fallen ab von der Menschheit, und an das ewige Rechte und Gute, an das ewige Wahre und Schöne bleibt sie einzig nur durch die Blumenbande der Liebe gefesselt. Jene Verklärung des Menschengeschlechts, der Lohn und die Frucht endloser innerer und äußerer Arbeit, das Ende der alten und der Anfang einer neuen Erdenzeit, jenen großen Tag der Ernte wollen die Thoren von heute bis morgen erzwingen, wollen die Bösen verhüten; diese bauen Mauern und Zwinger, um die alldurchdringenden Strahlen der Wahrheit abzuhalten, möchten mit Blut das Licht der Vernunft verlöschen, mit den Rauchwolken der Scheiterhaufen jene ewige Sonne verdunkeln, an welcher die Geister, die Saaten Gottes, reifen. Jene schneiden diese Saaten, da sie noch grün sind; und nun vertrocknet und verbrennt das Geschlecht, und es bedarf einer neuen Aussaat; und der Tag der Ernte ist um ein Jahrhundert zurückgedrängt, und die Bösen rufen den Thoren zu: „Seht Ihr nun, daß wir die Weisen sind, die Gerechten? gesteht Ihr nun, daß Euer erträumtes Licht der Wahrheit eine Alles zerstörende Brandfackel ist?" Ihro temporisirende Großmächtigkeit, sagte ich zu dem alten Saturn, scheinen auf keine der beiden Extremitäten viel zu geben. Sollten Sie es wirklich mit dem verhöhnten juste-milieu halten? — „Wehe dem Piloten!" rief er, „der die Durchfahrt zwischen Scylla und Charybdis verfehlt! Zwiefaches Wehe ihm, wenn sein unentschlossener Schwachsinn ihn bald zur Beute des einen Ungeheuers, bald zur Beute des andern macht! Dreimal Wehe aber dem Zeitalter, dessen alberne Eitelkeit die — nicht goldene — nein, dornenvolle Mittelstraße, die einzige, die zwar beschwerlich und langsam, doch sicher zum Ziele der Menschheit führt, verhöhnt und verschreit!"

Einem großen Herrn, zumal wann er im Eifer ist, soll man nicht widersprechen. Ich gab ihm also recht, erklärte mich für die richtige Mitte, tadelte das excentrische Treiben unserer Jugend, und lobte die Umsicht der vorsorglichen Berliner Polizei, welche dafür Sorge trägt, daß die Mehrzahl der dortigen Studenten in der Mittelstraße wohnt. Er schien mit meinen Gesinnungen ausnehmend zufrieden; als ich ihn aber fragte, ob er die Saturnbürger ebenfalls nach den Grundsätzen der richtigen Mitte regiere, fing er an zu lachen, rief: „Bürger! Bürger!" lachte immer stärker und so unauslöschlich, daß ihm die hellen Thränen über die Backen liefen. — „Nein!" sagte er endlich, „dem Himmel sey Dank! hier gibt es keine sogenannte Bürger, die äußerlich frei seyn wollen, während ihr ganzes Innere in schmachvollen Ketten liegt; hier gibt es kein Halbthier und zugleich Halbgeist, kein solches bedauernswerthes Geschöpf, das nur in der armseligen richtigen Mitte leben kann, und Mensch heißt; hier gibt es kein Wesen, das ohne Anhalt und Stützpunkt zwischen Nothwendigkeit und Willkühr ängstlich schwebt

Digitized by Google

und nach einer Freiheit jammert, die es selbst in und außer sich erzeugen soll, und nicht die Kraft dazu hat. Die Wesen des Saturns, die Bewohner meines Eigenthums, meines Weltkörpers sind Alle, ohne Ausnahme, Knechte, meine Knechte, und ich, ich bin ihr Herr, der sie zum Gehorsam und nur zum Gehorsam erzieht, der ihren Willen bricht, und sie zwingt, nur den meinen zu befolgen. Schau hin!" rief er. Und ich gewahrte, daß wir auf dem Ring des Saturns saßen, und unter mir lag, unermeßlich ausgedehnt, der gewaltige Planet. Die Bewohner desselben — deren Gestalt ich Dir, meine theure Freundin, in keiner Erdensprache beschreiben kann — waren Alle in fortwährender Beschäftigung und meist in sehr harter Arbeit begriffen, wodurch aber nichts, durchaus nichts hervorgebracht, noch vernichtet wurde, und Alles beim Alten blieb. Sie trugen sammt und sonders Ketten aus einem Erz, das noch härter als unser Diamant, noch schwerer als unser Gold ist, bewegten sich bald rück-, bald vorwärts in vorgezeichneten Bahnen, nach vorgezeichnetem Takte, und verrichteten ihr mühsames Tagewerk genau nach der Vorschrift der Gesetztafel, die einem Jeden an seine Kette geschmiedet war. Ich sah diesem Treiben eine ganze Minute lang zu (eine Saturnminute ist nur ein wenig kürzer als ein Erdenmonat); endlich konnte ich mich der Frage nicht erwehren, wozu denn die peinliche Sklavenarbeit so zahlloser Geschöpfe, wenn doch durchaus nichts producirt werde?

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Väter Schuld.

Eine Geschichte aus den Tagen der Restauration.

von

Ludwig Robert.

(Fortsetzung.)

Die ganze Nacht hindurch lag der Aufgeregte, bald beschließend, bald verwerfend, mit offenen Augen auf seinem Lager, und senkte er auch ermattet die Wimper, augenblicklich schreckte die Sorge ihn auf, ließ ihn die Ungeduld nicht einschlafen.

In diesem Kampf zwischen körperlicher Erschöpfung und unwillkührlicher Seelenthätigkeit befand er sich noch am späten Morgen, als sein rückkehrender Diener eintrat und ihm das eigene Schreiben überreichte. Neben sein eröffnetes Siegel war ein neues gedrückt. Er riß es hastig auf, durchflog die Antwort mit sichtbarer Genugthuung, sprang vom Lager, warf sich in einen Morgenanzug, knöpfte sorgsam die gestern zusammengeschnürten Schriften unter seinen Oberrock und entfernte sich eilig aus dem Hause, aus der Stadt.

Er hatte den Pfarrer um eine geheime Zusammenkunft an einem dritten Orte bestürmt, und dieser der dringenden Anforderung nachgegeben und versprochen, sich bei einer Waldkapelle einzufinden, die, abwärts von der Heerstraße, zwischen der Stadt und dem Pfarrsitze lag. Dorthin eilte nun der Ungeduldige; aber auf die Einleitung des Gesprächs, auf Rede und Gegenrede sinnend, mochte er wohl den bezeichneten Waldpfad verfehlt und einen Umweg gemacht haben; denn als er die Kapelle erreichte, fand er auch dort schon den Greis, der ihm zuvorgekommen war und, auf einer Steinbank sitzend, seiner harrte.

„Ehrwürdiger Vater," begann Eduard nach den ersten Worten höflicher Begrüßung, „habe ich die Ehre, mit dem Herrn Pfarrer Chambeau zu sprechen?" — Ruhig bejahte es der Geistliche. — „Sie hatten eine Schwester, die Antoinette hieß?" — Auch das bejahte er ruhig. — „Sie starb im Wochenbette und gab dem jungen Hüganne das Leben?" — „Ja, ihrem rechtmäßigen, ehelichen Kinde," versetzte der Befragte mit Nachdruck. — „Nun, so werden Sie auch wissen," fuhr Eduard fort, „daß der Name Montfontaine mir das Recht gibt, nähere Erläuterung über so Manches zu fordern, was diesen Herrn Hüganne, Ihren Neffen, angeht." — „Herr Graf," entgegnete der ehrwürdige Greis, „ich bin hier nicht vor Gericht; aber gesetzt auch, ich stände vor den Schranken, so würde man mir dort vielleicht bestimmte Fragen vorlegen, nie aber von einem Geistlichen fordern, daß er ein ihm anvertrautes Geheimniß preisgebe, oder gar den Angeber mache; eine Zumuthung, die Jedermann, wenn er es auf sein Gewissen nehmen kann, zurückweisen darf." — „Mein ehrwürdiger Vater," schmeichelte Graf Eduard, „es thäte mir eben so weh, Sie zu kränken, als von Ihnen mißverstanden zu werden. Weit davon entfernt, irgend einem Menschen eine Pflicht-, eine Ehrenverletzung anzumuthen, kam ich keineswegs, um dem Priester des Herrn ein anvertrautes Geheimniß zu entreißen, sondern im Gegentheil, um in einer mir längst bekannten, höchst traurigen Angelegenheit Ihnen Verschwiegenheit zu geloben. Ueberzeugen Sie sich selbst, ob ich nicht von Allem auf das Genaueste unterrichtet bin."

Mit zitternder Hand nahm der Greis die dargebotenen Schriften, blickte hinein, und eine Thräne stahl sich aus seinem Auge. „Herr Graf," sprach er bewegt, „mein Gesicht fängt an zu dunkeln. Gönnen Sie mir Zeit! Sie werden einen alten Mann nicht drängen. Vertrauen Sie mir diese Briefschaften bis morgen, und ich will dann um dieselbe Stunde wieder hier an derselben Stelle seyn und Ihnen Rede stehen." — „Es bedarf," sagte der Graf, nachdem er einen Moment gezögert hatte, „es bedarf nur Ihres Ehrenworts, daß ich jedenfalls morgen diese Papiere zurückerhalte, und sie stehen bis dahin zu Gebote." — „Sie dürfen

Digitized by Google

dem unverbrüchlichen „Ja“ eines Christen vertrauen,“ erwiederte der Geistliche verlezt und belehrend. — „Ich thue es,“ bestätigte Jener; „denn,“ sezte er betonend hinzu, „Ihr „Ja“ ist ein heiliger Eid.“ Man versprach, am nächsten Tage hier wieder zusammen zu kommen, und trennte sich, indem der Greis zur Kapelle emporstieg, Graf Eduard aber den Weg nach der Stadt nahm.

Der Pfarrer trat aus der Kapelle. Er hatte sein Herz vor dem Herrn ausgeschüttet, sich mit seinem Gewissen berathen und durch inbrünstiges Gebet sich gestärkt — gestärkt zu erneuter, thätiger Theilnahme an dem Schicksale theurer Personen, von denen er glauben mußte, der Himmel selbst habe sie seiner besondern Leitung vertraut. Besorgt, doch ohne daß ihn die Sorge niederdrückte, trat er seinen Rückweg an, kam heim und machte sich sogleich an das herbe Geschäft, Aktenstücke und Briefe zu durchlesen, die — er wußte es, ach! nur zu gewiß — die ihm die traurigste Erinnerung seines Lebens auffrischen, die trübseligsten Bilder vor die Seele führen sollten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Bern, Mai.

(Beschluß.)

Für Auswanderer nach Nordamerika.

Am 9. August langten die Kolonisten in Neuyork an. Wer immer in der Folge nach Nordamerika auswandern will, sollte sich auf einem amerikanischen Schiffe einmiethen, indem die Franzosen ihre Passagiere wie Gepäcke zusammen zu pfropfen pflegen, die amerikanischen Fahrzeuge hingegen auf eine bestimmte Zahl von Personen berechnet sind, welche kein Kapitän überschreiten darf. In dem reinlichen, doch trotz einer Bevölkerung von 200.000 Seelen etwas menschenleeren Neuyork sieht man weder Soldaten, noch Offiziere, auch keine Landjäger, noch anderes besoldetes Militär, und gleichwohl herrscht überall Ruhe und Ordnung. Unbeschäftigte Leute gibt es keine; die Lebensmittel sind ziemlich theuer. Die mitgekommenen Schneider fanden sofort Arbeit; Schreiner und Schuster waren gesucht; Dienstmädchen könnten in Menge um guten Lohn Anstellungen finden. Albany ist eine schöne, gewerbreiche Stadt mit 24.500 Einwohnern, und hat eine deutsche Gesellschaft, die Reisenden, denen etwas verfällt, mit Rath und That an die Hand geht. Künftige Auswanderer, räth Joß, sollen von Neuyork blos bis Albany, nicht bis Buffalo akkordiren. Daß seine Gesellschaft dies bis Buffalo that, brachte ihr großen Schaden und mancherlei Unannehmlichkeit. Von Allem, was man ihr versprochen hatte, daß die Kanalboote Tag und Nacht fortgehen, die Pferde gewechselt und Holz zum Kochen geliefert werden sollte, ward nichts gehalten. Der vom Hudsonsstusse in einer Länge von 360 Meilen aufführte Kanal ist ein ungeheures Werk und soll 83 Millionen Dollars gekostet haben. In der Gegend von Neuphiladelphia in einem Wäldchen sah der Verf. die erste Methodistenversammlung. Sie bestand aus einigen hundert Personen beiderlei Geschlechts. Auf verschiedenen Plätzen wurde von Mehreren mit lauter Stimme gepredigt. Einige, von der Begeisterung ergriffen, fielen nieder und wurden beiseite getragen; Andere schrien aus vollem Halse, alles unter fortwährendem Ab- und Zugehen der Leute. An mehreren Plätzen war für Speise und Trank gesorgt: weit in die Runde waren die Pferde angebunden, auf denen sich die Anwesenden hatten herbeischaffen lassen. Diese Versammlungen sollen in der Regel drei bis vier Tage und Nächte ununterbrochen fortdauern, die Methodisten übrigens größtentheils gute und rechtliche Leute seyn. Die meisten Häuser im Staate Ohio, zu Stadt und Lande, sind von Backsteinen aufgeführt; ein fast noch hübscheres Aussehen als diese haben die, zwar locker gebauten, Fram- oder Bretterhäuser. Sie gleichen, was die Bauart betrifft, denen des Berner Oberlandes. Im Straßenbau ist man im Staate Ohio noch ziemlich zurück; die Kanäle hingegen sind Riesenwerke, welche durch ihre ganze Anlage, namentlich durch die Schleusen, in Erstaunen setzen. Der Umstand, daß die Durchpässe durch die Schleusen und unter den Brücken meist sehr enge und niedrig sind, hat schon manchen unvorsichtigen Reisenden großen Schaden gebracht und mehreren sogar das Leben gekostet. Der Landbau läßt sich, wo die Wälder einmal gelichtet sind, am füglichsten mit der Landeskultur im Elsaß und Aargau vergleichen. Der ganze Staat Ohio ist in Viertel gemessen; jedes Viertel trägt seine Nummer. Wer Kongreßland kaufen will, hat in der Office davon Anzeige zu machen, wo dem Käufer das gewünschte Viertel oder Halbviertel sogleich gegen bestimmte Bezahlung zugeschrieben und ein Kaufbrief auf Pergament, von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten gesiegelt und unterschrieben von dem Verkäufer und dessen Frau, zugestellt wird. Ohne Einwilligung seiner Frau darf kein Mann seine Liegenschaft verkaufen. Die Prediger aller Religionsparthein werden von den Gemeinden gewählt und kärglich, manche auch gar nicht bezahlt. Die Regierung kümmert sich nicht darum; es kann predigen, wer da Lust hat. Die Reformirten und Lutheraner haben ihre besondern Pfarrer, größtentheils Deutsche, die oft mehrmals am Tage und mehreren Gemeinden predigen. Die niedern Schulen, ebenfalls den Gemeinden überlassen, bleiben nicht selten unbestellt und die Schulhäuser stehen hie und da leer. Gleichwohl können in der Gegend, wo Joß sich ansiedelte, die meisten Leute lesen und schreiben. Keine Religionspartei darf die andere necken, lästern oder ihrer spotten. Der Sonntag wird überall anständig gefeiert; die Wirthshäuser sind leer, alle Buden geschlossen und alles Spiel ohne Unterschied verboten. Gespensterfurcht, Aberglauben und Zeichendeuterei herrschen gerade wie in Europa. Sattler- und Schmiedarbeit wird sehr theuer bezahlt; Schuster und Schneider sind in den Städten und auf dem Lande vorzüglich gesucht; eines der besten Gewerbe ist auch die Gerberei. An Böttchern für Hausgeschirr ist großer Mangel. „Ich bin,“ so heißt es am Schlusse des Berichtes, „mit meinen neuen Verhältnissen sehr wohl zufrieden, ebenso die Meinigen. Für jedes meiner Kinder habe ich, auf den Fall, daß ich sterben sollte, mehr als zur Nothdurft gutes, großentheils schönes Land, das ihnen, wenn sie nur ein wenig arbeiten wollen, mehr liefern wird, als sie bedürfen. Nebenbei bin ich nun aller politischen und der mir nicht minder zum Ekel gewordenen Gemeindeverhältnisse gänzlich entbunden. Mein Feld und meine paar hundert Obstbäume, mit denen ich mich so angenehm beschäftige, erheben kein Jammergeschrei, daß sie ihrem Herrn einen zu großen Tribut entrichten müssen, wie einige in der Gemeinde Oberthal, denen es immer wehe that, einen Mann im Ueberflusse, wie sie meinten, ernähren helfen zu müssen. Ich wünschte Vielen von Herzen, daß sie sich erleichtern könnten, wie ich mich erleichtert fühle u. s. w.“

Beilage: Intelligenzblatt Nr. 17.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 148.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 21. Juni 1832.

Auf düstern Wegen wirkt Ihr tückisch fort,
Und wähnet Euern Vortheil klar zu sehen.
Habt Ihr denn jeder Ahndung Euch verschlossen,
Daß über Schuld und Unschuld, lichtverbreitend,
Ein rettend, rächend Wesen göttlich schwebt?

Goethe.
Die natürliche Tochter.

Der Väter Schuld.

Eine Geschichte aus den Tagen der Restauration.

von

Ludwig Robert.

(Fortsetzung.)

Als der Pfarrer die Aktenstücke und Briefe durchlesen hatte, dankte er dem Allgütigen und Allweisen, der gestern sein Auge dunkel werden ließ, so daß er genöthigt war, um Vergönnung der Schriften zu bitten. Er hätte mit der größten Seelenruhe — und er war doch so betroffen, so bewegt! — nicht angemessener, nicht klüger verfahren können: die Papiere enthielten nicht Alles, konnten das gefährliche, das eigentliche Geheimniß nicht enthalten; das bedachte er gestern nicht, das sah er jezt erst, und hatte sich doch mit keiner Sylbe verrathen; die schwerste Sorgenlast war ihm vom Herzen gehoben. — Was der Graf von Montfontaine von ihm wolle, das konnte er freilich jezt sich noch weniger enträthseln; obwohl er sich aber von dem Glattzüngigen nichts Gutes versah, so ließ er doch solche unheimliche Ahnung nicht in sich aufkommen, und machte sich am folgenden Morgen, Gott vertrauend und im Bewußtseyn seiner reinen Absicht, auf den Weg zur Waldkapelle.

Dießmal war Graf Eduard der Erste auf dem Platz. Denn fortwährend mit Vorwürfen sich quälend, daß er so thöricht gewesen, die Dokumente aus den Händen zu lassen, hatte er, früh schon vom Mißtrauen geweckt, sich vor der Zeit nach dem Ort der Zusammenkunft begeben. Dort, in ruheloser Ungeduld, schweifte er längst schon spähend umher. Endlich gewahrte er den Geistlichen, sah ihn ruhig näher schreiten, sah das offene, ehrwürdige Antlitz, sah die Dokumente in seinen Händen — und doch war seine Zweifelsucht noch immer so mächtig, daß er die nöthige Fassung nicht früher erlangte, als bis der Greis seine Verlegenheit bemerkte und ihm die Schriften mitleidig lächelnd zurückgab. Nun erst war er beruhigt, und nun erst getraute er sich, zur Sache zu kommen, mit seiner Anforderung leise hervorzutreten. Zuerst — und es war dieß eine wohlberechnete Einleitung — zuerst schilderte er sich als einen Menschen ohne Falsch, aufrichtig, gutherzig und von dem ruhigsten Betragen, jedoch höchst leidenschaftlich, und in solchem Zustande äußerst heftig, unzähmbar gefährlich, zu Allem fähig. So kam er auf seine Liebe zu Emilien, malte mit glühenden Farben den unauslöschlichen Eindruck, den sie auf sein Herz gemacht, wie er nicht mehr leben könne ohne sie, sie besitzen müsse, seine Existenz daran setze, und wie sich der zu hüten habe, der sie ihm zu entreißen wage. Er hatte sich nach und nach so erhizt, so selbst aufgereizt, daß es nun keine Uebertreibung mehr war, als er, von eifersüchtiger Wuth entflammt, den Namen Hüganne hervor-

Digitized by Google

donnerte, und dann mit bebender Lippe ausrief: „Er, oder ich!“

„Verzeihen Sie!“ fuhr er nach einer langen Pause fort, während welcher der verstummende Greis mit strafendem Erstaunen ihn angeblickt und er sich wieder gefaßt hatte, „verzeihen Sie meiner wilden Aufwallung. Mein stürmendes Blut riß mich fort, ich vergaß mich, und bedaure es um so inniger, da es mein sehnlichster Wunsch ist, ein Zusammentreffen so mißlicher Zufälle in freundlicher Stille auszugleichen. Daß ich den Besitz des Fräuleins La Javelle nie, und unter keiner Bedingung aufgeben werde, muß ich freilich wiederholen; daß ich nur die Lippen zu öffnen brauche, um mich eines lästigen Rivalen zu entledigen, werden Sie mir zugeben; weit entfernt aber, ein Geheimniß zu offenbaren, welches das Lebensglück Ihres Neffen untergraben könnte, gelobe ich im Gegentheil die unverbrüchlichste Verschwiegenheit, wenn Sie dagegen den Herrn Hüganne bewegen wollen, seine Reise hieher zu unterbrechen, seine Verbindungen mit der Familie La Javelle aufzulösen und in den nächsten Jahren diese Gegend, diese Provinz zu vermeiden.“

„Mein Sohn,“ hob der Geistliche an, „belasten Sie Ihre Seele nicht mit einer That unverzeihlicher Lieblosigkeit! Es dürfte eine Stunde kommen, in der Sie die heutige schwer bereuen; so schwer als Ihr Vater, ich weiß es, in der Verbannung sterbend, es bereute, daß er so erbarmungslos grausam, Sie wissen an wem, gehandelt. Ehren Sie den Willen Ihres Großvaters, den Ihr Vater nicht ehrte! Ehren Sie die Fügung des Himmels, daß diese traurige Begebenheit Ihres Hauses unter den Riesentrümmern unserer geschichtlichen Umwälzung in Vergessenheit sank! Ehren Sie, Sie selbst ein Liebender, ehren Sie das Andenken eines Liebenden, der einen Augenblick der Verirrung mit Verlust seiner Freiheit, seiner Ehre büßen mußte!“ — „Herr Pfarrer,“ erwiederte Eduard, „Sie belieben Thatsachen für gewiß anzunehmen, die noch keineswegs erwiesen sind. Mir ist Niemand von den verstorbenen Gliedern meines Hauses bekannt, dessen Andenken, bei Entdeckung dieser Heimlichkeiten, zu leiden hätte; wohl aber weiß ich, daß ein gewisser Herr Hüganne nicht geringe Gefahr dabei liefe; und deßhalb, Herr Chambeau, bitte ich Sie inständigst, ehren Sie den guten Namen Ihres Neffen, der doch durchaus geehrt werden soll.“

Aus wie hartem Herzen dieses Wort auch kam, der besonnene Greis vergaß das Gebot der Liebe nicht, er ließ es weder an begütigender Sanftmuth, noch an Ermahnungen fehlen; er sprach mit schauerlicher Erhabenheit von den Qualen eines beschwerten Gewissens, er schilderte die Seligkeit eines reinen Bewußtseyns, er wiederholte die heiligen Gebote der Religion, er warnte, ein geweihter Priester, vor den Strafen des Himmels, er bat, daß Eduard nur noch Einen Tag sich bedenken möchte, er flehte für sich selbst nur noch um Einen Tag Bedenkzeit — vergebens! — Der Unbeugsame drang auf augenblicklichen Entschluß, und der treue Warner verstummte.

Wohl hätte er es wagen können, dem Drohenden nicht nachzugeben; denn frei von Schuld, rein wie ein Engel war Hüganne, und es stand noch dahin, ob das Vorurtheil ihn dennoch verdammen würde; aber er lebte bisher in der glücklichsten Unwissenheit, seine Ruhe war zu schonen. Und überdieß hatte Eduard ein Wort von Hügannes Vermögen fallen lassen; da traten noch andere, noch wichtigere Rücksichten ein. Das Alles überlegte der Greis und sprach dann entschlossen: „Herr Graf, auf Ihren mir eben gemachten Antrag erwiedere ich, als Vormund des Herrn Hüganne, daß in einer Angelegenheit, die seine Ehre, und vielleicht auch sein Herz betrifft, nur er selbst zu entscheiden hat. Um jedoch kein Mittel unversucht zu lassen, ein ärgerliches Aufsehen zu verhüten, nehme ich hiemit Ihren Vorschlag an, daß wir dem jungen Manne entgegenreisen, daß wir persönlich mit ihm unterhandeln, daß ich nach besten Kräften mich bemühe und ihn zur Nachgiebigkeit bewege. Ich füge nur noch hinzu, daß der Unschuldige von nichts weiß, daß Sie seine glückliche Unwissenheit schonen müssen, und gebe Ihnen unter dieser Bedingung mein Wort, daß ich morgen um diese Zeit bereits auf der Reise seyn werde.“ — „So weit,“ fuhr der Greis nach einer Pause fort, „so weit als der Vormund meines Neffen; und nun noch ein leztes Wort, als Seelsorger: es wird, hier oder dort, so wahr der Herr lebt! eine Zeit kommen.....“ „Schonen Sie mich!“ unterbrach ihn Eduard. „Ich will es,“ sprach der Geistliche; „und möge die strafende Gerechtigkeit Sie ebenfalls schonen, nicht Ihrer Reue voraneilen! Dieß mein Segen, Amen!“ Er hatte die Hand über ihm ausgestreckt, entfernte sich und ließ den Betroffenen, nicht ohne ein schwerbeengendes Gefühl, zurück.

Am nächsten Tage ließ sich Graf Eduard ungewöhnlich früh bei seiner Tante melden. — „Was muß ich hören?“ rief sie dem Eintretenden entgegen; „Sie sind reisefertig?“ — „Allerdings,“ erwiederte er, „es sind mir heute in aller Frühe Briefe zugekommen, die mich bestimmen, sogleich nach Paris zu eilen, theils um mit einigen Freunden Rücksprache zu nehmen, theils um die Gelder zu erheben, die Madame Etienne so gütig war, mir vorzustrecken. Von da werde ich dann suchen, entweder nach Gent oder nach Brüssel zu kommen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Neueste Briefe des Verstorbenen.

(Fortsetzung.)

Bei dieser Frage brach der Alte wieder in sein unauslöschliches Gelächter aus. „Produciren! Konsumiren!“ rief er. „Producirt das Schaf seine Fährte, die es im Schnee zurücklässt? Konsumirt sie der Wind, der sie verwehrt? O Eitelkeit der Menschen! Ist die Gabe der Ceres, ist die Gabe der Musen, ist irgend etwas, so zwischen diesen beiden Angelpunkten Eures Treibens liegt, Eure Produktion? — Soll auch nur das geringste Reale entstehen, so müßt Ihr es nach göttlichen Gesetzen vollbringen; befolgt Ihr aber diese nicht, so entsteht wohl gar das Gegentheil von dem, was Ihr gewollt; und das auf diese Weise von dem natürlichen Zusammenhang der Dinge, von der Nothwendigkeit, von der Nemesis producirte, haltet Ihr für die Ergebnisse Eurer angeblichen Heldenthaten, deren Summe Ihr den stolzen Namen Weltgeschichte gebt.“ Saturn schwieg, indem er mich mit einem geheimen Polizeiblick beobachtete, ob ich vielleicht anderer liberalerer Meinung wäre. Ich aber, wie bei Lebzeiten in Berlin, hielt kühn zwischen meiner Freisinnigkeit und meiner Vornehmheit die richtige Mitte. Mit jener würdevollen nonchalance, die einst an ihrem Verstorbenen meine theure Julie so sehr liebte, begann ich und sprach zu dem Autokraten: Eure selbstherrschende Großmächtigkeit werden verzeihen, wenn ich mich selbst citire. Es ist, pflegte ich immer zu sagen, als ich noch Mensch war, es ist Alles Illusion in der Welt, ausgenommen die Illusionen. Daher muß ich denn so freisinnig seyn, zu glauben, daß die Erdbewohner, selbst in ihrer Illusion, etwas Eigenes mit Freiheit zu produciren, glücklicher sind als Dero sklavischen Unterthanen, die nicht einmal diesen glücklichen Traum träumen, sondern wissen, daß sie unfrei nur einem fremden Willen folgen und trotz dem auch nicht das Geringste produciren. — „Mehr!“ rief der Monarch, „mehr als Eure neuesten Freiheitshelden und Weltbeglücker, mehr als der spaßhafte La Fayette mit seinem Ernst und mehr als der ernste H. Heine mit seinem Spaß! Meine Unterthanen produciren das erste geistige Bedürfniß aller Vernunftwesen, das unumgängliche, das Urmittel zu wahrhafter Freiheit, zu wahrhafter Glückseligkeit; sie produciren Gehorsam.“ Ich lächelte ironisch über dieses nordische Fabrikat des großen, mit Füßen getretenen Nationalwebstuhls; denn es fiel mir ein, wie man mit demselben die Interessen der Staatsschulden und die stehenden Heere und die geheime Polizei bezahlt, und wie ich mir selbst dafür zwei- und vierräderige Wagen, Ponys und Karrossiers und Dienerschaft verschafft hatte .... Saturn aber, der meine Gedanken las, unterbrach mich in denselben und sprach: „Hier in meinem Reiche wird nur Gehorsam zum Heil der Gehorchenden, durch den Gehorsam aber nichts für Andere producirt. — Schau hin!“ fuhr er fort. Und der gewaltige Weltkörper unter mir, aufschreiend, wie tausendfältig verstärkter Donner, erbebte in seinen Grundfesten und warf, als wäre er ein flüssiges Meer geworden, bewegliche Berge wie Wogen auf; und auf den Rabenflügeln des Sturms und im nebelschwarzen Kleide zog Finsterniß heran, ankämpfend gegen die blendenden Geschosse blitzender Wolken. Und indem es nun plötzlich heller wurde als das hellste Sonnenlicht, und das wogende Gebirge lautkrachend borst, und ein Glut- und Flammenabgrund unübersehbar sich aufthat, rief der von nichts bewegte Autokrat, rief Saturn mit eiskalter Ruhe: „Hinab! Ich gebiete! Gehorsam! Hinab!“ — Da stürzten sich Tausende in den Feuerschlund, der sich augenblicklich dann schloß; viele tausendmal Tausend aber, die dem Gebote nicht Folge leisteten, schlichen zurück in öde Schluchten und Felsspalten, und begannen von Neuem, die armen Gefesselten! ihre schwere nutzlose Arbeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Gabe.

Böhmische Sage.

Zu Wladislaw von Böhmen, dem jungen Königssproß,
Als Habsburgs Haus beschirmend ihn noch in Wien umschloß,
Trat einst in's goldne Zimmer bei früher Morgenzeit
Sein Ohm Erzherzog Friedrich mit stattlichem Geleit.
„Seht da, mein Vetter, Freunde aus Euerm Böhmerland,
„Wie Oestreichs Schutz Euch fromme, zu forschen hergesandt.
„Herr Giskra ist's von Braudeis, der Euer Hort stets war,
„Der beste all' der Helden, die Böhmen je gebahr.“
Da tritt heran Herr Giskra, der Kämpe alt und kahl,
Es leuchten seine Augen wie blanker Klingen Strahl;
Er faßt des Königs Händchen, als wär's ein Eisenschild,
Er zwingt die Donnerstimme zum Gruße sanft und mild.
„O Du, mein Herr und König, für den ich litt und focht,
„Stets hab' ich Dir zum Besten geschafft, was ich vermocht;
„Nun ist mein Arm ermüdet, mein Auge dunkelt schon,
„Nicht kann ich mehr Dir dienen — was wird nun wohl mein Lohn?“
Da in des Königs Auge glänzt' eine Thräne hell,
Und nach dem ledern Seckel am Gurte griff er schnell,
Und einen Kupferheller hervor er eilig nahm,
Und reicht ihn hin dem Helden, und sprach mit edler Scham;

Digitized by Google

„Der König hat nichts eigen, so hat man mich's gelehrt;
„Er muß das Letzte theilen mit dem, der treu bewährt.
„So nimm denn diesen Heller, ist auch der Lohn gering;
„Die andern gab ich Armen, als ich zur Kirche ging."
Und innig rührt's den Herzog und die aus Böhmenland,
Doch wie ein Erzbild schweigend Held Giskra lange stand:
Den Heller mit der Rechten er hoch zum Himmel hielt,
Er küßt' ihn dann inbrünstig, als wär's ein Heil'genbild.
„Den da, den laff' ich fassen in Gold und Edelstein,
„Und trag' ihn dann am Halse als höchsten Schmuck allein.
„Wohl bin ich lang gestorben, bist Du wirst Herrscher seyn,
„Doch was ich nicht erlebe — ich darf es prophezei'n:
„Theilst Du als König immer so zwischen Noth und Treu,
„Dann bleibt Dein Reich stets mächtig, Dein Ruhm wächst immer neu!"

Ludwig Reland.

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

Die Reisenden Caillé und Douville.

Neulich hielt die geographische Gesellschaft eine öffentliche Sitzung. Leider ist diese Gesellschaft nicht mehr, was sie vor acht oder neun Jahren war. Damals wetteiferten fast alle Freunde der Erdbeschreibung, auch Staatsmänner und Seeleute miteinander, um diesem Vereine aufzuhelfen und nützlich zu seyn. Es fehlte nicht an Subscriptionen, die ausgezeichnetsten Gelehrten nahmen an den Verhandlungen Theil, die Regierung gab Geld zu Preisaufgaben her; man war im Stande, Belohnungen für große Unternehmungen, besonders Entdeckungsreisen auszusetzen. Es erschienen mehrere Bände Abhandlungen dieser Gesellschaft. Allein, wie es mit den gelehrten Vereinen zu gehen pflegt, der Eifer ist erkaltet; manche Subscribenten haben sich zurückgezogen; auch von den Gelehrten haben manche die Gesellschaft aus Unmuth über kleinliche Streitigkeiten, oder aus Gleichgültigkeit im Stich gelassen; die Staatsmänner nehmen nicht mehr denselben Antheil, wie zuvor, an den Leistungen der Gesellschaft; kurz, sie hat die Wichtigkeit verloren, die sie vor mehreren Jahren hatte. Dennoch arbeitet sie ziemlich fleißig, und sie hat den Ruhm, in den letzten Jahren zwei französische Reisende belohnt zu haben, welche ohne diese Aufmunterung kaum von ihren eigenen Landsleuten beachtet worden wären, und deren Entdeckungsreisen sicher zu den wichtigsten gehören, welche von einzelnen Franzosen gemacht worden sind. Der eine dieser Reisenden ist der bekannte Caillé, welcher von der französischen Niederlassung am Senegal aus als Muselmann ins Innere von Afrika eindrang, Tembuktu besuchte und, um wieder nach seinem Vaterlande zu gelangen, sich gleichsam durch Nordafrika hindurchbettelte. Es ist der erste Franzose, der durch Tembuktu gereist und unversehrt wieder nach Frankreich gekommen ist. Leider ist die verstohlene Weise, womit dieser schlichte Mann Afrika durchreist hat, Schuld, daß seine Beobachtungen und sein Tagebuch dürftiger ausgefallen sind, als wenn er hätte gemächlicher und offener reisen können. Er konnte seine Bemerkungen nur sparsam in seine Schreibtafel eintragen; er war ein Mann ohne lebhaften Geist, und befand sich in einer Lage, die ihm nicht verstattete, sich viel umzusehen. So kam es denn, daß seine Reisebeschreibung nicht das Interesse hat, das ein scharfsinnigerer und reicherer Reisende derselben hätte geben können. Jomard hat sein Bestes gethan, um dieser Reisebeschreibung viel Gehalt zu geben; als Aussage eines Augenzeugen ist sie auch wichtig, aber dennoch läßt dieselbe viel zu wünschen übrig. Caillé hat wohl zu reisen, nicht aber zu schreiben verstanden. Ein anderer Reisender, welchen die geographische Gesellschaft kürzlich belohnt hat, ist Douville; auch dieser hat sich ins Innere von Afrika hineingewagt und nicht minder Mühseligkeit ausgestanden, als Caillé; indessen hat er seine Reisen ganz anders eingerichtet, als dieser. Douville scheint mit dem Hange zum Reisen geboren zu seyn; er hat die vier Welttheile besucht, und mich wundert sehr, daß er den Erdball noch nicht umschifft hat; denn sonst spaziert er darauf herum, wie in seinem Lustgarten; so hatte er sich einmal in den Kopf gesetzt, trotz aller Verbote und trotz der wachsamen Polizei der Chinesen, die noch viel gewissenhafter ihren Gehalt zu verdienen sucht, als die Polizei der europäischen Kontinentalstaaten, in China einzudringen. Und gewiß, wenn das Ding möglich wäre, hätte es Douville gelingen müssen; allein in China ist ein musterhaftes Spionir- und Polizeiwesen; die unumschränkten Herrn in Europa, welche sich vorzüglich auf ihre Polizei stützen müssen, sollten angehende Beamte in diesem Fache nach China reisen lassen, um sich dort auszubilden, wie man angehende Künstler auf Staatskosten nach Italien reisen läßt. Douville glaubte es schlau anzulegen, wenn er über die Tibetanischen Gebirge in das chinesische Reich einzuschleichen suchte; dort, meinte er, werde man doch wohl nicht so wachsam seyn, als auf der Küste. Allein der Mann kannte die Chinesen nicht; das ganze Sinnen und Trachten dieses Volkes ist ein polizeilicher Sinn; es ist zur Polizei gleichsam geschaffen und könnte alle gnädigen Herrschaften mit Polizeibeamten versehen. Man verwehrte ihm auf der Tibetanischen Grenze das Eindringen in China; er hatte wohl keinen von einem chinesischen Gesandten unterschriebenen Paß aufzuweisen. Er mußte also wieder zurück. Douville war aber nicht der Mann, der sich durch ein solches Abweisen hätte abschrecken lassen. Er wollte die Sache nun an einem andern Ende angreifen, das heißt auf einer andern Seite in China einzudringen suchen. Er hatte gehört, daß von Buenos-Ayres oft Schiffe nach dem chinesischen Meere absegelten. Als er also wieder in Frankreich angelangt war, ruhte er nicht eher, bis er mit sich eins wurde, nach Buenos-Ayres zu gehen und von dort aus wieder einen Versuch zu wagen, die listigen Chinesen zu überlisten. Er war bald wieder zu Schiffe und langte auch wohlbehalten zu Buenos-Ayres an. Hier fand er Schwierigkeiten, welche, hat er nicht gesagt. Entweder war die Jahrszeit nicht günstig, oder er erfuhr, daß man nur auf gewissen scharf bewachten Punkten der chinesischen Küste landen könnte und daß das Weitervordringen fast unmöglich sey, wofern er sich nicht zuvor in einen leiblichen Chinesen umwandeln könnte. Es war schlimm, daß er nach Buenos-Ayres hatte reisen müssen, um dies zu lernen; denn das wissen wir ja schon längst in Europa. Wahrscheinlich hatte aber Douville gehofft, mit Muth und Beharrlichkeit werde er ausrichten können, was andern unmöglich schien. Genug, er mußte hier abermals seinen Plan aufgeben. Er ging nun nach Brasilien, warum, sagt er nicht; vermuthlich geschah es, um zu sehen, ob nicht irgend anderswo eine Entdeckungsreise zu unternehmen sey; denn, wie gesagt, der Mann ist mit dem Hange zum Reisen und Entdecken geboren.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 50.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 149.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 22. Juni 1832.

Quand les voiles de ma sagesse
A tes yeux seront abattus,
Ces maux, dont frémit ta faiblesse,
Seront transformés en vertus.
De ces obscurités cessantes
Tu verras sortir triomphantes
Ma justice et ta liberté.

Lamartine.

Neueste Briefe des Verstorbenen.

(Fortsetzung.)

Saturn sah es, wie Schrecken, Mitleid und Entrüstung um den Sieg kämpften in meiner abgeschiedenen Seele. Und aus seinem meilenlangen Fittich riß der Gott der Zeit eine Feder, zehn Mal so groß als die zu Rom in der Peterskirche gemalte des Evangelisten, und indem er sie mir darreichte, sprach er: „Nimm hin! und schreibe, daß der Styl unter Dir bricht, von dem Lakaiengehorsam, von der hündischen Demuth, von der viehischen Dummheit der Saturnbürger. Hier hast Du auch eine Schachtel voll Saturnerde; sie ist gut gegen Magensäure und Galle, die von der unverbauten Freiheit herrühren, so Dir zwischen Kopf und Herzen stecken blieb, und Dir malkontentes Bauchgrimmen erregt, und Deine Augen gelbsüchtig verdunkelt und schielen macht. — O Du Eitelster der Eiteln, der mich durch Schimpf zu belehren wähnt! Du Kurzsichtigster der Kurzsichtigen, der sich für einen Seher hält, und keine Ahnung hat von dem, was er so eben geschaut!“ — Ich habe, Tyrann! dachte ich entrüstet, ich habe den Martertod der Freiheit gesehen! Er aber erwiederte, ruhiger jezt: „Nein, eingebildete Menschenseele, den Tod der Willkühr habe ich Dir und die Geburt der Freiheit gezeigt. Jene hier, die meinem Machtgebote nicht blindlings folgten, sind noch nicht reif zum Flammenabgrund, müssen sich in dem leeren Nichts noch nichtig abarbeiten. Die aber, so sich hineinstürzten in den Feuerschlund, haben sich durch diese erste That der Freiheit den ersten Tod erworben und leben nun auf der jenseitigen Hemisphäre meines Weltkörpers; denn die Bewohner des Saturns sterben — wie Ihr es nennt — zwei Mal. Dort werden sie jezt durch Belehrung, die mit dem Gebote Schritt hält, zur Selbstgesetzgebung, zu der Verklärung im zweiten Tode erzogen. Der Zustand dort der im Gehorsam bereits Geübten ist aber — glaub' es mir, Eitler! — ein hundertfach seligerer, als der Eurer abgeschiedenen Menschenseelen, die statt der göttlichen gefesselten Freiheit das Götzenbild ihrer Einbildung, die nichtige und vernichtende Willkühr anbeteten.“ Der Autokrat beschrieb mir nun das selige Leben, welches die Saturnbewohner auf der jenseitigen Hemisphäre seines Weltkörpers führen, ihre Thätigkeit voll unendlichem Genuß, ihre über alle Erdenschönheit erhabenen Produktionen; da er aber hiebei Ausdrücke brauchte, die mir selbst nicht klar wurden, und er auf keine Weise zu bewegen war, mich, den Profanen, diese Herrlichkeiten sehen zu lassen, so bin ich auch nicht im Stande, Dir, meine geliebte Freundin, ein Bild davon zu entwerfen. Thue indessen wie ich: Prüfe, was der Gott der Zeit sagt, und behalte das Beste!

Wie viel hätte ich Dir nun noch zu erzählen, von meinem Staunen und Lachen, als ich nach vier Monaten auf die Erde zurückkam, und alles in statu quo und doch so verändert fand. Aber das will ich

Google

mir für meinen nächsten Brief verſparen; ſchon meinem deutſchen Rezenſenten in ſeinen Pariſer Briefen zu Gefallen, der die meinen an Dich zu lang findet. Daß er mit dieſem zufrieden ſeyn wird, darf ich übrigens vorausſetzen; denn er ſagt ja: „Von den Briefen eines Verſtorbenen erwartet man Dinge aus einer andern Welt (de l'autre monde) zu erfahren, zu hören, was kein Lebender zu ſagen wagt.“ Und ſo wage ich denn das für ihn Unglaublichſte zu ſagen, daß er in zerbröckelten Phraſen nur zerbröckelte Einfälle, nie ein Ganzes hervorbringen und nur ein ephemerer Modeſchriftſteller einer Modeparthei ſeyn wird. — Auf Deine vorgefundenen Briefe nächſtens Antwort. — Ich umarme Deine edle Seele!

Der Väter Schuld.

Eine Geſchichte aus den Tagen der Reſtauration.

von

Ludwig Robert.

(Fortſetzung.)

„Ich bitte Sie,“ unterbrach Graf Eduard die alte Dame, die ihm das Gefährliche ſeiner Unternehmung vorhielt und ihn an Emilien erinnerte, „ich bitte Sie inſtändigſt, mich das Eine thun zu laſſen, und überzeugt zu ſeyn, daß ich deßhalb das Andere nicht vergeſſe. Ich muß ſcheinbar auf dieſe ſchöne Cröſustochter verzichten; das iſt das einzige Mittel, glauben Sie mir! um zu ihrem Beſitz zu kommen. Ich habe mich beſchieden, bin zurückgetreten, reiſe. Beſtätigen Sie dieß während meiner Abweſenheit; und was auch nächſtens, zu meinem Nachtheil oder zu meinen Gunſten, in dieſer Angelegenheit geſchehen möge, beharren Sie auf meiner Entſagung und verrathen Sie weder meine Wünſche, noch meine Hoffnung. Von Ihrer klugen Zurückhaltung hängt mein Herzens- mein Lebensglück ab!“ Er ließ die neugierig Verwunderte nicht zum Wort kommen, bat wiederholt um Verſchwiegenheit, ſchmeichelte ſo lange, bis ſie es mit Hand und Mund verſprach, umarmte dann die Betäubte und warf ſich in ſeinen Reiſewagen.

An demſelben Morgen, am 26ten April 1815, kam Herr Chambeau, der Pfarrer, zu dem immer noch unpäßlichen Herrn La Javelle und kündigte ihm an, daß er im Begriff ſey, ſeinem Neffen bis Metz entgegenzureiſen, und daher anfrage, ob er vielleicht Aufträge an denſelben mitnehmen ſolle? Er bezweckte durch dieſe Frage, Aufſchluß über ein Verhältniß zu erlangen, von dem er bis jezt keine Spur bemerkt, und welches doch, nach den leidenſchaftlichen Aeußerungen des Grafen von Montfontaine, ſtattfinden ſollte. Da ſich aber Herr La Javelle die Luſt an einer allgemeinen freudigen Ueberraſchung nicht wollte entgehen laſſen, ſo ſtellte er ſich gleichgültiger, als er es war, bat nur, freundlich zu grüßen und Herrn Hüganne zu erinnern, daß er ſich ſpäteſtens am Vorabend des erſten Mai's einzufinden habe. Auch Emilie, die zugegen und von den Abſichten ihres Vaters unterrichtet war, wollte ihm die Freude nicht verderben und nahm alle Kraft zuſammen, um die Gefühle ihres Herzens zu verbergen, um vor ihrem Ehrfurcht gebietenden Lehrer unbefangen zu erſcheinen. Dennoch bemerkte der ſcharfbeobachtende Greis, daß, bei Erwähnung des erſten Mai's, ihr eine leiſe Röthe anflog; und ſo glaubte er Alles zu wiſſen, was er zur Richtſchnur ſeines nächſten Vorhabens bedürfe, und beurlaubte ſich unter den herzlichſten Segenswünſchen.

„Tauſend Segen und fröhliche Heimkehr!“ rief wiederholt der glückliche Vater, indem er vom Fenſter aus dem Pfarrer nachblickte. „Das läßt ſich der alte Herr gewiß nicht träumen,“ fuhr er, zur Tochter gewendet, fort. „Und nun gar Hüganne! Wie wird ſich der verwundern! Der brave beſcheidene Junge! Ich habe nie einen Menſchen gekannt, der ſich ſo gering anſchlägt und ſo viel Werth, ſo viel ächten inneren Werth hat. Nun, Emilie, Du ſchweigſt? Was fehlt Dir? Biſt Du nicht am Ziel Deiner Wünſche? Habe ich Dir nicht die Mutter verſöhnt; ſo daß ſie, in freudiger Rührigkeit, jezt keinen andern Gedanken hat, als Dein Verlobungsfeſt? Und Du ſpringſt, Du jubelſt nicht? Was iſt das? Der läſtige Bewerber kann Dir doch nicht mehr bange machen!“ — „Bange eben nicht,“ erwiederte ſie kleinlaut; „aber .....“ Sie unterbrach ſich. Der Vater ſchaute ſie befremdet an. „Ich wollte, er wäre ſchon fort,“ ſeufzte ſie; „ſo oft er kommt, befällt mich eine Angſt — und dann mache ich mir wieder Vorwürfe, daß er mir ſo zuwider iſt, da wir ihm doch ſo große Dankbarkeit ſchuldig ſind. Ich weiß gar nicht, wie ich mich gegen ihn betragen, noch was ich von ihm denken ſoll. Nur das fühle ich, daß er mich in meinem Glück ſtört, daß ich, ſo lange er hier bleibt, nicht froh, nicht herzlich ſeyn kann, und daß ich dem Himmel danken will, wenn er nur erſt fort iſt.“ — „Thorheit!“ rief lächelnd Herr La Javelle, „kindiſche Mädchenfurcht! Aber laß nur erſt Hüganne kommen, ſo wird ſich das Alles geben!“

„Von wem?“ fragte er einen Diener, der indeſſen eingetreten war und ihm einen Brief überreichte. „Vom Herrn Grafen von Montfontaine.“ Emilie erbleichte. Ihr Vater, ohne es zu bemerken, löſte das Siegel und überſchaute den Inhalt des Schreibens. „Nun frag' ich Dich,“ rief er der Tochter zu, „ob Du nicht ein Glückskind biſt? Du brauchſt nur eine Grille zu haben, und ſie wird Dir augenblicklich gewährt. Höre nur, was mir der Graf ſchreibt!“ Und er begann alſo zu leſen:

Digitized by Google

„Mein Herr und verehrter Freund!

„Die Nachricht von der bevorstehenden Verlobung des „Fräuleins La Javelle, die meine Tante mir gestern „mittheilte, bestimmt mich, ungesäumt und ohne per„sönliche Beurlaubung, von einem Familienkreise zu schei„den, in welchem ich die glücklichsten Stunden meines „Lebens verbracht habe. Ich bin weder so eitel, zu glau„ben, daß mein Bleiben eine Störung verursachen könnte, „noch daß mein Gehen ein Zurücktreten sey. Das aber „schmeichle ich mir, daß keines der Ihrigen, in dieser „meiner traurigen Selbstverbannung, die unbegrenzt liebe„volle Hochachtung verkennen wird, die, bis zu seinem „lezten Athemzug, Ihnen Allen widmet

„Eduard Graf von Montfontaine."

„Nun," fragte Herr La Javelle, nachdem er geendet hatte, „bist Du nun zufrieden?" — „Vollkommen," erwiederte Emilie in freudiger Aufregung; „wie bin ich so froh, daß der Ueberlästige fort ist! wie bin ich wieder so glücklich, mein bester, mein gütigster Vater!" — „Ich hätte es ihm nimmer zugetraut," bemerkte dieser. — „Doch!" entgegnete Emilie rasch; „er hat freilich etwas Aengstigendes an sich, etwas Unheimliches; für unedel aber halte ich ihn deshalb nicht. Mit welcher Selbstvergessenheit, mit welcher unermüdlichen Sorgfalt hat er sich nicht an dem furchtbaren Tage bewiesen, als wir Alle die Fassung verloren! Dafür werde ich ihm ewig dankbar seyn." — „Und doppelt dankbar," spottete Herr La Javelle, „daß er den Dank nicht begehrt, ihm großmüthig ausweicht?" — „Ganz recht!" rief sie; „Du sprichst es aus, was ich fühle. Ich kann Dir's nicht beschreiben, lieber Vater, welche Last mir vom Herzen gefallen, wie leicht mir's jezt ist. Nun erst empfinde ich es wieder in ganzer Fülle das selige, das stille Glück, das mir mein sanfter, mein liebenswürdiger Freund gewähren, das ihm seine Emilie bereiten wird, dem Engel von Güte und Tugend, den ich liebte, ehe ich wußte, daß ich liebe, ehe ich einsah, daß ohne ihn kein Heil für mich, kein Segen auf Erden!" — Aufgeregt, wie sie war, und gewohnt, keine ihrer Empfindungen vor dem nachsichtigen, väterlichen Freunde zu verbergen, ergoß sie sich jezt in Dank für seine Güte, erzählte von den trefflichen Eigenschaften ihres Geliebten, wie sie nicht glaube, daß er nur eine Ahnung habe von ihrer unwandelbaren Neigung. „Kannt' ich doch selbst," rief sie, „ich selbst das eigene Herz nicht, bis er im vorigen Jahre abgereist, und ich so traurig war, und Du mir das Geheimniß meiner Seele enthülltest, und mein Vertrauter wurdest, mein Schutzgeist." — Dann kam sie wieder auf den Grafen zurück, lobte sein edles Zurücktreten, freute sich seiner Entfernung und hörte nicht auf, sich also redselig zu wiederholen, bis Madame La Javelle, mit Schachteln und Kisten bepackt, aus der Stadt zurückkam und dem Gespräch eine andere Wendung gab. Der Vater hatte dem geliebten Kinde mit innigstem Wohlgefallen zugehört, in dem Glücke der Tochter geschwelgt, sich an ihrer Lebhaftigkeit geweidet; ihren Religionslehrer, den scharfblickenden Geistlichen, hätte diese ungewohnte Aufgeregtheit, wäre er zugegen gewesen, befremdet, vielleicht mit Besorgniß erfüllt.

Er war jedoch fern. — Auf der nächsten Post, wo die Pferde gewechselt wurden, fand er bereits den harrenden Grafen, der ihn einlud, einen Platz in seinem Wagen anzunehmen. Er lehnte es unter dem Vorwande ab, daß er sein Fuhrwerk zur Heimreise nöthig habe; im Grunde aber wollte er die Nähe eines Menschen vermeiden, den zu erweichen er nicht vermochte, und den er also dem gerechten Zusammenhange der Dinge, der strengern Erziehung eines strafenden Schicksals überlassen mußte. Sie sezten demnach ihre Reise getrennt fort, blieben aber, um nicht auseinander zu kommen, einer dicht hinter dem andern.

Als sie auf diese Weise am andern Tage Morgens durch ein Dorf fuhren, rief es aus einem vorüberrollenden Wagen: „halt! halt!" und eh noch der aus dem Schlummer geweckte Greis sich besinnen konnte, war sein Neffe schon auf den Tritt gesprungen, hatte des Oheims Hand ergriffen, drückte sie an seine Lippen und konnte der Verwunderung, der Freude kein Ende finden. Ein alter, aber noch sehr rüstiger Diener, der neben Hüganne im Wagen gesessen, kam nun auch herzlich grüßend herbei, während der Graf, der ebenfalls ausgestiegen war, beobachtend in der Ferne stand. Kaum aber sah er, daß der Geistliche seiner erwähnte, indem Hüganne nach ihm hinblickte, so trat er auch gleich mißtrauisch näher. „Herr Graf," begann der Greis mit einladendem Winke, „die bewußte Angelegenheit kann sogleich, und hier in diesem Dörfchen verschwiegener, als in einem städtischen Gasthofe, verhandelt werden. Da ich nun mit meinem Neffen, den ich die Ehre habe, Ihnen vorzustellen, keiner Verabredung bedarf, sondern im Gegentheil wünschen muß, daß Alles in Ihrer Gegenwart besprochen werde; so mache ich den Vorschlag, dort in jene einzelnstehende Hütte zu treten und die guten Leute um ein Kämmerlein zu bitten, in welchem wir allein und ungestört ein Stündchen verweilen können." Er gebot, die Wagen von der Landstraße ab in den Schatten zu lenken, und führte Hüganne und den Grafen in die Hütte.

Dem alten Diener des Jünglings schien dieser Aufenthalt sehr ungelegen. Er ging mürrisch hin und her und gab dem Kammerdiener des Grafen, auf seine zudringlichen Fragen, nur ein rauhes: „ich weiß nicht," auf seine Witzbestrebungen gar nichts zur Antwort. Hiedurch ward dieser nur noch mehr gereizt, seinen Wirthsstubenhumor glänzen zu lassen; und unablässig nebem dem

Alten herschreitend) sprach er: „So sauertopfmäßig, oder vielmehr unmäßig Du Dich auch anstellst, so weiß ich doch, daß Du, trotz Deines eisgrauen Kopfs und trotz Deines dicken schwarzen Backenbarts, eigentlich ein junges Mädchen bist, ein lustig Schätzchen, denn sonst würde mein Herr nicht so verliebt in Dich seyn und überall Dein Porträt mit sich herumführen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Paris, Juni.

(Beschluß.)

Douvilles Reise nach Kongo.

In Brasilien machte Douville Bekanntschaft mit portugiesischen Kaufleuten, die ihm Manches von den Niederlassungen in Kongo, von den dort befindlichen Goldbergwerken, Negerstämmen, Sklavenmärkten und andern merkwürdigen Dingen erzählten und bei ihm die Lust rege machten, ein so wenig bekanntes und besuchtes Land zu durchreisen. Er ließ sich über die Art, in denselben fortzukommen, genau und umständlich belehren, versah sich mit Empfehlungsschreiben an den Gouverneur und segelte nun nach Afrika ab, dem einzigen der vier Welttheile, den er noch nicht besucht hatte. Als ein schlauer Mann ließ er den Gouverneur seinen Plan nur halb und halb merken; denn in den Kolonien ist man eifersüchtig, und je schlechter überhaupt ein Land verwaltet wird, desto schwieriger macht man dem Fremden das Reisen, damit er nicht über die elende Regierung plaudern möge. Als er nun Alles überlegt und vorbereitet hatte, begab er sich ins Innere der Kolonie und ließ das Gepäcke auf anderm Wege nachfolgen. So weit die portugiesische Oberherrschaft reichte, hatte er wohl Schwierigkeiten, besonders die argwöhnische Eifersucht dummer Beamten zu bekämpfen, übrigens aber keine Gefahren zu bestehen. Ganz anders aber war es, als er sich mitten unter die unabhängigen Negerstämme wagte. Die zunächst liegenden haben schon manchen Verkehr mit den Portugiesen gehabt, und gewinnsüchtige Kaufmannsdiener, besonders aus dem Mulattengeschlechte, pflegen Reisen zu jenen Stämmen zu unternehmen, um Waaren abzusetzen und kostbare Sachen einzutauschen, besonders Sklaven. Douville wußte, wie man in jenen Gegenden reist. An Fuhrwerke ist dort nicht zu denken; gibt es doch kaum gebahnte Wege, und manchmal muß sich der Reisende durch die Forsten gleichsam durchhauen. Mit Elephanten zu reisen, hat man noch nicht versucht; dies wäre vielleicht das Beste, denn der Elephanten gibt es eine Menge und hier ist ihr Vaterland. Das Elfenbein, das man so eifrig durch die englische Kolonie am Vorgebirge der guten Hoffnung zu erhalten sucht, könnte hier weit leichter und wohlfeiler erhalten werden, wenn ein regelmäßiger Handel damit vom Innern des Landes bis zur Küste eingeleitet wäre; so natürlich dieser Gang auch ist, so hat er doch keineswegs statt; die Portugiesen, wie manche andere Völker Europas, haben sich in ihren fremden Niederlassungen stets so unsinnig betragen, daß die einheimischen Völker, statt ihnen mit Wohlwollen und Zuneigung entgegenzukommen, sie verabscheuen und ihnen Böses mit Bösem vergelten. Ein Elephantenzahn, der sechszig bis achtzig Pfund wiegt, wird von den Portugiesen ungefähr mit zehn Sous pr. Pfund bezahlt, und diese Summe wird noch dazu nicht in Geld, sondern in Tüchern und andern leichten Waaren berichtigt, die die Besitzer wenig kosten und die sie theuer anrechnen, so daß sie im Grunde das Pfund Elfenbein nur mit vier Sous bezahlen. Und dafür sollen die Neger es ihnen hundert, ja zweihundert Stunden weit herbeischleppen. Und wem sollen sie es liefern? Ihren Feinden, die ehemals ihre Väter von der Küste vertrieben oder unterjocht und noch jetzt ihr Land inne haben. Daher schlagen sie die Elephantenzähne lieber in Stücken und lassen sie in den Wäldern verwittern. Will man ins Innere des Landes eindringen und nicht ein Opfer seiner Unbesonnenheit werden, so ist kein anderes Mittel, als daß man eine bedeutende Anzahl von Trägern mitnimmt, welche Waaren und geistige Getränke tragen. Vermittelst dieser, besonders des Tafia, nach dessen Genusse die Neger äußerst lüstern sind, gelingt es, sich die Oberhäupter der Neger geneigt zu machen und die Erlaubniß zum Durchzuge durch ihr Gebiet zu erhalten. Je mehr Geschenke er austheilen, je mehr Tafia er ihnen einschenken kann, desto willkommener ist er, und hat er ein wohlbewaffnetes Gefolge bei sich, welches den Eingebornen Respekt einflößt, so kann er ziemlich gemächlich jene unwirthbaren Gegenden durchreisen; dennoch muß er stets auf seiner Hut seyn, daß man ihm nicht vergifte. Denn mit dem Vergiften sind die Neger in Kongo, wie manche andere afrikanische Völker, sehr bekannt; die Toxicologie ist hier zu Hause. Douville hatte ein sehr bedeutendes Gefolge, welches ihm auch unentbehrlich war; denn da er 1500 Meilen zu reisen hatte, so mußte er sich zuvor mit dem nöthigen Vorrathe für die ganze Reise versehen, und dies erforderte beinahe hundert Menschen; während der Reise vermehrte sich die Zahl zuweilen bis auf dreihundert, und sogar, wie er versichert, auf fünfhundert; denn vermittelst Geschenken und Zahlung erhielt er fast überall Träger, so viel er deren wollte. Mit einem solchen Aufzuge war noch Niemand bei den Negern erschienen; man hielt ihn für einen König; einige glaubten, ihn habe der König von Portugal, der einzige europäische Monarch, von dem sie gehört haben, zu den Negern gesandt; es gab Leute, die sich die wunderlichsten Vorstellungen von Europa machten und sich einbildeten, dort fließen Ströme von Tafia und daraus schöpfen die Portugiesen die Tonnen mit Tafia, welche sie den Negern bringen. Sie begreifen nicht, was man bei ihnen suchen könne, da die Europäer ja Alles im Ueberfluß besitzen müssen. Freilich werden nicht viele Europäer geneigt seyn, es Douville nachzumachen; er sagte mir, er habe 200,000 Franken zu seinen Reisen gebraucht; und dann sind die Fieber unter dem heißen Klima und in den sumpfigen Ebenen Kongos für die Europäer so gefährlich, daß wenige, wie Douville, aus dieser mörderischen Luft wieder herauskommen. Auch klagte er selbst über Schmerzen in der Leber, die ihn seit jener Reise quälen und von denen er sich auch in unserm gemäßigten Klima nicht befreien kann. Was Douville gewagt hat, nämlich ein ungesundes, von feindseligen Negern bewohntes Land nach allen Richtungen mit einer Menge Menschen zu durchkreuzen, ist etwas so Außerordentliches, daß es wohl einer Erwähnung hier verdiente, und da nun seine Reisebeschreibung erschienen ist, so kann Jeder sich selbst von dem außerordentlichen Muthe, der Geistesgegenwart und der Entschlossenheit dieses Mannes überzeugen. Es sollte mich nicht wundern, wenn er sich bald wieder zu einer Entdeckungsreise entschlösse; wenigstens äußerte er den Wunsch darnach; nur wünschte er, wie billig, die Kosten nicht selbst tragen zu müssen, da sein Vermögen, welches wohl beträchtlich gewesen seyn muß, aufgezehrt zu seyn scheint. In ruhigen Zeiten würde es ihm vielleicht nicht an Unterstützung fehlen; allein heutzutage ist eine Reise nach Kongo eben kein Gegenstand, woran man zunächst denkt. Dg.

Beilage: Literaturblatt Nr. 61.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 150.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 23. Juni 1832.

— Er ist,
Wenn man die Galle ihm reizt, wie Pulver hitzig,
Und schnell, Beleidigungen zu erwidern.

Shakespeare.

Der Väter Schuld.
Eine Geschichte aus den Tagen der Restauration.
von
Ludwig Robert.
(Fortsetzung.)

„Da schau nur!“ rief der Kammerdiener des Grafen, laut auflachend; „selbst auf den Kutschenschlag hat er Dich hinmalen lassen! Siehst Du da den weißen Bären im schwarzen Felde, und drunter den goldnen Sporn? Es ist nur Einer, wir suchen den andern schon lange, und da Du ihn zu viel hast, so könntest Du uns wohl aushelfen.“ Der alte Jerome war sonst nicht der Mann, der sich ungestraft necken ließ; jetzt aber, auf nichts anderes achtend, starrte er nur das Wappen am Kutschenschlag an; das Blut stieg ihm sichtbar zu Kopf, sein Auge funkelte, und: „heißt Dein Graf Montfontaine?“ rief er dem Spaßmacher zu; „antworte, Hasenfuß!“ — „Wenn Sie,“ stotterte der Witzbold, seine Verlegenheit hinter Lustigkeit verbergend, „wenn Sie gnädigst nichts dagegen einzuwenden haben, so nennt sich mein Herr: Eduard Graf von Montfontaine, Vicomte von Brissac, Herr von Beville und Ebarantière.“ Die lezten Titel des Grafen hatte der Alte nicht mehr vernommen, er war schon bei seines Herrn Reisewagen, hob ein blechernes Kästchen heraus und trug es in die Hütte.

Als er in das Zimmer trat, wo der Pfarrer, Hüganne und der Graf beisammen waren, sah sich dieser verdrießlich um und fragte, seine Rede unterbrechend: „Was will der Mann?“ — „Es ist so Kaufmannssitte,“ entschuldigte Hüganne leise; „er hat gemessenen Befehl, dieses Kästchen, welches unsere wichtigsten Handlungsschriften enthält, mir überall, auch wenn ich nur für wenige Minuten einkehre, sogleich nachzubringen.“ — „So schicken Sie ihn wieder fort!“ flüsterte Eduard. Der Jüngling wollte es; aber der Pfarrer, obgleich auch er Jeromes Eintreten ungern gesehen hatte, verhinderte es, indem er bemerkte, daß man einen so treuen und langjährigen Diener des Hauses nicht kränken dürfe. Dieser indessen hatte das Kästchen, nah bei der Thüre, auf einen Tisch gestellt, und machte sich jezt mit den Mänteln der Reisenden zu schaffen, die er von Staub reinigte und vorsorglich an die Wand hängte. „Lassen wir uns nicht stören,“ sagte der Geistliche, „kommen wir zur Hauptsache! Wiederholt, mein Sohn, und nach meiner besten Einsicht rathe ich Dir, dem Wunsche des Herrn Grafen gemäß, auf der Stelle umzukehren, Deine Verbindung mit Herrn La Javelle abzubrechen und in den ersten Jahren unsere Nähe zu vermeiden. Den verlangten Aufschluß hierüber kann ich Dir nicht geben, zu Deinem eigenen Besten nicht; das aber versichere ich Dir, daß dieser Schritt nothwendig ist, indem dadurch ein wahrscheinliches Unheil vermieden wird. Dennoch sind, eh' Du Dich entschließest, eh' ich in Deine Entfernung einwillige, zwei Fragen in Erwägung zu ziehen. Die erste, Deine Ehre betreffend, ob Du von den Dir aufgetragenen Ge-

Digitized by Google

schäften schriftlich eine genügende Rechnung ablegen kannst? hast Du zu rasch bejaht, als daß ich Dich nicht bitten sollte, es noch einmal zu überlegen. Die zweite Frage betrifft Dein Herz: ist es frei?" Hüganne, fast mädchenhaft verschämt, schlug die Augen nieder und verstummte. Und feierlich erhob der Geistliche die Stimme und sprach: „Dein Schicksal ist an diese Stunde geknüpft. Antworte mir aufrichtig und einfach! Ich frage Dich als Freund und Vater: liebst Du die Gespielin Deiner Kindheit, die Tochter Deines Prinzipals?" — „Nein!" erwiederte der Jüngling rasch, indem er dem Pfarrer ruhig und heiter ins Auge blickte; „nein," wiederholte er, „oder doch nicht mehr, als ich eine Schwester lieben würde." — „Und sie?" fragte jener auf's Neue, „hat etwa sie eine Neigung zu Dir? hat nie ein Wort, ein Blick von ihr . . . . . ." — „Gewiß nicht!" fiel er betheuernd ein, „ganz gewiß nicht, mein ehrwürdiger Vater." — „Nun gut," sprach dieser. — Er wollte fortfahren; aber Jerome, der rasch herantrat, rief: „Nein! nicht gut! Ich sage, daß Mamselle Emilie meinen jungen Herrn liebt, daß Herr La Javelle ihn auch liebt, daß er alle Beide liebt, und daß er sein Glück machen und heimkehren soll; das sage ich!"

Der Graf stand wie versteinert vor Erstaunen; auch Hüganne staunte, wiewohl er den gutmüthigen Polterer kannte; der Geistliche aber sprach liebevoll: „Beruhige Dich, alter Hausfreund! Ich weiß besser als Du, was Deinem Liebling frommt." — „Ich will mich nicht beruhigen! Ich will ihn nicht zu Grunde richten lassen!" schrie der Alte, wie außer sich. „Ich weiß, was ich weiß, und sehe, was ich sehe!" Er hatte bei diesen Worten so funkelnde Blicke auf den Grafen geworfen, war ihm so nah gekommen, daß dieser zurücktretend ihm zurief: „Was sieht Euch an? Bedenkt, wer Ihr seyd!" — „Wer ich bin?" schrie er nur noch lauter; „seit mehr denn zwanzig Jahren bin ich Diener im Pfarrhause! Ich habe meinen Herrn da als Kind auf den Armen getragen, wie eine Amme ihn gewiegt und genährt, in seinen Krankheiten gewartet, auf allen Reisen begleitet, und will nun auch die Freude haben, ihm zum Altare zu folgen, und wenn auch zwanzig Grafen mir zubrüllen: bedenkt wer Ihr seyd!" — „Still!" rief mit erhobener Stimme der ehrwürdige Geistliche. „Auch ich rufe Dir zu: bedenke, wer Du bist! Sklave! Sklave Deiner Leidenschaften! fort! folge mir!" Er schritt voran, und der eben noch Wüthende ging, demüthig gebückt, ein folgsames Lamm, hinter ihm her zur Thür hinaus.

Hüganne, der mit dem Grafen allein blieb, suchte den Entrüsteten, den Hohnlachenden zu beruhigen, indem er seinen alten Diener entschuldigte. „Auch für mich selbst," fuhr er fort, „muß ich um Entschuldigung bitten, da meine allzugroße Nachgiebigkeit gegen ihn wohl mit an seinem ungebührlichen Betragen Schuld ist. Nun! er ist ein uralter Hausdiener, und Sie werden wohl wissen, wie solche Leute sich gleichsam mit zur Familie rechnen und Rechte herausnehmen. Erwägen Sie überdieß, daß er mich wirklich wie eine Wärterin bis in mein neuntes Jahr gepflegt hat; denn bis dahin war ich, als ein vorzeitig geborues Kind, fortwährend kränklich; man zweifelte an meinem Aufkommen, und ich bin ihm vielleicht mein Leben schuldig. Daher meine Nachsicht, ja, wenn Sie wollen, meine Vertraulichkeit mit einem zwar untergeordneten Menschen, der aber die Treue, die Anhänglichkeit selbst ist und, trotz seiner rauhen Außenseite, sogar weich und gefühlvoll seyn kann. Nur darf man ihn nicht reizen, denn, wie alle solche Leute, hat er seine Grillen; wie Wahnsinn fliegt es ihn zuweilen an, dann kommt er außer sich, und man hat sich zu hüten vor dem riesenstarken Greis. Aber, wie Sie selbst gesehen haben, nur ein Wort meines Pflegevaters, und er bescheidet sich gleich."

Der Geistliche trat jezt in das Zimmer. Auch er entschuldigte die unangenehme Scene, ging aber bald zu der abgebrochenen Verhandlung über; Hüganne betheuerte wiederholt, daß zwischen ihm und Emilie kein anderes, als ein freundschaftliches Verhältniß stattgefunden, so wie daß hinsichtlich der vollendeten Geschäfte seine persönliche Gegenwart durchaus unnöthig sey. Er zeigte sich überhaupt so bereitwillig, seine bisherige angenehme Stellung aufzugeben und eine neue Laufbahn zu beginnen, daß seine Nachgiebigkeit selbst den Grafen Wunder nahm. Der schärfer blickende Greis wurde in der Vermuthung bestärkt, daß seines Pfleglings Herz eine Neigung gefaßt und sich irgend wohin zurücksehne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einiges über den Mechanismus der menschlichen Stimme.

Der französische Arzt Bennati hat der Akademie der Wissenschaften Beobachtungen über den Mechanismus der menschlichen Stimme vorgelegt. Die Physiologen und die denkenden Musiker Deutschlands werden von diesen Beobachtungen offiziell Notiz nehmen, und so theilen wir hier nur Einiges davon mit, was ein größeres Publikum interessiren dürfte.

* * *

Es ist allgemein bekannt, daß der Kehlkopf, die knorpligte Schachtel, in der sich die Stimme bildet, bei tiefen Noten sich senkt und erweitert, bei hohen sich hebt und verengert. Daher senken die Bassisten beim Singen den Kopf, während ihn die Tenoristen emporhalten. Sie unterstützen damit instinktmäßig die Bewegung des Kehlkopfs auf- oder abwärts; denn er hat eine eigene

Digitized by Google

Bewegung mittelst der Muskeln, an welchen er gleichsam aufgehängt ist. Aber der Kehlkopf, sey er nun hinauf- oder hinabgezogen, erweitert oder verengert, ist nicht das einzige Element zu Bildung der Töne, welche im Umfang der menschlichen Stimme liegen; er ist nicht das ganze Stimmwerkzeug. Ueber ihm liegen mannigfache, sehr bewegliche Organe, welche zusammen die Mundhöhle und einen wesentlichen Theil des wunderbarsten musikalischen Instruments bilden. Bennati hat die Mundhöhle von einer Menge Sänger und Sängerinnen, während sie sangen, untersucht und Vieles Interessante aufgezeichnet, wovon wir nur Einiges anführen.

Bei tiefen Tönen zieht sich das Gaumensegel hinauf und nach hinten, das Zäpfchen, das bekanntlich die Mitte des Gaumensegels oder weichen Gaumens einnimmt, verkürzt sich; somit ist also die Kammer, durch welche die Luft streicht und wo sich der Ton verstärkt, einerseits durch das Aufsteigen des Gaumensegels, andernseits durch das Herabsteigen des Kehlkopfs geräumiger geworden. Bei den hohen Noten ist gerade der umgekehrte Fall: das Gaumensegel sinkt herab und zieht sich nach vorne, während der Kehlkopf heraufsteigt; die Tonsillen oder Mandeln schwellen und treten näher zusammen. Doktor Koreff machte sich einmal diese Beobachtung auf eine interessante Weise zu Nutze. Er hatte an Mandeln, welche so tief lagen, daß man sie gar nicht sah, eine chirurgische Operation zu machen; da bat er den Kranken, seine höchste Note anzugeben, und im Augenblick kamen die Mandeln so zum Vorschein, daß man sie mit den Instrumenten erreichen konnte. Bei Sängern mit einer Stimme, welche bedeutenden Umfang, besonders in den obern Noten hat, wie bei den berühmten Tenori-contraltini David und Rubini, und den großen Soprani-sfogati Lalande, Catalani, Sontag ꝛc. sind die obern Theile des Stimmkanals ungleich entwickelter und beweglicher als bei Bassisten, wie Lablache oder Ambroggi. Bei Santini, der die tiefste und dabei umfangreichste Stimme hat, ist die hintere Mundhöhle ganz außer allem Verhältniß groß. — Auch an der Zunge beobachtet man manches Interessante: bei hohen Noten zieht sie sich von vorne nach hinten zusammen und wird breiter; bei den Haupttönen des zweiten Registers bei Soprani-sfogati bildet sie, indem sich ihre Ränder erheben, eine halbkegelförmige Höhlung, wobei die Spitze des Kegels der Zungenspitze entspricht; bei vollkommenen Sopranen, welche eine runde, klingende Stimme haben, die fast ausschließlich in Einem Register bleibt, hebt sich die Zunge, wird breit, zieht sich nach hinten zusammen und wölbt sich gleichsam, weil sich die Ränder herabziehen. Bei Sängern mit sehr sonorer Stimme und von Einem Register ist die Zunge wohl um ein ganzes Drittheil größer als gewöhnlich. Eine breitere und längere Zunge, als der obengenannte Santini hat, wird man nicht leicht sehen; er reicht mit der Spitze derselben an sein Kinn.

Das Spiel der obern Theile des Stimmkanals bedingt vorzugsweise die Bildung der hohen Noten; das zweite Register, uneigentlich Fistel oder Kopfstimme genannt, wird fast ausschließlich dadurch hervorgebracht. Bennati nennt dieses Register: die Noten über dem Kehlkopf, im Gegensatz zum ersten, oder den Kehlkopfnoten. Wenn der Kehlkopf in der Reihenfolge der Töne zum höchsten gelangt ist, dessen Modulation noch durch ihn, durch seine eigene Bewegung, vor sich geht, scheint er sich zu fixiren, und von da beginnt nun eine neue Tonart. Der Prozeß dabei hat viele Aehnlichkeit mit dem von den Italienern sogenannten capo tasto an den Saiteninstrumenten. Während die Modulation bei den Noten des ersten Registers durch die Bewegungen des Kehlkopfs selbst hervorgebracht worden ist, hängt sie nun, beim zweiten Register, vom Spiel der Muskeln des Gaumensegels und der Basis der Zunge ab. Man muß darum nicht glauben, daß sich bei lezterer Tonart der Kehlkopf ganz passiv verhalte; nur die Hauptmodulation geht weiter oben vor sich. Spielt nun bei der Fistelstimme der hintere Theil des Mundes die Hauptrolle, so geht andernseits aus dem Frühern hervor, daß er auch bei der eigentlichen Bruststimme nichts weniger als passiv ist. In diesem Theil des Mundes bildet sich auch die sonderbare Modifikation der Stimme, das Bauchreden; er ist ferner bei dem Spiel der Maultrommel vorzugsweise thätig. In den ersten Monaten, wo man die Maultrommel zu spielen anfängt, ist das Zäpfchen entzündet; Anfangs dröhnt auch der Ton dem Spieler so im Kopf, daß er wie betäubt wird; die Zähne werden pelzigt und man fühlt ein Prikeln darin, wie in einem eingeschlafenen Gliede. Mit der Zeit verschwinden diese Sensationen, oder machen angenehmen Gefühlen Platz, ähnlich denjenigen, welche die Harmonika hervorbringt, d. h. die Nerven werden dabei sehr angegriffen. Bennati führt unsern Landsmann Eulenstein, der Rossini durch die Cavatine aus Tancred: Di tanti palpiti, auf der Maultrommel in Erstaunen sezte und tief rührte, als das auffallendste Beispiel vom schädlichen Einfluß des anhaltend getriebenen Maultrommelspiels an. Die Maultrommelspieler bedienen sich mehrerer, verschieden gestimmter Maultrommeln, um ihrem Spiel mehr Vollkommenheit zu geben; man kann aber bekanntlich auf Einer und derselben Maultrommel alle Töne angeben, wie denn auch beim Pfeifen, beim Blasen des Horns, der Trompete die ganze Modulation durch das Spiel der weichen Theile des Mundes hervorgebracht wird. Es wäre höchst interessant, den Mechanismus an berühmten Automaten, wie an Mälzls Trompeter, der so trefflich blies, daß eine ganze Eskadron Dragoner nach der Strie-

Digitized by Google

№ 151.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Montag, 25. Juni 1832.

So wird die Liebe nimmer alt,
Und wird der Dichter nimmer kalt!

Goethe.

Zur Gedächtnißfeier Goethes.

Cantate und Gesang, gedichtet von Gustav Schwab zu einer Aufführung des Tasso auf dem Stuttgarter Hoftheater.

Cantate.

Du lebst, du lebst! wir glauben nicht der Kunde,
Daß du uns jüngst entschwebt!
Wer fühlt es nicht in dieser Feierstunde,
Daß unser Dichter lebt?

Der Hauch des Lebens dringt mit Macht
Aus jedem Klange seiner Saiten,
Der Lenz des Lebens steht voll Pracht,
Wo seine Blumen Licht verbreiten;
Hier dunkelt keines Todes Nacht!

Wo seiner Lieder leichte Seele
Auf einer Frauenlippe bebt,
Wo aus der starken Männerkehle
Sein Chor im Sturm der Freude strebt:
Da tönt es leis, da laut: er lebt!

Er lebt, wo unsre deutsche Zunge,
Von ihm gebildet, jung sich regt,
In jeder Welle, jedem Schwunge,
In denen sich ihr Strom bewegt
Und immer neue Sänger trägt.

Er lebt, wo seiner Geister Schaar
Voll inn'rem Lebenstriebe handelt,
Und immer menschlich, ewig wahr
Durch die Gemüther leuchtend wandelt.
Er lebt ein Leben, wunderbar.

Prolog.

(Gesprochen von Karl Seydelmann.)

Du schufest uns in Worten eine Welt,
Wer preist mit Worten würdig dich, o Held?
Was wir durch dich empfunden und geschaut,
Macht sich in eitler Schilderung nicht laut.
Drum kurze Rede ziemt an diesem Ort,
Denn ihn verklären soll dein eigen Wort.
Du ließest hier des Lebens tiefste Spur,
Verkündiger der Kunst und der Natur.
Hier, auf den Brettern, wo in Spiel und Schein
Die Täuschung ew'ge Wahrheit gräbt hinein,
Hier lebt unsterblich-frisch dein Dichtergeist,
Und zeigt, was Schöpferkraft auf Erden heißt.

Die Bühne, deren Huld'gung du empfängst,
Auch sie ward deiner Musen Stätte längst:
Mit Scheu und bangem Fleiß versuchten wir
Uns schon an deiner höchsten Werke Zier,
Selbst jenes Riesenbild der innern Welt
Wir haben's zagend — dennoch dargestellt *).

*) Goethes Faust ward kürzlich wiederholt auf dem königl. Hoftheater zu Stuttgart aufgeführt.

Digitized by Google

Und heute, wo des Dichters Schmerzenskampf,
Der Streit mit seinem weichen Selbst, der Kampf
Mit jenem Weltgeist, musenlos und kalt,
In uns auf's neu' gewinnen soll Gestalt:
O möchte heut in Rede, Haltung, Blick
Rein spiegeln sich das tragische Geschick,
Daß du, der es geschöpft aus tiefer Brust,
Es schau'n und hören könntest recht mit Lust!

Es war nicht dein Geschick; dir mischt' ein Gott
In deinen Becher nicht der Erde Spott.
Ein Dichterleben, das von Wonne trof,
Du schlürftest es an eines Freundes Hof,
Und was du sangst, begläuzte nah und fern
Aus tausend Augen heller Liebe Stern.
Ein Baum, erwachsen in der Jahre Ruh',
In langem Friedenstraume grüntest du;
Dein moos'ger Stamm, von Blüthen überdeckt,
Liegt, erst aus morscher Wurzel hingestreckt.
Jezt aber rollt der Donner über'm Hain,
Es pfeift der Nord, es zuckt der Blitze Schein,
Dein Bild umhüllt nicht blos des Weihrauchs Dampf,
Auch wolk'ger Staub vom schwülen Erdenkampf.

Doch Wetter ziehn vorüber, und ihr Staub
Verweht, und Kunst wird keiner Zeiten Raub.
Wenn deines Freunds Gesang, den unser Land
In deinen Arm und in die Welt gesandt,
Mit heil'gen Lauten schmetternd in den Krieg
Der Meinung donnert, zu des Guten Sieg:
Singt deine Friedensmuse Leid und Lust,
Was dauernd keimt in jeder Menschenbrust.
Auch Hellas größte Dichter sangen so,
Und galten, wo man traurig war und froh;
Das Lied Homers klang selbst im Bürgerzwist
Aus beiden Lagern und zu jeder Frist.
Noch bleibt uns in des Lebens Drang und Ruf
Raum für das Schöne, das ein Seher schuf.

Sey heilig uns dein Lorbeer, den schon lang
Der Väter Zeit um's braune Haar dir schlang,
Und welchen Enkel noch in grünem Saft
Geschaut auf reicher Silberlocken Kraft.
Doch Enkelsenkel werden wieder braun
Dein Lockenhaupt in voller Jugend schau'n;
Denn ihnen formen deine Züge sich
Aus ewig frischen Werken jugendlich;
Dein Sängergeist lebt, in Verbrüderung
Mit seinem Volke, das nicht altert, jung.

Schluß der Cantate.

Aber er lebet auch droben, ja droben,
Wo, um die Sonne der Wesen gereiht,
Singend unsterbliche Geister dich loben,
Ewige Quelle der Welt und der Zeit';
Wo bei dem Wallen von strahlenden Tönen
Selig die Hallen des Himmels erdröhnen,
Rein aus der Engelsgesänge Gebraus
Töner die mächtige Stimme heraus.

Im Himmel lebt, auf Erden lebt der Dichter,
Verstummen wir! die Scene wandle sich!
Komm großer Geist, im Glanze deiner Lichter,
Zeig', daß du lebest! sprich!

Der Väter Schuld.

Eine Geschichte aus den Tagen der Restauration.

von

Ludwig Robert.

(Fortsezung.)

Der Greis ließ seine Entdeckung getrost auf sich beruhen; er konnte sich auf die Grundsätze, auf die sittliche Gemüthsart seines Neffen verlassen; er fürchtete für ihn nur Eine Gefahr, nur die, welche ihn hier bedrohte und der er nicht eilig genug entrinnen konnte. Der Vertrag kam sonach bald zu Stande, indem jeder der Betheiligten froh war, seinen Sorgen zu entgehen, seinen Wünschen und Absichten näher zu kommen. Eduard überreichte dem Geistlichen ein Blatt, welches die bündigste Versicherung seiner Verschwiegenheit enthielt. „Sie werden nichts zu erinnern finden," sagte er; „es ist ganz so, wie Sie es verlangten. Und so wäre denn die Sache abgethan, und ich sage Ihnen ein friedliches und freundliches Lebewohl." — „Nur noch ein Paar Minuten," bat der Greis, „ich habe Ihr schriftliches Ehrenwort und bin gesichert; Sie aber sind es noch nicht." Er ging an's Fenster. „Jerome!" rief er hinaus, „Jerome! Schreibzeug!" — „Du wirst," sprach er, sich zu Hyganne wendend, „Du wirst in wenigen Zeilen dem Herrn La Javelle anzeigen, daß Du genöthigt seyest, aus seinen Diensten zu treten und in den ersten Jahren diese Gegend zu meiden. Auch werde er nur noch ein einziges Schreiben von Dir, die vollständige Ablegung Deiner Rechnung, erhalten." — „Und die Ursache?" fragte der Jüngling. „Soll Dein Prinzipal bei mir erfragen," antwortete der Greis. „Dieses Schreiben, Herr Graf," fuhr er zu Eduard fort, „werden Sie lesen und dann die Güte haben, es selbst auf die nächste Post zu geben, um Ihrer Sache gewiß zu seyn." — „Ich stehe zu Diensten," erwiederte er; „aber zu meiner Sicherheit hätte es dieser Vorsicht keineswegs bedurft; ich habe die Macht in Händen." Er hatte Recht, aber der wohlbedächtige Greis

ebenfalls: er wollte theils Hüganne binden, theils eine weitere Erörterung mit diesem vermeiden. Deßhalb auch überging er des Grafen Bemerkung und sagte nur, in seiner vorigen Rede fortfahrend: „Und so möge denn diese Stunde uns Allen zum Frieden gereichen!“

Jerome war indessen eingetreten, hatte einen Tisch an das Fenster gerückt, das Schreibgeräth darauf geordnet und sich nach der Thüre zurückgezogen, wo er kummergebeugt harrte. Hüganne schrieb, vollendete und überreichte das Schreiben dem Grafen. Während es dieser las, fragte der Geistliche: „Nun, Jerome, hast Du Deine Habseligkeiten auf meinen Wagen geschafft?“ — „Herr Pfarrer!“ rief mit bewegter, mit zitternder Stimme der Alte, „lassen Sie sich erbitten!“ — „Dir thut das Reisen nicht gut,“ sprach jener, „Du bist bei mir besser aufgehoben.“ — „Strafen Sie nicht so hart! Ich will ja folgsam seyn, will ja meinen sündigen Jähzorn ablegen!“ — „Das wird Dir unter meiner Obhut am besten gelingen, und eben darum sollst Du heim mit mir.“ — „Ich kann nicht, Herr Pfarrer! und wenn Gott vom Himmel kommt, ich kann nicht!“ — „Welch' sündhafte Rede!“ rief entrüstet der Geistliche; „geh' in Dich, unbemüthiger Mensch!“ Der greise Diener verstummte. Er steht und starrt in die Luft hinaus, unbeweglich, wie versteinert, wie abwesend. Plötzlich, lautaufweinend, stürzt der Arme zu den Füßen seines jungen Herrn, hebt bittend die Hände zu ihm empor, klammert sich fest an sein Knie, und sieht so kläglich, so verzweiflungsvoll, ihn nicht zu verstoßen, daß keiner der Anwesenden unerschüttert bleibt, in den Augen des Geistlichen aber helle Thränen des Mitleids glänzen. Hüganne beruhigte den Jammernden, drang in seinen Pflegevater, beschwur ihn um den gewohnten treuen Diener; und als nun Eduard auch ein gutes Wort für ihn einlegte, gab der Bestürmte endlich, doch nur unter der Bedingung nach, daß Jerome sein unerlaubtes Betragen dem Grafen abbitten müsse. Der alte Mann sank vor dieser Zumuthung erschrocken zusammen; dann, sichtbar, spannten sich seine Muskeln, er kämpfte, es schien ihn die höchste Anstrengung zu kosten; aber er nahte sich demüthig dem Grafen und bat ihn laut um Verzeihung. Eduard ließ ihn vollenden, dann reichte er ihm die Hand. „Ich bin dieser Gnade nicht werth,“ sagte der Diener, packte die Geräthschaften seines Herrn zusammen und trug sie hinaus. Der Geistliche, Eduard und Hüganne folgten. Man grüßte sich, stieg ein und zog, unter den verschiedensten Empfindungen — ein Bild des Lebens — Jeder seine Straße.

Nie vielleicht hatte Graf Eduard solches Behagen, solche Zufriedenheit genossen, als jezt, wo er in seinem bequemen Reisewagen dem geliebten Paris zueilte. Er war, durch die Güte seiner Mutter, für den Augenblick reichlich mit Geld versehen; Emilie, in rosiger Jugendfülle, schwebte noch vor seinem frischen Angedenken; er hatte mit großer Klugheit einen verhaßten Rivalen entfernt; selbst die Warnungsstimme in seinem Innern, die gestern ihn noch beunruhigte, sie war verstummt: hatte doch Hüganne auch nicht die geringste Neigung zu Emilien gezeigt! konnte sie doch der Tropf so gleichgültig verlassen! Diese Fühllosigkeit mußte sie von ihrer Liebe heilen, die überhaupt, so schmeichelte er sich, nur ein flüchtiger Jugendeindruck war, den er bald zu verlöschen hoffte. Indessen — so gebot es die Eroberungskunst — mußte er noch einige Zeit den Entsagenden spielen, durfte nicht sogleich zu der Verlassenen hineilen; harrende Unthätigkeit aber war ihm Pein, und so folgte er den wiederholten Einladungen seiner Freunde, die ihn schon längst nach der Hauptstadt berufen und die wichtigsten Eröffnungen versprochen hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

Stuttgart, Juni.

Goethes Todtenfeier.

Die Todtenfeier Goethes, welche am 13. Juni hier stattgefunden hat, veranlaßt mich, nach langer Zeit einmal wieder etwas aus Stuttgart in diesen Blättern zu berichten. Fürchten Sie keine Theaterkritik, ich kenne Ihre Antipathie dagegen; das werden Sie mir aber zu sagen erlauben, daß, wenn in Ihrem Blatte der hiesigen Kunstanstalt, des Theaters der Stadt, wo dasselbe erscheint, selten oder nie Erwähnung geschieht, blos jene Idiosynkrasie der Redaktion, keineswegs der Zustand der hiesigen Bühne Schuld daran ist; denn ich glaube von Niemanden, der diese Bühne kennt, Lügen gestraft zu werden, wenn ich behaupte, daß sie sich keck mit den meisten deutschen Bühnen messen kann, und abgesehen vom Verdienste der Direktion und einzelner Künstler, geht dies wohl schon von selbst aus den allgemeinen Verhältnissen der deutschen Dramatik hervor. — In allen Zweigen sind wohl Kultur und Kunst bei den einzelnen deutschen Stämmen noch eigenthümlicher, als eben in der dramatischen Kunst: während im Uebrigen die Kultur der Mannigfaltigkeit der deutschen Verfassungen gleicht, entspricht das Theater den stehenden Heeren des deutschen Bundes, die da sind wie dort, nach gleichen Grundsätzen organisirt, nur vielleicht hier etwas besser, dort etwas geringer exercirt. Goethes Todtenfeier ist daher auch in Deutschland, was die dabei aufgewandte Kunst betrifft, sicher sehr uniform begangen worden, und während die dazu gefertigten Dichtungen immer noch sehr verschieden ausgefallen sind, je nachdem ein größeres oder ein geringeres Talent sich der Sache unterzogen, je nachdem der eine selbstschaffend sich versucht hat, der andere den Dichter am besten durch ein Mosaik seiner eigenen, des Dichters, Sprüche zu ehren glaubte, ist die dramatische Salve, welche das Personal am Sarkophag des großen Todten machte, sicher überall so ziemlich dieselbe gewesen. Der Baum der deutschen dramatischen Kunst hat längst seine Wurzel in der Nationalität, wenn er je eine hatte, verloren; auch die dramatische Blüthe, auf welche Manche mit so großer Sehnsucht zurückblicken, und zu der Goethe so mächtig beigetragen hat, war vielmehr ein vornehmes, herrliches Treib-

Digitized by Google

haudgewächs, als eine freie nationale Pflanze. Seit diese Blüthe abgefallen, seit aus den deutschen Theatern Kunstanstalten und aus den lustigen Insassen von Thespis Karren bedächtliche Angestellte geworden sind, ist die Kunst nivellirt, uniformirt, sind die Künstler buchstäblich in Reih und Glied gestellt, um die dramatischen Evolutionen nach traditionellen Gesetzen auszuführen. In diesem Zustande nun steht eine Bühne kaum höher als die andere, kann eine nicht höher stehen als die andere, und daß hie und da eine ein großes Talent besitzt, einen Wächter des heiligen Feuers der Kunst — und wir in Stuttgart besitzen einen solchen — das macht sie noch zu keiner höhern Bühne. Unter diesen Umständen, da das deutsche Theater fast gar nichts, weder speziell, noch universell Nationales mehr hat, wäre das fortwährende Bestehen jener monströsen Literatur, welche über die Kunstgrüsse in dreißig Residenzen und markanten Städten vor ganz Deutschland Buch hält, und mit derselben Salbung referirt, daß eine „hochverdiente Künstlerin“ von den Brettern in den Hafen der lebenslänglichen Pension eingelaufen sey, mit der die Hofzeitung annoncirt, daß wegen des Ablebens der Frau Prinzessin N. auf acht Tage Hoftrauer angelegt worden — das Fortbestehen dieser Literatur, sage ich, ist unbegreiflich, wenn man vergißt, daß die respektabeln Eltern dieses Bastards, der Preßzwang und die vornehme Langeweile, noch immer sich in erwünschtem Wohlseyn befinden. Das Stuttgarter Theater wird häufig in jenen Annalen, wo man leeres Stroh drischt, verunglimpft, häufiger als gelobt. Was will das heißen? Wir sind mit unsern Künstlern zufrieden, sehr wohl zufrieden, und wenn ich einfach versichere, daß bei uns Thaliens Truppen, um bei unserm obigen Gleichnisse zu bleiben, gerade so gut im Feuer exerciren als anderswo, so wird mir jeder verständige Deutsche, der den geistigen Zustand seines Vaterlandes etwas kennt, aufs Wort glauben. Wäre ich ein Tieck und besprüche die Leistungen unsers Seydelmann, so wäre ich gewiß, daß sich mir, trotz Ihrer Antipathie gegen Theaterkritiken, die Spalten Ihres Journals öffneten; aber ich bewiese damit nur, daß nicht die Künstler, nicht die Bühnenkünstler, am Verfall der Kunst Schuld sind, und daß, wenn einmal die Poesie wieder ins Feld rückt, es auch nicht an dramatischen Genies fehlen wird, welche im Herzen der Nation der Kunst ein Reich erobern. Ja, das deutsche Theater kann einmal ächt national werden, aber nur auf einem zweifachen Gebiete, einmal auf dem Gebiete des ungezügelten Witzes, und dann auf dem des schrankenlos Phantastischen. Das Aristophanische und phantastische Element in einer jungen Poesie kann und wird eine neue Dramatik gebähren; diese Poesie wird von weitem den politischen Bewegungen der Nation nachgehen und mit ihrer Tochter, der dramatischen Kunst, erst dann ihre höchste Blüthe entfalten, wenn der politische Schoß schon wieder in Saamen steht. Die dramatische Periode, der Goethe zum Theil seinen Stempel aufgedrückt, geht zu Ende; was Goethe, der wunderbare Sohn seiner Zeit, eigenwillig und fügsam zugleich, dieser Zeit war, wissen wir; ob er ihr nicht, wie Manche meinen, auch dramatisch etwas anderes seyn konnte, untersuchen wir nicht; aber der von der Naivetät einer frühern Zeit geduldete, die Höhen treffende Spaß wird sich in der Folgezeit die Legitimität erringen, und nur ein deutscher Aristophanes kann den verdorrten Baum der deutschen Dramatik wieder zum Blühen bringen.

Die deutsche Bühne erfüllte eine Pflicht, wenn sie, dem Manne, in welchem sich der deutsche Genius wunderbar zu einer Riesenblüthe und Frucht entfaltet hatte, feierlich ihre Huldigung darbringend, zugleich ein Fest wehmuthsvoller Erinnerung an eine schönere Zeit feierte, die sie größtentheils ihm verdankte; und so machten denn auch die meisten in Deutschland zerstreuten Hof- und Nationalbühnen von ihrem Souveränitätsrechte Gebrauch und begingen diese Feier; denn wenn es auch noch so schwer wiegen mag, ob Preußen in Frankfurt Ja oder Nein sagt, so fühlten sich doch die Intendanten deutscher Bühnen durch den Umstand, daß die Berliner Hofbühne eine Apotheose des größten Deutschen nicht für angemessen hielt, keineswegs der Pflicht der Dankbarkeit entbunden.

Auch das Stuttgarter Hoftheater suchte dieser Pflicht auf würdige Weise nachzukommen. Das gesammte Personal war vor des Dichters Büste gereiht, die sich, vernünftigerweise ohne viele Allegorie und blaues Feuer, im Hintergrunde erhob; das Opernpersonal führte den ersten Theil einer von G. Schwab gedichteten, von Kapellmeister Lindpaintner in Musik gesetzten Cantate *) auf, in welcher unsere ersten Sänger und Sängerinnen Soloparthieen hatten; nun sprach unser Seydelmann vortrefflich den gleichfalls von G. Schwab zu der Aufführung des Tasso gedichteten Prolog, worauf, nach vollendeter Cantate, eine an sich vorzügliche Aufführung des Clavigo folgte. Die Direktion versicherte, unvorhergesehene Umstände haben diesen raschen Tausch nöthig gemacht; wir können mit ihr darüber nicht rechten; Manche im Publikum waren einerseits nicht damit zufrieden, daß ein unvollkommeneres Werk des Dichters ihn bei seiner Gedächtnißfeier repräsentiren solle, und vermißten andernseits, nicht ohne Unmuth, jenes Werk, das am besten unter allen zu seinem Repräsentanten paßt, das Werk, in dem er die beiden Hälften seines eigenen wunderbaren Wesens wunderbar geschildert hat. Doch die große Mehrzahl war zufrieden; sprach doch auch aus dem flüchtigen Werke unverkennbar sein Genius, steht er doch in den Augen seiner Nation, dieses wägenden, beobachtenden, kritischen Volks, so hoch, daß er mit seinen Werken sammt und sonders identificirt ist und die Kritik schweigt. Ja, er genoß schon während seines Lebens, er genießt jezt kurz nach seinem Tode das, was der Dichter sonst nur von der Nachwelt fordern kann; er lebt jezt schon in der Phantasie seines Volkes, wie Molière in der des seinigen, und wie der Franzose, wenn er auch gut weiß, wie weit seines Lieblings mariage forcé unter seinem misanthrope steht, doch nichts davon wissen will, so ereifert sich auch der Deutsche alsbald, wenn eine verwegene Hand an eines der unbedeutendsten Blätter im Lorbeer seines Dichters greift. Rechnet man zu diesem Umstande, nämlich daß die jetzige Welt zu Goethe bereits im Verhältniß der Nachwelt steht, die politische Befangenheit aller Gemüther, so kann es nicht befremden, daß die Gefühle bei der Todtenfeier des Unsterblichen hier, wie wohl überall, das Bett sanfter Wehmuth nicht überfluteten. Goethe wurde nicht, wie Schiller, gewaltsam vom blutenden Herzen der Nation gerissen; Schmerz konnte diesmal ihr Gefühl nicht seyn. Stolz ist das legitime Gefühl, das sie bewegen mußte; aber der Deutsche ist im Augenblick nicht aufgelegt, sich, naiv oder sentimental, dem gerechten Stolze auf geistige Güter zu überlassen.

*) Wir geben Cantate und Prolog in der heutigen Nummer.
D. Red.

Berichtigung.

Im Motto zu Nr. 150 ist, statt servet, beidemal zu lesen: sorent.

Beilage: Literaturblatt Nr. 65.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 152.

Morgenblatt

für

gebildete Stände.

Dienstag, 26. Juni 1832.

Diese Thiere werden, wenn man etwa ein Bischen alte Literatur abrechnet, sorgfältiger erzogen, als mancher junge Lord; ja verschiedene Regeln, die man bei ihrer Erziehung beobachtet, scheinen sogar wörtlich aus dem Plutarch de puerorum educatione, aus der Kinderstube des ersten Weltbürgers der Welt ins Hühnerhaus übergetragen worden zu seyn.

Lichtenberg.

Ein Hahnenkampf in London.

Ich saß gemächlich am Feuer; das letzte Abendlicht erleuchtete spärlich mein Zimmer, mein Haupt ruhte an dem Rücken meines großen Lehnstuhls, und so schwebte ich in dem behaglichen Zustand zwischen Schlafen und Wachen, da verkündete mir ein starker Schlag an die Thüre einen ungestümen Besucher, und ehe ich Herein! sagen konnte, stand mein Freund Tom Owen, mit einer Zeitung in der Hand und den grauen Hut bis über die Ohren in den Kopf gedrückt, vor mir. „Auf!“ rief er und fuhr in seinem eigenthümlichen Style fort: „ich bringe Euch Neuigkeiten, daß Ihr hüpfen sollt wie ein halbtodtgeschlagener Aal!“ Ich rieb mir die Augen und fragte gähnend, was es Neues gebe. „Hört einmal!“ sprach Tom, entfaltete mit freudestrahlendem Gesicht ein schmutziges Zeitungsblatt und las mit Pathos: „Hahnenkampf im Royal-Cockpit, Tufton-Street, Westminster.“ Er hielt inne, um zu sehen, welche Wirkung diese Worte auf mich hervorbrächten, und las dann vollends die Anzeige, welche von schwer verständlichen Kunstausdrücken wimmelte. Zweihundert Guineen war der Preis; die zahlreichen Wetten, welche würden eingegangen werden, die Namen der berühmten Liebhaber, welche dem Kampfe anwohnen sollten, waren der Reihe nach aufgezählt. Der Eintrittspreis in Cockpit war fünf Schillinge. Da sich meine ganze Kenntniß von Hahnenkämpfen darauf beschränkte, daß ich hie und da in einem Hühnerhofe zwischen dem Gesträuch hatte Schnabelhiebe wechseln sehen, so versprach ich Tom, ihn nach Royal-Cockpit zu begleiten. Ich beschloß indessen, ehe ich hinging, mich über den Hahnenkampf etwas zu belehren, mir einen Traktat über diese Materie, über die Art und Weise, wie die Hähne aufgezogen, nach welchen Regeln die Wetten gemacht werden u. s. w. zu verschaffen. Kaum äußerte ich diesen meinen Wunsch, so zog Tom ein, wie er sagte, höchst interessantes Werk über diesen Gegenstand, das er zufällig bei sich hatte, aus der Tasche und hieß mich den andern Tag um halb zwei Uhr bereit seyn.

Sogleich schlug ich das Buch auf; es führte den Titel: „Guter Rath, wie Kampfhähne aufzuziehen, vermehrt mit Berechnungen zum Behuf der Wetten.“ Den ganzen Abend studirte ich nun die wichtigen Kapitel von der Brut, der Mause, wie man sich mit den Jungen zu verhalten, wie man ihre Kräfte zu üben hat; ferner, was Alles vor und bei dem Kampf selbst zu beobachten ist, und lange, ehe die Glocke auf St. James eilf Uhr schlug, fühlte ich mich im Stande, im Amphitheater Platz zu nehmen und, so gut wie einer, meine Guinee zu pariren. Dem Leser ist es wohl nicht unlieb, wenn er, ehe ich ihn auf den Kampfplatz selbst führe, gleich mir, einen Begriff von dem hochwichtigen Gegenstand bekommt, und so blättern wir denn „den guten Rath, wie Kampfhähne aufzuziehen,“ mit einander durch. Zuerst ist von den Eigenschaften eines guten Hahns die Rede. „Sein Kopf muß schmal und lang seyn; ist er kurz, so darf er wenigstens

nicht anders als kegelförmig seyn: der Schnabel muß seyn stark und krumm, das Auge groß, schwarz, der Hals breit und lang; denn ein Hahn mit langem Halse ist beim Kampf bedeutend im Vortheil, zumal gegen Hähne von der Race, welche blos nach dem Kopf hauen. Der Leib muß kurz, gedrungen seyn, die Brust rund; die Schenkel müssen stark seyn, dick, richtig an den Leib angesezt; denn wenn es ist, als wankten einem Hahne die Beine unter dem Leib, so seyd versichert, daß der im Kampf nicht lange aushält. Die Beine müssen fest und lang seyn, und haben sie dieselbe Farbe wie der Schnabel, so ist dieß ein treffliches Zeichen; die Füße müssen breit seyn, platt, und sehr lange Krallen haben." — „Die Haltung des Kampfhahns," heißt es weiterhin, „muß edel seyn, aber nicht steif; der Gang feierlich, die Flügel etwas lang; nie aber darf er im Gehen die Flügel ausbreiten, wie häufig die Gänse thun. Was die Farbe des Gefieders anbelangt, so kommt darauf sicherlich nichts an, denn ich habe treffliche Hähne von allen möglichen Farben gesehen; aber nicht sehr dicht, kurz und stark müssen die Federn bei einem guten Hahn seyn; dieß ist ein Beweis von einer guten Konstitution; ein weiches, langes, reiches Gefieder dagegen ist ein Beweis von einer schlechten. Das merke man sich wohl: ein Hahn, der bei einem starken Schnabel, einem langen, runden Hals, ein dickes Bruststück und große Flügel hat, darf nicht über vier Pfund acht bis zehn Unzen wiegen. Wiegt einer nur eine, zwei Unzen mehr, so gehört er nimmermehr in gute Gesellschaft und darf sich nie auf dem Kampfplatz blicken lassen. Ein Kampfhahn muß groß gewachsen seyn, nicht fett, von knochigem Bau, vor Allem aber darf er nicht über vier Pfund acht bis zehn Unzen wiegen; dieß vergesse man ja nicht!" Weiterhin, wo von den jungen Hahnen die Rede ist, empfiehlt der Verfasser besonders folgendes: „Man nehme sich wohl in Acht, daß sie kein Seifenwasser saufen, nicht im Koth und Schlamm herumtappen; sie werden krank davon, oft wird die Darre daraus, und dagegen habe ich zwanzig und mehr Mittel preisen hören; das beste und sicherste bleibt aber, den Hahnen, wenn sie sie haben, den Hals umzudrehen." Nun folgen Vorschriften, wie man es zu machen hat, damit die jungen Hähne sich nicht herumbeißen, und wie man Kraft und Muth bei ihnen auf die Probe stellt. Der Verfasser schärft besonders ein, daß auf die Wahl des Hahnenfütterers außerordentlich viel ankomme; von der äußersten Wichtigkeit ist vollends das lezte Futter vor dem Kampf und überhaupt die Vorbereitung auf diesen. Nichts weniger als gleichgültig ist ferner die Wahl des sogenannten Seuer-to, oder des Sekundanten des Kampfhahns, dessen Amt es ist, ihn anzufeuern, ihn, wenn es nöthig wird, vom Boden aufzuheben u. s. w. „Es gibt," sagt der Verfasser, „sehr gute und sehr schlechte Hahnenfütterer, sehr gute und sehr schlechte Sekundanten. So haben manche der leztern keinen Begriff davon, wenn ein Hahn ausruhen muß, und wenn er aufgelegt ist, den Kampf wieder anzufangen."

(Die Fortsezung folgt.)

Der Väter Schuld.

Eine Geschichte aus den Tagen der Restauration.

von

Ludwig Robert.

(Fortsezung.)

In Paris angekommen, ward Graf Eduard sogleich, bald von dem Strudel des Genusses, bald von dem Wirbel der Politik erfaßt und umgetrieben; Emiliens Zauberbild trat tief in den Hintergrund der schwindelnden Umgebung. Ein Fremdling im Vaterlande, das er nur aus veralteten Beschreibungen kannte, ein Neuling in der wogenden Riesenstadt, machte er von Neuem Mißgriffe in seinen Verbindungen, und wurde wieder von Menschen getäuscht, die nur, weil sie Geld bei ihm witterten, sich als Königsfreunde verlarvten. Ward er nun von diesen zu Spiel und Ausschweifungen verlockt, so führte doch sein Name schon ihn auch in die Kreise des royalistischen Adels. Hier war es, wo man ihm vorschlug, wichtige Aufträge nach Gent zu übernehmen, indem man ihn aufmerksam machte, daß er dort, am Hofe des Königs, jene einflußreiche Dame finden werde, der er schon früher, trotz ihrer Jahre, und nicht ohne Erfolg, entgegengekommen war.

Wichtige Verbindungen, politische Thätigkeit, eine heimliche diplomatische Reise, die Hand einer Favoritin und dadurch Aussicht auf Hof- und Staatsämter — Eduard war in seinem Elemente. Er nahm seine Maßregeln, und schlau und gewandt entkam er nach Gent. Hier entledigte er sich seiner Aufträge, ward belobt, ausgezeichnet, zu Rath gezogen und, da er in England gedient und der Sprache vollkommen mächtig war, zum öftern in das brittische Hauptquartier gesendet. Er hatte und machte sich die verschiedenartigsten Geschäfte, versäumte aber dabei sein persönliches Interesse nicht, und wartete mit unermüdlicher Sorgfalt jener Dame auf, von der er den wohlerworbenen Lohn für seine königstreue Hingebung hoffte.

Indessen hatte der geächtete Kaiser Hauptheer und Kerntruppen zusammengezogen, überschritt die Sambre, warf sich mit Uebermacht auf die Vorhut Deutschlands, und trotz der ausdauernden, mörderischen Gegenwehr bei Ligny, mußten die Preußen spät in der Nacht sich zurückziehen. Napoleon glaubte sie vernichtet. Aber es waren nicht, wie bei Jena, geworbene Söldner, es war

die Nation, die unter den Waffen stand, die es wußte, wofür sie kämpfte. Geschlagen konnte sie, aber nicht entmuthigt werden. Schon zwei Tage nachher, am Abend der Schlacht bei Belle-Allianz, nach langem, beschwerlichem Marsch, brachen die unermüdlich Tapfern von Waldhöhen herab in die Flanken des Feindes und entschieden den wankenden Sieg. Der Rückzug der Franzosen, er wurde zur wilden, regellosen Flucht; denn: „Vorwärts! nicht Roß, nicht Mann, nicht Athem geschont!“ so lautete der Befehl des wiedererstandenen preußischen Feldherrn; und während die kampfmüden Britten und Niederländer auf blutig errungenem Lorbeer ruhten, dauerte die Verfolgung, die ganze Nacht hindurch, rastlos fort. Die Verbündeten zogen in Paris ein, Napoleon gab sich in die Hände der Engländer, und Ludwig der Achtzehnte hielt wieder Hof in den Tuilerien.

Auch Graf Eduard traf wieder ein. Es hatten sich hier eine Menge Briefe für ihn angehäuft, von Frauen und Männern, die ihm jezt unbequem waren, von seiner Mutter, von seiner Tante. Er warf sie alle uneröffnet in seinen Schreibtisch; es gebrach ihm an Zeit, er hatte Wichtigeres zu thun und zu bedenken. Nach diesem für alle Theile schmachvollen, nach diesem lehrreichen Ereignisse, mußte — das fühlte man — etwas Gründliches geschehen. Da riethen die Einen zu milder Nachgiebigkeit, die andern zu kräftiger Entgegenstemmung, die Diplomatischen zu keinem von Beiden, zu unselig halben Maaßregeln. Diejenigen aber sahen am schärfsten, die den Quell aller Verderbniß in dem gänzlichen Mangel an Religion fanden und daher vorschlugen, das erwachsene Geschlecht aufzugeben, sich der Erziehung zu bemächtigen und in die Herzen der Jugend christliche Gesinnung einzupflanzen. Wie es jedoch, leider Gottes! meistentheils der Fall ist, und von herrschsüchtigen Pfaffen heuchlerisch benuzt wird, man verwechselte das Menschenwerk, das unvollkommene, an dem fort und fort gearbeitet und gebessert werden soll, man verwechselte die Kirche mit der Religion, die ewigen Ursprungs, Gottgegeben, unveränderlich ist. Sobald einmal diese Verwechslung geschehen und die Kirche an die Stelle der Religion gestellt war, so mußte auch die Reformation, die in der Kirche Aenderungen wagte, Schuld an der Revolution, an allem Unheil, ja an dem lezten allgemeinen Treubruch seyn. Daher gleich nach der zweiten Thronbesteigung Ludwigs des Achtzehnten die fanatische Verfolgung der Protestanten im südlichen Frankreich; daher, namentlich im Departement du Gard, in Nimes und Uzès die kannibalischen Mordscenen und die Vorbereitungen zu Wiederholung der Pariser Bluthochzeit, die nur von Einer der drei sogenannten barbarischen Mächte des Nordens verhindert wurde, indem die Oesterreicher glücklicherweise noch am Vorabend der ewig schandbaren Bartholomäusnacht anlangten.

Eduard, in den Netzen der jesuitischen Parthei, hatte eine geheime Sendung nach Niederlanguedoc übernommen. Allein der Versuch mißglückte. So wie die ersten Gräuelthaten nur bekannt wurden, ertönte durch ganz Europa ein allgemeiner Schrei des Entsetzens. Und wenn auch der nachmalige Karl der Zehnte, als man ihm die Leiden der unglücklichen Reformirten vorstellte, bedauerlich ausrief: „Ach! was sind diese Leiden gegen jene, welche sie nach ihrem Tode erdulden werden!“ so wußte doch Ludwig der Achtzehnte nichts von diesen heillosen Umtrieben und gebot — aber erlangte nicht — eine strenge Untersuchung.

Wie weit Eduard gegangen, wie schwer er sich mit Schuld beladen, ist nie bekannt worden. Als er sich wieder in der Hauptstadt einfand, ward er hier wie ein Unglücksbote, dort wie ein geschlagener Freibeuter empfangen; in Aller Augen las er Unzufriedenheit, man hatte die Dreistigkeit, ihn zu verläugnen, man ging so weit, es ihm als eine Gunst anzurechnen, daß er nicht in Untersuchung gekommen. Er gerieth in Wuth, er drohte; man bewies ihm mit großer Kälte, daß man gegen seine Angriffe gewappnet sey, und suchte ihn dann zu beschwichtigen und mit neuen Hoffnungen hinzuhalten. Die Dame aber, an deren Hand er sich emporzuschwingen dachte, fand er mit einem Duc und Pair bereits vermählt. Und an eine Wiedererlangung seines verlornen Grundbesitzes war in diesem Drange kritischer Begebenheiten nicht zu denken. Nach und nach — er spielte wieder — begann auch seine Kasse leer zu werden. Sein Groll gegen die Welt, seine Unzufriedenheit mit sich selbst nahm täglich zu, und als er einst, nach einem bedeutenden Verlust, spät in der Nacht von der Spielbank heimkehrte, hatte sein Unmuth den höchsten Grad erreicht. Er konnte nicht zur Ruhe kommen; lastende Sorgen, nagende Vorwürfe, blutige Todesgedanken quälten ihn gespensterhaft und wichen selbst vor dem dämmernden Tage nicht.

Da brachte man ihm ein Schreiben von seiner Tante. Sie bezog sich auf frühere Briefe, machte ihm Vorwürfe wegen seines Stillschweigens und daß er sein Glück verscherze, zeigte ihm den längst erwarteten und nun erfolgten Tod des Herrn La Javelle an, und lud ihn ein, zu kommen und die leidende Emilie zu trösten.

(Die Fortsezung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

G. in Deutschland, im Juni.

Börnes Briefe aus Paris, in Paris beurtheilt.

Deutsche Journale haben nicht unterlassen, anzukündigen, daß diese Briefsammlung sogleich in das Französische übersezt und jenseits der Ardennen und Vogesen von den Tageblättern, wie von dem Publikum mit Begeisterung aufgenommen wurde. Wir konnten nicht wohl begreifen, wie — bei dem fast super-

Digitized by Google

stätdsen Patriotismus der Franzosen — irgend einen Menschen aus dieser Nation, wes Standes oder Bildung er auch sey, eine Schrift nicht anwidern sollte, in welcher der Verfasser sein Vaterland so, aller Ehr und Schaam vergessend, herabzuwürdigen sucht, und wäre auch diese unsittige Entwürdigung, wie seine wippestochenen Anhänger sagen, nur der bittersüße Humor einer zurückgedrängten und sich überall Luft machenden Liebe zu eben diesem von ihm mit Koth beworfenen Vaterlande.

Diese Betrachtung ließ uns vermuthen, daß der Beifall, dessen sich die Börnesche Schrift in Frankreich rühmt, kein ächter, nur ein falscher, nur das absichtliche Lärmschlagen jener Parthei war, die in diesen Briefen ihr eigenes Werk, das Werk der Propaganda in Deutschland, bekatschte; daß aber, trotz dieser Nebenabsicht, selbst diese Beifallklatschenden: Ultra-Liberale, Demagogen, Aufwiegler, wenn sie nur Franzosen sind, d. h. Vaterlandslehre besitzen, den gänzlichen Mangel dieses Ehrgefühls selbst in dem verbündeten Ausländer verachten müssen. Diese unsere Vermuthung wurde uns zur Gewißheit, als wir in einem französischen gelehrten Journal (Revue des deux mondes) eine Pariser Beurtheilung der Börneschen Schrift fanden, die wir, nicht um das deutsche Urtheil über diese Briefe, wohl aber um das deutsche Urtheil über deren Aufnahme in Frankreich zu berichtigen, hier in einer Uebersetzung wiedergeben.

„Deutschland, welches einen so hohen Werth auf die Erinnerungen des Mittelalters legt, hat, was die Verhältnisse der Juden betrifft, dessen ganze Barbarei sorgfältig beibehalten; sie sind in mehreren Staaten des deutschen Bundes unwürdig bedrückt; die dort bestehenden Gesetze schleudern Schmach auf sie und Verwerfung, und solche, die man zu ihren Gunsten jüngst einführen wollte, sind fast mit Wuth zurückgestoßen worden *). Der Judenhaß scheint jenseits des Rheins durch die Freiheitsliebe von Neuem erweckt, und der Anfang einer ausbrechenden Revolution würde vielleicht die Niedermetzelung der Israeliten dort seyn. Man beneidet ihre Reichthümer, man läßt ihren Fähigkeiten keine Gerechtigkeit wiederfahren. Diese deplorable Situation ist Schuld, daß die meisten unter ihnen, die eines geistigen Uebergewichts sich bewußt sind — und es gibt deren viele — zum Christenthum übertreten. Aber glaube man nur an solche politische Bekehrungen! Die Taufe vertilgt den alten Erbflecken nicht; das Schmerzgefühl erlittenen Unrechts bleibt in einem eiternden Herzen ungelindert; auch hat man sich nicht zu verwundern, wenn ein mit bedeutenden Fähigkeiten begabter Jude eine Höllenmacht wird, die der Gesellschaft Gift destillirt und durch unversöhnlichen Haß die allgemeine Meinung zu bestärken scheint, daß die Juden die natürlichen Feinde des gesellschaftlichen Zustandes sind und sich demselben niemals fügen können.

*) In keinem deutschen Lande und Ländchen haben die Juden politische Rechte, überall sind sie vom Staatsdienste ausgeschlossen. In Preußen sogar, wo sie doch 1813 dem Aufrufe Folge leisteten und in den Reihen der Freiwilligen und der Landwehr, das Kreuz auf der Feldmütze, fochten und bluteten, kann ein Jude, zufolge des Gesetzes, auch nicht einmal zu dem Amte eines Nachtwächters zugelassen werden. Wo die Lehre der sogenannten Liebe herrschende Staatsreligion ist, verfährt der Staat konsequent, wenn er von den Bürgern das verlangt, was er als Christenthum zu erkennen im Stande ist, nämlich das äußerliche Bekenntniß zu demselben. Inkonsequent ist es aber alsdann, Juden zu freiwilliger Vertheidigung eines solchen Staats aufzurufen, ja sie in einem solchen auch nur zu dulden. Spanien hat Recht und Amerika; Halbheit ist immer bemitleidenswerthe und verderbliche Schwäche.

„Die Lektüre der Pariser Briefe hat uns diese Betrachtungen eingegeben. Börne ist Jude, und hätte ich es auch nicht aus seiner Biographie ersehen, ich würde es errathen haben. Es ist etwas von einem Paria in seinem Innern, es ist Aufruhr darin und eine Erbitterung auf sein Vaterland, schärfer ausgedrückt, als von irgend einem deutschen Schriftsteller. Keiner wahrlich hat noch wie er gesagt: „Schicken Sie mir deutsche Erde, daß ich sie hinunterschlucke und wenigstens dieses verfluchte Land symbolisch vernichte und verschlinge.“

„Börne hatte noch kein Buch herausgegeben, sein Name fand sich weder im Conversationslexikon, noch in den Leipziger Meßkatalogen; er hatte sich mit Redaktionsgeschäften an mehreren Journalen begnügt, dem Morgenblatte literarische Artikel geliefert, und nur erst im Jahre 1829 sammelte und ordnete er diese zerstreuten Blätter. Sieben Theile sind bereits erschienen: dramatische Kritiken, vermischte Aufsätze, Gemälde von Paris, Aphorismen und Beurtheilungen französischer Werke. Es ist unmöglich, Börne ein ausgezeichnetes Talent abzusprechen; meist zeigt er sich geistvoll und sinnreich; sein Styl ist glänzend, rasch, klar, voller Bilder und symbolisch wie der Jean Pauls, dessen Schüler zu seyn er sich rühmt und den er durch eine Lobrede gefeiert, die man als ein Meisterstück ihrer Art ansehen kann. Aber das nur allzuhörliche Bestreben, Original zu seyn, gibt diesem Schriftsteller nicht selten einen Anstrich von manierirtem und prätentiösem Wesen. Der Humor, den er als die „eigensinnige und wilde Demokratie der Gedanken und Empfindungen“ definirt, artet unter seiner Feder nur allzuoft in eine bizarre und gallsüchtige Uebellaune aus, die ihm die Welt weit finsterer erscheinen läßt, als sie es wirklich ist. Sein Verstand, der von Natur zur Kritik neigt, überläßt sich der Lust an herben Satiren, die nicht selten weder heimlich-neidischer Mißgunst *), noch gehässiger Aufwallung ermangeln. In seinen ersten Schriften hat sich Börne dieser verdrießlichen Gemüthsstimmung weniger hingegeben, seine Urtheile waren minder partheilich und er zeigte sich billiger gegen Vaterland, Zeitgenossen und literarische Erscheinungen; auch schien sein Ruf, im Verhältniß des Kreises, an den er sich wendete, und des bessern Publikums, nach dessen Anerkennung er strebte, stets bewährter und verbreiteter zu werden. Man citirte ihn allgemein als einen liebenswürdigen und launigen Schriftsteller, und vergab ihm gern manche Unebenheit und manchen leichten Fehler, indem der Reiz, den er über seine Schriften zu verbreiten, und der eigenthümliche Stempel, den er ihnen aufzudrücken wußte, jene Mängel vergessen ließ. Wenn man auch im Grunde mit seinen, ein wenig bittern Diatriben gegen Hoffmann, mit seinem Widerwillen gegen Dem. Sontag nicht übereinstimmen konnte, hielt man ihm doch seine Paradoxen zugute, des Geistes wegen, den er bei Vertheidigung seiner Meinung entwickelte. Jetzt ist es aber nicht mehr das literarische Deutschland, sind es nicht mehr seine Rebenbuhler auf der Bahn des Ruhms, mit denen er redet; nein, an brutale Leidenschaften wendet er sich. Brandraketen sind es, die er auf sein Geburtsland schleudert.

(Der Beschluß folgt.)

*) An der schneidenden Schärfe seiner Kunstkritiken hatten Neid und Mißgunst gewiß keinen Antheil, indem Börne zu viel faltes, reflektirendes Urtheil besitzt, um sich selbst für einen Künstler zu halten. Anmerk. des Uebersetzers.

Beilage: Kunstblatt Nr. 51.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 153.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Mittwoch, 27. Juni 1832.

Wohl Jedem, den der Heren Schwung
Auf einen Hügel hebt,
Wo kühlende Erinnerung
Der Jugend ihn umschwebt!

Thümmel.

An die Zeit.

Oftmals will es mich gemahnen,
Daß mir einst ein Tag gestrahlt,
Da die rothen Siegesfahnen
Stolz im Sonnenschein geprahlt,
Da erschreckt, der bleiche Kummer
Vor der Seele Feuer wich,
Und der holde Mittagsschlummer
Leise durch den Garten schlich.

Nicht zum Himmel, golden blaulich,
Nicht zum grüngelockten Hain,
In zwei Augen, sanft und traulich,
Wühlten sich die meinen ein;
In unendlich süßem Schweigen
Sich der trunkne Geist verlor;
Denn ein neuer Götterreigen
Stieg aus jener Fluth empor.

Göttliches Vertrau'n verzehrte
Auch der Sorge kleinste Spur,
Und das sel'ge Herz begehrte
Nicht nach einem Pfand und Schwur;
Gottes ungestörter Friede
Wob um uns ein lichtes Zelt,
Und zu einem klaren Liede
Wurden Schicksal uns und Welt.

Ich, der Wonnevolle, spürte,
Wie der leichte Athemzug,
Der den eignen Geist entführte,
Fremden mir herübertrug;
Bebte, wenn die Hand, die blasse,
Nahte meiner Wange Saum,
Fürchtend, wenn sie Ird'sches fasse,
Schwinde mein geliebter Traum.

Stände mir der Wunder Gabe,
Götterkraft mir zu Gebot,
Könnt' ich mit dem Zauberstabe
Herrschen über Welt und Tod:
Dann, das Bild von jener Stunde
Drückt' ich auf der Ewigkeit,
Spräch es aus mit sichrem Munde:
„Bleibe mit mir stehn, o Zeit!“

Wahrheit ist, was ich genossen,
Aber sie war kurz, wie Traum;
Jener Tag ist hingeflossen,
Wie der Vogel fliegt vom Baum;
Menschen möcht' ich nicht verklagen
Mit dem Wort der Ungeduld;
Nur die Zeit allein soll tragen
Des zerstörten Glückes Schuld.

Digitized by Google

O ſie trägt's mit ſtarkem Rücken,
Folgend ihrer ſtrengen Pflicht;
Stürzen kann ſie, kann beglücken,
Nur verweilen kann ſie nicht.
Völker und Paläſte ſtreifte
Raſch ſie an des Abgrunds Rand,
Und die Roſe, die ſie reifte,
Soll nicht pflücken ihre Hand?

Ewig nimmer rückwärts kehret
Der entflohnen Tage Friſt,
Das verwöhnte Herz begehret,
Was nicht mehr zu finden iſt.
Oben riß das wilde Wetter
Blumen ab vom grünen Strand,
Unten nur noch welke Blätter
Treiben auf den öden Sand.

Einmal wohl mocht' ich dich flehen,
Spenderin von Luſt und Noth,
Freundlich mit mir ſtill zu ſtehen,
Doch dein Stillſtand iſt — der Tod.
Und nun du hinabgezogen
Haſt den Sprecher ſammt dem Wort:
Rauſch' ich in den wildſten Wogen
Kühn und freudig mit dir fort.

Der Väter Schuld.

Eine Geſchichte aus den Tagen der Reſtauration.

von

Ludwig Robert.

(Fortſetzung.)

„Emilie!“ rief Graf Eduard wehmüthig, und wie von einem glanzumſtrahlten Gnadenbilde ſtrömte ein tröſtender Hoffnungsſchimmer in die Nacht ſeiner Seele. „Dieſen Engel von Schönheit und Güte zu tröſten, zu lieben, zu beſitzen! ein ſorgloſes Leben, in ſtiller Zurückgezogenheit, an der Seite einer theuren Gattin!“ Er mahlte ſich mit glühenden Farben dieſe Seligkeit, baute phantaſtiſche Schlöſſer des Glücks, war der beſten Vorſätze voll.

Aus dieſem Traumzuſtand erwachend, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als die früheren unerbrochenen Briefe ſeiner Tante hervorzuſuchen. Der Erſte, den er zufällig ergriff, verbreitete ſich mit großer Ausführlichkeit und kritiſchen Belobungen über den lezten Willen des Herrn La Javelle, demzufolge ſeine Gattin nur das Landgut zum Wittwenſiz nebſt einer jährlichen Rente erhielt, die Tochter dagegen zur alleinigen Univerſalerbin eingeſezt war. Die meiſten ſeiner Induſtrieanſtalten hatte er bereits veräußert, die andern ſollten es ebenfalls werden. Ueber den vierten Theil des Geſammtvermögens ſollte die Univerſalerbin zu diſponiren haben, der Reſt in das große Buch, als Fideikommiß, eingetragen werden; dann wohlthätige Legate, Verordnungen, und zulezt, was Eduard in ſeiner jetzigen Stimmung am meiſten erfreute, die Bitte des Teſtators, daß ſeine Tochter nicht ſäumen möge, einen Gatten zu wählen. In einem andern Brief erzählt die Tante mit Freude und Verwunderung, daß der erwartete Freier ausgeblieben, daß ihm der Pfarrer entgegengereist und mit dieſer Hiobspoſt zurückgekommen ſey. Alles das wußte er, warf das Blatt bei Seite und las in dem nächſten Schreiben: der Geiſtliche habe eine lange und heimliche Unterredung mit Herrn La Javelle gehabt; dann habe man Mutter und Tochter rufen laſſen und ihnen eröffnet, daß jede Verbindung mit Hüganne für immer abgeſchnitten ſey. Nach den Aeußerungen der Frau La Javelle ſcheine es zwar, als habe der junge Menſch in der Fremde ein anderes Verhältniß angeknüpft; ihr, der Tante, aber wolle es bedünken, als ob irgend ein Makel an ihm haſte. Emilie liege krank darnieder; der Vater und der Geiſtliche weichen nicht von ihrem Bette; Alles ſey verſtört in dem ſonſt ſo glücklichen Kreiſe. Spätere Briefe ſprachen von dem Einrücken fremder Truppen, von Schaden und Verluſt, die Herr La Javelle erleide, von Plackereien, Verdruß und Aerger, endlich von einem Rückfall, von einem neuen heftigen Ausbruch ſeines böſen Uebels, der aber, gleich einem Wunder, die kranke Emilie plötzlich hergeſtellt habe, auf der nun alle Sorge und Mühe der Krankenpflege und der Beſchwichtigung der feindlichen Krieger laſte. Eduard ſolle eilen, ſolle der Armen beiſtehen, die Geliebte tröſten. Der vorlezte Brief ſprach ſchon von dem gewiſſen Tode des Herrn La Javelle und mahnte wiederholt und dringend zu möglichſter Eile.

Schon während des Leſens war Eduards Entſchluß gefaßt; der nächſte Morgen ſah ihn auf dem Wege zur Geliebten, zu der Einzigen, von der er ſich wahrhaft beſeligt fühlte, die er im betäubenden Weltgedränge verloren, und deren engelholdes Bild nun, aus dem Morgengewölk roſiger Zukunft, freundlich auf ihn herabſah.

Von ſeiner Tante in das Trauerhaus geführt, trat er dort mit leiſer Behutſamkeit auf; er wollte erſt erkunden, ob man von ſeiner Theilnahme an dem unerwarteten Ausbleiben ſeines Rivalen unterrichtet ſey. Aber ſelbſt dann noch, als er ſich vom Gegentheil überzeugt hatte, war er nicht im Stande, ſeiner Schüchternheit Herr zu werden. Er wagte es nicht, mit der trauernden Wittwe von ſeinen Abſichten zu ſprechen, noch gar der leidenden Geliebten Empfindungen zu entlocken, die ſich nur durch zarte Schonung, durch unermüdliche Sorgfalt verriethen. So verfloſſen ſechs Monate, und Eduard hatte ſich in dieſer ganzen Zeit eben ſo zurückhaltend bewieſen, als durch die mannigfaltigſten Dienſtleiſtungen ſich un-

entbehrlich gemacht. Es war ihm Ernſt mit ſeiner Liebe, er ſelbſt glaubte ſie dauernd und wahr. Auch der Geiſtliche vertraute ſeiner Sinnesänderung; an dieſen hatte er ſich offenherzig gewendet, ſich reuevoll angeklagt, die reinſten Abſichten gelobt, und der liebreiche Greis — in der Freude ſeines Herzens, ein verlornes Lamm vom Abgrund errettet zu ſehen — willigte ein und ſagte ihm Fürſprache zu.

Als er nun bald darauf die Gelegenheit wahrnahm und in dieſem Sinne von dem Grafen mit Emilie zu ſprechen begann, erſchrack ſie, zitterte und konnte ſich eines Stroms von Thränen nicht erwehren. Der Geiſtliche entſchuldigte ſich, ihre Trauer um den Verſtorbenen wieder erweckt und ſie vielleicht beleidigt zu haben; aber ſie bat ihn, ihre heftige Gemüthsbewegung nicht zu mißdeuten, nicht mit dem ſtillen Schmerz zu verwechſeln, der dem Todten geweiht bleibe. Und als nun der Greis ihre Hand ergriff und um ihr gewohntes Vertrauen bat, da geſtand ſie ihm, daß er ſo eben einen Schleier von ihrem innern Auge gezogen, daß ſie jezt klar ſehe, wie ſie ſelbſt und ſie allein es geweſen, die an Hüganne eine Untreue begangen. Denn ihre frühere Scheu, ihre Furcht, ihre Angſt vor dem Grafen ſey Liebe, ſey wohl gar eine ſündliche Leidenſchaft geweſen.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ein Hahnenkampf in London.

(Fortſetzung.)

So viel aus Freund Toms Buche. Ich kramte in meiner Bibliothek und fand unter mehreren ſeltenen oder merkwürdigen Werken ein Buch mit dem Titel: the court and city Gamester, eine unerſchöpfliche Fundgrube für jeden, der ſich über Kartenſpiele aller Art, über Reitkunſt, Bogen- und Armbruſtſchießen, mit einem Wort über alle nur möglichen Zeitvertreibe eines Sportsman belehren will. Der Styl iſt lebendig, concis und verräth ſogleich den Gentleman und ganz ausgebildeten Sportsman. „Der Kopf des Kampfhahns ſey klein, ſeine Augen feurig; die Füße ſehen ſtark, knochig, blau, grau oder gelb, nach der Farbe des Gefieders; die Sporen ſtark, lang, ſpitzig, ein wenig gekrümmt; das Gefieder grau, gelb oder roth, die Bruſt namentlich ſehr dunkel; nicht als ob man unter Hahnen, die andere Farben haben als die genannten drei, keine guten fände; ſo viel iſt aber gewiß, daß die ſtärkſten, muthigſten Hahnen insgemein grau, roth oder gelb ſind. Bunte Hahnen gehen noch an, aber weiße oder ganz ſchwarze taugen ſelten etwas. Man merke ſich wohl: wenn der Hahn am Hals ſcharlachroth iſt, ſo zeigt es unfehlbar Stärke und Feuer an; ſind im Gegentheil die Halsfedern blaß, wie welk, ſo hat der Hahn gewiß weder Kraft, noch Muth und eine ſchlechte Konſtitution. Beſonders am ſtolzen Weſen, am feierlichen Gang, der majeſtätiſchen Haltung erkennt man, wie viel ein Hahn taugt. Kräht er oft, ſo deutet dieß unfehlbar auf Kraft und Muth. — So oft er ſeinem Gegner einen Hieb gibt, muß das Blut darnach fließen, ſeine Sporen müſſen immer roth ſeyn, und ſo oft er ausfällt, muß man meinen, er werde ſeinem Gegner den Garaus machen.“

Dieſer Traktat iſt ganz vortrefflich, ich mußte aber abbrechen, denn die beſtimmte Stunde hatte kaum geſchlagen, ſo trat Tom Owen, ganz als Sportsman gekleidet, in mein Zimmer. Er ſah einem Roßkamm oder Stallknecht ähnlich; dabei hatte er aber doch etwas Vornehmes, juſt ſoviel, daß man nicht gleich wußte, ſollte man ihn in das Zimmer oder in den Stall führen. Wir brachen auf, gingen raſch durch St. James Park und kamen ohne Hinderniß an die Thüre eines alten Gebäudes in Tuſtonſtreet, das ſchon ſehr lange in der Mode iſt. Vor der Thüre bewegten ſich Kutſcher, Stallknechte, alte Lederhoſen aller Sorten, alte Sportsmen aus allen Ständen; man kann ſich keine ſeltſamere, bizarrere Geſellſchaft denken. Aber junge Leute bemerkte ich nur ſehr wenige; ihrer zwei oder drei ſchienen ſich abſichtlich etwas ferne zu halten, und es war, als ob ſie, halb aus Schaam, halb aus Neugier, ungeduldig des Augenblicks harrten, wo ſich das Thor von Cockpit aufthun würde. Nirgends aber bemerkte ich jenen Enthuſiasmus, jene feurige Ungeduld, welche auf jungen Geſichtern ſtrahlt, wenn es zum Pferderennen oder zur Fuchsjagd geht. Endlich ging die Thüre auf; ich gab meine fünf Schillinge und erhielt dafür eine zinnerne Marke, worauf ein Kampfhahn zu ſehen war.

Cockpit iſt ein kreisrundes, geräumiges, ſehr hohes Gebäude; ringsumher laufen amphitheatraliſch drei oder vier Reihen Sitze. In der Mitte iſt eine Art von rundem Gerüſte, achtzehn bis zwanzig Fuß im Durchmeſſer groß und mit einer Strohmatte belegt. Das Gerüſte hat einen acht bis zehn Zoll hohen Rand, damit die Hähne während des Kampfs nicht herabfallen. Mitten auf der Strohmatte ſieht man mit Kreide einen Kreis gezogen, drittehalb Fuß im Durchmeſſer, und in ihm einen zweiten, bedeutend kleinern. In ihn ſtellt man die Hähne vor einander, Schnabel an Schnabel, wenn man ſie zum Kampf reizen muß, weil ſie nicht mehr Kraft genug zum Angriff haben. Ein ungeheurer vielarmiger Leuchter hängt von der Decke herab und dient zur Erleuchtung der Arena, wenn der Hahnenkampf bei Nacht ſtattfindet.

Als wir den Kampfplatz betraten, waren noch ſehr wenige Leute zugegen; denn da die Herrn, welche die Feierlichkeit veranſtaltet, noch nicht da waren, ſo brachten die Liebhaber einſtweilen ihre Zeit in einer benachbarten

Digitized by Google

Schenke zu. Ein Bedienter spritzte äußerst sorgfältig mittelst eines Wedels Wasser auf die Strohmatte; es geschieht dies, damit die Hähne weniger ausgleiten. Wir ließen uns auf einer Bank in der untersten Reihe nieder, von welcher es unmittelbar in einen der Ställe geht, wo die Hähne verwahrt werden. Jede Parthie hat ihren eigenen Stall.

(Der Beschluß folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

S. in Deutschland, im Juni.

(Beschluß.)

Börnes Briefe aus Paris, in Paris beurtheilt.

„Es ist vielleicht nicht unangemessen, hiebei zu bemerken, daß Börne von der Strenge der Censur viel zu leiden hatte, deren unbarmherzige Scheere nicht selten die Flügel seines unabhängigen Genius beschnitt; daß er sich muthvoll den willkührlichen Plackereien widersetzte, mit denen die Frankfurter Gesetzgebung seine Glaubensgenossen bedrückte, und daß er endlich im Jahre 1819 als Liberaler verfolgt wurde. Dies sind seine Ansprüche an unsere Theilnahme, unsere Achtung; aber können sie ihn auch von der Schuld freisprechen, daß er jetzt seinen eingefleischten, blinden Haß so losbrechen läßt? Das Gefühl, das bei dem Gedanken der Freiheit unser Herz zu raschern Schlägen bewegt, ist eine die ganze Menschheit umfangende Religion der Liebe; und ihr heiliger Tempeldienst könnte sich in rachegeschwangerm Gegenschimpf kundgeben? und es wäre nicht Entweihung ihrer Altäre, wenn dort Schlachtopfer bluten sollten? Wir sind dieser verfahrten Deklamationen müde und überdrüssig; wir sind hinaus über diese blutigen Zerstörungstheorien, deren Resultate nur vernichtende Negationen waren; wir verlangen endlich nun Positives, Reales von der Freiheit. Wenn Börne sich schmeichelte, durch seine Pariser Briefe zu den Fortschritten der Freiheit beizutragen, so hat er sich gewaltig getäuscht; weit eher gab er Anlaß zu einem Rückschritt auf der Bahn des Lichts und der Bildung; denn er hat ihren Gegnern Waffen verschafft, die sie nur allzugeschickt gegen die Preßfreiheit wenden werden. Wahrlich, die größten Feinde der Presse hätten ihr keinen gefährlichern Stoß beibringen, ihren Mißbrauch nicht offenbarer darlegen können! Auch war die Wirkung, die dieses Buch in Deutschland hervorbrachte, so beschaffen, daß — obgleich es auf den Index gesetzt und der Verkauf des Buchs mit einer Strafe von 400 Thalern belegt wurde — dennoch kein Anhänger des Absolutismus so tief innerlich entrüstet darüber und betrübt war, als alle wahrhaften und wirklichen Freunde der Freiheit. Sie, die überzeugt sind, daß jegliches Aufrufen der Massen im jetzigen Augenblick die heilige Sache nur gefährden, daß ein ungestümes Niederreißen der gesellschaftlichen Ordnung unberechenbares Unheil nach sich ziehen würde und man also erwarten soll, daß die Regierungen, aufgeklärt endlich über ihr eigenes Interesse, jene Zugeständnisse ertheilen, welche die öffentliche Meinung und die Bedürfnisse des Zeitalters erheischen — sie, die wahrhaften Freunde der Freiheit, sahen mit Schrecken, wie ein Tollkühner die Axt an einen Baum legt, dessen Sturz die Welt erschüttern würde *). Allgemeine Mißbilligung hat sich in Deutschland gegen diesen Liebhaber von Zerstörung und Träumern kundgegeben **).

„Sollen wir jetzt durch Citate ein Urtheil belegen, das man vielleicht der Strenge beschuldigen wird, und einen Blick auf die Uebersetzung werfen, die Herr Guiran so eben publicirt hat? Nichts kann ungleichartiger seyn, als jenes deutsche Original und diese französische Kopie. Dort ein belebtes Bild mit vollständiger Karnation und Physiognomie, hier nur der Schattenriß eines magern Profils in farblos dunkler Tinte. Die Hauptzüge finden sich freilich wieder, aber die Farbe, die Durchsichtigkeit mangelt. Herr Guiran scheint, indem er ihn so verstümmelte, an seinem Autor verzweifelt zu haben; die Fragmente, die er uns von ihm gibt, sind treu, und daher muthmaßen wir, daß die Auslassungen mit Bedacht geschahen; er eilt in Sprüngen, er überschlägt zehn Seiten mit einemmale, und das, was er ausläßt, ist nicht selten gerade das Merkwürdigste und am meisten Charakteristische der Börneschen Schrift. Man urtheile nach folgender Phrase, der ersten des Werks, die der Uebersetzer nicht wiedergibt. „Ich fange schon an, den guten Reisegeist zu spüren, und einige von der Legion Teufel, die ich im Leibe habe, sind schon ausgezogen. Aber je näher ich der französischen Grenze komme, je toller werde ich. Weiß ich doch jetzt schon, was ich thun werde auf der Kehler Brücke, sobald ich der letzten badischen Schildwache den Rücken zukehre. Doch darf ich das keinem Frauenzimmer verrathen.“ Was mich betrifft, so würde ich sogar nicht unternehmen, es einem Manne zu erklären, indem ich nur Einen, den Abbé des mercure galant, kenne, der dergleichen, ohne die Ohren zu beleidigen, verdolmetschen dürfte. Von jener Legion Teufel, die Börne im Leibe hatte, sind ihm, ich muß es glauben, noch einige verblieben; namentlich der des Hasses; denn er haßt ja das ganze Menschengeschlecht, er haßt die Könige, die Eigenthümer, die Bankiers, die Industriellen, er haßt Goethe, weil er der König der Literatur ist, er haßt die Bücher, er haßt Deutschland und die Deutschen, er haßt das Königthum und die Regierung der Julitage.“

Nachdem nun der französische Kritiker mit den einleitenden Worten: hier etwas für Könige! hier für Goethe! u. s. w. Belege der Börneschen Haßausbrüche beigebracht, schließt er den Artikel also: „Die Stürmung des erzbischöflichen Palastes und der Kirche St. Germain-l'Auxerrois, das Neorama, Madame Malibran, der Salon des Herrn Lafayette, die lithographirten Julitage und die heldenmüthigen Bestrebungen der Polen versetzen Börne in den siebenten Himmel. Stören wir ihn in seinem Enthusiasmus nicht! Hüten wir uns, seine zärtliche Neigung boshafterweise zu untersuchen! Begnügen wir uns damit, daß Börne doch irgend etwas liebt oder zu lieben scheint, und wäre es auch nur die Cholera, die ihn übrigens zur höchsten Bewunderung aufregt. Auch dieses zu entschuldigen, könnten wir noch versucht werden; denn es ist ein tröstlicher Gedanke, ein Gedanke, bei dem wir gern verweilen, daß seine Hypochondrie doch zuweilen von sanftern Regungen bewältigt wird, und daß wir wenigstens nicht nöthig haben, hinsichtlich seiner schmerzlich zu wiederholen, was die heilige Therese von dem Teufel sagte: „Der Unselige! er ist nicht im Stande, zu lieben!“

Eduard de la Grange.

*) Wir können uns nicht erwehren, die Regierungen an ein wahrhaft prophetisches Wort zu erinnern, welches der Graf Molé am 3. März 1817 in der Kammer der Pairs sprach und welches also lautet: Le plus grand secret de l'art de gouverner est peut-être de prévoir de loin ces nécessités qui se développent par le progrès de la civilisation et des mœurs, et à faire, quand il le faut, présent aux peuples de ce qu'on ne leur pourrait refuser plus tard.

**) Weniger in den Tagblättern, als in den geselligen Kreisen, und weniger in den Büchern, als in den Herzen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 154.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Donnerstag, 28. Juni 1832.

Ehrner Füße
Rauschen vernehm ich —
Ich erkenne der Furien Schritt!

Schiller.

Der Väter Schuld.

Eine Geschichte aus den Tagen der Restauration.

von

Ludwig Robert.

(Fortsetzung.)

Der Geistliche beruhigte das zarte Gewissen des schuldlosen Mädchens; auch die Mutter, die auf dem Gipfel der Freude war, sprach ihr Muth ein; eben so ließ es Eduards Tante nicht fehlen, die liebenswerthen Eigenschaften ihres schönen Neffen anzupreisen — und achtzehn Monate nach dem Verscheiden des Herrn La Javelle standen seine Tochter und der Graf von Montfontaine am Altare und empfingen den Segen des ehrwürdigen Priesters zu ihrem unauflöslichen ehelichen Bunde.

Der Honigmonat floß den Neuvermählten in ungetrübter Wonne dahin; sie verlebten den schönsten Nachsommer in reizender Naturnähe, in ersehnter Stille, in genügender Einsamkeit. Als aber die rauhen Winde des Spätherbstes zu stürmen begannen, da begann auch Eduard schon dieser Stille, dieser Einsamkeit überdrüßig zu werden. Paris mit seinen tausendfach wechselnden Freuden war wieder das Ziel seiner Wünsche. Doch gestand er sich solches nicht ein. Er wolle diese unvergleichliche Stadt, diesen Inbegriff alles Wünschenswerthen nur seiner Emilie zeigen, so täuschte, so überredete er sich.

Die Wittwe La Javelle wurde bei dieser Gelegenheit an die prophetischen Warnungen ihres Verstorbenen erinnert und kam zu schmerzlicher Erkenntniß. Wie gern, ach! hätte sie die Tochter nach Paris begleitet! wie gern ihren Theil an den Huldigungen genommen, die ja dort einer Gräfin von Montfontaine werden mußten! Ihrem erlauchten Schwiegersohn aber schien es unmöglich, ein so bürgerliches Mütterchen in der Hauptstadt zu produziren, und die gute Frau mußte, leider! zu Hause bleiben. Ging es doch seiner Gemahlin nicht viel besser! Er hatte nicht den Muth, sie in die historischen Säle der Vorstadt St. Germain einzuführen. Er kannte die Brustharnische, die stachelbesetzten, der Unnahbaren, er kannte seine Empfindlichkeit. Seine Gattin in den Gesellschaften der Chaussée d'Antin vorzustellen, solches erlaubte seine politische Stellung nicht; und so konnte er ihr nur den Genuß der Kunstanstalten, der Theater und des bunten Gewühls der öffentlichen Orte verschaffen. Nicht selten mußte sie Mittags allein speisen, manchen Abend mit ihrer Kammerjungfer, oder einsam mit einem Buche verleben, während Eduard seine früheren, mannigfaltigen Verbindungen anknüpfte, und sich wiederum nur in den höchsten oder in den niedrigsten Kreisen umhertrieb. Obgleich er aber außer dem Hause seine Frau vergaß oder verläugnete, daheim war er stets voll der größten Aufmerksamkeit, ja sorgfältig zärtlich gegen sie. Und wenn er ihr keinen Umgang gönnte, wenn er ungesellig sein Haus verschloß, so war hieran nur Eifersucht Schuld, Eifersucht, die ihn nicht selten außer sich brachte, und

Digitized by Google

deren Ungrund, deren Wahnsinn er dann beschämt eingestand und mit seiner gränzenlosen Liebe entschuldigte.

Unter diesen noch ziemlich erträglichen Verhältnissen war, mit Ablauf Februars, die mildere Jahreszeit eingetreten; und Emilie verläugnete es nicht, daß sie sich nach der gewohnten ländlichen Stille zurücksehne, wogegen Eduard sie mit einer Reise nach Italien vertröstete.

Da, eines Tages, langte ein Schreiben an aus Marseille, an den Grafen von Montfontaine. Es war die Hand seiner Mutter — welche Verlegenheit! Er hatte ihr seine Vermählung noch immer nicht angezeigt, und hatte es doch seiner Tante, seiner Schwiegermutter, seiner Frau wiederholt versprochen, endlich sogar versichert, es gethan zu haben. Die unverzeihliche Nachläßigkeit fiel ihm schwer auf's Herz. In reuiger Stimmung erbrach er das Schreiben. Es bezog sich auf die früheren, unbeachteten Briefe, auf eine Sinnesänderung seiner Stiefschwester Marie. Sie, die sich schon entschlossen, die sich schon bereitet hatte, ihre Tage der klösterlichen Beschaulichkeit zu widmen, habe, zur großen Freude der Mutter, einen würdigen Lebensgefährten, einen trefflichen Menschen gefunden, an dem sie nun mit der ganzen Innigkeit ihrer Seele hänge. Zu der Vollkommenheit ihres Glücks, versicherte Madame St. Etienne, fehle nun nichts, als die Zustimmung ihres theuren Sohns, als seine ersehnte Gegenwart bei der Hochzeitfeier ihrer Tochter u. s. w.

Eduard, früher schon halb entschlossen zu einem Ausflug nach Italien, und jezt, wie gesagt, in einer Stimmung reuiger Weichheit, wollte seinen Fehler wieder gut machen, beschleunigte die Reiseanstalten, und nach wenigen Tagen war er mit seiner Gemahlin bereits auf dem Wege.

Auf der lezten Post vor Marseille befahl er, von der Straße abzulenken nach dem ihm wohlbekannten Landhause seiner Mutter; und erst jezt gestand er seiner Frau, daß Madame Etienne auch nicht ein Sterbenswort von seiner Verheirathung wisse, und wie er sie mit seiner liebenswürdigen Gattin zu überraschen gedenke. Emilie ward von dieser unerwarteten Nachricht höchst peinlich berührt. Je näher sie dem Landhause kamen, um so verlegener ward sie, und diese Verlegenheit steigerte sich jezt, als der Wagen durch die Pforte rasselte, zu einem wahrhaften Angstgefühl.

Ein junges Mädchen von zarter, weicher Gestalt, das etwas bleiche Antlitz von tiefdunkeln Locken umwallt, schwarze sanfte Augen unter einer hohen Elfenbeinstirn, empfing die Ankommenden an den Stufen der breiten Treppe und führte sie mit holder Begrüßung hinauf. Es war Marie. Oben kam ihnen Madame St. Etienne entgegen. Nach herzlichem Bewillkommen trat man in einen Saal, freute sich der gegenseitigen Ueberraschung, der neuen Verwandtschaft; Eduard war munter, die Frauen fanden Wohlgefallen an einander und ein heiteres Gespräch war im besten Gange, als Marie, die Augen niederschlagend, verlegen zu Boden blickte. Man hörte Tritte auf dem Gang. „Es wird Dein Adolph seyn," sagte Madame Etienne zu ihrer Tochter. Ein Diener öffnete die Thür und herein trat — Hüganne. „Adolph!" rief, mit ausgebreiteten Armen rasch aufspringend, die Gräfin von Montfontaine; doch im nämlichen Moment schon war sie mit den Worten: „Gott, was that ich!" ohnmächtig zurückgesunken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Hahnenkampf in London.

(Beschluß.)

Lord D., ein Freund von Tom, trat zu uns; ich wurde ihm vorgestellt, und da er hörte, daß ich mich sehr für das edle Spiel interessire und mich über alle Details des Hahnenkampfs zu belehren wünsche, so zeigte er mir nicht nur mit der größten Bereitwilligkeit Alles Sehenswerthe, sondern theilte mir auch Vieles über die Regeln beim Kampfe mit, unter Anderem folgendes: Die Kampfhähne werden beiderseitig gewogen, darnach die kämpfenden Paare ausgemacht, bezeichnet und numerirt; man geht bei alle dem höchst sorgfältig zu Werk, damit die Hähne nicht verwechselt werden; der Kampf beginnt immer mit den leichtesten. Der Schlüssel zu den Ställen, in welche man die Hähne eingezählt hat, wird auf den Tisch gelegt, auf dem man sie wiegt, und der Gegenpart hat das Recht, ein Schloß an die Thüre zu legen. Kurz, man wacht auf's Sorgfältigste darüber, daß nur die bezeichneten Hähne kämpfen und keine andern untergeschoben werden. Der Lord belehrte mich über die Weise, wie die Hähne gehezt werden, wie man lange, zweifelhafte Kämpfe zu Ende bringt, wie man zwei Kämpfer, wenn es nöthig wird, trennt; es war mir aber unmöglich, seine sehr malerische, lebendige Beschreibung durchaus zu verstehen. Ich könnte dem Leser nur unvollständige Bruchstücke eines schönen, großartigen Ganzen geben, und überdieß habe ich noch über den Kampf selbst, der vor meinen Augen vorging, Bericht abzustatten.

Nächstens sollte der Kampf beginnen, da sahen wir einen jungen lebhaften Menschen von angenehmem Aeußern leicht an uns vorüberstreifen. Er trug sehr enge Beinkleider von weißem Kasimir und eine kleine blaue Jacke, weiße baumwollene Strümpfe und kleine Schuhe; um das Knie hatte er ein Schnupftuch und um den Hals ein Halstuch sehr nachläßig gebunden. Kaum war er vorüber, so hörte ich dicht hinter mir etwas sich bewegen und glucksen; ich drehte mich rasch um und sah einen dicken Mann, der trotz seines hohen Alters sehr kräftig schien, mit

Digitized by Google

einem Sack auf dem Rücken, welcher, den zappelnden Bewegungen nach, die etwas Lebendiges in ihm machte, den Kampfbahn enthalten mußte. Der Mann hieß Nash und der eben beschriebene junge Mensch war sein Sohn. Beide traten jezt an die Matte in der Mitte, und alsbald erhob sich lautes Geschrei von allen Seiten. Man hörte nichts als: „Zwei gegen Eins auf Nash! Eine Guinee auf Nash! Auf Nash eine Krone!“ Das Geschrei des Hahns, den der Tumult noch mehr zu reizen schien, übertönte den Lärm. Der alte Nash war der Hahnenfütterer, sein Sohn der Sekundant, dessen Amt es ist, den Hahn zu hetzen. Nun erschien auch Nashs Widerpart an der Thüre gegenüber. Fleming, so hieß er, war gekleidet wie der junge Nash, zog aber nicht, wie sein Gegner, die Blicke der ganzen Versammlung auf sich. Er stand seinem Rivalen an Feinheit und Gewandtheit weit nach; aber aus seinem Gesicht, seinem ganzen Wesen sprach eine Gutherzigkeit, eine Redlichkeit, die mir desto mehr gefiel, je mehr sie mich an einem solchen Orte überraschte. Das wilde Geschrei von Flemings Hahn vermischte sich mit dem seines Gegners.

Allermittelst öffnete Nash seinen Sack und nahm einen Hahn heraus, wie ich nie einen schönern gesehen. Ich bitte um Erlaubniß, das schöne Thier beschreiben zu dürfen. Er war roth und schwarz, kräftig, von herrlichem Gefieder. Er streckte zuerst nur den Hals aus dem Sack hervor, und dieser sah aus wie der einer furchtbaren Schlange, und man meinte, das gräßliche Thier wolle herausschnellen, hinauf bis an die Decke. Der Leib war gedrungen, kräftig, von sehr schöner Form; die langen dunkelblauen Füße waren glänzend und glichen Eisenstangen; an jedem natürlichen Sporn war zierlich ein anderthalb Zoll langer silberner Sporn befestigt. Der breite Schnabel glich dem eines Adlers; er ließ seine schwarzen, schillernden Augen rings umher laufen, und sie glänzten dabei wie Diamanten. Diese Augen waren ein untrügliches Zeichen von wildem und besonnenem Muthe zugleich. Die Flügel waren stark, breit, mit scharfen Winkeln versehen; der Kamm war ihm abgeschnitten und der Schwanz dreieckig zugestuzt, wie bei einem Jagdpferd. Nash reichte seinen Hahn Fleming hin; dieser nahm ihn in die Hände und untersuchte, während Jemand ein Signalement des Thiers las, Schnabel, Flügel, Beine mit der größten Aufmerksamkeit. Er fand Alles in Richtigkeit, gab den schönen Vogel zurück, zog den seinigen aus dem Sack und unterwarf ihn einer gleichen Untersuchung von Seiten des Widerparts. Das Gefieder dieses Hahns war gelb und hin und wieder schwarz; er kam mir etwas leicht vor, aber seine Muskeln waren elastisch, kräftig; kurz, es war gleichfalls ein schönes Thier. Beim Anblick seines Gegners schien er unruhig zu werden; er bewegte sich hin und her, hielt sich aber still. Der alte Nash untersuchte ihn sehr aufmerksam, und da er der Beschreibung, welche er in Händen hatte, vollkommen entsprach, gab er denselben Fleming zurück.

Jezt begann der Kampf; Jedermann trat vom Gerüste zurück, ausgenommen Fleming und der junge Nash. Nun ging auch das Wetten von allen Seiten mit eigentlicher Wuth an. Die beiden Sekundanten liebkosten erst ihre Hähne, tauchten die Finger in Wasser, feuchteten damit die Bänder an, mit denen die Sporen festgebunden waren, und hatten überhaupt noch Manches zu rüsten. Jezt nahmen sie die Hähne auf, stellten sie gegenüber und hezten sie gegen einander; der Hauptkunstgriff war, daß sie thaten, als wollten sie den einen auf den andern werfen, dabei streichelten sie ihnen Kopf und Hals und machten auf diese Weise fort, bis man sie ohne Gefahr nicht länger hätte im Arme halten können; beide Hähne, zugleich losgelassen, fielen mit unglaublicher Wuth über einander her.

Die Stellung der Hähne in den ersten Augenblicken, wo sie einander gegenüberstehen, ist schön, edel, höchst überraschend. Sie verharrten einen Moment in dieser Stellung Schnabel an Schnabel, dann stürzten sie blitzschnell gegen einander; die kräftigen, dröhnenden Flügel, die starken Sporen verwickelten sich ineinander, so daß beide Thiere nur Einen Klumpen bildeten. Der eigenthümliche Ton, den man hörte, als die Hähne zusammenstießen, läßt sich am besten mit dem Geräusch vergleichen, wenn man einen nassen Regenschirm rasch und gewaltsam aufspannt. Gleich nach dem ersten Anfall schien Flemings Hahn zu schwanken, er fiel und sein Blut floß; er war tödtlich getroffen. Fleming und Nash nahmen ihre Thiere auf, hezten sie wieder und stellten sie wieder einander gegenüber. Man hat keinen Begriff davon, wie sorgfältig, wie zärtlich die Leute mit ihren Vögeln umgingen; es war nicht anders, als hätten sie Schaum, oder irgend etwas äußerst Vergängliches oder Zerbrechliches in Händen. Flemings Hahn war, wie schon gesagt, tödtlich verwundet, seine Beine schwankten, er lief umher wie betrunken, neigte den Kopf bald rechts, bald links, und der Schwanz suchte den Boden; aber Nashs Hahn, noch voll Kraft und Feuer, warf sich wieder über ihn her und gab ihm den Gnadenstoß. Der muthige Gegner stürzte leblos auf die Strohmatte nieder, stolz und männlich im Tode noch. Ich konnte mich eines Seufzers nicht erwehren, ich wandte Augen und Gedanken von dem blutigen Schauspiele ab; aber der Lärm der Wettenden ließ mir die widrige Scene nicht aus dem Kopfe kommen, und ich fühlte recht von Herzen, welch jämmerlichem Zeitvertreib diese Menschen hier nachgehen. Merkwürdig anzusehen war der siegreiche Hahn; er hatte ein Paar leichte Wunden erhalten, aber es war nicht anders, als sey er durch seinen Sieg noch ungleich kräftiger und größer geworden; er schritt majestätischer einher und seine Augen funkelten noch einmal so stark.

Digitized by Google

Während das Geld, das von den Verlierenden zu den Gewinnenden wandern sollte, gezählt wurde, waren zwei frische Hähne auf das Gerüste gebracht worden. Ich mag keinen Kampf mehr ausführlich beschreiben, sondern schließe mit allgemeinen Bemerkungen. Zuweilen war gleich der erste Hieb entscheidend; anderemale schwankte der Kampf lange, und an den erschöpften, athemlosen Hähnen konnte man nacheinander den verzweifelten Muth, den Nachlaß der Kräfte, die Angst, ganz wie bei Berern, beobachten. Oft sah ich die Zunge im aufgesperrten Schnabel zittern, sah, wie der Flügel kraftlos über die Strohmatte streifte, die Beine wankten, der Hals auf die Brust niedersank, das Auge, eben noch glänzend, sich plötzlich umwölkte, und der Schweiß zwischen den Rückenfedern hervordrang. Dauerte der Kampf lange und fielen die Hähne völlig erschöpft mit einander zu Boden, so zählte einer der Fütterer bis auf zehn; dann trennte man die Thiere, brachte sie wieder zu sich und stellte sie dann wieder in dem mit Kreide gezogenen Kreise einander gegenüber. Wenn der Hahn, der früher den Kürzern gezogen hatte, den Kampf nicht von Neuem begann, während einer der Fütterer bis auf vierzig zählte, und der andere Hahn allermittelst Schnabelhiebe austheilte und sich zum neuen Kampfe aufgelegt zeigte, so galt der erstere für besiegt.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

Die deutsche Oper.

Ihre Leser haben wohl bereits aus den Zeitungen erfahren, daß wir eine deutsche Operngesellschaft hier haben. Sie spielt nun schon seit einem Monate, wöchentlich zweimal, in dem italienischen Opernhaus, welches unter dem Namen des königlichen Kollegs bekannt ist. Indessen hat weder der König, noch die Regierung etwas damit zu thun, sondern es ist Privateigenthum, welches von Zeit zu Zeit an den Meistbietenden verpachtet wird, und wofür der gegenwärtige Pächter, obgleich man selten über sechs Monate darin spielt, wo ich nicht irre, die ungeheure Summe von 18,000 Pfund Sterl. als Zins bezahlt, den höchsten, der noch dafür gegeben worden, obgleich alle frühern Pächter, bis auf den letzten (la Porte, einen Franzosen), Alles dabei eingebüßt haben. Um sich der Großen und Reichen zu versichern, hatte man die Eintrittspreise so hoch gestellt, daß nur Wenige vom Mittelstand dieses Theater besuchen konnten, außer in der himmelhohen Gallerie, wo man doch auch noch 5 Schillinge, fast fl. 3 rheinisch, zu entrichten hatte. Aber der Großen und Reichen gibt es selbst hier nicht genug, um die ungeheuern Summen zu decken, welche ein Unternehmer an italienische und französische Harpyen zu entrichten hat, die sich herablassen, das Publikum mit Singen und Tanzen zu unterhalten; und das Auftreten der deutschen Sänger ist schon darum wichtig, weil bei dieser Gelegenheit ein Versuch gemacht worden, in diesem aristokratischen Theater bei niedrigern Preisen zu spielen, und zwar mit dem glücklichsten Erfolg; denn während der Unternehmer an der italienischen Oper, welche auch zweimal in der Woche spielt, bei den alten Preisen jeden Abend Schaden hat, und zwar theils wegen der großen Kosten, theils wegen der geringen Einnahme, findet er bei der deutschen, wo man nur die Hälfte der gewöhnlichen Preise bezahlt, schon darum, weil er den Sängern weit geringere Gehalte gibt, vorzüglich aber durch den Zudrang des Publikums, bedeutenden Gewinn. Die Preise sind immer noch hoch genug, um den Jan Hagel abzuhalten, und da man nicht nur in den Logen, sondern selbst im Parterre nur in anständiger Kleidung zugelassen wird, so verschmähen es selbst die Größten nicht, sich zu den billigern Preisen herabzulassen, die es auch den Kleinern möglich machen, gute Musikstücke gut aufführen zu hören. Ueber diesen Punkt ist auch nur Eine Stimme, und außer einigen Ultra-Demagogen, welche alles Deutsche gehaßt wissen wollen, weil die Königin eine Deutsche ist, empfehlen alle Journale die deutsche Oper. Man hat bis jetzt erst zwei Stücke aufgeführt, nämlich Webers Freischütz und Beethovens Fidelio. In dem ersten spielt Mad. de Meric die Prima Donna; sie ist eine Elsäßerin, die auch in der italienischen Oper in Hauptrollen, doch ohne besondern Beifall, aufgetreten ist. Im Freischütz gibt man der Dem. Schneider als Aennchen den Vorzug, obgleich man zugibt, daß Mad. de Merle sich als Agathe ungleich braver zeigt, als im Italienischen. In Fidelio ist Mad. Schröder-Devrient die Heldin; sie hat eine vortreffliche, höchst kultivirte Stimme und singt und spielt mit Geschmack und Gefühl. Auch habe ich nur bei Paganinis Konzerten das Haus so voll und bei den Zuschauern eine solche Begeisterung gesehen, wie bei der Aufführung jenes Stücks. Haitzinger spielt die männlichen Hauptrollen; er hat eine reine, obgleich nicht sehr reiche und kräftige Tenorstimme und großen Kunstgeschmack, ohne sonderliches Schauspielertalent; dennoch ist er ein Liebling des Publikums. Was den Engländern indessen am meisten auffällt, da sie es weder bei der englischen, noch bei der italienischen Oper je erlebt haben, ist die Genauigkeit des Orchesters und der Chöre. Ebelar aus München ist als Kapellmeister angestellt, und die Kunst, womit er in so kurzer Zeit die halsstarrigen Musiker und Chorsänger unter eine für sie so ungewohnte Zucht zu beugen wußte, macht ihm große Ehre. Es heißt, man werde auch seinen Macbeth aufführen, ein Stück, das hier noch unbekannter ist, als es Fidelio war. Allem Anscheine nach wird eine deutsche Oper hier einheimisch werden, besonders da man davon spricht, dieselbe auch in Drurylane einzuführen; ein Ereigniß, das gewiß für die englische Musik die glücklichsten Folgen haben wird. — Meyerbeers **Robert le diable** wird in wenigen Tagen, gleichfalls im königlichen Theater, von einer eigends hiezu engagirten französischen Truppe gegeben werden. Es fragt sich nun, welche Oper am populärsten seyn wird, die deutsche oder die französische. Die armen Italiener haben bei der Konkurrenz mit der erstern schon ungemein verloren, und sollen in ihrem Aerger dem Unternehmer weit mehr Verdruß machen, wie sonst. Doch versicherte mich neulich ein naher Verwandter desselben, sie machten es ihm lange nicht so arg, als die Franzosen, deren wetterwendische Launenhaftigkeit fast unerträglich seyn soll. „Mit den Deutschen dagegen," setzte er hinzu, „ist es sehr gut verkehren; sie kennen ihre Verpflichtungen und weigern sich nie, sie zu erfüllen." Die Verhätschelung des Publikums wird sie aber bald auch schwierig machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beilage: Kunstblatt Nr. 52.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

№ 155.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Freitag, 29. Juni 1832.

— Wie der Musen Sommerhaus,
Parnassus, stecket er zwei hohe Spitzen aus,
Und raget in die Luft.

Martin Opitz.
Vesuvius.

Miszellen aus Neapel.

Ende 1831.

Mons Vesuvius. — Der Vesuv hat uns im Monat September ein Schauspiel gewährt, welches, wenn auch an Erhabenheit die großen Ausbrüche nicht erreichend, doch um so erfreulicher war, als dieser kleinere keinen Schaden angerichtet hat, und man ungestraft selbst vor Neapolitanern sich davon begeistert zeigen konnte. Denn diese haben es immer, und zwar mit vollem Rechte, barbarisch gefunden, wenn Fremde mit Entzücken in ihrer Gegenwart von Eruptionen sprachen, durch welche Tausende ihrer Mitbürger, nicht nur wie bei Ueberschwemmungen und Feuersbrünsten Haus und Hof, sondern, in Folge dieser schrecklichsten aller Naturbegebenheiten, selbst den väterlichen Grund und Boden verloren, mit allen seinen Gewächsen, Bäumen und Pflanzungen, was alles auf viele Generationen davon verschwindet. Die Lava, obgleich in einem beträchtlichen Strom herabfließend, folgte dießmal einem alten Bette derselben und erreichte so, noch vor den angebauten Plätzen stehen bleibend, nur den Abhang des Berges. Aber dieser Lavafluß sowohl, als die alle Nächte sichtbaren Auswürfe des Vulkans waren hinreichend, um ein vollständiges Bild von diesem herrlichsten und prachtvollsten Schauspiel der Natur zu geben.

Der erste bedeutendere Ausbruch erfolgte am 20ten September, nach welchem die Lava anfing stark zu fließen. Im vorigen Jahre hatten wir am 5ten December einen noch viel größeren Ausbruch gesehen, wobei aber keine Lava den Berg hinunterfloß. Denn damals sah man sie nur von den Rändern des Kraters unten in einer Tiefe von beinahe 200 Fuß fließen. Aber eben diese vorjährigen Ausbrüche haben diesen Abfluß vorbereitet. Sie haben nämlich dieses ungeheure Becken so ausgefüllt, daß die ausgebrannte, aber noch laue Lava jezt schon über die Ränder des Kraters hervorragt, indem der spielende Kegel, der damals auch in der Tiefe lag, täglich höher werdend, angefangen hat, das Profil des Berges zu verändern. Man sieht ihn von hieraus ganz deutlich sich hoch über die Ränder erheben, und in den lezten Tagen, wo die Lava noch floß, deren eigentlicher Abfluß, nach Pompeji hin, von hier nicht sichtbar war, sah man doch einen kleinen Feuerstreifen auch von dieser Seite an jenem Kegel herabfließen. Er wird vielleicht in der Folge, und mit ihm der übrige Theil des großen Kegels, so hoch werden, als der nördliche, unverrückt bleibende Gipfel desselben, der Palo genannt, nach dem die eigentliche Höhe des Berges gemessen wird und der bis jezt an 300 Fuß höher war.

Ist nun aber dieser Berg in Thätigkeit eine der interessantesten Erscheinungen in Europa, so bleibt er immer auch in voller Ruhe einer der schönsten Berge unseres Erdtheils. Sonderbar! ich habe ganze Bände über den Vesuv gelesen, die alles erschöpften, was darüber gesagt werden kann, aber mit keinem Worte seiner wunderschönen Form erwähnten, die doch jedem zuerst ins Auge fallen muß. Und gerade von hieraus, z. B. von St. Lucia, ist sie am

Digitized by Google

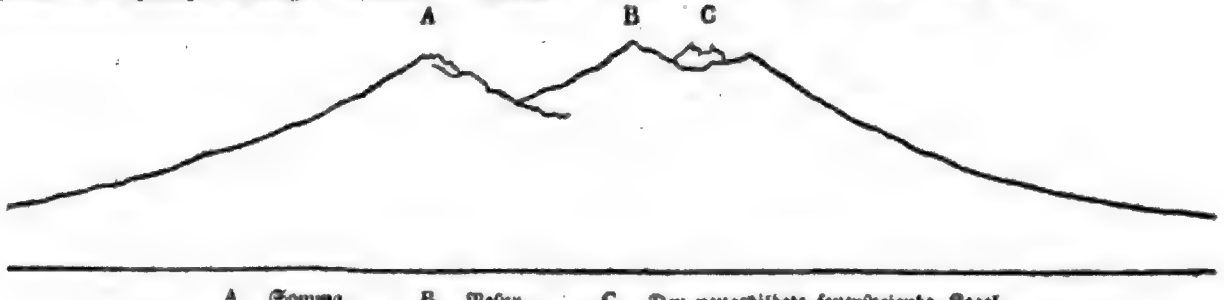
besten sichtbar. Diese seine ganz eigenthümliche Form wird vorzüglich durch die zwei schönen, dem Auge ungemein wohlthuenden Linien hervorgebracht, von denen die eine vom Gipfel des Somma anhebend, sich in einer sanft gebogenen, nach oben konkaven Krümmung in die Ebene verliert, die andere vom südlichen Rande des Kraters des Vesuvs an, völlig gleich der erstern geformt, symmetrisch fortlaufend sich im Meere endigt. Man muß sich immer den Somma und den Vesuv als einen und denselben Berg vorstellen, die beide nur durch den ungeheuren Riß getrennt sind, den die erste bekannte Eruption vom Jahre 79 nach Christus verursacht hat. Das, wodurch er jene schöne Form erhält, ist zugleich die Bestätigung dieser Thatsache und die vor Augen liegende Geschichte seiner Bildung.

Jedem, der seine Mathematik nicht gänzlich vergessen hat, muß es sogleich auffallen, daß diese beiden Linien vollkommen den obern Zweig einer Conchoide bilden, welcher aber am Scheitel durch den alten Krater zwischen Somma und Vesuv, und den neuern des lezten Berges unterbrochen wird (s. unten). Man braucht nur die regelmäßigen Linien auf beiden Seiten oben durch eine Wölbung zu verbinden, um eine vollkommene Conchoide erscheinen zu sehen, deren Asymptoten das Meer bildet. Die unregelmäßig zackigen Linien, die sie unterbrechen, dienen nur dazu, die schöne Symmetrie derselben noch mehr hervorzuheben.

Da die Form dieser Linie höchst wahrscheinlich von dem Abfluß der Lava, sowohl auf der südlichen als nördlichen Seite herrührt, so glaubte ich, daß sie bei keinem andern Berge sich wiederfände und also, in Europa wenigstens, einzig sey. Indessen hat mich einer der berühmtesten unter den neuern Reisenden, welcher einen großen Theil von Asien und Afrika nicht nur gesehen, sondern auch vortrefflich beschrieben hat, Herr M. v. P. versichert, daß ein von Athen aus sichtbarer Berg, dessen Name ich leider vergessen habe, eine ganz ähnliche Erscheinung darbietet.

Capri. — Die Gelegenheiten, die Insel Capri auf eine bequeme Art zu sehen, bieten sich nicht häufig dar. Oft geht man bei schönem Wetter hin, und wenn es nicht dauert, ist man genöthigt, so lange auf der Insel zu bleiben, bis das Wetter wieder die Abfahrt erlaubt. Denn obgleich das Vorgebirge von Massa — ehemals der Minerva — nur etwa drei Miglien (1 d. Meilen) entfernt ist, so ist doch der Kanal, bei ungünstigem und starkem Winde, schwer zu durchrudern. Ich versäumte also nicht, die Gelegenheit zu benutzen, die das Dampfschiff Maria Luigia mir darbot, welches Sonntag den 9ten Oktober die Fahrt hin und zurück machte. Freilich blieben nur sechs Stunden Zeit zur Besichtigung dieser interessanten Insel übrig, aber sie reichten doch hin, um zwei von den vier verschiedenen Punkten, die man gewöhnlich dort besucht, und zwar die hauptsächlichsten, zu sehen. Der einzige Landungsplatz der Insel liegt gerade Neapel zugekehrt. Einige wenige Häuser, von Fischern bewohnt, stehen rund herum um diesen Fleck, in dessen Hintergrunde sich ein reich bebautes Thal allmählig zu der Höhe erhebt, auf der das Städtchen Capri liegt. Ein näherer, aber steilerer Weg führt links eben dorthin. Er ist auch belohnender, denn man übersieht gänzlich jenes zur Seite gelegene Thal, welches diese Anhöhe, die man besteigt, von der senkrechten Felsenwand trennt, auf deren Rücken das zweite Städtchen, Anacapri liegt, zu welchem man nur auf einer halbnatürlichen, halb künstlichen Treppe von 536 mitunter sehr hohen Stufen gelangen kann, die in dieser Wand angebracht sind. Nach Süden zu, am Ende des Thals, stellt sich ein einzelner Berg mit den Ruinen eines alten Schlosses sehr malerisch dar, man nennt beide il Castello, und hinter ihm der weit höhere Monte Solaro, die höchste Spitze der Insel mit einem kleinen verfallenen Fort. Unter Murat hatten die Engländer die Insel genommen und mit einer zahlreichen Garnison, unter dem berüchtigten Hudson Lowe, besezt. Der General Lamarque, derselbe, der jezt in der französischen Deputirtenkammer eine so bedeutende Rolle spielt und einer der Chefs der Opposition ist, erhielt das Kommando der Expedition, welche bestimmt war, den Engländern diese Insel wieder zu entreißen, und erreichte glücklich seinen Zweck. Die Engländer, überfallen und rasch angegriffen, zogen sich mit Verlust in dieses kleine Fort zurück, und hofften sich bis zur Ankunft ihrer Flotte, die in den sizilianischen Gewässern war, halten zu können. Sie vertrauten aber dießmal vergeblich auf deren Beistand und mußten kapituliren, ehe sie ankommen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)



A. Somma. B. Vesuv. C. Der neugebildete feuerspeiende Kegel.

Digitized by Google

Der Väter Schuld.

Eine Geschichte aus den Tagen der Restauration.

von

Ludwig Robert.

(Fortsetzung.)

Madame Etienne sprang der Besinnungslosen bei, rief um Hülfe, Mädchen und Diener eilten herzu, Marie, todtbleich, stand wie im Boden gewurzelt, Eduard, schäumend vor Eifersuth, überschüttete, in Gegenwart des bestürzten Gesindes, seine Gattin mit den Ausbrüchen des schändlichsten Argwohns; dann zu Hüganne sich wendend, rief der Rohe, der Grausame: „Und Du wortbrüchiger Verführer buhlst um die Hand meiner Schwester? Wie darfst Du so frech seyn? Du elender Sohn eines Diebes, eines gebrandmarkten Räubers!“ — „Genugthuung!“ rief nun auch Hüganne, „blutige Genugthuung für diese abscheuliche Verläumdung!“ — „Wenn es Verläumdung wäre,“ höhnte lachend der Graf, „nicht mehr als billig. Da ich aber, was ich sagte, schriftlich, gerichtlich beweisen kann, so werde ich mich wohl hüten, meine Ehre so Preis zu geben, meine unbefleckten Waffen so zu besudeln.“

Der Friede eines glücklichen, eines tugendhaften Familienkreises war für immer zerstört, zwei innig liebende Herzen grausam auseinander gerissen.

Am folgenden Tage, als Eduard wieder zu sich selbst gekommen, that es ihm leid, ein so ärgerliches Aufsehen gemacht und sich selbst in seiner Gemahlin beleidigt zu haben. Daß aber bei dieser Gelegenheit die Abstammung des verhaßten Hüganne vor allen Hausleuten kund ward, darüber freute er sich. Denn war Marie auch nur seine bürgerliche Halbschwester, in ihre Verheirathung mit dem Sohn eines Galeerensklaven hätte er nie gewilligt, und da die Sache nun öffentlich geworden, konnte es auch seine Mutter nicht. Das gab sie ihm selbst, wenn gleich mit Thränen, zu, mit Thränen über das zertrümmerte Glück ihrer Tochter. „Und doch,“ so rief sie, „war ihre Wahl untadelhaft; denn auch ich, mit kälterem Blute, muß es gestehen: nie habe ich einen Menschen seines Alters gekannt, der so gediegen war und so anspruchslos, so rein und edel, als dieser schuldlos-arme, dieser nur zu liebenswerthe Hüganne.“ — Das Wort liebenswerth fuhr wie ein Dolch in das Herz des Eifersüchtigen. Er klagte die Gattin an, er nannte den Gefährten ihrer Jugend einen scheinheiligen Verführer und fragte, ob die Verlockung unerfahrner Töchter aus reichen Häusern Edelmuth, ob die Verheimlichung einer gebrandmarkten Herkunft Reinheit sey? Er ließ nicht nach, den Gegenstand seiner Eifersucht herabzuwürdigen, bot allen Scharfsinn auf, das Urtheil seiner Mutter zu verwirren, und selbst in das Herz der stilleidenden Marie streute er, die eigene Gattin nicht schonend, den Saamen des Argwohns. Bei dieser Verdächtigung kam ihm die zarte Gewissenhaftigkeit seines armen Weibes sehr zu statten. Die verschüchterte Emilie betrug sich mit der unterwürfigen Scheu einer Reuigen, einer Schuldigen, und vermehrte dadurch die herrische Gewalt, die sich Eduard im Hause anmaßte und der sich die verstörten Frauen fast willenlos fügten.

Hüganne kniete betend in seinem Zimmer; die Thüre war von innen verriegelt, auf dem Tische lagen zwei geladene Pistolen, er hatte sich vorgenommen, den Grafen aufzusuchen und, mit gewaffneter Hand, den Zweikampf zu ertrotzen; ein Gebet sollte ihn stärken zu diesem ernsten, entscheidenden Gange. Jezt stand er auf, und: „Nein,“ sprach er zu sich selbst, „Gott erlaubt es mir nicht. Ist es gegründet, das Schreckliche, das ich nicht auszusprechen wage — ach! so hast du droben diese Prüfung mir auferlegt, auf daß ich sie bestehen möge. Ist es aber Verläumdung — nun wohl! so muß ja die Lüge an den Tag kommen, und Alles ist wieder gut, wie es war. — Wie es war? Und die Beleidigung, die Schmach? — Gedenke dessen, der größere Schmach ertrug, der alle Macht hatte, zu strafen, und dennoch vergab. — Aber werden sie nicht sprechen: seht den Feigen! — O Herr, gib mir Muth, daß ich das ertrage!“ —

Indem pochte es an die Thüre. Es war Jerome, der Einlaß begehrte. Hüganne schüzte dringende Geschäfte vor. Der alte Diener erwiederte, daß er sich ja bescheide; er habe nur einen Brief von Madame Etienne abzugeben, und wolle keineswegs wieder fragen, was seinem Herrn Kummervolles begegnet sey. Dieser hatte schon geöffnet, ließ aber den Alten nicht ein, sondern trat hinaus, nahm ihm das Schreiben ab, verriegelte sich auf's Neue und las.

Der Brief, obgleich mit zarter Schonung gewendet, war deutlich und bestimmt: er beklagte die traurige Nothwendigkeit einer nicht zu vermeidenden Trennung; er erklärte sie als unwiderruflich beschlossen, als vollbracht. „Ein ewiges Lebewohl?“ rief Hüganne; „ein ewiges? Und kein Wort von Marie? Ich muß hinaus!“ Das Blatt war seiner zitternden Hand entfallen, er stürmte die Treppe hinab, warf sich in einen Lohnwagen und trieb zu rascher Fahrt an. Hundert Stunden dünkte ihn der Weg. Er bereute es, nicht gleich am andern Tage hinausgeeilt zu seyn, so stolz gezögert, der Verläumdung Raum gegeben zu haben. Nur Marie wollte er sprechen, von ihrer Liebe hoffte er Alles.

Mit wie ganz andern Empfindungen kehrte er denselben Weg zurück! Er hatte das Landhaus leer gefunden: man war abgereist; auch die Geliebte, ohne Abschied, ohne Nachricht. Niemand war aufzufinden, als

Digitized by Google

der Gärtner und eine alte Haushälterin, die sich vor ihm zurückzogen, scheu und mitleidig, wie vor einem Verpesteten.

Der Wagen hielt. Er mußte erinnert werden, auszusteigen. In wirrer Abwesenheit, die an Gefühllosigkeit grenzte, wankte er ins Haus, stieg mühsam nach seinem Zimmer empor. Da plötzlich stürzte ihm ein Wüthender entgegen, eine Pistole in der Hand. „Jerome!“ rief der zur Besinnung Kommende, „Jerome, wohin?“ — „Still!“ flüsterte der Alte, indem er mit dem Finger drohte und wie wahnsinnig ihn anblickte; „still, das unglückliche Geheimniß ist kund worden. Auch hier im Hause weiß man's schon.“ — „So ist es wahr?“ rief Hüganne. „Still!“ wiederholte der Alte. „Ich will den Quell der Schande schon verstopfen. Es ist einmal so in dieser verdammten Welt, daß der Sohn für den Vater büßen muß, und darum kann ich dem jungen Grafen Montfontaine nicht helfen; es ist eben Gottes Wille, wie der Herr Pfarrer Chambeau zu sagen beliebt.“ Er lachte laut auf, spannte den Hahn der Feuerwaffe und wollte mit Gewalt fort.

(Die Fortsetzung folgt.)

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

(Fortsetzung.)

Die Reform und das Volk.

Die Begeisterung für die Kunst ist auffallend zu einer Zeit, wo die Politik sich aller Köpfe bemächtigt und sie so verwirrt hat, daß selbst gebildete Männer sich nicht geschämt haben, die Königin öffentlich zu beschimpfen. Wir haben wirklich Gefahr drohende Tage erlebt, und hätte sich nicht der König so schnell entschlossen, den Grafen Grey zurückzurufen, so wäre eine Revolution unvermeidlich gewesen. Ja bei dem allgemeinen Unwillen, welche die Mehrheit der hohen Aristokratie bei der Nation erregt hatte, müssen wir dem Himmel danken, daß das Unterhaus so entschieden und schnell sein Vertrauen auf das Greysche Ministerium zu erkennen gab, daß sich im ganzen Lande einflußreiche Männer fanden, die sich im gleichen Sinne aussprachen, und daß das souveräne Volk es sich gefallen ließ, beiden zu glauben. Denn bei der so plötzlich und unerwartet vernichteten Hoffnung hätte es leicht kommen können, daß man gesagt hätte: die ganze Aristokratie taugt nichts — denn indem die eine unsern Forderungen kühn die Stirne bietet, hat uns die andere mit falschen Hoffnungen hingehalten, uns in Hinsicht der Gesinnungen des Königs getäuscht und mit uns Spott getrieben. Wäre man zu einer solchen Ansicht gelangt, was hätte uns alsdann retten können? Aber es kam nicht so, und was man auch von der Ansicht der Nation über die Reformbill, oder von dieser Maßregel selbst denken mag, hohe Bewunderung wegen ihres Benehmens in der verhängnißvollen Woche vom 7. bis zum 14. Mai kann man dieser Nation nimmer versagen. Nie werde ich den ruhigen Ernst vergessen, womit sich das höchst gereizte und im Innersten des Herzens empörte Volk in diesen Tagen bewegte. Graf Grey ward, wie einst Necker, durch die Gewalt der Umstände, aber schon nach acht Tagen zurückgerufen, und am 7. dieses, gerade einen Monat nach dem großen Siege der Tories über das Ministerium, erhielt die Bill die Sanktion des Königs. Merkwürdig war es, daß bei den vielen Versammlungen, welche das Volk hielt, selbst der Pöbel, welchem doch von den Demagogen Hunt, Heybrington u. a. so oft vorgesagt worden war, die Bill thue nichts für, sondern alles gegen das eigentliche Volk, sich nirgends eine Ausschweifung erlaubte, ja daß man nirgends eine solche fürchtete. Als z. B. vor einigen Monaten, nach dem Aufruhr zu Bristol und Nottingham, eine Versammlung der arbeitenden Klassen in London stattfinden sollte, da war alles voll Furcht, und Tausende von der Bürgerschaft ließen sich als freiwillige Constables einschreiben; selbst am nächsten Buß- und Fasttage war man unruhig, und viele Frauenzimmer fürchteten sich, in die Kirche zu gehen. Aber in diesen Tagen bemerkte man nichts von einer solchen Furcht; jeder ging, vor wie nach, seinem Geschäft oder Vergnügen nach, und man nahm es sogar übel, daß man Truppen und Geschütz um die Stadt her zusammenzog, weil man es für einen Versuch hielt, das Volk zu schrecken. Indessen sollen die Versammlungen auf dem Lande imponirender gewesen seyn, als in der Stadt, besonders zu Birmingham. Jetzt ist alles voll Freude, und auf allen Seiten werden Anstalten getroffen, den großen Sieg zu feiern. Für den Anfang der Feier ist der 15. Juni festgesetzt, als der Jahrestag, an welchem das große Blatt (Magna Charta) von König Johann unterzeichnet wurde. Natürlich soll diese Reform erst ein Mittel seyn, andere Reformen zu erringen, besonders in den Einkünften der Kirche, der Rechtspflege, den Finanzen, dem Erziehungswesen u. s. w., lauter Dinge, wobei mehr oder minder das Interesse fast eines jeden Mitgliedes der Aristokratie ins Spiel kommt; dann erst müssen wir auf Collisionen gefaßt seyn, die vielleicht nicht so ruhig vorübergehen werden, als die letzte.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels in Nr. 150:

Ein Räthsel.

Räthsel.

Die Hülle nenn' ich, die ein groß Geheimniß
Umschloß und doch enthüllte sonder Säumniß.
Und, wenn sie es verstoßen, doch es heget
Und wie ein Hirte seine Schäfchen pfleget.

Sie schafft dem froh Entdeckten neue Hülle,
Sie spendet ihm des ganzen Reichthums Fülle;
Was sie von Schätzen außer ihm besitzet,
Ist nur ein Schatz, wenn's dem Verstoßnen nützet.

Den Schacht, der immer fordert neue Geister,
Bis ihn zertrümmert sammt der Welt ihr Meister,
Die Quelle nenn' ich, der selbst ewig Leben
Entquillt; ihr kann mein Lied nicht Würde geben.

Die Würde ist es, der sich Alle neigen,
Vor welcher Könige sich und Kaiser beugen;
Groß ist ihr Anspruch, doch ihm wird Gewährung,
Verlangt sie auch von einem Gott Verehrung.

J. G. M.

Beilage: Literaturblatt Nr. 66.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

№ 156.

Morgenblatt
für
gebildete Stände.

Sonnabend, 30. Juni 1832.

— Wenn du
In frühen Jahren, ohne Schuld verbannt,
Durch heilge Fügung fremde Fehler büßest,
So führst du, wie ein überirdisch Wesen,
Der Unschuld Glück und Wunderkräfte mit.

Goethe.

Der Väter Schuld.

Eine Geschichte aus den Tagen der Restauration.

von

Ludwig Robert.

(Fortsezung.)

Hüganne, der dem riesenstarken Mann nicht gewachsen war, mußte sich zu Bitten und Liebkosungen bequemen, um ihn nur endlich in sein Zimmer zurückzubringen. Dort aber verfiel er sogleich wieder in seine Raserein: er sprach von einem schändlichen Brief, den er am Boden gefunden, von Pistolen, die ihm der verdammte Geist seines ruchlosen Bruders gebracht habe; dann wüthete er wieder gegen den Grafen v. Montfontaine, dann gegen den Pfarrer, von dem er sich nur zu lange habe einschüchtern lassen, und trieb es endlich so weit, daß ärztliche Hülfe nöthig wurde.

Länger denn sechs Wochen lag Jerome an einem bitzigen Fieber lebensgefährlich krank. Mit unermüdlicher Sorgfalt pflegte Hüganne den treuen Wärter seiner Kindheit. An dem Siechbette des Schwerleidenden beruhigte sich sein Gemüth; Todesgedanken hoben ihn über die Eitelkeit der Welt empor, und ein reines Bewußtseyn und liebreiche Thätigkeit gaben ihm, trotz seines unersezlichen Verlustes, die Kraft und den Willen, zu entsagen und zu leben, zu dulden und zu wirken.

Diese Willenskraft der Demuth hatte er sich jedoch nicht ohne die äußerste Anstrengung erkämpft; und auch jezt noch, wie mannhaft mußte er sich selbst bewachen, damit nicht Hoffnungslosigkeit, nicht Verzweiflung ihn beschleiche. Schien es doch, als sollte er lernen, Alles aufzugeben, was ihm hienieden theuer war. Schon während Jeromes Krankheit waren ihm von seinem geliebten Oheim traurige Nachrichten zugekommen. Im Vorgefühl seines nahen Todes hatte dieser eine Rente von fünfzehnhundert Franken eingeschickt, das ihm anvertraute Vermögen seines Pfleglings, nebst einem andern versiegelten Paket, mit der Aufschrift: „Rückständiger Gehalt für Jerome," damit, wie er schrieb, es nach seinem Heimgange keine gerichtliche Weitläufigkeiten gebe. Hüganne säumte nicht, augenblicklich zurückzuschreiben. Dem zärtlichen, dem trostathmenden Briefe war die Bitte hinzugefügt, ihm das Räthsel seiner Geburt wo möglich vollständig zu lösen; die Schande sey doch nicht mehr zu verbergen, eine grausame Hand habe den Schleier der Schonung zerrissen.

Statt der ersehnten Antwort, kam das Schreiben unentsiegelt zurück. Auf der Außenseite des Briefes war von der Postbehörde das Ableben des ehrwürdigen Pfarrers mit zwei Geschäftsworten angezeigt, und in der wunden Brust des armen Hüganne regten sich wieder alle noch kaum gestillten Schmerzen.

Auf den genesenden alten Hausdiener aber machte diese Todesbotschaft nur einen flüchtigen und ganz entgegengesezten Eindruck. Er lächelte, murmelte etwas vor sich hin, wovon man nur die Worte: „geistlicher Kerker-

Digitized by Google

meister“ verstand, und verfiel dann wieder in ein stummes Brüten, welches der Arzt für die Nachwehen des überstandenen heftigen Nervenfiebers erklärte. Indessen schien er alle seine körperlichen Kräfte wieder erlangt zu haben, verrichtete die gewohnten Geschäfte und war, wie immer, unablässig besorgt, seinem jungen Herrn Alles nur recht bequem und behaglich zu machen.

Um so mehr fiel es diesem auf's Herz, da der so selten-treue Diener, da auch dieser einzige Mensch, auf dessen Liebe er noch bauen durfte, ihn, ohne irgend einen ersichtlichen Grund, halsstarrig verließ.

Hüganne hatte nämlich die Ueberzeugung erlangt, daß seines Bleibens hier nicht länger seyn konnte. Sein Begegniß auf dem Landgute der Madame St. Etienne und die Entdeckung dort, daß er der Sohn eines Galeerensklaven sey, war ruchbar geworden, und wie es mit Gerüchten zu gehen pflegt, sie wurden übertrieben und entstellt, man dichtete ihm eine fabelhafte, eine gräuelvolle Lebensgeschichte an; selbst gebildete Leute, mit denen er in Geschäftsverbindungen stand, stutzten und wurden zweifelhaft. Er zögerte nicht mehr, er mußte Frankreich verlassen. Seine mannigfaltigen technischen Kenntnisse waren rühmlich bekannt; ein Agent des Vicekönigs von Egypten, der sich damals in Marseille aufhielt, machte ihm Anträge, und er trat in die Dienste des unternehmenden Paschas. Als er dem brütenden Jerome dieses Ereigniß mittheilte, gerieth der Alte außer sich vor Freude. Er lobte seines Herrn Entschluß, rieth ihm, ein Muselmann zu werden, prophezeihte ihm die höchsten Ehrenstellen und war Tag und Nacht beschäftigt, zu kaufen und zu packen und hundert und aber hundert Kleinigkeiten zu einer so weiten Reise zu besorgen. Drei Tage vor der bestimmten Einschiffung aber verfiel er wieder in sein gewohntes Dahinbrüten, und am Morgen der Abfahrt stürzte er plötzlich seinem jungen Herrn zu Füßen, bat, daß er ihm verzeihen möge, was er Böses an ihm gethan, und flehte, zum Zeichen der Versöhnung und zum ewigen Abschied, um eine lezte Umarmung. Hüganne war wie aus den Wolken gefallen, daß ihn der Alte nicht begleiten wollte. Er bat, er befahl, er bat wieder. — Vergebens! — Er mußte sich darein ergeben. Störrisch verharrte der Unbeugsame auf seinem Willen. Auch das dargebotene Geld wieß er zurück, indem er behauptete, daß er mit dem Gelde, welches ihm der selige Pfarrer zugeschickt habe, bis an sein Ende genug habe. „Nur noch die lezte Umarmung,“ bat er wiederholt; und als ihm der Gerührte die Hand reichte, fiel er ihm leidenschaftlich um den Hals, küßte ihn, weinte, küßte und drückte ihn wieder und stürzte endlich laut schluchzend fort, aus dem Zimmer, aus dem Hause.

Wehmüthig begab sich Hüganne nach dem Hafen; er wurde eingeschifft, die Matrosen lichteten singend die Anker; der dritte Kanonenschuß donnerte, und unter lautem Jubel — das Herz wollte ihm zerspringen — schwebte das Fahrzeug dahin.

(Schluß des ersten Abschnitts.)

Miszellen aus Neapel.

Ende 1831.

(Fortsetzung.)

Man muß hier weder die starke Bevölkerung, die einzig auf die zwei Städtchen Capri und Anacapri eingeschränkt ist, noch den auf's Höchste getriebenen Anbau der Insel Ischia suchen, aber die Natur entschädigt reichlich dafür. Solche balsamische Lüfte, so übersättigt von Ausflüssen aromatischer und würziger Kräuter habe ich nirgends sonst geathmet. Trotz dem, daß die Insel ein einziger Felsen zu seyn scheint, ist die Vegetation wundervoll, und auf dem Wege von Capri nach dem Palazzo di Tiberio steht eine Gruppe indianischer Feigenbäume von einer Größe und Dicke, wie sie mir noch nicht vorgekommen sind. Sie waren voll von ihren erfrischenden Früchten.

Den Rücken des Berges, der die östliche Spitze der Insel bildet, hinanklimmend, um zu diesem ehemaligen und lezten Wohnsitz Tibers zu gelangen, kommt man an einer Stelle vorbei, wo ein steiler Abgrund sich ins Meer hinunter öffnet, aus welchem spitzige Klippen sich in die Höhe thürmen. Dieß nennt man den Salto di Tiberio, und es geht die Sage, daß er von hier seine Opfer einem doppelten Tode entgegen werfen ließ. Unter den mannigfaltigen Ruinen, die man in diesem Lande an so vielen Orten findet, würden, von aller Erinnerung entblößt, die Reste vom Pallast dieses Tyrannen, die man noch auf dem Gipfel des Berges sieht, keine bedeutende Stelle einnehmen; aber wenn man sich das Meisterstück des großen Meisters Tacitus, seine Schilderung Tibers, ins Gedächtniß zurückruft, kann man sie nicht ohne das höchste Interesse betreten, obgleich, außer vielen Mauern, nur einige Fußböden, hin und wieder ein Stück von einem Plafond, und einige herumliegende Stücke von Säulen von aller frühern Pracht übrig geblieben sind. Wenn er wirklich hier zwölf Villen hatte — duodecim villarum molibus insederat — so scheint dieß sein Hauptpallast gewesen zu seyn, indem von allen andern noch weniger oder gar keine Spuren mehr übrig sind. — Doch hat er schwerlich hier das ganze Jahr über gehauset, denn im Winter, wo die Stürme hier schrecklich wüthen, würde er den Vortheil nicht genossen haben, von dem Tacitus spricht: objectu montis, quo saeva ventorum arcentur. Aber freilich hätte er keinen, für sein argwöhnisches Gemüth geeignetern Ort finden können, wo er rings umher, in diesem hafenlosen Meer, (importuosum mare) alles, was sich seinem Sitz näherte, aus der größten Ferne erblicken konnte. Die Aussicht, die man hier beherrscht, ist eine der schönsten, die man sehen kann.

Der Standpunkt ist einzig, denn man sieht von ihm in drei verschiedene Golfe hinein, von denen, nach der Reihe, immer einer weiter zurückweicht wie der andere. Der von Gaëta ist der entfernteste, der mittlere von Neapel liegt schon näher, und der von Salerno am nächsten. Calabriens hohe Küsten begrenzen von dieser Seite die Aussicht. Grade gegenüber, ganz nahe, liegt das Vorgebirge von Massa mit dem Berge von St. Costenza, und stellt sich wie eine hohe Insel dar.

Wenn man von hier nach Capri zurückkehrt, biegt man auf halbem Wege links ein und steigt eine fast senkrechte Schlucht, kletternd und springend, nicht ohne Gefahr hinunter bis ans Meer, wo man die berühmte Grotte bei Matrimon, oder auch Metromania, wie sie auf der Karte des topographischen Instituts genannt wird, findet. Sie ist ganz gegen Süden zu gekehrt und in einen künstlichen Bau verwandelt gewesen, wie man noch deutlich an Resten von Opus reticulatum sieht. Daher versezt man auch hieher einen der zwölf Paläste oder Villen. Doch ist fast kein Platz hier zwischen Meer und Felsen, und dieß Gebäude, vielleicht blos ein Bad, scheint durch Gänge und Treppen, von denen man vielleicht noch Spuren erblickt, mit andern auf der Höhe zusammengehangen zu haben. — Die Herleitung der Benennung dieser Grotte, wie sie Stollberg gibt, scheint mir nicht glücklich zu seyn. Er geht davon aus, daß nach einigen Anzeigen die zwölf Paläste Tibers nach den zwölf Hauptgottheiten benannt gewesen seyen, und daß daher Matrimon, oder Matrimonio, wohl von Mater Deorum herkommen könnte. Ich wäre vielmehr geneigt, diesen Namen auf irgend eine neuere Lokalanekdote zu beziehen, ob ich gleich gestehen muß, daß alle Anklänge davon seltsamer Weise verschwunden seyn müßten. Auf diese beiden Punkte beschränkten sich dießmal unsere Spaziergänge auf der Insel. — Die Zeit erlaubte nicht, die große Treppe nach Anacapri hinaufzusteigen, und die blaue Grotte, Grotta azzurra, zu sehen, wäre nicht möglich gewesen, wenn wir auch Zeit dazu gehabt hätten, denn man kann nur bei völlig ruhigem Meer hineingelangen, weil der Eingang so niedrig ist, daß der Bord des Bootes fast an die überhängenden Felsen anstreift, so daß man sich darin niederlegen muß. Ich will indeß das, was mir davon bekannt geworden, hier nicht übergehen. Der Notar Pagano (dessen Haus die einzige Herberge auf der Insel, und welcher, trotz dem Mangel aller Konkurrenz, doch ein sehr billiger Wirth ist,) entdeckte, in Gesellschaft eines Künstlers aus Schlesien, erst vor fünf Jahren diese Grotte. Das Merkwürdige derselben ist, daß, da der sie bildende Felsen bis beinahe an die Oberfläche des Meeres herunterreicht, sie nie direkt von den Strahlen der Sonne erleuchtet werden kann. Aber da das durch dieselben hellerleuchtete Meer bis in die Grotte dringt, so entsteht in ihr durch die Reflection eine ganz eigene wunderbare Beleuchtung. Um dies am besten wahrnehmen zu können, zieht sich ein Schiffer aus und steigt aus dem Boot in das Wasser in der Grotte, das ihm bis an die Hüften geht. Nun erscheint der obere Theil seines Körpers schwarz, oder vielmehr dunkelblau — daher der Name der Grotte — (weil der Wiederschein des hellen Wassers das ganz Dunkle etwas heller färbt) während der untere, vom Wasser umgebene von der reflectirten Sonne hell erleuchtet ist.

Zum Schluß nur noch ein paar Worte über die Gesellschaft auf dem Dampfschiff. Sie war sehr zahlreich, wohl an 150 Personen stark, und aus allen möglichen Nationen zusammengesezt, unter welchen jedoch Frankreich und seine Revolution das größte Kontingent geliefert hatte. Es befanden sich darunter viele Franzosen mit ihren Familien, die unter der vorigen Dynastie, der sie noch eifrig anhängen, bedeutende Aemter als Diplomaten, Präfekten u. s. w. bekleidet haben und jezt in freiwilligem Exil hier leben. Ihnen hatte sich der bekannte Graf de Maistre beigesellt, derselbe, welcher vor langer Zeit eine weit kleinere Reise auf eine Art beschrieben hat, wie ich wohl gewünscht hätte, diese jetzige beschreiben zu können. Er ist nämlich der Verfasser der allerliebsten kleinen Schrift, welcher man sich noch immer mit Vergnügen erinnert, des „Voyage autour de ma chambre.“ Auch der General, unter dem die Garnison von Capri steht, hatte diese Gelegenheit benuzt, um sie zu inspiziren und vorzüglich sich von ihrem Gesundheitszustande zu überzeugen. Endlich war ein Engländer auf dem Schiffe, welcher in einer ganz andern Absicht, als die übrige Gesellschaft, Capri besuchte. In jenem Gefecht nämlich, welches der Kapitulation der Engländer, von der oben die Rede war, vorranging, war ein englischer Offizier, ein Verwandter von diesem, gefallen und auf dem Fleck, auf dem er geblieben, begraben worden. Nach zwanzig Jahren war es jenem geglückt, den Ort ausfindig zu machen, wo die Gebeine seines Vetters ruhten, und da der leztere Katholik war, so hatte er die Erlaubniß vom Bischof von Sorrent erhalten, sie in der Kirche von Capri beerdigen zu dürfen. Er kam nun hieher, um diesen Zweck zu erfüllen und eine Inschrift auf das Grab setzen zu lassen.

Korrespondenz-Nachrichten.

London, Juni.

(Beschluß.)

Karrikaturen. Dampfwagen auf Chausseen.

Sie können sich denken, daß die Reformstreitigkeiten zu einer Menge Karrikaturen Anlaß gegeben haben; das Thema war vorzüglich der Einfluß, welchen die Königin auf ihren Gemahl ausüben soll, und die Frechheit mancher dieser Produkte übersteigt allen Glauben. Hier sizt der König vor der

Digitized by Google

Königin auf dem Armensünderstühlchen mit einer Narrenkappe auf dem Kopfe; dort guckt er ihr aus der Schlitze des Unterrocks hervor; hier schaukelt sie ihn auf den Knien; dort führen sie und Graf Howe ihn am Gängelband. Auf einem Blatt hat sie ihn mit einem Fußtritt vom Tempel des Ruhms heruntergestürzt; auf einem andern spornt sie ihn als Pferd in eine Pfütze, in welche Wellington, Eldon u. a. schon bis an den Hals gesunken sind. Auf einem andern ist das alte Sprüchwort dargestellt: the grey mare is the better horse (die graue Mähre ist das bessere Pferd): der König, auf einem Grauschimmel (Grey) reitend, dessen Kopf die Gestalt des ersten Ministers hat, läßt die Königin auf einem Gaul mit einem Wellingtonskopfe weit hinter sich zurück, während sie ihm in deutschem Accent keuchend nachruft und mit der Ruthe droht, die man ihr auf jedem Bilde als Scepter in die Hand gibt, u. s. w. Die Erbitterung ging so weit, daß viele Kutscher, deren Fuhrwerke den Namen Adelheid führten, denselben ausstreichen oder doch bedecken mußten. Wirthe veränderten ihre Schilder oder hingen sie verkehrt auf, und Krämer machten flugs aus Adelheidsbändern, Adelheidkorsetten u. dgl. Reformbänder u. s. w.; ja sogar die Wellingtonsstiefeln sind zu Reformstiefeln geworden. Der Held von Waterloo, entschlossen, bei der bevorstehenden Jubelfeier dem Volke Trotz zu bieten, läßt, obgleich die Minister seinem Hause gegenüber ein Polizeiwachthaus errichten lassen, alle seine Fenster mit kugelfesten Blenden versehen. Sie bestehen aus Eisenstäben, welche quer an starken Bändern befestigt sind und in einen oberhalb der Fenster angebrachten Kasten aufgerollt werden können. Andere Vornehme, welche nicht beleuchten wollen, begnügen sich mit hölzernen Blenden, oder lassen es auf das Einschlagen ihrer Fenster ankommen. Die meisten Tories werden sich doch dazu bequemen, ihre Häuser zu beleuchten, um den Volkshumor nicht zu verderben.

Es hat zwar schon öfters geheißen, die Dampfkutschen werden nächstens regelmäßig die Landstraßen befahren können; es ist aber bisher immer nur noch bei ungenügenden Versuchen geblieben. Jetzt heißt es auf's Neue, es solle noch vor dem Ende des Monats ein Wagen mit Raum für vierzig Passagiere und eine Menge Gepäck zwischen London und Leeds seine Fahrt beginnen. Die Maschine soll sich auf einem abgesonderten Wagen befinden und die Räder des Fuhrwerks so breit seyn, daß die Unternehmer der Landstraßen keine Klage dagegen führen können, wozu dieselben auch um so weniger geneigt seyn werden, weil eine solche Erfindung die Anlage von neuen Eisenbahnen vor der Hand überflüssig machen würde, zumal die Schnelligkeit dieser Wagen, wie man versichert, bis auf fünfzig englische Meilen die Stunde gesteigert werden kann. Dies sind eigentlich die besten Reformen; denn im Maße, als man den materiellen Wohlstand einer Nation erhöht, vermehrt sich auch die Muße für Geistesbildung, und hat diese nur einmal recht um sich und eingegriffen, so reformirt sich das Staatsleben von selbst. Auch standen die Engländer in dem, was persönliche Freiheit und Unabhängigkeit betrifft, die zur Förderung der materiellen Wohlfahrt, so wie zur geistigen Entwickelung unentbehrlich ist, auch ohne die Reformbill weit höher, als die theoretisch freieren Franzosen; so darf man z. B. alle Versuche, wie die eben genannten, machen, ohne die Regierung um Erlaubniß zu fragen, und eine Sekte, wie die St. Simonisten, hätte hier ungestört ihr Wesen treiben können. Bei dem Allen gibt es doch noch viele Tyrannei. So erzählen die heutigen Zeitungen: Ein armes Weib wurde von einem Polizeidiener vor zwei Friedensrichter gebracht. Sie hatte sich des großen Vergehens schuldig gemacht, Nüsse auf der Straße zu verkaufen und mit ihrem Korbe den Weg zu versperren, und dazu sollte sie sich an dem Manne mit dem blauen Rocke vergriffen haben, als derselbe sich gewaltsam ihres kleinen Eigenthums bemächtigte. Sie sagte, sie habe einen kranken Mann und vier Kinder, sey nahe daran, ein fünftes zu gebähren, und wollte wissen, ob es ein Verbrechen sey, sich ehrlich zu ernähren. Sie habe zwar ihr Eigenthum zu vertheidigen gesucht, aber den Mann nicht geschlagen. „Die Nüsse sind verfallen!“ schnaubte einer der Beamten sie an, ohne sich die Mühe zu geben, der Unglücklichen zu erklären, weswegen sie denn eigentlich in eine für sie so schwere Strafe verfalle. „Das ist nicht genug!“ schrie der andere; „sie soll noch fünf Schillinge dazu bezahlen, und wenn sie es nicht kann, ins Gefängniß wandern!“ Umsonst bat die Arme um Schonung, umsonst verwandte sich selbst der Gerichtsschreiber und ein anwesender Bürger für sie; dieser ward wie ein Landstreicher ausgescholten, aus der Gerichtsstube gewiesen und die Frau nach dem Gefängnisse abgeführt. — Wo soll aber solche Tyrannei hinführen in einem Lande, wo eilf Dreizehntheile Arme sind? Auch wandern so viele derselben aus, als nur immer können, gleichgültig gegen ein Vaterland, das sie mißhandelt, gleichgültig, ob ihr Loos sie nach Kanada führt, welches bis jetzt noch der brittischen Krone unterworfen ist, oder nach den Vereinigten Staaten, den kräftigen Nebenbuhlern Großbritanniens. Der Hang zum Auswandern trägt indessen unter andern zunächst die Frucht, daß die brittischen Besitzungen in Amerika immer bekannter werden.

Das wichtigste Werk über jene Gegenden ist Macgregors Beschreibung des brittischen Amerikas in zwei Quartbänden. Unter andern interessanten Schilderungen befindet sich darin eine Beschreibung des großen Sanct Lorenzflusses, den der Verfasser als den mächtigsten in der Welt darstellt. Auch scheint man in Kanada die Hoffnung zu nähren, daß man einst mittelst desselben und auf dem Spiegel der vielen Seen, mit denen er zusammenhängt, zu Schiff hoch hinauf ins Innere des Kontinents von Amerika, was aber noch weit mehr ist, durch Kanalverbindungen in den Kolumbiafluß werde gelangen und so eine Kommunikation mit dem großen Ocean bewirken können, welche mittelst der Dampfschiffahrt eine Reise von Europa nach Canton innerhalb zwei Monaten möglich machen würde. — Das Werk ist mir eben nicht zur Hand; ich werde Ihnen aber nächstens einige Auszüge daraus mittheilen.

Die deutschen politischen Angelegenheiten fangen an, bei uns Aufmerksamkeit zu erregen, was sich schon daran erkennen läßt, daß die Times begonnen haben, denselben einen bedeutenden Platz einzuräumen. Dieses Journal erhält jetzt Briefe aus Frankfurt, welche mit großer Unpartheilichkeit, Sachkenntniß und Umsicht abgefaßt sind; und da den Times nichts an sich selbst wichtig ist, sondern nur in so weit es die Leser anzieht, so erhellt daraus, daß viele Engländer ihr Augenmerk auf Deutschland richten.

Homonymische Auflösung des Räthsels in Nr. 155:

Kannst du das Wort nicht finden, das ich meine,
So such' es hinter Perlen, beim Gesteine;
Im Essig kannst du's und bei Schraubgewinden,
In Eva leicht und in der Erde finden.

J. G. M.

Beilage: Monatsregister Juni.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. Verantwortlicher Redakteur: Hauff.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google